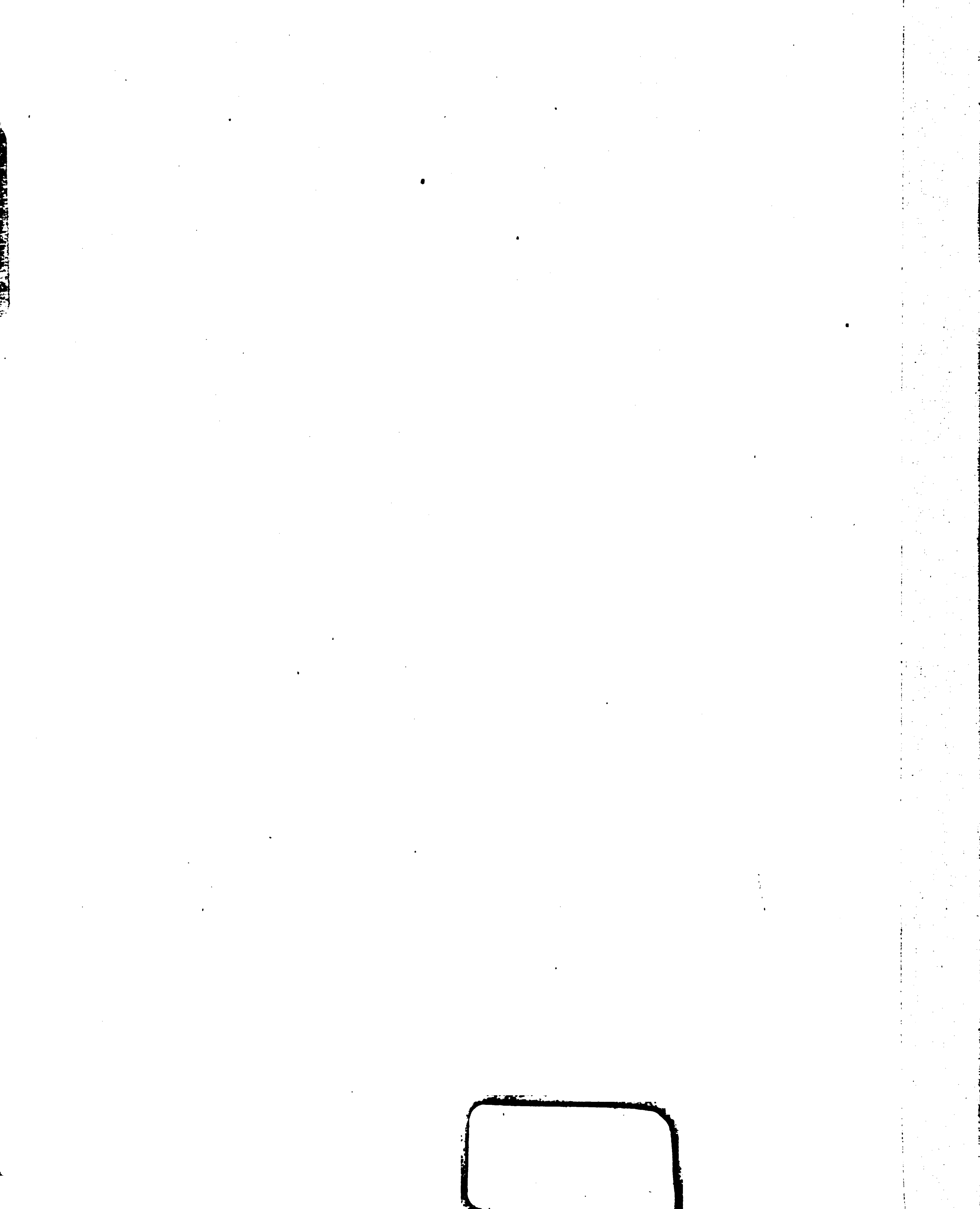
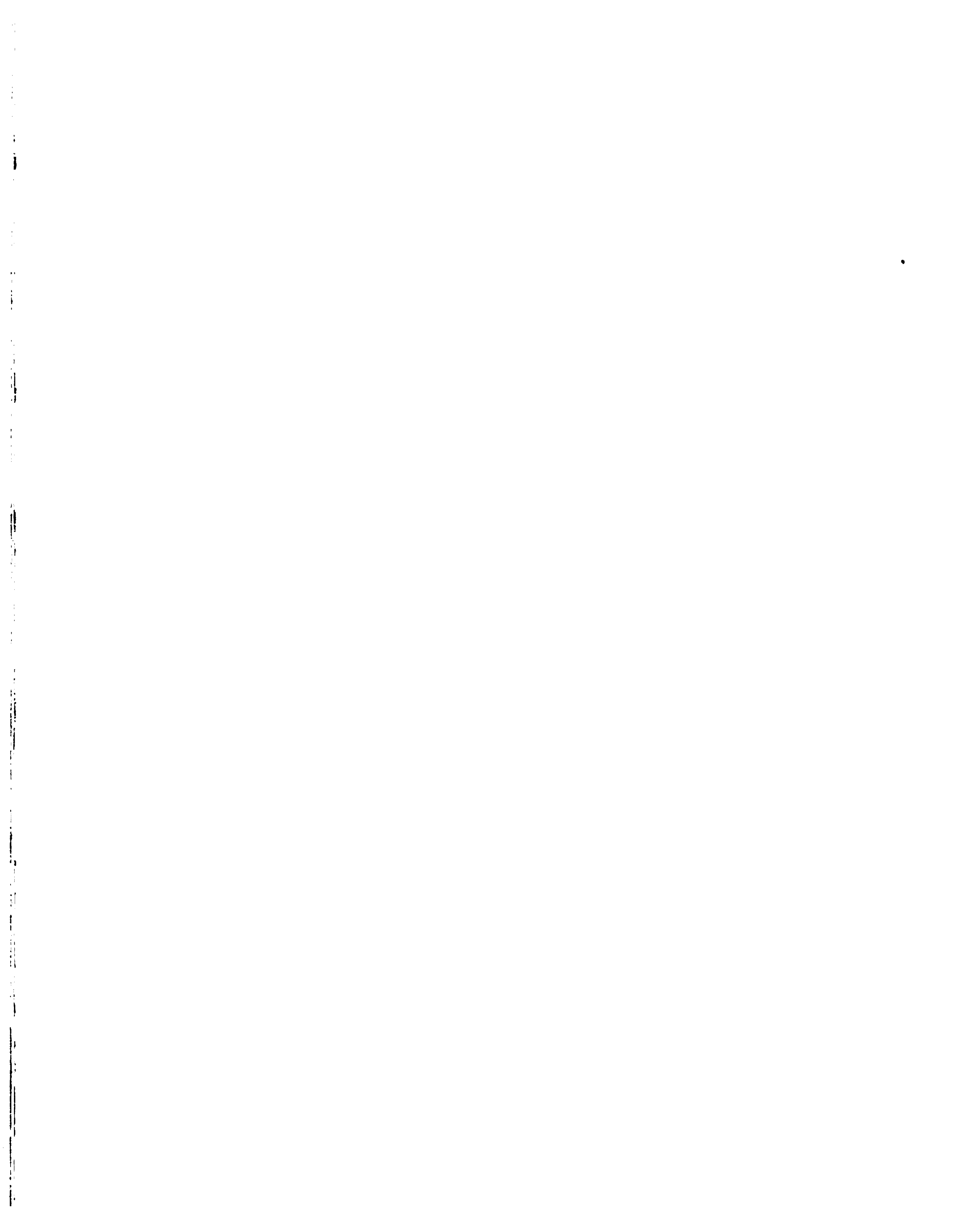






ALLGEMEINE

LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1791.

ERSTER BAND.

JANUAR, FEBRUAR, MÄRZ



JENA,

in der Expedition dieser Zeitung,

und LEIPZIG,

in der churfürstl. sächs. Zeitungs-Expedition,

1791.

Numero 1.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 1. Januar 1791.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Presburg, b. Lippert: *Memorabilia ecclesiae Augustanae Confessionis in Regno Hungariae a Leopoldo M. usque ad Carolum VI.* Recensuit *Joannes Ribini.* 1789. 608 u. 16 S. Vorr. 8.

Leopold der *Zweyte!* Beschützer der heiligsten Menschenrechte! Entschlossener Wiederhersteller und Retter deiner unterdrückten, muthiger, sanfter und glücklicher Wiederbringer deiner verirrten Unterthanen! Was für andre Empfindungen werden einst *Deinen* Geschichtschreiber und seine Leser beseelen, als die es sind, womit der denkende und fühlende Weltbürger ein Buch aus der Hand legt, das die Bedrückungen, die ungerechten Verfolgungen, die Grausamkeiten erzählt, womit fanatische Wuth viele Tausend redlicher Staatsbürger trotz den guten Gesinnungen *Deiner* Vorfahren fast ein ganzes Jahrhundert hindurch unglücklich machte! —

Mit wehmüthigem Erstaunen sieht man hier, wie vom Regierungsantritt Leopolds I. bis zum Tode Karls VI. die Rechte der Protestanten in Ungarn aufs bitterste gekränkt, die zu ihrem Besten gegebenen Befehle zu ihrem Verderben verdrehet, jede Hoffnung besserer Zeiten vernichtet wurde; wie ihnen, blos weil sie andre Religionsmeynungen hatten, als die römische Klerisey und besonders die Jesuiten hegten oder heuchelten, Ehre und Freyheit, Güter und Leben geraubt, und dem Wohlstande eines von Gott und der Natur so begünstigten Landes tiefe Wunden geschlagen wurden. Der sel. *Ribini* erzählt alle diese in den Zeitraum von 1659 bis 1740 fallenden Begebenheiten mit der gründlichsten Zuverläſsigkeit, und mit so rühmlicher Bescheidenheit und Mäſsigung, daſs selbst römischkatholische Leser ihm ihren Beyfall nicht werden versagen können. — II Th. *VIIIte Section.* Der Anfang der Regierung des K. Leopolds I. scheint den Protestanten in Ungarn sehr günstig zu seyn; da ihnen auf dem Reichstage zu Presburg 1659 die völlige Religionsfreyheit zugesichert wird. Aber schon 1662. auf dem Reichstage zu Presburg will man ihren gerechten Klagen nicht abhelfen. Sie erhalten auf ihre dreymal angebrachten Beschwerden endlich die niederschlagende Resolution, daſs der K. bey den vielen öffentlichen Geschäften des Reichs sich mit diesen Privatsachen der Protestanten (???) nicht abgeben könne. Die evangelischen Stände sehen sich genöthiget den Reichstag zu verlassen; nachdem sie dem Comes Palatinus unterm 11ten September eine Declaration eingehändigt haben. Die nachher besonders seit der Zusammenkunft der Stände zu Neusohl 1667 ausgebrochnen Unruhen geben den Feinden der Protestanten die beste Gelegenheit, sie als Rebellen anzuschwärzen und unter Autorität des K. zu unterdrücken. Man errichtet zu Pressburg ein eigenes Gericht, stellt gegen sie fiscalische Klagen an, wirft sie ins Gefängniſs, und zwingt sie durch Drohungen, sich der Verjagung ihrer Prediger und der Wegnahme ihrer Kirchen nicht zu widersetzen. Der Erzbischof zu Gran, *Georg Szelepcsényi* citirt 1673. 32 Prediger und Schullehrer vor das Gericht zu Pressburg, wo Einigen die Tortur zuerkannt, und die Uebrigen zum Tode, oder zur Landesverweisung verdammt werden; ob man sie gleich der Verbrechen, deren sie beschuldigt werden, auf keine Weise überführen kann. Aus Furcht unterschreiben Einige einen ihnen vorgelegten schändlichen Revers, und das ungerechte Urtheil wird ein wenig gemildert. Die königl. Bergstädte lassen durch Abgeordnete dem K. Leopold zu Wien eine Bittschrift um die Erhaltung der freyen Religionsübung überreichen, die aber, zu ihrer groſsen Betrübniſs, dem Erzbischofe zu Gran zur Untersuchung übergeben wird. Sie wenden sich daher nochmals mit einem sehr beweglichen Bittschreiben an den K., welches hier ganz eingerückt ist. Da man aber den K. fälschlich überredet hat, die evangel. Prediger wären Rebellen: so richten sie nichts aus. Vielmehr werden 1674 im Februar 257 Prediger und Schullehrer nach Pressburg gefordert, und weil sie nicht zu bewegen sind, den vorerwähnten Revers, wodurch sie sich selbst für Verbrecher bekennen und ihren Aemtern entsagen sollen, zu unterschreiben: so werden sie zum Tode verdammt. Sie bleiben aber standhaft, und werden nun an verschiedenen Orten in die abscheulichsten Gefängnisse geworfen, wo 17 von ihnen, die es in den Gefängnissen zu Komorn nicht aushalten konnten, sich zur römischen Kirche bekennen. Die übrigen haben ein desto traurigeres Schicksal, und werden nach Italien auf die spanischen Galeeren geschickt. Den Evangelischen zu Oedenburg drohet ein gleiches Unglück, wie den Pressburgern. Man nimmt ihnen ihre Kirchen und Schulen mit Gewalt; sie erhalten aber, auf die Fürsprache der Gesandten der protestantischen Höfe zu Wien, die Erlaubniſs, ihren Gottesdienst anfänglich zu Eisenstadt, nachher in dem Hause des Fürsten von Eggenberg zu Oedenburg, und, da sie hier nicht genug Raum hatten, in einem andern Privathause daselbst zu halten. (Der Vf. giebt hier einige gute Nachrichten von dem verdienten Hofprediger des F. von Eggenberg Matth. Lang, S. 44 ff.) Oedenburg ist die einzige Stadt, wo in diesem unglücklichen Zeitraum die Evangelischen, obgleich unter groſsem Drucke, ihre Reli-

Religionsübung behalten. In ganz Ungarn hatten die Protestanten fast keinen Prediger und keine Kirche mehr, ausgenommen in denjenigen Gespanschaften, die unter türkischer Botmäsigkeit stunden, *wo es von den Türken bey Lebensstrafe verboten wurde, irgend jemand der Religion halber zu beschweren.* — Das Corpus Evangel. zu Regensburg und die protestant. Könige thun dem K. Leopold nachdrückliche Vorstellungen wegen der harten Verfolgungen der Protestanten in Ungarn, und der holländische Gesandte, *Hamel Bruininx* beweist in seinem, 1675 gedruckten, merkwürdigen Vorstellungsschreiben, dass der Process zu Pressburg gegen die protestant. Prediger nicht um der Rebellion willen, von welcher sie ganz frey seyn, sondern aus Religionshass verhängt worden sey. (S. 48. f.) Einige Vertriebene fliehen zum Fürsten *Abasi* in Siebenbürgen, welcher eben den *Tököli* in Schutz genommen hat, und sich mit Gewalt der Waffen in den Besitz der Sathmärer und Saboltscher Gespanschaften setzen will. In einem 1681 herausgegebenen Manifeste führt er unter den Ursachen, warum er die Waffen ergreife, um den Ungarn zu Hülfe zu kommen, auch die unerhörten Verfolgungen der Protestanten an, und behauptet, *dass nicht die unschuldigen Protestanten, sondern der Erzbischof zu Gran, Ge. Lippay und verschiedene katholische Magnaten* die Urheber der ungarischen Unruhen nach dem J. 1667 gewesen seyn. Der K. Leopold beruft, um den neuen Unruhen vorzubeugen, auf den 28 Apr, 1681 einen Reichstag zu Oedenburg zusammen. Die protest. Stände dringen ernstlich darauf, dass zuerst ihren Beschwerden abgeholfen werden solle. Unerachtet der Widersetzlichkeit der Klerisey, findet sich K. Leopold, nach den Umständen der Zeit, bewogen, unterm 8ten Octob. und 9ten Novemb. den Evangelischen *einige* Religionsfreyheit zuzugestehen, womit sie aber, weil die darüber aufgesetzten Artikel dem Wiener Frieden 1606 nicht gemäss sind, nicht zufrieden seyn können. Die Katholiken wissen den K. zu bewegen, dass er diese den Protestanten nachtheiligen Artikel unterschreibt, um ihnen dadurch eine gesetzliche Kraft zu verschaffen. Den Protestanten bleibt nichts übrig, als dem K. eine Schrift zu überreichen, wodurch sie die, nach dem Wiener Frieden, als dem Fundamentalgesetze, ihnen zustehende Gerechtsame für sich und ihre Nachkommen zu verwahren suchen. Um diese Zeit giebt der Bischof *Kollonitsch* sein bekanntes Buch: *Augustana et Anti-Augustana Confessio* etc. zu Wien heraus, und will in demselben beweisen, dass die Lutheraner in Ungarn sich nicht mehr zu der ächten Augsb. Confession bekennten, welchem aber *Val. Alberti*, zu Leipzig, auf Befehl des Kurf. von Sachsen, eine gründliche Wiederlegung entgegensetzt. Die Protestanten fangen nach geendigtem Reichstage an, ihren Gottesdienst wieder anzurichten, werden aber daran aufs neue durch ein Rescript des K. an die Kammer zu Oedenburg eine Zeit lang gehindert. Die Unruhen des *Tököli* brechen heftiger aus. Er erobert Kaschau, und stellt den evangel. Gottesdienst daselbst wieder her. Man streut um deswillen aus, dass er wider die römische Religion Krieg führe. Der Protestant Tököli sucht sich aber durch ein, 1684 an den Papst, Innocenz XI. abgelassenes Schreiben, von diesem seinen Unternehmungen nachtheiligen Vorwurfe zu befreyen. Das Glück der kaiserl. Waffen vereitelt seine Unternehmungen. — K. Leopold hält 1687 zu Pressburg einen Reichstag, auf welchem ihm die Protestanten abermals ein dringendes Bittschreiben wegen der ihren Gerechtsamen schädlichen Oedenburgschen Artikel übergeben, aber auf dasselbe, wegen einer dagegen eingegebenen Schmähschrift der katholischen Klerisey, die Resolution erhalten, dass es bey jenen Artikeln bleibe. Die Katholiken suchen sogar, nach geschlossenem Reichstage die Oedenburgschen Artikel zu verdrehen, und ihnen einen weit nachtheiligern Sinn beyzulegen, als sie schon an sich selbst haben. Der K. trägt einigen Commissarien (Aber welchen??) auf, die Artikel näher zu bestimmen. — Die Protestanten wenden sich mit ihren Vorstellungen an diese Commissarien; erhalten aber im April 1691, nachdem ihre Abgeordneten drey Jahre zu Wien sind aufgehalten worden, *eine Erklärung der Artikel, die schlimmer ist, als der Text.* Sie schicken im May desselben Jahrs nochmals Abgeordnete an den K. Leopold, aber ohne Wirkung. Der Bischof zu Neustadt, *Christoph Roxas* glaubt durch gelindere Mittel die Protestanten in Ungarn wieder zur Gemeinschaft der römischen Kirche bringen zu können, und wird zu seinem Vereinigungsgeschäfte vom K. Leopold bevollmächtiget. (Dieser Bischof ist eben derselbe, der zuvor, unter dem Namen *Rochus de Spinola*, Bischof zu Thien, an den Höfen der protestantischen Fürsten in Deutschland herumgereiset war, und Vorschläge zur Vereinigung der Protestanten und Katholiken gethan hatte, auf welche sich aber Niemand einlassen wollte.) Er fängt einen sehr freundschaftlichen Briefwechsel mit verschiedenen evangelischen Predigern und Gemeinden an, hält auch Unterredungen mit ihnen. (Der merkwürdige Briefwechsel des Bischofs mit den Lutheranern ist hier S. 80—94 abgedruckt. Was er mit den Reformirten verhandelt hat, ist in *Lampe* histor. Reformat. Hungar. S, 506. 510 ff. zu finden.) Aber seine Vorschläge haben eben so wenig in Ungarn, als vorher in Deutschland, einen glücklichen Fortgang. — Neue Uebel drohen den Protestanten in Ungarn. *Der Kaiser widmet das Königreich Ungarn* auf eine sehr feyerliche Art, zu Wien in der Stephanskirche *der Jungfrau Maria*, in der Absicht, dass nun die ganze ungarische Nation die h. Jungfrau verehren sollte. (Ein Einfall, der vermuthlich von den Jesuiten herrührte!) Leopold von Kollonitsch, ein eifriger Verbreiter des Papstthums, wird Erzbischof zu Gran, und drückt die Protestanten auf mancherley Art. Diese Bedrückungen dauern im Anfange des jetzigen Jahrhunderts fort. In den königl. Bergstädten setzen die kaiserl. Commissarien, an statt der Evangelischen, Katholiken in die obrigkeitlichen Aemter. Auf ihre darüber erhobenen Klagen, befiehlt K. Leopold unterm 9 Decemb. 1702, dass die Evangelischen mit den Katholiken in den öffentlichen Aemtern abwechseln sollen; wiederruft aber auch schon am 23 Decemb. desselben Jahrs diesen Befehl!!! Der Ausbruch der Rakoz-

kotzischen Unruhen im folgenden Jahre vermehrt das Unglück der Protestanten, da viele von ihnen dem Rakotzi anhängen. Der Kaiser, der auf die Vorstellung seines Sohnes, des damals schon gekrönten ungar. Königs, Josephs, sehr gelinde gegen die Rakotzische Partey verfährt, lässt ihr durch den treflichen und toleranten Erzbischof von Coloesa, *Paul Szetsény*, Versöhnung antragen und *verspricht den Ungarn völlige Gewissensfreyheit;* stirbt aber vor dem Ende der Unruhen. Die *Xte Section* enthält die Geschichte der luther. Kirche in Ungarn unter den K. K. *Joseph I.* und *Karl VI.* Auch in dieser Periode finden sich eine Menge schrecklicher Beyspiele von Bedrückungen, Gewaltthätigkeiten und Verfolgungen, unter denen die Protestanten seufzten. Aber unsre Grenzen erlauben uns keinen weitern Auszug. Am Schlusse des IXten Abschnitts stellt der Vf. eben so, wie bey den vorigen Abschnitten, den allgemeinen Zustand der lutherischen Kirche und der Gelehrsamkeit unter den Protestanten in Ungarn während derRegierungen der KK. Josephs I. u. Karls VI. vor. (S. 334 f.) — Der *XIte Abschnitt* enthält einige Zusätze und Erläuterungen zum I Theile des Werks und verschiedene Documente zum II Theile. — Wenn der gelehrte und verewigte *Ribini* hier (S. 423 — 431.) gegen eine in der Recension des I Theils, in der A. L. Z. 1787. Nr. 187 gemachte Erinnerung zu behaupten gesucht hat, *dass die Confession der 24 Zipser-Städte dem K. Ferdinand I. nicht*, wie Rec. angiebt, 1548. *könne übergeben worden seyn:* so kann sich Rec. sicher auf die, in jener Recension angeführte *handschriftliche Confession der Zipser Städte* berufen, welche alle Prediger derselben v. J. 1573 bis 1673 eigenhändig unterschrieben haben. Bey dieser handschriftlichen Confession v. J. 1573, ist von eben der Hand, von welcher die Confession geschrieben worden ist, die Anmerkung beygefügt worden: „*Haec Confessio exhibita est* „*laudatissimo Imperatori mansuetissimoque Regi Ferdinan-* „*do, Anno Salutis 1548, et Reverendiss. Domino Antonio* „*Verantio Episcopo Agriensi, Anno Christi 1560, eidemque* „*Domino Antonio Verantio, Archiepiscopo Strigoniensi ite-* „*rum exhibita Epperies in Octava Ao. Sal. 1573. Item Le-* „*gati Civitatum liberarum cum earundem D. Pastoribus* „*confirmarunt Cibinii hanc confessionem 1560 feria quin-* „*ta Pasch.*“ Diese Nachricht aus einem so wichtigen Documente setzt es wohl ausser allem Zweifel, dass die Confession der 24 Zipser Städte schon 1548 dem K. Ferdinand ist eingehändiget worden. Damit stimmt auch dasjenige, was Ribini selbst, im I Th. S. 76 — 78 meldet, dass K. Ferdinand 1548 von den Evangelischen dieser und anderer Städte ein Bekenntniss ihres Glaubens abgefordert habe. — Es ist zu wünschen, aber wohl nicht zu hoffen, dass diese Kirchengeschichte der A. C. Verwandten in Ungarn bis auf den, für sie so günstigen Zeitpunct, da Joseph II. ihren öffentlichen Bedrückungen ein Ende gemacht hat (wovon hier im II Theile S. 256 — 258 ganz kurz etwas gemeldet wird,), von einem andern Gelehrten mit gleicher Einsicht und Genauigkeit fortgesetzt werden möge. Bis dahin kann die, ohne Anzeige des Druckorts (eigentlich zu *Göttingen,*) erschienene; aber itzt schon etwas seltene Schrift: *Kurze und zuverlässige Nachricht von dem Zustande der Protestant. Kirche in dem Königr. Ungarn*, besonders von den gegenwärtigen gefährlichen Umständen derselben, *nebst drey Beylagen* 1743 — 1746. 8. und eine andere im vorigen Jahre herausgekommene Schrift, die wir nächstens anzeigen werden, die Geschichte des Zeitraums von 1740 bis 1781 einigermassen ergänzen.

Wir beschliessen diese Anzeige mit einer summarischen Darstellung der vornehmsten Punkte der Resolution, welche Se. Majestät der itzige Kaiser unterm 7ten Nov. v. J. als König von Ungarn in Ansehung der Protestanten dieses Königreichs haben ergehen lassen. Dieser zufolge wird der Wiener v. J. 1608 u. der Linzer Friedensschluss v. 1647. zum Grunde gelegt, und den Protestanten sowohl Augspurgischer als Helvetischer Confession überall freye Religionsübung, Errichtung der Kirchen mit und ohne Thürme und Glocken, ingleichen der Schulen, Kirchhöfe u. s. w. feyerlich zugestanden; diese Religionsübung soll nicht mehr *exercitium privatum*, sondern überall ohne Unterschied *publicum* heissen; die Protestanten sollen nicht zu katholischen Processionen, Besuchung der Messen u. d. gl. angehalten werden; es soll ihnen erlaubet seyn, Consistoria zu errichten, und deren Organisirung dem König vorzulegen, Synoden zu halten, Canones darinn zu machen, die eine völlige Verpflichtungskraft haben sollen, sobald solche der König ratificirt hat; es soll ihnen in Besuchung deutscher Universitäten kein Hinderniss gelegt, auch die an die katholischen Pfarrer sonst bezahlten Stolgebühren durchaus cassiret, diesen aber der Verlust auf andre Weise vergütet werden; bey Eiden der Protestanten soll die Formel: *juro per beatam virginem Mariam, omnes sanctos et electos Dei*, durchaus wegbleiben; sie sollen ohne Unterschied zu hohen und niedrigen Aemtern zugelassen werden; in allen Ehesachen sollen sie von ihren eignen Consistorien abhängen, in Besitz aller ihrer Stiftungen bleiben, und alle die sich unterstehen, ihnen Kirchen und Schulen wegzunehmen und ihre Freyheiten zu schmälern, mit schweren Strafen belegt werden. Eben so enthält diese königliche Verordnung auch in Ansehung des wechselseitigen Uebertritts zwischen Katholiken und Protestanten, und wegen der vermischten Ehen die weisesten und gerechtesten Vorschriften. Als sie auf dem Landtage zu Presburg verlesen wurde, ward sie mit allgemeinem Beyfall und grosser Freude aufgenommen. Grosse Ehre macht es den katholischen Ständen, dass sich niemand dagegen setzte. Denn die Stimme eines einzigen gewiss wenig erleuchteten Bischofs, der sein *non consentio* dagegen hören liess, verdient doch wohl nicht gezählt zu werden. Glückliches Ungarn, so wird also künftig wenn du dein eignes Glück nicht verkennst, die edle Freyheit des Gewissens mit Sicherheit allgemeiner Menschenrechte deinem Wohlstande tiefe Wurzeln geben, und seine herrlichen Früchte täglich mehren! Möge es der Vorsehung gefallen, *Leopolds II.* Regierung, die schon in ihrem Anfange so wohlthätig und glücklich ist, bis an das späteste Ziel zu verlängern, und jeden Wunsch seines grossen Herzens zu befriedigen! Und welches

ches Heil dann für Deutschland, wenn seine beiden erhabensten Mächte, wenn *Leopold* und *Friedrich Wilhelm*, beide gerechten Krieg nicht scheuend, doch als wahre Väter des Vaterlandes in unverbrüchlicher Eintracht ihm den *Frieden*, das Glück der Völker erhalten!

SCHOENE KÜNSTE.

Gotha, b. Ettinger: *Friedrich von Oesterreich.* Ein Schausp. aus der vaterländischen Geschichte in 5 Aufz. von *August Wilhelm Iffland.* — 1791. 158 S. 8.

Es war ein überaus glücklicher Gedanke des Hn. GeheimenRath *Reichs-Freyherrn v. Dalberg* zu Mainz, dass er als Intendant der Kurf. Mainzischen Nationalschaubühne Hn. *Iffland* auftrug, ein Schauspiel aus der östreichischen Geschichte zu schreiben, das bey der Wahl und Krönungsfeyer zu Frankfurt gegeben werden könne. Hr. Iffland wählte die Geschichte des Erzherzogs Friedrichs von Oestreich, der als römischer Kaiser, der dritte dieses Namens, ist; wie er sich des unmündigen Sohnes von Kaiser Albrecht, des Ladislaus Posthumus annimmt, dem die Krone von Ungarn und Böhmen gebührte. Der Vorrede nach wollte Hr. I. in einem Anhange sich über die unbeträchtlichen Abweichungen von der Geschichte, die durchs Zusammenrücken der Begebenheiten entstanden, und über die gebrauchten Quellen erklären; allein dieser Anhang findet sich nicht. Im ersten Aufzuge des Stücks wird die verwittwete Kaiserin Elisabeth mit ihrem unmündigen Prinzen Ladislaus Posthumus von Friedrich eingeladen, nach Oestreich zu kommen. So krank sie ist, so reiset sie doch schnell und entschlossen ab. Im zweyten wird dem Erzherzog Friedrich gemeldet, dass Uladislaus von Polen als König v. Ungarn gekrönt, und von den Böhmen Albert von Bayern gewählt worden. Die Königin v. Ungarn und Böhmen kömmt an. Sie wird in den grosen Rittersaal eingeführt. Der Erzherzog erklärt ihren Sohn für den einzigen rechtmäsigen König von Ungarn und Böhmen. Im dritten Aufzug, dringen die Oestreicher aus Prinz Ladislaus Antheil, sowohl als die Ungarn und Böhmen auf die Herausgabe des Prinzen Ladislaus. Elisabeth stirbt indess. Vierter Aufzug. Der Erzherzog Friedrich wird in Neustadt von den Ungarn belagert. Noch ehe die Stadt aufgefodert wird, bringt man ihm die Nachricht, er sey zum Kaiser gewählt. Er erklärt sich noch nicht, ob er die Krone annehme; sondern eilt zur Gegenwehr gegen die nun wirklich angreifenden Feinde. In der Stadt wechselt nun Frolocken mit Angst, so wie Friedrichs Glück im Streite feststeht, oder wankt. Das Getümmel geht in den fünften Aufzug über. Man glaubt, der Erzherzog sey verloren. Und eben da ihn seine Gemahlin todt glaubt, vor Schrecken niedersinkt, vor thränenlosen Schmerz erstarrt, tritt Friedrich herein! Die Feinde tragen auf einen achtstündigen Stillstand an, um von Frieden zu handeln, Friedrich siegt durch seine Grosmuth und festen Sinn über den Feind, so dass dieser den Frieden vorzieht, und nimmt die Kaiserwürde an.

Friedrichs Charakter, sein hoher Gleichmuth seine unbezwingliche Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe, sein friedfertiger Sinn und seine Tapferkeit im Kriege sind mit trefflichen Zügen ausgezeichnet. So erkennt ihn Hunniades (S. 147) „Friedrich und eine Handvoll Ritter gegen zwölftausend Ungarn! Habt ihn ihn nicht gesehen, den grosen, schönen Held? So viel Muth — Gewalt, — Menschlichkeit und fester Sinn! — Er und eine Handvoll Ritter, gegen unser ganzes Heer! So viel edler Trotz auf sein Fürstenwort! Glaubt mir, ich schäme mich meiner Zwölftausend gegen den hohen Sinn dieses einzelnen Friedrichs!" — So zeigt er sich in seinen Reden und Thaten! — Auch die Charaktere der Elisabeth, und der Erzherzogin Eleonore verrathen liebenswürdige Zartheit der Empfindung mit erhabner Entschlossenheit vereinigt. Die Handlung, ob sie gleich nicht sehr verwickelt ist, geht doch immer lebhaften, oft eilenden Schritts, und reisst den Zuschauer mit sich fort. Die Sprache der Personen ist ihren Zeiten und ihrem Charakter angemessen, kurz, einfach, edel, und voll Würde und Inhalt. Viele Stellen mussten bey der Aufführung in Frankfurt einen ausserordentlichen Eindruck machen, weil die Anwendung auf *den*, welchem zu Ehren das Stück gegeben wurde, nicht zu verfehlen war. Z. B. wenn Rabenstein (S. 44) zum Erzherzog sagt: „Gnädigster Herr! Eure Ehe ist das Bild alles „Guten, was einen Bürger glücklich machen kann. „Dies wirkt also durch alle Stände, dass man sagen „kann, glückliche Ehe des Fürsten, ist der gute Engel, „der über aller Unterthanen Herde schwebt." Oder vorher (S. 37). „So eilet, dass ich den Fürsten sehe, „dessen menschliche Regierung über Menschen, ihm „von vielen Liebe, — Wohlwollen von allen erwor„ben hat." Oder wenn Friedrich sagt: (S. 48) „So viel gilt die Treue, die man Fürsten schwört? — Die Menschen sonnen sich in ihren Wohlthaten, kaum dass eine Wolke den Stral schwächt, — so huldigen sie dem nächsten Gestirn — einem Irrwisch, wenn er nur leuchtet! ha! es ist darum etwas stattliches um ein ehrenrechtes Gewissen bey einem Fürsten!" Oder wenn er (S. 134) mit den herrlichen Worten schliesst: „Mein „Gewissen muss das reinste seyn im Lande, anders mag „ich nicht der Erste seyn im Lande!" Wie mussten aller Augen auf *Ihn* gerichtet seyn, als Emich sagte: „Nie kann Deutschland einen geliebtern Kaiser haben, als der ist, um den wir hier versammelt sind!" Und mit welchem Jubel musste die ganze Versammlung einstimmen bey dem Ausruf, der das Stück beschliesst: „Gott erhalte den Kaiser und das Reich!" — „Es war ein schöner Abend, sagt Hr. Iffland selbst, und ein Seelen erhebendes Gefühl, als gute Monarchen, dieser Geschichte Ihres Ahnherrn, Aufmerksamkeit und Thränen weihten! Friedrichs zahlreiche Nachkommenschaft! — Leopold, an seiner Rechten die Mutter aller der Kinder, die schön, gesund an Geist und Körper, dies Paar umgaben, Christiana, Maximilian und Maria von Oesterreich; in der schönen Reihe der ersten Fürsten, der nächsten Verwandten, der besten Freunde — und in ihrer aller Augen, Güte, Vertrauen, Menschengefühl — Thränen! Das war ein Ehrentag des Vaterlandes — die Herzen huldigten von neuem!"

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 3. Januar 1791.

ERDBESCHREIBUNG.

Edinburg, Printed by J. Ruthven for G. G. J. and J. Robinson, London. *Travels to discover the source of the Nile, in the years* 1768. 1769. 1770. 1771. 1772. and 1773. in five volumes. By *James Bruce of Kinnaird*, Esq. F. R. S. 1790. 4. Vol. I. Mit einer Dedication an den König von Grofsbrittannien. LXXV. u. 535 S.

Nach 17. Jahren erhalten wir endlich auf einmal volle Nachrichten von einer Reise, über welche man seither so verschiedene Muthmafsungen hatte, dafs sogar manche sie für nie geschehen halten wollten. Der *Baron von Tott*, welchen es gewifs vorzüglich übel kleidete, wenn er den Verdacht von windigen Anmafsungen auf andere übertragen wollte, wollte diese Entdeckung durch einen Bedienten von Bruce selbst gemacht haben. Schon 1786. hob ein Auffatz, höchstwahrscheinlich von Hn. *Daines Barrington*, (dem Bruder des itzigen Bischofs von Carlisle) in *Maty's new Review, March. p.* 144-156. diesen Argwohn. In den *Asiatic Researches Vol. I*, gab 1780. Sir *Will. Jones* aus dem Munde eines Abessyniers Nachrichten von Br. Anwesenheit in jenen Ländern, welche bereits auch durch eine deutsche Ueberfetzung bekannter sind. Bruce selbst aber zeigte durch sein beharrliches Stillschweigen gegen dergleichen Verläumdungen, welche er am Ende nur desto auffallender beschämen konnte, jenen kaltblütigen Muth, welcher allein seine Unternehmung selbst möglich gemacht, und glücklich geendigt hat, und welcher auch seinen Erzählungston, seine ganze Schreibart, und, wenn uns nicht alles trügt, seine auf einer schön erfundenen Titelvignette ausgedrückte Physiognomie unverkennbar auszeichnet. Er übergeht sogar die von uns hier kurz angeführten Umstände, und straft seine Gegner durch Stillschweigen, indem er dagegen in einer billigen Schätzung des von seinen Landsleuten oft verkannten Verdiensts fremder Nationen, namentlich der französischen, sich als den Mann von Welterfahrung charakterisirt, dessen Erzählungen, wenn sie gleich, sobald er über den Kreis seiner Beobachtungen hinausgeht, besonders in gelehrten Dingen gar nicht als entschiedene Wahrheiten angenommen werden können, an sich den Eindruck von Glaubwürdigkeit in jedem Leser, und zugleich eine befriedigende Theilnehmung an seinen Erfahrungen und Abentheuern hervorbringen müssen. Vorausgesetzt, dafs man nicht gewohnt ist, überall den Geruch der Studierlampe zu wünschen, dafs man einem gereisten, lebhaften Erzähler einige Schwazhaftigkeit verzeihen kann, welche doch oft zu Sittengemälden Beyträge giebt, kurz, dafs man gegen einen Mann, welchen meist blofs Neigung zu diesen Beobachtungen stimmte, nun die Unbilligkeit nicht hat, auf all die tausend Fragen, welche wir in unsern Studierstuben aushecken, von ihm treffende Antwort zu fodern, oder ihn für jede fehlgeschlagene Erwartung mit richterlicher Amtsmine zu schulmeistern.

Br. giebt allerdings mehr, als man erwartete: nicht blofs *Beschreibung seiner Reise*, sondern auch Untersuchungen *über die Abessynische Geschichte*, zum Theil aus Quellen, die er selbst im Lande auffand, und nun meist im Brittischen Museum niedergelegt hat. Wir werden die Anzeige der *fünf* vor uns liegenden Bände am besten nach ihrem Inhalt theilen. Sie zerfallen ganz natürlich in die Reise bis Abessynien — in die Geschichte des Landes und seiner ehemaligen Könige — und endlich in die Beschreibung seines dortigen Aufenthalts, des Rückwegs und der im Appendix mitgetheilten Beobachtungen für Naturgeschichte.

Der *Erste Band* führt uns mit dem Vf. aus Syrien nach Aegypten. Er beschreibt, was er dort selbst sah, und hat das Grundgesetz, nichts von fremden Beobachtungen unter die Seinige zu mischen. Nach einer Beschreibung der Reise durch Aegypten und des arabischen Meerbusens, erreicht er Abessyniens Küste. Eh er dann weiter führt, beginnt die Geschichte dieses Landes theils durch Vermuthungen über die ältesten Epochen, theils durch Auszüge und Zusammenstellung anderer Nachrichten bis ins IX. Jahrhundert. Der *zweyte Band* ist meist Auszug aus äthiopischen, bisher unbekannten Annalen, von späterer Zeit bis itzt. Im *dritten* geht seine eigene Reise weiter fort von Masuah nach Gondar. Seine Bekanntschaft mit Abessynischen Sitten, seine zweymal fehlgeschlagenen Versuche, zu den Nilquellen zu reisen, und endlich den 4. Nov. 1770. die Belohnung seiner unermüdeten Beharrlichkeit, der ihn begeisternde Anblick des für Europäer bis dahin unentdeckten Ursprungs dieses selbst von den Anwohnern immer bewunderten Flusses. Der sehr begreifliche Enthusiasmus über diesen Anblick ist in der auf dem Titel angebrachten Medaille sehr gut ausgedruckt. Der Kopf des Vf. im Durchschnitt auf der einen Seite, und auf der andern der alte Flussgott *Nilus*, auf die seinen Strom ausgiessende Urne gelehnt. Apollo eilt mit einem Fremdling an der Hand herbey, und hebt einen Schleyer vom grauen bartigen Haupt des alten Unbekannten, unter der Umschrift: *nec contigit ulli hoc vidisse caput.* Zu wenig Ehre geschieht dem Fremdling freylich nicht. So-

gar die Löwenhaut des Hercules ist ihm umgehängt. Dafür enthält aber auch der *Vierte Band* Schlachten und Gefahren gegen die Sebraxos, wodurch Br. an einer Regierungsrevolution in Abessynien Theil nahm. Sehr gefahrvoll war auch sein Rückweg durch die Nubischen Wüsten, wie überhaupt die ganze Reise durch manches Abentheuer und Bruces umständliche Erzählungsart oft ein ächtromantisches Colorit bekommt. Endlich kommt der Vf. in Marseille an. Der *fünfte Band* enthält Zeichnungen für Naturgeschichte und Geographie.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht werden uns unsere Leser um so leichter in einem beurtheilenden Auszüge des Werks begleiten.

Die *Einleitung* macht uns, aber nur in einer kurzen Skizze, durch folgende Nachrichten mit Hn. Br. selbst bekannter: durch eine Reise in Spanien und Portugall, und durch mathematische und naturhistorische Kenntnisse vorbereitet, erhielt Br. durch Lord Halifax zuerst Gelegenheit, zu einer meist architectonischen Reise an der nördlichen Küste von Afrika, vom alten Hippo Regis an, itzt *Ras el Hamra*, bis *Beigazi*, (dem alten Berenice) an der Küste von *Cyrenaikum*, und *Ptolemeta* oder Ptolemais. Er wurde nehmlich als Englischer Consul nach *Algier* geschickt, wo er sich die unentbehrlichen Kenntnisse der arabischen und neugriechischen Sprache, etwas von Chirurgie und Arzneykunde, und zugleich Achtung und Empfehlungen von den vornehmsten der Einwohner erwarb, bis er nach Einem Jahr die Reise wirklich antrat. Ihr Hauptzweck war Entdeckung von Monumenten der alten Baukunst. Die meisten Zeichnungen davon sind in der Privatbibliothek des Königs von England. Was hier davon berührt wird, ist äusserst fragmentarisch. Mit grossem Nutzen (S. IX.) gebrauchte Br. zu schnellen Abrissen an Ort und Stelle die in Abbé *Vertot's Spectacle de la Nature* beschriebene, von ihm selbst noch verbesserte, sogenannte *Camera obscura*. An mehrern Stellen wird bemerkt, wo *Shaw*, dessen Ansehen im ganzen sehr bestätigt wird, nur Erzählungen folgte, und daher irrte. Von Shaws Urtheil über Kunstsachen ist Br. oft sehr verschieden. Hingegen wird z. B. mit viel kaustischer Laune gegen eine gewisse Art von Pedanterey Shaw's Erzählung von einem ganz freyen Stamm von Arabern *Velled Sidi Boogannim* (d. i. Söhne von *Said Abu Ganim*) bey *Hydra* (dem alten Thunodrunum) auf der Grenze zwischen Algier und Tunis bestätigt, welche das (weise) Gelübde haben und erfüllen, so lang wie möglich, blos von Löwenfleisch zu leben. Shaw, wie Br. die Anecdote erzählt, fand mit seiner Nachricht bey Gelehrten zu Oxford so wenig Glauben, dass er sie in seinem Werk blos im Anhang zu bemerken wagte. (In der deutschen Uebersetzung finden wir nichts davon. S. 152. vergleicht er Löwenfleisch, aber nicht aus eigener Kenntniss, nach Geschmack und Farbe dem Kalbfleisch.) Br. selbst war dreymal dieser Araber Tischgenosse bey ihrer Löwenkost. Ein junger Löwe schmeckte ihm am wenigsten. Ein alter ungefähr wie altes Pferdefleisch, mit einem entsetzlichen *hautgout* von Bisam u. s. w. — Hingegen von Shaw's *Lotus* auf der Insel Gerba oder Meninx, der sogenannten Insel der Lotophagen, fand Br. nach S. XXXVI. gar nichts. Eben so wenig von der *versteinerten Stadt*, bey *Ras Sem*, fünf Tagereisen südl. von Bengazi S. XL., von welcher Cassem Aga, ein Tripolitanischer Gesandter, selbst *Sir Hans Sloane* so vieles weiss gemacht hatte. Aber auch die Araber, seine Begleiter, erzählten Br. noch die nehmlichen Wunder von versteinerten Menschen, Thieren u. dgl. bis er auf die Stelle kam. Ein Beweis vom erstaunlichsten Hang zum Abentheuerlichen unter dieser Menschenart.

Der Ausgang dieser ersten Entdeckungsreise war für weitere Untersuchungen im geringsten nicht einladend. Bey Ptolemais verlohr Br. im Schiffbruch einen grossen Theil seiner Instrumente, und bis dahin gemachten Bemerkungen. Am Strand wird er selbst zuerst von Arabern, weil sie ihn für einen Türken halten, nackt ausgeplündert und gemisshandelt, bald aber erhält er alles von diesen bey uns also zu schlimm verschrieenen Räubern (S. XLVII.) zurück, da er sich ihnen als einen christlichen griechischen Derwisch angiebt, welcher Medicin verstünde. Die Reise gieng hierauf mit einem französischen Schiffer glücklicher bis Smyrna. Im Vorbeygehen macht Br. auf *Caramanien* S. XLIX. (eigentlich Karamanien قرمان) als eine so wenig bekannte Gegend aufmerksam. D. *Russel* in Aleppo stellte seine Gesundheit wieder her. *Niemand*, sagt Br. S. LIV. *kennt die Morgenländischen Krankheiten besser etc.* Wie viel müsste man freylich überhaupt von einem solchen beynahe *einheimisch* gewordenen Beobachter für das sogar mangelhafte Fach morgenländischer Naturkunde gewinnen können? Ein einziger solcher Beobachter, wie viele auch noch so gute Reisende müsste er aufwägen? In der That: es wäre überhaupt nur ein Weg, endlich einmal unsern Kenntnissen vom Morgenland, welche doch auf religiöse, klassische, historische und physikalische Untersuchungen jeden Augenblick Einfluss haben, die so lang entbehrte, durch so viele Kosten von Reisenden, welche doch immer nur eine vorübereilende Ansicht bekommen, umsonst gesuchte Berichtigung und Festigkeit zu verschaffen. Und dieser Weg ist — eine *Gesellschaft von Gelehrten* aus den genannten verschiedenen Fächern, welche, wie *Russel*, in jenen Gegenden *einheimisch* werden, nur nicht an einem Ort sich aufhalten, nicht auch im Orient in Stubengelehrte sich umschaffen müssten. Könnte man sich an solche Männer Jahre lang mit all den Fragen und Problemen, welche für unsere Kenntnisse sich allein vom Orient her lösen lassen, von allen Seiten her wenden, könnten sie darüber an Ort und Stelle sich gründlich und befriedigend belehren, so würde man in einer Menge von Dingen, in welchen sich jetzt nur immer Muthmassung auf Muthmassung, und damit Irrthum auf Irrthum häuft, ins Reine kommen — ein für allemal und mit wenigern Kosten ins Reine kommen, als bis itzt auf so viele morgenländische Reisen von Privatleuten und Fürsten verwendet worden sind. Vortref-

lich

lich könnten die Römischkatholische Convente in Jerusalem und andern Orten hierin ihre Zeit nützen. Es war eine ruhmwürdige Idee, welche Br. S. 98. anführt, *dass einer von den letzten Prinzen aus dem Hause Medicis ein Franciscaner-Convent bey Achmim in Ober-Egypten zu solchen Zwecken mit einem Observatorium, Instrumenten und dgl. versehen wollte.* Die Franciskaner haben vier Wohnplätze (S. 166.) in Ober-Egypten. Der damalige Mönchsgeist hielt diess für überflüssig. In neuern Zeiten dürfte man doch hie und da etwas besseres erwarten. — Unmöglich wäre überhaupt ein solcher Plan wahrhaftig gar nicht, selbst für unser an Englische Subscriptionen nicht gewöhntes Teutschland nicht unmöglich; und nützlich in so hohem Grade, in so vielfachen Rücksichten, dass wir wenigstens diese Winke hier nicht unterdrücken konnten. Nur fünf Personen, wie *Russel* in ihren Fächern, welche mit hinlänglichen Unterstützungen in den Gegenden vom Tigris bis an den Nil nach und nach sich einheimisch machten, und für keine andere als wissenschaftliche wichtige Untersuchungen lebten, was würden diese in einem oder etlichen Decennien zur Gewissheit bringen? Mehr als Jahrhunderte — auf die bisherige Weise gaben, von welcher ohnehin, weil die alten Denkmale verwittern, Manuscripte vermodern, Sitten sich umändern, Sprachen aussterben, immer weniger zu hoffen ist. Die Landeseinwohner selbst würden ihnen bald am meisten nützen. Bruce wurde durch Araber immer am besten geführt. Eben so ehemals *Arvieux*. Araber von zwey verschiedenen Stämmen begleiteten Br., welcher freylich sich nach morgenländischer Landesart betrug, mit der grösten Sicherheit zu den Ruinen von Palmyra und Baalbeck (S. LVI.) Auch diese Zeichnungen von Br. besitzt die königl. Privatbibliothek. Die Monumente zu Palmyra sind alle von *weissem Stein (all composed of white stones, which at that distance appeared like marble.* S. LVII.) Also gar *nicht Basaltfarbigt.*

Erst vor der Schiffreise von Sidon nach Egypten, vom 15. Jun. 1768. an, beginnt Br. die Reise, welche eigentlich den Inhalt dieses Werks ausmacht. Alles, was er von da an unternahm, geschah ohne Unterstützung vom Englischen Hof. Alles muss also auch bloss als Privatunternehmung beurtheilt werden. Wir ziehen einige Merkwürdigkeiten aus, die entweder uns zu Beobachtungen Anlass geben, oder deren Bezug für Sachkenner von selbst interessant ist. K. I. S. 4. Einwohner von Cypern betheuern, dass in den dicken Wäldern der Insel bey *Cacamo* sich jetzt noch Elephanten finden. (?) S. 7. die Etesische Winde treiben jeden Sommer eine Menge Sand und *schwarzen* Thon von Westen nach Norden, und füllen dadurch die Seehafen von Berut, Tripoli, Latikea etc. Eben diese Winde, glaubt Br., machen es also eben dadurch unmöglich, dass Egypten durch die ausströmende Nilerde, wie schon Herodot B. II. will, anwachsen sollte. Eine Meynung, wider welche er bey jeder Gelegenheit so sehr spricht, als *Shaw* für sie gesprochen hat. Allein könnte sich nicht doch ein groser Theil des Nilschlamms bald nach dem Ausfluss auch an den Egyptischen Küsten, nicht zwar bey Alexandria, aber im sogenannten *Delta*, welches immer noch von den weiter ins Meer hinauslaufenden Klippen bey Alexandrien Schutz hat, ansetzen, wenn gleich die Etesische Winde und der ostwärts ziehende Strom des Meeres noch vieles weiter östlich und nördlich führen? — Die sogenannte Pompejussäule schreibt Br. auch dem architektonischen Geschmack nach dem Zeitalter des K. *Severus* zu, und bestätigt dadurch *Michaelis* Erklärung von dem Nahmen عامود السواري bey *Abulfeda* (*Descr. Aegypt. nr.* 50.), welchen auch *Abdollatiph* im XIII. Jahrh. kannte. — K. II. Durch einen Schein von Astrologischen und medicinischen Kenntnissen bey dem bekannten *Ali Bey* empfohlen, und durch Bekanntschaft mit den *Griechen* vom Kloster St. Georg bey Cairo, erhielt Br. hier grosse Beförderungen seiner kühnen Reise. Von den Pyramiden (S. 40.) *eilf* Engl. Meilen von Gize, sind die neueren Englischen Zeichnungen von 1766. von Mr. *Davidson, Consul of Nice (Nizza)* in Teutschland, so viel wir wissen, noch wenig bekannt. Dieser entdeckte ein bis dahin unbekanntes Zimmer in der offenen Pyramide. Br. hält sich nicht durch eine genauere Beschreibung auf; doch macht er diese merkwürdige Beobachtung: „So lange schon die Pyramiden bekannt sind, haben sich doch *die Reisenden mehr begnügt, der Erzählung der Alten zu folgen*, als dass sie ihre eigene Augen gebrauchen wollten. Es war der beständige Glauben, die P. seyen aus Steinen, welche man von den Libyschen Gebürgen gebracht habe (*Herodot. L. II. c.* 8.), gebaut, ungeachtet jeder, welcher sich die Mühe nehmen will, den Sand an der Südseite wegzuschaffen, *den festen Felsen dort in Stufen gehauen* finden wird. Auch in der Decke des grosen Zimmers, wo der Sarcophag steht, und oben in der Gallerie, wenn man in dieses Zimmer geht, sieht man *grose Bruchstücke des Felsen, welche unwidersprechlich beweisen, dass diese Pyramiden nichts als grose Felsen waren, welche in dieser Gegend stunden; dass man einige derselben, welche am besten zu dieser Form passten, wählte, um den Körper der Pyramiden zu bilden, die andere aber stufenweise ausgehauen wurden, um zur Bekleidung derselben, und zum Bau der äussern Theile davon zu dienen.*“ Schade, dass Br. zu kurz abbricht, und uns nicht näher unterrichtet, in wiefern jene grose Bruchstücke (*Fragments*) des Felsen diess beweisen. Giebt wohl der Anblick so viel deutlich: dass die Cavitäten nur in den Grundfelsen hineingearbeitet seyen, und also der innere Bau nicht aus einzelnen grossen Steinmassen zusammengesetzt war? Gegen die *Wittesche* Hypothese, welche sich leichter belachen als entweder widerlegen oder verbessern lässt, ist bekanntlich die durchgängige Aehnlichkeit und Regelmässigkeit der Pyramiden die gröste Einwendung. Aber auch hierüber macht uns Br. S. 47. auf eine andere Beobachtung aufmerksam: Bey seiner Abfahrt von Cairo auf dem Nil hatte er die Pyramide von Gize und Saccara im Gesicht „*a prodigious number of others built of white clay and stratching far into the desert to the southwest.*“ Zwey von diesen schienen so gross, als die von Gize. *One of them was of a very extraord*

dinary form, it seemed as if it had been intended at first to be a very large one, but that the builder's heart or means had failed him, and that he had brought it to a very mis-shapen disproportioned head at last. Möchten sich doch die Reisenden nicht immer mit der einzigen zugänglichen P. von Gize fast allein abgegeben haben! Weiterhin bey Metrahenny sieht Br. südlich noch *vast numbers of Pyramids, as far as I could discern all of clay.* S 53. Nach S. 296. sah Br. bey Konfodah am arab. Meerbusen einen hohen Berg hinter dem Hafen, *welcher sich in eine regelmässige Pyramide zuspitzte.* Die Steinart ist nicht angemerkt, der Berg selbst aber auf der Charte ausgezeichnet.

K. III. S. 40. 45. Genaue Risse von einem *Nilschiff, Canja*, (verm. قنجة vergl. קנה *Canna*) von eigener Bauart gegen die Untiefen des Flusses. S. 53.-66. Beweise *wider Shaw*, u. *für Pocock*, dass Memphis, nicht bey Gize, sondern bey Metrahenny, 10 engl. Meilen weiterhin gelegen habe.

K. IV. S. 73. 74. u. 140. Bemerkungen gegen *Norden's* Namenregister von den Oertern am obern Nil. Hätte doch Br. dagegen wenigstens die *nomina propria* auch mit arabischen Buchstaben ausgedruckt, um so mehr, da er eine sehr willkührliche Orthographie annimmt, z. B. Shergieh, *eastern*, statt: شرقية Sherkieh, S. 97. 101. — S. 76. Beobachtung vom *öftern* Aufsteigen des Nebels aus dem Nil, wider Herodot B. II. Kap. 19. Weiterhin fand er S. 80. 98. den Himmel fast immer durch dünne weisse Wolken getrübt. Doch galt S. 116. ein Regen die Nacht durch zu Furschut (26° 3' 30") für eine wundervolle schlimme Vorbedeutung. Vergl. schon *Ludolph. Comment. ad Hist. Aethiop. L. I. c. VIII. nro.* 60. — S. 87. recht schönes Zuckerrohr unter 29° *lat.* — Die Ruinen von der alten Stadt *Antinous*, welche Hadrian baute, fielen bey *Rhoda* vom Nil aus so gut auf, S. 87. ff., dass die Geschichte der Architektonick einem künftigen Reisenden hier bessere Addressen wünschen muss, um diese Gegend nicht übergehen zu müssen, wo Br. ein räuberisches Volk antraf. — *Diospolis parva* findet Br. S. 101. im jetzigen *Girge* unter 26° 40' *lat.* wahrscheinlicher als Norden bey Gawa, nach S. 96. — S. 103. ff. Merkwürdige Ruinen bey *Dendera*, unter 26° 10', Juvenals *Tentyra* (*Sat. XV. v.* 75.) voll Hieroglyphen, welche man kaum in einem Jahre alle abzeichnen könnte. Br. erwartet aber (vergl. auch S. 96.) wenig Entdeckungen aus den Hieroglyphenresten. Aus der Menge von dergleichen Monumenten, welche er sah, brachte er S. 122. nicht über 514. *verschiedene* Zeichen zusammen. Zuviel für ein Alphabet, zu wenige für eine Zeichensprache. Br. hält sie im II. B. 3. K. für gemeine Astronomische Beobachtungen, zum Volksgebrauch öffentlich an Tempeln u. dgl. angebracht, um das zu ersetzen, was wir davon in einem Landbaukalender nöthig haben möchten. — K. VI. In den Gräbern von Thebe (jetzt noch Medinet *Tabu*) findet Br. S. 128. Fresco-Gemälde, von welchen hier ein Harfner mit einer Harfe in Kupfer gegeben ist. Schade, dass das Kupfer zuviel verschönert ist. Nach der Beschreibung sollte es ein Mann *von etwa* 60 *Jahren* seyn. Die Harfe hat 13 Saiten. Eine andere S. 131. hat 18. Eine dritte nur 10. Dass diess die alten Thebäischen Harfen *von Sesostres Zeit* seyn, wie Br. S. 131. glaubt, dass diese Gemälde sogar noch von jener altesten Zeit seyn, bedarf wohl eben so wenig eine Widerlegung, als S. 97. die Verwandlung eines türkischen Heiligen in eine Schlange, bey welcher Br. über Norden, der sich in eine ernsthafte Widerlegung der Fabel einliess, lächelt. Bekannt sind diese Thebanische Harfen schon durch *Burney's* Geschichte der Musik, welchem Br. seine Nachrichten mittheilte, und bey uns durch *Forkels* Gesch. der Musik. Die schönsten Reste alter Baukunst fand Br. S. 138. ff. zu Luxor (dem alten *Diospolis*, wie er glaubt) nicht blos mit Hieroglyphen, wie sonst, sondern mit *historischen* Sculpturen geziert. Von den Menschenfressern dieser Gegend noch zu Juvenals Zeit (*Sat. XV. v.* 76.), welche er *Ombi* nennt, findet sich hier S. 143. noch eine Spur, eine Art von Castell: *Cum Ombo*. Bey *Syene* S. 154. will Br. Inschriften in Cufischen Charakteren an Grabsteinen gefunden haben, welche von *Saiph Ullah's* oder *Haled Ibn Waalid's* Armee sich herschreiben sollen, die unter dem Chaliphen Omar Syene eroberte. Woher Br. alle diese *Data* hat, ist leider! nicht angegeben. Der berühmten Nilcataracten ungeachtet, kann man nach S. 156. bey ihnen vorbey den Nil weiter hinauf seegeln. *Assouan* (Syene) soll S. 158. *enlightened* bedeuten. Allein es wird nicht mit ش geschrieben, sondern اسوان, müsste, wenn etymologisirt werden soll, von سوي *aequavit* abgeleitet werden, eine Origination, welche auf die senkrechte Richtung der Sonne im Solstitium gegen diese Stadt, (vergl. Br. S. 158.) sehr wahrscheinlich bezogen werden könnte. Eben so unglücklich ist Br. S. 240., wenn er den Nahmen *pharan* an der Spize des Elamitischen Meerbusens von فرق *divisit* ableiten will, oder wenn er S. 302. *Tehama* (تهامة) mit dem biblischen תימא vergleicht.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

Frankfurt am Mayn, b. Herrmann: *Topographie von Moskau mit vielen interessanten statistischen Bemerkungen.* Aus dem Französischen des Hn. Macquarts übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. 1790. S. 116. 8. (9 gr.)

Ein blosser Abdruck eines Abschnitts aus der Uebersetzung der Macquartischen Beschreibung einer auf Befehl der Regierung nach Norden gemachten Reise. Der Titel verspricht viel zu viel.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 4. Januar 1791.

ERDBESCHREIBUNG.

EDINBURGH, b. Ruthven: *Travels to discover the source of the Nile.* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension)

Kap. VIII. Nach der Reise zu den Cataracten des Nils, reiste Br. am 16 Febr. 1769 mit einer Caravane, welche Korn nach Mecca brachte, von Kenné durch die Wüste von Kosseir. In dieser Wüste ist die Hitze so groſs, daſs sich dort nicht einmal Schlangen oder Antelopen aufhalten. Reibt man (S. 171.) zwey Stäbe aneinander, so fangen sie in einer halben Minute an zu brennen. Nur einige bittere Quellen (*draw-wells, bitterer than soot*) fanden sich hier. Türken aus Karamanien unter der Karavane nennen Br. ihren Landsmann. Sie glauben. S. 173., die Engländer stammen aus einem District *Caz Dagli*, eigentlich: *Caz Dangli* zwischen Anatolien und Karamanien ab. (Sollten hier vielleicht während König Richard's Kreuzzug Engländer sich angesetzt haben. Der Name قصي دانجلي *der Distrikt der Engländer* lieſse sich sehr wohl aus der Gewohnheit erklären, daſs (vergl. Abulpharadsch) zur Zeit der Kreuzzüge alle Namen, auch selbst die den Zug des englischen Richards betreffende, in *französischer* Sprache den Morgenländern bekannt wurden. Eine historische Bemerkung, welche zur vortreflichen Schwabischen Preisschrift von der Herrschaft der französischen Sprache mit gehört. (Dangli ist d'Anglois) — Die Steine von den Gebirgen, welche sie gegen Kosseir hin durchzogen, vergleicht S. 174. Br. den bräunlichten calcinirten Steinen am Vesuv. Also Anzeige von Vulcanen auch in dieser Gegend! Andere Spuren eines Vulcans traf Br. S. 330. auf der Insel *Fust* auf der Fahrt von Loheia nach Masuah. Weiterhin S. 175. im Thal *Hamra* (d. i. röthlicht) sind die Berge Porphyr und der Bodensand roth. Auch fanden sich sehr schöne und viele Marmorarten S. 176. 187. *weniger* Granit. (Aus diesen Gebirgen sollen bekanntlich nach einiger Meynung die Materialien der Pyramiden gekommen seyn.) In den Felsen hier S. 177. versieht sich die Caravane einmal aus *zwölf* Cisternen, welche durch die Aequinoctialregen sich zu füllen pflegen, mit Wasser, (wie Moses Nomadencaravane in Elim.) Merkwürdiger ist, daſs Br. S. 184. einen Marmorobelisk hier noch nicht ganz aus dem Felsen herausgearbeitet antraf. S. 179 und 198. Geschichten, welche den Hang der Araber zur Blutrache bestätigen, doch nicht so groſs zeigen, als einige bekannte arabische Gedichte. (Die Helden der letzteren müssen natürlich als ausgezeichnet muthvolle Blut-rächer, nicht — wie dieser Fehler in den bekanntesten Aufsätzen von der Blutrache zum Grund liegt, als Beyspiele dessen, was ganz gewöhnlich ist, angesehen werden.) Auffallend ist es, daſs Br. S. 179. Araberhorden in Aegypten, wenn sie zusammen sprechen, nicht versteht. S. 200. führt er ein Billet von einem ihrer Chefs an, welcher durch ihn einen persischen guten Sebel in Mecca bestellen wollte. Die Worte waren *„Suggaro Tabann Haresanne Agemmi,"* und Br. versichert, daſs er sie durchaus nicht (*not in the least*) verstehe. Arabisch hatte er doch seit einigen Jahren gelernt. Damit nicht ein neuer Sebaldus Nothanker hieraus wieder einen Schluſs von der Schwierigkeit des Arabischen gegen philolog. Anwendungen von dieser Sprache mache, so setzen wir die für Br. unverständliche Worte hieher: شغر طاب عن خرشان اعجمي *Ein guter Stoſsdegen aus einer Persischen Fabrik.* Auch im Aethiopischen bedeutet סקר *durchstoſsen, durchbohren.* Bey Herodot ist σαγαρι ein persischer Degen. S. Relands Dissertation. Misc. Pars II. p. 227.

Kap. IX. Reise zu den Smaragdbergen, um so wichtiger, da Niebuhr die östliche Seite des arabischen Meerbusens von Kosseir an nicht berührt. Br. fand nicht das, was man in neuern Zeiten Smaragd (*emerald*) nennt, sondern eine grüne, trübe, durchsichtige mineralische Crystallmasse mit Adern, etwas härter als Glas, aber bey weitem nicht so hart als Felskrystall. Die Einwohner von Baja nennen, was die Araber hier S. 206. جبل زمرد nannten, nach Br. Orthographie Zibbel *Siberget.* Br. meynt, dies Wort bedeute so viel als das arabische *Zumrud.* Vermuthlich aber ist es شبرقات zu schreiben, und hat gar keinen Bezug auf etwas von Zumrud. Die sehr seltenen Smaragde, welche die Alten hatten, (Vergl. Plinius B. 36. K. 5.) bekamen sie nach Br. Vermuthung S. 208. durch einen *östlichen* Handel mit America. S. 223 — 227. wichtige Nachrichten von der Möglichkeit für gröſsere Schiffe, auf dem rothen Meere weiter herauf gegen Suez zu kommen. Nach S. 227. ist die Ebbe bey *Tor* (طور nach Niebuhr) im Frühjahr ungefähr um Mittagszeit am höchsten. Was Br. S. 229 ff. über den Durchgang der Israeliten durch das rothe Meer sagt, gründet sich nicht auf eigene Untersuchungen über diese Gegend. Es ist fast alles aus *Shaw*

Shaw. Was nützt es dagegen, dafs er den Namen des Thals Badea nicht, wie Shaw, von بدع *inauditum quid effecit*, ableitet, sondern (von بدو) *unbewohnt* überfetzt: Ableitungen von Worten, welche wir nicht einmal richtig arabifch gefchrieben vor uns haben! Br. hatte nach S. 235. auch *Michaelis* Fragen an die dänifche Reifegefellfchaft nach Arabien erhalten. Aber er findet es nicht der Mühe werth, darauf in diefer Frage Rückficht zu nehmen, weil die Sache *einmal ein Wunder fey*. So fonderbar diefer Zurückweifungsgrund ift, fo gewifs bleibt doch die Einwendung: woher denn, wenn auch die Etefifche Winde das Meer auf der rechten Seite, wie einen Wall, aufgethürmt hätten, das Meer auf *beiden* Seiten, wie Mofe fagt, wie eine Mauer hätte ftehen können? — Den Rifs, welchen Pocock vom untern Theil des Meerbufens (bey Suez) gegeben habe, verdammt Br. S. 234. als nach allen Theilen unrichtig, (und dies nach Vergleichung mit Niebuhr, mit Recht.) Aber die Brucefche Charte ftimmt dagegen hierinn auch mit der Niebuhrifchen gar nicht genau überein. Br. kam auch felbft nicht weiter hinauf als bis Tor. סוף erklärt Br. S. 237. von den weifsen Corallenpflanzen, *welche auf dem ganzen Boden diefer See fich zirkelförmig ausbreiten*.. Br. fah eine folche Ramification von 26 Fufs im Diameter. סוף ift aber auch im Nil. Exod. II, 3.

K. X. *Rückfahrt von Tor auf der Oftfeite bis Gidda*. Treue der Araber an diefer Küfte gegen fchiffbrüchiche Chriften, welche unter ihren Schutz fich begeben haben. Der Schutzverwandte, fagt Br., rufe dem Araber zu: *Fiarduc* S. 245., welches bedeute: *Wir find unter unmittelbarem Schutz*.. Eine feltfame Ausfprache u. Ueberfetzung von: فى أدك *aequales tibi*.

K. XI. *Aufenthalt zu Gidda* S. 265 — 269. Von den bisher äufserft unrichtigen Seekarten des arab. Meerbufens. Bey S. 278. Beyfpiel einer Zeichenfprache mit den Fingern unter einem Tuch, durch welche zwifchen den dortigen Unterhändlern (brokers) der gröfste Handel in wenigen Minuten mit der gröfsten Treue gefchloffen wird. S. 284. will Br. „*from a diligent inquiry*" (!) wiffen, dafs in den füdlichen Theilen von Mefopotamien, Syrien und Armenien das Verhältnifs der Weiber zu dem männlichen Gefchlecht wie 2 zu 1, an der fyrifchen Küfte von Laodicea bis Sidon wie 3 zu 1, in Paläftina, beym Isthmus von Suez und einigen Theilen des Delta etwas weniger als 3 zu 1; hingegen in Arabien, von Suez bis Babelmandeb völlig 4 zu 1 fey. In Gidda, wo die Araber Monogamen find, traf Br. als Augenzeuge S. 280. gar viele unverehlichte Weibsleute. Unter 88 Kindern hatte der Iman von Sana nur 14 Söhne, ein Nilpriefter unter mehr als 70 Kindern über 50 Töchter. Jener Calcul beruht natürlich nicht auf Seelenregiftern, aber Br. glaubt, wie uns dünkt, mit Recht, dafs er ein eben fo richtiges Datum habe entdecken können, da er ohne Unterfchied eine gute Anzahl von Männern in jedem Ort über ihre Kinderzahl fragte, als aus den Todtenliften von London. Sehr richtig bemerkt er auch, dafs bey dem Streit über Polygamie nicht, wie Arbuthnot that, die Frage gemacht werden müffe: ob 4 Weiber und 4 Männer nicht mehr Kinder als 4 Weiber und 1 Mann bekommen würde? fondern ob ein Mann und *ein* Weib wohl eben fo fruchtbar feyn, als 1 Mann und *vier* Weiber, weil im Fall der Monogamie in jenen Gegenden von 50° bis 90° unter jedem Meridian die übrigen 2 bis 3 Weiber ganz ohne Ehe und ohne Kinder feyn würden. Zugleich zeigt er, wie unter einem Volk, dafs fich fo viele Concubinen als möglich *von jeher* halten durfte, Mahomets *Vierweiberey*, nicht liftige Bequemung nach dem Volksgefchmack, fondern Befchränkung, in der That aber eine wahre Beglückung des andern Gefchlechts war. Indem Br. hier Mahomets Gefetz ins Licht fetzt, fällt eben diefe Beleuchtung auch auf *Mofe*. Sehr merkwürdig ift auch der Unterfchied von der Mannbarkeit und Fruchtbarkeit der Weiber gegen unfer Klima. Eine Araberin ift nach S. 288. 308. im *eilften* Jahr mannbar, gebiert felten nach dem 20 Jahr ein Kind, und hört im 30 auf, irgend für Liebe empfänglich zu feyn. — Trauben werden S. 290. auf den Bergen von Jemen nie genug zeitig. In diefer Gegend ift (S. 298.) Regen und Eis, fo wie auch der Berg Sinai des Winters befchneyt ift. (S. 228.) —

K. XII. *Fahrt nach Loheia und Mocha, bis zum indifchen Ocean, und dann zurück über Azab* S. 307. Zu Loheia fühlte Bruce's Gefellfchaft an den Beinen, welche fie nackt hatten, eine Art von Stechen, welches er der falzigen Ausdünftung des dortigen Bodens zufchreibt. Vergl. einige Arten des Ausfatzes bey Mofe. *Henna*, womit fich die Mädchen zu Loheia als mit einem Adftringens Füfse und Hände (nach andern, nur die Nägel) beftrichen, hält Br. S. 307. für *Liguftrum Aegyptiacum latifol.*. Hafselquift in feiner Reife nach Paläftina S. 502. nennt es *Lawfonia Spinofa*. Bey S. 306. ift ein Kupfer von einem fchönen Mädchen von *Loheia*. Wie fie aber eine *Koreifchitin*, und doch von Loheia feyn follte, begreifen wir nicht. Ihre Gefichtsbildung ift gewifs mehr griechifch als orientalifch. An der Küfte von Azab (dem alten Saba, wie Br. glaubt,) machte er S. 321., nicht die gewünfchten Entdeckungen.

K. XIII. *Fahrt von Loheia nach Mafuah*. Auf der Infel *Dafalac*, der gröfsten im rothen Meer, trifft S. 350. Br. 370. in Felfen gehauene Cifternen an. Eine Spur von ehemaliger viel gröfserer Cultivation diefer Gegenden. Hier war S. 354 die Perlenfifcherey der Alten, und felbft noch unter den Chaliphen und Türken bis ungefähr vor 200 Jahren. Br. fucht die oftindifche Compagnie S. 358. hierauf aufmerkfam zu machen, und empfiehlt, weiter oben an einem Flufs Phrat fich niederzulaffen, von deffen Exiftenz er aber doch felbft S. 212. keine Erfahrung machen konnte.

Ehe nun Br. feine Lefer von *Mafuah* weiter ins Land hineinführt, geht er in anderthalb Bänden in die alte und neuere Gefchichte diefer Gegenden und Völker zurück. Sein Entwurf enthält zuerft Vermuthungen über die ältere Gefchichte diefer Länder, und dann Auszüge aus Annalen der Aethiopier.

II.

II. Buch K. I. Br. staunt über die Reichthümer des alten Assyriens, Palästinens und Aegyptens. Die Quellen derselben sucht er sehr richtig nicht in den plündernden Kriegszügen der Semiramis oder des Sesostrès u. a., sondern im Handel mit dem gewürzreichen Indien. Zuerst, glaubt er, habe Indien seinen Pfeffer, dies für die dem tropischen, sechs Monaten langen, Regen ausgesetzte Länder so nöthigen Gesundheitsmittel und seine der warmen Zone so angenehme leichte Seidenkleider mit Arabiens Balsam und Weihrauch getauscht. In Abessynien haben sich indess die Cuschiten (noch voll Furcht vor der Sündfluth, *wie die Abessynische Tradition (?) sage*) zwischen den Flüssen Atbara und Nil (13° lat.) in den dortigen Marmor- und Granitgebürgen ihre erste Wohnungen, *Höhlen*, sich gebildet, welche man noch itzt in grosser Menge finde. Ungefähr synchronistisch mit Abraham lasse (S. 378.) die Abessynische Tradition durch sie *Axum* erbauen. Der Landschaft *Siré* haben sie diesen Namen S. 379. als den Namen, welchen der Hundsstern (Sirius) in der Sprache der Troglodyten und des ebenen Landes von Meroë habe, gegeben, die tropischen Regen hätten sie als Hindernisse ihrer astronomischen Beobachtungen (denn auf diese lässt sie Br. unendlich erpicht seyn) wohl bald genöthigt, sich gegen *Meroë* (16° lat.) auszudehnen. Zu *Gerri* am Nil glaubt Br. sogar Monumente von ihnen gefunden zu haben, so wie er gewisse Fragmente von Colossalischen Statuen des Hundssterns zu Axum S. 379. ihnen zuzuschreiben wagt. Auch die Höhlen von *Thebae* und diese Stadt selbst spricht er ihnen zu. Noch immer, glaubt er, habe die armen Leute die Furcht vor der Noachitischen Fluth gepeinigt. K. II. Eine andere Parthie von diesen Cuschiten lässt Br. sich in den Gebürgen, am arabischen Meerbusen bis *Azab* ausbreiten. In den Bergen von *Sofala*, am Rand der tropischen Regengegenden gegen Süden, entdeckten sie Gold und Silber in Menge (S. 382.) ohne Zusatz und ohne Bedürfniss der Scheidekunst. Während Br. die ägyptischen Cuschiten unter heiterem Himmel tagtäglich ihre Observationen machen lässt, glaubt er, hätten ihre mehr südlichen Brüder in der sechsmonatlichen Regenzeit bey ihrer sitzenden Lebensart (*their sedentary life* — !!) diese Beobachtungen in Ordnung gebracht, Buchstaben erfunden u. s. w. indem die südlichste bey Sofala auf Wind und Wetter und was zum Handel gehört, geachtet haben. Noch sey ihnen eine zwischenhandelnde Nation (a carrier) nöthig gewesen. Auch diese schafft ihnen Br. S. 384. Eine andere Nation, im hebr. *Phut*, in allen andern Sprachen *Schäfer* (Shepherds) genannt, haben von *Suez* an (auch diese Namen will Br. von *So*, *Sua*, welches *Schäfer* bedeute, ableiten) am ganzen arab. Meerbusen hin die Küste zwischen dem Meer und der fortlaufenden Gebirgkette eingenommen. Die *ganze* Beschäftigung dieser *Schäfer* sey die Verbreitung der arabischen und jüdischen Waaren über das feste Land von Afrika gewesen. Das grosse Land *Beja* 21° und *Derkin*, 17—16° lat. fand (!) Br. von der *Schäfernation* bewohnt, in *Schangalla* aber 16 — 15° lat schon Cuschiten, die jetzt von ihren alten erstaunlichen Kenntnissen zu einem höchst thierischen Zustand herabgesunken seyn. *Hycsos* oder *Agsos* soll S. 387. *bewafnete Schäfer* bedeuten. *Agag* aber sey ein Name der vornehmsten unter ihnen: *König der Könige*. Der Plural davon *Agagi* sey im Aethiopischen *Agaazi*, die tapferste jetzige Schäfernation in den Gebirgen von Habab. Endlich mischt Br. hier den von Samuel (1. B. 15, 33.) erschlagenen *Agag* „*einen arabischen Schäfer*" ein, setzt *Axum* (das er doch oben von Cuschiten bauen lies) aus Ag und Saah zusammen als „die Hauptstadt der bewafneten Schäfer" u. dgl. Sonderbarkeiten mehr, über welche in einem der neusten Göttinger Programme unter der Aufschrift: *Jacobi Bruce, clari per Abessyniam peregrinatoris, de primarum aetatum Commerciis et navigationibus in Indiam narratio proposita et excussa* noch sehr gelind gesagt wird: *Aureum vobis narrasse videmur somnium, C., omisimus tamen multa, quae suaviter stertentes expergefacere potuissent, adeo mira et nova interjecta sunt alia* — — Fast sollten wir unsere Leser um Verzeihung bitten, alle diese höchst willkührliche Zusammensetzungen ausgezogen zu haben. Aber wir erlassen ihnen in der That noch immer einen sehr grosen Theil, und bitten, das bisherige als eine grosse Warnung gegen jene auch in Deutschland noch nicht ganz ausgestorbene phantastische Behandlung der ältesten und alten Geschichte anzusehen. Wäre Br. blos bey den Datis stehen geblieben, welche ihm eigener Anblick vom Unterschied der Einwohner jener Gegenden gab, ohne diese in so vielen grundlosen Vermuthungen zu ersäufen; so wäre man ihm gewiss Dank schuldig. Die Hauptzüge dieser Art sind folgende: Br. fand noch jetzt dreyerley durch die Natur stark unterschiedene Menschenarten in jenen Ländern, die wir als den Spielraum und die Grenze der tropischen Regen zusammenfassen können. Eine derselben hat S. 384. lange Haare, europäische Gesichtszüge, eine dunkle, aber nicht negerartige, Farbe. Sie leben mit ihrem Vieh in flachen Gegenden unter beweglichen Wohnungen. Diese sind seine *Schäfer*. Wie sollten aber aus Schäfern (Nomaden) zugleich Handelsleute werden? Eine andere Menschenart S. 386. 388. ist wollenhaarig, negerartig, lebt in festen Wohnungen im gebirgigten Land, in Höhlen und Städten, ihre Nahrung ist Jagd und Handel. Nur eine Fliegenart, *Zimb* (S. 388. beschrieben), welche selbst die Cameelshaut und die Haut des Rhinoceros durchsticht, nöthigt sie, während der Regenmonate, in welchen jenes Insect auf den Wohnplätzen *von schwarzer Erde* wütet, mit allem, was sie lebendig erhalten wollen, in die sandigten Gegenden am Atbara herabzufliehen, wohin die Fliege sie nicht verfolgt. Diese Menschenart nimmt Br. für *Cuschiten*. Er nimmt aber doch auf allen Fall auch *Kuschitische Schäfer* an, welche die Schriftcharaktere *Geez*, die einzige in jenen Gegenden, erfunden haben sollen S. 401. Nomaden, die ältesten Schrifterfinder — welche Combinationen! Beiderley Menschenarten nöthigt die Natur zu einem alljährlichen Zug. Denn auch (S. 391.) die Schäfer müssen, aber gerade in der andern Hälfte des Jahrs, während der 6 europäischen Wintermonate von der östli-

chen Seite ihrer am rothen Meer hinstreichenden Gebirge sich auf die westliche ziehen, weil alsdann jener Theil, so wie in den europ. Sommermonaten die östliche Strecke um den Atbara dem heftigsten Regen ausgesetzt ist, während immer die entgegengesetzte Seite das schönste Wetter geniefst. Als eine dritte Menschenart giebt Br. S. 397. *sieben* Völker an: *Giz* oder Geez, *Amhara*, *Falascha*, *Damot Agow*, *Tschératz Agow*, *Gafat* und *Galla*, welche er unter dem Namen *Habesch* (حبش *convenae*) *Abessynier* begreift. Seine Ableitung der meisten unter ihnen von den durch Josua vertriebenen Cananiten mag man ihm immer wieder schenken. Nach einer Chronik zu Axum S. 398. (welche aber bey weitem der gültige alte Zeuge nicht ist, wofür sie Br. nimmt, da sie in ihrer Chronologie Bekanntschaft ihres Vf. mit der alexandrinischen Bibelübersetzung verräth), sollen diese Nationen sich erst seit dem Jahr 1400 vor Christi Geburt nach Abessynien gezogen haben. Zum Beweis, dass alle 7 Völker verschiedene Sprachen haben, hat Br. das Hohelied in ihre Sprachen sich übersetzen lassen, wovon aus jeder Uebersetzung nach S. 400. sechs Verse, alle in den Schriftzügen der Giz, welche allein unter den 7 Nationen Buchstaben haben, abgedruckt sind. Auch dieser Sprachenunterschied, glaubt Br. S. 400., habe bey den verschiedenen Cananitischen Völkern statt gehabt, und beruft sich geradezu auf die Bibel, mit eben so viel Kenntniss, als er S. 395. zeigt, wenn er *Rachel* für *Abrahams* Weib angiebt. Wir übergehen gerne, was er K. IV. von den Einfällen seiner alten *Schäfer* in Aegypten sich selbst überredet, um allen Untergang alter Städte une Kenntnisse in diesem Land diesen zwischenhandelnden Nomaden zuzuschreiben. Mehr Aufmerksamkeit verdienen seine Vermuthungen über die Art, im arab. Meerbusen und ausser diesem westlich an Afrika hin zu schiffen, und seine Anwendung davon auf die Schiffarten der Juden unter David und Salomo. Jener Meerbusen zieht sich (S. 431.) von Suez bis Moccha NW. zu SO., und dann weiter von Babelmandeb bis ans Meer beynahe ganz östlich und westlich. Die Etesischen Winde, welche den Sommer über Aegypten in gerader Richtung von Norden gegen Süden durchstreichen, wehen deswegen vom April bis zum October nordwestlich von Suez gegen den Ausfluss des Meerbusens, und vom November bis März gerade in entgegengesetzter Richtung gegen Suez. Diese Art von Wechselwinden, (man nennt sie *monsoons*, zum Unterschied von Winden, welche beständig in der nemlichen Richtung das ganze Jahr durch wehen, d. i. von *tradewinds*) bestimmen also die Schiffahrt auf dem arab. Meerbusen.

(*Der Beschluss folgt.*)

1) Königsberg u. Leipzig, im Verl. d. Hartungischen Buchh.: *Statistische Uebersichtstabellen aller Europäischen Staaten, nebst deren Münzen, Maassen und Gewichten.* Neue mit 3 Tabellen über den Preussischen Staat vermehrte Ausgabe. Ohne Jahrzahl. gr. fol. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Ebendas.: *Drey Tabellen über den Preussischen Staat*, welche das Wissenswürdigste aus der Statistik, der Geographie, der Geschichte, der Münz- Maass - und Gewichtskunde u. s. f. enthält, und also jedem, der diesen Staat näher kennen lernen will, vorzüglich aber Erziehern gewidmet sind. 1790. gr. fol. 3 halbe Bogen. (9 gr.)

Zu N. 1. ist nur die genannte Vermehrung, keine eigentliche Verbesserung der ersten Auflage, hinzugekommen, wahrscheinlich, um so den Absatz derselben besser zu heben: Den Gehalt dieser Zusammensetzung aus vielen veralteten Notizen, und zugleich die merkliche Unkunde in der neuesten statistischen Literatur haben wir bereits N. 356. der A. L. Z. 1789. ausführlich angezeigt. Auch in den Tabellen über die Preussischen Staaten, welche nach N. 2. besonders abgedruckt worden, sticht diese Unbekanntschaft, neben manchen irrigen Beurtheilungen, wieder hervor. So sind die Angaben über Grösse und Volkszahl, in Ansehung der Mittelmark, Uckermark, Altmark und Priegnitz durchaus obsolet. Das topographische Werk des Hn. *Borgstede* von der Churmark Brandenburg, konnte und musste den V. diesfalls leiten. Diese Unkunde ist etwas auffallend. Von Schlesien und den Westphälischen Provinzen kommen ganz andere Verhältnisse heraus, wenn man die Schlesischen Provinzialblätter, das Westphälische Magazin, *Holsche* über Tekenburg, nachsieht. Die Bevölkerung Berlins trift nur vom J. 1783. zu. Auch waren damals nicht 6500, sondern 6605 Häuser.

Industrie: Als Landesproduct, wie die übrigen angeführten Artikel zu erkennen geben, führt Pommern kein Salz aus. Es sollen in dieser Provinz über 800 Menschen, Tuch, Strümpfe, Segeltuch, Band etc. verfertigen. Blos die Wollenarbeiten beschäftigten aber im J. 1786., 944 Meister nebst 620 Gesellen. *Staatseinkünfte*: 6 Millionen sollen aus den Produkten des Mineralreichs zur Staatskasse fliesen. Welche Vermengung des Werths der producirten Masse mit dem reinen Gewinn der öffentlichen und Privatkassen! Die Einkünfte der Markgr. Fränkischen Länder schlägt man um das doppelte höher, als 1,070000 Fl. an. Auch waren von den Schulden bereits 1780. 2 Millionen abgetragen. *Jetzt* sind sie völlig, bis auf die unbeträchtlichen Summen der Stiftungscapitalien etc. die absichtlich stehen geblieben sind, getilgt. S. v. Dohms, Nicolai, und Fischers Schriften in dieser Materie. *Hauptveränderung in der Geschichte*: Unter andern ist der Satz: Im Teschner Frieden wird festgesetzt, „dass, im Fall das Markgr. Ansp. Bayr. Haus aussterben sollte, die Fränkischen Länder an Churbrandenburg zurückfallen sollten“ schief ausgedruckt. Es sollte heissen: das Haus Oesterreich verpflichtete sich, dass es sich diesem Anfall nicht widersetzen wolle.

Bey dem allen wollen wir diesen Tabellen einen bedingten Nutzen nicht absprechen, weil mehrere ihrer Angaben sich wenigstens den bessern *nähern*. Auch gewährt die Tabelle über Münzen etc. eine gute, gröfstentheils richtige, Uebersicht. Nur ist es Prunk im Titel, wenn es heisst: *Jedem*, der diesen Staat näher kennen lernen will — gewidmet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 5. Januar 1791.

ERDBESCHREIBUNG.

EDINBURGH, b. Ruthven: *Travels to discover the source of the Nile.* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Im indischen Ocean gehen die Monsoons eben so bestimmt, im Sommer SW., im Winter NW., mit einer kleinen Verwendung gegen O. und W. Nach Indien kann also ein Schiff von Suez aus seinen Lauf ununterbrochen fortsetzen, wenn es im Sommer von Suez abging. Br. nimmt nun an, dass die bey Salomo's Schiffahrt genannte 3 Jahre 1. Reg. X, 22. *eine feste Zeit für jede ihrer Reisen* waren. Daher schliesst er dann, dass die Fahrt nicht nach Gegenden gegangen seyn müsse, wohin veränderliche Winde führten, (wie Spanien, Peru u. dgl.) Sie müsse vielmehr bey gewissen bestimmten Wechselwinden gemacht worden seyn. Diese führen zwar auch z. B. nach Ceylon, was manche für Ophir nehmen, aber so, dass eine Fahrt auf diese Insel nicht über ein Jahr betragen könne. Br. setzt dagegen das Ziel der Salomonischen Flotte in die Gegend von *Sofala* 20° lat. über Cap. Current in Afrika ausser den tropischen Regen. Hier fand John Dos Santos bey einer Landung 1586. Goldminen im Gebirge Afura, über 200 leaques von Teté, da er den Fluss Cuama hinaufgesegelt war, und in ziemlicher Entfernung davon die Silberminen von Chicoua. An beiden Orten seyen Spuren von grossen alten Aushöhlungen, und überdies die Tradition in diesen Gegenden selbst (?), dass jene Werke einst der Königin von Saba zugehört haben. Genug, wenn die Gegend von Sofala als Ophir angenommen wird, so findet Br. nach den Wechselwinden eine Zeit von 3 Jahren zur Reise der Elanitischen Schiffe nothwendig. Er zeigt, dass sie von Eloth bis Cap Gardefan (Promontor. Aromatum) nach dem Lauf der Monsoons vom Sommer bis Nov. kommen konnten. Den November über lässt er sie hier ruhen; Waaren tauschen u. dgl. im December aber führt er sie vollends mit einem unregelmässigen Wechselwind, welcher nach *Halley* in dieser Gegend sich findet, bis Mocha bey Melinda. Gerade in dieser Lage findet Br. ein *Tarschisch*. Denn „in den Annalen von Abessynien, sagt er, sehen wir, dass Amda Sion, welcher im XIV Jahrh. an dieser Küste Krieg führte, in einem Verzeichniss Mohrischer rebellischer Vasallen, den *Fürsten von Tarschisch (the Chief of Tarschisch)* als einen von ihnen *gerade in der Gegend* nennt, *wo wir jetzt Tarschisch hinsetzen.*" Hier ward denn die Flotte durch die nun widrigen Monsoons bis auf den April des folg. Jahrs aufgehalten. Sobald im May der Wechselwind wieder NO. wurde, so kam sie, wohl in einem Monat, vollends bis Sofala. Zurück aber konnte sie sich um des nemlichen Windes willen erst im Novemb. wenden. Im Nov. des zweyten Jahrs führte sie der eintretende südwestliche Wechselwind glücklich bis Mocha bey Melinda (d. i. bis Tarschisch). Hier aber traf sie alsdann nothwendig den Wechselwind NO. musste also bis auf den May des dritten Jahrs auf das Eintreten vom südwestl. Wechselwind warten. Mit diesem erreichte sie Mocha bey Babelmandeb, traf dort den Nordwind, welcher den Sommer über von Suez her weht, erwartete also bis im Oct. oder Nov. die Windsänderung in SO., und kam dann vollends in der Mitte oder am Ende des Dec. im dritten Jahr nach Eloth zurück. Die Anwendung dieser unveränderlichen Naturphänomene auf Erklärung jener alten Unternehmung, welche in der jüdischen Geschichte ohne ihres gleichen war, ist gewiss sinnreich genug, um neue Prüfungen biblischer Philologen und Geschichtforscher zu reizen. Zur Erläuterung ist eine eigene Karte beygefügt Die Eroberung von Eloth durch den Assyrer, Tiglatpileser, 2. B. K. XVI, 6. versetzte den Zug dieser Schiffahrt von den arabischen in den persischen Meerbusen.

Die Combinationen, nach welchen Br. K. V. seine Geschichte des Handels auf dem arab. Meerbusen durch die Zeiten der Babylonier und Perser, Alexander des Grossen, und der Ptolemäer bis auf seine Vernachlässigung unter den Römern fortführt, übergehen wir als ganz willkührliche Spiele der Phantasie. Mit K. VI. fängt der Vf. die Geschichte von Abessynien mit der Königin von Saba an, welche einen Sohn von Salomo zum Nachfolger gehabt haben soll. Wir werden aber mit diesen dunkeln Originibus Habessynischer Geschichtskunde besser unsere Anzeige von der ganzen Reihe jener Geschichte beginnen. Auch Br. hätte wohl richtiger diese Fabelzeiten der Habessynier gerade vor die mehr beurkundete Geschichte derselben setzen können.

LEIPZIG, b. Weidmanns Erben: *Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils* in den Jahren 1768, 1769, 1770, 1771, 1772, 1773. in fünf Bänden von *James Bruce von Kinnaird*, Esq. F. R. S.. Ins Deutsche übersetzt von *J. J. Volkmann*, D. und mit einer Vorrede und Anmerkungen versehen von *Joh. Fr. Blumenbach*, Prof. zu Göttingen und königl. Grossbritt. Hofrath. I. Band. XXIII S. Vor. u. 579 S. Text. Nebst 10 Kupfern u. einer Titelvignette. II. Band. 710 S. und einer Titelvignette.

Hr. *Bl.* führt in der *Vorrede* seinen Autor bey dem Publicum nicht mit partheyischen, unbegränzten Lobeserhebungen ein, sondern bemerkt zum Voraus, was unfehlbar seine Anmerkungen künftig noch weit häufiger zeigen, zugleich aber auch verbessern werden: dass Br. bey all seinem entscheidenden Ton über manche Dinge absprechè, über welche er weit bescheidener sich auszudrücken Ursache gehabt hätte. Abgeschmackt ist es freylich, dass der Schottländische Esquire auf seine geographische Karte den Prunkartikel setzt, sie *with the largest and most perfect Instruments now in use* aufgenommen zu haben. Denn die Art dieser Instrumente und überhaupt die Höhe seiner mathematischen Kenntnisse läfst sich schon aus seiner Reisebeschreibung selbst schätzen, wenn auch nicht das Zeugnifs der Kenner, welche seinen grofsen Quadranten geprüft, und *nicht einmal recht zuverlässig* gefunden haben, hier in der Vorrede, der Wahrheit zur Ehre, bemerkt würde. Ueber jene Superlativen wird man aber doch Hn. Br. wenigstens mit der Sitte entschuldigen, dass alle Ecken und Strafsen in London mit Advertissements in solchen Superlativen mit grofser hochrother Schrift voll geklebt sind, und selbst kein abgelebter Löwe oder Tiger ohne die Prädicamente *a royal lion* oder gar *an imperial tiger* zur Schau gegeben wird. Auch scheint Br. in der That die Schwäche seiner Instrumente selbst nicht so genau zu kennen, da er nach Hn. Bl. *seinen grossen Quadranten* als die Seele seines Apparats *noch jetzt in London bey den berühmten Instrumentenmachern Nairne und Blunt selbst noch zur Schau ausstellt.* Aber unverzeihlich ist es dagegen, wenn Br. sein Kupfer von dem Rhinoceros bicornis als *designed from the life* anpreist, und *man doch auf den ersten Blick sieht, dass es mutatis mutandis eine blosse Copie der schon 1754 erschienenen Büffonschen Zeichnung des Rhinoceros mit Einem Horn ist.*

Kein Wunder, dass man gegen einen Reisenden, welcher dies zu *schreiben* Muth hat, so lange man seine Entdeckungen nur noch aus *mündlichen* Erzählungen von ihm erhielt, welche doch wohl nicht bescheidener gewesen seyn mögen, manche Zweifel hatte, und öffentlich entdeckte. Hr. Bl. giebt an, wie die bedenklichsten derselben schon vor Erscheinung des Werks einzeln aufgeklärt worden sind. Doch ist der Hauptaufsatz, welcher zur Schutzschrift für Br. schon 1786 in Maty's new Review erschien, und auch, wiewohl nicht vollständig, in *Archenholz* Journal für Literatur und Völkerkunde übersetzt steht, hier nicht erwähnt. Auch nicht die Zweifel über Risse und Zeichnungen, welche schon in einer Beylage zu *Björnstål's* Reisen (VI. Bd. I. Heft der d. Uebersetzung) gemacht waren. Wie viele neue Zweifel, nicht gegen die Reise überhaupt, aber gegen einzelne Beobachtungen, nicht blofs, wo es Bruce den *Gelehrten*, sondern Br. den *Augenzeugen* betrifft, wird nicht seine Reisebeschreibung selbst immer weiter veranlassen? Sehr begierig wartet man deswegen gewifs auf die *Blumenbachschen Anmerkungen*, durch welche das Fach der Naturhistorie gewifs und vermuthlich auch manche Theile der Geschichte selbst ihre Berichtigung erhalten werden, da die Vorrede schon die Quellen, aus welchen für alles, was Habessynien betrifft, geschöpft werden muss, anführt und richtig charakterisirt. (S. V. muss *Hanath* für *Hana*, S. XIX. *Himyarische* oder *Himyaritische*, statt *Himyarichische* gelesen werden.) Sehr zu wünschen wäre, dass die Verlagshandlung auch einen sprachkundigen Gelehrten zu berichtigenden Bemerkungen über so manche, durch Unkenntnifs in diesem Fach allerdings überraschende, Stelle von Br. eigenen Erzählungen sowohl, als von seinem Entwurf Abessynischer Geschichte veranlassen möchte. Ein Werk, das bey all seinen Mängeln klassisch bleibt, würde so dem deutschen Publicum gleich anfangs mit Vorzügen in die Hände gegeben, welche es jenseits des Canals kaum je hätte erhalten können, und dadurch die deutsche Ausgabe selbst für prüfende Ausländer unentbehrlich gemacht.

Die *Kupfer* sind mit Richtigkeit, zum Theil mit Eleganz nachgestochen. Im Original sind sie leider! oft so elegant, dass man sie desto gewisser für unrichtig halten muss. Von den *Karten* ist hier die (hypothetische) Karte von der dreyjährigen Schiffahrt der Flotte Salomo's nach den Gold- und Silberminen jenseits der tropischen Regen nahe dem Flufs Zabeze zum I. Band gegeben. Auch diese finden wir accurat nachgezeichnet. Auf der Originalkarte aber schon ist z. B. Palästina sehr verzeichnet. Jericho steht nördlich, und der Berg Thabor südlich von Jerusalem. Auch das südliche wüste Arabien und der Sinus Elaniticus, welche doch für Salomo's Flotte Hauptpuncte waren, ist ganz verunstaltet.

Bey der *Uebersetzung*, welche fliefsend und getreu ist, ist es etwas unbequem, dass in den morgenländischen Namen durchaus die englische Orthographie beybehalten ist. Da Br. dieselbe blofs nach dem Laut mit englischen Buchstaben ausdruckte, und doch dieser Laut den meisten deutschen Lesern, für welche man übersetzt, unbekannt ist, so werden für diese alle jene Namen wahre Räthsel. Wer wird z. B. S. XVI. der Vorr. errathen, dass *Tilca Jerjis*, der Name des jetzigen Königs von Habessynien, für uns Deutsche den Laut Tilca *Tschertschis* haben müste, den Buchstaben aber nach dies letztere sonderbare Wort: *Gergis*, und nichts anders als *Georgius* ist. Auch um dieses einzigen Umstandes willen hätte die Uebersetzung von einem Sprachkundigen durchgesehen, und von diesem die deutsche Aussprache und Rechtschreibung jener Namen und Worte unter dem Text oder in Parenthesen angemerkt werden sollen.

HALLE, b. Hendel. *Kurzer Entwurf einer Statistik der Preussischen Staaten.* Ein Lesebuch für jeden Unterthanen (Unterthan) von *Christoph Friedrich von Bachmann.* 1790. 242 S. 8. (16 gr.)

Die Bemerkung des Vf. ist freylich wahr, dass eine (brauchbare) Statistik von dem mächtigen und blühenden preussischen Staate, noch bis jetzt ein unbefriedigter Wunsch geblieben ist; denn die kleine preussische Länderkenntnifs von Küster, kann, zumal gegenwärtig,

tig, nicht wohl in Anschlag gebracht werden. Wenn aber Hr. *v. B.* glaubt, dass nach Verhältniss der Wichtigkeit gegen andere Länder, von keinem Staate so wenig genugthuende gedruckte Nachrichten, als von dem Preussischen, vorhanden sind: so widerspricht dieser Behauptung selbst die vom Vf. noch unvollständig verzeichnete Literatur über den preussischen Staat. Wie viele andere, hauptsächlich deutsche, Staaten, haben seit dem letztern Jahrzehend so ausführliche, archivisch zuverlässige, topische und statistische Beschreibungen, als der Preussische von Pommern, dem Königr. Preussen, der Kurmark Brandenburg, dem Herz. Magdeburg, und dem H. Schlesien; ferner von den Grafschaften Tecklenburg, Ravensberg, Hohenstein, ohne den beständigen Zuwachs in kleinern und periodischen Schriften zu rechnen? Und wo ist das Gleiche z. B. von dem Kur-Braunschweigischen Staat nur von einer Provinz in neuern Zeiten zu finden? Es kommt nur darauf an, die Masse der vorhandenen Materialien genau zu kennen, ihren Inhalt zu würdigen, und die gesichteten Resultate in ein Ganzes zweckmässig zu verarbeiten. Die Aufgabe ist dann freylich nicht leicht, und kann nur von einem geübten Kenner dieser Literatur mit Erfolg unternommen werden. Von einem Geschäftsmann in viel umfassenden Landesangelegenheiten, wie z. B. *Canzler* in Sachsen, der jene Literatur mit seinen Erfahrungen zu verbinden und zu berichtigen weiss, ist hier noch nicht die Rede.

Als Lesebuch betrachtet, wäre es unbillig, den Versuch eines jungen Literators, der mit vorliegendem Probestück seines Fleisses und der Anlage vieles nachzubessern, die Universität verlässt, nach jener Foderung streng beurtheilen zu wollen; da er selbst die Schwierigkeit seines Unternehmens fühlt, und in der Vorrede den Gebrauch des Buchs auf den Jüngling einschränkt. Für diesen, wie für jeden Neuling in der preussischen Staatskunde, kann es denn von wirklichem Nutzen seyn, wenigstens ist das Wissenswürdigste mit manchen neuen Notizen, nur ohne Quellenanzeige, in einen kurzen Zusammenhang gestellt, bey dem etwas mehr Gewandheit im historischen Vortrage zu wünschen wäre. Auf einige andere Hauptverbesserungen wollen wir hier den Vf. aufmerksam machen. — Statt der vorangeschickten ausführlichen Literatur hätte sich besser eine kurze Uebersicht der vornehmsten Schriften von dem preuss. Staate mit wenigen Bemerkungen über ihren Werth oder Gebrauch, geschickt. In Ansehung der Vollständigkeit fehlen doch unter andern die schlesischen Provincialblätter, *Weddigens* geographische Beschreibung der Grafschaft Ravensberg; auch dürfte neben *Büschings* Erdbeschreibung, *Nörrmanns* bekanntes geogr. Handbuch nicht übersehen, sondern als ein Hauptbuch bemerkt werden, weil hierinn gerade die beste, und zu seiner Zeit vollständigste und neueste *Statistik* des preussischen Staats — das Kön. Preussen ausgenommen — *zusammenhängend* zu finden ist. In welcher entfernten Beziehung auf den preuss. Staat steht dagegen, wie eine Figurantin im tiefsten Hintergrunde, die mit angeführte Abbildung aller geistl. u. weltl. Orden, die zu Mannheim herauskömmt! — Erstes Hauptstück: *Staatsveränderungen.* Sie enthalten ausser der Regentenfolge hauptsächlich nur die Kriegsgeschichte und successive Erwerbung der einzelnen Provinzen, keine eigentliche pragmatische Darstellung der innern und äussern Ursachen, welche die Cultur des Volks und die jetzige Constitution gebildet haben. Das zweyte *Hauptstück* weiset die *Staatsverträge* nach; mehrentheils Nomenclatur. Das dritte Hauptst. handelt vom *königlichen Hause*, von den *Wapen* und *Orden*. Die staatsrechtlichen Verhältnisse werden hier gleichsam im Vorbeygehn mitgenommen. Sie mussten ihre Wichtigkeit wegen besonders ausgehoben werden. Das dritte Hauptstück begreift *die Länder.* Die *Grösse* derselben ist nicht überall nach den neuesten Berechnungen angegeben. Wir vermissen sie bey *Pommern*, das nicht 507, sondern 442 Q. Meilen nach der neuen *Gillischen* Karte und der Sotzmannischen Berechnung enthält (s. A. L. Z. 1790. No. 142., wo dies neue Datum von Hn. *Sotzmann* zuerst angezeigt worden). Indess lässt sich hier eher Entschuldigung anbringen, als bey der Angabe des Flächeninhalts der Mark Brandenburg, wo in Ansehung der *Kurmark* die seit 1788 bekannte genaue Berechnung in *Borgstede* topogr. Beschreibung dieser Provinz nicht beygebracht worden ist; daher sind denn auch die Partialangaben von der Mittelmark, Uckermark u. s. w. unrichtig. Eben so wenig ist das Resultat der neuesten *Volkszählung* aus gedachtem Werke anzutreffen. Das nemliche muss man bey der Anzahl der Städte, Dörfer etc. erinnern. Der Vf. hat zwar das Buch verzeichnet, aber, wie man sieht, nicht die *Sachen* aufgenommen. Ferner ist dem Vf. die *Mark* oder das *Kurfürstenthum* Brandenburg einerley, S. 80; bekanntlich haftet aber die Kurwürde nicht mit auf der Neumark, sondern auf der Kurmark allein. In der topischen Beschreibung der letztern fehlen die ansehnlichen Landstädte Rathenau und Ruppin, obwohl einige merkwürdige Dörfer vorkommen. Die Abtheilung nach Kreisen war bey der Mittelmark nothwendig. Von der Volkszahl in Berlin hat man bestimmtere neue Nachrichten. Die Stadt Spandau hat nicht 12200, sondern etwas über 6000 Einwohner mit dem Militair. Das Dorf Tepel (soll *Tegel* heissen) ist eigentlich wegen der wilden Baumzucht vieler nordamerikanischen und andern Holzarten bekannt, welche in den kurmärkischen Waldungen vertheilt werden. Vorlesungen über die Forstwissenschaft werden in Berlin gehalten. Den *Schafstand* in der Kurmark setzt der Vf. S. 82. auf die ungeheure Summe von 3,577,950 Stück an. 1786 betrug sie doch nur 806,000, im andern Jahre aber verhältnissmäsig mehr. (s. Borgstede und andere sichere Nachweisungen,) Daselbst werden 172000 *Centner*, S. 213, aber von der Mark nur 172000 *Stein* verarbeitete Wolle angegeben. — *Schlesien* soll nach S. 56. von 172000 Menschen bewohnt seyn. Der hinten angezeigte Druckfehler: lies 158,300, macht den auffallenden Irrthum noch schlimmer. In der Folge unter dem 5ten Hauptstück, von den Einwohnern, werden 1,583,000 angegeben; allein die Angabe ist noch zu niedrig.

Ferner sind nicht die katholischen, sondern die protestantischen, Einwohner gegenwärtig die zahlreichsten; jenes läfst sich nur von Oberschlesien sagen. — Von dem H. Cleve scheint der Vf. ziemlich gute Information zu haben. Uebertrieben ist jedoch die Zahl der Einwohner in den westphälischen Provinzen mit 703.000 angesetzt.

Weiter können wir den Verstöfsen nicht nachgehen. In den folgenden Hauptstücken wird noch von der Religionsverfassung und Gelehrsamkeit, von der Regierungs- und Kriegsverfassung, von der Industrie, den Münzen, Gewichten und Maafsen, ferner von den Einkünften, und zuletzt von dem Staatsinteresse gehandelt, worinn manche gute Ausführungen, besonders in Absicht der neuen Militäreinrichtung unter Friedrich Wilhelm II vorkommen.

Hamburg, b. Hoffmann: *G. P. H. Normanns geographisches und statistisches Handbuch der Länder-, Völker- und Staatenkunde.* — Ersten Bandes 4te und 5te Abth. 1787. gr. 8. von Seite 1503 — 3167.

In der *4ten Abtheilung* werden die Länder des Kurhauses *Braunschweig - Lüneburg*, dann die Länder der altweltl. fürstlichen Häuser, nämlich *Braunschweig - Wolfenbüttel*, *Sachsen - Weimar* und die *übrigen herzogl. Sächss. Länder*, ferner *Anhalt*, *Holstein*, *Mecklenburg*, *Schwedisch - Pommern*, *Hessen*, *Würtemberg*, *Baden* und *Nassau* beschrieben, so, dafs nach des Hn. Vf. Plan in den vier Abtheilungen *sämmtliche Besitzungen* des erzherzogl. Hauses Oesterreich, so, wie die Staaten der geistlichen und weltlichen Kurfürsten und der altweltl. fürstlichen Häuser, *in einem Zusammenhange* überfehen werden können. Diese Methode hat einleuchtende Vortheile, und ist noch von keinem Geographen gebraucht worden, denn es ist schlechterdings unmöglich, bey der Zerstückelung und Trennung der Besitzungen deutscher Fürsten nach Ordnung der Kreise sich eine richtige Vorstellung von der Macht und Wichtigkeit des einen oder des andern Landes, so wie vom ganzen Staat, z. B. Pfalzbaiern, von seinem politischen Interesse u. s. f. zu machen. Selten arbeitet sich ein aufmerksamer Deutscher bis zu allen diesen Gegenständen durch; wie viel weniger der Ausländer, und jeder andere Deutsche, dem es an gehöriger Anleitung fehlt. Damit aber die constitutionsmäsige oder politische Eintheilung des deutschen Reichs in 10 Kreise neben jener systematischen nicht zurückgesetzt werde, so ist in der *5ten Abtheilung* die *Kreisordnung* in der Art aufgestellt, dafs bey jedem Kreise die einzelnen Länder nach der Reihe ihrer Kreisstandschaft angeführt, auf die schon vorhergegangene Beschreibung zurückgewiesen, und die Geographie der Bisthümer, der kleinern fürstlichen, gräflichen und übrigen reichsständischen Besitzungen nebst der Reichsstädte dabey, nachgeholt wird. Zuletzt sind die gebrauchten Quellen und Hülfsmittel angegeben, und das Ganze beschliest ein Ortsregister.

Auf die Weise ist nun die Beschreibung des deutschen Reichs vollendet. In der Ausführung ist Büschings gröfsere Erdbeschreibung als Hauptquelle freylich benutzt worden; dabey behält aber des Vf. geographisches Handbuch sehr viel Eigenthümliches. Jene enthält mehr Topographie, antiquarische Landes-, Stadt- und Kirchengeschichte; diese mehr physikalische Erdbeschreibung und Statistik. Die meisten Angaben gründen sich auf ein fleissiges Studium der neuesten brauchbaren Schriften, mehrerer Reisebeschreibungen und anderer oft sehr zerstreuten Notizen, wie auch auf handschriftliche Unterstützungen, wie man aus dem Quellenverzeichniss und aus dem Vortrag selbst ersieht. Sonach findet man hier viele neue bestimmte Nachrichten von der Gröfse der Staaten und ihrer Provinzen, von dem Volksbestand in Ländern und Städten, von Landwirthschaft und Bergbau, vom Manufaktur- und Handlungszustand, von sittlicher und wissenschaftlicher Cultur, von Regierungsverfassung u. s. w., mit manchen freymüthigen Bemerkungen. Vorzüglich ist in dieser Rücksicht die Beschreibung der kurbrandenburgischen, der kursächsischen, der pfalzbaierischen, der Mecklenburgischen, der Nassauischen Landen und der Reichsstadt Hamburg (des Vf. ehemaligen Wohnorts) gelungen. Die Oesterreichischen, wie die meisten geistlichen Staaten, stehen mit der Fülle jener Beschreibung nicht im Verhältniss, aus der sehr erheblichen Ursache, weil bey der erstern, zumal bey der Brandenburgischen, die Quellen ungleich reichhaltiger und bewährter flossen. Möchte doch, nur besonders gegen die geographische und statistische Dürre in den geistlichen Wahlstaaten, zumal in Trier, das nun angehende Magazin für Geschichte und Statistik sämmtlicher d. geistlichen Staaten, recht erwünschte Dienste leisten.

Uebrigens halten wir es für überflüssig, Auszüge aus dem treflichen Werke des Hn. Vf. zu geben, und die von uns wahrgenommenen Mängel und Fehler im besondern zu zeigen; theils weil die Empfehlung dieser Erdbeschreibung sich schon früh genug verbreitet hat; theils weil des Vf. sichtbarer Fleifs und ausnehmende Kenntnisse in der geographischen und statistischen Literatur dafür bürgen, dafs die nächste neue Auflage, die wir recht bald wünschen, nicht nur die erheblichsten Verbesserungen, sondern auch eine geprüfte Verarbeitung des wichtigen Zuwachses in sich fassen werde, der in dem Zeitraum von 1785 bis dahin, der Staatskunde Deutschlands zu Theil geworden ist. — Eine grofse Bequemlichkeit zum Nachschlagen würde das Werk noch gewinnen, wenn die Columnentitel specieller, als diesmal geschehen ist, angegeben werden. Um sich gleich bey dem ersten Blick in weitläuftigen Staaten zu orientiren, müfste noch die Provinz, von der die Materie handelt, z. B. zu dem generellen C. Titel: Länder des Oester. Hauses, der specielle: Niederösterreich, zu Innerösterreich, Steyermark u. s. f. gesetzt werden. — Der Beschreibung des übrigen Europa," so wie der grofsen Staatenkunde von Deutschland, wozu der Hr. Vf. seit vielen Jahren gesammelt hat, sehen wir mit Sehnsucht entgegen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 6. Januar 1791.

GOTTESGELAHRTHEIT.

München, b. Lentner: *Praecipua, quae doctores ecclesiae in evangelia singulis per annum dominicis apud nos legi solita commentati sunt.* Collegit, digessit, exegesi historica auxit, atque in usum eorum praecipue, qui pro concione dicunt, edidit *Sigismundus Zünti*, SS. Theol. doct., insignis ac pervetustae electoralis ecclesia colleg. Oettingae veteris Canonicus. Permissu superiorum Tomus I. a dom. I. adv. ad dom. Septuagesimae. 1786. 506 S. Tomus II. a dom. Sept ad dom. Paschae. 1788. 571 S. Tomus III. a dom. paschae ad dom. IX post Pentec. 1789. 591 S. Tomus IV. a dom. IX post Pentec. ad dom. I adventus. 1789. 580 S. 8.

Hr. Z. glaubt, man dürfe keine willkührliche und aus sich selbst erfundne (ist dies eins?) Schriftauslegung, sondern nur eine statthafte, und solche, welche von den Gesinnungen der Väter und der Kirche nicht abweiche, auf die Kanzel bringen; und, weil es oft geschehe, dass derselbige Prediger an demselbigen Orte zehn und mehrere Jahre über dasselbige Evangelium (wer verbindet ihn hierzu?) predigen müsse; so könnte er nicht immer etwas Gutes und Neues sagen, hätte auch oft weder die Zeit dazu, noch die Werke der Väter, eines Hilarius, Ambrosius, Chrysostomus, Hieronymus, Augustinus, Chrysologus, Leo, Gregorius, Isidorus, Bonaventura, jener Männer, die uns die göttliche Providenz als Lehrer der christlichen Religion aufgestellt, und die Kirche allezeit als solche bewundert habe, zur Hand; (wenn auch der Landprediger, auf den Hr. Z. hier vorzüglich Rücksicht nimmt, diese Werke alle zusammen besäfse, wie viel Zeitaufwand müsste es nicht machen, um aus der Spreu ein gutes Körnlein herauszufinden? Nimmt man den Hieronymus als Schriftforscher und den Chrysostomus, bloss als Redner betrachtet, aus; so sind die übrigen seichte Schwätzer, witzelnde Köpfe, dogmatische Grübler, schleppende Commentatoren, und alle zusammen von der Mönchsmoral und Mystik verschobene Volkslehrer.) Er meynte daher den Predigern einen Dienst zu leisten, wenn er zu jedem Sonntagsevangelium einige passende Homilien dieser Väter abdrucken liefse. Um aber für Orthodoxie und Brauchbarkeit recht zu sorgen, hütete er sich, solche Stellen, die bloss die Mönche betreffen, oder die nicht genau auf das Evangelium passen, auch solche, die diese Väter andern ältern Vätern abgeborgt haben, (als wenn diese, besonders nach katholischen Grundsätzen, nicht mehr werth wären) und endlich auch Auslegungen von Schriftstellern, denen die Kirche den Charakter eines heiligen Vaters nicht aufgedrückt hat, beyzubringen. Das gröfste Verdienst des Hn. Z. bey dieser Sammlung besteht wohl darin, dass er jedem Sonntagsevangelium die parallelen Stellen aus andern Evangelisten beygefügt hat.

Augsburg, in der Joseph-Wolfischen Buchh.: *Joseph Hubbauers*, der Weltweisheit Doctors und der Gottesgel. Licentiat, *Freyverdeutschter Bourdaloue*, Ein Jahrgang. Mit Gutheissung des hochwürdigsten Ordinariats. I B. 334 S. II B. 215 S. III B. 199 S. 1788. 4 B. 272 S. 8. 1789.

Die zwey ersten Bände erschienen schon 1785 u. 87. unter dem Titel: *Freye Uebersetzung gewählter Predigten aus Bourdalouen für die Sonn- und Festtage des Jahrs von einem Weltpriester.* Mit dem dritten Bande änderte der Herausgeber den Titel, und schrieb seinen Namen dazu. Diese vier Bände enthalten 29 Predigten, auf die Sonn- und Festtage von Allerheiligen bis zum zweyten Sonntag nach Ostern; man hat also, bis der Jahrgang geschlossen wird, noch einige Bände zu erwarten. Hr. H. glaubte, Bourdaloues Beredsamkeit verdiente wegen der Auswahl der Gegenstände (er wählte sich lauter Hauptmaterien, worüber sich nicht viel im allgemeinen sagen läfst,) wegen der richtigen Anordnung (die aber nur zu schulmäsig ist), wegen seiner Gründlichkeit und Kraft zu rühren, und der Harmonie seiner Schreibart, (die aber, besonders bey der freyen Uebersetzung des Hn. *H.* ganz verloren geht), von den Deutschen gekannt, und genützt zu werden; weil aber sein Vortrag zu erhaben ist, und, wie sich Hr. *H.* ausdrückt, im ganzen Adel rednerischer Ausdrücke glänzt, weil die Bezeichnung der Begriffe zu künstlich ist, als dass seine Reden ausser dem Hörsaale eines erleuchteten Hofes, ausser der Versammlung denkender Köpfe ihr Glück machen könnten; so nahm sich Hr. *H.* vor, nicht den Bourdaloue zu übersetzen; denn damit wäre dem deutschen Prediger noch nicht gedient, sondern umzuarbeiten, d. i. nur die Hauptideen beyzubehalten, die grofsen Predigten abzukürzen, die Hofcomplimente wegzulassen, davonzuthun, und hinzuzusetzen, kurz, einen verdeutschten, oder einen deutschen Bourdaloue zu liefern. Darum nennt er seine Uebersetzung eine *freye*, weil er sich in der Ausarbeitung alle mögliche Freyheit erlaubt. Rec. kann sich auf den Inhalt dieser Predigten jetzt nicht einlassen, sondern bemerkt nur, dass Hr. *H.* seine Absicht ganz und gar verfehlt habe, die darinn bestand, den Vortrag nach der Fassungskraft des gröfsern Haufens einzukleiden, da doch der Augenschein, die zahl-

zahllose Menge der Gedankenstriche, der Schwulst des Ausdrucks zeigt, dass er nur den Bourdaloue ins Kleine zu bringen, zu excerpiren, und durch diese Abkürzung unverständlicher zu machen suchte. Den Vorwurf, dass auch sein Ausdruck zu hoch stiege, entschuldigt Hr. H. mit einem auffallenden Widerspruch dadurch, dass seine Uebersetzung *frey* hiesse, und es mit diesen Predigten gar nicht gemeynt sey, dass irgend ein Landpfarrer so, wie er sie findet, dieselbe auswendig lernen, und seinem Völklein am Sonntage hererzählen soll. Wenn aber der Landpfarrer wieder diese Hubbauerischen Predigten umarbeiten muss, so lasse man ihn lieber aus der Quelle schöpfen.

Zürch, b. Ziegler u. Söhne: *Bischof Patriks erstere Trostschrift*, betitelt: *Gemüthsfassung, oder Kummers Gegengift.* Mit Vorrede übersetzt von *Johann Tobler*, Archidiakonus. 1790. 131 S. 8.

Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts verfasste der englische Bischof Patrik vier Abhandlungen, welche die Trostgründe in den verschiednen Leiden der Menschen enthalten. Schriften dieser Art, die der Menschheit gute Recepte in ihren so häufigen Seelenkrankheiten vorschreiben, verdienen allerdings recht bekannt gemacht zu werden. Hr. T. übersetzte nur die erste Trostschrift wegen ihres allgemeinen Inhalts. Man findet hier das Mark der stoischen Philosophie, Trostgründe und Verhaltungsregeln in den Leiden. Nur kann die Uebersetzung, die hart, und voll von Provinzialismen und Sprachfehlern, ist, wie schon der Titel zeigt, nicht gerühmt werden.

Bern, in der Hallerschen Buchh.: *Von dem Zustande der Protestanten in Ungarn, seit der Reformation, bis auf Josephs des Zweyten Regierung.* Herausgegeben von *Heinrich Ludwig Lehmann von Detershagen*, Lehrer an der Schule zu Büren. 1789. 96 S. 8. (7 gr.)

Die Absicht des Vf. geht eigentlich dahin, den wahren Zustand der Protestanten, vornemlich der Reformirten in Ungarn, vor dem Jahre 1781, da ihnen von dem K. *Joseph II.* die Religionsfreyheit wieder geschenkt und bestätiget wurde, für diejenigen Leser kurz darzustellen, welchen ihre vorhergegangenen traurigen Schicksale und bis auf diesen glücklichen Zeitpunct fortgesetzten Bedrückungen nicht bekannt gewesen sind. Die ältere Geschichte der ungarischen Protestanten von den Zeiten der Reformation an bis auf den Tod K. *Karls VI.* wird in den ersteren vier Abschnitten ganz kurz erzählt. Der fünfte Abschnitt, welcher den Zustand der Protestanten unter der Regierung der K. *Marie Theresie* beschreibet, ist der ausführlichste. Sogleich nach dem Ende der Kriege, welche die K. bey dem Anfang ihrer Regierung führen musste, fieng man in Ungarn die Bedrückungen der Protestanten aufs neue an. Obgleich den Protestanten in den Grenzörtern die Religionsfreyheit 1731. war gelassen worden: so beraubte man doch die Einwohner der Städte *Raab* und *Komorn* derselben, unter dem nichtigen Vorwande, dass diese Städte keine Grenzstädte mehr wären, weil man die Türken schon längst aus dem Königreiche vertrieben hätte. Man entriss ihnen ihre Kirchen und Schulen, und verbot ihnen alle gottesdienstliche Versammlungen. Bey dem Erdbeben zu Komorn 1763 versammlete sich eine grosse Anzahl Protestanten, weil sie keine Kirche mehr hatten, in einer Scheure, zu Gott um Schonung zu beten. Die königl. Statthalterey liess ihnen aber den Befehl zugehen: „dass sie sich ins künftige nicht mehr unterstehen sollten, gemeinschaftlich zu Gott zu beten." Dieser Befehl wurde so sehr gemisbraucht, dass sich kein protestantischer Prediger oder Candidat in die Stadt wagen durfte, ohne sich der Gefahr auszusetzen, zu Tode gesteinigt zu werden. In 11 Comitaten, deren mancher vormals 200 evangelische Kirchen gehabt hatte, verstattete man den Protestanten nur 2 Kirchen; die übrigen Kirchen, auch die Kirchengüter und Pfarrpfründen wurden ihnen genommen. Unerhörte Härte und Ungerechtigkeit gegen sie waren nicht selten. Man schliesst nun die Protestanten von allen Cameral- und Reichsämtern aus. Die Bischöfe erstrecken die Visitationen in ihren Diöcesen auch auf die evangelischen Gemeinden, um Anklagen gegen die Prediger zu finden, und Veranlassung zu suchen, ihnen ihre Kirchen zu verschliessen. Man zwingt sie, die katholischen Festtage mit zu feyern, und die Pfarrer feyern noch nach der Abschaffung mancher kleinen Feste diese Tage fort, um nur Gelegenheit zu haben, die an denselben arbeitenden Protestanten zu strafen, wovon hier eine lächerliche Geschichte steht. Man nöthigt die Protestanten, dem kathol. Gottesdienste beyzuwohnen. Wenn Lutheraner und Reformirte an einem Orte wohnten, und die schwächere Partey keinen Pfarrer und Kirche hatte: so hielt sie sich zum Gottesdienst der Andern. Aber das wird verboten, und sie müssen sich ganz von einander absondern, und kein Pfarrer darf auf nahe gelegenen Dörfern, welche Kirchen, aber keinen eigenen Prediger haben, Gottesdienst halten; sondern die kathol. Pfarrer bemächtigen sich ihrer Kirchen. Man nimmt mit den Kirchen und Predigern den Protestanten ihre Schulen, damit es der Jugend am Unterrichte fehlen soll. Die gelehrten Schulen werden sehr eingeschränkt. Durch die Büchercensur werden die Evangelischen auch auf mancherley Art bedrückt. Alles scheint von den Feinden der Protestanten in Ungarn darzu eingerichtet zu werden, sie (ganz wider die Absichten der gütigen K. K. Marie Theresie,) auszurotten. — Der Vf. setzt alle diese Angaben ins gehörige Licht. — Man ersieht daraus, wie beklagenswürdig der Zustand der ungar. Protest. vor dem J. 1781. gewesen sey. Aber *Joseph II.* bestätigte seinen treuen ungarischen Protestanten ihre sowohl gegründete Religionsfreyheit, und setzte sie, seit dem Wiener Frieden 1606. zuerst wieder in den völligen Genuss derselben.

Leipzig, b. Hamann: *Ueber die Ewigkeit der Höllenstrafen.* Ein Versuch in einem Briefe des *Grafen von M.* aus dem Französischen übersetzt von *D.* 1790. 82 S. 8.

Rec.

Rec. hat in dieser Broschüre, nichts als die alten Beweise der Gottesgelehrten, die das System vertheidigt haben, und noch vertheidigen, gefunden. Wozu eine Uebersetzung dieser unbedeutenden Schrift? Des Uebersetzers Meynung war wohl nicht, den Beweisen durch irgend ein Ansehen mehr Gewicht zu geben. Er hätte uns sonst kein Geheimniss aus seines Autors, und seinem eigenen Nahmen gemacht?

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Weygand: *Handbuch der militärischen Arzneykunde für Feldärzte und Wundärzte in Garnisonen und Kriegslazarethen.* Nach dem Plane eines Englischen Werks von *Hamilton. Dritter und letzter Theil.* 1790. 480 S. 8.

Mit diesem Band ist dieses Werk geschlossen, welches den Feldärzten und Feldwundärzten zur bequemen Uebersicht ihrer Geschäfte sehr wohl empfohlen werden kann und welches, zwar kurze, aber deutliche und richtige, Anleitungen zur Kur der innerlichen und äusserlichen Krankheiten enthält, die bey Soldaten vorfallen können. Die Zahl der Krankheiten hat der Vf. fast mehr vervielfältiget, als es für seinen Zweck nothwendig gewesen wäre. Die Artikel vom Wasserkopf, von der Rückenspalte, von den Mutterpolypen, von der Oeffnung der Mutterscheide und des Afters bey Kindern, von der Einpfropfung der Pocken. u. s. f. würde man in einem zu diesem Zweck verfassten Buch gewiss nicht vermisset haben. Aber die Absicht des Vf. war, in diesem Band ein kurzes, aber möglichst vollständiges, System der Chirurgie zu liefern; er dehnte also seinen Plan weiter aus, als der Titel zu besagen scheint. Erst liefert er die chirurgische Krankheitslehre, und in dieser nur eine Classification der äusserlichen Krankheiten, nebst den Merkmalen, durch welche sich Gattungen und Arten von einander unterscheiden; dann handelt er die chirurgische Arzneymittellehre ab, wo er nur die Classen der Arzneyen, die in der Chirurgie gebraucht werden, und deren Wirkungen im Allgemeinen angiebt. In der chirurgischen Instrumentenlehre, die im dritten Abschnitt geliefert wird, werden die Instrumente nach ihren Classen und Ordnungen angegeben und dabey wird immer auf die Kupfer in Bell's Wundarzneykunst verwiesen. Die Bandagenlehre wird auch besonders, mit Beziehung auf die Kupfer im Henkelschen Werk, abgehandelt. Am weitläuftigsten ist der fünfte und sechste Abschnitt: Operationslehre und specielle Chirurgie. Es mag allerdings seine gute Seite haben, wenn der Wundarzt die Operationen, die er zu machen hat, im Allgemeinen kennen lernt, wenn auch seine Kenntnisse von den besondern Krankheiten, welche die Operationen nothwendig machen, bey ihm nicht mit gleichen Schritten fortschreiten. Indess hätten wir zu dieser Trennung in einem Buch am wenigsten gerathen, das zum Unterricht für Leser von so verschiedenen Fähigkeiten und Kenntnissen bestimmt ist und wo der weniger fähige Kopf wahrscheinlicher Weise die Vorschläge zu einer Operation, die eine besondre Krankheit nöthig macht, besser gefasst haben würde, wenn er von dieser Krankheit selbst erst die nöthigen Kenntnisse erlangt hätte. Ueberdem macht diese Ordnung öfteres Zurückeweisen und sehr oft auch unnöthiges Wiederholen der nemlichen Sache nothwendig, wodurch ein Raum weggenommen wird, der zu bessern Endzwecken gebraucht werden könnte. Die Beschreibungen und Kurvorschläge, die in diesen Abschnitten vorkommen, sind deutlich und richtig. Besonders dieses ist in diesem Theil des Buches sehr zu loben, dass der Vf. sich gleich weit von Anpreisung neuer und noch nicht genug bekräftigter Methoden, und von zu strenger Anhänglichkeit an das Alte entfernt hat. So hat er z. B. die Vorschläge einiger Wundärzte, wegen der Unnöthigkeit der Amputation recht gut modificirt. Die zwey letzten Abschnitte enthalten die Vorschläge zu einer Kriegspolizey und zu dem, was von dem Arzt und Wundarzt bey gerichtlichen Untersuchungen der Soldaten gefordert werden kann. Der erste Artikel enthält viele fromme Wünsche, auch wohl Vorschläge, die bey grossen Armeen nicht gleich leicht auszuführen seyn möchten. Etliche Druckfehler verstellen den Sinn. S. 138 muss statt Entzündung, *Eindrückung*, S. 288 statt Brechen, *Brüche* und S. 448 statt Salpeterwurzel, *Salapwurzel* gelesen werden.

KÖNIGSBERG, b. Hartung: *Grundriss der Experimentalpharmacie*, zum Gebrauch beym Vortrage derselben; von *Karl Gottfr. Hagen*, d. A. D. u. o. Prof. zu Königsberg. 1790. 155 S. 8. (12 gr.)

Der Hr. Vf. hat bey der Ausarbeitung dieses Buchs ganz denselben Plan befolgt, welchen er bey seinem Grundriss der Experimentalchemie, zum Grunde gelegt hat. Die Beyspiele, die der Vf. als Bereitungsarten der Arzneymittel aufgestellet hat, sind sämtlich nach dem Brandenburgischen Dispensatorium geordnet. Dieses wird man nur insofern billigen, als Hr. H. Lehrer auf einer Preussischen Universität ist; denn das Brandenb. Dispensator. ist gerade eines der unvollständigsten, die wir kennen; auch hätte sich der Vf. überdem an kein Normalbuch binden, sondern die Muster da auswählen sollen, wo er sie am besten fand. Mit der Ordnung der Materien können wir ebenfalls nicht ganz zufrieden seyn. Der Vf. hat dieses selbst erwartet, und entschuldigt sich deshalb in der Vorrede; uns scheint es aber nicht gegründet, was Hr. H. sagt, dass nemlich die Unordnung nur scheinbar sey. Die Kenntniss der Chemie, welche er bey seinen Zuhörern voraussetzt, lässt sich doch nicht immer voraussetzen und in solchen Fällen muss der angehende Arzt, der die Pharmacie ebenfalls studiren muss, in beträchtliche Verwirrung gerathen; dem Pharmacevtiker von Profession wird es freylich weniger schwer, weil dieser schon von den mehresten Sachen eine superficielle Kenntniss besitzt. Bey allen den übrigen Vorzügen, die Hr. H. seinem Buche zu geben gewusst hat, können wir doch unser Urtheil nicht anders abfassen; im Gegentheil bedauren wir sehr, dass er nicht

einen bessern Plan zum Grunde gelegt hat; er würde dadurch seinem Buche, ausser dem innern Werthe, welchen wir keinesweges ableugnen, noch einen grössern Grad von Gemeinnützigkeit gegeben haben.

STRASBURG, b. König: *Selectus observationum practicarum medicarum, uti et Remediorum medicorum, tam internorum quam externorum longa experientia probatissimorum una cum eorum formulis* ac *Praescriptionibus*, ad usum universalem ordonatus a D. C. F. *Reuss*, Medicin. Profess. Tübingens. 1789. 455 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Eigentlich wird dieses Buch auch unter einem besondern Titel, als der zweyte Theil von des Vf. *Dispensator. univers.* verkauft. Hr. R. liefert darin eine reichhaltige Sammlung aller derjenigen Beobachtungen, welche von mehrern bekannten und erfahrnen ausübenden Aerzten über die innern und äussern Wirkungen der, sowohl einfachen, als zusammengesetzten Arzneymittel gemacht, und als erprobt befunden worden sind. Daher findet man hier nicht allein dergleichen einzelne Bemerkungen, mehrentheils von den berühmtesten Aerzten unsrer Zeit, einem *Selle*, *Mellin*, *Stoll* u. a. m., welche sie bey der Anwendung mehrerer Arzneymittel, theils für sich, theils in verschiedenen Verbindungen, zu machen Gelegenheit hatten, aus ihren Schriften ausgehoben, sondern auch selbst Auszüge aus manchen Dispensatorien, wenn sie der Vf. eines Auszugs werth hielt. Ein solches Unternehmen gehörte schon lange zu den eifrigsten Wünschen des Rec., und er hält sich daher um so mehr überzeugt, dass dieses Buch, vorzüglich bey jungen Aerzten und Wundärzten, die an eigner Erfahrung Mangel leiden, vielen Nutzen stiften, und sie zugleich mit den praktischen Erfahrungen verdienstvoller älterer Aerzte, bekannt machen wird. In diesem Betracht, können wir dieses Werk als ein sehr brauchbares und vieles Danks werthes Handbuch empfehlen. Auch müssen wir, als eine Seltenheit bey dergleichen Werken, bemerken, dass der Vf. mit einer Genauigkeit gewählt hat, die seinen eignen Kenntnissen zur Ehre gereicht.

PHYSIK.

BERLIN u. STETTIN, b. Nicolai: *Die natürliche Magie, aus allerhand belustigenden und nützlichen Kunststücken bestehend*; erst zusammengetragen von *J. C. Wiegleb*, fortgesetzt von *G. E. Rosenthal*, mit einer Vorrede von *J. C. Wiegleb*. Dritter Band mit 17 Kupfern 1789. ohne Vorrede, Inhaltsverzeichniss und Register 400 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ob dergleichen Sammlungen überhaupt den Vortheil stiften, zu welchem sie eigentlich angelegt sind, muss noch entschieden werden. Dass sie aber Liebhaber genug unter den Käufern finden, beweist die Anzahl der ähnlichen Schriftsteller, welche fast mit jeder Messe erscheinen, und zu deren Erscheinung nicht selten Buchhändler-Speculation die erste Veranlassung giebt. Unter allen ähnlichen Büchern war die *Wieglebische* Magie die erste, und auch die beste; sie erschien langsamer, aber mit Auswahl, und mit einer bestimmten Ordnung der Gegenstände. Dieses Lob müssen wir auch der Fortsetzung ertheilen, die durch den neuen Herausgeber, Hn. Bergcommissionsrath *Rosenthal*, in Betracht der mechanischen, optischen und mathematischen Kunststücke überhaupt, an Interesse und Wichtigkeit wirklich gewonnen hat. Die besondern Rubriken, unter welchen Hr. R. die Gegenstände vorgetragen hat, sind dieselben, wie sie Hr. W. schon vormals bestimmte, als elektrische Kunststücke, optische, mechanische, chemische, arithmetische, ökonomische und Kartenkunststücke; Kunststücke der Naturaliensammler, der Mahler und Kupferstecher, und ein Anhang von Bret- und Würfelspiel, welcher den Beschluss macht. Unter den chemischen Kunststücken, hat Hr. R. auch Berthollets Knallsilber aufgeführt; auf dieses gefährliche Präparat macht Hr. W. die Leser in der Vorrede vorzüglich aufmerksam und Rec. wiederholt dieses, da er an sich selbst eine traurige Erfahrung von der Gefährlichkeit dieser Substanz zu machen Gelegenheit gehabt hat.

LEIPZIG, in der Müllerschen Buchhandl.: *Torberni Bergmann*, Chemiae Profess. Upsal. etc., *opuscula physica et chemica, pleraque seorsim antea edita, nunc collecta et revisa*. Vol. VI. cum Indice locupletissimo; Editionis curam post auctoris mortem gessit *E. B. G. Hebenstreit*, Med. Doct. et in Acad. Lips. P. P. E. 1790. ohne Register 214 S. und 1 Kupfer. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Mit diesem Bande beschliesst Hr. H. die Ausgabe der Bergmannischen Schriften. Die im gegenwärtigen Bande aufgenommenen Abhandlungen des sel. B. wurden bey ihrer ersten Erscheinung sämmtlich mit grossem Beyfall aufgenommen, und bedürfen jetzt keiner weitern Empfehlung; wir begnügen uns daher sie bloss ihrem Daseyn nach anzuzeigen, um diejenigen, denen die Originale davon noch nicht bekannt seyn sollten, darauf aufmerksam zu machen. Es sind in allen sechs Aufsätze, 1) *de Crepusculis*, das Original davon erschien 1755; 2) *de Interpretatione astronomica*, von 1758. 3) *de Attractione universali*, gleichfalls von 1758. 4) *Oratio de nuperrimis chemiae incrementis*, von 1777. 5) *Observationes mineralogicae*, aus den Schwed. acad. Abhandl. von 1784. 6) *de avertendo fulmine*, von 1764; ein Register über alle sechs Bände, macht den Beschluss. Hr. H. hat sich durch die Ausgabe dieser Schriften, die man als Denkmäler des Scharfsinns und der Genauigkeit, immerwährend schätzen und bewundern wird, ein grosses Verdienst erworben. Sollte der schnelle Abgang dieser Werke, eine neue Auflage nöthig machen, so würde Hr. H. unstreitig allen Lesern einen Gefallen thun, wenn er die Aufsätze chronologisch ordnete, welches bey der ersten Ausgabe nicht möglich war.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 7. Januar 1791.

ERDBESCHREIBUNG.

Upsala, b. Edman: 1) *Lion Wafers Dagbok och Beskrifning af americanska Näset, dess Invånare och Physiska Markvärdigheter — af Sam. Oedman.* 1788. 128 S. in 12.

2) *Franska Sjö- Capitainens de Pages Resa genom öde arabien, emellan Bassora och Damas; år 1770. Utdragen utur dess Resa omkring Jorden.* 1788. 72 S. in 12.

Wir nehmen diese beyden kleinen Schriften zusammen, da der um die orientalische Literatur und Naturkunde verdiente schwedische Geistliche, Hr. *Sam. Oedman*, dem neulich eine Adjunctur-Stelle in der theolog. Fac. zu Upsala, und dabey das Pastorat zu Altupsala ertheilt worden, an beyden gearbeitet hat. Es sind eigentlich Auszüge und Uebersetzungen zugleich. Die erste aus einem ältern und seltenen, aber immer für Menschenkenntniss und Naturkunde wichtigem Werk, aus *Lionet Wafers voyage and Description of the isthmus of America.* Von den Spaniern hat man keine zuverlässige Nachrichten von Amerika zu gewarten, und was den hier beschriebenen schmalen Strich Landes anbetrift, der das nördliche und südliche Amerika trennt, so kennen die Spanier die Einwohner desselben und ihre Sitten vielleicht am wenigsten, da sie fast immer mit ihnen im Kriege sind. Für Reisende ist es dazu das ungesundeste Land von der Welt. *Wafer*, der schon vorher verschiedene Reisen nach Ostindien gemacht hatte, trat hernach als Feldscherer bey den bekannten Flibustiers oder Freybeutern in Dienste, welche vor etwas über 100 Jahr, nachdem sie Amerikas vortrefliche Küsten geplündert hatten, den Weg durch Panama zurück nahmen. *Wafer* hatte das Unglück, wegen einer Wunde am Knie, die ihm am Gehen hinderte, unter den dortigen Wilden zurück bleiben zu müssen, und hier hatte er Gelegenheit, Land und Einwohner vollkommen kennen zu lernen. Das von ihm gehaltene Tagebuch hat Hr. *Oe.* mit einigen Abkürzungen hier ins schwedische übersetzt. Hierauf folgt eine Beschreibung von Darien, den dortigen Gewächsen und Thieren, wo Hr. *Oe.* in den Anmerkungen manche Zusätze und nähere Nachrichten mitgetheilt hat, z. E. von *Cancer Ruricola*, *Psitt. Macao*, u. s. w. Endlich auch von den dortigen Einwohnern und ihrer Lebensart. Rec. wundert sich, dass Hr. *Oe.* die amerikanischen Albinos noch für eine besondere Variation von Menschen ansieht, da es doch eigentlich nur eine Art Kranke unter den dortigen Einwohnern sind. Zuletzt wird auch ein kurzer Auszug von *Wafers* spätern Reisen in der Südsee und seiner Rückreise das *Cap Horn* vorbey, mitgetheilt. Auch hier hat Hr. *Oe.* verschiedene geographische und physikalische Erläuterungen beygefügt, z. E. über die Städte *Guacha*, *Pisco*, *Coqvimbo*, *Arica*, die dortigen grosen Heerden von wilden Ochsen u. s. w.

Die zwote Schrift ist blofs eine Uebersetzung desjenigen, was in dem bekannten *Voyage autour du monde*, von *de Pages*, Paris 1784 in 8. von den Sitten und der Lebensart der Araber, erzählt wird.

Leipzig, b. Hilscher: *Allgemeines Archiv für die Länder und Völkerkunde*, herausgegeben von Friedrich Carl Gottlob *Hirsching*. 1 B. 1790. 8. 355 S. (20 gl.)

Abermals neuer Anflug in diesem grofsen Felde. Hr. H. der sich durch seine Nachrichten von sehenswürdigen Bibliotheken, wie auch von Gemälden und Kupferstichsammlungen in Deutschland, bekannt gemacht hat, nimmt sich vor, sowohl ungedruckte, als gedruckte, aber wenig bekannte Gegenstände der Geschichte, Geographie, Naturkunde und Statistik in vorzüglicher Rücksicht auf Deutschland, vermittelst dieses Archivs zu liefern. Bey dem oft sehr ungleichem Werthe solcher Lieferungen, muss man in Absicht auf diese erste Sammlung gestehen, dass einige derselben wirklicher Gewinn für die Wissenschaft sind.

Neu und gewissermasen unerwartet sind die geographischen und statistischen Nachrichten von dem *Bisthum Eichstädt*. Von der Beschreibung der Stadt Eichstädt (S. 68) wird versichert, dafs sie aus zuverläfsigen Quellen geschöpft, von einem sehr gelehrten, mit der Geschichte seines Landes vertrauten Eichstädter herkommen. Sie ist noch nicht vollendet, daher jetzt nur erst die Lage, der Ursprung, die Schicksale, die Vorstädte und merkwürdige Gebäude gedachter Stadt umständlich beschrieben werden. Der Aufsatz ist etwas gedehnt. Interessanter ist das Verzeichniss der Volkszählung im F. Eichstädt vom J. 1785. (S. 128) Sie betrug 57,183 Köpfe, ohne die Kloster- und Weltgeistliche auf dem Lande. In der Hauptstadt fanden sich 6815 Einwohner mit Einschluss der Geistlichkeit. — Ausser dem statistischen Nutzen solcher Notizen, bringt es dem Lande Ehre, auch noch von dem *Chausseebau* im F. Eichstadt, so ausführlich und sicher, wie hier geschehen, unterrichtet zu werden. Da das Land den Zug seiner Commercialstrasen vorzüglich dem glücklichen Umstande zu danken hat, dafs dasselbe zwischen den beyden Reichs- und Handelsstädten Nürnberg und Augsburg, wie mitten inne liegt, wobey auch die Strasen von Nürnberg, nach München, nach

nach Salzburg, nach Nördlingen und andern Städten dieses Stift allenthalben durchstreichen: so benutzte die Regierung diese Vortheile dadurch, dass sie die Hauptstrasen seit 1764. nach und nach chausseenmässig bauete. Der (im Jul. vor. J. verstorbene) Fürstbischof, ein Freyherr *v. Zehmen*, setzte das Werk so weit fort, dass nun 36,313 Ruthen, die mit den Unterhaltungskosten 236,254 fl. betragen haben, wirklich ausgebauet sind, und nur noch 6724 R. übrig bleiben, weil es bisher an Mitwirkung und Anschliessung einiger benachbarten Stände gefehlt hat. Alle Unterthanen des ganzen Fürstenthums sind von allem Wegegelde befreyet, ob sie gleich zu dem ganzen Wegebau eben nichts, als nur eine gemässigte Fuhranlage, beytragen durften. In der That darf ein so gemeinnütziges Unternehmen allgemeines Lob erwarten, weil wenige andere Stiftsstaaten, verhältnissmässig auf so viel Stunden Weges, so beträchtliche Summen auf den Strassenbau verwendet haben. — S. 255 — 284. werden noch die *natürlichen Merkwürdigkeiten* des Landes angezeigt, und S. 199. die rühmliche bischöfl. *Leichen- und Trauerordnung etc.* vom J. 1789. *in extenso* mitgetheilt. Auch die Stoltaxe ist herabgesetzt, und es passiren anjetzt unter andern für *Anfschraubung der Mutter Gottes*, in der ersten Klasse nur 12 kr. und in der zweyten 6. Bisher war das Hochstift Eichstädt in der Geographie eine wahre *terra incognita*, und die neuern Bemerkungen von *Sartori* liessen hier alle Gebrechen geistlicher Staaten im hohen Grade vermuthen. Solche beglaubte Nachrichten sind aber die besten Widerlegungen, und wir wünschen sehr, dass es dem Hn. Herausg. glücken möge, mehrere ächte Entdeckungen von diesem Lande zu machen. — *Meine Reise durch Hohenlohe* S. 19 — 34 ergänzt manches, was sich in Fabri's Geogr. Mag. über dieses Fürstenthum nicht findet, wiederholt aber auch einiges dort gesagte. *Die statistischen Fragmente über das Fürstenth. Weimar* enthalten gute Bemerkungen. Ueber das *Fürstenth. Bayreuth* folgen verschiedene Aufsätze, welche den Bevölkerungs- und Nahrungsstand in der *Landeshauptmannschaft Hof*, die Beschreibung der St. *Hof*, die berühmte Papiermühle daselbst, und das wiederaufgenommene Gold-Cronacher Bergwerk betreffen. Neu und brauchbar für diejenigen, welche die Schriften des verdienten Hrn. *v. Weitershausen* (jetzigen Cammer-Präsidenten) nicht kennen. — Aus bekannten zum Theil alten Quellen sind: Die Beschreibung der ungar. Haupt- und Krönungsstadt Presburg, die Artikel: hohe Landesstellen in Wien, das Quecksilberbergwerk zu Idria und einige andere.

Die Fortsetzung dieses Archivs kann sehr verdienstlich werden, wenn dem Herausg. gute Originalstücke zugehen, locale und andere in Intelligenzblättern zerstreute Notizen aber, mit Einsicht in das Bedürfniss der Länderkunde, für Kenner verarbeitet werden. Hr. H. bittet desfalls um brauchbare Beyträge.

STUTTGARDT, b. Erhard u. Löflund: *Unterhaltungen für Freunde der Länder- und Völkerkunde;* oder Sammlung kleiner, interessanter und noch ungedruckter Reisebeschreibungen, geographischer Nachrichten, Aufsätze und Auszüge zur nähern Kenntniss minder bekannter Länder und Völker. In zween Theilen. Erster Theil. 1790. S. 208. 8. (20 gr.)

In der Vorrede nennt sich Hr. *Th. Fr. Ehrmann* in Stuttgardt als Herausgeber dieser Aufsätze, die er seit mehrern Jahren zum Theil zu seinem eigenen Gebrauch gesammelt hat. In den beyden *ungedruckten* aus französischen kleinen Reisebeschreibungen übersetzten Stücken ist der Ausbeute für Länder- und Völkerkunde, wie der Unterhaltung für ihre auf dem Titel genannten Liebhaber nur wenig. Hr. *E.* urtheilt selbst von dem 1sten Aufsatz, oder der Reise des Hrn. *v. Cremont*, *Commissaire ordonnateur* auf der Insel *Bourbon* im J. 1768, der den *Vulcan* dieser Insel besuchte, dass derselbe kein Naturforscher, noch weniger Kenner der Vulkanen war. Warum setzte er aber den unbelehrten Franzosen auf deutschen Boden? Die Beschreibung der Insel *Madera* n. 2. ist vorzüglich nach Forsters und andern Reisen bearbeitet, und eins der besten Parthien in dieser Sammlung; eben so n. 3. die Beschreibung der *Azorischen* Inseln. In der Geographischen Beschreibung der *westlichen Halbinsel Indiens* n. 5. ist Sprengels bekannte Beschreibung aus dem Berlinischen historischen Almanach mit andern Notizen zu Grunde gelegt. N. 6. Geographische Nachrichten von *Kochinchina*, aus dem Französischen übersetzt. N. 7. *Geographie von Marakos und Fes* nach *Höff*; ein Auszug von 18 S. aus dem genannten classischen, aber theuern Werke. Noch folgen kürzere Nachrichten von der Stadt *Mequinez*, von der Stadt *Salee*, von *Cherson*, und von der Prinz *Wallis* Insel, die als Unterhaltungen von einer Viertelstunde zur andern, ihre Liebhaber finden werden.

Am Schluss dieser Sammlung kommt noch eine *Bevölkerungsliste* von *Siebenbürgen* nach den 11 Comitaten vor, die aber in dieser Gestalt ohne Quellen- und Zeitangabe keinen statistischen Werth hat. Das Land soll *weit über* 1,600000 Einwohner enthalten, davon 1,443364 auf den Civilstand gehen. Wie mögen aber die darin befindlichen fünf Gränzregimenter die angegebene Hauptsumme füllen?

WIEN u. LEIPZIG, in der Kraussischen Buchh.: *Skizzen von Wien* VI. Heft. 1790. (10 gl.)

In der bekannten unterhaltenden Manier des Hn. *Pezzl* werden hier noch Gemälde von den neuesten Sieges- und Hoffesten, von Gesellschaften, der Fronleichnamsprocession, den Strafgesetzen, Heyrathen, Verschönerungen, Gasthöfen, Schulen, dem Münzkabinet und andern Gegenständen in Wien und den umliegenden Gegenden ausgestellt. — In den Schilderungen selbst liegen manche statistische Data, wiewohl von nicht scharfer Präcision, Belehrungen für fremde Reisende, und freymüthige Bemerkungen, die manche Mängel in Einrichtung und Sitten aufdecken. *Ad vocem: Verschönerungen* wird unter andern angeführt, dass sich die Zahl der Gebäude sowohl in der Stadt als in den Vorstädten, seit dem J. 1766. bis jetzt ungefähr um

um 1300 Häuser vermehrt habe. Ehedem wurde die Stadt allein beleuchtet. Am Vorabend des Theresientages 1768. waren mit einmal alle Strassen und Wege auf der Esplanade, und alle Hauptstrassen in den Vorstädten mit Laternen besetzt. Diese Beleuchtung der rings um die Stadt laufenden Esplanade, giebt in einer dunkeln Winternacht einen so romantisch schönen Anblick, dass es der Mühe lohnt, eigends deswegen auf die Burgbastey zu steigen, um dieses Specktakel anzusehen. — Fürst *Wenzel v. Lichtenstein* kann man mit Recht den *Vater der Oesterreichischen Artillerie* nennen. Er führte am ersten die ungeheure Zahl von Kanonen bey der Armee ein. Nach einer ungefähren Berechnung ist zu glauben, dass die Monarchie gegenwärtig an Kanonen allein 20,000 Stücke fertig habe. — Die Stadt Wien allein zählt gegenwärtig über 100 *Fabriken* und *Manufakturen* aller Art, wovon die meisten seit dem Verboth aller (?) ausländischen Waaren entstanden sind. (Frühere Anzeigen gaben über 140 Fabrik- und, Manufacturenlagen an.) Stahlwaaren, Knöpfe werden in Wien so schön verfertigt, als es immer nur in England geschieht. — Franz I. ist der eigentliche Schöpfer der gegenwärtigen *Münz-Sammlung im k. Antikenkabinet*. Ihr gebührt unstreitig unter allen Sammlungen Europens in diesem Fache der erste Platz. Sie fängt mit Karl dem grossen an, umfasst sowohl die Current- als Schaumünzen aller Fürsten und Länder, und enthält wenigstens 32000 Gold- und Silberstücke. — Im Sommer wird allgemein das *Gefrorne* gesucht. Man kann rechnen, dass hier jährlich wenigstens für 20000 Fl. Gefrornes genossen wird. Um Weihnachten und im Fasching werden manchmal in einer Woche wohl über 20,000 Austern verspeisst. — Die *Gasthöfe* in Wien sind für unsre Zeiten und für eine solche Stadt ohne Bequemlichkeit und Eleganz. — Die *Künste* werden in Wien ungleich mehr geschätzt und unterstützt als die Wissenschaften. Ein Mann hingegen, der sich nichts als Gelehrter, Autor, *homme de lettres* nennen kann, wird nur zweydeutig aufgenommen, und kaum spricht man sein Prädikat ohne höhnische Mine aus. Darum hatte Wien schon seit lange viele Künstler von Bedeutung, und kaum ein paar lesbare Schriftsteller. Darum blieb auch Wien mit allen seinen schönen Sachen, an Kenntniss und Aufklärung so weit hinter Berlin, Hamburg, Braunschweig, Leipzig etc. selbst hinter den beträchtlichen Städten des katholischen Deutschlands zurück. — Weiber und Mädchen, deren Männer und Väter etwas mehr sind als Handwerksleute, nicht mit dem *Titel:* Ihro Gnaden! beehren, ist der sicherste Weg, sich dieselben zum Feinde zu machen. — Sonst war der *Staatskörper* krank durch Verstopfungen, jetzt ist er kränkelnd durch zu häufiges Purgiren.

Ungefehr die nemlichen und mehrere treffende Beobachtungen machte *Nicolai* vor 9 Jahren in Wien. Kenner unter den höchsten Standespersonen gaben denselben Beyfall. Wie kann doch ein Mann wie Hr. P. sich S. 837. zu den Kläffern gesellen! Der Vf. erklärt am Ende, dass er hiermit diese Skizzen beschliessen will. Viele Leser werden mit uns wünschen, dass er seine Feder auch der so glänzend und glücklich anfangenden Periode *Leopolds* weihen möge.

Altona, ohne Anzeige des Verlegers: *Geographisch(e)- und statistische Beschreibung des Herzogthums Holstein, Bissthums Lübeck, der Insel Femeren, der Hauptstadt Dänemarks und der freyen Reichsstädte Hamburg und Lübek.* Ein nicht unwichtiger Beytrag zur Länder- und Völkerkunde. 1790. S. 270. 8.

Der Vf. muss einen ganz eigenen Begriff von Geographie und Statistik haben, wenn er glaubt, dass Anekdoten von Pastor Götze und Alberti in Hamburg, oder die weitschweifigen und höchst anstössigen alten Geschichten, von den ehemaligen Ungezogenheiten des Licentiats Wittenberg in eine geographisch-statistische Beschreibung gehören. Dennoch kommen auch manche gute geographische Bruchstücke, aber nur äusserst sparsam vor. Ueberhaupt findet man hier einen ganz kurzen Abriss der Geschichte von Holstein, etwas von dessen Landesgesetzen, von der Justizverfassung, vom Adel, vom Kirchenwesen, von der Polizeyverfassung, vom Postwesen, von den Producten, Nahrungszweigen, Reichthume und Luxus der Einwohner, von Handwerkern und Innungen, von Schul- und Armenanstalten; vom Militaire, vom Münzwesen, von den verschiedenen Abgaben; die meisten von diesen Abschnitten sind äusserst oberflächlich abgefasst. Nach diesen folgen Nachrichten von verschiednen erheblichen und unerheblichen Orten in Holstein, als von Eutin, von Kiel und dem Kieler Kanale, von Plön, von der Reichsstadt Lübek, von Stockelsdorf, wo eine ziemlich gute Porcellanfabrik ist, von Segeberg, Oldeslohe, Utersen, Glückstadt, Wandsbeck, Neumünster, Altona, Hamburg, von der Insel Femeren, (einer der besten Abschnitte), von Kopenhagen, der Insel Amak, und verschiedenen Orten in Dänemark. Den Beschluss machen einige allgemeine Bemerkungen über den Dänischen Staat. Manche von diesen Abschnitten, den kurzen Lebenslauf von dem Grafen von Schimmelmann, oder die Geschichte des unglücklichen Prinzen Peter Friedrich Wilhelm, liesst man der bemerkten Mängel ungeachtet, dennoch mit Vergnügen.

Berlin, in d. Buchh. der Königl. Realschule: *Kurzer Abriss der Geographie der Königl. Preussischen Staaten,* entworfen von *Friedrich Herzberg, Inspector des königl. Churmärkischen Landschullehrer und Küster-Seminars.* Besonders zum Gebrauche in vaterländischen Schulen. 1790. 8. ohne Inhalt und Register. S. 122.

Mit recht vielem Fleisse findet man hier die vorzüglichsten Hülfsmittel und Quellen, die nur auf Erdbeschreibung der preussischen Lande Beziehung haben, benutzt, und wenn auch hin und wieder mancherley Berichtigungen nöthig sind, so können diese doch dem Vf. weniger zum Vorwurfe gereichen, da dergleichen Arbeiten überhaupt, auch bey wiederholten Auflagen nicht ganz fehlerfrey seyn können, überdiess

diefs auch die auf die erste Ausgabe verwandte Sorgfalt des Vf. bey der zweyten mehr Vollkommenheit erwarten läfst. Nach der Abficht des Vf. foll diefer Abrifs in gelehrten Schulen blofs ein Leitfaden feyn, den der Lehrer commentirt; in den Volksfchulen hingegen foll es dem von Hülfsmitteln entblöfsten Lehrer zur Vorbereitung auf den Unterricht in der vaterländifchen Geographie dienen. Aber für beyde Zwecke fcheint uns doch das Büchelchen in mancher Rückficht viel zu viel zu enthalten. Sicherlich werden vorfichtige Lehrer, nie bey ihrem Unterrichte von allen den Aemtern, Städtchen, Flecken, Dörfern, die hier genennt find, Gebrauch machen können. Dergleichen fpecielle Gegenftände, als die Aemter Mühlenhof, Mühlenbeck, Liebenwalde etc. oder gar die adlichen Güter, Blumberg, Buch, Tafsdorf, Weifsenfee u. dgl. dürfen bey dem geographifchen Unterrichte weder in gelehrten, noch in Volksfchulen berührt werden. Ganz richtig bemerkt der Vf. in der Vorrede, dafs durch geographifchen Unterricht Vaterlandsliebe erweckt werden könne; aber in diefer Rückficht wäre doch noch eine Haupteigenfchaft eines Lehrbuchs, dafs die Vorzüge eines Staats mit etwas lebhaftern Farben gefchildert wären, als es hier gefchehen ift, folche Anmerkungen, wie etwa S. 97. und am Schluffe S. 121. müften öftrer vorkommen.

Königsberg, b. Hartung: *Verfuch einer Gfechichte und Befchreibung der Stadt Königsberg, von Ludwig von Baczko.* VIItes Heft. 1790. 8. S. 555 — 680. (12 gr.)

In diefem Hefte giebt der Vf. vornehmlich Nachricht von den milden Stiftungen und Armenanftalten, Zucht- und Arbeitshäufern, öffentlichen Luftbarkeiten, Gafthöfen, vom Poftwefen, und theilt auch ein Verzeichnifs von den jetzt in Königsberg lebenden Künftlern und Schriftftellern, nebft ihren Schriften und einigen Lebensumftänden mit. Intereffant ift die beygelegte Tabelle, worin der Gehalt der Königsbergfchen Gewäffer unterfucht ift. Ueberdiefs nennt der Vf. Freunde, die ihn bey diefer Arbeit mit Nachrichten unterftützt haben. Am Ende ift noch abgedruckt das Hauptprivilegium der Altenftadt Königsberg vom J. 1286; von der Stadt Löbenicht, v. J. 1300. und von der Stadt Kneiphof v. J. 1327.

SCHOENE KÜNSTE.

Berlin, in d. Buchh. der königlichen Realfchule: *Curaffifche Vorfchriften in deutfcher Currentfchrift,* verbeffert durch *D. F. Sotzmann*, k. geh. Kriegsfecr. und Geographen der Ak. d. Wiff. zu Berlin, und in Kupfer geftochen von *C. Jäck*. Erfte Lieferung mit allergn. Privil. 1789. 8½ B. Querfol. (12 gr.)

Dafs diefe Vorfchriften wirklich fehr verbeffert worden, mufs jeder finden, der fie mit den alten von Curas vergleicht, weil fie von einer Menge ungeftalteter, und unnützer Züge gereiniget find, und überhaupt vor vielen andern gut in die Augen fallen. Herausgeber und Kupferftecher verdienen daher Dank und Beyfall, doch darf uns diefs nicht hindern, ihrer Aufmerkfamkeit folgende Bemerkungen zu empfehlen. Der Grundftrich im Current ift nur wenig gelegt d. i. nach der Rechten abhängig, die über und unter die Linie gehenden Buchftaben wie b g h f aber find zu fchief in der entgegengefetzten Richtung, und es fehlt durchgehends an der genauen Beftimmung der Stärke, Richtung und Länge der Züge durch Abmeffung in Gitterwerk u. a. mathematifchen Figuren, welche in den Schreibfchulen, Demonftrationen genannt werden. Auch find im Einzelnen manche Buchftaben nicht gut gebildet, z. B. das s am Ende ift oberwärts faft immer zweymal gebogen, über dem u ift der Haken oft kaum fichtbar, das grofse I (vocal) ift von dem Jod nicht unterfchieden.

Zu dem Gebrauch der Vorfchriften und der Lehrart wird in dem Vorbericht eine ängftlich tabellarifche Anweifung gegeben, die auch viel fonderbares und übertriebenes enthält. Die Kinder follen nicht nur von den einzelnen Beftandtheilen der Buchftaben anfangen, fondern auch noch dazu erft mit einer trockenen Feder nachziehen. So lange ein Buchftab fchlecht geräth, foll man zu keinem andern fortgehen, und fie lieber zwey Monat länger bey den einzelnen Buchftaben aufhalten, als fchlecht zufammenfetzen laffen. Mufs aber diefes nicht die Geduld ermüden, und ihnen das Schreiben verekeln? Eine Stunde ift hinreichend, die Buchftaben eines Namens oder Worts zu lehren, und das giebt dem Lehrling viel beffern Muth durch den gleich fichtbaren Nutzen. Kunftmäfsige Genauigkeit und Zergliederung ift freylich auch nothwendig; aber fie mufs erft nachkommen, und es ift ganz wider die Natur, damit den erften Anfang zu machen.

Grotkau, im Verlag der evangel. Schulanftalt: *Kabale im Civildienft.* Ein dramatifirter Roman, in zwey numerirten Theatervorftellungen, deren beyde fowohl einzeln, als mit einander ein Ganzes ausmachen. *Kaufch.* 1790. 8. 232 S.

Der Vf., ein Hr. Doktor *Kaufch*, preufsifcher Stadtphyficus in Schlefien, fcheint fein Product in allem Ernft für aufführbar zu halten, und thut deswegen fogar Vorfchläge, wie man die Winterfcene, durch weifses Papier, mit groben Kochfalz angefprengt, vorftellen könne; allein diefer dramatifirte Roman, in 2 Abtheilungen und zehn Auftritten, würde auf der Bühne eine fehr langweilige Wirkung hervorbringen, denn felbft im Lefen fühlt man Mangel an Unterhaltung und Intereffe. Die zu fehr gehäuften Niederträchtigkeiten und Schurkenftreiche ermüden, und man ift, zur Ehre der Menfchheit, gereizet, den Vf. der Unwahrfcheinlichkeit und Uebertreibung zu befchuldigen. Vielleicht läuft vieles Locale, vielleicht diefe und jene Anfpielung auf wahre Begebenheiten mit unter, die für den dritten verlohren gehn. Einige Scenen find gut dialogirt einige Charaktere gut gehalten, das macht aber noch kein vollkommenes Ganzes aus.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 8. Januar 1791.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HANNOVER, b. d. Gebrüdern Helwing: *Göttingisches historisches Magazin, von C. Meiners* und *L. T. Spittler.* Vierter Band, 3. 4. St. 1789. 376 bis 776 S. Fünfter Band, 1—4. St. 1789. 774 Seiten. Sechster Band, 1—4. St. 1790. 760 S. Siebenter Band, 1—4. St. 1790. 744 Seiten in gr. 8. (jedes Stück 12 gr.)

Unsere Leser kennen bereits (A. L. Z. 1789. No. 136—138) die Einrichtung dieses Journals und die verschiedene Beziehung der Beyträge, welche jeder von den Herren Herausgebern dazu liefert. Wir werden nach der einmal gewählten Methode absondern, was einem jeden von ihnen gehört, und mit den Auffätzen und Mittheilungen des Hrn. Hofrath Meiners den Anfang machen. Die hier befindlichen Erläuterungen feines auch fchon von uns angezeigten anthropologifchen *Grundriffes* erfcheinen unter folgenden Rubriken: *über eheliche Verbindungen in den nächften Graden der Blutsfreundfchaft;* (B. IV. St. 3.) *über die Sinnlichkeit, deren verfchiedene Stufen und Zweige; Beyträge zur Gefchichte der alphabetifchen Schrift;* (St. 4.) *über das Klima im heiſsen Erdgürtel;* (B. 5. St. 1.) *über die Entftehung des bürgerlichen Regiments;* (St. 2.) *Gefchichte der Sitten der Römer in den beiden erften Jahrhunderten nach Chrifti Geburt;* (vier Abhandlungen. B. V. St. 3. 4. VI. St. 2.) *über die Entftehung des Eigenthums;* (B. V. St. 3.) *kurze Gefchichte des gemäſsigten Klima;* (St. 4.) *über die fogenannten Wilden oder über Jäger- und Fifchervölker;* (B. VI. St. 2.) *über die Natur der afrikanifchen Neger;* (St. 3.) *über die Varietäten und Abarten der Neger; über den Sklavenhandel in Weftindien;* (St. 4.) *über die Natur der Amerikaner;* (Zwo Abhandlungen B. VII. St. 1. 2.) *über die Natur der Völker des öftlichen und nordöftlichen Afien; der Völker im füdlichen Afien, auf den oftindifchen und Südfeeinfeln und auf den Südländern;* (St. 2.) *der morgenländifchen Völker,* (St. 3.) und endlich *der Slawifchen Völker in Europa.* (St. 4.) Ohne den hypothetifchen Faden, woran wir alle unfere eigenen und alle fremden Erfahrungen reihen, wäre die Ordnung und der Zufammenhang im Denken unmöglich, vermittelft deren man in jedem, und zumal in diefem unerfchöpflichen Studium, welches man fo oft des Menfchen wichtigftes nannte, zu einiger Gewifsheit zu gelangen hofft. In dem durch die Formen unferer Verftandeskräfte zuerft veranlafsten, und durch frommes Vorurtheil aller Art genährten Vertrauen, dafs abfolute Wahrheit dem eifrigen und treuen Forfcher zuletzt nicht entgehen könne, läfst mancher fich die Mühe nicht verdriefsen, den ungemeffenen Kreis des menfchlichen Wiffens zu durchlaufen, und was er vor fich findet, an jenen Faden zu knüpfen; aber nur äufserft Wenigen wird die Genügfamkeit zu Theil, am Ende diefer Laufbahn fich mit der unüberwindlichen Täufchung wiffentlich auszufohnen, und zwifchen einem anmafsenden Dogma und einem mismüthigen *Omnia vanitas* im Gleichgewichtspunkte zu fchweben. Diefe fehr ernfthafte Betrachtung drang fich noch bey keiner wiffenfchaftlichen Lectüre fo unwiderftehlich, wie bey der gegenwärtigen, dem Rec., auf. Er konnte fichs nicht verhehlen, wenn er auch dem Forfchungsgeifte des Vf. alle Gerechtigkeit wiederfahren liefs, und fich ganz in feinen Gefichtspunkt verfetzte, dafs gleichwohl aus den nämlichen Quellen, die auch Hr. M. zu Rathe gezogen hat, eine verfchiedene Anficht derfelben Gegenftände gefchöpft werden könne, welche feiner Darftellung in vielen wefentlichen Puncten widerftritte. Wer die ungeheure Summe von Kenntniffen, welche fich Hr. M. eingefammlet hat, und ihre Univerfalität erwägt; wer die erftaunliche Anftrengung des Geiftes berechnet, die zu einer folchen Einfammlung erfodert wird, und fodann bemerkt, dafs der Vf. wirklich ohne Unterlafs bemüht gewefen ift, diefen Vorrath als Denker überfehen und ordnen zu wollen, der begreift auch wohl, wie er, felbft bey der ausgebreitetesten Belefenheit, die feit Hallern nur wenige Menfchen weiter getrieben haben, und bey fo viel Scharffinn, als er in feinen frühern Schriften an den Tag gelegt, und noch jetzt an vielen Stellen gezeigt hat, dennoch in eine Einfeitigkeit habe verfallen können, welche bey manchem Lefer Widerwillen, bey einigen fogar Unwillen erregt. Der Rec. ift nicht gefinnt, mit Hrn. M. über feinen Gefichtspunkt zu rechten; allein er glaubt nach wiederholten Wahrnehmungen an fich und andern, dafs die harten Urtheile, welche man feit einiger Zeit über diefen Schriftfteller ergehen läfst, in einem dunklen, wider feine Hypothefen fich empörenden Gefühl, fchon längft entftanden find, ehe man noch Zeit gewonnen hat, über fein Verfahren eine nähere Prüfung anzuftellen, und die etwanigen Fehler der Uebereilung in feinen Schlüffen aufzufinden. Bekanntlich theilt Hr. M. das Menfchengefchlecht in den kaukafifchen und altaifchen Stamm, wovon jener die Celten und Slawen, diefer alle übrigen Völker der bewohnten Erde in fich begreift. Unter allen Menfchen find die Celten

ten aber die einzigen, denen eine glückliche Organisation, und mit derselben die höchste moralische Perfectibilität zu Theil geworden ist. Drey Viertheile des ganzen Erdrunds sind hingegen im Besitz der Mongolen und ihrer Nachkommenschaft; eines von Natur zur physischen und sittlichen Misgestalt organisirten Stammes. Das übrige; was nicht die Celten inne haben, bewohnen die weit beschränkteren Slawen, und sowohl diese, als gewisse Celtische Völkerschaften, sind durch Verheyrathung mit jenen hässlichen und bösartigen Menschen mehr oder weniger entartet. (mongolisirt.) Wie man auch immer die Worte bestimmen mag, so bleibt wenigstens so viel unleugbar, dass allerdings ein Volk vor dem andern schön oder hässlich, gutmüthig oder bösartig, aufgeklärt oder eingeschränkt, von reinen oder verderbten Sitten genannt werden müsse. Stufen des grösseren oder geringeren Reichthums von Anlagen und Kräften werden wir in der Natur vom Wurme bis zum Menschen gewahr; folglich ist es nicht ungereimt, ähnliche Gradationen auch unter den Individuen einer jeden Gattung anzunehmen. Jene Berechnung, nach welcher es mehr einfältige, rohe, thierische und häsliche Menschen, als schöne, gebildete und kluge, sittliche giebt, ist augenscheinlich richtig, und stimmt auch mit dem Gange der Natur im Grosen und Ganzen überein, da Vortrefflichkeit nirgends die Regel ist, nach welcher sie die Wesen multiplicirt. Oft ist das Schädliche und Häfsliche zugleich das Zahlreichste und Fruchtbarste, und hat seine Ansprüche auf Daseyn und Erhaltung trotz dem Besten. Wer kann also läugnen, dass es im Rathschlusse der Natur, oder was hier gleichlautend ist, der Gottheit, bey weitem das Wichtigste geschienen habe, dass Menschen, als eine besondere Thierart, daseyn und sich mehren mögen? Gegen diesen wichtigen Zweck (nämlich *das physische Leben*) gehalten, bleiben jene göttlichen Vorzüge des moralischen Sinnes und der Vernunft, so entzückend und erhebend auch der Genufs ist, den einzelne Glückliche darinn finden, nur gleichsam ein Minimum, eine Nebensache, und nur gelegentlich, nach Maassgabe der Umstände, sollten sie sich da und dort in verschiedenen Verhältnissen bey wenigen Individuen entwickeln. Die einzelnen Menschen nun, bey welchen sie sich auf das Vollkommenste entwickelt haben, sind, so viel uns die Geschichte davon lehrt, unstreitig Bewohner unsers Welttheils, und an dem Einfluss ihrer Bildung auf die Masse der Völker, die zunächst Eindrücke von ihnen empfangen konnten, lässt sich die Zuverlässigkeit dieser Behauptung darthun. In Europa sind die Wissenschaften und die Künste bis zu einer anderwärts nicht erreichten Stufe der Vervollkommung gelangt; wir haben einen Mechanismus der Sittlichkeit vor andern Völkern voraus, der nur aus langer Gewöhnung an durchdachte Grundsätze entspringen kann; wir endlich herrschen auch in andern Welttheilen, und umfassen mit unserer vollkommneren Erkenntnifs die ganze Erde. Ob wir aber diese Vorzüge einer angebohrnen Vortrefflichkeit unserer inneren und äusseren Organisation, eher, als dem Klima, der Lage unserer Länder, der Kette vorhergegangener Begebenheiten, insbesondere gewissen bestimmten Anregungen der Leidenschaften und Gemüthskräfte einzelner Menschen und einigen glücklichen Würfen des Schicksals, wie z. B. der Erfindung der Buchdruckerkunst, verdanken, darüber dürfte des Streitens nicht leicht ein Ende seyn. Es sey immerhin wahr, dass das innere Kraftmaass mit der äusseren Gestalt in einer unauflöslichen Harmonie besteht, dass die edelsten Menschen zugleich von körperlicher Bildung die schönsten seyn müssen, *und dass* die Europäer wirklich jetzt beide Vorzüge des Geistes und des Körpers in sich vereinigen; wer bürgt uns, dass unser Stamm, ehe sich geistige Kräfte bey ihm entwickelten, schon ihr begleitendes Zeichen, körperliche Schönheit, besessen haben könne? Hätte sich, um nur noch einen Zweifel zu erwähnen, die Vernunft unter den nordischen Völkern so leicht und auf die Art, wie es geschehen ist, entwickelt, wenn sie nicht früher schon in Chaldäa, Indien und Aegypten Fortschritte gemacht hätte, wenn die Buchstabenschrift nicht mit den Künsten und Wissenschaften aus Asien und Afrika nach Griechenland gewandert wäre, und dort unter günstigen Verhältnissen, des Orts, des Himmelsstrichs, der Verfassung *und* der Organisation, eine schönere Epoche der Aufklärung bewirkt, wenn endlich Rom nicht alle seine Nachbarn verschlungen, und die Wirkungen der Vernunft aus den entferntesten Puncten seiner Herrschaft gesammelt, durch den ganzen Umkreis derselben in Schwung gebracht hätte? Wir müssen auch nicht die glücklichen Folgen der Erscheinung einzelner Männer von höherer Fähigkeit, der Masse ihres Volks zum Verdienst anrechnen. Tausende von Edlen haben gelebt, und keine Spur ihres Daseyns und ihres Wirkens hinterlassen; da hingegen oft weit mittelmäsigere Köpfe, und sogar Menschen von zweydeutigem Herzen, ihrem Zeitalter ganz neue Richtungen und Impulsionen mitzutheilen vermochten. Wer ist so neu im Studium der Menschheit, dass er nicht einsieht, die Umstände und eine durch sie hervorgebrachte Nothwendigkeit, nicht die Menschen allein waren es, von denen alles abhieng? Die Chineser, Japaneser, Tibetaner, Indier, die Peruaner und Mexikaner haben doch immer verhältnissmäsig einen gewissen, nicht ganz verächtlichen Grad der sittlichen Bildung erreicht. Setzen wir, dass Jahrtausende lang die Begebenheiten des Erdrunds im Grossen diese Völker so in ihrer Art begünstigten, wie wir begünstiget worden sind; ist irgend ein Grund vorhanden, welcher uns mit Recht die Möglichkeit bezweifeln lehrte, dass Fähigkeiten, die jetzt schlummern oder gänzlich fehlen, sich dereinst nicht einfinden und entwickeln sollten? Wie weit hatte nicht ein Confucius, ein Buddha, ein Mango Capac etc., diese Völker schon gebracht? Abgerechnet, was der Nachahmungstrieb, (den Hr. M. den Mongolen als etwas verächtliches gern zugesteht,) Vorurtheil der Erziehung und mechanische Gewöhnung, was locales und klimatisches Verhältnifs bey uns nothwendig und ohne Voraussetzung einer grösseren inneren Vortrefflichkeit hervor-

vor-

vorbringen, was bleibt auch uns übrig, das auf die Benennungen: sittliche Grösse und Vollkommenheit, bey dem unpartheyischen Philosophen Anspruch machen könnte? Wenn man auf der von unserm Vf. vorgezeichneten Bahn in der Sichtung des Menschengeschlechts nach seinen Fähigkeiten und dem Grad ihrer Entwickelung fortschreitet, so fällt es ja in die Augen, dass auch in unserm Welttheil, wohin wir uns nur immer wenden mögen, die grosse Masse der Nationen, so geneigt man auch anfänglich seyn konnte, sie den Bewohnern der übrigen Erde vorzuziehen, theils wegen ihrer körperlichen Gestalt, theils wegen ihres anerkannten Stumpfsinnes und des geringen Grads von moralischem Gefühl, der sich in ihrer Ausbildung verspüren läfst, von der Achtung, die man ihrer Herkunft schuldig seyn soll, wenig oder nichts vor andern vorausbehalten könne. Ohne auf die Unfläterey Rücksicht zu nehmen, die Hr. M. den Altaivölkern so gern vorwirft, und wozu wir das Gegenstück beym Lipsius, wenn er Westphalen, beym Erasmus, wenn er England schildert, ja noch heutiges Tages in den Hütten des deutschen, schottischen, französischen, italiänischen Kötheners und gemeinen Mannes aufzuweisen haben, würde man nicht, wenn man aus den Reisebeschreibern und Historikern charakteristische Züge von europäischen Völkern sammelte, ein abschreckendes Gemälde entwerfen können von Aberglauben und Dummheit, von Geiz und Eigennutz, von Plumpheit und Halsstarrigkeit, von Wollust, Ueppigkeit, Verschwendung, Gefühllosigkeit und Bosheit? Was den Punct der körperlichen Schönheit betrifft, wie viele Länder giebt es in Europa, das einzige England etwa ausgenommen, wo sie das Loos der gemeinen Volksklasse ist? Soll Geist und Witz und Kunstsinn der Maasstab der Vortreflichkeit seyn, wer nannte je die nordischen Europäer geistreich und witzig, wer wagt es, ihnen Kunstsinn anzudichten? Der Sinn für das Schöne ist bey uns das Eigenthum weniger seltener Individuen, und nur in Italien offenbarte er sich vollkommner, richtiger, feiner, und ohne Zweifel auch allgemeiner als anderwärts. Allein die Italiener, heisst es, sind nicht ächte Celten; Hr. M. schreibt schon die Ausartung der Römer unter den Kaisern dem unedlen Blute der überwundenen Nationen zu, welches in die Adern der nachfolgenden Zeugungen überging (B. V. S. 199.), so wie er auch in dem kurzen Vergleich von Nord- und Süd-Deutschland, die geringen Fortschritte, welche die Reformation und Aufklärung in der grössern Hälfte unsers Vaterlands gemacht haben, einer schlechteren Organisation, und einem stumpferen sittlichen Gefühl beymisst, deren Ursprung er in der Vermischung der ächten Deutschen (Celten) mit den Wenden (einem Slawenvolke) gefunden zu haben glaubt. (B. V. S. 200, 201.) Das maurische und jüdische Blut in Spanien und Portugal hat also wahrscheinlich auch einen grosen Antheil an der Ungelehrigkeit und Trägheit der Einwohner jener Länder; und es ist die Frage, ob das Sittenverderbniss in Frankreich und die daraus erfolgte Staatsauflösung, die man im historischen Magazin verächtlich genug eine Ochlokratie betitelt, nicht hinreichenden Grund darbietet, zwischen Galliern und Deutschen einen wesentlichen Unterschied festzusetzen, der auch schon seit Cäsars Zeiten zur Gnüge bekannt ist, und sich in physischer Bildung, Geistesanlage, Sitten und Sprache bis jetzt erhalten hat. Was die römische Oberherrschaft in einem Zeitraum von mehreren Jahrhunderten sowohl in Gallien als in Britannien für fremdes Blut in die celtische Masse mischen können, wäre auch noch zu untersuchen übrig. Allein, dies alles zusammengenommen, dürfte es um den Adel des Celtenstammes überhaupt sehr misslich stehen, wenn entweder die Racen so sehr vermischt sind, dass sich niemand mehr getrauen darf, sich einer unbefleckten Abstammung zu rühmen, oder aber diejenigen Völkerschaften im Norden, denen man diesen Vorzug weniger als andern streitig macht, keine Ursach haben, darauf stolz zu seyn. Gewiss, als der Vf. zum erstenmal, um sich die Eintheilung seiner Collectaneen zu erleichtern, auf seine guten und bösen Menschenstämme verfiel, da war es ihm nicht gegenwärtig, wieviel willkührliches in dieser Absonderung liegt, die so bald, ohne allen Aufwand von Kräften, erfunden war, und auf keinem andern, als dem von ihm gewählten Wege sich durchführen liess. Gar zu natürlich scheint es indessen, dass er nun gleichsam darauf ausgehen musste, recht hervorspringende Karrikaturzüge von seinen vermeyntlichen *Halbmenschen* aufzuzeichnen, um ihre Verschiedenheit von den Kaukasiern ins volle Licht zu stellen, und nicht minder natürlich, dass, sobald seine verschiedenen Begriffe von Mongolen und Celten sich bey ihm recht festgesetzt hatten, er fast in jeder Zeile, die er las, die Bestätigung seines Systems finden, und wie ein ächter Systematiker, sich an die Ausnahmen nicht kehren musste, die sich am Ende durch irgend eine Zwitterzeugung leicht erklären liesen. So verrückte sich unvermerkt des Vf. Gleichgewicht; das Einseitige, welches allen Systemen eigen ist, gieng über ins Schiefe und Unwahre, weil er das Gemisch von Immoralität und Unfähigkeit, welches ihm auf dem einmal gewählten Standorte auch in Europa, und mitten unter seinen Celten entgegenleuchten musste, entweder nicht bemerken wollte, oder durch blosse Machtsprüche hier beschönigte, was er dort verabscheut hatte. Diesen Widerspruch mit sich selbst hätte er vermieden, wäre es ihm nicht darum zu thun gewesen, den Beweis seines Systems aus dem System selbst zu entwickeln; eine künstliche Cirkelbewegung, die eigentlich in der Philosophie nicht mehr gestattet wird. Man würde aber dem allen unbeschadet, seine Hypothese verzeihlich gefunden haben, wenn sie weniger trostlos und absprechend gewesen wäre. Dass ein Philosoph gerade auf den Punct zurückkehrt, wo er die geringsten seiner Landsleute bey ihrem Vorurtheil und Nationalstolz verliess, nemlich zu der parteyischen Vorliebe für sein Volk und Vaterland, das mochte immer hingehen; und da es nun einmal Unterschiede im Menschengeschlechte giebt, da die europäische Cultur, zumal die wissenschaftliche, jede andere übertrifft, so liess sichs denken, dass ein Gelehrter den relativen Werth der Menschen nach den Vorzügen bestimmen

würde,

würde, die er an sich selbst und seines Gleichen schätzte. Unstreitig aber konnte Hr. M. gegen sich und seine Landsleute gerecht und billig seyn, ohne den Bewohnern der übrigen Erde durch eine ganz willkührliche Voraussetzung zu nahe zu treten. Hart ist es, weil es niemanden zu Gute kommt, Völkern, die jetzt auf einer von der unsrigen verschiedenen Stufe der Bildung stehen, allen sittlichen Werth, alle Perfectibilität, alle menschliche Vorzüge abzusprechen; hart, die Eigenthümlichkeiten, die der Vf. da und dort aufgezeichnet fand, so schneidend zu greifen, dass der Natur der unverdiente Vorwurf daraus erwächst, als hätte sie bey weitem den grössten Theil des Menschengeschlechts, sich selbst und andern zur Quaal, mit lauter teuflischen Anlagen und einer unverbesserlichen Unsittlichkeit gerüstet; hart endlich, und ohne Beweise unverantwortlich, unsere Gattung in zwey Stämme zu theilen, die in Absicht auf körperliche Bildung, intellectuelle Anlagen und moralisches Gefühl beynah vollkommne Antipoden sind, und denen die Natur gleichwohl die unselige Möglichkeit verlieh, ihr Geschlecht mit einander zu vermischen und greuliche Zwitter zu zeugen. Den Philosophen geht es zwar nichts an, ob seine Lehre trostlos sey, oder nicht; ist er nur von ihrer Richtigkeit überzeugt, so befiehlt ihm sein Gewissen, sie auszubreiten. Allein Hr. M. selbst wird nach den Grundsätzen, die er anderswo (Vorr. zu seinem Grundriss der Seelenlehre) geäussert hat, weit strenger richten müssen, da hier nicht etwa von bündigen Schlüssen die Rede ist, welche vermeyntliche Demonstrationen von unerweislichen Dingen in ihr Nichts zurückweisen, sondern von unbeglaubigten Aeusserungen, die jene Wahrscheinlichkeit untergraben, auf welcher ein froher und beglückender *Glaube* beruht. Dies ist der Punct, bey welchem sich, ungeachtet der Billigkeitsregel, dass keine Meynung um ihrer sogenannten gefährlichen Folgerungen willen verdammlich sey, das Gefühl dennoch gegen die feindselige Hypothese sträubt. Der Rec. ist weit entfernt, dem Hn. Vf. aus der Bekanntmachung seines anthropologischen Systems, mit allen seinen Folgerungen, ein Verbrechen zu machen; der gewissen Ueberzeugung, dass alles, was mit reiner Absicht je gesagt worden ist, *verhältnissmässig* nützlich, wahr und gut seyn könne, und dass nichts von allem, was Menschen wähnen oder ersinnen, die Macht des Guten überwältigen oder das Licht der Wahrheit auslöschen werde, die sich immer neu, nur immer in anderm Maasse, in jeder Menschenbrust offenbaren. Wer indessen hierinn anders denkt, und die Schädlichkeit einer Vorstellungsart für einen hinreichenden Grund halten möchte, „sie mit Gewalt zu ersticken" (s. die oben angezogene Vorrede); der wird sich unverzüglich beruhigt finden, sobald er die Beweise prüft, die dem System des Vf. zum Grunde liegen sollen. Die Art des Verfahrens, welches sich Hr. M. bey seinen Arbeiten über die philosophische Geschichte der Menschheit erlaubt, ist bereits in unsern Blättern in ein klares Licht gestellt, und (leider ohne den mindesten guten Erfolg für die späteren Aufsätze des Vf.) gerügt worden. Vielleicht ist es nicht ganz seine Schuld, wenn er überall nur das Schlechte, Hässliche, Ekelhafte, Verabscheuungswürdige sieht. Indem wir die Veranlassung zu dieser seltsamen Auswahl analysiren, so möchten wir fast das Schicksal der Gelehrten bedauern, die sich noch immer an so dürftigen und unverdauten Hülfsmitteln, wie die meisten Reisenachrichten ihnen darbieten, begnügen müssen. Wir sind z. B. überzeugt, so fest Hr. M. an seiner Hypothese haften mag, und so wenig man ihn von einem besonderen Hange zu schauderhaften Gemälden von Menschensitten freysprechen kann, dass, wenn er mit seinem Scharfsinn und der genauen Kenntniss desjenigen, worauf es eigentlich ankömmt, so glücklich gewesen wäre, die Völkerschaften, die er jetzt herabwürdigt, in ihren Wohnsitzen zu besuchen, seine eigenen Beobachtungen ohne allen Vergleich billiger, menschenfreundlicher, und der Natur gemässer ausgefallen wären, als alles, was er aus unzähligen Schriftstellern, so verschieden an Interesse, als an Gehalt, Fähigkeit und Wissen, zusammengestoppelt hat. Denn obgleich die Menschengattung, von einer Stelle übersehen, mehr thierisch als vernünftig, mithin eben durch das Geschenk des persönlichen Bewusstseyns und der Sprache verächtlich erscheint: so giebt es auch einen Standort, der uns mit der Natur und ihren Gesetzen aussöhnen kann. Anstatt, wie Hr. M. nur Uebereinstimmungen und Verschiedenheiten auszuzeichnen und alle Völker hundert- und mehrmal zu mustern, um uns erzählen zu können, wo man diese oder jene Unsittlichkeit (nach europäischen Begriffen) vorzüglich bemerkt, wäre es billiger gewesen, ein jedes Volk für sich zu betrachten, es nach allen seinen Verhältnissen zu beschreiben, und genau zu untersuchen, wie es an die Stelle hinpasst, die es auf dem Erdboden ausfüllt. Es ist immer eine missliche Sache, zwischen verschiedenartigen Dingen eine Rangordnung in Absicht auf ihren absoluten Werth zu bestimmen; wenn wir dagegen jedes in seiner Art: den Elephanten, das Pferd, den Hund u. s. f. als das, was sie sind, seyn sollen und seyn können, betrachten, so kömmt für jede Art eine Vortrefflichkeit *sui generis* an den Tag, die wir nirgends in der Natur vermissen. Soll die Menschengattung hier eine Ausnahme machen? Fast scheint es, wenn Hr. M. es rechtfertigen kann, dass er zuerst zwey Menschenstämme durch wesentliche, angebohrne Unterschiede charakterisirt, und sodann den einen mit allen Ausdrücken des Abscheues und der lieblosesten Verwerfung überhäuft, weil er *das* nicht ist, was er vermöge der Definition nicht seyn sollte und konnte. Viel von der nachtheiligen Schilderung, die der Vf. von den Bewohnern anderer Welttheile entwirft, wäre weggefallen, wenn er zwischen extensiver Cultur und intensiven Vorzügen der Menschheit einen Unterschied hätte bemerken wollen.

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 10. Januar 1791.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HANNOVER, b. den Gebrüdern Helwing: *Göttingisches historisches Magazin*, etc.

(*Beschluss der im vor. St. abgebrochenen Recension.*)

Das ganze System unserer Sitten hängt an einem sehr feinen Faden, und wie die zarteren Gefühle des Schicklichen und überhaupt der Sinn für moralische Bestimmungen sich ohne einen gewissen Grad der Vernunftentwickelung nicht denken lassen; so setzt dieser wieder eine besondere Lebensweise und eigene Beziehungen des Orts, des Himmelstrichs, der Lage und der benachbarten Menschen voraus. Die Verfeinerung des sittlichen Gefühls wird überall nachfolgen, wo richtige Begriffe in Umlauf kommen; diese aber konnten sich nicht immer entwickeln; die subjective Vernunft bequemte sich den Localverhältnissen, und wo diese sich ihrer Wirksamkeit widersetzten, ruhte das Organ des Denkens, das Gehirn, so lang es weich blieb; kein Wunder also, wenn es im Alter keine neue Impulsion annehmen konnte. Dafür blieben aber die Sinne desto durchdringender und schärfer. Die Anstrengung und Uebung der Denkkräfte geschieht hingegen auf Kosten des Körpers; die Sinne der gesitteten Menschen sind verhältnissmässig schwächer. Seine Fertigkeit, zwischen sinnlichen Eindrücken feiner zu unterscheiden, ist daher keine besondere Anlage, welche dem rohen Menschen fehlt, wie Hr. M. durchgängig behauptet, sondern ein in Mechanismus übergegangenes ästhetisches Gefühl, welches mit der Aufklärung und der Bestimmtheit der Begriffe im genauesten Zusammenhange steht. Wir können, wie die Erfahrung lehrt, diesen Mechanismus im Empfinden und Denken so weit treiben, wie in körperlichen Uebungen, und die Gewohnheit äussert sich im Guten so mächtig wie im Bösen. Unseren Verfassungen den Vorzug streitig zu machen, der sich in der allgemeinen Gewöhnung zum Guten durch die Einführung und Heiligung der Gesetze so deutlich äussert, wäre allerdings ungereimt; aber den Kindern der Gewohnheit entweder ein Verdienst oder einen Vorwurf aus der Befolgung derjenigen Ordnung zu machen, die ihnen Beyspiel und Lehre aufdrangen, scheint uns nicht viel vernünftiger. Es giebt einzelne grosse Menschen, bey denen sich ein richtiges Maass des relativen Werths der Dinge, ein innerer sittlicher Sinn vollkommner als bey andern entwickelt, und sie sich selbst zur Regel macht, ohne dass sie eine äussere Vorschrift bedürfen, oder auch nur kennen. Allein diese sind, wie verschieden auch ihre extensive Aufklärung sey, an keine besondere Erdscholle und an keinen privilegirten Stamm gebunden, und es gehört die ganze Unbiegsamkeit der Hypothesensucht dazu, um sie zu Gunsten eines kleinen Völkchens allen übrigen Nationen abzusprechen. So viel man indessen von dem System unsers Vf. auf Rechnung der Reisebeschreiber setzen mag, so kann doch andererseits nicht geläugnet werden, dass man bey gehöriger Aufmerksamkeit auch Züge zu vortheilhaften und angenehmen Schilderungen von sehr vielen, sogar den wildesten, Völkern, bey den glaubwürdigsten Schriftstellern aufgezeichnet findet; ja, es liesse sich, wenn man die von Hn. M. so ganz vernachlässigte Kritik zu Hülfe nähme, sehr überzeugend darthun, dass, wenn gleich die Menschen überall zwischen Trieb und Vorschrift schwanken, und sich mehr auf jene Seite neigen, so lange sie ganz ungebildet sind, sie doch auch bey den geringsten Anfängen von gesellschaftlicher Vereinigung, schon Formen von conventioneller Sittlichkeit annehmen, nach denen sie sich mechanisch bequemen. Offenbar lässt sich Hr. M. also von seiner Hypothese zu einer grossen Partheylichkeit hinreissen, indem er von neun Zehntheilen des Menschengeschlechts alles Scheussliche, Ekelhafte, Erniedrigende zusammensucht, ihre Greuel in ganzen Reihen von Superlativen hererzählt, und sie nach allen ihren Individuen so schildert, wie man nur die Hefe des Menschengeschlechts beschreiben kann. Die Geschichte, sagte Voltaire, ist nichts als eine Schilderung von Schandthaten, und man hat ihm diesen harten Ausdruck verdacht; was hätte er nicht erst sagen müssen, hätte er Hn. M. gelesen! Das Gegenstück zu dieser Darstellung ist uns der Vf. noch schuldig, den Panegyricus der Celten, der ohne Zweifel mehr Kunst erheischt, wenn er nicht wie Satire lauten soll. Die Aufgabe ist um so schwerer, da hier fast jeder Leser zugleich Beurtheiler seyn kann; hingegen bey demjenigen, was andere Welttheile betrifft, nur wenige aus eigner Erfahrung sprechen dürfen. Der Rec. glaubt es zur Würdigung seines hier geäusserten Urtheils erwähnen zu müssen, dass er theils einzelne Menschen aus andern Welttheilen, theils ganze Völkerschaften in sehr entlegnen Ländern zu beobachten Gelegenheit hatte, und er läugnet nicht, dass er seine Bekannten in den Beschreibungen des Vf. nicht wieder gekannt hat. Wären die Excerpte des Hn. M. so beschaffen, dass man sich darauf verlassen könnte, so liessen sich seine Aufsätze wenigstens als eine Vorarbeit, oder ein Repertorium für den künftigen Historiographen der Menschheit betrachten. Allein es ist uns hier nicht vergönnt, das Labyrinth von Widersprüchen durchzugehn, worinn sich Hr. M. in den vor uns liegenden, wie in seinen vorhin angezeigten, Aufsätzen unauflöslich verwickelt. Die Auseinandersetzung aller Pun-

Puncte, wo er feinen Autor misversteht, unrecht anwendet, wo er innerhalb weniger Zeilen die entgegengesetztesten Bestimmungen anführt, und willkührliche Voraussetzungen häuft, würden mehr als einen starken Band erfodern. Damit wir es indessen nicht bey dieser Behauptung bewenden lassen, fügen wir nur einige Anzeichnungen zur Probe bey: B. IV, S. 562. *„Die Menschen unterscheiden sich — von den Thieren darinn, dass sie Grade der Verwandschaft, etc. anerkennen, und Pflichten und Rechte darauf gründen.“* Welche Definition? Viele Menschen erkennen sie ja nicht an, gründen ja nichts darauf. Wenn man so viel Individuelles in eine allgemeine Definition bringt, so könnte man zuletzt, wem man wollte, die Menschheit abdisputiren. S. 598. Was der Vf. hier von der Wollust der Neger sagt, widerlegt Bruce auf das überzeugendste. S. 598. *„Je gefühlloser und beschränkter Völker von Natur sind, desto kleiner ist die Zahl ihrer Gerichte, desto einförmiger ihre Bereitung, und desto kurzdauernder sind ihre Mahlzeiten. Die Morgenländer essen unaufhörlich ihren Pilau, so wie die südlichen Asiaten ihren Reisbrey mit stinkenden Fischen. Die Neger und Amerikaner fressen alles; aber sie wählen unter den Speisen, und bereiten sie oft eben so wenig, als die wilden Thiere, denen sie in Rücksicht auf Gefrässigkeit gleich kommen.“* Wie kann man dem Tadel dieses Mannes entgehen, der die Nüchternen beschränkt, und die Esslustigen thierisch nennt, um nur kein anderes als ein celtisches Verdienst anerkennen zu müssen? S. 605. *„Gefrässigkeit ist ein angeborenes Gebrechen der Americaner, Neger, und aller übrigen Völker, die mit ihnen gleiches Ursprungs sind, und unter uns ist es bloss ein natürlicher Fehler einzelner unglücklich geborener Menschen,* etc. Wie viel fehlt, dass dieses Urtheil von den angeblich mongolischen Völkern billig wäre! Einige Reisende haben freylich hie und dort gefrässige Menschen gesehen, und nicht mit eben so starkem Appetit Speisen geniessen können, an welche sie nicht gewöhnt waren. B. V. S. 8. *„Unter allen Zonen ist die heisse den edelsten Nationen am feindseligsten, und den unedleren hingegen am günstigsten.“* Ebendaselbst: *„die einzigen grossen Völker von mongolischer Abkunft, die einige Grade der Cultur erreichten, fanden und finden sich jetzo noch nur innerhalb der Wendekreise.“* China liegt grösstentheils, Japan ganz ausser dem Wendekreise, zwischen 30° und 40° der N. Breite. S. 10. Dass die nasse Jahrszeit den Negern am zuträglichsten ist, wird von glaubwürdigen Schriftstellern geläugnet, und sollte wohl auf Des Marchais Zeugniss nicht geradezu behauptet werden, obgleich Hr. M. ihm S. 33. treuherzig nachschreibt, *„dass sogar die Wolken (in Afrika) mit allerley Geschmeiss geschwängert sind, und wenn sie sich in Regen ergiessen, ekelhafte Gewürme auf den Verdecken der Schiffe zurück lassen.“* S. 38. ist aber auch die Luft im mexikanischen Meerbusen an einigen Stellen *einem Gifttrank ähnlich;* und zum Schluss S. 41. wird gesagt: *„man müsse ohne alles Nachdenken gelesen haben, wenn man nicht am Ende Gott dankte, dass man in demjenigen Erdtheile geboren worden, in welchem das Klima im Ganzen der Gesundheit, und besonders der Erzeugung und Entwickelung der edelsten Vorzüge der Menschen am zuträglichsten ist.“* Was sollen denn die armen Bewohner der heissen Zone thun? S. 237. *„Die alte Verfassung der Kalmyken findet sich noch immer in allen Ländern des südlichen Asiens und der Südsee.“* S. 265. *„Alle Wilde ohne Ausnahme sind die aufs feyerlichste beschwornen Bündnissen nicht länger als bis zur ersten Veranlassung treu,* etc. Man sollte denken, es wäre von den europäischen Cabinetten die Rede. S. 706. *„Man kann fast ohne Ausnahme behaupten — dass die nichtswürdigsten Menschen - Kinder in Amerika und in den Südländern gebohren werden.“* Doch nicht in Otaheite, den Societäts -, Marquisen -, Freundschafts -, Sandwichs -, Marianen - und Pelew - Inseln? Oder sollen wir die Nichtswürdigkeit nach der Entfernung abmessen? S. 709. spricht der Vf. von den ungeheuren Wüsten und Steppen in Spanien, und von den schrecklichen Sümpfen, womit Italien bedeckt ist. Die Pomtinischen Sümpfe sind von Cisterna bis Terracina dreyssig italienische Meilen lang, und ihre Breite geht nie über zwölf oder dreyzehn Meilen. (Italien und Deutschland, 3. St. S. 29.) könnte man dagegen nicht Holland und die ganze Küste der Nord - und Ostsee einen ungeheuren Sumpf nennen? Aber nein; der gesegnete Mittelpunct, wo die reinsten Celten wohnen, ist die kalte Hälfte des gemässigten Erdstrichs von Europa! S. 711. werden es die Römerinnen dem Vf. schwerlich danken, dass er ihre Abneigung gegen alle Wohlgerüche der Allgemeinheit der Lustseuche zuschreibt. Sonderbar, dass dieselbe Krankheit in verschiedenen Ländern so verschiedne Wirkungen haben soll; in Peru, wo sie nach *Freziers* Zeugniss wirklich allgemein ist, können die Spanierinnen der Wohlgerüche nie genug bekommen, und parfümiren ihre Blumensträusse noch mit Bisam und Ambra. VI. B. S. 394. in der Anmerk. behauptet Hr. M., dass die am meisten verschiedenen Hunde sich dennoch ähnlicher sind, als die am meisten verschiedenen Menschen, welches ihm weder Naturforscher noch Zergliederer zugeben werden. S. 399. glaubt er einen Beweis für die Einheit des Menschengeschlechts, bey der grössten Mannichfaltigkeit der Racen, in der Analogie gewisser Thiergattungen zu finden; wenn es nur auszumachen wäre, dass z. B. alle Hunde von einem Paare stammen. S. 652. soll es zur Entschuldigung des Sklavenhandels gereichen, dass erzählt wird, die Transporte von Truppen nach West - Indien hätten eben so viele Menschen eingebüsst, als die Sklaven - Schiffe. Uns dünkt freylich das eine, wie das andere, abscheulich. S. 656 sagt Hr. M., indem er von den Grausamkeiten der Pflanzer gegen ihre Sklaven spricht: *„wenn man die angezeigten Fälle ausnimmt, die gewiss immer den kleinsten Theil ausmachen.“* Es wäre zu wünschen, dass er dieses milde präsumtive Urtheil allemal gefällt hätte, wo von den Abscheulichkeiten der Neger, Amerikaner etc. die Rede war. VII. B. S. 102 spricht Hr. M. von der „beyspiellosen Aehnlichkeit“ der Amerikaner unter einander, die, so unbestimmt, wie sie dasteht, nichts weniger, als gegründet ist, da S. 109 allen Amerikanern auch eine ungewöhnlich kurze und platte Stirne zugeschrieben wird, ohnerachtet Oldendorps

dorps und Labats Zeugnisse sich schon über die Caraiben allein widersprechen, und Wafer, wie Hr. M. selbst erinnert, den Bewohnern von Darien eine hohe Stirne zuschreibt. S. 220 ist er sogar mit Gily unzufrieden, dass er zwar Beyspiele vom Undank der Amerikaner erzählt; aber doch keine allgemeine Folgerung daraus zieht! S. 649. *„Weil nach einem wohlthätigen Naturgesetz allenthalben, wo Menschen von verschiedenen Racen zusammenwohnen, die bessern immer, wenn gleich langsam, über die weniger guten gewinnen, und das edlere Blut über das weniger edle die Oberhand erhält; so darf man hoffen, dass mit dem Fortgange der Zeiten alle Spuren Slawischer Trachten und Bauarten, Slawischer Sitten und Gewohnheiten aus Deutschland verschwinden werden.“* Nur aus Deutschland? Und Slawische *Trachten* und *Bauarten*, *Sitten* und *Gewohnheiten* sollen verschwinden? Und eine so wichtige Behauptung, wie diese, dass die edlen Celten alle veredeln, so ganz ohne Beleg hingestellt? Was ist nun aus des Vf. Behauptung (B. V. S. 199) geworden, dass die Ausartung der Römer unter den Cäsarn eine Folge des ihnen beygemischten Blutes überwundener Nationen war? Dieses Blut konnte doch unmöglich in einem beträchtlichen Verhältniss in die römische Masse dringen; also war nur wenig schlechtes Blut hinreichend, sie zu verderben? Soll das *wohlthätige Naturgesetz* uns einen Fingerzeig geben, die Neger-, Amerikaner- und Asiatenracen zu veredeln? Wir können hier wirklich nicht spotten. Unsern Lesern wünschen wir Glück, wenn es ihnen besser als uns geräth, folgende Stelle zu verstehen. S. 651: *„Die Menschenliebe macht es uns zur Pflicht, von einzelnen Mitgliedern Slawischer Nationen zu vermuthen, dass sie zu den Auserwählten ihres Volks gehören, bis man durch ein widersprechendes Betragen zu einem weniger günstigen Urtheil genöthiget wird.“*

Ausser den anthropologischen Aufsätzen finden wir folgende Mittheilungen und Ausarbeitungen in den vor uns liegenden Bänden des historischen Magazins mit M. bezeichnet: *über den jetzigen Zustand der katholischen Kirche in Deutschland; über das neue politische Institut in Bern; Instruction für die fürstl. Wirzburg. Commission, die zur Untersuchung der Aemter ausgeschickt werden;* (IV. B. 3. St.) *kurze Geschichte der Turniere; über die Generalseminarien in den kaiserlichen Erblanden;* (St. 4.) *über das kaiserliche Verbot der Einfuhr fremder Waaren; Beschreibung der neuesten Schulverbesserung in Neuchatel; Nachrichten von der letzten Revolution in Genf; projet d'alliance matrimoniale entre M. Tiersétat et Madame Noblesse, par Mr. Necker;* (B. V. St. I.) *über das Steuerwesen im Salzburgischen; Capt. Tench's Expedition nach Botany Bay;* (a. d. Engl. übersetzt; wobey nur zu erinnern ist, dass *Lookingglass* nicht Seherohr, sondern Spiegel bedeutet, und dass Hr. M. mit Unrecht die Orthographie von *Malbrook*, dem französ. Gassenhauer, für ein Zeichen der Unwissenheit des Engländers hält; in England wird es immer so geschrieben, weil man den Inhalt auf Marlborough nicht beziehen mag, so wenig, wie man Büffons Affen Malbrouck, obgleich augenscheinlich dieselbe Verstümmelung desselben Namens, bey dieser Benennung statt findet, anders schreiben mag.) *Entwurf der neuen Verfassung in Genf;* und nochmals *über die letzte Revolution* daselbst; (St. 2.) *Anmerkungen zu des Grafen v. Schmettow Preisschrift über die besten Mittel gegen Strassenraub;* etc. *über den Religionsfond in den kaiserl. Erblanden;* (3. St.) *den Soldaten erlaubter protestantischer Gottesdienst in Wirzburg;* (4. St.) *erste und zweite Hauptverordnung über die Einführung einer neuen Grundsteuer in den kais. Erblanden; Bemerkungen über das neue Grundsteuerrectificationsgeschäfft;* (die arme deutsche Sprache!) (VI. B. 1. St.) *fernere Nachrichten darüber;* (St. 3.) endlich *einige Anekdoten von Joseph dem Zweiten*, (St. 4.) denen wir um so freudiger beystimmen, da sie mit der Schonung und Unpartheylichkeit abgefasst sind, die wir in den anthropologischen Forschungen des Vf. vermissen.

Berlin, b. Vieweg d. j.: *Beobachtungen und Entdeckungen aus der Naturkunde, von der Ges. Naturforsch. Fr. zu Berlin.* 4. B. 1. St. mit 3. Kft. 1790. (12 gr.)

1) Hr. D. *Pelisson* beschreibt *einen neuen Windmesser*, den er über seinem Hause von dem Uhrmacher Droz hat errichten lassen, und wozu ihm eine kleine Klappermühle, die am Ende einer hölzernen Windfahne angebracht war, den ersten Gedanken gab. Vier Windmühlenflügel sind an einer Axe fest, diese hat einen Zahn, welche in ein Rad mit 100 Zähnen greift, das also bey 100maliger Umdrehung der Axe einmal herumkömmt, und dann jedesmal einen Schlag mit dem Hammer auf eine Glocke verursacht. Geschehen nun diese Schläge schnell hinter einander, so ist der Wind stark, sonst schwach. Hierbey möchte inzwischen doch noch eine Zweydeutigkeit entstehen, denn ein zwar stärkerer, aber in schieferer Richtung von oben nach unten gerechnet, würde eben die Zwischenzeiten der Hammerschläge geben, als ein schwächerer, aber mehr mit der Axe der Flügel gleichlaufender. Uebrigens kann man auch die Richtung des Windes nach den Weltgegenden durch ihn anzeigen. Hr. Droz verfertigt ihn für einen Friedrichsd'or. 2) *Anmerkungen über den Aquamarin oder den Beryll und Topas u. a. Edelgesteine, von Hn. Brückmann.* Sie sind durch ein Paar Vorlesungen in der Kurmainz. Akad. zu Erfurt von dem Hn. B. R. Voigt veranlasst worden. Hr. Voigt sucht in dieser Vorlesung zu beweisen, dass Aquamarin und Topas nur eine Gattung ausmachen, diese Meynung aber bemüht sich der Vf. umständlich zu widerlegen. 3) *Ueber den Sibirischen Beryll, vom Hn. Bindheim in Moskau.* Der hier untersuchte ist von Nertschinskoy, bloss grünlichweiss, vollkommen klar und durchsichtig, und in Gestalt einer sechsseitigen, 1 Zoll langen und ½ Z. dicken Säule. Er ist so hart, dass er in Glas schneidet, und der Feile widersteht. Durchs Reiben auf Wolle und Haar wird er elektrisch, und bekömmt die Eigenschaft des Turmalins, nur in geringerm Grade. Er enthält in 100 Theilen 8 Theile Kalkerde, 24 Theile Alaunerde, 64 Th. Kieselerde und 1¾ Eisen. Angehängt sind auch noch einige Nachrichten vom Hn. Hofr. Barbot de Marnoy aus

aus Nertschinskoy über eben diesen Stein. 4) *Physikalische Anmerkungen über die Röhrenleitungen bey Wasserwerken, vom Hn. O. C. R. Silberschlag.* Erst Erscheinungen von Wurzelfasern grosser Bäume, die sich in die Oeffnung einer Wasserröhre, welche durch einen Wurmstich entstanden war, eingeschlichen, und dann zu einem so beträchtlichen Geäder verwachsen hatten, dass kein Wasser mehr durch die Röhre fliesen konnte. Der Vf. giebt also den Rath, sich bey Röhrenfahrten entweder ganz von grossen Bäumen entfernt zu halten, oder die Röhren auf der Seite nach ihnen zu mit Ziegelsteinen zu überlegen. Um zu verhüten, dass die Ständer, aus welchen das Wasser läuft, nicht von den Leitröhren durch das vom Frost verursachte Aufschwellen des Erdreichs abgehoben werden, so sorge man, dass ihre Basis nie breiter werde, als die Leitröhre, sondern in allen Theilen völlig auf derselben aufsitze. Um die Röhren vor dem Einfrieren zu sichern, räth er, sie etwas über 3 Fuss tief in die Erde zu legen; die Kosten kommen gegen die, welche das Aufthauen, Zerplatzen, u. dgl. verursacht, nicht in Betrachtung. Gegen das Einfrieren bey freystehenden Pfeifenpfählen, die man nicht mit Mist umpansen will, wird ein Hahn am Fuss derselben empfohlen, mittelst dessen man nach dem Pumpen das oben zurückgebliebene Wasser wieder ablassen kann. 5) *Ueber eine neue Pflanzengattung, Usteria genannt, vom Hn. D. Willdenow.* Der Vf. erhielt sie vom sel. Kap. Isert; ihren wesentlichen Charakter setzt er so fest: *Calyx* quadrifidus, lacinia unica maxima. Cor. infundibuliformis quadrifida, Capsula disperma, Semina arillata. Im System kam diese Pflanze in der ersten Abtheilung der ersten Klasse nach der Gattung qualea zu stehen. 6) *Fortsetzung der Beyträge zur Kenntniss der Eingeweidewürmer, vom Hn. D. Braun.* Er liefert hier 3 merkwürdige Plattwürmer. Der erste ist aus der Urinblase eines Frosches; er zeichnet sich durch ein Paar Haken vorzüglich aus, und diess gab dem Vf. Gelegenheit, ihn *Planaria uncinulata* zu nennen. Der zweite war aus der Galle eines braunen Adlers, und wird deshalb *Planaria bilis* genannt. Der dritte war aus der Brusthöhle eines Igels, fand sich aber auch in einer Eule; wegen seiner ausnehmenden Kleinheit heisst er *plan. pusilla.* 7) *Beschreibung des Hirschsplitterwurms (Festucaria cervi) vom Hn. D. Zeder.* Dieser Wurm hängt fest an den Zotten und Blättern des Hirschmagens, so lange sich daselbst die thierische Wärme befindet, so wie aber diese durch vorbeystreichende kalte Luft verändert wird, verkriecht er sich ins halbverdaute warme Gras. Seinen Charakter bestimmt der Vf. so *Fest. c.* conico ovato, sphinctere amplissimo, ore adsurgente remoto. Von diesem und den vorigen sind kritische Beschreibungen und genaue Abbildungen gegeben. 8) *Mineralogische Nachrichten vom natürlichen Russ, von Hn. Kammerr. Habel.* Er liegt in schmalen Streifen zwischen und auf einer taubenhalsigen fetten Steinkohle, erscheint im Bruch der Länge nach, wenn man ihn gegen die Sonne hält, etwas glänzend, und spielt mit vielen kleinen Puncten nur wenig in das taubenhalsige der Kohlen. Ausser dem länglichen Bruch, wo er gern Ablösung der Kohlen macht, hat er, in die Quere zerlegt, ein ganz sattschwarzes Ansehen; färbt leicht ab, und giebt, besonders beym Zerreiben, eine gute schwarze Farbe. Das Exemplar ist von *Dutweiler.* Noch meldet der Vf., dass das vulkanische oder Müllerische von ihm zuerst bekannt gemachte Glas aus den Frankfurter Steinbrüchen, sich auch auf dem hohen vulkanischen Gebirge zwischen Büdingen und Hanau, im Walde rechts von Büdingen aus, auf dem porösen gelblichen saasartigen Gestein von verschiedner Art, ganz krystallhell, und etwas milchigt oder zerwittert, in Menge befindet. 9) *Fortsetzung der Nachricht vom Arendsee.* Hr. Gen. Sup. Silberschlag hatte im 4. St. des 2. B. dieser Schrift bereits die Vermuthung geäussert, dass der Arendsee durch einen Erdfall entstanden, und der gegenwärtige Auszug aus den Acten der K. altmärk. Kammerdeputation, welcher von einer im J. 1685 erfolgten abermaligen Einsinkung eines beträchtlichen Stück Landes handelt, wodurch der Umfang dieses Sees ansehnlich vergrössert worden, bestätigt dieselbe hinlänglich, zumal wenn man die angehängten physikalischen Betrachtungen mit dazunimmt. 10) *Prüfung eines blauen Fossils bey Vorau, vom Hn. Klaproth.* Es kam aus Wien, wo man es irrigerweise für natürliche Smalte, oder natürl. Berlinerblau gehalten hatte, es ist aber nach allem, was sich bey der sorgfältigsten Untersuchung ergab, ein verardetes Eisen, welches unter dem Namen: Eisenblau von Vorau, ins Mineralsystem eingeschaltet werden könnte. 11) *Chemische Untersuchung des gelben Kärnthenschen Bleyspaths; von ebendems.* Bleyerde und Molybdänsäure machen die Bestandtheile dieses Bleyspaths aus, und diese mineralogische Neuigkeit ist, als das erste Beyspiel dieser Art, merkwürdig, indem sonst die Molybdänsäure, ausser in dem Molybdänerze selbst noch nicht vorgekommen ist. Auch zieht der Vf. aus seinen Versuchen noch einige andere, die Kenntniss von den chemischen Eigenschaften dieser halbmetallischen Substanz, erweiternde Erfahrungen. 12) *Ueber eine sonderbare Viehkrankheit, vom Hn. Fr. v. Paula Schrantz* — (so steht der Name im Text und hinten im Inhalt, sonst, dächten wir, sollte es *Schrank* heissen.) Im Sommer 1788 wurden in der Gegend von Ingolstadt, und dann weit und breit herum, erwachsenes Rindvieh, Pferde und Schweine, und späterhin plötzlich von einer tödtlichen Krankheit befallen, die sich durch Beulen, aus welchen bey der Oeffnung ein gelbes Wasser floss, auszeichnete. Die Krankheit selbst ist auch schon von Pallas beschrieben worden; unser Vf. scheint aber erst ihre wahre Ursache entdeckt zu haben, die er (nicht wie Andere glaubten, in Insectenstichen,) sondern in der Hitze allein findet, der das Vieh unter freyem Himmel ausgesetzt war, besonders wenn ihre Folgen noch durch Arbeit und Bewegung erhöhet wurden. Die weitern scharfsinnigen Bemerkungen muss man im Buche selbst nachlesen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 11. Januar 1791.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Crusius: *Allgemeines Magazin für Prediger nach den Bedürfnissen unsrer Zeit.* Herausgegeben von *Johann Rudolph Gottlieb Beyer*, Pastor zu Schwerborn bey Erfurt. Zweyten Bandes zweytes bis sechstes und dritten Bandes erstes und zweytes Stück. 1789 und 1790. (Jedes Stück 6 gr.)

Die Predigtentwürfe, welche in diesen Stücken enthalten sind, erheben sich zwar alle nicht über das Mittelmäsige; keiner derselben zeichnet sich in Absicht auf Erfindung oder Einkleidung vorzüglich aus, und wenn wir nicht irren, kommen sie nicht einmal denen in den vorhergehenden Stücken an Brauchbarkeit und Güte bey; inzwischen scheinen uns die über die Engel, über die Obrigkeiten und über das Weltgericht am besten gerathen zu seyn. Sehr viele derselben sind nach einer ganz falschen Eintheilung gemacht, und oft ist nicht einmal die erste und bekannteste Regel bey der Disposition beobachtet, nach welcher die Predigt nicht mehr in sich fassen muss, als im Thema enthalten ist. So könnten auch, nach unsrer Einsicht, sämmtliche Passionspredigten weit zweckmäsiger eingerichtet seyn, wenn nicht alles immer nur nach einem Leisten geformt wäre, so, dass erst die blosse Geschichte erzählt und dann im zweyten Theile die Anwendung davon gemacht würde. Dieselben Bemerkungen, welche hier hintereinander stehen, würden weit natürlicher und eindringender seyn, wenn sie ordentlich in die Geschichte verflochten und sogleich mit jedem dargestellten Abschnitte derselben verbunden wären. Die Abhandlungen sind von sehr verschiedenem, oft nur geringem, Werthe, wovon jedoch die über die Glaubenspflicht eine Ausnahme macht, deren Vf., so unwissend er sich anfangs stellt, am Ende wohl recht haben mag. Auch durch die Gelegenheitsreden ist Rec. eben nicht sehr erbaut worden. In den Trauungs- u. Begräbnissreden findet sich nichts, worauf nicht jeder nur mittelmäsige Prediger von selbst fallen könnte. Die Warnung vor dem Meineide enthält einige schöne und rührende Stellen, hat aber auch alle die gewöhnlichen Fehler, z. E. das Lossagen von Gottes Barmherzigkeit u. dgl., welche schon so oft und, wie es scheint, so vergeblich gerügt worden sind. Noch weniger haben uns die Abendmahlsreden gefallen; sie hätten füglich ungedruckt bleiben *können*, da wir eine Menge weit besserer haben, und ungedruckt bleiben *sollen*, da sie viele schiefe Gedanken und spielende Redensarten enthalten, die bisweilen wirklich nach — Benjamin Schmolke schmecken. So kömmt in der ersten Rede die mystische Floskel vor, *mein Freund ist mein, und ich bin sein;* und in der dritten wird behauptet, dass die Lage der Christen, die das heilige Abendmahl geniessen, ganz dieselbe sey, als *Davids*, oder es wenigstens seyn sollte. Es ist in der That kläglich, dass die gründlichsten, durch Beweise der Vernunft und Schrift unterstützten, Belehrungen vernünftiger Theologen so wenig fruchten, dass unsre Prediger noch immer fortfahren, den alten Schlendrian zu treiben, den Seelen der Christen jenen niedrigen, knechtischen Geist des Judenthums einzuhauchen und noch überdies ihre Zuhörer, davon doch gewiss die wenigsten eigentliche *Verbrecher* sind, mit dem Könige David zu vergleichen! Die liturgischen Briefe beschäftigen sich bloss mit allgemein bekannten Dingen, mit Fehlern und Missbräuchen, die schon vor vielen Jahren gerügt und zugestanden worden sind. Und dabey ist noch immer eine gewisse Anhänglichkeit an das Alte sichtbar, wie der Fall mit den sogenannten Pericopen beweist, welche, nach der Aeusserung des Herausgebers selbst, aus *der* Ursache beybehalten werden sollen, weil die Prediger mit dem Aussuchen freyer Texte zu viel Zeit verlieren würden. Möchten doch Prediger ihre Zeit nur auf keine andere Weise verlieren! Und möchte doch jeder Zeitverlust so reichlich wie dieser ersetzt werden! Wer in der Bibel bewandert ist, kann in einer Viertelstunde manchen Text finden; und wer denkt und liest, wird manchen Text und manches Thema in Bereitschaft haben, um da, wo er sie braucht, nicht erst lange suchen zu dürfen. Solche Gründe sind doch wirklich zu seicht, als dass man sie den so starken und überzeugenden Beweisen für das Gegentheil entgegenzustellen wagen sollte! — Ueberhaupt scheint dies ganze Magazin dem gewählten Titel, *nach den Bedürfnissen unsrer Zeit*, zur Zeit noch wenig zu entsprechen. Es enthält allerdings manches Gute; aber ein Buch für Gelehrte und von so vielen Bogen könnte und sollte dennoch des Guten mehr enthalten. Wir geben es gern zu, dass ein Werk, woran mehrere arbeiten, nicht in allen seinen Theilen von gleichem Gehalte seyn kann; aber wir können auch den Wunsch nicht unterdrücken, dass Hr. B. bey der Aufnahme fremder Arbeiten und besonders bey Bekanntmachung eingeschickter Predigtentwürfe künftig etwas strenger seyn möchte. Oft wandelt diesen und jenen die Lust an, sich so ganz incognito gedruckt zu sehen, wobey er freylich für seine Ehre nichts zu fürchten hat; aber ob auch das Publikum geneigt sey, ihn gedruckt zu lesen, darauf sollte billig die erste Rücksicht genommen werden. Wenn endlich solche Abhandlungen, wie die über die

Frage, *ob der Prediger heyrathen soll*, bloss der Vollständigkeit wegen, weil es ein *allgemeines* Magazin heisst, mitgetheilt werden, so haben wir nichts dawider: wenn es aber Leute giebt, die dergleichen Aufgaben, welche schon die gesunde Vernunft und die persönlichen Umstände eines jeden hinlänglich auflösen, für wichtig halten, so können wir unsre Verwunderung darüber unmöglich bergen. — — Noch siehet man unter andern aus den hier mitgetheilten Nachrichten, dass in der freyen Reichsstadt Mühlhausen ein protestantischer kleiner Papst hause, der nicht nur in seinen Programmen desswegen über den Verfall des Christenthums klagt, weil die Versöhnungslehre heutzutage nicht nach seinem Kopfe vorgetragen wird, sondern der auch, als Superint. und Präses des jährlichen Synodus der dortigen Geistlichkeit, seine Untergebenen, deren jeder einen Aufsatz ablesen muss, mit solchen dazu vorgeschriebenen lateinischen Fragen martert, bey deren Beantwortung wenigstens die Aufgeklärten unter ihnen in grosse Verlegenheit kommen müssen, wie sie Achtung für die Wahrheit und Gefälligkeit gegen den Hn. Ephorus mit einander vereinigen sollen.

PHYSIK.

ERFURT, b. Keyser: *Tabelle, welche die Menge des wesentlichsten Oels anzeigt, das aus verschiednen Gewächsen erhalten wird, nebst Farbe, Geruch, Geschmack und Verhalten gegen die rauchende Vitriol- Salpeter- und Salzsaure.* Zum Gebrauch für Aerzte, Scheidekünstler und Apotheker entworfen; von *Joh. Christ. Wilhelm Remler.* 1789. 58 S. Querfol. (20 gr.)

Des Vf. Tabelle über die auflöslichen Bestandtheile der Gewächse, haben wir in der A. L. Z. mit gerechtem Lob angezeigt, und wir freuen uns, dieses Lob auch auf die gegenwärtige Tabelle ausdehnen zu können. Was man in dieser Tabelle zu suchen hat, zeigt der Titel; und wer die mühseligen Arbeiten kennt, welche erfodert werden, eine so unendliche Menge Beobachtungen, als hierher gehören, aus sehr vielen Schriften zu sammlen; der wird dem Vf. für seine dabey bewiesene Geduld und Aufmerksamkeit, gewiss aufrichtig danken: denn der Nutzen einer solchen Arbeit, für Aerzte und Apotheker, darf nicht erst erwiesen werden. Nach einer vorangeschickten allgemeinen Uebersicht, der Oele, in welcher Hr. R. beweist, dass die destillirten Oele erst im eilften oder zwölften Jahrhundert, bekannt worden sind; wogegen die fetten Oele schon zu *Jakobs* und *Hiobs* Zeiten bekannt waren, theilt er die Oele überhaupt in drey Classen. Die ätherischen Oele, welche zur ersten Classe gehören, theilt Hr. R. nach ihren äussern Eigenschaften, in flüssige, feste, auf dem Wasser schwimmende, im Wasser zu Boden sinkende, in der Frostkälte gerinnende, und in derselben flüssig bleibende. Eine gleiche Eintheilung erhalten auch die fetten Oele in der zweyten Classe; und die brandigten Oele, welche die dritte Classe ausmachen, hat Hr. R. in natürliche und künstliche eingetheilt. Natürliche brandigte Oele, giebt es unsrer Meynung nach, gar nicht, wir würden daher das Steinöl u. s. w. lieber Quellöle genannt haben, da sie durch Ausquellen der Erde, gewonnen werden. Das Verhalten der ätherischen Oele gegen die rauchenden Säuren, hat Hr. R. nach *Hassens* Versuchen, bekannt gemacht. Mit Recht erinnert er dabey, wie sehr es zu bedauren ist, dass Hr. H. dabey nicht auf die übrige Grundmischung dieser Oele Rücksicht genommen hat. Rec. weiss aber auch ausserdem aus eigner Erfahrung, dass Hn. *Hassens* Arbeiten nicht sehr zu trauen ist; denn mehrere seiner Versuche über das Verhalten der Säuren zu den Oelen, die Rec. mit aller Vorsicht, und mit ganz ächten Materialien nachzumachen Gelegenheit hatte, gaben ganz den seinigen entgegengesetzte Resultate; daher wünschen wir sehr, es möchte Hn. R. nicht an Zeit und Gelegenheit mangeln diese Versuche selbst zu wiederholen; die Erfolge, welche sie darbieten, sind in mehr als einem Betracht wichtig.

SCHOENE KÜNSTE.

LONDON, b. Murray: *Essays on Shakespeare's Dramatic Character of Sir John Falstaff, and on his Imitation of Female Charakters.* To which are added some *general Observations on the Study of Shakespeare.* By Mr. *Richardson*, Prof. of Humanity in the University of Glasgow. 1789. 96 S. 8. (2 Sh.)

Man hat von dem Vf. schon mehrere Zergliederungen shakspearischer Charaktere, die sich durch ihren Scharfsinn sowohl, als durch die Eleganz ihrer Einkleidung mit Recht empfohlen haben. *Falstaff's* Charakter gehört zu den originalsten und auffallendsten; eine Schilderung und Zusammenstellung seiner Grundzüge hat daher schon längst verschiedne Ausleger des Dichters beschäftigt; und vor 13 Jahren schrieb ein Ungenannter einen eignen Versuch über diesen dramatischen Charakter, der auch in der *Olla Potrida* v. 1779 ins deutsche übersetzt wurde. Gegenwärtiger Versuch wird immer mehr befriedigend seyn, weil die dabey zum Grunde liegenden Ideen minder paradox sind. Auch hier, wie in seinen vorigen Versuchen dieser Art, geht der Vf. vornemlich darauf aus, die Ursachen des Vergnügens zu erklären, welche das shakspearische Gemählde Falstaff's gewährt. — So widerlich und empörend für jedes Menschengefühl der Anblick der Grausamkeit, Bosheit und Rachsucht ist; so sind damit doch zuweilen trefliche Eigenschaften verbunden, z. B. Muth, Unabhängigkeit der Seele, Erfindsamkeit und Unternehmungsgeist. Ein Charakter, worinn diese Eigenschaften mit jenen vermischt sind, wird wenigstens nicht mehr bloss ein Gegenstand des Abscheues, sondern auch unsrer Theilnehmung werden; und selbst der Unwille, den er rege macht, ist nicht durchaus unangenehme, sondern gemischte Empfindung. Und dieser wird noch mehr gemindert, wenn solch ein Charakter mit guter Laune, mit einer gewissen Gewandheit und Schlauigkeit, mit ächtem oder falschem Witze, verbunden

den ist. Da, wo der Gegenstand geringfügig ist, geht dieser Unwille in Verachtung und Verlachung über. In Falstaff's Charakter ist der Hang, gröbere und niedrige Neigungen zu befriedigen, der herrschende und stärkste Grundtrieb. In jeder gefährlichen Lage ist daher die Sorge für seinen Körper sein gröster Kummer; und seine Feigheit scheint vielmehr Vorsatz, als blosse Folge seines Temperaments und seines Körperbaues zu seyn. Daher auch seine Gleichgültigkeit gegen alle Ehre, die auf Kosten des Körpers erkauft wird. Nur zuweilen konnte ihm, bey aller herrschenden Sinnlichkeit, auch Ruhmbegier anwandeln; doch geht diese nur auf scheinbares, nicht auf wirkliches Verdienst. Natürlich war er daher übermüthig, grossprecherisch und eitel. Auch ist er auf Trug und Ränke bedacht, und wenns Noth thut, Schmeichler und selbst Scheinheiliger. Um diesen niedern Charakter recht interessant zu machen, hat Sh. in demselben noch so viel schlimme Eigenschaften gehäuft, als nur immer mit einander und mit seinem Hauptzwecke verträglich waren. Er ist nicht nur wollüstig, feigherzig, ruhmredig, stolz und betriegerisch; sondern auch schmähsüchtig, keiner dankbaren und freundschaftlichen Gesinnungen fähig, und rachsüchtig. So kannte ihn Prinz Heinrich, und so schildert er ihn in jener meisterhaften Scene, worinn er die Person des Königs, seines Vaters, vorstellen will, wie er seinem Sohn Verweise giebt.

Bey dem allen ist dieser Charakter so sehr interessant, und eine Lieblingsrolle auf der englische Bühne geworden. Seine Eigenschaften, denen er dies zu danken hat, sind, nach unsers Vf. Urtheil, theils gesellig, theils intellectuell. Die erstern sind Jovialität und gute Laune; unter den letztern ist sein Witz die vornehmste. Dieser äussert sich bald in blosen Wortspielen, bald, und am glücklichsten, in lächerlichen Gleichnissen, bald in einer gewissen affectirten Gravität. Ausserdem aber sind auch seine Handlungen und Reden überaus launig. (Bey dieser Gelegenheit wird der Unterschied zwischen Witz und Laune S. 30 ff. sehr gut erläutert.) Falstaff weiss es recht wohl, dass er diese Talente besitzt, und braucht sie oft absichtlich. Ueberall aber behält er einen gewissen feyerlichen Ernst, und lacht niemals selbst über seine Einfälle. Auch ist sein Witz fast immer von der leichten und ungezwungnen Art. Die übrigen Eigenschaften des Verstandes, welche Sh. dem Falstaff gab, sind Scharfsinnigkeit, Gewandheit und Geschicklichkeit im Umgange mit Menschen, die freylich beschränkt sind, aber doch hinreichend, zu wissen, was für seine Absichten brauchbar seyn könne, und dann auch von ihnen Gebrauch zu machen. Auch weiss er sich auf eine geschickte Art zu verbergen, und aus Schwierigkeiten heraus zu wickeln. Er ist niemals verlegen; seine Geistesgegenwart verläst ihn nicht, und eben so wenig seine Erfindungskraft. Meisterhaft ist auch der Zug, dass Sh., dessen Moralität nicht weniger erhaben, als seine Charakterzeichnung treflich und unvergleichlich ist, den Falstaff nicht blos als einen Wollüstling und Schmarotzer, sondern völlig aller Besserung unfähig darstellt. Selbst seine Fähigkeiten nnd angenehmen Eigenschaften tragen mit zu seiner Verdorbenheit bey. Der blosse Sensualist, alles edeln Ehrgefühls un fähig, ist unwiederbringlich verloren; völlig und auf immer verderbt. Eine wichtige und schaudervolle Lehre!

Wir kommen nun zu dem zweyten Versuche, der *die weiblichen Charaktere* in den shakspearischen Schauspielen betrifft. Diese haben manche Kunstrichter, wie bekannt, für minder meisterhaft gehalten, als die männlichen. Wenn indess Sh. mit den gehörigen poetischen Verschönerungen den weiblichen Personen auf seiner Bühne eben den Standpunct gegeben hat, den sie im wirklichen haben, und wenn er sie charakteristisch genug geschildert hat; so hat er alles gethan, was man von ihm verlangen kann. Der Vf. sucht zu zeigen, dass beides wirklich von ihm geleistet sey. Nothwendig muss sich unter den männlichen Charakteren eine grössere Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit finden, als unter den weiblichen, wenn auch die Fähigkeiten und Anlagen in beiden gleich sind. Auch muss man auf die Lage des weiblichen Geschlechts in den Zeiten Rücksicht nehmen, aus welchen der Dichter seinen Stoff nahm. Indess fehlt es an sehr mannichfaltigen und eigenthümlichen Zügen der Frauenzimmer in Sh's Schauspielen gewiss nicht. Man erinnere sich nur seiner Miranda, Isabelle, Beatrice und Portia, deren Charaktere der Vf. einzeln durchgeht. Und wie schön ist nicht der, hier gleichfalls zergliederte Charakter der Cordelia im König Lear! eben so glücklich und erfindungsreich angelegt und ausgeführt, als Lear's Charakter selbst! Nicht leicht wird man von irgend einem andern Dichter den Einfluss kämpfender Gemüthsbewegungen mit so vieler Feinheit gegen einander in Gleichgewicht gehalten und nüancirt finden. Noch denke man an Ophelia, an die Königin Margarete, an Dame Quickly, an Lady Anne, Julie und Desdemona und Imogen. Wenn auch einige von ihnen in den Hauptzügen übereinstimmen, so sind doch die Schattirungen sehr mannichfaltig, und die Situationen sowohl, als ihr Benehmen in denselben, sehr verschieden. Und gerade so es auch in der Natur.

Zuletzt giebt uns der scharfsinnige Vf. noch einige *Bemerkungen über die Hauptgegenstände der Kritik in Shakespears Werken.* Kein neuerer Dichter hat die Kunstrichter und Ausleger mehr beschäftigt, als er. Schon die Schwierigkeiten des Wortverstandes und die Verderbnisse seines Textes, machten diese Bemühungen nothwendig und verdienstlich; und das um so mehr, da Sh. mit Recht als der Dichter der Menschheit angesehen wird, der auch dem Moralisten, und dem Philosophen überhaupt, äusserst werth seyn muss. Seine Lesung kann sehr dazu behülflich werden, den so raschen und voreilenden Flug der menschlichen Gemüthsbewegungen und Leidenschaften fester zu heften, und ihren Gang besser aufzuspüren. Diesen Gebrauch suchte besonders unser Vf. in seinen bisherigen Versuchen von den Charakteren der shakspearischen Schauspiele zu machen, und er zählt hier die Resultate seiner Forschungen kürzlich wieder auf. Ausserdem aber giebt uns dieser Dichter häufigen Anlass, in der treffenden Wahrheit seiner Nachahmung, seine überaus glückliche Erfindungskraft zu bewundern. Immerhin mag er unregelmässig in dem Bau seiner Fabel, incorrect in seiner geographischen oder histori-

schen Kenntniss, und in seiner Mischung ernsthafter und komischer Vorfälle ein zu treuer Nachahmer der Natur seyn; denn dies sind seine vornehmsten Mängel: aber in der treuen Schilderung und Entfaltung der Charaktere ist er bisher noch von keinem Dichter übertroffen worden. Auch kann die Sorglosigkeit, die ihm in manchem andern Betracht zur Last fällt, ihm in seinen Gemählden des menschlichen Lebens nicht ohne Ungerechtigkeit vorgeworfen werden. Um sein Verdienst von dieser Seite gehörig zu schätzen, ist freylich die von unserm Vf. gewählte Methode der Zergliederung die lehrreichste. Denn hier wird der Moralist ein Kunstrichter; und hier zeigt sich die innige und natürliche Verwandtschaft der Moral und Kritik im vortheilhaftesten Lichte. Auch ist diese Bemühung gewiss nicht überflüssig, weil nicht ein Jeder Gefühl und Uebung genug besitzt, um alle Schönheiten dieser Art zu empfinden, ohne darauf hingewiesen zu werden. Selbst die verschiednen Urtheile und Meynungen in Ansehung der shakespearischen Charaktere sind Beweises genug, dass Untersuchungen dieser Art nicht unnütz, sondern dazu dienlich sind, die Grundsätze einer gesunden Kritik bestimmter festzusetzen. Und selbst für den, der die Schönheit und Richtigkeit dieser Charaktere unmittelbar empfindet, muss es sehr erwünscht seyn, wenn Vernunft und Kritik sein Gefühl rechtfertigen, und sein Urtheil bestätigen.

Küstrin, b. Oehmigke: *Graf Monaldeschi, oder Männerbund und Weiberwuth.* Trauerspiel in 5 Aufz. von *Heinrich Zschokke.* 1790. 156 S. 8. (10 gr.)

Die grausame Rache, welche die Königin Christina bey ihrem Aufenthalt in Frankreich an ihrem Günstling und Stallmeister Monaldeschi nehmen liess, und wodurch sie sich so verdienter massen in Frankreich verhasst machte, — diese Ermordung hat schon manche romantische und dramatische Feder in und ausser Deutschland beschäftigt. Da auch die eigentliche Ursache von Christinens blutgierigem Zorne ein Geheimniss blieb: so hatte die Einbildungskraft ein freyes Spiel und hat es an Ausbrütung seltsamer Abentheuer nicht mangeln lassen. Doch abentheuerlicher, als Hr. Z. hat noch niemand diesen Stoff gehandhabt. — Wer den wahren Monaldeschi, der überhaupt nicht sehr berühmt worden, oder die wahre Christina, die allerdings originell genug war, hier sucht; der bemüht sich vergebens. Wenn man ein paar flüchtige Winke von ihrer Throncntsagung und ihrem jetzigen Aufenthalt in Frankreich wegnimmt, so könnte das ganze Drama weit schicklicher in Italien oder Spanien, weit besser in der Familie Medicis oder Gonzaga spielen. Aber statt dessen stösst man alle Augenblicke auf Banditenschwärme, welche zur Nachtzeit die Strassen von *Fontainebleau* (man denke sich, wie passend!) durchstreifen; auf eine italienische Gräfin, die sich mit einer deutschen Fräulein und einem welschen Marquis unter grässlichen Eiden, und mit blinkendem Dolche zu Dingen verschwört, die — eine Kammerzofe hätte übernehmen können; auf Scenen, wo ein Freund seinem andern gefangnen Freunde, ohne dass es die Wache merkt, einen Panzer leiht, und ihn gleich drauf *aus Mitleid* mit dem Dolche durchbohren will, ohne an den Panzer zu denken; auf Scenen im Kerker (wie mochte Christina wohl in einem fremden Lande jemanden *zum Kerker* verdammen können?) wo Paters zum Tode vorbereiten; auf *rasende* Damen, die unangehalten Schloss und Strasse durchschwärmen, indess die Vernünftigen ihren Untergang voraussehn, und doch keine Vorkehrung gegen die Rasende treffen; auf eine verkappte Rotte *ehrlicher* Männer, die eine Donna, um sie zu tödten, auf die Strasse schleppen, und sie allda, man weiss nicht weswegen, laufen lassen; auf Geister, welche erscheinen, man begreift nicht, wozu? und noch auf tausend solche tragische Ingredienzien, die am rechten Orte und einzeln angebracht gut thun können; hier aber aussehn, wie ein Teppich, der aus hundertley Fetzen zusammen gedreht ist. Hr. Z. protestirt sehr, dass man seinen Monaldeschi nicht für eine Nachahmung des Essex halten solle. Es hält freylich schwer zu glauben, dass er die eine Scene von Elisabeth und Nottingham nicht vor Augen gehabt haben solle; aber sey es auch darum! Das wird er doch wenigstens nicht läugnen können: dass er aus Lessings Sara Sampson, aus Schillers Kabale und Liebe, aus Meissners Bianka, aus verschiednen Stücken von Shakespeare eine grosse Anzahl von Scenen und von Stellen entlehnt hat? Natürlich muss daher der Gang des Ganzen äusserst unnatürlich geworden seyn; und wenn er in der Vorrede versichert: dass sein Stück nicht nur in der Aufführung gefallen habe, sondern auch ohne sein Wissen abgeschrieben und an andre Schauspielergesellschaften verkauft worden sey; so wollen wir dies ihm zwar glauben, nur erlaube er, dass wir uns über solchen Beyfall verwundern, und erwarte nicht, dass wir ihn darum beneiden sollen.

Paris, b. Didot d. ä.: *Poësies Françoises d'un Prince etranger.* 1789. 108 S. gr. 8.

Ihr Verfasser ist der russische Prinz *Beloselsky*, den selbst *Voltaire* einst mit einigen Versen beehrte, und der mit *Rousseau* in Briefwechsel stand; der Brief dieses letztern, der (S. 53) eingerückt ist, gehört unter die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten dieser Sammlung. Die Gedichte bestehn in drey Episteln, an die Franzosen, die Britten, und die Republik St. Marino, letztere im scherzhaften Ton, mit Prose untermischt. Jeder Epistel sind Noten und Anmerkungen angehängt. S. 41 und 52 findet man einige Notizen von den literarischen Beschäftigungen einiger russischen Grosen, und S. 71 eine, mit Wärme und Nachdruck geschriebene, Biographie *Cromwells*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 12. Januar 1791.

RECHTSGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., in der Andräischen Buchhandl.: *Versuch einer Geschichte des deutschen Adels in den hohen Erz - und Domkapiteln, nebst einigen Bemerkungen über das ausschliessende Recht derselben auf Dompräbenden*, von *J. M. Seufert*, der Philosophie D., der Rechte Licentiaten, der juristischen Encyclopädie und des deutschen Privatrechts auf der Juliusuniversität zu Würzburg Profess. 1790. 230 S. in 8. (14 gr.)

Für den dermaligen Zeitpunct, in welchem die Fehde gegen das ausschliessende Recht des deutschen Adels an Dompräbenden in den hohen Erz - und Domkapiteln immer mehr überhand zu nehmen beginnt, verdient dieser Versuch, der in einem körnigten Vortrag geschrieben ist, alle Aufmerksamkeit. Die Zweifel an dem ausschliessenden Rechte des alten Adels zu den Domherrenstellen in den hohen Stiftern, die in dem 2ten Band 3ten St. no. 4. des *Göttingischen historischen Magazins* von Hn. Hofr. *Spittler* aufgestellt sind, haben die stärkste Veranlassung zu denselben gegeben. Auch ist es wahrscheinlich, dass der Hr. Vf. diese Arbeit nicht ganz ohne Beruf mag unternommen haben, wie sich auch aus dem Eifer schliessen läst, mit welchem er dem Verdacht einer Parteylichkeit entgegenarbeiten wollte, von der er sich doch bey allen seinen Verwahrungen nicht losreissen konnte. Der Hr. Vf. wirft nach einem gut angelegten Plan zuerst einige Blicke auf die Fundationen hoher Erz- und Domkapitel, und zeigt, dass weder die ursprünglichen, noch die hinzugekommenen Stiftungen für den Adel allein gemacht seyn, und dass man hieraus nicht den geringsten Beweis für das ausschliessende Recht des deutschen Adels führen könne. Er hebt dabey die besten Proben aus der Geschichte der Deutschen, sonderlich der sächsischen Stifte, aus, und zeigt, dass die Stifter derselben bey der Errichtung und ursprünglichen Fundation die ganze Handlung allein aus dem Gesichtspuncte der Religion betrachtet haben, und es keinem derselben eingefallen sey, wenigstens vor den Augen des Publikums diesen heiligen Zweck mit einer politischen und folglich unheiligen Absicht zu entehren. „Sie bestimmten, (sagt er S. 4) „zwar Güter, womit sie die Kirchen bereicherten, bis auf das kleinste Detail; aber die Frage: wer „diese Güter ausschliesslich geniessen solle? liessen „sie unbestimmt, und eben diese Unbestimmtheit in „den Stiftungsbriefen hatte natürlich die Wirkung, dass „unter die Geistlichkeit des Bischofs sowohl Adel, als „Unadel, aufgenommen wurde.“ Vielleicht hätte der Hr. Vf. durch die alleinige Entwickelung der Frage: ob diese Güter nach der ersten Stiftungsabsicht nur ausschliesslich könnten genossen werden? der Hauptsache und dem Zweck seines Versuchs am allernächsten kommen können, denn aus der ursprünglichen Fundation und in der anfänglichen Grundbestimmung kann doch allerdings über das Recht oder Unrecht der damaligen Ausschliessung am sichersten entschieden werden. Der Hr. Vf. reihet in dem zweiten Kapitel die weitern Geschichtsbeweise und Ursachen an, wie der Adel nach und nach das Uebergewicht in den Domkapiteln erhalten habe, worunter er vorzüglich den Reiz des Stadtlebens, das behagliche Leben am Hofe des Bischofs, den Ritterdienst, die Verdrängung des Clerus und des Volkes von den Bischofswahlen, und selbst die Absichten des römischen Hofes, die Vorzüge des Adels in den Stiftern zu befördern, u. dgl. angiebt; er erweiset das letztere S. 48 aus einer Urkunde, in welcher der Pabst das Schicksal des Stifts Halberstadt u. fast aller Stifte schildert. „Die Ländereyen und Güther des Stifts, (sagt der Pabst) „gränzen an die Güter und Schlösser der Grossen und „Edlen dieses Landes. Sie, gereizt von den schönen „Einkünften, welche die Domherren aus ihren Besitzun„gen ziehen, suchen immer Gelegenheit zu Streit und „Fehden, keine Gesetze halten die Habsucht der Ritter „zurück, oder bestrafen die ungerechten und gewaltsamen Angriffe der Kirchengüter. Ueberall hat sich „das unselige Recht des Stärkern verbreitet, welches „die Grossen und Edlen des Landes in Händen haben.“ u. s. w. — Dem Stiftsadel wurden daher aus Politik alle Vortheile und Vorzüge von dem Pabste in die Hände gespielt. Die Statuten und Gewohnheiten eines jeden Stifts sah man schon in dem 12. Jahrhundert als Gesetze an, in welchen überall der Hauptgrund zur Ausschliesung des Unadels von den Stiften schon lag. Hierzu kamen endlich noch die Capitulationen der Domkapitel, und da die mehresten Bischöfe für das Interesse der Domkapitel eingenommen waren, so konnte jedes Kapitel in diesem Falle auch sicher erwarten, dass der Bischof selbst in Hinsicht der päbstlichen Attentate gemeinsame Sache mit ihm mache, wodurch die Verfassung der Domkapitel, besonders in Ansehung des ausschliessenden Rechts des Uradels an den Präbenden, ihre ganze Festigkeit erhielt. Ueberhaupt wurden alle Unadeliche in dem 15ten Jahrhunderte, wie der Hr. Vf. es aus Beyspielen zeigt, mit dem Namen *homines novi* und *intrusi* in den Stiften bezeichnet. In einer neuern Periode, die nämlich durch die nachher in Schwung gekommene Doctorswürde entstand, deren Schicksal der Hr. Vf. bis auf den *W. Fr.* beschreibt, zeigt er, wie mancher Unadeliche in den Domstiften sein Glück gemacht habe. Allein di-

die Doctorperiode dauerte in den Domstiften auch nicht lange. – Der Hr. Vf. giebt die nähern Beweise an, warum die Doctoren den Stiften lästig geworden sind, weil die Domkapitel die Ahnenbeweise als ein wesentliches Qualificationsstück zu den Präbenden ansahen. Der Pabst, wie der Hr. Vf. S. 92 anführt, gab sich zwar alle Mühe, die Vortheile des Doctorats in den Stiften zu befördern. Rec. glaubt, dass eine Eifersucht des römischen Hofes gegen die Kostnitzer Kirchenversammlung das Mehreste hiezu beygetragen habe, weil die Väter dieses Kirchenrathes ausdrücklich wollten, dass nirgendwo ein Statut oder eine Gewohnheit, so feyerlich es auch vom päbstlichen Stuhle bestätiget wäre, zum ausschliessenden Vortheile des Adels gelten sollte, worauf aber der deutsche Domadel keine Rücksicht nahm, besonders da die Concordaten der deutschen Nation mit Martin V. verordneten, dass in allen Erz- und Domkapiteln der sechste Theil der Präbenden an die Doctoren vergeben; hingegen die zum ausschliessenden Vortheil des Adels errichteten Statuten nur dahin ratificirt werden sollten, dass jene Grafen, Herren und Ritter, welche zugleich eine akademische Würde hätten, den übrigen Nichtdoctoren vorgezogen würden. Die adelichen Domherren hielten, um ihr ausschliessendes Recht zu befestigen, es nicht unter ihrer Würde, die Doctorpräbenden selbst mit Doctoren aus ihren Mitteln zu besetzen, und in diesem Betracht ward die Verordnung den Rechten des Unadels nicht nachtheilig; weil sie aber dem römischen Hofe missiel, und dieser wohl einsah, dass das Doctorat die Vortheile nicht gewonnen hatte, die man sich hiedurch versprach, so waren kaum 5 Jahre von Abfassung der Concordaten verflossen, als der Pabst dem Cardinal Brande befahl, die Statuten und Gewohnheiten der Stifter zu untersuchen, und alles, was zum ausschliessenden Vortheil des Adels darinn vorkam, als Missbräuche zu verwerfen und abzustellen. Allein der Pabst war doch nicht mehr Meister; die Domstifte sahen die päbstlichen Unadelichen und *Doctores provisos* nur als Ausnahmen an, und liessen ihnen aus blosser Hochachtung gegen den päbstlichen Stuhl den Zutritt. Auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522 behauptete der Adel in seinen Beschwerden ganz frey, dass die Pfründen in den Domstiften ihm allein zustehen, und von den Zeiten Kaiser Maximilians II., insonderheit mit dem Jahr 1565, führt der Vf. an, dass die Meynung gäng und gebe gewesen, als wären die Erz- und Hochstifter vorzüglich zum Unterhalt und Versorgung des Adels gestiftet. Dazu kam endlich noch die Verabredung der Reichsritterschaft bey ihren Correspondenztägen zu Speyer vom J. 1609 und 1610, nach welcher sie festsetzte, auf immer alle graduirte von Hoch- und Ritterstiften in ihren Cantons auszuschliessen. Mit Voraussetzung dieser durch eine Menge von Thatsachen beleuchteten Geschichte geht der Vf. in der dritten Abtheilung auf die Periode des *W. Fr.* bis auf die neuesten Zeiten über. Hier tritt er als Rechtsgelehrter auf, das Gebäude seines Gegners, des Hn. Hofrath Spittlers, wo nicht gar zu zerstören, doch in dem Grunde zu erschüttern. Die bekannte Verordnung des *W. Fr.* art. 17. Opera detur, ne nobiles, Patricii graduati academicis insigniti, aliaeque personae idoneae, ubi id fundationibus non adversatur, wird hier mit vieler Genauigkeit exegesirt; aber alle diese besondern Gründe können wir hier nicht anführen, welche in Ansehung dieses einzigen Puncts von S. 150 bis 188 zusammengedrängt sind, dass die hohen Paciscenten des *W. Fr.* nicht nur von dem ausschliessenden Rechte des Unadels an den Präbenden in den hohen Erz- und Domstiften, sondern auch von der Rechtmässigkeit und Billigkeit der zur Aufrechthaltung dieses Rechtes abzielenden Statuten und Gewohnheiten vollkommen überzeugt gewesen seyn sollen. Diese Voraussetzung führte den Vf. auf die Bestimmung der 4 Hauptresultate hin, dass 1) die Paciscenten zu Osnabrück nicht auf alle Erz- und Domkapitel, sondern nur auf solche Rücksicht nahmen, in welchen bereits noch Statute und Gewohnheiten zum Vortheile des Doctorats, des Patriciatsadels oder anderer qualificirten Personen bestanden, 2) dass sie in solchen Erz- und Domkapiteln das fernere Vertilgen des Patriciats, des Doctorats und anderer qualificirten durch Einrichtung gegenseitiger Statute und Gewohnheiten auf ewig verhindern wollten; 3) dass sie nur in einem solchen Falle nachgeben, die Einrichtung gegenseitiger Statute und Einführung gegenseitiger Gewohnheiten gestatten wollten, wenn die hohen Erz- und Domkapitel ursprünglich für den Adel gestiftet waren; 4) dass sie also die bereits zur Ausschliessung des Doctorats, des Patriciats und anderer qualificirten Personen in andern Erz- und Domstiften gemachten Statuten und eingeführten Gewohnheiten ungekränkt in ihrem Werthe lassen wollen. — Wenn der Hr. Vf. diese 4 Hauptsätze auch zergliedert ausgeführt hätte, so, wie er sie nur überhaupt anführt, so würde er manchem Leser nicht so viele Bedenklichkeiten zurückgelassen haben. Rec. will nur die seinige hierbey bemerken. Der *W. Fr.* hat einmal durch die oben angezogene Stelle Art. 17. klar, und keineswegs zweydeutig disponirt. Es heisst nicht in *einigen* Stiften, sondern die Rede war von *allen* Stiften, da selbst der vorhergehende Art. 16. sich der Worte *in omnibus Episcopatibus, archiepiscopatibus* etc. bedient. Der Art. 17. disponirte auch in diesem Stücke klar, da es hiess, ubi id *fundationibus* non adversetur. Hierunter muss nach allen gesunden Auslegungsregeln doch die erste originelle Stiftung verstanden werden. Nun lässt sich freylich mit dieser so klaren, und unumwundenen Verordnung des Friedensschlusses die Exegese des Hn. Vf. nicht zusammenreimen, da er 1) behauptet, der *W. Fr.* habe nur bey *einigen* Stiften und nicht bey *allen* zum Vortheil des Doctorats, Patriciats, und anderer qualificirten Personen disponirt, und 2) nur in einigen der weitern Vertilgung des Doctorats und Patriciats und anderer qualificirten Personen vorgreifen wollen. Zu dem sagt der Vf. 3) die Paciscenten zu Osnabrück hätten denjenigen Stiften das ausschliessende Recht zugestanden, wenn sie für den Adel ursprünglich gestiftet worden. Er bekennt nun selbst aus dem vorausgesetzten Geschichtsproben, dass kein Erz- Dom- oder Ritterstift weder aus den ursprünglichen, noch hinzugekommenen Stiftungen solches werde beweisen können, er giebt auch zu, dass es auf den Beweis der ursprünglichen Stiftung

am

ankomme. Mithin muss der *W. Fr.* immer hierin klar disponirt haben. Die drey gedachten Hauptresultate des Hn. Vf. leiden hierdurch einen starken Abbruch. Mit dem 4ten Resultate dürfte der Hr. Vf. ebenfalls sehr schwer eine Ueberzeugung bewirken; denn da der *W. Fr.* klar und nicht zweydeutig verordnet, dass es bloss auf den Beweis der ursprünglichen Fundationen wegen des ausschliessenden Rechts des Uradels, und keinesweges auf eine Gewohnheit ankomme, so ist die Exegese des Hn. Vf. S. 168 — 171 allerdings hierinn sehr willkührlich, dass man unter dem Wort Fundationibus die Gewohnheiten und Statute der Domkapitel verstehen müsse. Die Paciscenten haben in dem 16ten Artikel von Statuten und Gewohnheiten in Hinsicht des Wahl - und Postulationsrechts klar und deutlich gesprochen, und auf selbige sehr genau hingesehen. In dem 17ten Art. fanden sie es aber angemessen, hierauf Rücksicht zu nehmen, weil sie dadurch den Hauptsatz der ursprünglichen Fundation nicht wollten und konnten über den Haufen werfen. — Wenn also Rec. diese ihm aufgestossene Bedenklichkeiten mit den wichtigsten Gründen des Hn. Hofr. Spittlers vereiniget, so dürfte der Sieg wohl nicht zweifelhaft seyn, und der Hr. Vf. solchen seinem an gerader Beurtheilungskraft und Festigkeit ihn sehr weit übertreffenden Gegner nicht streitig machen. Er hat zwar seine Meynung mit einer grosen Anzahl Präjudicien bestärkt, in welchen der Uradel sein ausschliessendes Recht gegen den Unadel durch die Kraft der Statuten und Gewohnheiten geltend gemacht; allein es waltet eben hier auch ein grosses Bedenken vor, warum der Hr. Vf. nicht die Eigenschaft der Statuten selbst näher untersucht und erörtert hat. Neuere reichsgerichtliche Entscheidungen, und selbst einige neuere Publicisten, die diese Gegenstände auch nicht ohne Verdienst abgehandelt haben, erfodern zu dem Reichsbestand eines gültigen domkapitelischen Statuts folgende Haupteigenschaften: 1) dass es den ursprünglichen Fundationsbriefen nicht entgegenstehe, 2) dass es dem Recht eines Dritten, nämlich des Doctorats, des Patriciats und anderer qualificirten Personen nicht widerspreche, und 3) dass es eine klare Bestätigung des Reichsrichters für sich habe. Ob nun die Statuten der Erz - und Domkapitel mit diesen Haupteigenschaften übereinkommen? will Rec. zur Beurtheilung anheimstellen. Es lässt sich daraus auch leicht schliessen, was den Statuten über das ausschliessende Recht des Unadels, die nach der Zeit des *W. Fr.* in einigen Stiften, z. B. zu Passau, errichtet worden, entgegenstehe. Hr. Hofrath Spittler sagt am Schluss seiner Abhandlung: „Es bleibe heilig, was der Osnabrücker Friede spricht: aus keinem Kapitel, *das nicht erweislich für den Uradel gestiftet worden, soll der Unadel ausgeschlossen seyn.*" Und diesen Schlussspruch wird ein jeder beyfällig unterschreiben, der die Bedenklichkeiten zu Rathe zieht, welche sich bey einer willkührlichen Exegese dieser ganz klaren Disposition in so vielfachem Betracht darstellen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Buisson: *Bibliotheque physico - économique instructive et amusante.* Année 1789 ou 8e Année 1789. T. I. II. Mit Registern 383 und 475. S. Année 1790. ou 9e Année. T. I. und II. 395 und 470 S.

Wir bemerken hier bloss die wichtigern eigenthümlichen Aufsätze, ohne auf die Auszüge Rücksicht zu nehmen. Den Anfang des ersten Theils von 1789 macht die Beschreibung von zwey Hakenpflügen, welche in dem mittägigen Frankreich üblich sind, mit Abbildungen. Hr. *Perthuis* zeigt den Nutzen, den man vom Torfe als Düngung haben kann. Nach Hn. *Rocaut* lässt sich der Brand im Weizen am sichersten verhüten, wenn man vollkommen reife und gereinigte Früchte zur Saat wählt, und diese zwischen dem 7 — 29sten September in den Boden bringt. Vom Gebrauche einer sandigthonigen Erde zu Alluy bey Chartres zur Reinigung des Getreides vom Brande, statt des Waschens und Kalkens. *Fougeroux de Bondaroy* Vergleichung des Ertrags der Gerste und des Hafers, welcher letztere vorzüglich in Ansehung des Strohes, vortheilhafter ausfiel. *Davillier* über das Stecken des Hafers, welches zu Verberie bey Compiegne üblich seyn soll. Vom Bau der Erdäpfel; ihre Stengel werden zur Feurung, und zum Decken der Dächer angerathen. *Crette de Paluel* über die wilde Cichorie zur Fütterung, wo sie sich für Pferde, Rindvieh und Schafe, vortheilhaft bewiess. Derselbe räth, den Klee sowohl frisch als getrocknet mit Espercette oder Pimpernelle vermischt zu verfüttern, wo er das Vieh viel weniger auftreibt. Bey dem Trocknen empfiehlt er Haferstroh unter den Klee zu mengen. *Sutiers* umständlich über den Bau der Esparcette. *De la Tour d'aigues* von dem Bau des Capernstrauchs in den mittägigen Provinzen, besonders der Provence, zu Marseille und Toulon. *Parmentier* über die vortheilhaftesten Gewächse, welche der Landmann nach Hagelschlägen, welche die Aerndte verderben, wählen kann. *Thouin* Behandlung der vom Hagel verletzten Bäume, durch Abnehmen der zerbrochenen Aeste, und Verhütung des Eindringens des Wassers in die zerrissene Rinde. *Foug. de Bondaroy* über eine neue Einrichtung der Treibbete, in welchen der Dünger leicht erneuert werden kann; mit Abbildung. Eine Cydermühle mit senkrechtem Steine beschrieben und abgebildet. Ueber eine Krankheit des Rindviehes, der Pferde und Schafe (*maladie de bois*), welche von dem Genusse der jungen Holztriebe herrührt. *Tessier du Closeau* über die Veränderungen, welche der Wein in manchen Arten gläserner Bouteillen leidet. Beschreibung und Abbildung eines sogenannten chinesischen Ofens, in welchem der Rauch nach vielfacher Circulation unten abgeleitet wird. *Bonnot* vergleicht den Vortheil der Kupferdächer mit denen von Bley, wo jene zwar wohlfeiler zu stehen kommen, aber doch nicht den Vorzug vor dem Eisenbleche verdienen dürften.

Der zweyte Band von 1789 liefert einen Essexischen Haken beschrieben und abgebildet. *Sutiers* vom Baue der zweyjährigen Wicke, so wie der Esparcette und Pimpernelle, welche letztere besonders für Schafe empfohlen wird. Mad. *Crette de Paluel* über die eigene Zucht der Kühe. *Dufour de Pons* von den Montpellier Schafkäsen. *Sautiers* räth, statt des Baumschnittes

 bloss

bloss die Beugung der Aeste, da solche davon fruchtbar würden. Inzwischen lässt sich dies doch nicht bey den Zwergbäumen anbringen. Nach Hagelschlägen empfiehlt der Abt *Tessier* den Bau des weissen Senfs, welcher zu Heume im Julius oder August gesäet, und als Futter benutzt wird, ausserdem Kohlwicken, die wilde Cichorie, und den Buchwaizen (Sarasin), welchen auch *Parmentier* im ersten Bande anräth. Nach *Sautiers*, soll Schiesspulver, oder auch Asche von verbrannten Schuhen, zu drey Fingerhüten in einer Schaale voll Oel, dem vom Klee aufgeblähten Rindvieh gegeben, ein sicheres Mittel seyn, solches ohne Stich zu retten, wenn man zugleich den Leib mit einem Büschel Stroh stark reibt. Beschreibung und Abbildung des schön verzierten Ofens, der von Pietro Gonti in dem Hospital zu Santa Maria Moda zu allerhand Arbeiten eingerichtet ist. Unter den Ankündigungen wird eine Abbildung zu einem Kamine für Steinkohlenfeurung geliefert. *Pingeron* über die Bereitung von Tapeten aus Papiermaché, welche dem vergoldeten Leder gleichen.

In der Vorrede zu T. I. v. 1790 wird enthusiastisch von den Aussichten gesprochen, welche Frankreichs jetzige politische Lage, dem grösten Flore des Ackerbaues verspreche, und in dieser Rücksicht der bisherige landwirthschaftliche Zustand des Reiches, in der Vergleichung mit dem englischen geschildert. Die verschiedenen Bauarten in Ansehung der Verhältnisse der Getreideländer, Wiesen, des Holzes und der Brache, sind nach den verschiedenen Epochen von Frankreich und England verglichen, in einer Kupfertafel vorgestellt, wo die Culturarten unterschieden sind. Eingreifend schildern die Vf. die Nothwendigkeit, bey Aufhebung der Brache auf natürliche und künstliche Wiesen die erste Rücksicht zu nehmen, da der erfoderliche Dünger, den Viehstand zu vergrösern nöthig macht. — Unter den Abhandlungen betrifft die erstere wichtige Erinnerungen bey landwirthschaftlichen Arbeiten und Versuchen gehörig Buch und Rechnung zu halten, da ohne solche Belege, Erfahrungen in Ermangelung der Beweise ihren Werth verlieren. Ueber die Fehler der Spannung der Ochsen zu *Jaigny*, wo 10 bis 12 an einen Pflug dergestalt gespannt werden, dass die mit dem Joche verbundenen Kumte das Zugvieh verwunden. *Gilbert* über den landwirthschaftlichen Zustand der Generalité von Paris und ihren 22 Electionen. *De la Tour d'Aigues* über die Weidenblätter zum Pferdefutter. Cretté du *Paluel* von dem Ertrag der Cichorie zur Fütterung, welche sich im April, Junius, August und October bauen lässt, und besonders darinn den Klee übertrifft, dass sie schon im April frisches Futter liefert. *Chancey* Versuche über den Ertrag von 10 verschiedenen Sorten von Grundbirnen. Von Verbesserung der Lein- und Hanf-Röstung, dass man das Wasser dazu in besondern Behältern durch Pappel- Weiden- und Birkenblätter in gelinde Fäulung setzt. *Le Blanc* über die Wartung und den Ertrag der Fischweiher. *Cailleau* Vorschlag, Getreide durch erhitzte Luft zu trocknen, mit Abbildung der Verrichtung. *Serain* giebt Regeln für Krankenwärter, welche in dem folgenden Bande fortgesetzt werden.

In der Vorrede zum zweyten Bande v. 1790 werden die Verordnungen der Nationalversammlung besonders in dem Betrachte erhoben, da sie eine Menge von Bedrückungen zu vermindern abzwecken, welche den Landmann bisher muthlos machen mussten, in so ferne er in seinen Rechten sogar wenig Schutz erwarten konnte. In den Abhandlungen kommt zuerst eine Betrachtung über den Nutzen landwirthschaftlicher Kalender vor. *D'auteroche* beurtheilt die fehlerhafte Spannung der Ochsen zu Vologne. Zu Remiremont sollen die Landwirthe in ganz Lothringen die ausgelaugte Asche zur Düngung aufkaufen. *Saulnier* über den Nachtheil des Gebrauchs von frischen unverwesten Dünger, und dessen Vorbereitung. *Guerchy* über den landwirthschaftlichen Zustand der Normandie u. Picardie. *Crette* über die vortheilhafte Vermischung des Kleeheues getrockneten Klees mit andern Heue, und von Verfütterung der Kleewurzeln. Von den Grundbirnen beschreibt Hr. *Parmentier* 12 Sorten, unter denen die *grosse blanche tachée de rouge*, oder unsere Viehgrundbirn die vorzüglichste bleibt. *Delys* von dem Gebrauch der Matronalviole, als Oelgewächs, und ihren Vorzug vor dem Kohl und Raps. Von den Fruchtfolgen in dem Bau der Ländereyen, nach der englischen Landwirthschaft. Ein guter Aufsatz von Mad. Cretté de *Paluel* von der Rindviehzucht und Mastung, letztere vorzüglich mit Grundbirnen und Rüben. *Rigolley* über die Nothwendigkeit, den Schafen die Schweife abzustutzen. *Olivier* von einer Krankheit der Phaseolen, wo die Hülsen platt und mager werden, und welche von einem Acarus herkommt. Das Verderben der Rüstern zu Toulouse rühre von dem Cryptocephalo calmariensi und dem Bostrycho Scalyto her. *Bellardy* von der Fütterung der Seidenwürmer statt der Maulbeerblätter mit Rüster- Rosen- oder Hagenbuchenlaub, welche schon zu Turin üblich, so wie auch mit der innern Rinde der Maulbeerzweige. *Varenne de Fenille* von der Ursache, warum in dem Winter 1788 so viele Fische in den Weihern zu Grunde gegangen, wovon die Kälte nicht die allgemeine Ursache seyn konnte, vielmehr die Erzeugung von entzündlicher und phlogisticirter Luft den vorzüglichsten Antheil zu haben schien, und räth daher der Vf. die Reinigung der Teiche zu Zeiten, von ihrem Schlamme. Nach Dorthez sollen Curculio acridulus und ein Meloë der Luzerne besonders schädlich seyn. Wider die Larven der Maykafer räth de *Gouffier* gemeine oder Torfasche. *Bigotts* Abbildung einer Maschine, welche aus einem an einer stehenden Welle beweglichen Kegel besteht, und Grundbirnen in einen Brey zu verwandeln dient. Diesem Bande sind noch einige Anzeigen und Warnungen gegen gewisse Betrügereyen beygefügt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 13. Januar 1791.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Müllers Erben: *Museum Leskeanum. Regnum minerale, quod ordine systematico disposuit atque descripsit* D. L. *Gustavus Karsten,* Philosophiae Doct. Societ. Nat. curios. Hal. et oecon. Lips. Sodalis. Vol. II. Pars I. cum iconib. pict. 1789. 578. S. 8.

Der Hr. Vf. giebt bey der jedesmaligen Beschreibung der vom sel. *Leske* hinterlassenen Mineralien die rühmlichste Probe seiner grosen Einsichten und Kenntnisse in diesem Fache, und verbindet damit eine vorzügliche Genauigkeit bey der Bearbeitung der vor ihm liegenden Gegenstände. — Bey Uebernehmung dieser Arbeit behielt er sich vor, die Anordnung der in ein Verzeichniss zu bringenden Mineralien nach seinen Einsichten auf eine mit der Natur der Sachen am meisten übereinstimmende Art zu machen, nahm daher zwar den von dem ehemaligen Besitzer gewählten Plan und die damit übereinstimmende Ordnung im Allgemeinen an; aber er nahm auch da Verbesserungen vor, wo er solche bey einzelnen Gegenständen jenem Plane für angemessener hielt. — Die ganze Sammlung besteht, so wie die Sammlung der Freyberger Academie aus fünf Abtheilungen, wovon die erste eine *mineralogisch-characteristische* ist, bey welcher die von Hn. *Werner* angegebenen äusserlichen Kennzeichen der Fossilien zum Grunde liegen. Man trifft hierinn keine äusserlich glänzende Stücke, sondern solche an, welche blos für das Studium der Wissenschaft eingerichtet sind. — Die zweyte Sammlung hat zur Absicht, die Gattungen und Arten der Fossilien in einer natürlichen Folge von einander zu unterscheiden; ist also eine *systematische* Sammlung, oder wie der Hr. Vf. lieber will, eine *oryktognostische.* Hr. K. findet an allen bisher gedruckten Mineralsystemen Mängel (welcher einsichtsvolle Kenner wird sie nicht finden?) und hält ein bisher noch ungedrucktes System von Hn. *Werner* für das zweckmässigste, die von ihm zu beschreibenden Mineralien darnach zu ordnen, daher es ihm auch dienlich geschienen, die ihm von demselben mitgetheilten *neuesten systematischen Tabellen* hier abdrucken zu lassen. — Hr. *Werner* theilt die Fossilien in *Erden und Steine, in Salze, brennliche Wesen* und *Metalle,* und macht daraus vier Klassen, wovon jede ihre Unterabtheilungen hat. Diese sind Geschlechter (*genera*), Gattungen (*familiae*), Arten (*species*). Rec. würde statt *Geschlecht* Ordnung gesagt haben, weil Geschlecht eine Zweydeutigkeit mit *Sexus* giebt, lieber *Gattungen, Arten* und *Abänderungen.* Vielleicht wäre es auch schicklicher, für Gattungen *genera* statt *familiae* zu setzen. — In der Klasse der Erden und Steine fängt Hr. *Werner* mit dem *Kieselgeschlechte* an, geht dann zum *Thongeschlechte, Talk-* und *Kalkgeschlecht* über; die Schwererde enthaltenden Fossilien nennt er *Schwerarten.* Ob es gleich willkührlich scheint, in welcher Ordnung diese Gattungen auf einander folgen, so hält Rec. gleichwohl dafür, dass sich dieselbe nach dem Maasse der grössern oder geringern Auflösbarkeit der Grunderden bey den erwähnten Gattungen bestimmen lasse. — Der Diamant ist noch zum Kieselgeschlecht gezählt, obgleich seine Bestandtheile, in so fern man sie zu kennen glaubt, kein Recht dazu geben. — Der Karniol steht als eine Art oder Abart beym Chalcedon, sein gleich oft, wo nicht öfter, vorkommender glatter muschlichter Bruch würden Rec. bestimmen, ihn als eine Abart des Feuersteins anzunehmen, oder zwischen diesem und dem Chalcedon zu setzen. — Der Chrysopras, woraus gewöhnlich die Ringsteine geschliffen werden, lässt sich zu einer Abart des Hornsteins machen, da er mit diesem den matten splittrichten Bruch gemein hat; ähnlich gefärbte und mit ihm brechende Steinarten aber, welche im Bruche mehr an den Opal und Quarz grenzen, dürfen hieher nicht mitgerechnet werden. — Da die wahre Steinart, woraus die rechten Katzenaugen geschliffen werden, bis jetzt nicht hinlänglich untersucht ist; so bleibt dessen Stelle noch zweifelhaft. Hier folgt er auf den Obsidian oder das Lavaglas von Island. — Der *Prehnit* unterscheidet sich in Ansehung seines Bruchs, seiner Krystallisation, Härte, Schmelzbarkeit und Bestandtheile sehr wenig von einigen Abarten des Zeoliths, welche mehrere Kieselerde enthalten. Allein Hr. Werner ist seiner ehemaligen Vermuthung, dass dieses Fossil mit den Zeolithen verwandt sey, nicht getreu geblieben, und macht daraus eine neue Gattung vom Fossil. — Der sogenannten Kreuzkrystallen vom St. Andreasberg am Harz, geschieht in diesen Tabellen keine Erwähnung. Die, welche Hr. *Heyer* untersuchte, enthielten Schwererde. Allein diejenigen, welche nach Hn. Prof. *Groschke* in Schottland zwischen den Zeolithen brechen, und wie die Harzer in sechsseitigen einander rechtwinklicht durchkreuzenden Täfelchen bestehen, unterscheiden sich von diesen dadurch, dass die sechsseitigen Tafeln sich nicht immer durchkreuzen, sondern auch einfach zwischen den zusammengesetzten liegen, und den auf ähnliche Art gebildeten Zeolithkrystallen sehr ähnlich sind. — Der Lasurstein findet sich auch hier unter dem Geschlecht der Kiesel. Viele Stufen, welche Rec. von dieser Steinart in Händen gehabt, bestanden theils aus eigentlichem Granit, der weissen Quarz, lazurfarbigen Feldspath und silberfarbigen Glimmer enthielt, theils aus einer ungeänderten Gebirgsart in Gangart. Letztere

tere enthielten besonders Kies in ihrer Zusammenmengung. — Der von Hn. Klaproth untersuchte elastische Stein hat hier unter dem Kieselgeschlecht keinen Platz gefunden. Ob er zu den einfachen Steinarten zu rechnen sey, ist noch wohl nicht ganz ausgemacht. — Bey dem Thongeschlechte ist der Demantspath als eine Gattung aufgeführt. Die Bemerkung des Hn. Klaproth, eine neue Grunderde darinn entdeckt zu haben, sollte wohl zu einem besondern Platze Anweisung gegeben haben, wenigstens so lange, bis sich jene Bemerkung durch wiederholte Versuche bestätigte. Im Bruche hat dieser Stein vieles mit dem Feldspath gemein. — Sollte die Sammeterde, die der Vf. mit der Chloriterde für einerley hält, wohl nicht mehr Bittererde als Alaunerde enthalten? In dem Chloritschiefer des Hn. Werners findet Rec. sehr vielen feinen schwarzen Stangenschörl mit grünlichem Quarz vermengt, wenn ihm anders die nemliche Steinart zu Händen gekommen ist. Hiernach müsste derselbe einen Platz unter den kieselartigen Steinen bekommen. — Da nach Hn. Klaproths neuerlicher Untersuchung der Chalkolit eine neuentdeckte metallische Substanz enthält, welche er mit dem Namen Uranit belegt, und nach seinem Urtheil krystallisirter Uranit ist, der durch etwas Kupferkalk tingirt worden, so wird dieses Fossil nun eine Stelle unter den Metallen bekommen müssen. Basalt, Wacke, Lava, Bimstein so schlechtweg unter das Geschlecht der thonartigen Steine zu setzen, würde Rec. nicht gewagt haben, da es wohl keinem Zweifel unterworfen seyn kann, dass diese hier benannten Steinarten umgeänderte Gebirgsarten sind. Diese Umänderung nun, sie mag auf einem nassen oder trocknen Wege geschehen seyn, ist doch wohl gewiss an mehrern Orten bewirkt, so, dass aus verschiedenen dazu angewandten Materialien auch verschiedene Producte entstanden, und diese erst nach genauern, mit mehrern Stücken aus mehrern Gegenden angestellten Versuchen, einen ihnen angemessenen Platz erhalten können. Bis dahin könnte ihnen wohl der in den Systemen angewiesene abgesonderte Platz gelassen werden. — Den Kyanit würden wir unter den Strahlschörl nach Hn. Werners Strahlstein aufgenommen haben; um das System nicht ohne Noth mit neuen Steinarten zu vermehren; wohin wir gleichfalls den vor einiger Zeit erst bekannt gewordenen *Tremollit* zu rechnen kein Bedenken finden. Beide Steinarten, wovon die erste anfangs aus Tirol zu uns gekommen, finden sich auf dem *Campo a la Torba* bey *Airolo* bey einander; wenigstens in keiner bedeutenden Entfernung. — Die Metalle läst Hr. Werner ohne Unterabtheilungen in folgender Ordnung sehr gut auf einander folgen: *Platina, Gold, Quecksilber, Silber, Kupfer, Eisen, Bley, Zinn, Wismuth, Zink, Spiesglas, Kobald, Nickel, Braunstein, Molybdaen, Arsenik, Scheelmetall.* Dem Zundererz, so, wie dem Silberfedererz, ist bey dem Spiesglanz sein Platz angewiesen, und, wie Rec. dafür hält, mit mehrerm Grunde, als ehedem bey den Silbererzen, denn ersteres ist äusserst arm an Silber, und enthält ausser dem Schwefel und Arsenik Spiesglanz mit etwas Eisen auch wohl Kupfer. Ob das Reissbley oder Hn. Werners Graphit unter den brennbaren Substanzen am rechten Orte stehe, ist itzt noch nicht ganz entschieden. Bey jeder Art von Fossil hat der Vf. die davon handelnden Schriften gesammelt, und die gehörigen Stellen daraus ausgezogen. Die Bogenzahl ist zwar sehr dadurch vermehret worden; die Arbeit selbst aber ist zur Erleichterung des Nachschlagens von entschiedenem Nutzen. Mit der Beschreibung dieser Sammlung, welche aus 3268 guten, reinlichen, und vielen prächtigen kleinen Stufen bestehet, endiget sich der vor uns liegende erste Theil, der uns aufrichtig wünschen lässt, dass es dem Hn. Vf. nicht an Muse fehlen möge, diese Arbeit mit gleichem Eifer zu beendigen.

FRANKFURT a. M., bey Varrentrapp und Wenner: *Journal für die Liebhaber der Entomologie*, herausgegeben von *L. G. Scriba.* 1. Bandes 2tes Stück. 6 Bog. in 8. (6 gr.)

1) *Fortsetzung der entomologischen Auszüge aus verschiedenen Schriften*, von *M. B. Borkhausen.* Hr. B. endigt den im 1. St. angefangenen entomologischen Auszug aus Pillers und Mitterbachers Reise. S. 94 wird er undeutlich, wenn er sagt: *die folgenden Coleoptern haben von den Hn. Verfassern neben dem specifischen auch den generischen Namen erhalten, weil sie nicht glaubten, dass sie füglich zu einer der bisher festgesetzten Gattungen* (Generum) *könnten gezählet werden.* Aber dieses haben die Vff. auch bey den vorhergehenden schon gethan. Hr. Borkh. wollte nur sagen: Die Hn. Vff. haben den folgenden Coleoptern neben den specifischen *auch neue bisher noch nicht übliche* generische Namen (wie *Meloides, Denticollis, Corticeus, Tenebroides*) gegeben. Der *Denticollis* (ein unrichtiger generischer Name, so wie die übrigen dieser H.) *bicolor* scheint doch mit der *Panache brune* des *Geoffroy* sehr übereinzukommen, wenn er nur nicht auch der nämliche Käfer ist. Auch dächten wir, dass man über *Pap. Briseis L.* nun endlich doch einig seyn könne, welches man gewiss lange schon seyn würde, wenn man die unbedeutende und nur verwirrende Espersche Kritik über diesen Falter bey Seite gelegt, und sich ganz an Linné's Worte gehalten hätte. 2) *Ueber G. H. Langs Verzeichniss seiner Schmetterlinge* etc. Mit unter manches Gute. 3) *Aus Molina's Naturgesch. von Chili.* Das Wenige, was uns M. auch von dieser Thierklasse wissen liess, ist doch zur wissenschaftlichen Belehrung gar zu dürftig und zu oberflächlich. 4) *L. G. Scriba's erste Fortsetzung seines Verzeichnisses der Darmstädter Insecten.* Hr. S. nennt uns hier die von ihm um Darmstadt gefundenen Arten aus den Gattungen: *Dermestes, Bostrichus, Anobium, Ptinus, Gistela, Byrrhus, Bruchus, Elophorus, Sphaeridium, Ips, Hispa, Nicrophorus, Silpha, Nitidula, Cassida, Coccinella,* welche von No. 75 bis 156 gehen, und begleitet die Nomenclatur derselben zum Theil mit erläuternden Bemerkungen. Wenn diejenigen, für welche dieses Journal eigentlich bestimmt ist, die Hoffnung nicht aufgeben, dass die folgenden Stücke reichhaltiger an eigenen, wichtigern (wie es denn leicht gemachte Auszüge aus Reisebeschreibungen mit und ohne Declamation darüber doch nicht sind,) die Geschichte so mancher Familien und Arten dieser Thierklasse aufklären-

renden Aufsätze werden, und der Herausgeber in Zeiten bemerket, dass diese Zeitschrift noch das nicht ist, was sie ihrer Bestimmung nach seyn sollte, so werden jene den Muth nicht sinken lassen, den guten Fortgang derselben noch länger zu unterstützen, und diesem wird es nicht an Beyfall bey seinem gewiss verdienstlichen Unternehmen fehlen.

PHILOLOGIE.

ZÜRICH, bey Orell, Gessner etc.: *M. T. Ciceronis Bücher von der Divination*, aus dem Lateinischen übersetzt von *Joh. Jac. Hottinger.* 1789. 205 S. in 8. (12 gr.)

Dem Vf. dieser Uebersetzung dient schon sein Name zur Empfehlung. Sie sollte nach seiner Absicht für den Gelehrten die Stellvertreterin eines Commentars über Ciceros Werk seyn, und dem Ungelehrten eine den Zeitbedürfnissen angemessene Lectüre gewähren. Die Erfodernisse zu Erreichung dieses doppelten Zwecks kannte der Uebersetzer, und die Ausführung ist eines solchen Meisters würdig. Je zuweilen ist der Uebersetzung eine Anmerkung beygefügt, die bald für den gelehrten Leser geschrieben ist, und sich über die Art der Uebersetzung rechtfertiget, bald eine Sacherläuterung für den des Originals unkundigen Leser enthält. Für die letzte Klasse von Lesern hätte ein so gelehrtes Werk, wie dieses, freylich noch häufigere Anmerkungen erfodert, welche dann aber wiederum der erstern Klasse unbrauchbar gewesen wären: ein Beweis, dass sich die Vereinigung zwey so verschiedner Zwecke, wie der Hr. Vf. vor Augen hatte, nicht gut mit einander verträgt.

Die gegenwärtige Uebersetzung soll nur eine Vorläuferin einer kritischen Ausgabe dieses Werks seyn, von welcher sich, nach des Vf. kritischem Talent, welches z. B. seine Ausgabe des Sallustius darlegte, und nach den Spuren kritischen Scharfsinns in Verbesserung unberichtigter Stellen in dieser Uebersetzung, allerdings sehr viel erwarten läst. Ein philosophischer Commentar nach Garvischer Manier würde die Brauchbarkeit und den Nutzen dieses Werks für unsere Zeit noch erhöhen, und Hr. H. wäre der Mann, von dessen philosophischem Scharfsinn und aufgeklärter Denkungsart man die Befriedigung dieses Wunsches erwarten dürfte, wenn anders Neigung und Zeit ihm dazu günstig wären! —

Was man zuweilen in der Uebersetzung gegen das Original gehalten, vermisst, ist die Kürze des Ausdrucks. Nachdem K. 9 aus Arat angeführt worden, dass der Lentiscus dreymal jährlich blühe, fügt Quintus hinzu: *Nec hoc quidem quaero, cur haec arbor una ter floreat, aut cur arandi maturitatem ad signum floris accommodet.* „Warum, nach Hn. H., die Zeit des Pflügens und seine Blüthe so zusammentreffen, als wenn jene durch diese verkündigt werden sollte." Man wird gern das Umschreibende der Uebersetzung, welches eine Anmerkung entschuldigt, übersehen, da es den Sinn der Urschrift so richtig ausdrückt. Mehr Nachdruck liegt freylich in Quintus Worten, nach welchen der gleichsam belebte Baum selbst das Zeichen zur Umpflügung der Erde giebt, und welche uns eine fast wörtliche Uebersetzung zu verstatten scheinen: „Auch frage ich nicht einmal, warum gerade dieser einzige Baum dreymal blühet, und nach seiner Blüthe die Zeit des Pflügens bestimmt."

Den sehr umschreibenden Uebersetzer erkennt man auch z. B. in folgender Stelle K. 16: sinistra dum non exquirimus, in dira et in vitiosa incurrimus. „*Wir laden uns manches Unheil auf den Hals, beginnen vieles zur unglücklichen Stunde*, indem wir uns um die Warnung der Auspicien nicht bekümmern." Kürzer würde dieser Satz so ausgedrückt: Wir stürzen uns aus Unachtsamkeit auf die Warnungen der Auspicien in Unglück und Verderben.

Wie wir schon oben bemerkt haben, diese Uebersetzung hat das seltne Verdienst, ausser der richtigen Uebertragung des Textes, auch zur Berichtigung desselben schätzbare Beyträge geliefert zu haben. Mehrere Conjecturen lassen sich in der Uebersetzung entdecken. Hr. H. glaubt, der Uebersetzer dürfe darinn weiter gehen, als der Herausgeber, der ohne Evidenz auch *da* keine Sylbe verändern dürfe, wo der Text reinen *Unsinn* enthalte. Man sieht also, dass Hr. *H.* zu den furchtsamen, strengen und gewissenhaften Kritikern gehört, die lieber ihren Autor den von den Abschreibern ihm geliehenen Unsinn reden lassen, als dass sie sich der möglichen Gefahr aussetzen sollten, indem sie den Text verändern, dem Schriftsteller einen Sinn unterzuschieben, den er nicht gehabt hat. Da Hr. *H.* seinen Verbesserungen selbst so wenig Gewicht beyzulegen scheint, dass er sogar in der Ausgabe alles wieder zurückzunehmen hofft, was er dem Cicero hier etwa von dem Seinigen geliehen, so glauben wir, wenigstens einige dieser Conjecturen, die wir bemerkt haben, hier auszeichnen zu müssen.

B. 1. C. 16. Aristolochia, quae nomen ex *inventore* reperit, rem ipsam inventor ex somnio; übersetzt Hr. H. so: die Aristolochia, die ihren Namen von dem *Gebrauche* hat, und deren Gebrauch der Erfinder durch einen Traum erfuhr. Wir muthmassen, dass der Vf. sehr scharfsinnig gelesen habe: quae nomen ex *inventa re* oder *ex invento* reperit etc.

Nachdem Quintus bald darauf die Beyspiele verschiedener vorbedeutender Dinge, unter andern bey den Eingeweiden der Opferthiere aufgesucht hatte, deren *Warum* und *Wie* wir nicht ergründen können, setzt er noch hinzu: *Atque horum quidem plena vita est.* Und dieser Fall ereignet sich beynahe jeden Augenblick in dem menschlichen Leben. So weit gut; aber nun folgt unmittelbar darauf: *extis enim omnes fere utuntur*, welches nach den Beyspielen von verschiednen Arten der Divination sehr übel hier angebracht ist. Der Vf. hat dadurch, dass er diese Worte unübersetzt liess, zu erkennen gegeben, dass er sie für Glosse eines Abschreibers oder Scholiasten hielt, der die Worte: *horum plena vita est* auf das Beyspiel von den Eingeweiden der Thiere allein bezog, und deswegen die Anmerkung hinzufügte.

B. 2. C. 57. heisst es von den Göttersprüchen zu Delphi: cur isto modo *jam* oracula Delphis *non* eduntur, non modo nostra aetate, sed jam diu; jam ut nihil possit esse contemtius? „Wie kommt es, dass zu Delphi, und zwar nicht erst itzo, sondern schon seit langem, solche Aussprüche zum Vorschein kommen, durch welche das Orakel in die äusserste Verachtung gesunken ist.“ Der Uebersetzer scheint hier gelesen zu haben: *cur isto modo oracula Delphis eduntur?* Allein der Text hat seine gute Richtigkeit. Der Sinn ist; wenn man auch dem delphischen Apollo alle seine falschen Prophezeyungen, alle seine Amphibolien erlassen wolle, so wäre doch die Frage, warum Apollo nicht mehr *isto modo*, wie sonst, Orakel ertheile. Das *isto modo* beziehet sich auf das vorhergehende: *praeterea Pyrrhi temporibus jam Apollo versus facere desierat.* Und nun fährt Cicero fort: wenn man die Freunde der Weissagungsgabe damit in die Enge treibe, so sagten sie; die begeisternde Kraft des Dampfs an der Stelle, wo die Pythia zu sitzen pflegte, sey durch die lange Zeit abgestanden, gerade als ob von abgestandenem Weine oder Pökelfleisch die Rede wäre.“

C. 58. Contrahi animum Zeno et quasi labi putat atque concidere, *et ipsum* esse dormire. Hr. H. scheint uns sehr glücklich gelesen zu haben: *et id ipsum esse dormire,* indem er übersetzt: nach der Meynung des Zeno ist der Schlaf *nichts anders*, als derjenige Zustand der Seele etc.

Hie und da sind uns einige Provinzialismen und zu gemeine oder grammatisch unrichtige Redensarten aufgestossen, welche kleine Flecken wir noch aus einer so guten Arbeit weggewischt wünschten. B. 1. C. 15. Nachdem den Dejotarus Cäsar *um* seine Tetrarchie *gebüsst* hat, behauptet er dennoch, dass *er der Auspicien — noch keine Reue trage.* 2, 16. non videas, cor *subito* non potuisse *nescio quo* avolare? Begreifst du nicht, dass dieses Herz doch nicht habe, *so ganz Knall und Fall, was weiss ich wohin?* sich verlieren können? — Ebendaselbst: physiologiam totam *pervertitis*, ihr stellt die Physiologie *ganz und gar auf den Kopf.* 2, 41. sortes *resrixerunt*, die Loose sind *ausser die Mode* gekommen. 2, 59. Die Träumenden würden solche Bewegungen machen, welche *kein* Verrückter *nie* macht.

MEISSEN, b. Erbstein: *Auctores latini minores.* Tomus primus. Pars I. *Flavii Aviani Fabulae* in usum scholarum adspersis notulis editae ex recensione *Henrici Cannegieter.* 60 S. — Pars II. *Phaedri,* Augusti Liberti *Fabularum Aesopiarum* libri quinque, ex recensione *Petri Burmanni,* 152 S. — Pars III. *Dionys. Catonis Disticha de moribus ad filium* ex recensione *Arntzenii.* 60 S. — Pars IV. *Publii Syri* et aliorum veterum *Sententiae* ex recensione *Jani Gruteri,* 88 S. 1790. (12 gr.)

Man hat diese nützliche Sammlung dem schon durch mehrere Schriften rühmlich bekannten Conrector der Landschule zu Meissen, Hn. *Carl Heinr. Tzschucke,* zu verdanken. Beym *Avian*, der als Probestück einzeln erschien, sind nur wenige Nötchen, und Hr. T. hat uns nun auch die Lesarten der Nodellischen Ausgabe auf einem besondern Blättchen nachgegeben. Nachher hat man eine doppelte Erweiterung des anfänglichen Planes gut gefunden: man will nun auch in Schulen noch gangbare Autoren, wenn sie nicht über ein Alphabet betragen, aufnehmen, und auch für die Erklärung durch längere Noten sorgen, bey denen der Herausgeber, wie er in der Vorrede zum Phädrus sagt, auf *reifere* Jünglinge vorzüglichen Bedacht nimmt. Rec. bemerkte mit Vergnügen, Hn. Tz. richtiges Gefühl des Bedürfnisses für diese Klasse von Lesern. Zuweilen wird die Schwierigkeit durch einen kleinen bedeutenden Wink gehoben; oft werden in fruchtbarer Kürze die verschiedenen Les- oder Erklärungsarten angegeben u. beurtheilt, nicht selten ästhetische Bemerkungen eingewebt. Rec. will doch einige Stellen beyfügen, wo er sich leichter, als Hr. T. abzukommen getraut. Bey der bekannten schweren Stelle des Phädrus I, 16.

> *Fraudator nomen quum locat sponsu improbo,*
> *Non rem expedire, sed mala videre expetit.*

bringt Hr. T. fast denselben Sinn heraus, den Burmann annahm, nur schlägt er so zu lesen vor: Fraudator nomen, quum *vocat sponsum improbum*, und will *improbum* mit *vocat*, und *nomen* mit *sponsum* (Supinum) verbunden wissen. Sollte diess nicht etwas zu künstlich, und die Construction zu sehr verschoben seyn? (Recens. glaubt noch immer der Stelle durch Veränderung eines einzigen Buchstaben am leichtesten zu helfen. Sobald man am Ende expeDit für expeTit liest, ist alles deutlich, ohne dass man sonst etwas ändern dürfte, wo dann der ganz ungezwungene Sinn herauskömmt: Wenn ein Betrüger Geld aufnehmen will, und einen betrügerischen Bürgen stellt, dann wäre es sehr unklug, sein Geld hinzuzahlen; klug vielmehr ist es, den Betrug zu merken, sich vor Gefahr und Schaden zu hüten. Bereits *Gude* hat *Expedit* vorgeschlagen; *Hare* hat es sogar durch eine Handschrift bestätigt gefunden, und die *Zweybrücker* Ausgabe hat es auch aufgenommen; nur lesen oder erklären alle entweder die erste oder die zweite Zeile anders. — In Cato's Distichen III, 5. *Simplicitas veri fama est, fraus ficta loquendi* haben sich die Ausleger nach Rec. Bedünken doch wohl auch zu viel Mühe gemacht. Die Schwierigkeit, sagt Hr. T., liege in *Fama est*, das entweder verderbt, oder in ungewöhnlicher Bedeutung genommen sey. Keins von beiden — Wir nehmen *Fama* als *vox media* in doppelter Bedeutung: das einemal für guten Ruf, (Lob) das zweitemal für üblen Ruf, (Schande, Vorwurf,) halten *Veri* für das Masculinum, (anstatt Veridici) und lesen dann, wie schon Arnzen und Hr. T. vorgeschlagen, am Ende: ficta loquentis. „Der Wahrhaftige erwirbt sich das Lob der Redlichkeit, der Lügner setzt sich in den üblen Credit des Betrügers.“

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 14. Januar 1791.

OEKONOMIE.

Mainz, in der kurf. Universitäts-Buchh.: *Oekonomische Abhandlungen und Vorschläge zum allgemeinen Nutzen für den Stadt- und Landhausvater.* Mit einem Kupfer. 1790. 366 (eigentlich 376) S. 8.

Der erste Auffatz vom Anbau und der Zubereitung des Hanfes, so wie der folgende von der Baumwolle, sind fast wörtlich aus *Krünitz* ökon. Encyclopädie genommen, ohne dass der Vf. solche anführet. — Die Abbildungen welche zu diesen beiden Auffätzen gehören, sind gleichfalls die nemlichen welche im *Krünitz* bey den Artikeln Hanf und Baumwolle vorkommen. Von der Cultur dieser beiden Gewächse in den verschiedenen Gegenden ist vorzüglich *Crome* benutzt worden, und in dem zweyten Auffatze noch von den einheimischen Baumwollen-Materialien, besonders von Weiden und Pappeln gehandelt. In der folgenden Abhandlung von Anlegung künstlicher Wiesen wird das längst bekannte vom Esparcette, der Lucerne, und dem rothen Wiesenklee wiederhohlt, auch etwas von Gräsern, und dem Bau der Dickrüben beygefügt. Wie wenig richtige botanische Bestimmungen hier aber anzutreffen sind, kann folgende Stelle hinlänglich beweisen, wo der Vf. sagt: unter dem Namen von Raygrats werden jezo allgemein alle die Grasarten begriffen, die lange dünne, gerade Halmen tragen, und auf denselben ihren Samen. Die beiden letztern Abhandlungen enthalten Recepte zu allerhand gebrannten Wässern, zu Firnissen und verschiedenen Farben, und zeichnen sich von den vorigen Auffäzen besonders durch die elendeste Schreibart aus, welche mit der in der Vorrede gleichförmig ist. In dieser heisst es: unter *denen* vorzüglichen durch die Landwirthschaft *erlangenden* Pflanzenprodukten zeichnet sich der Hanf- und Flachsbau, dessen Gewinnung und Erzielung besonders aus, wegen seinem allgemeinen und so grosen Nutzen *vor* alle Stände und Klassen von Erdbewohnern etc und im Verfolg: So ist auch 4tens in etwas gesorgt für die Gesundheit und Erhaltung der Kräften solcher beiderley Arten Hausväter, durch Angabe verschiedener Vorschriften — dienliche und kräftige gebrannte Wasser und Liqueurs zu bereiten. Eben so wie 5tens *vor* das Vergnügen und Auge solcher Stadt- und Landeinwohner gesorgt ist, durch Angabe der einfachsten und doch dauerhaftesten Firnisse und lieblichste Farben. Mehreres aus den Abhandlungen selbst anzuführen würde, überflüsig seyn, da das beygebrachte hinlänglich ihre Dürftigkeit beweist.

Weimar, in Comm. b. Hoffmanns Wittwe u. Erben: *Thüringisches Kochbuch, besonders für Hausmütter mittlern Standes eingerichtet.* Erster Theil. 1789. 48 S. *Etwas von der höhern Kochkunst, oder des Thüringischen Kochbuchs zweyter Theil.* 1790. 88 S. in 8.

Im ersten Theile werden die Gemüse, und die Suppen, im zweyten Theil das Gebackene, die Braten und die Fische abgehandelt. Die Anleitung ist brauchbar. In dem Vorberichte wird gewünscht, dass das schädliche Kuchenbacken abgeschafft werden möchte. Aber wenn die Kuchen schädlich sind, so sind sie es doch gewiss mehr, weil sie gegessen, als weil sie gebacken werden. Und was müsste nicht abgeschafft werden, wenn alles abkommen sollte, was gemisbraucht und durch Misbrauch schädlich wird?

Leipzig, b. Beer: *Kurzer Unterricht, was man beym Erkauf eines Ritter- oder andern Landguths und Grundstücks theils aus der Landwirthschaft, theils aus der Rechtsgelahrtheit etc. zu wissen und zu beobachten nöthig hat, nebst beygefügten Tabellen etc.* 1790. 115 S. 8. (8 gr.)

Dieses Werk ist nicht für angehende Oekonomen; es ist ihnen zu compendiarisch. Erfahrnen Landwirthen auch Justizbeamten kann es dazu dienen, dass sie beym Ankauf eines Landguths keinen wissenswerthen Artikel übergehen, oder aus der Acht lassen mögen.

GESCHICHTE.

Pavia, b. Penada u. Söhnen: *Vetustiora Latinorum chronica,* ad mss. codices emendata, et cum castigatioribus editionibus collata, notisque illustrata, in unum corpus collecta, praemisso Eusebii chronico, a D. Hieronymo e Graeco verso et multis aucto. Collegit D. *Thomas Roncallius,* M. Caf. (Monach. Casin.) Pars I. 2 Alph. 13 B. Pars II. 1 Alph. 14 B. gr. 4. 1787.

Ein mühsames Unternehmen, welches, wie es scheint, sich in guten Händen befindet. Der Herausg. lebt zu Ravenna, im Kloster St. Vitalis, dessen Bibliothekar er ist. Eine genaue kritische Revision der bisherigen Ausgaben von lateinischen Chroniken älterer Zeiten, und eine Vergleichung derselben mit Handschriften, so viel davon aufzutreiben waren, erfoderte einen Mann, der, auser dem nöthigen Vorrath von Erkenntnissen und Hülfsmitteln, eben so viel Geduld, als Muse hatte; und ein solcher ist Hr. *Roncagli,* der sich dieser Arbeit unterzogen hat. Allerdings aber erhält man, wie gewöhnlich in solchen Sammlungen mehrerer Schriftsteller, hier zugleich vieles, bey weitem das meiste, von dem, was bereits

reits in einzelnen Bänden oder in gemischten Werken zerstreut, vorhanden war; die Bequemlichkeit, die ganze Reihe von Geschichtsbüchern dieser Art beysammen, und auf eine gleichförmige Weise bearbeitet und zierlich, (wiewohl nicht fehlerfrey), abgedruckt zu finden, muss man also theuer bezahlen, indem die neuen Entdeckungen, Zusätze und Verbesserungen, zu welchen die Revision etwa Gelegenheit giebt, mit einem ungleich mässigern Aufwande bekannt gemacht werden konnten. In diesem Betracht dürfte das Werk wohl nur bey Büchersammlern und genauern Geschichtsforschern sein Glück machen; denn vollendet ist es, seinem Plane nach, noch nicht durch diese beiden Bände, indem der Herausgeb., (wie Rec. von einem Freunde desselben weiss,) jetzt sich mit den merkwürdigsten Chronikographen des Mittelalters beschäftiget, von welchen eine neue, in dieser Form veranstaltete Edition zu einer langen Reihe von Bänden anwachsen möchte. In einem eingeschränktern Verstande aber, nemlich, wenn man den Titel des Werks von den ältesten, bis zum Anfang des achten Jahrhunderts reichenden Büchern dieser Art, nimmt, hat man hier schon ein Ganzes, und zwar ein überaus wohlgestaltetes Ganzes.

Im ersten Theile sind enthalten: I) *Eusebii chronicon, cum append. S. Hieronymi* (S. 1—519) aus der Vallarsischen Ausgabe von Hieron. Werken abgedruckt, mit den Varianten aus zwey Handschriften, und aus der ältesten von *Ehrhard Radtolt* (Vened. 1483) besorgten Edition, wie auch der von Scaliger, welche beide Vallarsi nicht gebraucht hatte. Die Anmerkungen von *de Pontac.*, *Scal.* u. *Vall.* sind weggelassen. Bloss für die Kritik einzelner Stellen ist durch diese neue Bearbeitung des Werks, und auch hier nur in Absicht der kleinern, aber wichtigern, Hälfte von christlicher Zeitrechnung an, etwas bedeutendes, gewonnen. Ein Ravennischer Codex liefert die meisten Varianten; welches Geistes aber der Schreiber gewesen sey, beweiset unter andern eine Randglosse (S. 498) zu der Stelle von Constantins Taufe: *Sic tamen salva veritas historiae, quae continetur in legenda S. Silvestre.* II) *S. Prosperi Aquitani chronicon integrum* (—S. 676) wie es dem Euseb. Chronikon beygefügt zu werden pflegt, nach Vallarsi abgedruckt. III) *Chronicon* (Tironis) *Prosperi ex cod. August.* (—S. 704) nach *Canisii lect. antiqu.* mit verschiedenen Lesearten aus Mangeants Ausg. IV) Noch ein *Chronicon Prosperi, cum auctario* (—S. 736) welches Mansi zuerst im *Apparatu annal. Baronii* edirte, hier nach einer genauen Abschrift eines Vatican. Codex. V) Das mit dem Namen desselben Autors belegte, sonst auch von seinem ersten Herausgeber sogenannte *Chronicon Pithoeanum*. Diese vier, vorgeblich von einem und demselben Schriftsteller herstammenden Bücher erwarten erst noch den Fleiss und Scharfsinn eines Gelehrten, der ihre Entstehungsart und Geschichte aufkläre. Von einer bis jetzt, so viel wir wissen, noch nicht gedruckten Vorlesung Hn. *Spittlers* in der Götting. Societät darf man sich billig mehr Licht darüber versprechen, als Hr. Roncagli in den Literarnotizen, welche die Vorrede enthält, gegeben hat.

Im zweyten Theile: VI) *Idatii chronicon*, (S. 3—55) nach Sirmonds Edition. VII) *Desselben Fasti*, oder *Descriptio consulum* (—S. 102) nach Ducange. VIII) *Incerti chronicon*, gewöhnlich *Cuspiniani* genannt, (—S. 138) aus einer Wiener Handschrift. IX) Ein anderes, nebst jenen schon von Eccard edirt, hier aus derselben Handschrift. (—S. 160.) X) *Magni Aurel. Cassiodori chronicon* (—S. 240.) nach Onuphr. Pauvinius abgedruckt. XI) *Catalogus Imperatorum, ex cod. Caesar.* (—S. 248) und *Catal. Impp. ex cod. Vatic.* (—S. 256) der erste nach Eccard, der andre nach Schelstraten. XII) *Incerti chronicon*, aus Reinarts Hist. persec. Vandal. (—S. 264.) XIII) *Marcellini Comitis chronicon* (—S. 336) aus Remond. XIV) *Victoris Tunnunensis* et *Joannis Abbatis Biclariensis chron.* aus *Andr. Schotti Hisp. illustr.* verglichen mit *Canis.* oder *Basnag.* Edition (—S. 390.) XV) *Marii, Ep. Aventicensis* (d. i. Lausann.) *chron.* (—S. 418) aus Duchesne. XVI) *Isidori Hispal. chron.* (—S. 472) nach Garsias Ausg. und verglichen mit einem Mspt der Malatestischen Bibliothek. XVII) *Ven. Beda de sexta aetate mundi*, aus einer Handschrift. Die besten Ausgaben fehlten dem Herausgeber. XVIII) *Fasti consulares*, (—Ende) nach der Ausg. von Stampa.

Hildburghausen, b. Hanisch: *Nachtrag zum Archiv von und für Schwarzburg, vom Verf. des Archivs.* 1789. 148 S. 8.

Nach des Vf. Versicherung in der Vorrede enthält dieser Nachtrag die *theils von hoher Hand herrührenden, theils sonst wichtigen und freundschaftlichen, theils auch seine eignen Berichtigungen* für das von ihm herausgegebene Archiv von und für Schwarzburg. Sie breiten sich über alle Abschnitte und Kapitel des Archivs aus, sind freylich nicht alle gleich wichtig, besonders die Berichtigungen zum literarischen Theil, in welchem Hr. H. aus Bestreben nach Vollständigkeit bis zum unnöthigen Ueberfluss geht; bereichern u. verbessern indessen doch einige Theile seines Buchs, besonders die Kap. von der Unterthanengeschichte, von den Passiv- und Aktivlehnen, und von dem Staatsrechte des Fürstl. Hauses Schwarzburg merklich. Nach einem Verzeichnisse vom J. 1552 machte der ganze Länderbestand 13 Städte, 2 Marktflecken, 17 Aemter, 184 Dörfer, 2 Klöster, 37 Vorwerke und 31 Schäfereyen und die Volksmenge der Schwarzburg-Rudolstädtischen Lande nach der genauesten neuesten Berechnung in 10971 Häusern 54557 Einwohner aus. Eine Abweichung von der gewöhnlichen Maxime vieler fürstlichen Häuser in dem Staatsrechte des Schwarzburgischen Hauses ist es, dass die Apanage bey dem Tod eines jeden Prinzen auf das Haus selbst und nicht auf die übrigen apanagirten Prinzen zurückfällt. Auf die mit vieler Galle ausgeschütteten Beschwerden, über die Recens. in der A. L. Z. können wir nicht eher antworten, bis sie hinlänglich bescheinigt sind.

Nürnberg: *Verzeichniss aller derjenigen Medaillen, welche sowohl allerlerley historische Begebenheiten von 1679 bis hiehero als auch verschiedene andere geistlich und moralische Schaumünzen, wie nicht weniger die*

die vollkommene Reihe der römischen Päbste enthalten — auch noch beständig zu finden sind bey *Georg Nicolaus Riedner*, Münzmeister zu Nürnberg. 1776. 142 S. ohne das Register in 4. (10 gr.)

Das alte längst bekannte Verzeichniss vom J. 1776, nur hier mit einem neuen Zusatz aufs neue in Umlauf gebracht. Die Nummern gehn nur bis auf 530 und die auf die den 12 Nov. 1787 zu Nürnberg geschehene Luftreise des Hn. Blanchards geschlagene Medaille ist die letztere. Der Werth des Verzeichnisses ist jedem Münzliebhaber bekannt und schränkt sich auf den einzigen Vortheil ein, dass man allenfalls weiss, was man bey Hn. R. vorfinden kann. Die Medaillen sind zwar nach den Jahren angezeigt, stehen aber ohne alle beobachtete Ordnung untereinander und manche doppelt da.

Berlin, b. Unger: *Annalen der Juden in den Preussischen Staaten, besonders in der Mark Brandenburg.* 1790. 335 S. ohne Vorb. und Register. (1 Rthlr.)

Dieses Buch ist der *Anfang* eines über die Judenschaft in den sämmtl. Preussischen Staaten sich ausdehnenden Werkes, und zunächst in der Absicht geschrieben, um eine Grundlage von Erfahrungen und Thatsachen aus langen Zeiträumen aufzustellen, wonach theils Vorschläge zu ihrer politischen und moralischen Verbesserung entworfen, theils aber die entworfnen geprüft werden können. Es ist aber, ungeachtet seiner Versicherungen, der Hr. Vf. nicht unparteyisch geblieben; und es erhellt nicht sowohl aus klaren Aeusserungen als aus dem Ganzen der Schrift, dass er kein Freund der Nation sey. In der Vorrede spricht er gar *von glatten Worten, fürwelche belohnt zu werden, reizend sey, besonders wenn man davon Beyspiele erlebt habe*, und zielt damit wohl auf eine von der Schrift des Hn. *v. Dohm* verbreitete Nachricht. Warum giebt er sich das Ansehen eines Verläumders, wenn er es gewiss weiss? und wozu ein hämischer Seitenblick, wenn er es nicht beweisen kann? Die Hauptquellen ihres Ungemachs zu allen Zeiten findet er *theils* darinn, dass die Regenten sie blos finanzmäsig betrachteten, und glaubten viele Einkünfte würden wegfallen müssen, wenn sie ihnen gleiche Rechte mit den übrigen Unterthanen einräumten, *theils* in dem hämischen Neid und in dem bittern Hass der Juden gegen einander, *theils und vorzüglich* darinn, dass dieses Volk gewöhnlich nicht anhaltend arbeiten, sondern mit Ueberlisten, im Handel u. d. gl. sich durchhelfen will. Nächst dem scheint es entweder Absicht des Hn. Vf. bey der Stellung, oder vielmehr unvermeidlich sich aufdringendes Resultat seiner Geschichte selbst gewesen zu seyn, dass die Juden jederzeit sich auf vielerley Art zur Beschwerde der übrigen Staatsgenossen, besonders der Städter, betragen, über die gegebene Erlaubniss sich gemehrt und im Durchschnitt von ihrer alten Denk- und Handelsweise sich nicht entfernt haben. Uebrigens geht der Hr. Vf. nach der Zeitordnung, fängt, nach einigen kurzgefasten allgemeinen Angaben, mit dem XIII Jahrh. an und geht bis zu den neuesten Zeiten herab. Seine Quellen sind die besten vorhandenen, etwa Fassmanns Geschreibsel ausgenommen. In den Zeiten von dem Kurf. Fr. Wilhelm d. Grossen an ist er weitläuftiger, und liefert überhaupt manche sehr unterhaltende Nachrichten. Bey den Erzählungen vom Wunderblut zu Belitz etc. hätte noch bemerkt werden können, dass solche Mirakel ersonnen wurden, um den Glauben an die Transsubstantiation zu stärken, welches aber andre Vortheile nicht ausschliesst. In den ältern Zeiten war das Schicksal aller Juden in Brandenburg, wie fast in allen Ländern. Sie mehrten sich der Zahl nach und nahmen an Rechten und Reichthum zu, wurden gehasst, verfolgt und geplündert. In den neuen Zeiten wurde das Schicksal des bekannten Lippolds ihnen nachtheilig; sie wurden ganz vertrieben, welches vorher durch keine Gründe von Seiten der Geistlichen, der Städte, der Landstände selbst hätte bewirkt werden können. Unter dem grossen Kurfürsten kamen sie allmählig wieder in die Mark (und in andre Brandenburgische Länder), vorzüglich, als sie aus Oestreich vertrieben worden waren; und der Zustand des Landes und der Finanzen empfahl sie diesem grossen Fürsten. Sie vermehrten sich bald sehr, wie aus Zählungslisten hier nachgewiesen wird. Unter seinen Nachfolgern behaupteten sie sich und haben in mehr als einer Rücksicht seitdem ihren Zustand verbessert, am allermeisten in und seit dem siebenjährigen Kriege, und dann wieder seit 1786. Hier ist der Vf. zu kurz; doch kann er manches für die folgenden Theile aufgehoben haben. Besonders hätten wir gewünscht, über den Einfluss der *Berlinischen* Judenschaft auf den Geldhandel und das Steigen und Fallen gewisser Münzsorten einige Auskunft zu finden. Friedr. Wilhelm I. war der Judenschaft im Grunde nicht gewogen, und bis zum siebenjährigen Kriege Friedrich noch weniger. Der letzte suchte sie allmählich zu vermindern und den Rest nur als Fabrikanten übrig zu lassen; allein sie waren ihm zu stark, sobald er nicht mit Gewalt durchgreifen wollte. — Von *Eisenmengers entdecktem Judenthum*, welches die Juden doch wirklich, als es schon gedruckt war, durch den Kaiser unterdrückten, und das Buch gänzlich vernichtet haben würden, wenn Eisenmenger nicht mit zwey Exemplaren nach Berlin entflohen wäre, stehen hier artige Nachrichten. Auch in Berlin wurde ihm noch ein Exemplar aus den Händen gespielt; und nur dadurch, dass das letzte insgeheim in der königlichen Hofbuchdruckerey und auf königliche Kosten gedruckt wurde, kam es erst ins Publikum. Ueber das Gebet *Alenu* und ihre angeblichen Lästerungen der Christen und ihres Religionsstifters machten ihnen besonders getaufte Juden viel böse Händel, worüber hier die meisten Actenstücke mitgetheilt werden. Auch findet man hier einige Nachrichten über das Entstehen des Callenbergischen Instituts. — Der Vf. wird wohl thun, wenn er in der Folge bloss erzählt, und das Urtheil entweder dem Leser überlässt, oder zu eignen Abhandlungen aufspart. In *de Ludwig* Reliqu. mstor. stehen ein Paar von ihm übersehene Notizen T. IX und XI. — Wir wünschten, dass der Vf. auch auf die *Lombarden* einige Rücksicht nehmen möchte!

Mannheim, mit akadem. Schriften: *Thuringia et Eichsfeldia medii aevi ecclesiastica in Archidiaconatus distincta, Commentatio I.* de Archidiaconatu Praepositi Ecclesiae Collegiatae B. Mariae Virginis Erfordiensis in Comitatu Kevernberg ex documentis au-

thenticis eruta a *Stephano Alexandro Würdtwein*, Episcopo Helipil. Suffraganeo Wormat. etc. 1790. 4. (2 Rthlr.)

Dies Buch hat auch einen andern Titel: *Dioecesis Moguntina in Archidiaconatus distincta, Comment. XI.* und ist Fortsetzung eines längst schon vom Hn Weihbischof angefangenen. Der Werth des Werkes ist entschieden; es ist zur Kenntniss nicht bloss der Erdbeschreibung des Mittelalters unentbehrlich, sondern auch zur Geschichte sehr nützlich. Da der Anfang desselben weit über die Periode dieser Blätter hinaus fällt, und die deutschen Geschichtforscher nicht mehr fremd mit demselben sind: so beschränkt sich der Rec. bloss auf den gegenwärtigen Theil. Mit *Erfurt* wird hier der Anfang gemacht und aus der neuen Ausgabe der Briefe des Bonifacius das zur Thüring. Bekehrungsgeschichte Gehörige beygebracht. Die *Alt-Saxones* findet der Hr. Vf. noch immer *nur* in Holstein und Schleswig, ohne sich Skrupel zu machen, wie in aller Welt von Erfurt aus so mit einemmale nach Holstein der Sprung geschehen mochte! Doch scheint er es nach andern auch auf Westphalen ausdehnen zu wollen. Nach des Rec. Untersuchungen muss entweder ganz Sachsen, oder das am Harz liegende Altsachsen heissen. Ueberhaupt aber ist Hr. W. mit den neuern Untersuchungen, besonders Protestantischer Gelehrten, noch sehr unbekannt und in der Literatur sehr zurück. Das *nunmehr* sehr unzureichende *Chronicon Gottwicense* ist ihm fast das Neueste. Wie so ganz anders nimmt sich dagegen des Hn. Wenk *Hessische Landesgeschichte* aus! Dass Erfurt doch zum Bisthum bestimmt gewesen sey, wird hier aus Bonifacii Briefen oder vielmehr aus der Leseart eines Codex derselben aus dem neunten Jahrhundert (ist das Alter diplomatisch genau erwiesen?) dargethan. Man vergl. jedoch *Wenk* Hess. L. Gesch. T. II. Adelarius war der erste und letzte Bischof. Warum es nicht Bisthum geblieben, ist streitig. Etwa weil es an Zehenden gefehlt? Es wurde entweder von Nachbarn mit versehen, oder bekam Weihbischöfe. Hierauf folgen die Notizen der Kirchen etc. des ganzen Sprengels mit einigen Nachweisungen, wo mehr Nachrichten anzutreffen sind. Das erheblichste aber sind die *Urkunden* von Num. I — CXXVI. Der Wunsch, die Urkunden durch Marginalien, wechselnde Schrift und andre gute Mittel *noch* lesbarer u. ihren *schnellen* Gebrauch *unbepfründeten*, also nicht mit einem Uebermass von Musse ausgesteuerten Layen zu erleichtern, kömmt zu spät, könnte aber doch zum Theil am Schlusse des Werkes noch befriedigt werden. Wem der Rec. zudringlich scheint, der vergisst, was man von einem Würdtwein fodern dürfe und dass durch solche Arbeit die Geschenke dem Publikum verdoppelt werden. In Rücksicht der Gegenstände, welche zunächst das Werk betreffen, ist es geschehen. — Wir haben bey der Vergleichung mit bekannten Werken gefunden, dass sich die Genealogie des hohen und niedern Adels, die Sprachenkunde, die Geschichte der Verfassung etc. hin und wieder bereichern lasse. Zuweilen hat der Hr. Herausgeber durch Noten nachgeholfen; z. B. *in plurali* heisst *im Brühl*. In einer Urkunde vom J. 1424. (S. 275 oben) kommen noch *literae formatae* vor, aber freylich nur noch dem Namen nach (Ordinationsbescheinigung) — N. 67. ein Befehl des Erzb. z. M. an die Erfurt. Clerisey v. 12 Nov. 1447 dem Papst Nicol. V. nun Obedienz zu leisten, weil der Kaiser, einige weltliche und geistliche Fürsten und auch er, der Erzb. die Neutralität verlassen (*exeuntes* muss *heissen exuentes* p. 282. unten). Die zuletzt angehängten Urkunden welche das ehemalige Stift zu Bebra an der Unstrut betreffen, enthalten besonders Beyträge zu den vorher angegebnen Wissenschaften. Die Urkunden N. CVI und N. CXIV gehören zur Geschichte der Grafen von Rabenswalde und erläutern dasjenige, was Hr. *Gebhardi* in seiner vortreflichen Geneal. Gesch. Th. III. ausgeführt hat. Aber nicht das ganze Geschlecht der Rabenswalde ging, wie hier in einer Anmerkung gesagt ist, mit Friedrich aus, sondern die jüngere Linie von Berthold hat noch lange als Grafen von Hardek, Land- und Burggrafen von Magdeburg in Oestreich geblühet, nur aber an Wiehe etc. keinen Theil gehabt. Den Wald *Uni* möchte Rec. im Eichsfelde suchen, wo die Unstrut entspringt. Ein Gau Onfeld kömmt sonst vor. Billig hätten aber die zwey Urkunden N. CVI und CXIV unter einander verglichen werden sollen, indem die letztere eine deutsche Uebersetzung der ersten in sich begreift, und dadurch eine die andre erklärt. In der ersten nennt der Gr. v. R. den Grafen von Orlamünda *Gener noster*, in der zweyten *Schwaher*. Bekanntlich kann sowohl Schwager als Eidam verstanden werden. *Officium Sculteti* in der ersten heisst in der zweyten das *Halsgericht*. Nach der ersten soll der Vogt dreymahl jährlich das *Paharding* halten, nach der letzten das *Vording*. — Das letzte nur ist richtig und heisst so viel als judicium Vicarii, Viceadvocati.

Bern, b. Haller: *Staats-Denkwürdigkeiten des Herzogs von Choiseul*, Königlich Französischen Ministers unter Ludwig dem XV. Von ihm selbst aufgezeichnet. Aus dem Französischen übersetzt. 1790. 15 B. gr. 8.

Statt dessen, was der Titel sagt, findet man hier eine Uebersetzung der 6 Abschnitte, welche den ersten Theil von *Peyssonnels Situation politique de la France* ausmachen. Die Uebersetzung, so weit Rec. sie mit dem Original verglichen hat, ist nicht schlecht: was übrigens von dieser Täuschung zu urtheilen sey, bleibt dem Publikum zu bestimmen überlassen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 15. Januar 1791.

SCHOENE KÜNSTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Gedichte* von *G. A. Bürger.* Mit Kupfern. 1789. Erster Theil. 272 S. Zweyter Theil. 296 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Fr. Schiller ist Verf. dieser Rec. +

Die Gleichgültigkeit, mit der unser philosophirendes Zeitalter auf die Spiele der Musen herabzusehen anfängt, scheint keine Gattung der Poesie empfindlicher zu treffen, als die *lyrische.* Der *dramatischen* Dichtkunst dient doch wenigstens die Einrichtung des gesellschaftlichen Lebens zu einigem Schutze, und der *erzählenden* erlaubt ihre freyere Form, sich dem Weltton mehr anzuschmiegen und den Geist der Zeit in sich aufzunehmen. Aber die jährlichen Almanache, die Gesellschaftsgesänge, die Musikliebhaberey unsrer Damen sind nur ein schwacher Damm gegen den Verfall der lyrischen Dichtkunst. Und doch wäre es für den Freund des Schönen ein sehr niederschlagender Gedanke, wenn diese jugendlichen Blüthen des Geists in der Fruchtzeit absterben, wenn die reifere Cultur auch nur mit einem einzigen Schönheitsgenuss erkauft werden sollte. Vielmehr liesse sich auch in unsern so unpoetischen Tagen, wie für die Dichtkunst überhaupt, also auch für die lyrische, eine sehr würdige Bestimmung entdecken; es liesse sich vielleicht darthun, dass, wenn sie von einer Seite höhern Geistesbeschäftigungen nachstehen muss, sie von einer andern nur desto nothwendiger geworden ist. Bey der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unsrer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte nothwendig macht, ist es die Dichtkunst beynahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungkraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den *ganzen Menschen* in uns wieder herstellt. Sie allein kann das Schicksal abwenden, das traurigste, das dem philosophirenden Verstande widerfahren kann, über dem Fleiss des Forschens den Preis seiner Anstrengungen zu verlieren, und in einer abgezognen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu ersterben. Aus noch so divergirenden Bahnen würde sich der Geist bey der Dichtkunst wieder zurecht finden, und in ihrem verjüngenden Licht der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlichblühende Hebe, welche in Jovis Saal die unsterblichen Götter bedient.

Dazu aber würde erfodert, dass sie selbst mit dem Zeitalter fortschritte, dem sie diesen wichtigen Dienst leisten soll; dass sie sich alle Vorzüge und Erwerbungen desselben zu eigen machte. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschheit aufhäuften, müsste Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in Anmuth sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müsste sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammeln, und mit idealisirender Kunst aus dem Jahrhundert selbst ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Dies aber setzte voraus, dass sie selbst in keine andre als *reife* und *gebildete* Hände fiele. Solange dies *nicht* ist, solange zwischen dem sittlich ausgebildeten, vorurtheilfreyen Kopf und dem Dichter ein andrer Unterschied statt findet, als dass letzterer zu den Vorzügen des Erstern das Talent der Dichtung noch als Zugabe besitzt; so lange dürfte die Dichtkunst ihren veredelnden Einfluss auf das Jahrhundert verfehlen und jeder Fortschritt wissenschaftlicher Cultur wird nur die Zahl ihrer Bewunderer vermindern. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bey einem unreifen Jüngling suchen, unmöglich in Gedichten die Vorurtheile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wieder finden wollen, die ihn im wirklichen Leben verscheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm, wie dem Römer sein Horaz, ein theurer Begleiter durch das Leben seyn soll, dass er im intellectuellen und sittlichen auf *einer* Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genusses nicht unter sich sinken will. Es ist also nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern; man muss auch erhöht empfinden. Begeisterung *allein* ist nicht genug; man fodert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine *Individualität.* Diese muss es also werth seyn, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortreflichen zu rühren. Der höchste Werth seines Gedichtes kann kein andrer seyn, als dass es der reine vollendete Abdruck einer interessanten Gemüthslage eines interessanten vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausprägen; er wird uns in seiner kleinsten Aeusserung kenntlich seyn, und umsonst wird, der es *nicht* ist, diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verstecken suchen. Vom ästhetischen gilt eben das, was vom sittlichen; wie es hier der moralisch vortrefliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann; so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das reife, das vollkommene ausfliesst. Kein noch so grosses Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die

x Antikritik u. Schillers Antwort, s. Intelligbl. 1791. N. 46

die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen.

Wir würden nicht wenig verlegen seyn, wenn uns aufgelegt würde, diesen Maasstab in der Hand, den gegenwärtigen deutschen Musenberg zu durchwandern. Aber die Erfahrung, däucht uns, müsste es ja lehren, wieviel der grössere Theil unsrer, nicht ungepriesenen, lyrischen Dichter auf den bessern des Publikums wirkt; auch trifft es sich zuweilen, dass uns Einer oder der Andre, wenn wir es auch seinen Gedichten nicht angemerkt hätten, mit seinen Bekenntnissen überrascht oder uns Proben von seinen Sitten liefert. Jetzt schränken wir uns darauf ein, von dem bisher gesagten die Anwendung auf Hn. *Bürger* zu machen.

Aber darf wohl diesem Maasstab auch ein Dichter unterworfen werden, der sich ausdrücklich als „Volkssänger" ankündigt und *Popularität* (S. Vorrede z. I. Theil S. 15. u. f.) zu seinem höchsten Gesetz macht? Wir sind weit entfernt, Hn. B. mit dem schwankenden Wort „Volk" schikaniren zu wollen; vielleicht bedarf es nur weniger Worte, um uns mit ihm darüber zu verständigen. Ein Volksdichter in jenem Sinn, wie es Homer *seinem* Weltalter oder die Troubadours dem ihrigen waren, dürfte in unsern Tagen vergeblich gesucht werden. Unsre Welt ist die homerische nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meynen ungefähr *dieselbe* Stufe einnahmen, sich also leicht in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten. Jetzt ist zwischen der *Auswahl* einer Nation und der *Masse* derselben ein sehr groser Abstand sichtbar, wovon die Ursache zum Theil schon darinn liegt, dass Aufklärung der Begriffe und sittliche Veredlung ein zusammenhängendes Ganze ausmachen, mit dessen Bruchstücken nichts gewonnen wird. Auser diesem Culturunterschied ist es noch die Convenienz, welche die Glieder der Nation in der Empfindungsart und im Ausdruck der Empfindung einander so äusserst unähnlich macht. Es würde daher umsonst seyn, willkührlich in *Einen* Begriff zusammen zu werfen, was längst schon keine Einheit mehr ist. Ein Volksdichter für unsre Zeiten hätte also bloss zwischen dem *allerleichtesten* und dem *allerschweresten* die Wahl; entweder sich ausschliessend der Fassungskraft des grosen Haufens zu bequemen und auf den Beyfall der gebildeten Klasse Verzicht zu thun, — oder den ungeheuern Abstand, der zwischen beiden sich befindet, durch die Grösse seiner Kunst aufzuheben, und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen. Es fehlt uns nicht an Dichtern, die in der ersten Gattung glücklich gewesen sind, und sich bey *ihrem* Publicum Dank verdient haben; aber nimmermehr kann ein Dichter von Hn. Bürgers Genie die Kunst und sein Talent so tief herabgesetzt haben, um nach einem so gemeinen Ziele zu streben. Popularität ist ihm, weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern oder mittelmässige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit *mehr*, und fürwahr eine so schwere Aufgabe, dass ihre glückliche Auflösung der höchste Triumph des Genies genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem ekeln Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem grosen Haufen ungeniessbar zu seyn — ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volks anzuschmiegen. Gross, doch nicht unüberwindlich, ist diese Schwierigkeit, das ganze Geheimniss sie aufzulösen — glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplicität in Behandlung desselben. Jenen müsste der Dichter ausschliessend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt, müsste er sich sorgfältig untersagen, und durch diese reine Scheidung dessen, was im Menschen bloss *menschlich* ist, gleichsam den verlornen Zustand der Natur zurückrufen. In stillschweigendem Einverständniss mit den Vortreflichsten seiner Zeit würde er die Herzen des Volks an ihrer weichsten und bildsamsten Seite fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben eine Nachhülfe geben, und das Leidenschaftsbedürfniss, das der Alltagspoet so geistlos und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaft nutzen. Als der aufgeklärte verfeinerte *Wortführer der Volksgefühle* würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affect der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. m. einen reinern und geistreichern Text unterlegen; er würde, indem *Er* ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affecte machen und ihren rohen, gestaltlosen, oft thierischen, Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern, und die Geheimnisse des Denkers in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniss brächte er die gewagtesten Vernunftwahrheiten, in reitzender und verdachtloser Hülle, lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph u. Gesetzgeber sich erkühnen dürfen, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe sie ein Eigenthum der Ueberzeugung geworden, hätten sie durch *ihn* schon ihre stille Macht an den Herzen bewiesen, und ein ungeduldiges einstimmiges Verlangen würde sie endlich von selbst der Vernunft abfodern.

In diesem Sinne genommen scheint uns der Volksdichter, man messe ihn nach den Fähigkeiten, die bey ihm vorausgesetzt werden, oder nach seinem Wirkungskreis, einen sehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem grosen Talent ist es gegeben, mit den Resultaten des Tiefsinns zu spielen, den Gedanken von der Form los zu machen, an die er ursprünglich geheftet, aus der er vielleicht entstanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, so viel Kunst in so wenigem Aufwand, in so einfacher Hülle so viel Reichthum zu verbergen. Hr. B. sagt also keineswegs zuviel, wenn er „Popularität eines Gedichts für das Siegel der Vollkommenheit" erklärt. Aber, indem er dies behauptet, setzt er stillschweigend schon voraus, was mancher, der ihn liest, bey dieser Behauptung ganz und gar übersehen dürfte, dass zur Vollkommenheit eines Gedichts die erste unerlassliche Bedingung ist, einen von der verschiednen Fassungskraft seiner Leser durchaus unabhängigen absoluten, innern Werth zu besitzen. „Wenn ein Gedicht, scheint er sagen zu wollen, die Prüfung des ächten Geschmacks aushält, und mit diesem Vorzug noch eine Klarheit und Fasslichkeit verbindet, die es

fähig

fähig macht, im Munde des Volks zu leben; dann ist ihm das Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt. Dieser Satz ist durchaus Eins mit diesem: Was den Vortreflichen gefällt, ist gut; was allen ohne Unterschied gefällt, ist es noch mehr.

Also weit entfernt, dafs bey Gedichten, welche für das Volk bestimmt sind, von den höchsten Foderungen der Kunst etwas nachgelassen werden könnte; so ist vielmehr zu Bestimmung ihres Werths, (der nur in der glücklichen Vereinigung so verschiedner Eigenschaften besteht,) wesentlich und nöthig, mit der Frage anzufangen: Ist der Popularität nichts von der höhern Schönheit aufgeopfert worden? Haben sie, was sie für die Volksmasse an Interesse gewannen, nicht für den Kenner verloren?

Und hier müssen wir gestehen, dafs uns die Bürgerischen Gedichte noch sehr viel zu wünschen übrig gelassen haben, dafs wir in dem grösten Theil derselben den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist vermissen, der, eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteigt, aber auch in der vertrautsten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verläugnet. Hr. B. *vermischt* sich nicht selten mit dem Volk, zu dem er sich nur herablassen sollte, und anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, sich ihm gleich zu machen. Das Volk, für das er dichtet, ist leider nicht immer dasjenige, welches er unter diesem Nahmen gedacht wissen will. Nimmermehr sind es dieselben Leser, für welche er seine Nachtfeyer der Venus, seine Lenore, sein Lied an die Hoffnung, die Elemente, die göttingische Jubelfeyer, Männerkeuschheit, Vorgefühl der Gesundheit u. a. m. und eine *Frau Schnips*, *Fortunens Pranger*, *Menagerie der Götter*, an die *Menschengesichter* und ähnliche niederschrieb. Wenn wir anders aber einen Volksdichter richtig schätzen, so besteht sein Verdienst nicht darinn, jede Volksklasse mit irgend einem, ihr besonders geniessbaren, Liede zu versorgen, sondern in jedem einzelnen Liede jeder Volksklasse genug zu thun.

Wir wollen uns aber nicht bey Fehlern verweilen, die eine unglückliche Stunde entschuldigen, und denen durch eine strengere Auswahl unter seinen Gedichten abgeholfen werden kann. Aber dafs sich diese Ungleichheit des Geschmacks sehr oft in demselben Gedichte findet, dürfte eben so schwer zu verbessern, als zu entschuldigen seyn. Rec. mufs gestehen, dafs er unter allen bürgerischen Gedichten (die Rede ist von denen, welche er am reichlichsten aussteuerte) beynahe keines zu nennen weifs, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Misfallen erkauften, Genufs gewährt hätte. War es entweder die vermisste Uebereinstimmung des Bildes mit dem Gedanken, oder die beleidigte Würde des Inhalts, oder eine zu geistlose Einkleidung, war es auch nur ein unedles die Schönheit der Gedanken entstellendes Bild, ein ins platte fallender Ausdruck, ein unnützer Wörterprunk, ein (was doch am seltensten ihm begegnet) unächter Reim oder harter Vers, was die harmonische Wirkung des Ganzen störte; so war uns diese Störung bey so vollem Genufs um so widriger, weil sie uns das Urtheil abnöthigte, dafs der Geist, der sich in diesen Gedichten darstellte, kein gereifter, kein vollendeter Geist sey; dafs seinen Producten nur desswegen die letzte Hand fehlen möchte, weil sie — ihm selbst fehlte. Zu hart!

Man begreift, dafs hier nicht der Ort seyn kann, den Beweis für eine so allgemeine Behauptung im einzelnen zu führen; um jedoch im kleinen anschaulich zu machen, was die bürgerische Muse sich zu erlauben fähig ist, wollen wir ein einzelnes Lied, und zwar blofs in dieser einzigen Hinsicht, durchlaufen. I Th. S. 163. u. f. *Elegie, als Molly sich losreissen wollte:*

Auszuschreyen seinen Schmerz —
Schreyen! Ich mufs aus ihn schreyen,

— — — —

Und sie sollte lügen können?
Lügen nur ein einzig Wort?
Nein! In Flammen will ich brennen,
Zeitlich hier und ewig dort,
Der Verzweiflung ganz zum Raube
Will ich seyn, wofern ich nicht
An das kleinste Wörtchen glaube u. f. f.

— — — —

O ich weifs wohl, was ich sage,
Deutlich, wie mir See und Land
Hoch am Mittag liegt zu Tage,
So wird das von mir erkannt.

— — — —

Rümpften tausend auch die Nasen —
— — o ihr tausend seid nicht ich.
Ich, ich weifs es, was ich sage,
Denn ich weifs es, was sie ist,
Was sie wiegt auf rechter Wage,
Was nach rechtem Maafs sie misst.

— — — —

Doch lebendig darzustellen
Das, was sie und ich gefühlt,
Fühl ich jetzt mich wie zum schnellen
Reigen sich der Lahme fühlt.

Es ist Geist, so rasch beflügelt,
Wie der Specereyen Geist,
Der, hermetisch auch versiegelt,
Sich aus seinem Kerker reifst. —

— — — —

Ach ich weifs dem keinen Tadel,
Ob es gleich mich niederwürgt —

— — — —

Wie wird mir so herzlich bange,
Wie so heifs und wieder kalt! —

— — — —

Herr mein Gott! Wie soll es werden?
Herr mein Gott! Erleuchte mich!

— — — —

Freylich freylich fühlt, was billig
Und gerecht ist, noch mein Sinn —

— — — —

Dient denn Gott ein Mensch zum Spiele,
Wie des Buben Hand der Wurm?

— — — —

O es keimt, wie lang es währe,

Doch vielleicht uns noch Gewinst —

— — — —

Sinnig sitz ich oft, und frage,
Und erwäg es herzlich treu
Auf des besten Wissens Wage,
Ob „uns lieben" Sünde sey?

— — — —

Freyer Strom sey meine Liebe,
Wo ich freyer Schiffer bin.

Zur Entschuldigung Hn. B. sey es übrigens gesagt, dass das gewählte Lied, dessen vier letzte Strophen jedoch von ungemeiner Schönheit sind, zu seinen mattesten Producten gehört; doch müssen wir zugleich hinzusetzen, dass wir nur die Hälfte dessen bezeichnet haben, was uns darinn missfallen hat. Sollen wir nun noch aus Fortunens Pranger S. 186 die faulen Aepfel und Eyer — Mir nichts, dir nichts, — Lumpenkupfer — Schinderknochen — Schurken — Fuselbrenner — Galgenschwengel — Mit Treue umspringen, wie die Katze mit der Maus — Hui und Pfui — u. d. m. als Beweise unsrer Behauptung anführen, oder weiss der Leser es schon genug, um darinn uns beyzustimmen, dass ein Geschmack, der solche Cruditäten sich erlaubte, und bey wiederhohlter Durchsicht *begnadigte*, Hn. B. auch bey seinen gelungensten Producten unmöglich ein treuer und sichrer Führer gewesen seyn konnte?

(*Der Beschluss folgt.*)

Boston, (eigentlich Lübeck b. Donatius:) *Der Genie Mann*, oder *die Dienstmädchen an der Nieder-Elbe.* Ein Trauerspiel in III Aufzügen. 1790. 118 S. 8. (4 gr.)

Nachdem wir uns die Busse aufgelegt, dies Stück von Anfang bis zu Ende durchzulesen, wissen wir doch immer noch nicht recht, was es vorstellen soll: Ob eine Schilderung der Mägde-Vermietherinnen; oder ein Gemählde der niedrigsten Wollust, oder eine Satire auf die sogenannten Kraftgenies. Sey indessen die Absicht des Vf. gewesen, welche man will; gelungen ist sie ihm keinesweges. Denn alles ist so lahm und so pöbelhaft, dass höchstens die Dienstmädchen an der Nieder-Elbe (wiewohl auch für diese eine solche Vermuthung wohl noch beleidigend wäre,) sich daran belustigen dürften. — Am originellsten ist der Schluss. Ein sogenannter Geniemann hat ein Dienstmädchen geheyrathet, in der Hoffnung: dass ein Kaufmann, der die feile Kreatur zu seiner Wollust bestimmt, ihm zweytausend Thaler geben werde. Plötzlich hört er, dass dieser bankrutt geworden. Statt wieder in die weite Welt zu gehn, woher er gekommen, nimmt er einen Strick und erhenkt sich. Seine liebwertheste junge Gattin kömmt, sieht das, und schneidet ihn los; da sie aber ihn nicht wieder ins Leben bringen kann, ergreift sie ein Messer und schneidet sich die Kehle ab. Die Kuplerin und Mägde-Vermietherin, bey welcher sie wohnen, tritt ein, sieht diese Scene, und sagt: „Welches „Unglück mag sich hier zugetragen haben. Mag es „seyn, welches es will! Mein Haus, welches von je„her die Sittsamkeit selbst war, ist beschimpft, be„schimpft durch einen Geniemann. Diesen Schimpf „kann ich nicht ertragen; besser ist es, dass ich mir „das Haus über dem Kopf anstecke — (geht, kömmt „wieder mit brennenden Kohlen und Holz, sie macht ein „grosses Feuer und setzt sich in die Ecke des Zimmers.) „Nun will ich den Tod, als eine standhafte Christinn er„warten. (Das Haus brennt in vollen Flammen und der „Vorhang fällt.)" Wie schon gesagt, man könnte das Stück nach diesem Schluss und nach einer Note, wo er auf dem Orchester auch den Contra-Bassisten sich an der grossen Bass-Saite aufhängen lässt, für eine Satire auf Genie-Dramas halten. Aber die übrigen Scenen sind so unbeschreiblich albernes Geschwätze, dass man wieder nicht weiss, wie man dies zu einer satirischen Absicht reimen könnte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygel. *Göttingen*, b. Dieterich: Diss. inaug. *medico-physica, de Aere corrupto ejusque Remediis*; auctore *Christ. Fried. Ehmbsen.* 1789. 69 S. 8. Eine sehr wohl gerathene und mit vielem Fleiss ausgearbeitete Abhandlung. Der Vf. zeigt mit vieler Belesenheit und guter Bekanntschaft mit allen hiehergehörigen Entdeckungen der berühmtesten Aerzte und Chemisten neuerer Zeit, den Einfluss der verdorbenen Luft, auf das thierische Leben, und die dadurch bewirkten Krankheiten; und gibt die Mittel an, wodurch jenen vorgebeugt werden kann. Wir wünschten, er möchte diesen Gegenstand einer weitern Bearbeitung unterwerfen; und trauen ihm zu, dass er diese Probe damit nicht beschämen werde.

Oekonomie. *Venedig*, b. Storti: *Confronto della Stagioni coi principali Prodotti della Campagna*; Dissertazione epistolare con Tavole di *D. Giuseppe Toaldo*, Professore et Academico di Padova, al Signore *Alberto Albertini*, serve di Appendice alla Meteorologia applicata all' Agricoltura. 1787. 32 S. 8. Der Vf. beschreibt die Resultate seiner 17jährigen Beobachtungen, über den Einfluss der Luft, zu verschiedenen Jahrszeiten, auf die Producte des Ackerbaus, des Roggen's, Weins, Baumöls u. s. w. seine Bemerkungen fangen mit dem J. 1750 an, und gehen bis 1787, und in drey Tabellen kann man sie mit einem Blick überschauen. Die erste Tabelle enthält ein Verzeichniss der Menge der Producte, welche in jedem Jahre gewonnen worden sind; die zweyte zeigt die Temperatur und die Feuchtigkeit oder Trockenheit der verschiedenen Monate; und in der dritten Tabelle werden die Producte nach ihrer Güte und Eigenschaften beschrieben.

Vermischte Schriften. *Dresden.* Zum Andenken des im vorigen Jahr verstorbenen Superint. *Rehkopfs*, hat Hr. M. *Carl Friedrich Lohdius* im Nahmen der Churfächs. Societät der christlichen Liebe und Wissenschaften, deren Präses *Rehkopf* war, eine kleine Abhandlung auf 3 Bogen in 4. drucken lassen, unter der Aufschrift: *Delineatur imago doctrinae de conditione animi post mortem eo, quo Christus et Apostoli vixerunt saeculo. Dissertatio I.* Der Hr. Vf. will zeigen, was Juden und Heiden zu den Zeiten Jesu und seiner Apostel, oder von dem Zeitalter Cicero's bis auf das Ende des Jüdischen Staates von dem Zustande der Seele nach dem Tod gelehrt und geglaubt haben, weil man hieraus am besten sehen kann, welches grosse Verdienst sich Jesus auch dadurch um das menschliche Geschlecht erworben habe, dass er die wichtige Lehre von der Gewissheit eines künftigen Lebens nach dem Tode ausser Zweifel setzte. In gegenwärtiger Schrift werden nur die Meynungen der damahls blühenden philosophischen Secten angeführt; die Meynungen der Juden über diese Lehre sollen künftig einmal folgen. Wenn auch nicht viel Neues über diese Materie gesagt werden kann, so verdient doch die Absicht des Vf. allen Beyfall. — Zuletzt werden die vornehmsten Lebensumstände des sel. D. Rehkopfs kürzlich erzählt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 17. Januar 1791.

SCHOENE KÜNSTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Gedichte von G. A. Bürger*, etc.

(*Beschluss der im vor. St. abgebrochenen Recension.*)

Eine der ersten Erfodernisse des Dichters ist Idealisirung, Veredlung, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes, (mag dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung seyn, *in* ihm oder *ausser* ihm wohnen,) von gröbern, wenigstens fremdartigen Beymischungen, zu befreyen, die in mehrern Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln, einzelne, das Ebenmaass störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Locale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf diese Art im Einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je grösserer Reinheit und Fülle er dieses innere allgemeine Ideal ausgebildet hat; desto mehr werden auch jene einzelnen sich der höchsten Vollkommenheit nähern. *Diese* Idealisirkunst vermissen wir bey Hn. Bürger. Ausserdem, dass uns seine Muse überhaupt einen zu sinnlichen, oft gemeinsinnlichen Charakter zu tragen scheint, dass ihm Liebe selten etwas anders, als Genuss oder sinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Gesundheit, Glückseligkeit nur Wohlleben ist, möchten wir die Gemälde, die er uns aufstellt, mehr einen Zusammenwurf von Bildern, eine Compilation von Zügen, eine Art *Mosaik*, als Ideale nennen. Will er uns z. B. weibliche Schönheit malen, so sucht er zu jedem einzelnen Reiz seiner Geliebten ein demselben correspondirendes Bild in der Natur umher auf, und daraus erschafft er sich seine Göttin. Man sehe 1. Th. S. 124. *das Mädel, (?) das ich meine*, das hohe Lied und mehrere andre. Will er sie überhaupt als Muster von Vollkommenheit uns darstellen, so werden ihre Qualitäten von einer ganzen Schaar Göttinnen zusammengeborgt. S. 86. *die beiden Liebenden:*

> Im Denken ist sie Pallas ganz,
> Und Juno ganz an edelm Gange,
> Terpsichore beym Freudentanz,
> Euterpe neidet sie im Sange,
> Ihr weicht Aglaja, wenn sie lacht,
> Melpomene bey sanfter Klage,
> Die Wollust ist sie in der Nacht,
> Die holde Sittsamkeit bey Tage. (?)

Wir führen diese Strophe nicht an, als glaubten wir, dass sie das Gedicht, worinn sie vorkömmt, eben verunstalte, sondern weil sie uns das passendste Beyspiel zu seyn scheint, wie ungefähr Hr. B. *idealisirt*. Es kann nicht fehlen, dass dieser üppige Farbenwechsel auf den ersten Anblick hinreisst und blendet; Leser besonders, die nur für das Sinnliche empfänglich sind, und, den Kindern gleich, nur das *Bunte* bewundern. Aber wie wenig sagen Gemälde dieser Art dem verfeinerten Kunstsinn, den nie der Reichthum, sondern die weise Oekonomie; nie die Materie, nur die Schönheit der Form; nie die Ingredienzien, nur die Feinheit der Mischung befriedigt! Wir wollen nicht untersuchen, wie viel oder wenig Kunst erfodert wird, in dieser Manier zu erfinden; aber wir entdecken bey dieser Gelegenheit an uns selbst, wie wenig dergleichen Matadorstücke der Jugend die Prüfung eines männlichen Geschmacks aushalten. Es konnte uns eben darum auch nicht sehr angenehm überraschen, als wir in dieser Gedichtsammlung, einem Unternehmen reiferer Jahre, sowohl ganze Gedichte, als einzelne Stellen und Ausdrücke wieder fanden, (das Klinglingling, Hopp hopp hopp, Huhu, Sasa, Trallyrum larum, u. dgl. m. nicht zu vergessen,) welche nur die poetische Kindheit ihres Verfassers entschuldigen, und der zweydeutige Beyfall des grosen Haufens so lange durchbringen konnte. Wenn ein Dichter, wie Hr. B., dergleichen Spielereyen durch die Zauberkraft seines Pinsels, durch das Gewicht seines Beyspiels in Schutz nimmt; wie soll sich der unmännliche, kindische Ton verlieren, den ein Heer von Stümpern in unsere lyrische Dichtkunst einführte? Aus eben diesem Grunde kann Rec. das sonst so lieblich gesungene Gedicht: *Blümchen Wunderhold:* nur mit Einschränkung loben. Wie sehr sich auch Hr. B. in dieser Erfindung gefallen haben mag, so ist ein *Zauberblümchen an der Brust* kein ganz würdiges, und eben auch nicht sehr geistreiches Symbol der Bescheidenheit; es ist, frey herausgesagt, Tändeley. Wenn es von diesem Blümchen heisst:

> Du theilst der Flöte weichen Klang
> des Schreyers Kehle mit,
> und *wandelst in Zephyrengang*
> *des Sturmers Poltertritt.*

so geschieht der Bescheidenheit *zuviel* Ehre. Der unschickliche Ausdruck: die Nase schnaubt nach Aether, und ein unächter Reim: *blähn* und *schön*, verunstalten den leichten und schönen Gang dieses Liedes.

Am meisten vermisst man die Idealisirkunst bey Hn. B., wenn er Empfindung schildert; dieser Vorwurf trifft besonders die neuern Gedichte, grossentheils an Molly gerich-

gerichtet, womit er diese Ausgabe bereichert hat. So unnachahmlich schön in den meisten Diction und Versbau ist, so poetisch sie *gesungen* sind, so *unpoetisch* scheinen sie uns *empfunden*. Was Lessing irgendwo dem Tragödiendichter zum Gesetz macht, keine Seltenheiten, keine streng individuellen Charaktere und Situationen darzustellen, gilt noch weit mehr von dem Lyrischen. Dieser darf eine gewisse Allgemeinheit in den Gemüthsbewegungen, die er schildert, um so weniger verlassen, je weniger Raum ihm gegeben ist, sich über das Eigenthümliche der Umstände, wodurch sie veranlaſst sind, zu verbreiten. Die neuen Bürgerschen Gedichte sind groſsentheils Producte einer solchen ganz eigenthümlichen Lage, die zwar weder so streng individuell, noch so sehr Ausnahme ist, als ein Heavtontimorumenos des Terenz, aber gerade individuell genug, um von dem Leser weder vollständig, noch rein genug, aufgefaſst zu werden, daſs das Unideale, welches davon unzertrennlich ist, den Genuſs nicht störte. Indeſsen würde dieser Umstand den Gedichten, bey denen er angetroffen wird, bloſs eine Vollkommenheit nehmen; aber ein anderer kommt hinzu, der ihnen wesentlich schadet. Sie sind nämlich nicht bloſs *Gemälde* dieser eigenthümlichen (und sehr undichterischen) Seelenlage, sondern sie sind offenbar auch *Geburten* derselben. Die Empfindlichkeit, der Unwille, die Schwermuth des Dichters, sind nicht bloſs der *Gegenstand*, den er besingt; sie sind leider oft auch der *Apoll*, der ihn begeistert. Aber die Göttinnen des Reizes und der Schönheit sind sehr eigensinnige Gottheiten. Sie belohnen nur *die* Leidenschaft, die sie selbst einflöſsten; sie dulden auf ihrem Altar nicht gern ein ander Feuer, als das Feuer einer reinen, uneigennützigen Begeisterung. Ein erzürnter Schauspieler wird uns schwerlich ein edler Repräsentant des Unwillens werden; ein Dichter nehme sich ja in Acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu besingen. So, wie der Dichter selbst bloſs leidender Theil ist, muſs seine Empfindung unausbleiblich von ihrer idealischen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herabsinken. Aus der sanftern und fernenden Erinnerung mag er dichten, und dann desto besser für ihn, jemehr er an sich erfahren hat, was er besingt; aber ja niemals unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affects, den er uns *schön* versinnlichen soll. Selbst in Gedichten, von denen man zu sagen pflegt, daſs die Liebe, die Freundschaft u. s. w., selbst dem Dichter den Pinsel dabey geführt habe, hatte er damit anfangen müssen, sich selbst fremd zu werden, den Gegenstand seiner Begeisterung von seiner Individualität los zu wickeln, seine Leidenschaft aus einer mildernden Ferne anzuschauen. Das Idealschöne wird schlechterdings nur durch eine Freyheit des Geistes, durch eine Selbstthätigkeit möglich, welche die Uebermacht der Leidenschaft aufhebt.

Die neuern Gedichte Hn. B. charakterisirt eine gewisse Bitterkeit, eine fast kränkelnde Schwermuth. Das hervorragendste Stück in dieser Sammlung: *Das hohe Lied von der Einzigen*, verliert dadurch besonders viel von seinem übrigen unerreichbaren Werthe. Andre Kunstrichter haben sich bereits ausführlicher über dieses schöne Product der Bürgerischen Muse herausgelassen, und mit Vergnügen stimmen wir in einen *groſsen Theil* des Lobes mit ein, das sie ihm beygelegt haben. Nur wundern wir uns, wie es möglich war, dem Schwunge des Dichters, dem Feuer seiner Empfindung, seinem Reichthum an Bildern, der Kraft seiner Sprache, der Harmonie seines Verses, so viele Versündigungen gegen den guten Geschmack zu vergeben; wie es möglich war, zu übersehen, daſs sich die Begeisterung des Dichters nicht selten in die Grenzen des *Wahnsinns* verliert, daſs sein Feuer oft *Furie* wird, daſs eben deswegen die Gemüthsstimmung, mit der man dies Lied aus der Hand legt, durchaus nicht die wohlthätige harmonische Stimmung ist, in welche wir uns von dem Dichter versetzt sehen wollen. Wir begreifen, wie Hr. B., hingerissen von dem Affect, der dieses Lied ihm dictirte, bestochen von der nahen Beziehung dieses Lieds auf seine eigne Lage, die er in demselben, wie in einem Heiligthum, niederlegte, am Schlusse dieses Lieds sich zurufen konnte, daſs es das Siegel der Vollendung an sich trage; — aber eben deswegen möchten wir es, seiner glänzenden Vorzüge ungeachtet, nur ein sehr vortrefliches *Gelegenheitsgedicht* nennen, — ein Gedicht nemlich, dessen Entstehung und *Bestimmung* man es allenfalls verzeiht, wenn ihm die idealische Reinheit und Vollendung mangelt, die allein den guten Geschmack befriedigt.

Eben dieser groſse und nahe Antheil, den das eigene *Selbst* des Dichters an diesem und noch einigen andern Liedern dieser Sammlung hatte, erklärt uns beyläufig, warum wir in diesen Liedern so übertrieben oft an *ihn* selbst, den Verfasser, erinnert werden. Rec. kennt unter den neuern Dichtern keinen, der das *Sublimi feriam sidera vertice* des Horaz mit solchem Miſsbrauch im Munde führte, als Hr. B. Wir wollen ihn deswegen nicht in Verdacht haben, daſs ihm bey solchen Gelegenheiten das Blümchen Wunderhold aus dem Busen gefallen sey; es leuchtet ein, daſs man nur im Scherz so viel Selbstlob an sich verschwenden kann. Aber angenommen, daſs an solchen scherzhaften Aeuſserungen nur der zehente Theil sein Ernst sey, so macht ja ein zehenter Theil, der zehenmal wieder kömmt, einen ganzen und bittern Ernst. Eigenruhm kann selbst einem Horaz nur *verziehen* werden, und ungern *verzeiht* der hingerissne Leser dem Dichter, den er so gern — *nur* bewundern möchte.

Diese allgemeinen Winke, den Geist des Dichters betreffend, scheinen uns alles zu seyn, was über eine Sammlung von mehr als 100 Gedichten, worunter viele einer ausführlichen Zergliederung werth sind, in einer Zeitung gesagt werden konnte. Das längst entschiedne einstimmige Urtheil des Publicums überhebt uns, von seinen Balladen zu reden, in welcher Dichtungsart es nicht leicht ein deutscher Dichter Hn. *B.* zuvorthun wird. Bey seinen Sonneten, Mustern ihrer Art, die sich auf den Lippen des Declamateurs in Gesang verwandeln, wünschen wir mit ihm, daſs sie keinen Nachahmer finden möchten, der nicht gleich ihm und seinem vortreflichen Freund, *Schlegel*, die Leyer des pythischen Gottes spielen kann. Gerne hätten wir alle bloſs *witzigen* Stücke, die Sinngedichte vor allen, in dieser Sammlung entbehrt,

behrt, so wie wir überhaupt Hn. B. die leichte scherzende Gattung möchten verlassen sehn, die seiner starken nervigten Manier nicht zusagt. Man vergleiche z. B., um sich davon zu überzeugen, das Zechlied I. Th. S. 142. mit einem anakreontischen oder horazischen von ähnlichem Inhalt. Wenn man uns endlich auf Gewissen fragte, welchen von Hn. B. Gedichten, den ernsthaften oder den satyrischen, den ganz lyrischen oder lyrischerzählenden, den frühern oder spätern, wir den Vorzug geben, so würde unser Ausspruch für die ernsthaften, für die erzählenden und für die frühern ausfallen. Es ist nicht zu verkennen, dass Hr. B. an poetischer *Kraft* und *Fülle*, an Sprachgewalt und an Schönheit des Verses, gewonnen hat; aber seine Manier hat sich weder veredelt, noch sein Geschmack gereinigt.

Wenn wir bey Gedichten, von denen sich unendlich viel Schönes sagen läfst, nur auf die fehlerhafte Seite hingewiesen haben; so ist dies, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der wir uns nur gegen einen Dichter von Hn. B. Talent und Ruhm schuldig machen konnten. Nur gegen einen Dichter, auf den so viele nachahmende Federn lauern, verlohnt es sich der Mühe, die *Parthey der Kunst* zu ergreifen; und auch nur das grosse Dichtergenie ist im Stande, den Freund des Schönen an die *höchsten* Foderungen der Kunst zu erinnern, die er bey dem mittelmässigen Talent entweder freywillig unterdrückt, oder ganz zu vergessen in Gefahr ist. Gerne gestehen wir, dass wir das ganze Heer von unsern jetzt lebenden Dichtern, die mit Hn. B. um den lyrischen Lorbeerkranz ringen, gerade so tief unter *ihm* erblicken, als er unsrer Meynung nach, selbst unter dem höchsten Schönen geblieben ist. Auch empfinden wir sehr gut, dass vieles von dem, was wir an seinen Producten tadelnswerth fanden, auf Rechnung *äussrer* Umstände kommt, die seine genialische Kraft in ihrer schönsten Wirkung beschränkten, und von denen seine Gedichte selbst so rührende Winke geben. Nur die heitre, die ruhige, Seele gebiert das Vollkommene. Kampf mit äussern Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am allerwenigsten das Gemüth des Dichters belasten, der sich von der Gegenwart loswickeln, und frey und kühn in die Welt der Ideale emporschweben soll. Wenn es auch noch so sehr in seinem Busen stürmt, so müsse Sonnenklarheit seine Stirne umfliessen.

Wenn indessen irgend einer von unsern Dichtern es werth ist, sich selbst zu vollenden, um etwas vollendetes zu leisten, so ist es Hr. Bürger. Diese Fülle poetischer Mahlerey, diese glühende energische Herzenssprache, dieser bald prächtig wogende, bald lieblich flötende Poesiestrom, der seine Producte so hervorragend unterscheidet, endlich dieses biedre Herz, das, man möchte sagen, aus jeder Zeile spricht, ist es werth, sich mit immer gleicher ästhetischer und sittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und stiller Grösse zu gatten, und so die höchste Krone der Classizität zu erringen.

Das Publicum hat eine schöne Gelegenheit, um die vaterländische Kunst sich dieses Verdienst zu erwerben. Hr. B. besorgt, wie wir hören, eine neue *verschönerte* Ausgabe seiner Gedichte, und von dem Maasse der Unterstützung, die ihm von den Freunden seiner Muse widerfahren wird, hängt es ab, ob sie zugleich eine *verbesserte*, ob sie eine *vollendete* seyn soll. Fr. Schiller.

Freyberg u. Annaberg, in der Crazischen Buchh.: *Gedichte von Gustav Schilling. Erster Band.* 1790. IV. S. Vorr. und 180 S. 8. mit lateinischen Lettern. (12 gr.)

Hr. *S.* hatte allerdings triftige Ursache, *eine vollständige Sammlung seiner Gedichte* zu veranstalten, wenn seine *Freunde* ihn dazu ermahnten, und sogar *einige* derselben eines Platzes in der Thalia gewürdiget wurden. Wie Recht aber seine Freunde hatten, und wie viel von seinen Gedichten in der Thalia zu stehen verdienten, beurtheilen unsre Leser selbst. In der Kunst, schwer zu reimen, übertrifft er fast Vossens schwergereimte Oden; ihm scheint natürlich zu seyn, was Voss mit Fleiss mühsam zusammensuchte. Auf wenigen Bogen *über ein halbhundert* Reime, wie folgende: Himmels*tochter*, unter*jochter*; Seelenge*ängst*, vom wiehernden *Hengst; Gottes, Todes; Herz*, himmel*wärts; verschwindet, stinket; Krieg, Blick; Geier, Feu'r; ewig, leb' ich; Räder, sät er; u. s. w.* Indessen hat der Vf. noch weit bemerkenswerthere Vorzüge in *originellen* Bildern, Wörterzusammensetzungen und Formen, Vergleichungen, Gemählden, Combinationen und dergl. Besonders scheint er sich selbst zu gefallen, in einer bildlichen Anwendung des Walzens. Er spricht von *Walzern des Sturmes* und *Walzern der Strudel*, vom *Tarandelwalzer, walzenden Welten, Walzern der Wonne*, und von *Walzern der krassen Verzweiflung!* Eben solche Lieblingsausdrücke sind: der *Strahlenlohn*, das *Strahlenlaub*, der *Wetterstrahlenkranz* und die Strahlen*sohle*; das *Stirnband* der *Welt*, das *Stirnband* der *Verklärung* und das *Stirnband* der *Wahrheitssonne*; der *schwanige* Schooss, die *rosige* Entfaltung, der *rosige* Pfirsich, das *kussliche* Getön, der *Würgerzug* und der *Gottesgriffelzug*. In dem Samariterbekenntniss S. 31. drückt der Vf. den Gedanken, dass er gegen die äussere Convention sich sträubte, äusserst poetisch und annehmlich also aus:

Grimmig käute ich die rostigen Gebisse
Der Verhältnisse,

und in dem Gedicht an den Hn. Referendar *Lindemann* sagt er in einem lüsternen Bilde von der Natur, wenn wir anders das Subject errathen haben:

Ach! *sie hält* (!) dem Weisen wie dem *Rangen* (?)
Unter ihrer Accoucheurs Zangen,
Windet stündlich unter grausem Schmerze
Sich ein Kindlein *ihr vom* wunden *Herze.* (!!)

Alle Vollkommenheiten der Poesie aber scheint Hr. *Sch.* in der Ballade, *Alfons und Agnes*, versammelt zu haben. Er ringt mit dem Vf. von *Lenardo und Blandine* um den Preis, und ist gleich das Mährchen weit simpler, so sind doch seine Ausdrücke viel frappanter und schauerlicher. Gleich in der zweyten Strophe „*schrumpft* dem Reichsgrafen Ewolf *das morsche Geäder ein*," das ist unerhört! und

die Freuden des Weines
treibens Gestrüppe des Schädels empor!

Das

Das sind entsetzliche Freuden! Man kann leicht denken, wie toll es erst im Verfolge der Geschichte zugeht. Als bey der Tafel:

Hochschäumend Champagner im Bogen entlang
In stolzer Parabel die Lüfte durchsprang,

Da sprach den Reichsgrafen

Ein Bube von grauem Gestamm,
Doch Bube von Herz, um sein Töchterlein *an.*

Und dieser Bube hiess Freyherr von *Abelstern.* Indessen war Fräulein Agnese schon mit dem Ritter Alfons verstrickt, der gerade in der nemlichen Nacht vom Kriege zurückkommt, und sogleich von ihr verlangt: *in ihrem Schoosse zechen zu dürfen.* Agnese gestattet diese Foderungen nicht, sagt aber, indem sie ihm die *Lippe* reicht;

da schlürfe sie ein
Die Wonne des Mädchens vom rosigen Keim,
da schlurf in der Schaale der Liebe dich satt,
du durstiger Junge! der nimmer *satt hat.* (!)

Der Ritter „schmollt," und darauf entschliesst sich das Fräulein, ihm auch die verlangte *Schoosszeche* zu erlauben. Nachdem die That geschehen ist, will sie fliehen, und der Ritter hält sie mit diesen Worten zurück:

Was fliehst du mein Liebchen? du fliehest zu spät
Schon ist ja der Zeuge der Liebe gesät!

Spricht bey Gelegenheit auch von dem allerliebsten *Zauberguckäuglein.* Sie hingegen nennt ihn einen „*grausamen Räuber der heiligsten Pflicht,* (!) bleibt aber doch auf seine Verschwörungen geduldig bey ihm. Unterdessen als nun bey Abelstern ihr Vater, der Reichsgraf, „*verschniebet* den Wein," sprach ihn der Bube von grauem Gestamm abermals um sein Töchterlein an; und Ewolf sagt:

Schau, grau (der unnachahmlichste Wohlklang!) ist mein
Schädel, *gespalten ist er,*
Doch biet' ich noch Fehde zu Säbel und Speer!

Wir können, ohne unsere Anzeige zu weit auszudehnen, den Faden der Ballade nicht weiter folgen, würden aber doch zu wenig Achtung gegen die Verdienste des Vf. verrathen, wenn wir nicht noch ein Paar meisterhafte Stellen aushöben. S. 82, als der Vater heimkommt, und ein Verräther ihm die *Liebeshistor* entdeckt, heisst es:

Es schnaubte der Alte *mit schrecklichem Ton,*
Da nimm ihn, Verführer, da nimm ihn den *Lohn;*
Und *bohrte den Ritter mit knirschendem Zahn*
Und zahllosen Stichen im Fussboden an.

Gewiss der originellste Gedanke von einem alten Reichsgrafen, einen Ritter mit dem *Zahn* und mit *Stichen anzubohren!* Solcher Schönheiten sind indess unzähliche in dieser Ballade. Schade, dass uns der Raum fehlt, sie alle anzupreisen. Nur noch diese: S. 86, wie der Ritter *jach* hereintrabt, und *jach* fragt: „Ist Fräulein Agnese daheim?" antwortet der Vater:

Daheim? Ja, *tief unten im* Moder *und Tod!*
Der fliehenden Seele erbarme sich Gott!

Und darauf erwiedert (vermuthlich) der Ritter:

Das lügst du, grauköpfiger Bube! *du! du!*

Diess *Dudu* nebst dem *Satthat* und *Schaugrau*, verdienen wahrlich allein einen Lorbeerkranz, und die Leser werden nun schon ohne unsere Erinnerung einsehen, wie unrecht es von dem Vf. ist, dass er in dem Hochzeitliede S. 114 auch nur im Scherze sagt:

Ich bin ein Dichter! Mit *mir* steht
Hanns Sachs in Parallele.

Der gute Hanns Sachs!

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgel. Jena, b. Strankmann: In dem akadem. Osterprogramm 1789. 12 S. 4. von Hn. D. *Schmid* wird zur Fortsetzung des vorjährigen von der Uebereinstimmung des Kantischen Princips der Moral mit der Sittenlehre Jesu, über Matth. XXII, 36 bis 40 gezeigt, dass Liebe Gottes nicht eine leidentliche, leidenschaftliche, eigennützige, sondern eine vernünftige und thätige seyn müsse, die darinn bestehe: 1) dass man Gott als das unendlich vollkommene, gute und heilige Wesen, nicht nur um seiner Wohlthaten, sondern um sein selbst willen nach deutlicher Erkenntniss verehre. 2) Dass man seine Vorschriften als unsrer freyen Natur vollkommen gemäss erkenne, werthschätze, und sich gern und willig bestrebe, mit möglichster Ueberwindung der Sinnlichkeit und irrdischer Lüste, seinem Sinne ähnlich zu werden, und seinen Willen um seiner innern Vortreflichkeit willen zu erfüllen; und 3) da die Vernunft gebietet, uns durch Tugend der Glückseligkeit würdig machen, Gott, dem weisen Geber alles Guten und gerechten Vergelter, alles Gute und die Belohnung unsrer verdienstlosen Tugend fest zuzutrauen. Hiebey werden noch mehr hieher gehörige Schriftstellen gut erläutert.

Schöne Künste. Ohne Druckort: *Das Lindenfest, oder das Fest der Freundschaft*, eine ländliche Operette in zweyen Aufzügen für gesellschaftliche Bühnen. 1790. 8. 64 S. — Der Vf. sagt, dass er eine alte Erzählung modernisirt, und, unter obiger Benennung, in diese Operette verwandelt habe, theils wegen „der liebevollen Zurückerinnerung an einige Freunde, deren kühle Gräber von Philyräens Linden beschattet werden, theils aus dankbarem Andenken an einen hohen Mäcen, dessen adliches Geschlecht einen Lindenzweig im Wappenschilde führt." Der Name wäre also zur Genüge gerechtfertigt, aber warum liess er diese Modernisirung drucken? Rec. zweifelt, ob gesellschaftliche oder andre Bühnen sie wählen werden. Wenigstens mag er sie eben nicht empfehlen. Die Verse sind zuweilen ziemlich gerathen, aber die Prosa ist steif und unnatürlich. S. 36. sagt ein Kerkermeister: „Bösewicht, du wirst bald die *lange Nacht* schlafen."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 18. Januar 1791.

NATURGESCHICHTE.

Lissabon, auf Kosten der königl. Akademie: *Flora cochinchinensis:* sistens *plantas in regno Cochinchina nascentes.* Quibus accedunt aliae *observatae in Sinensi imperio, Africa orientali, Indiaeque locis variis.* Omnes dispositae secundum Systema sexuale Linnaeanum. Labore ac studio *Joannis de Loureiro* — Regiae Scientiarum Academiae Ulyssiponensis Socii: olim in Cochinchina Catholicae fidei praeconis: ibique rebus Mathematicis ac Physicis in Aula Praefecti. Jussu Acad. R. Scient. in lucem edita. Tomus I. XX. und 353 S. Tomus II. S. 357—722. 1790. gr. 4.

Unser Vf. verdient den Namen eines ostindischen Plumier, und sein Werk ist ein wahrer Schatz für die Wissenschaft. Mit dem innigsten Vergnügen las Rec. die Vorrede des Buchs, worinn der Vf. seine Lage in Ostindien und die Entstehung dieses Werkes schildert; aber sie war es nicht allein, die ihn für das Folgende einnahm; selbst wenn man durch sie mit den Schwierigkeiten, die der Vf. überwinden musste, und mit dem anhaltenden Eifer, ja zum Theil auch mit der schätzbaren Denkart des Vf. nicht bekannt geworden wäre, so würde schon die Ausführung selbst für den Kenner befriedigend seyn, und die Hochachtung fodern, die seinem Verdienste gebührt. Langsamer, als bey uns, muss der Druck portugisischer Werke vor sich gehen, das sieht man auch aus diesem Beyspiel, da die Zueignung an die Akademie schon 1788 geschrieben ist; aber die Verzögerung scheint der Vollendung im Aeussern sogar günstig gewesen zu seyn.

Hr. L. lebte 36 Jahre in Cochinchina als Missionär, und man kann sich vorstellen, dass er „omnes Prudentiae, Constantiae et Charitatis vires" anwenden musste, um sich nicht nur eine so lange Zeit im Lande zu erhalten, sondern es sogar dahin zu bringen, dass er eine ansehnliche Stelle am königlichen Hofe erhielt, da „der heidnische Aberglaube seinem Geschäffte ungünstig war, und die Gesetze des Reichs keinem Europäer verstatten, sich daselbst niederzulassen." Der König that, als wüsste er von dem Bekehrungsgeschäfte nichts, da L. klug genug war, um es behutsam zu treiben, und auf der andern Seite das Volk für sich zu gewinnen. Ein Hauptmittel zu dem letztern Zweck war die Austheilung von Arzneyen; aber sich europäischer zu bedienen, wäre zu kostbar gewesen. Der entschlossene Missionär that etwas, wozu mancher europäische Arzt kein Geschick besitzt, und sammelte einen Arzneyvorrath des Landes selbst. Hiezu musste er Pflanzen kennen, und so entstand seine Botanik. Er war so glücklich, Linné's vorzügliche und unentbehrliche Schriften über Canton von einem englischen Capitain, Riddel, zu erhalten, und machte sich, wie der Erfolg zeigt, die Kenntniss derselben vollkommen eigen. So sehr er auch die Mängel des Sexualsystems einsieht, so ertheilt er ihm und seinem Stifter doch die verdienten Lobsprüche, die in dem Munde eines solchen Mannes, der gewiss so gut Beobachter war, als irgend einer, kein geringes Gewicht haben müssen. Er behält alle Classen des Sexualsystems bey, vertheidigt die Gynandrie, Monoecie und Diöcie; bloss die Polygamie, meynt er, könne allenfalls aufgehoben werden, und die seltene Ausnahme könne die Regel nicht verwerflich machen. So genau sich auch unser Vf. an das Linneische System, und sogar an seine Definitionen von Gattungen und Arten hielt, so getreu und aufmerksam zeigt er auch alle ihm in der Natur vorgekommenen Abweichungen an, die er jedoch sehr bescheiden der Zukunft zur Bestätigung überlässt. So hält er auch die grosse Menge von Gattungen und Arten, die er mit einem † bezeichnet hat, nicht unwidersprechlich für neu, sondern begnügt sich damit, die Gründe darzulegen, warum sie mit den bekannten sich nicht vereinigen lassen. Das ist gewiss das lobenswürdigste und zweckmässigste Verfahren, den Fortgang der Wissenschaft zu befördern; aber mit vollem Recht hat der Vf. auch wieder jedem aus Gründen für neu gehaltenen Körper oder Begriffe einen eigenen Namen für die künftige Erinnerung beygelegt. Ausserdem sind auch die Benennungen der Landeseinwohner angeführt, mit eigenen Accenten versehen, und vielleicht ist auch dadurch dem Sprachforscher ein angenehmes Geschenk gemacht. Der Vf. hat sich beym Vergleichen der Schriftsteller vorzüglich an unsern verdienstvollen Landsmann, *Rumph*, gehalten, übrigens auch noch hin und wieder andere Schriften angeführt, wobey es nur zu bedauern ist, dass er von den neuesten Bemühungen der Botaniker, besonders in der Cryptogamie, noch keinen Gebrauch machen konnte. So hat er auch ferner ausser den Gewächsen von Cochinchina, noch die um Canton befindlichen, die er sich durch einen chinesischen Kräutermann bey seinem dreyjährigen Aufenthalt daselbst sammeln liess, dann die bey einem dreymonatlichen Aufenthalte auf Mozambique gesammelten dortigen Gewächse u. andre aus verschiedenen benachbarten Gegenden mit in dieses Werk in einer fortlaufenden Reihe aufgenommen. Wenn er auch diese Zusammenstellung schon durch die merklich genaue systematische Anordnung gut gemacht hätte, so wäre die treue Beschreibung des Einzelnen verdienstlich genug. Die Standörter sind auch hinlänglich bestimmt; aber die Blühzeit hat er gar nicht, und den Unterschied zwischen Baum, Staude und Kraut nur un-

ungefähr bemerkt, indem alles dieses in der heissen Zone schwer im Allgemeinen festzusetzen ist, und durch besondere Umstände verändert wird. Da der arzneyliche Nutzen eigentlich den Vf. zur Botanik brachte, und er in der Folge erst sich entschloss, die grosse Zahl der nicht anwendbaren ganz zu vernachlässigen, so konnte man leicht auf eine Anzeige des medicinischen und ökonomischen Gebrauchs rechnen, und man muss es dem Vf. Dank wissen, wenn man ihm auch lange nicht zugiebt, dass dieses „finis primarius" der Botanik sey! Eben so wenig kann er mit Linné und Scopoli Recht haben, wenn er glaubt, Beschreibung könne die Abbildung ganz entbehrlich machen. Wie herrlich würde es für das höhere Studium der Pflanzengeschichte gewesen seyn, wenn er uns auch nur blosse Umrisse seiner neuen Pflanzen und ihrer Fructificationen hätte liefern können; ja wenn er sorgfältiger bedacht gewesen wäre, seine Sammlung zu erhalten, und in Europa das Versäumte, so viel, als möglich, nachzuholen! — Dafür ist er billiger gegen die Farben, da er sie mit allem Recht aus guten Gründen angeführt, und um des Missbrauchs willen nicht alles verworfen hat.

Wir wenden uns nun zu einer genauern Anzeige des Neuen und Merkwürdigen in diesem Werke, wozu uns sowohl der Zweck dieser Blätter, als die Seltenheit und Güte einer Schrift, wie diese Flora, hoffentlich berechtigen wird. Wir folgen der Ordnung des Ganzen. Classis I. *Monandria* — *Amomum villosum*, wächst wild in Cochinchina, die Saamen werden als Arzneywaare begierig von den chinesischen Kaufleuten gesucht. *Am. medium* und *globosum*, auch Gewürzsaamen. *Am. hirsutum*. Die Gründe, warum Loureiro den Galgant zum Amomo rechnet, was auch schon Bergius auf die Nachricht unsers Vf. that, werden hier weiter ausgeführt. *Am. arboreum*, 10 Fuss hoch, von Sumatra. Auch die Globba sey ein Amomum. *Curcuma longa*, wild und cultivirt, ein Speisegewürz; *C. rotunda*, bloss wild, stärker, unsicherer, bloss äusserlich zu brauchen, so, wie *Curcuma pallida*. *Donax arundatum*, (Rumph. l. 6. c. 10. t. 7.) *Phyllodes placentaria*, der aufgesprungene Blattstiel trägt die Blume. *Salomonia cantoniensis*, (a Salomone rege,) *Garciana cochinchinensis*, (a Garcia ab Horto,) *Boerhavia africana*, *Hippuris indica*. (Cyperus dulcis Rumph. l. 10. c. 3. t. 3. f. 1.) II. *Diandria* — *Phyllgyea indica*, die Blätter urintreibend und zertheilend. *Ligustrum sinense*, *Eranthemum spinosum*, bey Mozambique. *Jasminum nervosum*, äusserst bitter, geruchlos, innerlich und äusserlich wirksam als verdünnend und auflösend. *Nyctanthes grandiflora*, ein schöner, kostbarer Baum; Nyctanthes könne füglich mit Jasmino vereinigt werden. *Striga lutea* (ab habitu plantae strigoso) von Canton, *Gratiola stricta*, *rugosa*, *Justicia nigricans* und *tinctoria*, sämmtlich von Cochinchina, letzte zur Färberey dienlich, auf ein gesättigtes schönes Grün. Ebendaher auch *Dianthera paniculata*, *Utricularia recurva*, *ziziphora* — *siliquosa*! mit 4 Saamen und zweyklappiger Schoote. *Osmanthus fragrans*, (Mocksel Kämpf. Am. p. 844. et Thunberg Jap. p. 18. t. 2. ?) weder in Cochinch., noch bey Canton, fand der Vf. je eine Frucht, und glaubt, dass sie jederzeit abortire. *Anthoxanthum pulcherrimum*. Piper nigrum (Incolarum Indostans papacea.) *Piper sylvestre*, (P. caninum Rumph. ?) *P. pinnatum*! (L. ist noch zweifelhaft, er sah die Blüthe nicht,) von den Chinesern in der Küche und zur Arzney gebraucht. *Diandrae* wären nur die Pfefferarten *floribus discretis*; aber wo die Fructificationen in ein *Receptaculum caudiforme* vereinigt wären, liessen sich die Stamina nicht bestimmen, und es sey noch eine Frage, ob man alle ihnen hierinn ähnlichen Pflanzen zu dieser Gattung zu rechnen habe. III. *Triandria* — *Melothria indica*, (Cucumis marinus viridis Rumph.); vortrefflich werden hier die Verwandtschaften der Cucurbitacearum berührt, und L. glaubt, die Melothria gehöre sehr natürlich zur Gattung Cucumis. *Axia cochinchinensis*, ein Strauch, den Valerianen und Boerhavien verwandt, erhitzend und stärkend, von den Aerzten des Landes so hoch geschätzt, wie von den Chinesen die Ginsengwurzel. Ixia und Morea könnten vereinigt werden. *Phanera coccinea* (Folium linguae Rumph.) sey wegen der Staubgefässe keine Bauhinia. So, wie Loureiro oben schon mehrere Vereinigungen Linneischer Geschlechter anräth, so wünscht er hier aus eben so guten Gründen ihre Trennung in mehrere. Er trifft dadurch auf einen wesentlichen Fehler der Linneischen Vertheilung; es ist allerdings, wie er sagt, „modus in rebus," und die Natur deutet ihn an. Commelina communis, kühlend und laxirend. *Commelina medica*, die Knollen werden in China und Cochinchina als einhüllend in Krankheiten der Brust und Harnwege gebraucht. *Schoenus ruber*, *Scirpus capsularis* — (Juncus indicus porosus Clus. cur. post. pag. 64. ?) capsula 3-loba, 3-valvi, polysperma! Eine Art, die zwischen Juncus und Scirpus steht, aber weder ganz zur einen, noch zur andern Gattung gehört. *Nardus indica*, aus vielen Gründen vom Vf. für das wahre Gewürz gehalten, das den Alten unter diesem Namen bekannt war. *Phleum cochinchinense* und *africanum*, die Saamen des letztern zu Mehlspeisen. *Agrostis odorata*, in Cochinch. wegen des anhaltenden schönen Geruchs zwischen die Kleider gelegt. *A. plicata*, von Canton. *Stegosia cochinchinensis*, ein Gras, das zum Dachdecken gebraucht wird, so, wie Saccharum Spicatum, welches letztere viele Jahre dauerhaft bleibt. *Sach. jaculatorium*, zu Pfeilen. *Arundo piscatoria*, zu Fischangeln. *Arundo dioica*, L. sah bloss die Weibchen; von Ar. Bambu eine vollkommenere Beschreibung, als bey seinen Vorgängern. *Ar. agrestis* hart, dauerhaft, mit häufigen Stacheln besetzt, und zu Verzäunungen, besonders bey Fortificationen, vortrefflich. *Ar. mitis*, 40 Fuss hoch, zu Flechtwerk. *Ar. multiplex*, (Arund. Arbor Rumph.) zu lebendigen Zäunen. *Lechea chinensis*, auf dem ersten Blick eine Tradescantie oder Commeline, aber keines von beiden. *Eriocaulon quadrangulare*. *Polypara cochinchinensis*, viele Blüthen in einer allgemeinen Krone, eine Salatpflanze, die in Gärten gezogen wird, und sich Thunbergs Houttoynae nähert. *Mollugo triphylla*, von Canton. IV. *Tetrandria*. — *Phyla chinensis*, in Form und Stand der Staubgefässe von den Proteis verschieden. *Cephalanthus angustifolius*, *procumbens*, *montanus*, *stellatus*. Das Gattungskennzeichen hat Linné

Linné etwas verändert. *Scabiosa cochinchinensis*, reinigend und ein Brustmittel. *Cylindria rubra*, (Blimbingum Sylvestre Rumph.) *Porphyra dichotoma*, *Callicarpa umbellata*, *triloba*, *Buddleja asiatica*, *ternata*, *Penaea nitida* und *scandens*. Beide letztere asiatische Gewächse weichen etwas von Linne's Gattungskennzeichen seiner afrikanischen Arten ab. *Pavetta arenosa*, und *Parasitica*; letztere in Cochinch. Gärten, an den Bäumen. *Polyozus* (Arbor ramosissima, dem Rouhamon Guianensis des Aublet verwandt) *bipinnata*, aus Cochinch. liefert ein schweres, zum Brückenbau vortreffliches, Holz; *Polyozus lanceolata*, von Canton, nähert sich der Pavetta caffra. *Ixora montana*, *novemnervia*, *violacea*; letztere stützt sich auf die Aeste der Feldbäume. *Petesia simplicissima*, und *trifida*; *Oldenlandia Zanguebariae*. Die Oldenlandien könnten zu der Gattung Hedyotis gebracht werden Die mehligen Knollen von *Galium tuberosum* dienen in China und Cochinch. zu Speisen und Brustmitteln. *Spermacoce flexuosa*. Die Wurzel von *Fagara piperita* ein wirksames Arzneymittel. *Lasia aculeata*, eine dem Pothos verwandte Pflanze mit einem stachlichen Schaffte, aber nicht gynandra. *Lepta* (a minutie florum) *triphylla*. *Ptelea ovata*, L. sah bloss männliche Blüthen. *Helicia cochinchinensis*, mit spiralen Blumenblättern. *Cissus umbellata*. *Allasia Pagos*, mit wurstförmiger Frucht, der Jaracatia des Piso ähnlich, aus Afrika. *Columella pedata*. *Trapa cochinchinensis*, auch eine Species bicornis, und von den europäischen verschieden, wie T. chinensis, die L. für eine Varietät der erstern zu halten nicht abgeneigt ist. *Santalum album*: das citrinum differirt bloss als Abänderung, unter andern dient das Holz zu den Särgen der Vornehmern, und ist unverweslich. *Salvadora capitulata*, *Lagenula pedata*. *Creodus odorifer*, ein Strauch mit fleischigen Kätzchenblüthen, wegen des Geruchs ein Gartengewächs in Cochinchina, und von Stilago verschieden, ob der Vf. gleich Anfangs glaubte, dass beide übereinkämen. *Octarillum fruticosum*, mit einem achteckigen Saamenumschlage. *Dorstenia chinensis*, die Wurzel in China, ein gebräuchliches Arzneygewürz. *Tetradium trichotomum*. V. *Pentandria* —. *Mirabilis Jalappa*; auch L. hält die einige Jahr im Wachsthum erhaltne Wurzel für die wahre und kräftigste Jalappe. *Cyathula geniculata* (Auris canina Rumph. Athnyranthus prostrata Linn.) die Wurzel treibend und auflösend. *Heliotropium tetrandrum*! ein Gartenunkraut, wie das H. indicum. *Primula mutabilis*, wird in Canton wegen ihrer Schönheit auch in den Gärten gezogen, und scheint nach des Vf. Zerlegung, ehe zu den Caryophyllaeis zu gehören, und nur das äussere Ansehen, nicht einmal das Involucrum, mit den Primulis gemein zu haben. *P. Sinensis*, *Hottonia littoralis*, *Menyanthes Hydrophyllum*; letztere Pflanze gleichsam zwischen beiden Gattungen, wovon sie die Namen hat, mitten inne; ein Wink, beyde zu verbinden. *Convolvulus bufalinus*. *Azalea punctata*. *Campylus sinensis*. *Cenopegia obtusa* und *cordata* *Nerium scandens*. *Plumeria obtusa*, Lour. fand, so wie Rumph, die Blätter immer spitzig, und nicht stumpf, wie sie Linné angiebt. *Tabernaemontana bufalina*, und *bovina*; der klebrige Saft von beiden wird gebraucht, um eingestochne Dornen leicht aus dem Fleische zu ziehen. *Thela* (a calyce papilloso) *coccinea*, *alba*. *Atraphyllum* (foliis apice ramorum confertis) *lineare*, ein grosser Baum, der Bauholz liefert. *Pyrgus* (a staminibus turris forma mutae inclinatis) *racemosa*. *Rotula aquatica*. *Tournefortia montana*, ein Arzneygewächs, *Sideroxylon cantoniensis*, *Oncinus* (laciniis corollae uncatis) *cochinchinensis*. *Dartus* (a bacca excoriata, diaphana) *perlarius* (Perlarius alter Rumph.). Mit Wein, in dem nur halbgeröstete Krähenaugen gelegen hatten, tödtete L. ein starkes Pferd in einer Viertelstunde; ganz schwarz gebrannt, dienen sie aber ohne Gefahr zur Stillung des weissen Flusses. *Ignatiana philippinica*; die Ignatiusbohne sey stärkend, einschneidend, schweiss- und wurmtreibend, auch befördere sie die monatliche Reinigung. Sie diene im schleimigen Schlagfluss, in Colik, Cardialgie, kalten Fiebern, Unterdrückung des Monatlichen, und beym Biss und Stich giftiger Thiere. Man gebe sie von 6 — 12 Granen, mit Wasser oder Wein, und so habe sie nie geschadet. Eine grössere Gabe sey vermögend, Schwindel und Krämpfe zu verursachen, die aber durch viel kaltes Wasser und Limoniensaft gehoben würden. Sie sey milder als die Krähenaugen, werde allerdings von Würmern angefressen, und die Frucht verdiene eben so wenig eine Drupa zu heissen, als die ähnliche von Cucurbita lagenaica. *Rapinia herbacea*, *Solanum biflorum*, *album* (radicis virtute odontalgica) *dichotomum*, (Melongena sey nicht vom S. insano verschieden.) und *procumbens*. *Lycium cochinchinense*, *Argyreja* (a foliis argenteis) *obtusifolia* (subadstringens) und *acuta*, beide dem Argophyllo nitida Linn. Suppl. ähnlich; *A. arborea*, in einem Umschlage aus Blättern und Wurzeln bey Geschwulst und Entzündung der Brüste. *Cerium* (a pericarpio interne cellulis pentagonis favogineo) *Spicatum*, mit Plumiers Brunsfelsia verwandt. *Cerbera salutaris* (Lactania Salubris Rumph.) *Tectona Theka* Linn. Suppl. liefert das schönste Bauholz, besonders für die Schiffe, dauert in der Feuchtigkeit gegen die weissen Ameisen und den Pfahlwurm. *Disbolena* (duplici corollae tubo) *verticillata*. *Varronia Sinensis*, das etwas herbe Fruchtmark wird von den Chinesen besonders zur Stärkung der Harnwege gebraucht. *Phyteoma bipinnata* und *cochinchinensis*, beide unter sich sehr verwandt, aber nicht recht mit der Gattung harmonirend. Das Holz der Nauclea orientalis dauert bloss in den Häusern, nicht in Luft und Regen. *Dasus* (flore hirsuto) *verticillatus*, *Helixanthera* (antheris spiraliter revolutis) *parasitica*, *Aidia cochinchinensis*, ein Baum mit einem in der Feuchtigkeit unverweslichem Holze. *Antherura* (antheris caudatis) *rubra*, schon der Dampf des Blätterdecoctes zieht den Schleim im Munde zusammen, und lindert die Zahnschmerzen. *Coffea racemosa*, und *Zanguebariae*. *Dysoda fasciculata*, eine schöne, aber stinkende Pflanze, mit der die Beete in China und Coch. abgetheilt werden, wie in Europa mit Myrten und Buxbaum. *Stigmanthus* (a magnitudine exotica stigmatis) *cymosus*, *Gardenia grandiflora*, ein schönes, wohlriechendes Gartengewächs, *G. volubilis*. *Genipa bufalina*, *esculenta*, *flava*. *Oxyceros* (ab aculeis plantae corniformibus, acutissimis) *horrida* u. *sinensis*. *Mussaenda chinensis*. *Triphasia* (a numero ternario foliorum corollae,

lae, calycis) *aurantiola*, mit Unrecht von Linne Citrus trifoliata genannt. *Bótria* (racemo plantae uvae simili) *africana*. *Pentaloba* (a forma fructus) *sessilis*. *Calispermum* (a seminibus nidulantibus) *scandens*. *Evonymus chinensis*, *Tralliana* (a Alex. Tralliano) *scandens*. *Rhamnus agrestis* und *soporifer;* die geschälten Kerne des letztern werden stark gekocht, bringen beym Gebrauch einen gelinden Schlaf, stillen die Schmerzen und den Saamenfluss. Alle 5 von Lour. beschriebne Rhamnusarten hatten Steinfrüchte, und keine Beeren. *Cedrela Rosmarinus*, auf den ersten Blick, und ohne die Blume, dem Rosmarino gleich, der davon bereitete Spiritus ist nicht viel vom ungarischen Wasser oder dem Lavendelgeiste verschieden. *Diosma asiatica*, *Plectronia chinensis*. Die halbgerösteten Saamen von Celosia castrensi dienen gegen Durchlauf und weissen Fluss, die Saamen von C. argentea bey Augenkrankheiten, die C. margaritacea bey Entzündungen, Geschwüren und der Krätze. *Polia* (ab aspectu plantae in cano) *arenaria*, mit Glaux maritima verwandt, *stapelia chinensis*, vielleicht Asclepias carnosa Linn. Suppl., beide aber mehr den Stapelien ähnlich. *St. cochinchinensis*, *Cynanchum odoratissimum* und *inodorum;* ersteres gemein in Cochinchina, aber wegen des Geruchs, der nicht geringer ist, als von Nyctanthes Sambac, wird es zum Schmuck vornehmer Frauenzimmer gebraucht, und in seinem Vaterlande sowohl, als in Canton, gezogen. *Periploca cochinchinensis*. *Apocynum iuventas*, die Wurzel wird von den Cochinchinesen für ein Verjüngungsmittel gehalten, so wie in China die Wurzel der Pflanze Ho xeu u, die aber von dieser verschieden ist. *Ap. alternifolium*, *africanum*. *Pergularia divaricata*, *Sinensis*, *Asclepias fusca*. *Grammica* (a forma lineari plantae) *aphylla*, ein wurzelloses, fadenförmiges Gewächs, wie Cascuta und Cassytha. *Gentiana scandens*, ein stinkendes Gewächs, dessen Blätter und Wurzeln vorzüglich magenstärkend sind, und äusserst bitter schmecken. Der üble Geruch verliert sich mit dem Trocknen. *Hydrolea inermis*, den Gentianen verwandt. *Aglaja* (a plantae nitore, odore, venustate,) *odorata*, wird wegen ihrer grossen Schönheit in den Gärten der Vornehmsten gezogen, ist Camunium Sinense Rumph., und Thunbergs Bumalda trifolia, scheint zu derselben Gattung zu gehören. *Salsola didyma*. *Trisanthus* (ob tres flores eodem calyce copulatos) *cochinchinensis*, (pes equinus Rumph.,) keine Hydrocotyle, wofür sie Linné hielt, übrigens ein harntreibendes, reinigendes Gewächs, das aber vorzüglich bey Wunden gebraucht wird. Eine Wunde, von denen gerade am Leibe weggeschnittnen Geschlechtstheilen einer Mannsperson wurde durch Auflegen dieses Krautes mit etwas gestossnem Kalke leicht geheilt. *Bossea cannabina*, die Rinde wird hanfartig benutzt. Coriandrum Satizum und testiculatum werden als Gemüspflanzen gebaut. *Tamarix chinensis*. *Basella nigra*. *Triceros* (a bocca tricorni) *cochinchinensis*. Die sehr bittre Crassula pinnata liefert Blätter zum schwarzfärben, und eine Wurzel, die bey Cachexien und Wechselfiebern gebraucht wird. *Drosera umbellata*, bloss nach dem Habitus, nicht nach Zerlegung der Fructification, welche fehlt, hieher gerechnet. *Aralia octophylla*, Blätter und Rinde schweis- und harntreibend, die Asche gegen die Wassersucht; *A. palmata*, die Rinde in der Wassersucht und Krätze. Die *Ar. chinensis* ist nach Rumph auf Amboina beständig baumartig, in Cochinchina fand sie der Vf. beständig gestreckt, oder kletternd. Durch ihre vielen krummen Stacheln wird sie den Wanderern äusserst beschwerlich.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Halle*, im Comm. b. Hemmerde u. Schwetschke: *Einige Gedanken über die Uebersetzung griechischer und römischer Dichter, nebst einigen Gedichten des Ovid, Mimnermus* etc. etc., übersetzt von *G. W. L. Starke*, Rector der Berenburgischen Stadtschule. 1790. 48 S. in 8. — Eine Einladungsschrift, bey deren Bekanntmachung Hr. *St.* zunächst den Zweck hatte, seinen Schülern etwas in die Hände zu geben, wodurch ihnen manche Bemerkungen über Sprache überhaupt, über alte und neue Sprachen und derselben Verschiedenheit theils erneuert, theils anschaulicher gemacht werden könnten. Dass Hr. *St.* den Vorschlag thut, in manchen Fällen die hexametrische oder elegische Versart des Originals in der Uebersetzung mit einer neuern zu vertauschen, verdient allen Beyfall; aber dass es gut sey, dem Uebersetzer auch den Zwang des Reimes aufzulegen, das könnte Rec. unmöglich gut heissen. Wenigstens haben ihn die hier vorgelegten Proben davon nicht überzeugt. Selbst in den leichtern Dichtungsarten werden die Fesseln des Reimes den Gang der Uebersetzung steif und schwerfällig machen, wenn der Uebersetzer nicht selbst Dichter in vorzüglichem Grade ist, und wenn er sein Original nicht mehr nachbildet, als übersetzt. Was wird es denn erst seyn, wenn die höhere Ode in solchen Banden sich aufschwingen soll? Wie sehr Hr *St.* sein Versuch mit *Pindars vierter olympischer Siegerhymne* misslungen sey, mag die Vergleichung der ersten Verse mit *Steinbrüchels* prosaischer Uebersetzung zeigen:

Der du in deiner Höhe, wie an Zügeln,	*Schwinger des rastlos fliegenden*
Regierst des Donners wilden Gang	*Donners, Zeus Höchster! —*
O Zeus, dein Fest / *Das du im Reyhn der Horen wiederkehren lässt,*	*Denn mich haben deine zirkelnden Stunden mit dem mannichfaltigen Liede der Zitter, zum*
Weckt meiner Lieder Melodien, / *Und ihren Hochgesang,* / *Für Heldenkampf zu zeugen:*	*Zeugen deiner erhabensten Kämpfe gesandt, und der süssen*
Und traun! wenn Freunde überwinden, / *Und frohe Boten ihren Sieg verkünden,*	*Bothschaft vom Glücke der Freunde freuen sich Edele.*
So kann der Freund, / *Der treu es meynt,* / *Im Freudenrausch nicht schweigen.*	

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 19 Januar 1791.

NATURGESCHICHTE.

LISSABON, auf Kosten der königl. Akademie: *Flora cochinchinensis*, etc.

(*Fortsetzung der im vorigen St. abgebrochenen Recension.*)

VI. Hexandria — *Floscopa* (flore scopario) *scandens. Tradescantia vaga*, eine Mittelart zwischen dieser Gattung und Tillandsien. *Oncus* (a radice tumente) *esculentus*, mit einem sehr grossen Wurzelknollen, von Dioscorea verschieden. *Canarina Zanguebariae. Loranthus cochinchinensis*, auf den Aesten der Gartenbäume. *Hexanthus* (a flosculis 6, calyce 6-phyllo inclusis) *umbellatus*, liefert ein Bauholz. Die Dracaena ferrea des Vf. kommt mehr mit Osbecks, als mit Rumphs Beschreibung, überein; er beschreibt sie genauer, als beide, und glaubt, dass sie den Palmen verwandt sey, so, wie er die Dr. ensifoliam, deren Decoct gegen Dysurie, Gonorrhöe und weissen Fluss gebraucht wird, und aus deren Wurzel mit verschiedenen Gewürzen Räucherkerzen geformt werden, lieber zu den Ornithogalis rechnen möchte. Die giftwidrige Kraft des Crini asiatici, wie sie Rumph angiebt, kann der Vf. nicht bestätigen, aber die Wurzel des Cr. zeylanici brauchte er häufig statt der Meerzwiebel, und rühmt sie im warmen Umschlage mit Curcuma und Essig bey Härte, Geschwulst und Schmerzen des Leibes nach der Geburt, als ein heroisches, auf die Reinigung wirkendes Mittel. *Leucoium capitulatum*, eine innen goldfarbene, aussen braune Blume, *Hypoxis aurea* aber aussen grün. *Liriope* (Nympha mater Narcissi) *spicata*. Die Aloe succotrina sey von der hepatica kaum verschieden, die caballina aber verunreinigt. Die Blätter der Aloes perfoliatae, welche sie liefern, werden durch Maceriren und Kochen ganz ihrer Bitterkeit beraubt, und zu einem angenehmen Gerichte. *Aletris cochinchinensis*, die Blumen werden, so, wie von Hemerocallis fulva, verspeist. *Ornithogalum sinense. Fritillaria cantoniensis. Orontium cochinchinense*, von Thunbergs, Rumphs und Linne's Arten verschieden; Lour. zweifelt fast, ob es der Gattung nach von dem Acoro abweiche. *Calamus petraeus*, 100 Fuss lang, zu den Schaften grosser Spiesse; *C. rudentum*, 50 Fuss lang und drüber, zu Schiffstauen, zum Ziehen grosser Lasten und zu Stricken für unbändige Elephanten; *C. scipionum*, zu Spatzierstöcken; *C. verus*, 100 Fuss lang, zu Ankertauen und zur Verbindung beym Häuser- und Schiffbau, da die Anwendung der Nägel bey jenen Völkern ganz ungewöhnlich ist; *C. amarus*, von demselben Gebrauch, dauerhafter, aber härter; *C. dioicus*, 20 Fuss lang, zu ähnlichem, aber feinerm Gebrauch. Viele andere, nicht genau untersuchte Arten, hat der sorgfältige und zuverlässige Vf. lieber verschwiegen. *Flagellaria repens*, hängt mit Seitenwurzeln an den Bäumen. *Corypha saribus*, die Zweige, welche nicht leicht Feuer fangen, zum Dachdecken, die frischen Früchte werden mit Salz oder Essig eingemacht; *C. africana, C. pilearia*, die Blätter dienen zum Hutfutter. Ob gleich die Arten des Reisses sämmtlich gebaut werden, so glaubt der Vf. doch, dass dieselben sogenannten Varietäten beständig, und vielmehr eigene Species sind. Er beschreibt *Oryza communissima, praecox, montana* und *glutinosa*, läugnet die Blindheit vom Genuss des Reisses, hält die letztere Art für minder verdaulich, und zeigt eine Salbe zur Reinigung der Geschwüre an, die aus geröstetem Reiss und Honig besteht. *Melanthium cochinchinense*, liefert einen Knollen, der zum Brustmittel dient. *Rumex hostilis*, bedornt. *Spathium* (a calyce spathiformi, exotico) *chinense*, eine Wasserpflanze, wie Aponogeton und Potamogeton, und denselben verwandt, vielleicht könnten sie vereinigt werden. VII. Heptandria — *Laguna* (von einem span. Uebersetzer des Dioscorides) *cochinchinensis*, das ganze Gewächs ist zertheilend und auflösend, vorzüglich in der daselbst endemischen hartnäckigen Kniegeschwulst. *Stylidium* (a corolla columnaeformi) *chinense*, die Wurzel ein Fiebermittel. *Astranthus cochinchinensis*. VIII. Octandria — *Gaura chinensis, Epilobium fruticosum, Diospyros lobata*, mit essbarer Frucht. *D. decandra* und *dodecandra*, beide liefern ein schönes, elfenbeinartiges Holz, die erstere hat schwarze Adern im Keime desselben, die letztere wird in den Gärten als ein Baum gezogen, der zur Unterstützung der Pfefferpflanzen dient. *Lawsonia spinosa*, zum Rothfärben der Fingernägel werden die Blätter von den asiatischen und afrikanischen Völkerschaften mit Kalk vermischt. Sie ist zusammenziehend; *L. falcata* aber hat einen übeln Geruch, und ist erhitzend und treibend. Die *Amyris ambrosiaca*, welche den cochinchinesischen Balsam liefert, der mit dem flüssigen Storax viel Aehnliches hat, wird weniger beschrieben, als mit kritischen Vermuthungen betrachtet. *Jambolifera odorata*, die jungen Blätter haben einen Kümmelgeruch, und werden zu Salaten genommen; *J. resinosa* liefert ein dickes, harziges Decoct, mit dem Netze und Stricke bestrichen werden, um sie vor der Fäulniss zu bewahren. *Gela* (a splendore solis quasi e foliis renitente) *lanceolata*. *Allophyllus ternatus*, die Blätter im Umschlage bey Quetschung und Verrenkung. *Dimocarpus* (a fructu gemello) *Lichi*, wird häufig in Südchina und Nordcochinchina gezogen, da der Baum in einem Klima von mittlerer Temperatur fortkommt. Um die Frucht auf die Ta-

fel des Kaifers von China zu bringen, werden die Bäume, wenn fie eben blühen, mit gewaltiger Mühe und Koften zu Waffer nach Pekin gefchafft, wo fie mit eben reif gewordenen Früchten anlangen. *D. Longani*, wird auch gezogen. *D. crinita* und *informis* wachfen wild. *Euftathes* (a ligno durabili) *fylveftris*, liefert ein rothes, feftes Bauholz. *Scutula* (a bacca fcutiformi) *fcutellata*, mit durchaus violetter Blüthe und Frucht; *Sc. umbellata*, mit Beeren, die an Kräften denen der Myrte nahe kommen. *Daphne triflora*, *cannabina*, letztere liefert in der zubereiteten Rinde das Papier der Cochinchinefen, nahe an der Wurzel finden fich oft im Stamme holzige, harzige Stücken, die dem Aloeholze im Anfehen, und auch zum Theil im Geruche, als Rauchwerk gleich find. *D. odora*, wird wegen des zwar fchwachen, aber den Chinefen angenehmen Blüthengeruchs, forgfältig zu Canton gezogen. *Sapindus abruptus*, eben fo zum Wafchen dienlich, wie S. faponaria. *Coccoloba afiatica* und *ramofa*. *Polygonum tinctorium* dient in China zum Blaufärben; wie P. chinenfe, barbatum und aviculare nach Thunberg in Japan; es giebt auch eine grüne Farbe. Das *P. perfoliatum* wird nicht nur auf Gefchwülfte aufgefchlagen, und bey der Krätze zum Wafchen gebraucht, fondern man bedient fich feiner auch um Knochen und Elfenbein zum Formen weicher, und zur Annahme der Farben gefchickter zu machen. *P. odoratum*, ift ein vortreffliches Gewürz für Fleifchwerk, beide find aus Cochinchina. *P. ciliatum*, von Canton. *Pythagorea cochinchinenfis*. *Hydrogeton heterophyllum*, eigentlich ein Potamogeton octandrum; und, wie Spathium, mit Potamogeton in eine natürliche Gattung zu bringen. IX. *Enneandria* — *Calodium* (ab habitu plantae funiculari) *cochinchinenfe*, (Coffuta. Rombut patri Rumph.) der Caffyta ähnlich, aber von ihr verfchieden. Die faftige Frucht des *Anacardii occidentalis* bringt, fo, wie der daraus bereitete Weingeift, oft Krätze und Entzündungen der Haut hervor. Die Kraft warmer Umfchläge wird fehr durch fie verftärkt. Die dickften Zweige des *Zimmtbaumes* liefern die fchlechtefte Rinde, die Rinde der äufserften Zweige ift fehr fcharf, und dient den Einwohnern als Gewürz; aber die der mittlern Aefte ift die vortrefflichfte, und wird als Arzneywaare weit theurer bezahlt, als der Zimmt von Zeylan. Loureiro fah zwar den *Kampherbaum* von Borneo nicht, aber dem Barofcampher eignet er keine Vorzüge vor dem chinefifchen zu: „Omnia rara pretiofa, nec „femper ex vero merito!" *Laurus caryophyllus*, nicht mit Culilaban zu verwechfeln; *L. myrrha*, äufserft bitter, vom Gefchmack und Geruch der Myrrhe — und vielleicht der Myrrhenbaum felbft. Das Holz der Wurzel ift öhlich, aber das ausgeprefste Oehl der Früchte wird eben fo gebraucht, wie das Myrrhenharz. *L. polyadelpha*, *curvifolia*. *L. Cubeba*, die Befchaffenheit der Früchte verführte beynahe den Vf., ihn für den eigentlichen Cubebenbaum zu halten. *L. pilofa* liefert, wie L. indica, ein gelbes zu verarbeitendes Holz. Die Wurzel vom Saffafrasbaume gab aus 4 Pfunden 5 Unzen deftillirtes Oel, das nach 30 Jahren noch unverändert war. An allen indifchen Lorbeerarten fand der Vf. Zwitterblüthen, Beeren und ausdauernde Blätter. Die chinefifchen Aerzte ftellen fich vor, die *Rhabarber* fey kalter Natur, und verfetzen fie mit Salpeter, um das zu verbeffern. X. *Decandria* — *Anagyris inodora*; *Poinciana* pulcherrima fey nicht genug von bijuga unterfchieden. Das Decoct des Sappanholzes bey verhaltnem Blute, und zum Treiben des Mutterblutes. *Toluifera cochinchinenfis*, das ganze Gewächs aromatifch, die Einwohner brauchen nur die Wurzeln und Beeren als Arzney. Die Blätter von *Guilandina Bonduccella* find bitter, und emmenagoga, die Wurzeln zufammenziehend, in Bauchflüffen dienlich, die Kerne machen Brechen, ihr Oel dient äufserlich bey Lähmung und Krämpfen. *Gu. gemina* befitzt diefelben Kräfte. *Baryxylum* (a gravitate ligni) *rufum*, liefert ein röthliches, fchweres, äufserft feftes Holz, das bey Brücken und Mühlen zum Tragen ungeheurer Laften dient. *Aloexylum* (Lignum Aloes) *Agallochum*; das Holz des grofsen Baumes ift weifs und geruchlos; es erhält feinen Geruch, der es koftbar macht, erft durch eine Krankheit, bey welcher die harzigen Theile an einzelnen Stellen ftocken, das Anfehen des Holzes verändert wird, der Baum zuletzt ausgeht, und nun erft der Fällung werth ift. Keiner feiner Theile ift milchend oder giftig. Alle Arten Aloeholz kommen als Abänderungen von ihm, er wächft auf den höchften Bergen, die koftbarfte Sorte Calambac, blofs auf den Bergen von Champava. Es giebt noch mehrere wohlriechende Hölzer, die darum aber noch kein Aloeholz find. Die Arzneywirkungen find wie bey andern harzigen Gewürzen, fonft ift es ein Rauchwerk. Die Rinde dient zu Papier, wie Morus papyrifera. *Cynometra pinnata*. Das rindige Fleifch von der durchaus bittern Melia Azedrach kann, unbehutfam gebraucht, Schwindel und Krämpfe verurfachen; die chinefifchen Aerzte kochen es deshalb lange in Wein, trocknen es, und geben nun den wäfsrigen Abfud gegen die Würmer. Blätter und Wurzeln dienen äufserlich bey Hautkrankheiten, erftere heilten oft alte hartnäckige Gefchwüre. Die Saamen von Tribulus terreftris zufammenziehend, ein blutftillendes Mittel, und zu Gurgelwaffern brauchbar. *Chalcas japonenfis*. Ch. paniculata, wegen der kleinen dichtftehenden Blätter ein Gartenbaum. Die Wurzel von Limonia monophylla mit Wein aufgegoffen, ein Krampfmittel, befonders beym Krämpfen der Füfse. *Quinaria* (a numero fructificationis) *Lanfi*. (Lanfium Rumph.) *Aulacia* (a fulcis petalorum.) *falcata*, die Blätter emmenagoga. *Melaftoma feptemnervia* und *dodecandra*, erftere zufammenziehend. Quisqualis indica ift zufammenziehend, die Kerne find ein gewöhnliches Wurmmittel. *Cubofpermum* (a forma feminum) *paluftre*. *Acofta* (a Chrift. a Cofta) *fpicata*. *Enkianthus* (flos aliis floribus gravidus) *quinquiflora* u. *biflora*, eine fonderbare Gattung, die fowohl allgemeine und befondre Kelche, als Kronen trägt. *Cyrta* (a drupa curva) *agreftis*. *Anoma* (a corolla et filiquis irregularibus) *Moringa* und *Morunga*, beide mit mehrern, aber nicht genug beftätigten Arzneykräften; *A. cochinchinenfis*. Diefe Gattung ift vom Vf. genau unterfucht, und Linné's Ungewifsheit in Rückficht der Gattung Guilandina berichtigt. *Ophifpermum* (ab ala anguiformi feminis) *finenfe*. *Saxifraga chinenfis*. *Bembix* (a ftylis et foliis turbinatis) *tectoria*, trägt äufserft dauerhafte Blätter, mit denen man

man Kähne, Häuser und dergl. von aussen überzieht, um sie länger vor dem Verderben zu schützen. *Aubletia ramosissima.* *Thysanus* (ab involucro seminis fimbriato) *Palala.* *Hedona* (a iucundo flore) *sinensis*, ein den Dianthis verwandtes Gartengewächs. XI. *Dodecandria.* — Die Wurzel des Asari virginici ist auflösend, schleimziehend, wirkt auf das Monatliche, erregt aber weder Ekel noch Brechen. *Pterotum* (a seminis ala multifida) *procumbens.* *Adenodus* (a glandulis in flore et fructu persistentibus) *sylvestris.* *Stixis* (a drupa punctata) *scandens.* *Diatoma* (a petalis corollae incisis) *brachiata.* *Rhizophora sexangula;* die Arten dieser Gattung, welche L. zergliederte; waren sämmtlich icosandrae. *Euphorbia edulis*, die gekochten Blätter werden ohne Schaden genossen. Die E. nereifolia ist ein unsicheres Ausleerungsmittel, wird aber häufig zur Anlage stachlicher Zäune gepflanzt, der Saft von E. Tirucalli verursacht Blindheit, wenn er die Augen trifft. *Reseda cochinchinensis* und *chinensis*, beide zum Grün- und Gelbfärben brauchbar. *Dichroa* (a duplici colore floris) *febrifuga;* Blätter und Wurzeln sind stark ausleerend, und roh genommen, brechenmachend; mit Weine langsam eingekocht, wirken sie bloss auf den Stuhl, lösen auf, und vertreiben die hartnäckigsten Wechselfieber. *Miltus* (a colore miniato totius plantae) *africana*, der Gattung Glinus verwandt. *Hecatonia* (a centenis germinibus) *palustris*, *pilosa.* XII. *Icosandria* —. Die äusserst bittern Saamen der Eugenia acutangula verlieren, in Kalkwasser oder Aschenlauge geweicht, ihre Bitterkeit, und werden essbar. *Eug. nervosa*, und *corticosa;* letztere hat eine Rinde von etwas heissem, bitterm Geschmack, welche einschneidend, auflösend, und schweisstreibend ist. *Opa* (a foramine baccae pertusae) *odorata*, und *Metrosideros.* *Psidium caninum* wirkt eben so auf die Hunde, wie der Baldrian auf die Katzen; *Ps. nigrum*, und *rubrum.* *Myrtus chinensis* hat zweyfächrige Beeren, *M. trinervia* einfächrige Beeren, die nebst andern Theilen des Baumes eine stärkende zusammenziehende Wirkung äussern, *M. canescens* aber dreyfächrige Beeren. Die einfächrigen Mirtusarten hält L. für nicht hinlänglich von den Psidiis unterschieden. *Drupatris* (drupa nuce triloculari) *cochinchinensis.* *Decadia* (a decade petalorum) *aluminosa* (arbor aluminosa Rumph.), wovon Blätter und Rinde, wie Alaun, zur Befestigung der Farben dienen. *Amygdalus persica*, die Kerne als auflösende, gelinde laxirende, und das Monatliche treibende Mittel. *Am. cochinchinensis.* *Phoberos* (formidabilis ob cautem magnis aculeis horridum) *cochinchinensis* und *chinensis*, beide zu undurchdringlichen Verzäunungen. *Dodecadia* (a duodecim partibus corollae et calycis) *agrestis.* *Crataegus Bibas*, die Blätter sind kühlend, magenstärkend, und wirken auf die Brust; sie hemmen den Durst und das Erbrechen, und heilen die Geschwüre des Mundes und Gaumens. *Cr. rubra.* In Nordchina sind die Birnen besser, als in dem südlichern, aber nicht so gut als die europäischen; in Cochinchina ist der Birnbaum nur in den vorzüglichern Gärten zu finden; aber L. fand nie eine Blüthe. Die Quittenfrucht ist in China wohlriechender, als in Europa, aber für Härte kaum zu geniessen. *Spiraea cantoniensis.* *Rosa nankinensis.* XIII. *Polyandria* — Die bittre schwachriechende Wurzel des grossen Schöllkrautes wird in China sehr hoch geschätzt, und häufig in Gelbsucht, Verstopfungen, bösartigen und faulen Fiebern, in langwierigen Bauchflüssen, äusserlich bey Augenkrankheiten und Mundgeschwüren gebraucht. *Capparis cantoniensis*, *magna*, *falcata.* *Actaea aspera*, bey Canton; die scharfrauhen Blätter dienen wie Schafthell, zum Poliren, besonders der Zinnarbeiten. L. eignet das gebräuchliche Gummi Guttae mit seinem Arzney- und Farbengebrauche der Cambogia Gutta zu. Caryophyllus aromaticus aus Cochinchina, fast geruch- und geschmacklos. *Vateria flexuosa*, ein dauerhaftes Bauholz zu grossen Gebäuden. *Corchorus capsularis*, wird gezogen, und hanfartig benutzt. *Arsis* (a bucca per receptaculum elevata) *rugosa.* *Fallopia* (a Gabriele Fallopio Patavino) *nervosa.* *Craspedum* (ab petala fimbriata) *tectorium;* das Holz dient zum Bauen, die Blätter zum Decken der Häuser. *Augia* (a nitore vernicis) *sinensis*, nach dem Vf. der wahre Firnissbaum der Chinesen, und von Rus Vernix, welcher den japanischen Firniss liefert, ganz verschieden. Jener harzige Saft fliesst aus der aufgerissnen Rinde, erhält für sich an der Luft eine schwarze Farbe, und wird nur zu einem rothen Anstrich mit Zinnober versetzt. Durch Trocknen und Rösten verliert der Firniss seine Schärfe, und wird nun im Absud, oder in Pillen, als ein erhitzendes auflösendes Mittel, zum Treiben des Monatlichen und der Würmer gebraucht. L. glaubt, dieser Baum sey derselbe, den Kämpfer beschreibt (Vernix indica Anacardinus. Amoen. p. 792.) *Thea cochinchinensis;* die lange in Gährung erhaltnen und getrockneten Blätter werden mit heissem Wasser im Sommer aufgegossen, zu einem Tranke, der zwar einen starken Schweiss, aber auch eine schnelle Abkühlung, und bey übermässigem Gebrauche Verstopfungen und verdorbnen Magen verursacht. *Thea cantoniensis*, der eigentliche Theestrauch. Die verschiednen Theesorten, sind nach L. nur Varietäten der einen Art. *Th. oleosa;* aus den Kernen wird ein Oehl für die Lampen gepresst, das die Chinesen auch wohl zu Speisen brauchen, wo es aber weniger angenehm ist, als Olivenöhl oder Sesamöhl. *Seguieria asiatica.* *Thilachium* (a calice floris folliculari) *africanum.* *Calligonum asperum.* *Echtrus* (ob spinas inimicas, quibus ubique armatur) *trivialis.* *Clematis sinensis*, die Wurzel und der untere Stengel ist harn- und schweisstreibend. *Cl. minor.* *Thalictrum sinense;* die Wurzel verdünnend und gelinde laxirend, die Anwendungen, die L. anführt, sind nicht sehr bestimmt. *Liriodendron Figo* und *Coco*, beide werden gezogen. *Uvaria uncata*, breitet sich freywillig zu Bekleidungen der Wände aus. *Melodorum* (mel odorum) *fruticosum* liefert eine wohlriechende, süsse, *arboreum* aber eine ungeniessbare Frucht. *Desmos* (ob fructus in nodos concatenatos) *cochinchinensis* und *chinensis.*

Der zweyte Band fängt an mit XIV. *Didynamia* — *Mentha stellata.* *Teucrium undulatum* und *Thea.* Die Blätter des letztern dienen in Cochinchina zu Thee, besonders um den Magen zu stärken. *Ballota pilosa.* *Stachys Artemisia*, vor der Blüthe der Artemisiae unicauli ungemein ähnlich, und in den Kräften von dem Beyfuss wenig verschieden. *Barbula* (a fimbria barbata labii inferio-

ris) *sinensis*, wohlriechend. *Melissa rugosa* hat die Kräfte der Mel. creticae, deren Blätter auch zu Salaten genommen werden. *Dentidia* (a calycis laciniis superioribus denticulatis) *nankinensis*, riecht wie Mel. cretica, und wird, wegen ihrer Schönheit, gezogen. Die Saamen von Ocym. Basilicum werden, gekaut, zum Theil verschluckt, zum Theil aufgelegt, als sehr wirksam bey Schlangenbissen gerühmt. *Ocymum africanum. Dracocephalum cochinchinense. Trichostema spiralis. Coleus* (a filamentis stylum vaginantibus) *amboinicus* (Marrubium album amboinicum Rumph.); ein starkziehendes, stark auf die Nerven wirkendes, Gewächs, mit staminibus monadelphis. *Clinopodium asiaticum.* Die Wurzeln der Gmelinae asiaticae werden innerlich, die Blätter aber äusserlich bey Gliederschmerzen und Nervenkrankheiten gebraucht. *Lantana racemosa*, ein grosser Baum, zu Bauholz. *Barleria procumbens. Campsis* (a staminibus mutuo incurvatis) *adrepens. Digitalis cochinchinensis* u. *Sinensis. Bignonia pentandra* und *longissima;* die letztere Art der Bignoniae spathacaeae ähnlich, aber nicht vollkommen gleich. Ueberhaupt fand der Vf. die asiatischen Bignonien nicht ganz mit dem Linneischen Gattungscharakter übereinstimmend. *Diceros* (ob antheras bicornes) *cochinchinensis.* Mit Wermuth, der mit Sesamöhle zusammengestossen worden, reibt man die Glieder bey krampfhaften Anfällen. *Antirrhinum porcinum*, ein Schweinefutter; *A. aquaticum. Columnea stellata*, eine Wasserpflanze von schönem Geruch und Ansehen, die keine Trockenheit verträgt, wegen ihrer Annehmlichkeit in eignen Gefässen gezogen wird, und erweichende, kühlende Kräfte besitzen soll. *Mazus* (a papillis pedunculatis ad faucem corollae) *rugosus. Manulea indiana. Martynia Zanguebariae. Cornutia quinata. Volkameria Petasites* (Petasites agrestis Rumph.) *angulata. Vitex spicata*, wird bey Lähmung, Halbschlag, und Gliederkrankheiten gebraucht, trifolia fast auf dieselbe Art, auch als Emmenagogum, beide sind erhitzend, und wirken auf die Nerven. V. Negundo ist etwas schwächer. *Tripinna* (a foliis) *tripinnata. Septas* (nicht die linneische Gattung) *repens. Picria* (ob insignem amaritiem) *fel tereae;* die Blätter haben eine treibende Kraft, und dienen bey anfangender Wassersucht, kalten Fiebern, Unterdrückungen der Mutterblutflüsse, und Schmerzen des Unterleibes. XV. *Tetradynamia.* — Das Thlaspi Bursa pastoris wird vom Vf. als adstringirend gerühmt. *Ricotia cantoniensis. Sinapis pekinensis*, zu Peking die beste Senfart; sie wächst in Cochinchina höher, ist aber geringer; in Portugall wird sie mit jedem Jahre schlechter. Die Saamen von Sin. chinensis werden zu Sinapismen gebraucht. Lour. zweifelt, ob alle Arten der Senftgattung auch wirkliche Arten wären. XVI. *Monadelphia* — Die Rinde des Tamarindenbaums, den Linné wegen der verwachsenen Fäden zu dieser Klasse rechnet, wird Kindern im Aufgusse gegeben, die zusammengeflossene Blattern haben. *Stemonia* (a staminibus notabili forma connexis) *tuberosa*, die Wurzelknollen sind essbar und einhüllend. *Zala* (a fluctuatione plantae) *asiatica*, (Plantago aquatica Rumph.) die Pistia stratiotes des Linné, aber genauer untersucht. Sie ist treibend, und wirkt innerlich und äusserlich bey Krätze und Ausschlag. *Medusa* (a villis capsulae) *anguifera.* Die Melochia corchorifolia hat die Kräfte der Malven. *Pimela* (a pinguedine oleoso-resinosa) *nigra, alba* und *oleosa*, die Steinfrüchte der erstern beiden sind den Oliven sehr ähnlich, werden eben so mit Salz eingemacht und verspeist, und die der zwoten Art sind selbst für Kranke verdaulich und magenstärkend; die dritte Art liefert keine essbaren Früchte, aber über der Wurzel giebt der ausgehöhlte Stamm in Menge ein gelbliches, klebriges, riechendes Oehl von sich, das beynahe dem Copaivabalsam ähnlich ist, ihm auch in den Kräften etwas gleich kommt, und vortrefflich zum Firniss dient, der mehr mit Farben mischbar, aber minder dauerhaft ist, als der chinesische. Es wird mit dem Harze Damar, (dessen von Rumph beschriebenen Baum der Vf. nicht bestimmen kann,) mit Werk aus Bambusrinde und etwas Kalk zu einer Masse gemischt, die, ohne vorherige Kochung, zwischen die Fugen der Wasserfahrzeuge gestrichen wird, eine dauernde Steinhärte erhält, und keinen so ekeln Geruch giebt, wie das Schiffpech. Das Holz des grossen Baumes kann in gewaltige Breter zerschnitten werden, die zum Schiffsbau dienen. *Meteorus* (a racemis longissimis pendentibus) *coccineus*, die zarten Blätter dienen zu Salat. *Camellia drupifera*, das wohlriechende, nicht leicht verderbende Oehl, das die Kerne bey der Pressung geben, wird sehr zu Parfumerien und Salben geschätzt. *Cordyla* (a germine et bacca claviformi) *africana. Ophelus* (ab utili fructu) *sitularius*, die kürbisartige Frucht wird, wie die von dem Calebassenbaume, benutzt, sie ist aber von ihr so sehr, als von Lecythis Ollaria Linn. und Couroupita guianensis Aublet. verschieden. *Sida scoparia* liefert Besenreiss, die Kräfte sind übrigens, wie bey S. indica und alnifolia, denen in den Malven ähnlich. Die grose und dauernde Elasticität der Wolle von Bombax pentandrum macht sie zum Ausstopfen von Küssen und Polstern sehr geschickt. *Urena polyflora, monopetala.* XVII. *Diadelphia* — *Polygala glomerata.* Von Erythrina Corallodendro ist die Rinde ein Fiebermittel, die Blätter, welche auch zum Reinigen der Geschwüre dienen; halten die Fäulniss von dem Fleische ab, das in selbige gewickelt wird, und geben ihm einen bessern Geschmack; das Holz wird unter allen in jenen Gegenden zu Schiesspulverkohlen gewählt. *Er. fusca. Genista scandens*, sie steigt bis zu den Gipfeln der grössern Bäume und indianischen Rohre, und giebt wegen der Grösse, Menge und den goldfarbenen Blüthen ein schönes Ansehen. *Lupinus cochinchinensis* und *africanus. Anthyllis indica.* Die Saamen von *Arachis asiatica* werden fast wie Mandeln aber ihr Oehl wird weniger zu Speisen, als zum Brennen gebraucht. *Arachis africana* wurde von Lour. auch in Portugal gezogen, hörte aber im dritten Jahre auf, aus dem Saamen aufzugehen. *Aspalathus arborea. Pterocarpus flavus*, (Malaparius Rumph.) der Vf. brauchte die Rinde, die auch zur gelben Farbe dient, als ein auflösendes Mittel und bey Wunden, sah aber die Blüthe nicht selbst, und vermuthet die Gattung nur.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 20. Januar 1791.

NATURGESCHICHTE.

Lissabon, auf Kosten der königl. Akademie: *Flora cochinchinensis* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Derris (a legumine membranaceo) *trifoliata* und *pinnata*; letztere hat eine fleischige, rothe Wurzel, die in Ermangelung der Areca mit Betelblättern gekaut wird, und ebenfalls den Wohlgeruch und die Röthung des Mundes hervorbringt. *Crotalaria heptaphylla* und *scandens*. *Phaseolus tuberosus*, mit essbarer Wurzel, *tunkinensis*, mit essbaren Saamen. Die frischen Hülsenfrüchte von *Dolichos* sinensis, ob purpureus, und tetragonolus sind essen, die von der letztern Art fallen dem Kopfe beschwerlich; D. ensiformis wird zu Lauben gezogen, bulbosus, trilobus, und montanus liefern essbare Wurzeln. *Psoralea scutellata* u. *rubescens*. *Trifolium cuspidatum* u. *volubile*. *Aeschynomene heterophylla*, nicht ganz mit dem Gattungskennzeichen übereinstimmend; *Ae. lagenaria*; hat einen schwammigen elastischen Stengel, der in Cochinchina zum Verstopfen der Flaschen, anstatt des Korkes, gebraucht wird. Hedysarum vespertilionis, dessen Blätter bey einem geringen Winde eben so viel fliegende Schmetterlinge vorstellen, und welches deswegen gezogen wird, machte der Vf. 1774. zuerst in Europa bekannt. *H. elegans* u. *lineare*; letzteres mit einer treibenden, Appetit erregenden Wurzel. *Coronilla cochinchinensis*. *Ornithopus ruber*. *Hippocrepis barbata*. *Diphaca* (a legumine duplici singuli floris!). *cochinchinensis* (Hedysarum. Eccasta-phyllum Linn.) Der Saft der Blumen von Clitoria ternatea giebt eine sehr schöne, aber vergängliche, blaue Farbe. *Robinia mitis*; *R. amara*, mit einer äusserst bittern Wurzel, deren eckler Geschmack durch Einweichen in Essig und gelindes Backen oder Rösten benommen werden kann, und welche bey Magenschwäche, langwierigen Bauchflüssen, dicken Säften, Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibes, besonders in Pillenform, vortreflich wirksam ist, und von dem Vf. aus eigner Erfahrung an sich gerühmt wird. *R. flava*, auch eine bittre Wurzel, die ein treibendes Fiebermittel abgiebt. *Citta* (ab ave pica, quem flos coloratione refert) *nigricans* (Lobus littoralis Rumph.) Die Saamen von Glycine subterranea hatten in Portugall dasselbe Schicksal, wie die von Arachis africana; die Saamen des dritten Jahres gingen nicht auf. *Indigofera coccinea*, *rotundifolia*, und *bufalina*. Aus den Blättern des Ind. tinctoria wird mit Curcume eine Salbe bereitet, die zertheilend und reinigend ist. *Grona* (a carina subtus cavernosa) *repens*. *Rhynchosia* (a carina rostrata) *volubilis*. *Marcanthus* (a carina et alis longissimis) *cochinchinensis* *Sarcodum* (a legumine carnoso) *scandens*. Die Wurzel von Cytisus Cajan ist verdünnend, auflösend, und stillt die Zahnschmerzen; sie wird bey der Chlorosi, Gaumenentzündung, Bauchflüssen, Aftergeschwüren, und giftigen Bissen empfohlen. Der Strauch wird an Zäunen gezogen. XVIII. *Polyadelphia*. — *Citrus nobilis*, *madurensis*, *margarita*, *fusca*. Diese und mehrere ostindische wildwachsende Arten, dürften wie der Vf. glaubt, wohl nicht zu Varietäten zu rechnen seyn. Die biegsamen, aus der Rinde von Melaleuca Leucadendra bereiteten Schleussen, dienen zum Ausstopfen der Wasserfahrzeuge, und zum Decken der Gebäude oder anderer Dinge, die der Luft ausgesetzt sind; die Blätter werden arzneyisch bey Leberverstopfungen, Wassersucht, Engbrüstigkeit, und unterdrückten Mutterblutflüssen gebraucht. Als magenstärkendes Mittel brauchen die Reisenden das Decoct, um sich vor den Folgen der übelbereiteten Speisen zu schützen, die sie antreffen. Vom Cajeputöhle sagt der Vf. nichts. *Balsamaria* (quasi Balsamum Mariae) *Inophyllum*, welche Art Linné zu dem Calophyllum rechnete, der aber, so wie andre Schriftsteller, hier berichtigt wird. Stamm, Aeste und Blätter des Baumes sind voll von einem weissen, dicken und zähen Safte, der nachher, wenn man ihn gesammelt hat, in Ostindien Marienbalsam genennt wird, und eine grünliche Farbe annimmt. Er dient als Wundmittel. Das Oehl der Früchte ist schlechter, und wird zu Lampen gebraucht. *Hypericum cochinchinense*; der Blumensaft giebt eine goldgelbe Farbe, das Holz des 16schuhigen Baumes ist röthlich schwer, hart und zähe, daher zu Rudern und Stangen beym Schiffbau anzuwenden. *Hyp. aureum*; der Vf. hält diese Art wegen mehrerer Merkmale für H. monogynum Thunberg. fl. jap. 297. wo aber weder die 5 Abtheilungen der Staubfaden, noch der halb verwachsene, fünftheilige Griffel bestimmt ist. XIX. *Syngenesia*. — *Picris repens*, die Wurzel ein auflösendes Fiebermittel. *Leontodon sinense*, auflösend, reinigend. *Scorzonera pinnatifida*. *Serratula Scordium*, wird innerlich bey Wassersucht und unregelmässigem Fluss des Monatlichen äusserlich beym Brand und bey faulen Geschwüren gebraucht. *Spilanthus tinctorius*, der A B C daria der Rumph sehr ähnlich; die Blätter geben auf eine leichtere Weise und fast eben so schöne Farben als der Indig. *Cacalia procumbens*, eine Gemüsspflanze, wovon eine Abänderung an Stengeln und Blättern, auf der Unterseite purpurroth, übrigens aber nicht verschieden ist. *C. bulbosa*, wird äusserlich bey Krankheiten der Augen, des Gaumens, und der Brüste zur Linderung der Schmerzen und Entzündung gebraucht. *C. pinnatifida*, *Eupatorium sinuatum*. *Calea cordata*. *Pteronia tomentosa*. *Artemisia aquatica*; mehrere Jahre kann die Pflanze in einem Gefäss mit Wasser wachsen und blühen, ohne alle Erde. Der Vf. glaubt die Moxa der Wermutharten habe bey ihrer Wirkung von

iesen Pflanzen eine eigne Kraft, und könne keines-
durch Baumwolle ersetzt werden. *Centipeda* (a ra-
centuplicatis terrae incumbentibus) *orbicularis*,
nis. minima Linn.) *Baccharis Salvia*, vom Geruch
lbey, bey Lähmung, Glieder- und Magenschwä-
und beym weissen Fluss, innerlich und äusserlich.
nensis. Placus (a placentis Succo odoro plantae in-
) *tomentosus* und *laevis*. *Gnaphalium sinuatum. Xe-
mum chinense. Matricaria cantoniensis. Chrysan-
m procumbens. Erigeron hirsutum. Solidago decur-
t cantoniensis. Cineraria repanda.* Die Siegesbeckia
alis gehöre zur Polygamia Segregata. *Buphthalmum
eum*, eine mit Geruch versehene Gemüsspflanze.
sina spicata kommt zu Salaten. *Coreopsis Leucor-*
und *biternata*. *Sphaeranthus cochinchinensis*, eine
chende und kühlende Pflanze, von demselben Ge-
h, wie Cacalia bulbosa. *Enydra* (a loco aquatico)
ans. Impatiens mutila und *cochleata*; die von Lin-
genommene Zählung der Blumenstiele sey zur Be-
ung der Arten dieser Gattung nicht schicklich, und
beständig. *Lobelia chinensis. Solena* (a stamine tu-
o) *heterophylla*, eine Planta cucurbitacea — flori-
ermaphroditis. Wurzel und Saamen werden in
uhr und Schwindsucht gebraucht, die schlangen-
g verwachsenen Staubbeutel bilden um den Griffel
Röhre. XX. *Gynandria*. — *Ceraja simplicissi-
Callista* (a pulchritudine floris) *amabilis. Thrix
um* (a Semine pilliformi) *centipeda. Galeola* (a
a nectarii) *nudifolia. Renanthera* (a lobis antherae
ormibus, patentibus) *coccinea. Aristotelea spiralis*:
es Charakter vom Epidendro sey unbestimmt und
htig. *Aerides* (quasi aeris filia) *odorata*, eine merk-
ige Pflanze, die, in der freyen Luft aufgehängt,
Wasser und Erde, mehrere Jahre ausdauert, wächst,
, und keimt. L. würde es selbst nicht geglaubt ha-
wenn ihn eine lange Erfahrung nicht überzeugt
. *Salacia cochinchinensis. Blastus* (a germinibus
ae exoticis) *cochinchinensis*; gegen 20 Fruchtkno-
tzen zerstreut auf den Rücken der 4 Staubgefässe.
antia (a Duce J. de Bragança, Praes. Soc. Reg.)
osa. Phaius (a colore floris subnigro) *grandifolius*;
lanze wird in den Gärten gezogen; vorn ist die
e schwärzlich, hinten schneeweiss. *Helicteres hir-*
hier, so wie in H. angustifolia Stamina monadel-
H. undulata, paniculata. Calla occulta. Arum in-
t und *cucullatum*; sind neu; A. Dracontium, pen-
llum und trilobum wirken arzneyisch wegen der
fe; Sagittifolium, Colocasia und esculentum sind
r, unter jenen wird pentaphyllum, unter diesen das
entum gegen giftige Bisse gerühmt. XXI. *Mo-
ia*. — *Zannichelia tuberosa. Nymphanthus* (a flo-
parium sponsalium instar geminatis monoicis)
ifolia, zu Bauholz; die Blätter Blüthen und Früch-
weichend und lindernd, bey Beschwerden der Brust
larnwege; *N. pilosa, chinensis, rubra, Niruri* (Phyl-
is Linn.) alle, als Monandrae, von der Gattung
anthus getrennt. *Polyphema* (a gigantea bacca)
ist Artocarpus integrifolia Linn. wird aber von
aus dort angeführten Gründen von Art. incisa
attung nach geschieden. *P. Champeden*, liefert, wie

die vorige Art, ein dauerhaftes, aber minder schönes
Bauholz. *Morella* (quasi morus parvus) *rubra*. (Prunus
japonica fructu purpureo Kämpfer jap. l. 1. p. 101: ?)
dem Cudrano Rumph. ähnlich. Die schönen Früchte
werden mannichfaltig verspeist, auch lässt man sie zu
Weine gähren. *Casuarina africana* liefert ein äusserst
hartes und schweres, dem Verderben nicht leicht unter-
worfenes Holz. *Coix agrestis. Olyra orientalis. Rhaphis*
(ab aristis acicularibus) *trivialis*, an den Wegen sehr be-
schwerlich, indem sich die scharfen Grannen hartnäckig
an die Kleider hängen. *Cicca racemosa. Tricarium* (a nu-
ce triplici,) *cochinchinense. Urtica gemina* und *pilosa. Po-
lychroa* (a multiplici foliorum colore) *repens*, wird der
Schönheit wegen gezogen, unter den essbaren Ama-
ranthen ist A. polygamus in Indien am zuträglichsten
und gewöhnlichsten. *Hexadica* (a senis pericarpii locu-
lis) *cochinchinensis. Trema* (a nucula foraminibus pertu-
sa) *cannabina*; dieser Beyname bezieht sich auf die Rin-
de. *Vanieria* (a Jac. Vanierio) *cochinchinensis*, zu klei-
nen Verzäunungen, und *chinensis*; die Gattung ist mit den
Conocarpis verwandt. *Nephroja* (ob drupas reniformes)
sarmentosa. Cocos Nypa, die Zweige dauerhafter, der
Wein und Essig schlechter, als von der *nucifera*. Den
Arecanüssen eignet L. mehr einschneidende, als zusam-
ziehende Kräfte zu. *A. sylvestris*, eine Mittelart zwi-
schen Areca und Caryota. *Caryota mitis*; die schönste
Palmart, deren Blätter bey geringer Bewegung der Luft
zu fliegen scheinen. *Fagus cochinchinensis. Quercus cot-
nea* nnd *concentrica*; erstere giebt ein vorzüglich star-
kes Holz. *Juglans camirium*, das Oel der Kerne giebt
in Lampen einen schönen Schein, brennt aber zu bald
weg. *I. Catappa*, ein röthliches Bauholz; Rinde und
Blätter färben schwarz. *Cladodes* (a ramositate) *rugo-
sa. Phyllaurea* (nur bey wenigen neuen Gattungen hat
der Vf. so, wie hier, die Namen nicht schicklich verbun-
den.) *Codiaeum*, die Blätter sind goldfarbig; und unrecht
nennt es Linné Croton variegatum. Sehr richtig sagt
Loureiro: „*Minus scientiae nocebit numerum Generum ex
propriis et constantibus notis augere, quam incertis, et
vagis confundendo diminuere.*" *Tridesmos* (ob ternos
stylorum fasciculos) *hispida, tomentosa. Triphaca* (a tri-
bus pericarpii leguminibus) *africana. Diaphorea* (ob
numerum Staminum denarium a familia Graminum dis-
crepante) *cochinchinensis*. In der nordchinesischen Pro-
vinz Suchien erzeugen sich an den Wurzeln von Pinus
Sylvestris rundliche, grosse, rauhe, aussen braune, innen
ganz weisse Knollen, die die Europäer weisse chinesi-
sche Wurzeln nennen, und deren Absud vorzüglich in
Krankheiten der Lungen und Harnwege gebraucht wird.
Croton punctatum, lanatum, ein dauerhaftes Bauholz. *C.
congestum*. Die scharfen Grana Tilli werden gemildert,
und können ohne Gefahr als Abführungsmittel in hart-
näckigen Krankheiten, besonders der Gebährmutter, ge-
geben werden, wenn man die Kerne von dem innern
Häutchen befreyt, zwischen einer Leinwand presst, dass
das Oel herausgeht, die Masse nachher mit Essig kocht,
und nach der Austrocknung gelinde röstet oder bäckt.
Rinde und Gummi von Cr. lacciferum dienen bey Bauch-
und Saamenflüssen, und als Reinigungsmittel bey Ge-
schwüren. Das Gummilack wird von den Insecten als
ein

ein Saft aus dem Croton gezogen, in ihren Eingeweiden verändert, wieder hervorgebracht, auf die Fläche des Gewächses abgesetzt, und zu dem Nesterbau für die künftige Brut verwendet. Die hochrothe Farbe auf Seide, die das Gummilack liefert, ist schön und dauerhaft. Aber merkwürdig ist es dass L. sagt, weder ihm noch den Landeseinwohnern wäre es zweifelhaft, dass das Gummilack von Ameisen (also, wenigstens hier, nicht von Schildläusen?) gemacht würde, und letztere nennten es sogar in ihrer Sprache Ameisenroth. Die Saamen von Cr. molluccanum, sind milder als die Grana Tilli, noch mehr durch obige Behandlung, und werden häufig von den cochinchinesischen Aerzten gebraucht. *Ricinus apelta.* Die Sterculia foetida liefert ein gestaukloses, vortrefliches Drechslerholz. Blätter und Rinde sind eröffnend und treibend, bey Wassersucht, Flüssen, Würmern, und der Krätze. Die Saamen sind narcotisch. *Vernicia* (ab oleo nucleorum) *montana:* ein grosser Baum, mit Hippomane verwandt. Das aus den Kernen gepresste Oel, das wegen des schnellen Verbrennens in Lampen unbrauchbar ist, hat keine grosse, aber doch eine grössere Flüssigkeit, als der ächte und kostbarere chinesische Firnis (Augia-Polyandr.), und dient, um ihn zu verlängern, und mehr geschmeidig zu machen. *Trichosanthes pilosa, tricuspidata, scabra. Momordica Balsamina* und *Charantia* seyn vielleicht nur Varietäten gegen einander, durch Kochen verlieren die Früchte der letztern ihre Bitterkeit, und werden geniesbar. M. Luffa und cylindrica zerspringt nicht elastisch, und weicht von der Gattung ab. *Bryona hastata, triloba, cochinchinensis,* letztre auch nicht ganz zu den Bryonien gehörig. *Muricia* (a bacca muricata) *cochinchinensis;* die Beeren des grossen Strauches dienen zu einer Purpurfarbe für Speisen; Blätter und Saamen werden etwas vielfach bey Leber- und Milzverstopfuug, bey Geschwülsten und bösen oder alten Geschwüren, äusserlich bey Muttervorfällen der Mutter und des Afters, bey Verrenkungen und Knochenbrüchen angewendet. XXII. *Dioecia.* — *Pandanus humilis, laevis. Knema* (ab antheris in formam radiorum rotae stellatis) *corticosa. Commia* (abundantia succi gummoso-resinosi) *cochinchinensis;* aus dem Baume fliesst ein weisses, zähes Gummi, das behutsam, als ein starkes Ausleerungsmittel, bey hartnäckigen Verstopfungen der Eingeweide, und bey Wassersuchten dienen kann. *Phylamphora* (ob folii amphoram) *mirabilis,* in der bewunderswürdigen Einrichtung der Blattranken mit Nepenthes destillatoria verwandt, aber nicht ganz mit dem, was von dieser bekannt ist, selbst nicht mit der rumphischen Beschreibung, völlig übereinstimmend. *Cathetus* (ob antheras ad filamentum perpendiculares) *fasciculata. Stephania* (ab anthera in formam coronae aureae caput filamenti circumdante) *rotunda, longa;* erstere hat einen Wurzelknollen, der in Bildung und Kräften den Aristolochien sehr nahe kommt. Die Chinesen brauchen die Blüthen und zarten Zweige von Salix babilonica, gegen Schwindsucht und schleichende Fieber, ausserdem gegen Geschwüre, Pusteln und Zahnweh. *Triadica* (a numero ternario partium floris) *cochinchinensis* u. *sinensis. Tetrapilus* (a quatuor cucullis lacinlarum corollae) *brachiatus. Excoecaria cochinchinensis,* ein achtschübiger Baum, der wegen seiner Schönheit gezogen wird, da er rothe Blätter trägt. Seine Kräfte sind zusammenziehend. L. hörte weder etwas von einer blindmachenden Eigenschaft, noch von einer, selbst unächten Art des Agallochi, die sich darinn vorfände. Das ganze Gewächs ist voll von einer klebrigen Milch. *Caturus scandens. Ebenoxylum verum,* Caju Arang bey Rumph, dem der Vf. folgt, und den Baum nicht zu Diospyros rechnet. Die dem Guajak ähnliche Kraft, die Grimm am Ebenholze bemerkte, wird hier bestätigt. *Phönix pusilla,* der Stamm nur zwey Fuss hoch. *Streblus* (a ramis nimis distortis) *asper* und *cordatus. Pistacea oleosa,* die Kerne geben ein Oel, das mit der Zeit dick, aber nicht ranzig wird, und seinen guten Geruch behält. Vom Hanf sagt der Vf.: *„Folia cum Tabaco mixta, vel aliter praeparata, fictam quandam laetitiam, potius stuporem et temulentiam afferunt, si eorum fumus ore excipiatur."* *Antidesma scandens. Borassus Gomutus;* ausser andern allgemeinen Palmbenutzungen ist es merkwürdig, dass diese Art einen Sagu liefert, und dass der Saft der äusserlichen Fruchtschaale bey der Berührung, heftige, kaum tilgbare Schmerzen verursacht, wenn die mit Zucker eingemachten Kerne gleich vom schönsten Wohlgeschmack sind, und für die Tafeln der Grossen gesucht werden. *Bor. caudata, tunicata. Limacia* (a forma nucis cochleata) *scandens. Pselium* (ob nucem armillarem) *heterophyllum. Smilax perfoliata. Dioscorea eburina, cirrhosa. Fibraurea* (a fibris aureis caulem constituentibus) *tinctoria;* die gelbe beständige Farbe des Stengels dient zur Grundlage für andre, schönere, aber weniger feste Farben. Die untern Theile der Stengel und die Wurzeln sind auflösend und harntreibend. *Rhodiola biternata. Mercurialis indica,* die frischen Blätter in einer Brühe gekocht, sind ein sicheres und gelindes Purgiermittel. *Euclea pilosa,* zu Bauholz, und *herbacea,* beide noch nicht hinlänglich bestimmt. *Abutua* (a regno Africano ejusdem nominis, ubi abunde nascitur) *indica* (Gnemon funicularis Rumph.), eine Art von Pareira brava, aber mit wenigerm Rechte so genannt, als die Art von Cissampelos, oder noch mehr, die damit verwandte Botria des Vf. *Ab. africana* hat ähnliche Kräfte. *Cycas inermis* (C. revoluta) wird in Cochinchina blos wegen der Schönheit gezogen, und ob es gleich wild wächst, nicht, wie in Tunkin und Japan, zum Sagu benutzt. *Echinus* (a capsulis echinatis) *trisulcus. Stigmarota* (a Stigmate rotaeformi) *Jangomas* u. *africana. Mallotus* (a pericarpio villis consito) *cochinchinensis. Homonoia* (ob stamina in varias tribus unita) *riparia. Sebifera* (ab oleo sebiformi baccarum) *glutinosa;* das leichte Holz dient zum Bau; Blätter und Zweige geben, mit Wasser einen Leim, die Beeren aber ein weisses Talg zu Lichtern, die jedoch keinen gutem Geruch haben. *Clutia monoica. Restiaria* (a caule restibus formandis idoneo) *cordata.* XXIII. *Polygamia.* — *Musa seminifera* und *odorata,* beide mit Varietäten, *M. nana, corniculata,* und *uranoscopos;* viel bestimmtes über Gattung und Arten. *Ischaemum importunum,* ein schwer zu tilgendes Unkraut. *Oxycarpus* (foliis et fructibus acidis) *cochinchinensis. Gemella* (a fructu) *trifolia. Acer pinnatum. Mimosa pilosa, corniculata, stellata, fera, sinuata* und *saponaria.* Die M. fera wird wegen der Stacheln zu undurchdringlichen Zäunen angepflanzt;

 die

die Hülsenschaalen sind reizend und ausleerend, sie werden auch zu Niespulvern gebraucht. Die Rinde der M. saponaria wird statt der Seife zum Waschen öffentlich verkauft, und schäumt, wenn sie mit Wasser gerieben wird. *Neptunia* (a terra prorsus remota) *oleracea;* die Pflanze liefert einen gebräuchlichen, zarten, und süsslichen Salat, der aber dem Magen nicht ganz zuträglich ist; da sie ganz frey schwimmt, so wird sie an Pfählen fest gebunden. *Mercurialis cochinchinensis*, ein besondrer Gebrauch derselben. Sie lockt die Würmer an sich, die in eingesalznen Fleisch und Fischen zu wachsen pflegen; man legt sie vor die Oeffnung des Fasses, und reinigt es so ohne Umstände. *Pedicellia* (a pedicellis propriis capsulae et seminis) *oppositifolia.*. Der Vf. hält die Pflanze vom Gin Sem nicht für Panax quinquefolium, ob er sie gleich nicht selbst untersucht hat; Sium Ninsi sey keinesweges kostbar. *Heptaca* (a bacca 7 — loculari) *africana. Chamaerops cochinchinensis*, die Zweige zum Dachdecken und zu Schirmen. *Gonus* (a Sobole multiplici quatuor druparum ex uno flore) *amarissimus* (Lussa Radja Rumph.). Die bittern Wurzeln und Früchte dienen zum Schweisstreiben, gegen Gifte, Wechselfieber und Würmer. Der Vf. glaubt, dass die Wurzel dieselbe sey, die die Portugiesen Radix de Solor (von der Insel Solora) nennen, und in Indien sehr gebräuchlich ist. Das Zanthoxylum Clava verweist der Vf. in die gegenwärtige Classe; die Wurzel ist ein treibendes, magenstärkendes Fiebermittel. *Rhytis* (a bacca rugosa) *fruticosa. Baccaurea* (a colore baccae) *ramiflora*, ein Gartengewächs, *cauliflora* u. *sylvestris*, alle drey in Ansehung der Zahl von Fächern und Saamen unbeständig. *Physkium* (a pericarpii folliculis) *natans*, mit Najas verwandt, und mit Triglochin. *Dicalix* (a calyce Drupae duplici, infero superoque) *cochinchinensis* (Arbor rediviva Rumph. . *Ficus auriculata;* die unreifen Früchte sind im Geschmack den Gurken ähnlich und werden auch so gespeist. *F. septica*, die Milch des Strauches ist scharf, beitzt das faule Fleisch in Geschwüren weg, und tödtet die Würmer in selbigen. *F. politoria;* die rauhen Blätter dienen nach dem Trocknen zum Poliren. *F. cannabina* (dem Caprificus Chartaria Rumph. noch am meisten ähnlich) u. *F. simplicissima*. Bey F. Benjamina eine Geschichte von Blumen, die ein Baum getragen haben soll, und welche dem Könige gebracht worden, aber zur Zeit noch zu unbefriedigend. Diese und noch andre vom Vf. angeführte Feigen hatten alle einen Michsaft. XXIV. *Cryptogamia.* — Diese Classe ist am übelsten weggekommen; man würde Ursach haben, mit dem Vf. zu hadern, wenn er uns nicht schon durch das übrige schadlos gehalten hätte. Aber um so mehr muss man den Verlust dieser Arbeit beklagen, die so wie sie hier ist, weder mit den vorigen, noch überhaupt mit dem Fortgange der Wissenschaft in Verhältniss steht, da sie der Vf. bey weitem nicht aus Unfähigkeit, sondern aus Vorsatz und Vorurtheil vernachlässigte. So kann man es blos um seiner grossen Verdienste willen vergessen, aber man kann es ihm nicht verzeihen, wenn er bey der Gattung Byssus sagt: „Plures alias Byssi species facile in Cochinchina invenies; quas flocci pendens, ut merentur, libenter praetermitto" und bey Gelegenheit der Gattung Mucor: „Omnes certe humanis rebus *plus noxae, quam utilitatis* afferunt; *ideoque* in illis describendis non amplius immorandum putavimus." — Auch schädliche Naturkörper muss man beschreiben, so gut, wie die nützlichen, und sollte es eine Menge so schön vom Vf. bezeichneter Gewächse, die vielleicht erst in einem Jahrtausend, oder nie, für den Menschen nutzbar gemacht werden, nicht eben so sehr als die Byssi und Mucores verdienen, dass man sie, und folglich die Arbeit des Vf. für unnütz achte? oder giebt die Würde der gesammten Natur, und das Streben nach allgemeinem Zusammenhang der Kenntniss ihnen und ihrer Beschreibung einen wahren Werth? —. Merkwürdig sind aus dieser Classe: *Polypodium repandum, biforme, venosum*. Das scythische Lamm Barometz wird genau beschrieben, es ist die Wurzel, welche adstringirende Kräfte besitzt, und erhält durch Kunst völlig die Bildung. *Asplenium bulbosum*, mit essbarer Wurzel. *Adiantum scandens. Porella! imbricata*, also doch wieder eine Porelle, und in Indien. *Sphagnum simplicissimum. Fontinalis heterophylla. Lichen arecarius*. Die Conferva Corallina wird nach dem Trocknen in eine geruchlose, durchsichtige weisse Gallert gekocht; die kalt, in Tafeln geschnitten, mit Zucker zu einer vortreflichen Erfrischung für Reisende dient. *Agaricus ovatus, arecarius* und *ramosus*, ausserdem noch die linneischen integer, deliciosus, equestris, fimetarius, campanulatus und androsaceus. *Boletus canalium. Clathrus campana. Helvella amara*, durch wiederholtes Kochen verliert sich die Bitterkeit. Peziza auricula wird zu Fleischspeisen gekocht. *Lycoperdon tessellatum* und *glomeratum*.

Noch ausser den angeführten ist eine Menge von bekannten Arten vom Vf. nach der Natur genau beschrieben, und mit Berichtigungen versehen worden, so dass das Werk eben sowohl durch das entdeckte Neue, als durch das bestimmte berichtigte, und bestätigte Alte schätzbar wird.

LISSABON, in der Druckerey der königl. Akademie: *Dominici Vandelli* (Academiae regalis scientiarum Olisiponensis Socii etc.) *Viridarium Grisley Lusitanicum, Linnaeanis nominibus illustratum.* Jussu Academiae in lucem editum. 1789. 134 S. 8.

Durch Hinzufügung der linneischen Namen hat zwar Hr. Vandelli die unreife und für sich wenig brauchbare Arbeit des Grisley etwas verständlicher gemacht, aber die beybehaltne alphabetische, hier zumal so willkührliche Ordnung, schränkt noch immer die Brauchbarkeit, selbst für die dortigen Freunde der Botanik ein, und weder eine Anzeige des Orts, noch der Blühzeit, noch irgend eine interessante Bemerkung macht diese Schrift anziehend und lehrreich. Die Verdienste des Grisley sind zu unbedeutend, als dass es die Mühe belohnte, seinem Vorgange zu folgen, und Hr. V. wird den Botanikern mit einer eignen Flora lusitanica, von deren langen Bearbeitung er in der Vorerrinnerung Nachricht giebt, ein ungleich willkommeres Geschenk machen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 21 Januar 1791.

RECHTSGELARTHEIT.

Hildesheim, b. Tuchtfeld u. Compagnie: *Meditationen über verschiedene Rechtsmaterien von zweyen Rechtsgelehrten.* Dritter Band. 1789. 332 S. 8. (16 gr.)

Die Herausgeber dieser Meditationen, die sich in dem Vorbericht Gebrüder *Overbeck* unterschreiben, versichern wiederholt, dass ihre Arbeiten hauptsächlich zum Gebrauch für angehende Rechtsgelehrte bestimmt seyen, und verlangen, dass man sie darnach sowohl in Ansehung der Wahl als Ausarbeitung der von ihnen abgehandelten Materien beurtheilen solle. — Wenn man nun, wie billig, aus diesem, von den Vf. selbst angegebenen Gesichtspunct ausgeht; so kann man vorerst möglichste Bestimmtheit und Vermeidung aller Zweydeutigkeiten mit vollem Recht verlangen. Nicht immer aber erfüllen die Vf. diese erste und wesentlichste Pflicht; z. B. in der Meditat. 112. wird behauptet: der Retract finde auch bey Subhastationen statt, ohne genau zu bestimmen, ob derselbe nur vor oder auch nach der Adjudication statt finde, und ohne zu unterscheiden zwischen einer freywilligen und nothwendigen Subhastation. In der Meditat. 114 wird als ein Hauptunterschied zwischen der *querela nullitatis* und der *querela inofficiosi testamenti* angegeben, dass die erstere auf die Erben übergehe, *die letztere aber nicht*. Die Ueberschrift der Meditat. 121. ist: wörtliche Injurien werden in einem Jahr, von Zeit der Wissenschaft an verjährt, in der Abhandlung selbst aber ist bloss von den aus dem Edict des Prätors entspringenden Injurien-Klagen die Rede. Wie soll ein Anfänger sich in diese Verwirrung finden können, besonders wenn er in der unmittelbar vorhergehenden Meditation gelesen hat, dass die auf einen Widerruf gehende Klage erst in 30 Jahren verjährt wird? Nach der Meditat. 126. hebt die unterlassene Besichtigung und Untersuchung der Wunde, die ordentliche Strafe des Todschlags nicht auf, wenn der Verwundete gleich nach erhaltener Wunde gestorben ist. Den Hauptbeweis dieses auffallenden Satzes will Rec. zur Probe wörtlich hieher setzen: „wenn man uns vorwirft, heisst es im §. 4., dass man „keinen nach blossen Vermuthungen verdammen müsse: dass oft die Ursach des Todes mehr in einem ver„borgenen Fehler oder Krankheit des Körpers, als der „Wunde, liegen könne; so muss man dagegen beden„ken, dass hier nicht eine blosse Vermuthung da sey, „da der Tod gleich auf die Verwundung erfolgt. Zu„dem hat ja der Verwunder die Absicht zu tödten ge„habt, *ja diese Absicht ist offenbar, da er sich solcher In„strumente, womit einer leicht getödtet werden kann, be„dient hat. Und eben so ist der Verwunder die Ursache ge„wesen, wenn auch gleich ein anderer Zufall mit die Ur„sach des Todes sollte gewesen seyn; denn da dieser Zufall „durch die beygebrachte Wunde zugleich verursacht ist; „so ist dieser eben so wohl als die Wunde selbst dem Ver„wunder zuzuschreiben, er leidet daher auch nicht ohne „Grund eben die Strafe, die ein Todschläger leiden muss.*" — Wer wird so für Anfänger schreiben! In der Meditat. 171. §. 3. wird behauptet: der bekannte Text II. F. 56. sey nicht bloss auf die Lombardey einzuschränken, sondern in ganz Deutschland angenommen. — — — Nicht nur aber möglichste Bestimmtheit, sondern auch grosse Sorgfalt in der Wahl der Meynungen über die aufgeworfenen Rechtsfragen kann man um so mehr, ohne unbillig zu seyn, fodern, da die Hn. Vf. auf den Ruhm, theoretisch gründliche Ausführungen geliefert zu haben, von selbst Verzicht leisten werden, und also bloss von praktischer Brauchbarkeit die Frage seyn kann; allein auch in Ansehung dieses Puncts liessen sich manche gegründete Einwendungen machen. Nur einige Proben. In der Meditat. 127. wird der Satz aufgestellt: wenn ein Kauf wegen Verletzung aufgehoben wird; so hört auch zugleich die Hypothek auf, welche der Käufer während der Zeit auf die Sache einem andern gegeben hat. Eine Behauptung, die den ersten Rechtsprincipien widerspricht, und die der Vf. mit äusserst seichten Gründen unterstützt hat. Nach der Meditat. 151. steht dem Bürgen die *exceptio excussionis* alsdann nicht zu, wenn der Schuldner abwesend ist, d. h. wenn er nicht unter der Gerichtsbarkeit, worunter der Gläubiger steht, wohnt. Nach der Meditat. 152. kann der Bürge *auch noch nach geschehener Zahlung* von dem Gläubiger verlangen, dass er ihm die Klagen gegen den Hauptschuldner und Mitbürgen abtrete, und der Bürge kann aus dem ihm also abgetretenen Recht noch vollgültig klagen. — In der Allgemeinheit ist dieser Satz gewiss falsch. Nach der Meditat. 157. werden *servitutes discontinuae* eben so wie *servitutes continuae* in 10 oder 20 Jahren verjährt, und doch ist die Praxis entschieden gegen diese Behauptung. Eben so wenig ist nach der Praxis die in der 161 Meditat. angenommene Meynung, dass ein Jude einem Christen seine an einen Christen habende Forderung nicht abtreten könne, allgemein richtig. Auch die Meditat. 175., nach welcher das Anwachsungs-Recht auch unter den bloss durch Worte mit einander verbundenen Vermächtnissnehmern statt findet, lässt sich mit befriedigenden Gründen durchaus nicht unterstützen. — — Andere Rechtsfragen sind zwar von den Hn. Vf. ganz richtig entschieden; allein theils aus ganz falschen Gesichtspuncten betrachtet, theils äusserst unbefriedigend bearbeitet. Dahin gehören z. B. die Meditat. 138: Dienstpflich-

tige sind nicht schuldig, die zu leistenden Dienste auf Verlangen ihres Gutsherrn mit Geld zu bezahlen, wo sich die Vf. mit römischen Gesetzen herumschlagen, von römischen Patronen und Freygelassenen sprechen, und den Hauptpunct vergessen dass die Verbindlichkeit Dienste zu leisten auf den Gütern und nicht auf den Personen haftet. Ferner die Meditat. 142. Der Pflichttheil der Kinder darf nicht mit einem gegenseitigen Fideicommiss beschwert werden. Von dem Rechtsmittel, welches den Kindern gegen eine solche Disposition zusteht, von den Mitteln, durch welche der Vater eine solche Verordnung aufrecht erhalten kann, u. s. w, wird nicht ein Wort gesagt. — — Auch sind manche Rechtsfragen hier aufgenommen, die selbst für den Anfänger zu unwichtig sind, indem er in dem ersten, besten Compendium hinreichende Belehrung darüber findet; z. B. Meditat. 111: Der Käufer kann sich beym Kauf die Freyheit ausbedingen, dem Verkäufer innerhalb einer gewissen Zeit oder ohne Bestimmung einer Zeit, die verkaufte Sache, für das gegebene Kaufgeld, wieder zurückgeben zu dürfen. Meditat. 185: Das Recht, in seiner Mauer oder Wand Fenster zu machen, steht einem jeden, auch ohne Erlaubniss seines Nachbars zu. Meditat. 186. *Servitus luminum* und *servitus ne luminibus officiatur* sind zwey von einander verschiedene Dienstbarkeiten u. s. w. — Unbillig indessen würde es seyn, wenn man der bisher gerügten Mängel wegen, dieser Sammlung allen Werth absprechen wollte, da nicht wenige Ausführungen wirklich gut gerathen sind, z. B. Meditat. 113. 115. 118. 143. 145. 164. etc. Wenn daher die Hn. Vf. künftig eine strengere Auswahl machen, mehr Fleiss und Sorgfalt auf ihre Ausarbeitungen verwenden und besonders einzelne kleine Schriften, welches sie bisher gar nicht thaten, benutzen; so wird ihr Werk angehenden Rechtsgelehrten gewiss brauchbar seyn.

ERLANGEN, b. Palm: *G. A. Kleinschrots*, Hofraths und Prof. d. R. a. d. Jul. Univ. zu Wirzburg, Abhandlung *von dem Wilddiebstahle, dessen Geschichte, Strafe und Gerichtsstande*. 1790. 132 S. in gr. 8.

Die Jagd ist eines von denen Rechten grosser Herren, welches noch in unsern Tagen sehr gemissbraucht worden, und worüber das lange Klagen der Unterthanen hier und da bereits in lautes Murren ausgebrochen ist. Eine Schrift, die nach Gründen der Vernunft bestimmte: wie weit können grosse Herren mit gutem Gewissen ihre Jagdlust treiben? oder genauer: was sind die Rechte und *Pflichten* der Jagdherrn gegen ihre Unterthanen, und dieser ihre *Rechte* und Pflichten gegen den Jagdherrn? — ein solches Werk, gründlich, fasslich, kurz und elegant, müsste ein goldener Apfel, wie Salomo sagt, in einer silbernen Schale in gegenwärtiger Gährung seyn, wo der Unterthan über seine Lasten und Schuldigkeiten nicht mehr mit dem: mein Vater hat das auch leiden und thun müssen! sich beruhiget, wo also mehr als jemals Mäsigung auf Seiten der Herren, auch nur der Klugheit nach, nöthig ist. — Die Römer gaben Gesetze über den Schaden zahmer Thiere; über den Schaden vom Wild konnten sie keine geben, weil jedermann frey stund, es zu tödten. Unsere Gesetzgeber verbieten das Tödten, und sorgen doch nicht für den Schaden. — Wir haben so viele Wilderer - Ordnungen, so harte Strafen, wenn ein Mensch der Wildfuhr einen Schaden zufügt; aber wenn das Wild den Unterthanen schadet, oft in einer Nacht einem Armen seinen Acker verwüstet etc. —; da sind keine Gesetze da, und wenn dem Herrn auch sein Gewissen sagt, dass er den Schaden des Wilds zu vergüten, dass er das überflüssige und Schaden gehende Wild selbst wegpürschen zu lassen schuldig sey, wenn er daher wirklich dies und jenes verfügt: so sind die Forstbehörden da, welche, (wenn auch nicht schon die Jagd an sich diesem Corps einen gewissen Esprit der *Gefühllosigkeit* mittheilt,) bald aus Schlendrian, bald aus Leidenschaft für die Jagd, bald aus Schmeicheley, bald um ihres eigenen Vortheils willen (denn der Aufbruch eines Stücks Wild in und nach dem Herbst, wenn es die Felder schon verwüstet hat, ist besser als im Sommer) auf vielerley Arten die Befehle unvollzogen zu lassen wissen. Und eben dieses Uebermaass des Wilds und die schlechte Hülfe der Jagdherrn und ihrer Jäger gegen desselben Schaden ist gewiss von jeher eine eben so reiche als unerkannte Quelle der aller Strenge ungeachtet doch häufig vorgehenden Wilddiebereyen. Bey jedem andern Verbrechen warnt den Thäter, wenn er nicht sehr ruchlos ist, sein Gewissen doch wenigstens zu Zeiten, wenn er auch gleich weiss, dass er verborgen bleibt. Der Wilddieb scheut aber nichts als den Jäger; er siehet sich vielmehr für den Wohlthäter ganzer Gemeinden, und diese sehen ihn auch so an, und helfen ihm in der Stille, so gut sie's können. —

Mit dergleichen Gedanken nahm Rec. gegenwärtige Abhandlung unter die Hand, und fand wohl ein paar gute menschenfreundliche Aeusserungen, freute sich über die Verwerfung aller strengen Leib- und Lebensstrafen, fand den Vorschlag, den Verbrecher mit doppelten, wenn er arm ist, und, wenn er reich ist, mit vierfachen Betrage des Wilds neben Bezahlung desselben und Verlust des Gewehrs etc. zu strafen, nicht uneben, fand aber im Ganzen sich nicht befriediget, vielmehr schien ihm Hr. *Kl.* zu leicht und eilfertig gearbeitet, nicht allem tief genug nachgedacht zu haben. Schon der Begriff, den er an sich vom Wilddiebstahle giebt, könnte genauer seyn, und die viele Mühe, welche er sich mit dem Beweise: dass der Wilddiebstahl kein eigentlicher Diebstahl sey, giebt, hätte er sparen können. Denn seine Sätze, dass sich bey dem Wild in den Waldungen weder Uebergabe noch Occupation denken lasse u. s. w., laufen entweder auf eine blosse Spitzfindigkeit aus, oder beweisen wirklich zu viel. Jenes: weil es am Ende auf eins hinausläuft, ob ich sage, alles Wild im Forst sey dem Jagdherrn, oder: es dürfe niemand pürschen ausser ihm. Dieses: denn, wenn das in dem Jagdbezirke herumlaufende Wild noch eine herrenlose Sache ist: warum sollte es verboten seyn, diese herrenlose Sache zu occupiren? was ist auch der Nutzen ob ein Wild als herrenlos angesehen wird oder nicht, wenn einmal dem Jagdherrn das Recht nicht abgesprochen werden kann, jedem andern das Jagen zu verbieten?

en? Ob darnach die Uebertretung dieses Verbots als ein Diebstahl oder als ein eigenes Verbrechen angesehen wird, ist wieder eins, so lang man nur über das Verhältniss der Strafe räsonnirt. Denn auch wegen des eigentlichen Diebstahls sind die Philosophen nun meistens einig, dass die auf denselben bisher in positiven Gesetzen bestimmte Strafen kein Verhältniss haben. Was aber den Wilddieb am meisten vom eigentlichen Diebe unterscheidet, ist die Jagdleidenschaft, und selbst die, welche Nahrungstriebe vorschützen, werden doch eher durch jene Leidenschaft, als durch Nahrungssorge dazu verleitet. Einen wahren Geitzigen hat aber Rec. wenigstens noch nie unter den Wilddieben gesehen. Dieser findet zu bald, dass ihm die Jagd für Zeitverlust, Kleider verderben, Pulver, Bley und das Risico nicht lohnt; — Rücksichten, die Hr. *Kl.* auch bey seinen Strafvorschlägen nicht genug beherzigt zu haben scheint, besonders darinn, dass er auch beym wiederholten Wildern nur die Geldstrafe vervielfältiget, beym zweytenmal sie doppelt, beym dritten dreyfach, beym vierten vierfach u. s. w. angesetzt wissen will. Nun darf man sicher rechnen, und Rec. weiss es aus Erfahrung, dass ein Wilddieb oft Jahr und Tag, oft länger sein Wesen treibt, ehe er nur einmal entdeckt wird. Und dieses geht ganz natürlich zu. Gemeiniglich hütet ein Revier nur ein Jäger; wie kann dieser zugleich in allen Ecken seyn? Der Wilddieb nicht nur, sondern eine Menge Leute passen dem Jäger auf. Wegen oben bemerkter Umstände hat dieser oft in einer ganzen Gemeinde niemand, der Wilddieb aber alles auf seiner Seite. Er kann also lang verborgen bleiben, bis er einmal entdeckt wird, er kann 10 Stücke gepürscht haben, bis er eins bezahlen muss. Hat er da nicht schon Ueberschuss genug, um, wenn er auch zum zweytenmal erwischt wird, die gesetzliche Strafe zu erlegen? Wird er nicht auf solche Art vielmehr erst zu einem vollkommenen Wilddieb gezogen, nur immer schlauer, geübter werden? — Wir würden dagegen, wenn wir Gesetze wider das Wildern vorzuschlagen hätten, zuerst dem Jagdherrn empfehlen, dass er, um das Publicum auf seiner Seite zu haben nicht nur, sondern auch um der Gerechtigkeit willen, festsetzte: wie die Unterthanen sowohl gegen den Schaden des Wilds gesichert, als auch, wenn es wirklich Schaden gethan hat, wie derselbe geschätzt und vergütet werden solle. Zur Beobachtung dieser Gesetze müssen die Forstbehörden ernstlich angewiesen werden, und im Falle eines wirklichen Schadens die Sache nicht erst von der gnädigsten Entschliessung des Jagdherrn, sondern der Erkenntniss des Richters abhängen. Wäre nun auf dieser Seite die Sache in Richtigkeit: so wollten wir zum voraus bürgen, dass des Wilderns an sich weniger, und es gewiss auch eher entdeckt werden würde. Dem Wilddiebe zum erstenmal würde alsdann die vom Vf. vorgeschlagene Strafe angesetzt; käme er aber zum zweytenmal, es möchte wenig oder viel seyn, wenn er auch nur mit einem Gewehr auf dem Feld angetroffen würde, müsste er zur öffentlichen Arbeit oder Gefängniss auf 4, 6 bis 8 Wochen angehalten, und mit dieser Strafe müsste er gleich das erstemal bedroht werden, auf weitere Fälle aber das Zuchthaus stehen. —

PRAG, in der Schönfeld - Meissnerischen Buchh.: *Lexicon der kriminal und politischen Verbrechen und deren Strafen*, von *Jos. Ritter von Krisch*, Kais. Königl. Böhmischen Landrechts-Rath. 1790. 102 S. in 8.

Weder auf dem Titelblatt noch in der Folge zeigt Hr. v. Kr. an, aus welchen Gesetzen er sein Lexicon gezogen habe. Entweder sind nur §§. angeführt, oder z. B. S. 1. gleich beym ersten Wort: Abschaffung etc. heisst es am Ende bloss: „8 May 1788. n. 822. a." beym zweyten nämlichen Wort: „8 May 1788. n. 822. b." So sind ferner unter dem 8 mal vorkommenden Wort Diebstahl die Anführungen nur so: „§. 156. S. Diebstahl §. 160. 161. c. „ §. 158. „§. 159. „§. 160. 161., 10 Jul. 787. n. 691. h. „§. 163. 164., 27 Aug. 787. n. 672. (s. Diebst. §. 156.) „27 Jul. 787. n. 703." Da rathe man nun, wohin die Allegationen gehen? Um des Raums zu schonen, hat der Vf. wohl nicht unterlassen, genauer zu seyn. Denn man bekommt z. B. den Artikel: Brandmarkung, geheime, S. 11. und S. 23. zweymal ganz zu lesen. Ueberhaupt scheint Genauigkeit nicht seine Sache zu seyn, die doch wesentlich bey einer solchen Arbeit ist. So wird man unter: „Majestät, beleidigte" auf das Wort Criminal-Verbrechen verwiesen. Dieses hat 14 Artikel, worunter des gedachten Verbrechens nur gelegentlich Erwehnung geschiehet. Hingegen hat das Wort: Beleidigte Majestät, 4 Artikel, und hierauf ist nicht verwiesen. Wenn der Vf. mit Anführung des Inhalts selbst (worüber Rec., weil er die Kays. Criminal - Gesetze nicht bey der Hand hat, keine Vergleichung anstellen kann) so nachlässig war: so taugt seine Arbeit nicht einmal soviel als ein Register.

FRANKFURT a. M., b. van Düren: *Repertorium für das peinliche Recht.* — Angelegt von *Johann Friedrich Plitt.* Zweyter Band. 1790. 8. 408 S. (1 Rthlr.)

Der erste Band ist 1786 A. L. Z. III B. 57 S. angezeigt; der zweyte enthält folgende Abhandlungen; I. Ueber die Zweifel bey Erörterung der Frage; ob die Bambergsche Halsgerichtsordnung ursprünglich als ein Project eines Reichsgesetzes entworfen sey? von Hn *von Löwenstern.* 2. Ueber Kindermord von *Diez*, 3. Vom Hexen, und Hexen - Processen, von Geh. Reg. Rath *Eberhard* in Dillenburg. Der *einzige ungedruckte* vorzüglich aus Nassauischen Acten des 17ten Jahrhunderts gezogne Aufsatz. 4. Von Bestrafung der Verbrechen von *Corrodi.* 5. Von den Eintheilungen und Quellen des Criminalprocesses, von Prof. *Eschenbach* in Rostock. 6. Vom Begriffe der General - Inquisition, von *Demselben.* 7. Ueber die rechte Einrichtung eines Lehrbuches der Criminalrechtsgelahrheit von *Nettelbladt.* 8. Verordnung und Unterricht für das peinliche Verhör - Amt der Reichsstadt Frankfurt dd. 4 Dec. 1788. 9. Bestrafung der Ehemänner, die sich von ihren Weibern schlagen lassen, von *Runde.* 10. Johann Freyherr von Schwarzenberg und Hohenlandsberg. 11. Von dem Unterschied der Kais. Karolinischen und hochf.

denbufgischen auch Bambergischen peinlichen Halsgerichtsordnung in Bestrafung der zwiefachen Ehe, von *J. G. Gönne*. 12. Ueber die Ungewissheit der Kennzeichen bey Ermordung unehlicher Kinder, von *William Hunter*. 13. Auch etwas über die Folter. Da der Vf. dieses Repertorium fortsetzen will: so wäre zu wünschen, dass er in Zukunft keine schon in andern Sammlungen, z. B. *Schott's* juristischen Wochenblatt, (in welchem N. 11. schon abgedruckt ist) *Koppe* niedersächsischem Archiv und Magazin u. s. w. abgedruckten Aufsätze wieder in seine Sammlung aufnehmen möchte.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Cölln*, in der Universitätsbuchdruckerey: *De Hepatitis casu singulari, quem 1789 Coloniis Agrippinae in Collegiis clinicis observatum, fideliter notavit, et permissu consensuque saluberrimae facultatis*, Dissertationis loco pro gradu Doctoratus medici in eadem Universitate edit, exponit *H. J. Moers Echtensis*, *Geldrobatavus*, in confirmationem Aphorismi Hippocratis: *Quibus in febribus morbus regius fit ante septimum diem, malum, nisi confluxus humorum per alvum fiant.* 1789. 32 S. 4. Ein Product der cöllnischen Clinic, das eben keine vortheilhaften Begriffe von ihr erweckt! Die Kunst, alles mit Hippokratischen Aussprüchen zu belegen, versteht Hr. *M.* vollkommen; aber die Kunst, mit Hipp. Geist zu beobachten, und denselben auf die Krankheiten des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland anzuwenden, ist ihm nicht gegeben. Freylich, wäre der Verlauf des hier beschriebenen Gallenfiebers in Zeiten durch Brech- und Purgirmittel unterbrochen worden; so wäre wahrscheinlich keine hepatitis und dann auch kein Thema zur Inauguraldissertation daraus geworden, aber der Dank des Kranken, der dann nur etwa 8 Tage zugebracht hätte, da er so 83 Tage an der sogenannten hepatitis und noch 3 Monate an ihren Folgen leiden musste, würde Ersatz dafür gewesen seyn. — Wir können nichts bessers thun, als Hn. M. die Lectüre *Stolls*, den er gar nicht zu kennen scheint, und *Stolls* Nachfolgern die Lectüre dieser Schrift zu empfehlen, um den grossen Mann noch einmal zu segnen, der solche hepatitis bey uns so selten gemacht hat.

Jena, b. Göpferdt: *Diss. sistens quaedam momenta de cortice peruviano, eiusque usu in febribus intermittentibus*, quam pr. gr. Doct. defendit *Christ. Elias Albert. Neuner*. 1789. 30 S. 4. — Der Vf. macht zuerst seine Leser mit den äusserlichen Eigenschaften, den Kennzeichen der Güte und den Bestandtheilen (nach *Spielmann's* und *Gmelin's* Erfahrungen) der peruvianischen Rinde bekannt, und vertheidigt dann den Gebrauch dieses Heilmittels wider die Einwendungen, die einige neuere Aerzte (z. B. *Vogel*, *Tissot*, u. s. w.) gegen die Nützlichkeit desselben in verschiedenen periodischen und andern Krankheiten gemacht haben. Die Gründe, mit denen der Vf. seine Meynung unterstützt, sind aus den Schriften des Herrn *Murray* und anderer Aerzte entlehnt, und bedürfen also keiner neuen Wiederholung. — Hr. *Gruner* theilt in dem beygefügten Anschlage (auf 10 Quartseiten) *Fragmenta Medicorum Arabistarum* (des *Abohali*, *Azaranius* u. s. w.) *de variolis et morbillis* (besonders von den Unterscheidungszeichen dieser Krankheiten, von der Vorhersagung des Ausgangs, von der Behandlung u. s. w. derselben) mit.

PHILOSOPHIE. Ohne Druckort: *Ist die Nichtigkeit der Zauberey ganz erwiesen?* untersucht von *Julius Caesar*. Im Jahr 1789. (3 gr.) Der Vf. erinnert, dass es, die Wirklichkeit der Zauberey betreffend, drey Hauptmeynungen gebe, die eine, die alles verwerfe, die zwote, die zu leichtgläubig alles annehme, und die dritte, die zwischen beiden äussersten den Mittelweg halte, und eben so wenig leichtsinnig verwerfe, als zu schnell und leicht glaube; zu dieser letztern bekennt er sich selbst. Seine Gründe sind 1) Beyspiele aus dem A. T. z. E. die Beyspiele Bileams, der egyptischen Zauberer u. a., ja sogar auch die schweren Strafen, welche Gott auf die Zauberey gesetzt, sieht der Vf. als Beweis von der Richtigkeit der Zauberey an. 2) Auch im N. T. findet er Gründe: wenn es z. B. bey Marcus und Matthäus heisse, dass der Antichrist und die falschen Propheten vor der Zerstörung Jerusalems grosse Zeichen und Wunder thun werden, oder wenn die Offenbarung sage, C. 13, 2. dass der Drache jenem Ungeheuer seine Kraft und grosse Macht mittheilen, ein anderes Thier aber aus dem Munde des Drachen und des Thiers, und des falschen Propheten 3 unreine Geister hervorbringen werde etc. so ist, seiner Ueberzeugung nach, überall von nichts, als von Zauberey-Künsten die Rede. 3) Endlich dienen ihm die Geschichten eines h. Antons, Hilarions, und anderer zum Beweise seines Satzes, und er nimmt sogar, um denselben durch alle möglichen Mittel zu unterstützen, zu blossen Mährchen Zuflucht.

Ganz in eben dem Geist ist die zwote Schrift geschrieben:

Mein Bedenken von den Besessenen, der Welt vorgelegt von *Jul. Caesar*, S. 56. (3 gr.) Auch hier, lehrt er uns, seyen 3 Meynungen, 1) die ältere, welche Besessene annehme, 2) die neuere, welche alles aus Krankheiten erkläre, und die dritte, die nur eine Bewohnung der Seele vom Teufel zugebe. Er selbst nimmt das Daseyn von Besessenen ohne allen Anstand an, und beweisst seine Meynung aus folgenden Gründen; 1) die Schrift unterscheide die — von Christo geheilten von den Besessenen, 2) und eben so die Heilung der Kranken von der Befreyung der Besessenen. 3) Und endlich bestätigen auch die ältern Väter und Schriftsteller, so wie die Vernunft selbst, die nemliche Meynung. Rec. hält es für unnöthig, über beide Schriften etwas weiter zu sagen, als dass alle angeführten Gründe des Vf. durch richtigere Auslegung der Schrift, durch historische Kritik, und durch sicherere Schlüsse aus der Vernunft von selbst wegfallen, und dass also alle von ihm angeführten Beweise — nichts beweisen.

ERDBESCHREIBUNG. Zürich: *Einige Blätter aus den Reisetabletten eines Schweizerischen Geistlichen*. 1790. 8. 5 Bogen. Ein Sturmwind scheint diese Blätter gewählt, und ein Wirbelwind sie geordnet zu haben. Bald reist der Vf. her, bald reist er hin, bald befindet er sich auf einer ältern, bald auf einer neuern Reise. Hier und da (wie z. B. über die häufigen Kreuzigungsbilder in katholischen Ländern, die, wenn sie etwas wirkten, alle Fröhlichkeit zerstören müssten) macht er eine gute, nie eine neue, Bemerkung. Uebrigens müssen Verschen und Abhandlungen über den Unterschied der lutherischen und reformirten Lehre vom Abendmal, Familiengeschichten, und lange Kirchengebete, und zuletzt gar ein sogenanntes Lied am Johannestäufertag die 5 Bogen füllen helfen, deren Langweiligkeit durch Anekdoten, wie die von einem Judenpurschen bey Mannheim, der auf die Frage, ob er verheyrathet sey, ganz ernsthaft antwortete: na, er sey noch Jaungfer; durch manche treuherzige Aeusserungen und Naivitäten der Gesichtspuncte leicht hinlänglich vergütet wird. Eine gutgerathene Schilderung der Modegesellschaften der grossen Welt mag für manche Leser hier stehen, um dabey zu seufzen, oder zu lachen: „Da darf nichts von persönlichen Angelegenheiten angefragt noch gesucht werden. Die Unterhaltung muss lauter unangelegentliches enthalten, aber mit dem heitersten Aussehen, im frohen Tone, bey aller Dürftigkeit mit Anschein von Unerschöpflichkeit, bey aller Kälte mit Anschein von Herzenswärme, bey allen sich verrathenden Verlegenheiten muss man den überaus glücklichen, bestzufriednen, wel bewunderten spielen."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 22. Januar 1791.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Jo. Frid. Blumenbachii*, Prof. Med. ordin. M. Brittann. R. a Consil. Aul. etc., *Decas collectionis suae craniorum diversarum gentium illustrata.* 1790. 30 S.

Der Vf. fährt mit unermüdetem Fleifse fort, den interessanten Gegenstand seiner Inaugural-Schrift *de generis humani varietate nativa* zu erforschen, und liefert hier als einen wichtigen Beytrag zur Aufklärung desselben, die Beschreibung von zehn Menschenschädeln aus verschiedenen Nationen, die er durch eingestreuete Bemerkungen noch unterhaltender und lehrreicher macht. Es war bey der Benutzung dieser Stücke freylich durchaus nöthig, sich hinlänglich zu versichern, aus welcher Nation jedes derselben wäre, und daher ist in Rücksicht dessen der Vf. sehr genau und vorsichtig zu Werke gegangen, so, dass er nur diejenigen Schädel seiner Sammlung als Probestücke der Bildung des Schädels gewisser Nationen aufstellt, von deren Aechtheit theils die Nachrichten in den Briefen derer, welche sie ihm übersandten, theils bey den Schädeln befindliche Nebensachen zeugen. Auch war es nöthig, bey jedem Schädel zu untersuchen, ob er wirklich charakteristisch sey, und nicht etwa, kränklicher Bildung oder individueller Verschiedenheit wegen, von der gemeinen Bildung der Schädel seiner Nation abweiche; und daher mehrere Schädel aus einer Nation mit einander, oder wo es an hinlänglicher Anzahl fehlt, mit glaubwürdigen Abbildungen, und Nachrichten, zu vergleichen. — Weder *Daubenton's linea occipitalis*, noch *Camper's linea facialis*, noch *Dilrer's* drey *lineae faciales*, *frontalis*, *nasalis* und *maxillaris*, sind zur Bestimmung der Abweichungen unter den Bildungen der Schädel hinreichend, obwohl die lezteren doch viel brauchbarer zu diesem Zwecke, als die beiden ersteren sind. Der Vf. hat daher bey seinen Eintheilungen und Beschreibungen nicht auf einzelne, willkührlich gewählte Charaktere, sondern auf das Ganze, doch vorzüglich auf das *os frontis* und die *ossa maxillaria* Rücksicht genommen, weil sich nach der Bildung dieser Knochen auch die übrigen, und so die Bildung des ganzen Schädels verhält.

Die zehn beschriebenen und abgebildeten Schädel sind nach der Ordnung der Varietäten des Menschengeschlechts geordnet, welche der Vf. in seiner obengenannten Schrift und in seinem *Handbuche der Naturgeschichte* angenommen hat. Aus der *ersten* Varietät. 1. Von einer *ägyptischen Mumie*. Der Schädel ist schmal, wie von beiden Seiten zusammengedrückt, am meisten gegen den Scheitel zu. Die Stirne ist klein und gewölbt; das übrige Gesicht von der *Glabella* bis zum Kinne ist lang gezogen. Die *Arcus supraciliares* ragen sehr hervor. Die Augenhöhlen sind weit, und, weil das Siebbein schmal ist, nicht weit von einander entfernt. Die *Fossa malaris* neben dem *Foramine infraorbitali* ist tief. Die untere Kinnbacke ist gross und stark. Die Zähne sind sehr gross, und die Kronen der Schneidezähne sind dick. Das leztere Merkmal zeichnet die Mumienschädel vorzüglich aus. Das Hinterhaupt ragt weit hinten hinaus. Der Gang der *suturae sagittalis* ist aussen gefurcht. Die Wurzeln der Zähne, vorzüglich der obern Hundszähne, sind sehr lang. 2. Von einem *Türken*. Die Hirnschaale ist fast kuglicht. Das Hinterhaupt ragt äusserst wenig nach hinten hinaus, so, dass das grosse Hinterhauptsloch fast am hintern Ende der Basis cranii liegt. Die Stirn ist breit. Die *Glabella* hervorragend. Die *Fossae malares* flach vertieft. Die Theile des Gesichts sind in gefallendem Verhältnisse. Eine *Protuberantia occipitalis externa* ist fast gar nicht da. Die *Condyli occipitales* sind gross, und sehr gebogen. Die Oeffnung der Nase ist eng, und unten in Form eines Halbzirkels abgerundet. Die *Pars alveolaris* der obern Kinnbacke ist sehr kurz. 3. Von einem *Asiaten*, und, wie der Uebersender für wahrscheinlich hält, von einem Tatar. Die Gestalt dieses Schädels ist sehr sonderbar. Der Scheitel ist sehr erhoben, zusammengedrückt, kahnförmig (*carinatus*). Die *Sutura sagittalis* ist schon verschwunden, und doch wahrscheinlich nicht vor Alter, da die übrigen noch vollkommen sind, die Kronen der Backzähne noch vollkommen und unversehrt, nicht abgeschliffen, die Weisheitszähne kaum hervorgebrochen sind. — Das Hinterhaupt ist abhängig und lang gezogen. 4. Von einem *Kosaken*. Die Gestalt dieses Schädels hat viel Widriges. Die Augenhöhlen sind sehr tief und breit, aber sehr niedrig. Die Nasenöffnung ist weit. Die *Arcus supraciliares* stossen fast ohne *Glabella* zusammen, und ragen sehr hervor. Die *Linea semicircularis* der Schläfe geht, wo sie vom *Processu malari* des Stirnknochens in die Höhe steigt, gleichsam in einen spitzigen Hügel über. Die Winkel der untern Kinnbacke sind fast monströs rückwärts gezogen, und an der Anlage der *Massetcrum fetis* uneben. Das Hinterhauptsloch ist enger. Das Hinterhauptsbein ist an den *Protuberantiis* ausserordentlich dick. Die Substanz der Hirnschaalenknochen ist so dicht, dass einige Stellen, an denen sie zufälliger Weise sind abgerieben worden, wie polirter Marmor glänzen. Daher ist auch der ganze Schädel sehr schwer. Auch die übrigen Theile des Gerippes (welches der Vf. besitzt) kommen mit dem Schädel überein. Die Röhrenknochen sind ausserordentlich dick und schwer. Das Brustbein ist fast vier Zolle breit. — Aus der *zweyten* Varie-

Varietät. 5. Von einem *Kalmucken*. Das Geſicht iſt platt, der Scheitel niedergedruckt, und die Scheitelknochen ragen zu beiden Seiten hervor. Die Naſenknochen ſind äuſſerſt klein, und gehen faſt ſenkrecht herab. *Arcus ſupraciliares* ſind faſt gar nicht da, und die Naſenwurzel iſt ſo wenig eingedruckt, daſs der Bogen des Stirnknochens durch die flache *Glabella* zu der Naſe, mit kaum merklicher Biegung übergeht. Die Naſenöffnung iſt ſehr klein. Die *Fovea malaris* iſt äuſſerſt flach. Das Hinterhauptsloch iſt eng. Die *Condyli* deſſelben ſind platt. Die *Proceſſus maſtoidei* ſind ſehr klein. — Aus der *dritten* Varietät. 6. 7. 8. Von *Mohren*. Dieſe drey Schädel ſind doch merklich von einander unterſchieden. Die untere Kinnbacke ragt viel mehr im zweiten, als im dritten vor. Die Naſenöffnung iſt bey dem dritten ſehr weit; bey den andern beiden viel enger. Der untere Abſchnitt des Umfangs der Naſenöffnung hat im zweiten einen ſcharfen Rand, in den andern beiden einen abgerundeten. Die Naſenwurzel iſt im erſten eingedruckt, und hat eine tiefe Queerfurche; weniger iſt dies im zweiten; am wenigſten im dritten. Der Rücken der Naſe iſt im zweiten winklicht; weniger im erſten; gewölbt im dritten. Die *Lamina horizontalis* des Gaumenknochens iſt im dritten am breitſten; ſchmäler im zweiten; im dritten (im erſten) ſo ſchmal, daſs der Vf. ſie in keinem Europäer ſchmäler geſehen hat. Beide Augenhöhlenſpalten ſind im dritten ſehr weit, im zweiten ſehr enge. Der hintere Theil der Hirnſchaale ragt zugeſpizt im zweiten hervor, im dritten iſt er abgerundet und faſt kuglicht. Der zweite iſt viel dicker und ſchwerer, als die andern beiden. — Aus der *vierten* Varietät. 9. Von einem *Nord-Amerikaner*. Der Scheitel iſt niedergedrückt, breit, an den Seiten hervorragend, ſo, daſs beide *Plana ſemicircularia* aufwärts divergiren. Die Naſenhöhle iſt ſehr weit, und die *Conchae mediae* ſind gleichſam in Blaſen ausgehöhlt. Die Schneidezähne ſind ſehr kurz, aber ſehr ſcharf. Die Stirnnath iſt noch da. Die Hirnſchaalknochen ſind ſehr dünn, und der ganze Schädel iſt ſehr leicht. — 10. Von einem *Karaiben* aus der Inſel *St. Vincent*. Die Stirn iſt zurückgedrückt. Die Augenhöhlen ſind ſehr weit, gleichſam aufwärts gewandt, indem die *Lamina orbitalis* des Stirnknochens ſehr abhängig iſt. Daher iſt der Abſtand des Thränenknochens vom *Sulco ſupraorbitali* ſehr groſs. Die Scheitelknochen ragen weit ſeitwärts hervor. Die Naſenknochen ſind ſehr lang. Die Krone der Schneidezähne hat die Geſtalt eines Cylinders, der von der hintern Seite ſchief abgekürzt (*truncatus*) iſt, und eine längliche Furche hat. Die Verſchiedenheiten der Stirn und des Scheitels ſind wahrſcheinlich Folgen der Preſſungen, welche dieſe Menſchen an den Köpfen ihrer Kinder machen.

Leipzig, b. Böhme: *Guil. Saunders*, Medici Londinenſis, *Pharmacopaea in uſum ſtudioſorum* — acceſſerunt nonnullae formulae medicinales medicorum vindobonenſium, edinenſium aliorumque. 8. 1790. 9 Bogen. (10 gr.)

Billig ſollten in einer Pharmacopöe unſerer Zeit nur zu ſolchen zuſammengeſezten Arzneyen ſich Formeln finden, welche 1. ſich lange unverdorben erhalten, und mehr Zeit zu ihrer Verfertigung erfodern, als das ſchnelle Bedürfniſs des Kranken gewöhnlich zuläſst; 2. ſolche, deren nothwendig künſtliche Bereitungsart nicht jedem Arzte, der nicht Chemiſt von Profeſſion iſt, bey unmittelbarer Abfaſſung des Receptes richtig und umſtändlich genug beyfallen möchte; 3. ſolche, die lange Zeit in ausgebreitetem Rufe geſtanden, und dadurch ein gewiſſes Anſehen erhalten haben, ſo, daſs man ſie mit allen ihren Mängeln doch kennen muſs, wenn man ſich ihrer auch nicht bedienet; 4. dann und wann, jedoch nur ſelten, auch ſolche, welche mit allgemeinen *Heil*anzeigen in einem leichten und ſimpeln Verhältniſſe ſtehen; ſie können dem Gedächtniſſe des beſchäftigten Arztes, wenn er variiren will, auf eine unſchuldige Art zu Hülfe kommen. Leztere Rubrik aber ſollte mit äuſserſt karger Hand ausgefüllet werden, weil ſie nur der untergeordnete Zweck einer Pharmacopöe ſeyn darf. Ueberhaupt aber muſs jede einzelne Formel in ihrer Zuſammenſetzung auf ächte Grundſätze der Scheidekunſt gegründet ſeyn, wenigſtens müſſen die Ingredienzen einander nicht chemiſch widerſprechen, oder die Verfertigung wohl gar unausführbar ſeyn; 2. müſſen keine notoriſch unnütze, und als lächerlich verrufene Dinge zur Miſchung kommen; 3) muſs der Zweck der Formel aus jedem Ingredienz ſowohl, als aus der Art der Miſchung hervorleuchten; 4) muſs man den kürzeſten Weg wählen, den die Vollkommenheit der Arzney nur erlaubt, und 5) erſt nach Befriedigung dieſer Erforderniſſe muſs Rückſicht auf Anſehn, Geruch und Geſchmack genommen werden. Dies vorausgeſezt, wird ſich die Arbeit des Herrn *Saunders* leicht würdigen laſſen. Es iſt nicht zu läugnen, daſs er eine ziemliche Zahl allgemeiner Formeln aufgeſtellt hat, die nicht in allen Pharmacopöen, ſo ſehr ihre innere Güte ſie auch dazu berechtigte, angetroffen werden. Von dieſer Art ſind die *tinct. coerul.*; das *oxymel colch.*; das *vinum emet.* mit *tart. emet.* bereitet; das *enema antiſpasmod.*; die *aqua picea*; das *decoctum adſtringens* u. m. a.; ſo wie ſich z. B. der *linctus emoll.*, die *pilulae rhabarbarinae* u. a. m. durch ihre Simplicität empfehlen. Auch die Salben ſind gröſstentheils zweckmäſsig. Dieſes aber, nebſt der ungemeinen Correction des Drucks, dürfte auch leicht alles ſeyn, was wir an dem Büchlein zu rühmen hätten. Ohne uns über die Abſicht ſeines Buchs auch nur durch ein Paar Worte zu belehren, ſezt der Vf. ſogleich 237 Recepte unter alphabetiſch geordneten Titeln der Arzneyform — von *acetum* bis *unguentum* hin. Dann folgt erſt noch ein Appendix von 159 andern, eben ſo geordnet von *A* bis *U*. Zulezt ein Verzeichniſs der Gaben einiger einfachen Arzneyen, welches alle Fehler gewöhnlicher Gabenliſten hat. Es iſt in kleine, mittlere und auſserordentliche Doſen rubricirt. Ohne kliniſche detaillirte Beſtimmungen und Einſchränkungen laſſen ſich ſolche Angaben durchaus nicht brauchen; erſtere finden aber in der Pharmacopöe keinen Platz, folglich ſind leztere wenigſtens zwecklos, oft verführeriſch. Was denken ſich die geübten Leſer bey *Ol. cinnam. doſ. media gutt. X. Tartar. emet. doſ. min. gr.* $\frac{1}{12}$ *Tamarindus, doſ. extraord.* ℥j? Doch wir gehen

gehen zum Texte über. Ein grosser Theil der Formeln passet nur auf so specielle, folglich so seltne Fälle in der Praxis, dass sie durchaus keinen Platz in einer Pharmacopöe zum allgemeinen Gebrauche erhalten können. M. s. *Infusum lenitivum, emulsio oleosa, haustus u. pulvis diureticus, pilulae gummosae laxantes, pulvis febrifugus antimonialis, mixtura balsamica*, und so viele andere mehr. Wie viel unkräftige und verrufene Species finden sich nicht hier noch in einer ansehnlichen Menge Formeln? Wozu ein *aethiops antimonialis*? Was soll der *Bolus sedativus* (aus *sal. sedat. Homb.* ʒß. *conserv. aur.* ℈j) für beruhigende Kräfte äussern? Was wollen wir mit einem *decoctum butuae (rad. pareir. brav.* ℥j. *coque in aqu. font.)* anfangen? Wozu neben der *terra jap.* noch *sanguis draconis* im *elect. adstringens*? Wie hülfreich mag wohl die *expressio millepedarum* seyn? Welchen Nachdruck giebt denn im *bolus cardiac.*, im *infusum alexit.*, im *pulvis alexit.* u. s. w. die *rad. contragerva*? oder der Zinober im *pulvis temperans*? Wie unentbehrlich doch die Zittwerwurzel im *infus. amar. simpl.*, im *elect. stomach.* u. s. w. ist! An andern Unschicklichkeiten fehlts denn auch nicht. So kömmt in ein Klystier (in das *enema ex amylo*) Zimmttinktur mittelst der *gelatina ex amylo!* Wer wird gepülverte Rinden in abgezogenem Pomeranzenwasser (S. 117.) kochen lassen? Eben so gut liessen sich mit Zimmtöle Schuhe schmieren. Was soll man vollends zu einer als Canon aufgestellten Pharmacopöe sagen, die in *chemicis* hinkt, oft in der gewöhnlichen Kochkunst? Da soll *Mell.* ℥ß mit *Sal. mar.* ʒj zu einem festen Stuhlzäpfchen gekocht werden! — Wie schlecht passt sich in (magenstärkende) Pillen der Vitriolweinstein? — Bleibt wohl eine Spur von Kalkwasser in der *aqua exsiccans* übrig, da *extract. saturni* dazu kömmt? — Wir erwähnen nichts von der eckelhaften Dinte, wo Chinawein mit Eisenfeile (S. 124) infundirt wird. — Die sechs Drachmen Vitriolweinstein (S. 116) lösen sich in vier Unzen Melissenwasser kaum zum dritten Theile auf, und thäten sie es, (wer weiss, durch welche verborgne Kunst) welche herrliche *Potio laxans* soll daraus entstehen? durch Geschmack oder durch Würkung empfehlbar? — Entsteht wohl ein Liniment (S. 52) aus der vereinbaren Mischung des Bergöls mit Weingeist? — Kann denn in aller Welt aus einer Zusammensetzung von 36 Gran Honig und 24 Tropfen Terbenthingeist ein Bissen werden? oder aus der Mischung (S. 27. Nr. 81) eine Emulsion? — Lässt denn die Mischung (S. 24) aus *Spiritus volat. aromat.* mit Vitriolgeist gesättigt, nicht *Glaubers* geheimen Salmiak niederfallen? oder kann sie ein Elixir *acido* volatile genannt werden? — Man denke, ein Laxiertrank (S. 39) aus Ebsamsalz, Baumöl und einem geistigen Fluidum! lässt sich etwas heterogeneres denken? — Doch, wir haben, so viel wir auch noch rügen könnten, schon zu viel von diesem Buche gesagt! —

Salzburg, b. Duyle: *Medizinisch-chirurgische Zeitung*, herausgegeben von D. *J. J. Hartenkeil* und D. *F. X. Mezler*. Erster Band. 1790. 464 S. gr. 8.

Die Vf. haben die Absicht, den Aerzten und Wundärzten ein en *Esprit des Journeaux* vorzulegen, der alles Wesentliche und Interessante aus den medicinischen sowohl, als chirurgischen Schriften, Briefen erfahrner Aerzte und Wundärzte, und den in- und ausländischen Zeitschriften enthalten soll. Es lässt sich aus diesem ersten Bande noch nicht vollkommen beurtheilen, in wie fern sie diesen Zweck erreichen, und ob sie also im Stande seyn werden, etwas Vollständiges zu liefern: so viel ist gewiss, dass es ihnen an Fleiss und an guten Willen nicht fehlt, und dass sie in diesem ersten Bande schon viel geleistet haben. Viele Schriften des Auslandes, besonders Zeitschriften, sind ausführlich angezeigt. Manche Recensionen, z. B. von Baldingers Journal, sind fast zu ausführlich gerathen.

Stendal, b. Franze und Grosse: *Regimen sanitatis Salerni*, sive *scholae Salernitanae de conservanda bona valetudine praecepta*; edidit, studii medici Salernitani historia praemissa *J. C. G. Ackermann*, (Professor zu Altdorf) 1790. 178 S. 8.

Die respectable Schule zu Salerno, die Mutter der neuen abendländischen Medicin, und ihre Diätvorschriften, das erste literarische Denkmahl ihres Wiedererwachens in unserm Welttheil, verdienten es unstreitig, von einem Manne bearbeitet zu werden, der als einer unserer besten Literatoren bekannt ist, und in dem sich Sachkenntniss, Kritik, Belesenheit und unermüdlicher Fleiss vereinigen, um über die dunkelsten Gegenstände Licht zu verbreiten, und das Alte uns wieder neu und interessant zu machen. Jedem, dem Geschichte seiner Kunst nicht gleichgültig ist, (und welchem wahren Arzt könnte sie das wohl seyn?) wird dieser schöne Beytrag dazu höchst willkommen seyn; er wird Hn *A.* für die gewiss nicht geringe Mühe danken, mit der die Spuren der salernischen Arzneykunde bis in die dunkelsten Zeiten hinauf verfolgt, und bey dieser Gelegenheit so vieles Neue und Nützliche über den Zustand der Wissenschaften in Italien, Mönchsgelehrsamkeit, Zubereitung der damaligen Arzneyen, leoninische Versart u. s. w. beygebracht hat. Wenigstens hoffen wir doch, dass jeder *Doctor promotus* begierig seyn wird, den Ort näher kennen zu lernen, wo die ersten *Doctores* creirt wurden, und wo hippokratische Medicin weit eher getrieben und gelehrt wurde, als die arabische durch die Saracenen eingeführt ward.

Münster, b. Perrenon: *Descriptio pleuritidis peripneumoniae, pleuropneumoniae et anginae earumque curatio*, proposita a *F. Saalmann*, M. D. 1789. S. 106. in 4. (12 gr.)

Ebendas. *Descriptio rheumatismi acuti*, et *dilucidatio* 102 *aphorismorum Hippocratis ad rheumatismum tum acutum tum chronicum etc.* data a *F. Saalmann*, M. D. 1789. 180 S. in 4. (18 gr.)

Auch in diesen beiden Schriften des biedern, und in der Gegend seines Aufenthalts auch geschätzten alten Praktikers, findet man den Verehrer *Hippocrats* und den Zögling *Brendels* wieder. Die Pathologie und Therapie der abgehandelten Krankheiten möchte wohl einige Jahrzehende zu alt seyn. Das Verdienst des Vf. besteht vorzüglich in dem semiotischen Theil, er

hebt

hebt *Hippocrats*, *Brendels* u. a. Sätze über diese Krankheiten aus, verbindet sie mit seinen Erfahrungen, und bringt hie und da gute Erläuterungen bey.

GESCHICHTE.

LISSABON, in der Druckerey der Königl. Akademie der Wissenschaften: *Vida do Infante Dom Duarte, pelo Mestre André de Rezende*, mandada publicar pela Academia Real das Sciencias. 1789. 63 S. 8.

Eine interessante Schrift, durch deren Herausgabe die Akademie der Wissenschaften zu Lissabon sich kein geringes Verdienst um ihre vaterländische Literatur erworben hat. Möchte sie doch fortfahren, mehrere dergleichen noch im Staube der Klosterbibliotheken versteckt liegender Handschriften klassischer Schriftsteller der Portugiesen hervorzuziehen, und durch den Druck im Umlauf zu bringen. Ein Unternehmen, das ihrem glänzenden Wahlspruch: *restituet omnia*, ganz entsprechen würde. Der für sein Vaterland zu früh gestorbene Prinz Eduard, Bruder Königs Johanns III. und des bekannten Cardinals Heinrich, würde schon als Stammvater des jeztregierenden Hauses Braganza Aufmerksamkeit verdienen, wenn auch sein liebenswürdiger Charakter und seine Verdienste um die Ausbreitung der Wissenschaften in Portugall, sein Andenken nicht empfehlungswürdig machten. Der gleichzeitige *Osorio* erwähnet seiner mit den ehrenvollsten Ausdrücken. *De Reb. Eman.* S. 233 (nach der Ausgabe Cölln 1574, 8.) heisst es: *Odoardus natura mitis et clemens extitit, musicis et venationibus deditus, universis propter benignitatem et humanitatem carus atque perjucundus; qui si non immatura morte sublatus fuisset, multas utilitates insita probitate et industria communibus rebus afferre potuisset.* Ein Urtheil, dessen Richtigkeit die vor uns liegende Schrift eines Zeitgenossen und literärischen Gesellschafters des Prinzen verbürgt. Niemand wird diese ganz im Geist der Alten geschriebene Biographie unbefriedigt aus den Händen legen. Sie ist reich an charakteristischen Zügen des Nationalgeistes der Portugiesen in den blühendsten Zeiten ihres Staats. Auch die Schreibart verräth sogleich das goldene Zeitalter der portugiesischen Literatur, wo die *Ayres Barbosa*, die *Osorio*, die *Achilles Estaço* die Alten lasen und zu ihren Mustern wählten. Es ist nur zu bedauern, dass man beym Abdruck so wenig Sorgfalt auf die Richtigkeit des Textes gewandt hat. Er wimmelt von Fehlern, die das Verständniss erschweren, nicht selten unmöglich machen. Auch grobe historische Irrthümer kommen mitunter vor, z. B. S. 61, wo die bekannte Maria de Austria *Isabella* genannt wird. Diese und andere Unrichtigkeiten haben einen portugiesischen Akademiker veranlasst, die Aechtheit dieser Schrift in Zweifel zu ziehen, und sie dem berühmten Vf. der *Antiquitatum Lusitanarum* abzusprechen. Sie beweisen aber weiter nichts, als dass man eine höchst fehlerhafte Handschrift höchst sorglos copirt habe, ein Verfahren, das sich eine Akademie der Wissenschaften nicht hätte zu Schulden kommen lassen sollen. Dass niemand anders, als *Resende*, der Vf. seyn könne, fällt in die Augen, sobald man die historischen Nachrichten von dem Leben dieses Gelehrten, die der 2te Theil der *Hispania illustrata*, die *Bibliotheca hispana* des *N. Antonio*, und die *Bibliotheca Lusitana* des *Barbosa Machado* liefert, mit mehreren zerstreuten Winken unserer Schrift vergleicht.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Altona*, b. Hammerich: *Kleine Chronicke der Könige von Dänemark.* Eine Handschrift des sechszehnten Jahrhunderts, mit historisch-etymologischen Anmerkungen und einer Vorrede begleitet. 1790. 72 S. in 8. Der Codex soll auf dem Schlosse Gottorp gefunden, demnächst in die Hände verschiedener Privatpersonen, und zulezt eines itzt schon verstorbenen Gelehrten gekommen seyn, der die Reimkronik herausgeben wollte. Eine mit der eigensinnigsten Genauigkeit genommene Abschrift, kam durch Erbfall in die Hände des Herausgebers, der ihr izt seinen Fleiss widmete. Eigentlich enthält der Codex die Bildnisse der dänischen Könige, und der unter dem Königstitel von ältern Geschichtsschreibern zum Theil mit aufgeführten dänischen Helden und Magnaten, von Dan I. bis Christian IV., in feinen ausgemalten Zeichnungen, begleitet von holperichten Reimversen, welche einige der merkwürdigsten Vorfälle der Könige enthalten. Auf dem Vorblatte der Handschrift war angemerkt: dass Anna Krabbe, Erichs Krabbe dritte Tochter, Jakob Biörns, Herrn von Steenholt, Ehegattin, die Bildnisse der Könige entworfen habe. Damit stimmt eine Nachricht in Jöchers Gel. Lexicon überein, die eben diese Anna Krabbe für die Verfertigern von Bildnissen der Könige und einer Reimkronik erklärt. Auch wird dieses aus einigen Stellen beym *Albert Thura* (*idea hist. litt. Dan.* und *Gynecaeo Dan.*) glaublich. Wenn aber, wie Rec. sich besinnt, in *Worms Lexicon over Danske lärde Mänd* gelesen zu haben, Erich Krabbe schon 1533, und hernach in wiederholten Ausgaben: *Den Danske Rümkronike* u. s. f. herausgegeben hat, so könnte vielleicht Erich Krabbe's Tochter, Anna, die Arbeit ihres Vaters nur ins Deutsche übersezt und vermehrt haben. Die Sprache und Reimart eben sowohl, als der Innhalt, scheinen dem Herausgeber anzudeuten, dass sie kurz vor Aufang der Regierung Christians IV. verfasset sey, folglich in den Ausgang des 16ten oder Anfang des 17ten gehöre. Aber der historische Werth ist gering. Arm an Nachrichten, zumahl an Nachrichten von unbekanntern Begebenheiten; in der ältern Regierungsfolge, der, seitdem Torfaeus in der ältern dänischen Geschichte Epoche machte, von Kennern längst verworfenen Ordnung des Saxo Grammaticus noch völlig treu; was kann eine solche Chronik, und zumahl, wenn es auf ältere Begebenheiten ankommt, eine Chronik aus dem 16ten Jahrhundert helfen? Indessen sind die Berichtigungen und historisch-etymologischen Anmerkungen des Herausgebers ein Verdienst, das mancher Leser dankbar erkennen wird, dem theils die Sachen, theils die Bedeutungen veralteter Wörter und ungewöhnlicher Wendungen unbekannt waren.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 24. Januar 1791.

PHILOLOGIE.

LEIPZIG, b. Crusius: *Praktische Anweisung zur Kenntniss der Hauptveränderungen und Mundarten der deutschen Sprache von den ältesten Zeiten bis ins vierzehnte Jahrhundert*, in einer Folge von Probestücken aus dem Gothischen, Altfränkischen oder Oberdeutschen, Niederdeutschen und Angelsächsischen mit spracherläuternden Uebersetzungen und Anmerkungen. 1789. 200 S. gr. 8. (16 gr.)

Eigentlich erhält man unter diesem etwas hoch lautenden Titel eine neue Ausgabe von *Eckarts Catechesis theotisca*, die aber so gut behandelt ist, dass man ihn doch keiner Falschheit beschuldigen kann. Die Vorrede erkläret solches umständlich, und zeiget die gute Absicht zur Befriedigung. Der Herausgeber wollte nemlich für unbegüterte Gelehrte, Schulleute und junge Studirende die Kenntniss der alten deutschen Sprache erleichtern, damit desto mehr Denkmäler derselben aus Büchersammlungen und Archiven zum Nutzen der Geschichte, Rechtsgelehrsamkeit und neuern Sprachkunde hervorgezogen werden könnten. Dazu hielt er eine Sammlung kleiner Stücke mit umständlichen Erläuterungen am dienlichsten, und so weit hat er gewiss vollkommen Recht. Dass aber seine Auswahl gerade auf jene Folge von Catechismen gefallen ist, muss wohl eine besondere Vorliebe oder Einschränkung zum Grunde haben, und schwerlich möchte die Aufmunterung des Hn. Bibliothekar *Langer* zu Wolfenbüttel wegen angeblicher Seltenheit der Eckardschen Ausgabe Beyfall verdienen. Die Einförmigkeit des ganz theologischen Inhalts kann unmöglich das Anziehende haben, welches bey der Anleitung zu einem an sich so trockenen Studium nöthig ist. Auch ist es wider die gute Methode, dass die Stücke weder nach Ordnung der Zeit auf einander folgen, noch dabey auf Leichtigkeit, Schwere und nähere Verwandschaft gesehen worden. Das erste ist der Weissenburger Catechismus aus dem 9ten Jahrhundert; dann folgen, wie beym Eckard, andere aus dem 8ten und 9ten; ferner das sächsische Glaubensbekenntniss aus dem 10ten, das alemannische aus dem 13ten, darauf wieder oberdeutsche Stücke aus dem 8ten und 9ten, und zuletzt endlich die angelsächsischen Gebote, Vaterunser und Glaube. Von dem jetzigen Herausgeber sind noch ein sächsisches Gelübde an Wodan und Odos Unterwerfung an Carl den Grossen, beide aus dem Hamburgischen Magazin; zuletzt aber ein gothisches Stück aus Ulfilas Luc. II, 1 — 20 hinzugesetzt. Nach dieser Ausdehnung auf die so ganz abweichenden germanischen Mundarten hätten billig auch einige Proben der alten nordischen Sagen und Gedichte Platz finden müssen. Der besondern Absicht hingegen wäre es gemässer gewesen, vom 14ten Jahrhundert hinauf zu steigen, und in beiden Hauptmundarten Urkunden, Stücke aus Chroniken und Romanen, Gedichte u. s. w. aufzunehmen, wozu die Sammlungen von *Schilter, Leibnitz, Bodmer, Müller* u. a. Stoff genug darbieten. So würde die Mannichfaltigkeit auch den kälteren Liebhaber stärker gereizt, und er würde bey den häufigern Ueberbleibseln der spätern Zeiten seine Bemühung eher nützlich gefunden haben. Indessen wird auch die jetzige Sammlung, so wie sie der Herausgeber einmal gut befunden hat, immer dienlich seyn können, den Endzweck zu erreichen. Denn die Bearbeitung ist sehr gut ausgefallen, und zeuget von rühmlichem Fleiss in Sprachforschung und Lehrart. Jedes Stück ist mit einer Einleitung versehen, dann die schweren erst ganz wörtlich und etymologisch, zugleich aber freyer nach dem Verstande, in die jetzige Sprache übersetzt, darauf folgen einzelne Anmerkungen, und den Beschluss macht ein Register der erklärten Wörter. Eckard wird in Absicht seiner Kritik und Erklärung mehrmals ergänzet und zurecht gewiesen. So ist z. B. in dem Verzeichniss der Todsünden bey Emulationes *anthruost* (Entrüstung) und irae, *nidha* (Neid) durch Versetzung der Wörter die Ordnung glücklich hergestellet, und die Lesart *Dissensiones fliis* durch das englische *to flit* zanken gegen *E's* Verbesserung in sliis vertheidiget. In der Entsagung vom Teufel wird E's gekünsteltes *thuna erende* (lucorum cultus) in thunar ende *Donner und* Wodan verändert, und so leichter erklärt. Die Anmerkungen enthalten grösstentheils nur kurze Erläuterungen der schweren Wörter für Anfänger, einige aber gleichen fast kleinen Abhandlungen zur Einleitung in die deutsche und allgemeine Wortforschung. Dahin gehöret z. B. die Vergleichung der Wörter für Vater und Mutter in allen Sprachen, die aber aus dem Glossarium der Kaiserin von Russland sehr hätte vermehrt werden können. Eben so ist bey Gelegenheit der Ableitung und Verwandschaft der Wörter *Himmel* von hohl, hoch, heim, *so* mit dann *und* mit auch *von* mit ohne, *Mann* und *Mensch, wesen* und *seyn* viel gutes über die Bildung aus Grundlauten und Endsylben im Allgemeinen gesagt. Unangenehm aber sind von einem sonst so vorzüglichen Sprachkundigen einzelne Fehler wie S. IV. *genüzt* werden, S. 49., *wo* das Tuch *dran* ist, S. 104. *theils* ohne Nachsatz, S. 119. derum *dass*, und die gezierte neue Rechtschreibung *grose Gelerte*, ungefer, *Stükk, one*, Uebersezzung.

FRANKFURT a. M., in der Hermann. Buchh.: *Sammlung der neuesten Uebersetzungen der griechischen prosaischen Schriftsteller*, unter der Aufsicht des Hn. Prof. *Seybold*. Siebenten Theils erster Band.

auch unter diesem Titel:

Arrians Feldzüge Alexanders, erster Band. Aus dem Griechischen übersetzt von *Aug. Christian Borheck*, designirter (m) Professor der Beredsamkeit und Geschichte zu Duisburg. 1790. 8. XL. und 425 S. (20 gr.)

Bey diesem Bande der bekannten Sammlung von Uebersetzungen griechischer Schriftsteller kündigt sich Hr. *Seybold* in *Buchsweiler* als Aufseher dieses Instituts an. In der deshalb vorgesetzten Vorrede setzt er die Aufsicht selbst in folgenden Puncten: 1) die Schriftsteller, die übersetzt werden sollen, zu wählen; 2) mit den Gelehrten, die an diesem Institute zu arbeiten Lust und Musse haben, die nöthigen Bedingungen zu treffen; 3) das Literarische der hiebey nöthigen Correspondenz zu besorgen; 4) das eingegangene Manuscript durchzusehen. Dem letztern Puncte wollten sich einige der bisherigen Mitarbeiter nicht unterwerfen, und daher rührt es, dass der sel. *Stroth* auf verschiedenen Theilen noch lange nach seinem Tode als Aufseher genannt, auf andern aber gar keines Aufsehers gedacht wird. Hr. *S.* zeigt einige Empfindlichkeit über die Weigerung mancher Mitarbeiter, ihn als Aufseher anzuerkennen, und sucht die Aufsicht in einem minder anstössigem Lichte darzustellen. Als Erfodernisse der unter seiner Aufsicht herauszugebenden Uebersetzungen giebt Hr. *S.* an, dass sie treu, ohne alle Verschönerung, ohne neoterische Ausdrücke, und ohne Wörter aus einer dritten Sprache seyn sollen.

Was Hn. Borhecks Uebersetzung nun betrifft, so haben wir sie zwar grösstentheils treu und richtig, aber auch an vielen Stellen ziemlich steif befunden. Die uns aufgestossnen Härten und Unrichtigkeiten scheinen besonders davon herzurühren, dass der Vf. sich gar zu genau und ängstlich an sein Original gehalten, und dabey mehrere Gräcismen hat mit einfliessen lassen. Nur einige Beyspiele aus mehreren: B. 2 K. 1. S. 149., *und schnitt die Stadt durch einen zwiefachen Schutt ab.* — Ohne die griechischen Worte χωματι διπλῳ wird man nicht gleich wissen, was unter dem *Schutt* zu verstehen seyn soll. K. 2. S. 155., *die Tenedier sollten sich dem Antalkidischen Frieden gemäss mit Darius vereinigen.* ειρηνην αγειν zeigt keine Vereinigung an, und Arrian sagt damit nur, die Tenedier sollten den von Antalkidas mit Darius geschlossenen Frieden beobachten. K. 3. S. 158. κοινωσαντα ὑπερ του θειου παρα τους Τελμισσεας τους μαντεις, heisst nicht, *um den Wahrsagern das Götterzeichen mitzutheilen*, sondern sie darüber um Rath zu fragen. Jene Uebersetzung ist gar zu wörtlich. K. 6. S. 177. *Gereizt* (besser verleitet oder verführt) *durch diejenigen, die zum Unglück der Könige immer um sie sind und seyn werden, die ihnen zu schmeicheln suchen, glaubte er* — diese Stelle ist schielend ausgedruckt. Wir würden etwa sagen: Verleitet durch die Schmeichler, die die Könige zu ihrem Verderben umgeben, und auch wohl zu allen Zeiten umgeben werden. — Ebend. *die persische Reiterey allein werde das ganze makedonische Heer zu Boden reiten* — καταπατειν würden wir lieber durch *zertreten* übersetzen. Kap. 7. S. 178., *und liess Alexandern, ohne es zu wissen, hinter sich zurück.* εγενετο κατοπιν Αλεξανδρου, muss heissen: kam Alex. o. e. z. w. im Rücken. S. 180. απηγγελλον Αλεξανδρῳ, εν χερσιν ειναι Δαρειον, ist zu wörtlich übersetzt: *Darius sey in seinen Händen.* εν χερσιν ειναι heisst weiter nichts, als in der Nahe, bey der Hand seyn. B. 3. Kap. 4. S. 278. *Man gebraucht das Salz zu den Opfern — sowohl in Aegypten als andere Völker* (soll heissen: bey andern Völkern), *die beym Gottesdienste sorgfältig sind.* Für das letztere, das etwas abgeschmackt klingt, würden wir lieber sagen: die ihren Gottesdienst gewissenhaft verrichten wollen. u. dgl. mehr. — Unter dem Texte stehen sehr zahlreiche und zum Theil weitläuftige Anmerkungen, worinn nicht allein die von den übrigen Geschichtsschreibern *Alexanders*, Diodor, Plutarch, Curtius und Justin, überlieferten Nachrichten mit Arrian verglichen, sondern auch die vorkommenden Städte und Länder beschrieben werden. In Absicht des letztern hat Hr. B., wie uns dünkt, oft das Maas überschritten. Denn wozu nützt es dem Leser der Geschichte Alexanders, die Veränderungen und alten Namen eines genannten Ortes hier erzählt zu finden? Um sich mit der alten Geographie bekannt zu machen, muss man doch andere Werke studiren. Auch fehlt es hiebey nicht an Unrichtigkeiten. So wird S. 154. N. 4. von der Insel Tenedos gesagt, sie habe *eine Stadt Aeolis*, und einen Tempel des *Samithischen* Apollo gehabt, dessen auch Homer erwähne. Das letztere ist wohl nur ein Druckfehler für *Sminthischen Apollo*; in Ansehung der Stadt aber hat sich Hr. B. durch den von Cellar aus Strabo angeführten Ausdruck, πολις Αιολις, verführen lassen. Die Stadt hatte gleichen Namen mit der Insel, wurde aber von Aeoliern bewohnt, deswegen hiess sie eine aeolische Stadt. — Hr. B. verspricht noch, dem dritten Bande dieser Uebersetzung Arrians eine vollständige Sammlung aller Bruchstücke, die in den alten Schriftstellern von Alexandern vorkommen, und eine kritische Literargeschichte der Geschichtschreiber dieses Helden, wie auch eine Geographie seines Reichs mit einer genauen Landkarte beyzufügen. Allerdings ein sehr nützliches Unternehmen, wenn es mit Genauigkeit und Fleiss ausgeführet wird. Noch wollen wir dem Hn. Vf. rathen, dahin zu sehen, dass die folgenden Theile nicht so, wie dieser, durch Druckfehler verunstaltet werden. So steht S. 158. dreymal *Telnisser* für *Telmisser*. S. 172. *gyanischen* und *ausikalischen* Wettkampf, für *gymnischen* und *musikalischen* W. *Melessius in Graecia Firiata*, für Meursius in Gr. Feriata. Nur dieser letzte steht nebst fünf oder sechs andern hinten angemerkt, obgleich das Erratenverzeichniss um vieles vergrössert werden könnte.

HALLE, im Verlag des Waisenh.: *Johann Christian Steinersdorffs hebräische Grammatik.* Dritte Auflage, völlig umgearbeitet zum bequemen Gebrauch für Schulen, von M. *Heinr. Ernst Güte*, Diakon. an der Ulrichskirche zu Halle. 1790. 129 Seiten in gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieser in vielen Schulen eingeführten Grammatik hat Hr. G. theils durch Weglassung des Entbehrlichen, theils durch nöthige Zusätze und Berichtigung mancher Vorstellung einen höhern Grad der Vollkommenheit gegeben. Indessen würde er doch sehr wohl gethan haben, wenn er statt der weggelassenen grammatikalischen Auflösung schwerer Ausdrücke eine kurze Darstellung der Idio-

Idiotismen der hebräischen Sprache gegeben hätte. Vielleicht möchte es auch für Schüler von etwas reiferm Alter nicht überflüssig seyn, S. 2 bey ע zu bemerken, dass dieser Buchstabe zuweilen wie das arabische Ain, zuweilen wie Gain, ausgesprochen worden, welches sich daraus schliessen lasse, weil die LXX ihn auch oft durch γ ausdrücken. S. 14 f. hätte die Existenz der Diphthongen nicht geradezu geläugnet werden sollen, da dieselben in der verwandten arabischen Sprache, der man sie nicht abspricht, auch nicht anders, als durch ein nach einem Vocal gesetztes י und ו ausgedrückt werden. Auch würde Rec. es nicht wagen, mit dem Vf. S. 15. §. 12. die gewöhnliche Meynung zu behaupten, dass Schwa nie wie ein Vocal angesehen werde; denn Origenes und Hieronymus haben doch dasselbe auch sogar da, wo wir es nicht lesen, oft durch einen Vocal ausgedrückt, und in solchen Wörtern, die den *Metheg* haben, wie הָיְתָה, wird ihm im Grunde eben sowohl das Recht eines Vocals eingeräumt, als dem *e* in dem deutschen Worte *Erinnerung*; ob man gleich dafür *Erinnrung* sagen kann. Die gewöhnliche Vorstellungsart von den Accenten, welche S. 27 wiederholt wird, scheint wohl nicht ganz richtig. Sie waren ehedem musikalische Noten, und wurden hernach als Zeichen einer richtigen Declamation beybehalten. Die verbindenden Accente zeigen also den grammatikalischen Accent, die trennenden den rhetorischen oder Hauptton, und nur zufälliger Weise oft das Ende eines Satzes an; daher kömmt auch Rebhia und Tiphcha mitten in einem Satze häufig vor. S. 51 würden wir die Conjugationen für verschiedene Formen erklären, welche manche Stammwörter annehmen, wie im Lateinischen facio und factito, fugo und fugio, edo, esito und esurio vorkommen. S. 25 hätte der Vf. auch nicht der Gewohnheit der Grammatiker, die Modos und Participia zu den Temporibus zu rechnen, folgen sollen. S. 53 wird richtig gesagt: Man kann in vielen Fällen den Inf. als ein Nomen substantivum ansehen; dagegen das Participium als ein Adjectivum. Doch würden wir noch hinzusetzen, dass der Infinitiv in der ältesten Sprache, aus welcher die hebräische entstanden ist, so, wie im Arabischen eigentlich ein Substantiv bisweilen auch, wie das Participium, ein Adjectiv gewesen sey, und von beiden die Tempora der Hebräer abstammen. Doch ist das alte Participium nicht das sogenannte Participium Benoni, sondern das, welches bey den Chaldäern noch als Participium gebräuchlich ist, und bey den Hebräern wenigstens als Adjectivum verbale nicht selten vorkömmt. Z. B. יָרֵא timidus, timens. In der ältesten Sprache, die noch keine Verba hatte, sagte man allemal יָרֵא אַתָּ *du* (bist) *furchtsam*; dieses zog man hernach zusammen in יָרֵאתָ, *du fürchtest dich*. So entstand das Präteritum; hingegen aus אֲנִי גָּדֹל *ich* (bin) *gross*, entstand das Futurum אֶגְדַּל. Hieraus sieht man, warum die hebräischen Tempora blosse aoristi sind. S. 63. §. 62 hätte vielleicht noch sollen angeführt werden, dass die Anomalie der Verborum נ פ bloss dem Wohlklange ihren Ursprung zu verdanken habe, wie in irrideo die Verwandlung des n in r. S. 71 verdienten noch die Verba י ע eine Erwähnung. Denn בִּינוֹתִי kann nicht Hiphil seyn, weil ה fehlt; und dieses Wort kömmt ja auch im Arabischen als ein Verbum mediae י vor. S. 114 getrauen wir uns nicht, ל in לָאם für einen literam otiosam zu erklären, da diess Wort von einem im Arabischen noch gebräuchlichen Stammworte לאם abgeleitet werden kann. S. 115 wäre vielleicht die Bemerkung, dass das ו paragogicum zuweilen ein nach Art der Syrer pleonastisch gesetztes Affixum der dritten Person sey, nicht ganz überflüssig gewesen. Doch die sorgfältige Umarbeitung dieser Grammatik ist uns Bürge dafür, dass Hr. G. dieselbe bey einer genauen Ausgabe auch ohne unsere Winke noch mehr vervollkommnen werde.

LEIPZIG, b. Göschen: *Anmerkungen und Abhandlungen, philosophischen und philologischen Inhalts, über Cicero's Bücher von der Natur der Götter.* Erster Band, von *M. C. V. Kindervater.* 1790. XXII und 307 S. in 8.

Der Hr. Vf., der vor drey Jahren die Uebersetzung der *Ciceronischen Gespräche von der Natur der Götter* herausgegeben hat, liefert hier, um ihre Lectüre zu erleichtern, den ersten Theil der dazu versprochenen Anmerkungen und Abhandlungen, der sich über das *erste Buch* der Ciceronischen Gespräche erstreckt. Seine Absicht ist, die Ideen seines Schriftstellers weiter auszuführen und kurz zu prüfen, historische Unrichtigkeiten, besonders die Verdrehungen philosophischer Systeme, die sich der Epikurer *Vellejus* erlaubt, anzuzeigen und zu verbessern, und dann auch Spracherklärungen mit einzumischen. Seine Anmerkungen betreffen entweder die *philosophische Geschichte*, oder enthalten *eigene Philosophie*, oder sind *philologischen Inhalts*. Die von der ersten Klasse scheinen uns von vorzüglichem Werth zu seyn. Der Vf. begnügt sich nicht, zusammenzutragen, was Alte und Neue über die alten philosophischen Systeme gesagt haben, sondern er dringt selbst in den Geist derselben sehr glücklich ein, trägt ihre Hauptgrundsätze richtig vor, und raisonnirt sehr scharfsinnig darüber. Er bleibt sich auch darinn so gleich, dass es schwer ist, anzugeben, welches Raisonnement über ein ausführlich entwickeltes System den Vorzug vor andern verdiene; und vielleicht sind es nur subjecktive Gründe, die uns die Untersuchung über *Epikurs System* und *Charakter* (S. 278—287) und über die Frage, ob *Anaxagoras* der erste reine Deist unter den Griechen gewesen sey, (S. 178—183,) besonders scharfsinnig und vortrefflich finden lassen. Bey dem Raisonnement über *Aristoteles* (S. 201 ff.) bedauern wir mit dem Vf., dass ihm die Untersuchungen des Hn. *Buhle* zu spät bekannt geworden ist. Worüber man mit ihm bey den Anmerkungen dieser Classe am ersten rechten könnte, ist, dass sie sich in der Ausführlichkeit zu ungleich sind. Dass er einige Systeme sehr kurz abfertigt, damit sind wir wohl zufrieden; aber darüber, dass er

er bey andern fast weitschweifig wird, und sich bey Lebensumständen, die zur Geschichte der Philosophie nichts beytragen, bisweilen zu lang aufhält, möchte er sich schwerlich ganz rechtfertigen können. Diesen Fehler glauben wir z. E. bey der übrigens schönen Uebersicht der Schicksale der Philosophie unter den *Römern* (S. 59—134) gefunden zu haben; noch mehr aber ist er uns bey der Abhandlung über den *ägyptischen Thierdienst* (S. 249—258) aufgefallen, die bey aller ihrer Weitläuftigkeit doch nicht vollständig ist, bey weitem nicht tief genug in ihren Gegenstand eindringt, und nichts Neues enthält. Ueberhaupt können wir an manchen einzelnen Stellen mit dem Hn. Vf. nicht zufrieden seyn, so sehr wir es mit seiner Arbeit im Ganzen sind. Was er über die *Eleusinischen Geheimnisse* (S. 299) sagt, ist nichts weniger, als befriedigend, und seitdem über die alten Mysterien die Untersuchungen des Hn. *von Sainte-Croix* u. a. erschienen sind, sollte man auf die Abhandlung des Hn. Hofr. *Meiners* über die alten Mysterien nicht mehr *allein* verweisen. Was über den *Genius des Socrates* S. 199. N. *) gesagt ist, ist auch nicht glücklich. — Diejenigen Anmerkungen, in welchen der Vf. die Ideen des Cicero prüft, und weiter ausführt, und also selbst philosophirt, sind meistens scharfsinnig und gut, wie z. E. das Raisonnement über den Einfluss des Atheismus auf die Moralität, S. 47 ff. Sie gefallen durch diesen Scharfsinn, wenn sie auch nicht völlig befriedigen und überzeugen. Nur eine, dünkt uns, ganz verunglückt, die Erklärung der *motuum inanium* (Bilder von Hippocentauren und ähnlichen Geschöpfen der Phantasie) für *Ideen, welche die Organe des Gehirns zufälliger Weise hervorbringen.* — Die philosophischen Anmerkungen haben uns im Durchschnitt am wenigsten Genüge gethan. Gleich auf der ersten Seite gefällt uns weder die alte, noch die neue Erklärung des Vf., von der bekannten schwierigen Stelle im 1. Kap., *principium philosophiae esse inscientiam*, und wir glauben noch immer, dass *Ernesti* sie in seinem *Clavis Ciceroniana* am besten erläutert habe, der *inscientia* für *Unerweislichkeit* nimmt, welche wohl auch *Arcesilas* unter seiner *ακαταληψια* verstund, die der Vf. S. 8. für *Unbegreiflichkeit* erklärt. Daraus, dass man einen schönen Hirsch und ein schönes Mädchen *καλον τι χρημα* nennen kann, folgt auch nicht, dass *χρηματα*, wenn es ohne alle Beziehung auf eine vorhergehende Sache gesetzt wird, *Gedichte* heissen könne, wie es der Vf. (N. *) zu S. 35.) bey dem Aristophanischen Scholiasten verstehn will. Eben so unglücklich ist das Allegat (S. 239. N. *)) *Sallust. Jug.* c. 4. für die Erklärung des Wortes *cerae* durch *wächserne Brustbilder*; denn dass es das heissen könne, wenn *imagines* unmittelbar vorhergegangen ist, bezweifelt niemand. *Quid autem est istuc gradatim?* (S. 264) kann beym *Cicero* unmöglich heissen: *Was für eine sonderbare Gradation ist das?* Dagegen finden sich auch sehr richtige Erklärungen. Den Sinn der dunkeln und vielleicht corrupten Stelle am Ende des 18ten K., von der Natur der Götter nach Epikurs Begriffen, ist, unsers Bedünkens, vollkommen getroffen, welches die Parallelle K. 37. gegen das Ende beweist, auf welche hätte verwiesen werden können. — Die *Schreibart* des Vf. ist natürlich und angenehm, nur manchmal zu nachlässig. Die falsche Construction S. 75. N. **) „*Wenn man* bedenkt — *der wird* — ansehen" ist ein Uebereilungsfehler. „Es kommt ihm *spanisch* vor," (S. 157) ist ein zu unedler Ausdruck. Warum der Vf. für *Einwurf*, *Einwendung* immer *Einwand* sagt, wissen wir auch nicht. Indessen sind das unbedeutende Flecken, welche dem Buche an seiner Güte und Brauchbarkeit gar nichts benehmen. Und die Achtung, welche es für den Vf. einflösst, wird noch durch die Bereitwilligkeit erhöht, mit der er frühere Meynungen zurücknimmt, und durch die edle Offenherzigkeit, mit der er manche (z. B. S. 283. N.) sogar für Uebereilungen erklärt.

MADRID, in der königl. Druckerey: *Farsalia* de D. *Juan de Jauregui* por D. *Ramon Fernandez*. Tomo VII. 1789. 1 Alph. 1 B. 8. Tomo VIII. 1790. 20 Bogen.

Der 7te Band enthält 12 Bücher der *Farsalia*, mit einer Vorrede von dem Herausgeber, worinn Zeugnisse zum Lobe dieser Uebersetzung, oder vielmehr Nachahmung des Lucan, gesammlet werden. Sie ist bisher ausser Spanien wenig bekannt gewesen, nur einmal gedruckt worden, (1684. 4.) und selten. Dass *J. Lucano Lucanior* sey, wie man vom Breboeuf sagte, wird man bald gewahr; er hat indess doch vortreffliche Stellen, auch solche, die ihm ganz allein gehören. Die *Octavas* machen ihn freylich wortreich. Im 8ten B. findet man das 13 bis 20ste Buch, und S. 251—315 die 5 Gesänge vom *Orfeo*, welcher 1624 zu Madrid in 4. zuerst erschien, und worinn der Dichter mit vielem Aufwand von Gemälden, Beschreibungen und Dichtersprache die Fabel vom Orpheus und Euridice in Octavas, aber zu gedehnt, erzählt. Der Druck ist nett, und, so weit wir gelesen haben, ganz richtig.

LEIPZIG, b. Schwickert: *Die ersten Gründe der griechischen Sprache, nebst den nothwendigsten Syntaktischen Regeln zum Besten der Anfänger aus grössern Sprachlehren ausgezogen.* 1789. 171 S. 8. (5 gr.)

Unter diesem Titel erhalten wir eine neue Auflage der sogenannten kleinen märkischen Grammatik. Hr. *Martini*, von dem die Vorrede unterzeichnet ist, hat diese Ausgabe besorgt; und, wie er selbst sagt, manche ganz versetzte Anmerkungen in eine bessere und zusammenhängendere Ordnung gestellt, manche Regeln von den Tonzeichen eingeschaltet, manche für Anfänger zu schwere Dinge weggelassen, auch den Sinn hin und wieder verbessert. Er hätte sich jedoch noch mehrere Verdienste um dieses Buch erwerben können, wenn er bey der Lehre vom Augment und der Formation der Temporum genauer gegangen wäre, den Gebrauch der Aoristen bestimmt, und die Bedeutungen der Präpositionen und Conjunctionen hinzugefügt hätte. So wie dies Büchlein jetzt beschaffen ist, kann es bloss beym Lernen der Declinationen und Conjugationen gebraucht werden. Für Schüler, die weiter fortgerückt sind, hat es keinen Nutzen mehr, sondern diese müssen sich wieder eine grössere Grammatik anschaffen, aus welcher doch auch jene Anfangsgründe erlernt werden können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 25. Januar 1791.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

London: *Philosophical Transactions of the royal Society of London. Vol. LXXIX. P. I. and II.* 1789. 333 S. in 4.

1) *Joh. Smeaton* über eine Verbesserung in der Anbringung eines Höhenquadranten an einer Himmelskugel, um die vom Azimuth und der Höhe abhängigen Aufgaben lösen zu können. Anstatt des Streifens von dünnem, biegsamen Messing, welcher unter dem Namen eines Höhenquadranten an den Himmelskugeln angebracht zu seyn pflegt, hat S. ein Stück Messing von der Dicke des Mittagskreises so im Scheitelpuncte befestiget, dass die Bewegung des Mittagskreises völlig frey bleibt. 2) *Jos. Priestley* betrachtet die Einwendungen gegen seine Versuche und Beobachtungen, den Säure erzeugenden Grundstoff, die Zusammensetzung des Wassers und das Phlogiston betreffend, und theilt seine fernern Versuche und Beobachtungen hierüber mit. (Man hatte nämlich behauptet, dass die Salpetersäure, welche P. in seinen Versuchen erhielt, von der phlogistisirten Luft herrühren möchte, welche nicht ganz ausgeschlossen werden konnte; dass ferner die fixe Luft, welche ebenfalls bey diesen Versuchen zum Vorschein kam, von dem Wasserbley herrühre, welches dem die entzündliche Luft hergebenden Eisen beygemischt sey. P. bemerkt, dass die bey der Verbrennung der dephlogistisirten und inflammablen Luft erzeugte Säure bald fixe, bald *Salpetersäure* war; *jenes* nur dann, wenn entweder die entzündliche oder dephlogistisirte Luft schon völlig gebildet diejenigen Substanzen umgab, woraus eine von diesen beiden Luftarten erst gezogen wurde; *diese* hingegen; wenn beide Luftarten vor ihrer Vereinigung schon völlig gebildet sind.) 3) *Ed. Whitak. Gray* über die Amphibien, besonders über die Mittel, die giftigen Schlangen von den ungiftigen zu unterscheiden. (Ein breiter Kopf, mit schmalen Schuppen bedeckt, ist zwar kein sicheres Kennzeichen giftiger Schlangen, aber doch, einige wenige Fälle ausgenommen, ein allgemeines Kennzeichen derselben: ein Schwanz, kleiner, als ein Fünftheil der ganzen Körperlänge, ist gleichfalls ein allgemeiner Charakter giftiger Schlangen. Da aber einige ungiftige eben so kurze Schwänze haben, so kann auf diesen Umstand für sich allein nicht gebauet werden. Auf der andern Seite sind die Arten, deren Schwanz eine grösere Länge, als die angegebene, besitzt, beynahe gewiss ungiftig. Ein kurzer und spitziger Schwanz ist auf keine Weise als ein Eigenthum giftiger Schlangen anzusehen, obgleich ein dicker und stumpfer einzig bey nichtgiftigen angetroffen wird. Gestreifte (carinated) Schuppen sind gewissermasen charakteristische Kennzeichen giftiger Schlangen. In Ansehung der Giftzähne ist Linné mit sich selbst sehr im Streite: er giebt ihnen *Beweglichkeit*, als charakteristisches Kennzeichen, zu, welches *Nicholls*, *Fontana* und *Gray* anders fanden; eine *Lage* ausserhalb des Oberkiefers, wiewohl ohne Zergliederung des Subjects kein Unterschied zwischen den Gift- und andern Zähnen in dieser Rücksicht entdeckt werden kann; bisweilen eine *Befestigung* an der Grundfläche des Zahnfleisches, z. B. beym *Col. stolatus* und *severus*, wo Gr. aber keinen Grund dieser sonderbaren Meynung finden kann; die erstere Art des Coluber hält er nicht für giftig. Die *Grösse* der Giftzähne ist so verschieden, dass hiervon kein Unterscheidungszeichen hergenommen werden kann. Aber ihre *Lage* an dem vordern und äussern Theile des obern Zahnfleisches ist immer die nämliche. Mittel, diese Lage sicher zu bestimmen.) 4) *Hutchinsons* Bemerkungen über die Trockenheit im Jahre 1788. (Von 1781 — 87 war die Mittelzahl des in England gefallenen Regens 25". Hingegen fielen 1788 nur 14".) 5) *Will. Morgan* von einer Methode, aus der wirklichen Wahrscheinlichkeit des Lebens den Werth eines Erbanfalls dann zu bestimmen, wenn drey Personen überlebt werden müssen. 6) *Jos. Piazzi's* Resultate aus den Berechnungen der an verschiedenen Orten angestellten Beobachtungen der am 3ten Jun. 1788 erfolgten Sonnenfinsterniss. (Es wird die Lage von 16 Städten, worunter sich Mietau, Warschau und Bagdad befinden, dadurch bestimmt.) 7) *Al. Anderson* über einen bituminösen See auf der Insel Trinidad. Dieser See, oder vielmehr diese Ebene, liegt auf dem höchsten Theile eines Vorgebürges, gerade den hohen Bergen von Paria gegenüber, hat ein rundes Ansehen und einen Umkreis von ungefähr 3 Meilen: überall sind Spuren von einem Erdbrande um diesen Platz herum anzutreffen, und der Schwefelgeruch ist beträchtlich stark. Ohne Beil konnte A. keinen Eindruck in diese erdharzige Masse an ihrer Oberfläche machen; in einem Fuss Tiefe war sie etwas weicher, und hatte ein zellenförmiges Ansehen. Brachte man ein Stück davon an ein brennendes Licht, so verursachte es, wie Salpeter, ein Knistern, und gab lebhaft leuchtende Funken von sich, welche sogleich auslöschten, wenn das Licht entfernt wurde, etc. 8) *Matth. Baillie* von einer sonderbaren Veränderung in dem Baue eines menschlichen Eyerstocks. (Derselbe war bey einem 12 oder 13jährigen Mädchen so gross, wie ein beträchtliches Hühnerey, und in eine mit Haaren und Zähnen vermischte Fettmasse verwandelt. Die äussern Schaamtheile waren von einer solchen Beschaffenheit, dass diess Mädchen nicht

nicht beschwängert seyn konnte: Er glaubt also, dass dergleichen Erzeugungen von einer Wirkung in dem Eyerstocke selbst ohne Beyhülfe irgend eines Reizes vom männlichen Saamen herrühren möchten.) 9) *Rob. Saunders* über die Producte des Pflanzen- und Mineralreichs in Boutan und Thibet. (Von Bahar, bis zu den Gebürgen, kommen wenige Pflanzen vor, welche nicht in Bengalen gemein wären: drey Mimosen, worunter Mimosa Tate und eine andere sehr zusammenziehende und bittre, welche von den Bengalen in Fiebern gebraucht wird. Diese Gegend ist äusserst ungesund: Ursachen hiervon. Von Buxaduar, Murishong, Chooka, Punukha und andern Oertern, ihrer Lage, Gesundheit und den Producten aus dem Pflanzen- und Mineralreiche, welche dort gefunden werden. Diese Gebürge liefern die nämlichen Mineralien, tragen die nämlichen Pflanzen, veranlassen die nämlichen Krankheiten, welche in gleich hohen Gegenden Europa's und Amerika's angetroffen werden. — Thibet. Verschiedenheit seines Klima's von Boutan: von den hier gewöhnlichen Krankheiten und der Art, sie zu behandeln. Gegen die Lustseuche z. B. ist ein Quecksilbermittel gewöhnlich, welches so bereitet wird: Alaun, Salpeter, künstlicher Zinnober und Quecksilber werden in ein irdenes Gefäss gethan, worüber ein kleineres gestürzt und verlutirt wird. Ueber das kleine und in das grössere wird eine bestimmte Menge Feuer gethan, und bald ¾ Stunden unterhalten. Nachdem alles kalt geworden ist, werden die Materialien unter dem umgestürzten kleinen Topfe hervorgenommen; das Quecksilber hat seinen metallischen Glanz verloren, und wird als sichere und wirksame Arzney gebraucht. Vom Fincal und Gummilack.) 10) Ein meteorologisches Tagebuch vom Januar bis Dec. 1788, über den Stand des Thermometers und Barometers, die Menge des gefallenen Regens, die Richtung und Stärke des Windes und die Beschaffenheit der Witterung, nach täglich 2mal, früh um 8 Uhr, und nachm. 2 Uhr wiederholten Beobachtungen. 11) *Jos. Priestleys* Versuche über die Phlogistisirung der Salpetersäure. (Diese Säure wurde allezeit gefärbt, wenn sie in Berührung mit irgend einer Luftart der Hitze ausgesetzt wurde. Sie kann durch die blosse Austreibung der dephlogistisirten Luft phlogistisirt oder rauchend gemacht werden, und es ist daher wahrscheinlich, dass diese Säure zwey Grundstoffe enthalte, welche in der genauesten Verwandtschaft gegen einander stehen, und dass bloss die Abwesenheit des einen nothwendig ist, um die Gegenwart des andern sichtbar zu machen. Er hält die in dieser Absicht angestellten Versuche der Lehre vom Phlogiston günstig, und der Theorie von der Zersetzung des Wassers ungünstig.) 12) *W. Herschels* Bemerkungen über einen Kometen, welchen seine Schwester am 21sten Dec. 1788 nicht weit vom β. der Leyer entdeckt hat. Er hatte eine unregelmässige runde Gestalt und das Ansehen von einem sehr hellen Nebelsterne, allein mit allen Vergrösserungen, welche das Licht dieses Kometen erlaubte, konnte kein Kern entdeckt werden, welcher, wenn er nur eine einzige Secunde im Durchmesser gehalten hätte, sicher *Herscheln* nicht entgangen wäre. Dieser wichtige Umstand ist auch bey drey andern Kometen bemerkt worden. 13) *Rob. Marshams* Frühlingsanzeigen in Stratton in Norfolk, Breite 52° 45' in drey Tabellen gebracht. 14) Zwey Briefe über eine menschliche Misgeburt vom Baron *Reichel* und *Jam. Anderson*. (Bey einem 13jährigen Gentoo hiengen die untern Extremitäten des jüngern Bruders nebst den Zeugungstheilen desselben dergestalt an dem Bauche fest, dass eine Verlängerung von dem schwerdtförmigen Knorpel des ältern mit der Schaambeinfuge des jüngern anastomosirte. Er hatte ein so vollkommenes Gefühl in den Theilen dieses anhängenden Körpers, als in seinem eigenen.) 15) *Joh. Hunter* liefert einen Nachtrag zu seiner 1787 der *kön.* Gesellschaft mitgetheilten Abhandlung über die Identität der Arten des Hundes, Wolfs und Jackals. 16) Auszug aus einem über den Gang des Barometers, Thermometers, und über die Menge des gefallenen Regens gehaltenen Tagebuche zu Lyndon in Rutland. (Zugleich wird hier eine Nachricht von einem Erdfalle nicht weit von Keton in Rutland im Dec. 1787. ertheilt.) 17) *Ed. Waring* über die Methode, correspondirende Werthe etc. 18) *Ebenders.* über die Auflösung der anziehenden Kräfte. 19) *Rich. Walker's* Versuche über das Gefrieren des Quecksilbers in England. (In eine Mischung von gleichen Theilen höchst concentrirter Salpetersäure und verdünnter Vitriolsäure (1,5596 : 1.), welche durch Schnee und Salpetersäure bis — 30° erkältet worden war, wurde entweder bis — 15° abgekühlter Schnee oder — 14° kaltes Glaubersalz allmählich geschüttet. Das Quecksilberthermometer sank dort bis — 60°, hier bis 54°, ungeachtet die Temperatur der Stube gleich + 30° war. — Unter den kältenden Salzen ist das mineralische Phosphorsalz oder Prousts Perlsalz (phosphorated natron) stärker, als Glaubersalz (vitriolated natron). — Von der Krystallisationsform des Quecksilbers.) 20) *W. Herschel's* Verzeichniss eines zweyten Tausends neuer Nebelsterne, nebst einigen vorläufigen Bemerkungen über den Bau des Himmels. (Die letztern erwecken die grösste Idee von dem ungeheuren Umfange des Universums und der weisen Anordnung des Ganzen. S. 255. wird noch ganz kurz des sechsten Trabanten vom Saturn Erwähnung gethan, welchen *H.* mit seinem 40füssigen Reflector entdeckt hat.) 21) *Nev. Maskelyne* versucht eine Schwierigkeit in der Theorie des Sehens zu erklären, welche von der verschiedenen Brechbarkeit des Lichts herrührt. 22) *W. Nicholson's* Versuche und Beobachtungen über die Elektricität. (Aus seinen Versuchen erhellt, dass die Wirkung des Seidenstücks, welche von dem Reibezeuge aufwärts steigt, nicht bloss darinne bestehe, dass die Rückkehr der Elektricität von dem Cylinder dadurch verhütet werde, sondern dass es das vorzüglichste Mittel sey, die Elektricität zu erwecken. Denn der Cylinder gewährte die stärkste Elektricität, wenn das Reibezeug von ihm entfernt, und das Stück Seidenzeug mit der flachen Hand oder auch *nur mit einem Finger* gegen den Cylinder gedrückt wurde. Bey einer Glasscheibe schien es ihm, als wenn die Reibung einer einzigen Seite eben so viel Elektricität hervorbrächte, als die Reibung beider zugleich. Wenn ein Stück Seidenzeug durch Herabziehen seiner Enden so an den Cylinder gebracht wird, dass es seinen halben Umkreis berühren kann, und der Cylinder alsdann

denn durchs Andrücken eines amalgamirten Leders und Herumdrehen elektrisirt wird, so wird er, so lange er unter dem Seidenzeuge weggeht, sehr begierig nach elektrischer Materie werden. Und wenn die zum Reiben eintretende Fläche des Glases mit Elektricität versehen ist, so wird sie dieselbe an das andre äussere Ende der Berührung abgeben, oder wenn isolirte Leiter an den Berührungsenden des Seidenzeugs angebracht sind, so wird der eine +, der andre — elektrisirt werden, bis die Intensitäten ihrer entgegengesetzten Zustände so hoch gestiegen sind, als es nach der Capacität des Apparats möglich ist. Methode, auf diese Weise in einem und dem nemlichen Leiter beide Elektricitäten nach einander in gleicher Stärke hervorzubringen. — Der an einem gedrehten Cylinder bemerkte Lichtstreif, welcher vom Küssen herkommt, rührt von der zurückströmenden Elektricität her. Neue Einrichtungsart des Küssens, um dieses Zurückströmen zu verhüten. —) 23) *Jos. Priestley's* Versuche über die in Dämpfe aufgelöseten und durch glühende irdene Röhren hindurchgeleiteten Säuren, und fernere Beobachtungen über das Phlogiston. Säuren in ihrem dephlogistisirtesten Zustande bestehen in einer eignen Sättigung derselben mit Phlogiston: und ihre *Phlogistisirung* könnte mehr eine *Uebersättigung mit Phlogiston* genennt werden. Wenn die Flüssigkeit bey diesen Versuchen in einer Vorlage gesammelt wurde, so bestand sie theils aus einem sauren Geist, theils aus dephlogistisirter Luft. Wurde das Rückbleibsel wieder auf die nehmliche Weise behandelt, so erzeugte sich keine dephlogistisirte Luft mehr. Flüchtige Laugensalzluft wurde durch diesen Process in entzündbare Luft verwandelt. — Die Versuche über das Phlogiston betreffen die beym Schmelzen verschiedener Metalle und dem Erhitzen des Berlinerblaues in dephlogistisirter Luft sich erzeugende fixe Luft, welche um so weniger wird, je unreiner die dephlogistisirte Luft war.) 24) *Is. Milner* von der Erzeugung der Salpetersäure und der Salpeterluft. (Salpeterluft, durch eine rothglühende eiserne Röhre getrieben, wurde phlogistisirt; durch rothglühende Glasröhren hindurchgeleitet, erlitt sie keine wesentliche Veränderung. Dephlogistisirte Salpeterluft, auf die erstere Art behandelt, wurde phlogistisirt. War die Phlogistisirung vollkommen, so bemerkte er einen weissen Dampf in der Luft, welcher wie flüchtiges Laugensalz roch. War der rothglühende Flintenlauf mit grob gepülvertem Braunstein gefüllt, und wurden Dämpfe von flüchtigem Laugensalze hindurch geleitet, so entstand Salpeterluft. Bisweilen geht unzersetztes flüchtiges Laugensalz, als Luftart, mit der Salpetersäure über; lässt man alsdenn atmosphärische Luft hinzu, so verbindet sich die aus der zersetzten Salpeterluft frey gewordene Säure mit dem flüchtigen Laugensalze, es entstehen weisse Flocken, welche entzündlicher Salpeter sind. Nahm man anstatt des flüchtiges Laugensalzes Wasser, so erzeugte sich keine Salpeter-, sondern mehr fixe und dephlogistisirte Luft, als wenn Braunstein allein geglüht wird. etc.)

BERLIN u. STETTIN, b. Nicolai: *Ueber Katholicismus, Vernunftreligion, und vernünftiges Christenthum in einigen nützlichen und nöthigen Anmerkungen zu des H. S. Demarees Briefen über die neuen Wächter der protestantischen Kirche.* Zweytes Heft. Aufgesetzt von einem andern Wahrheitsfreunde. 1789. 272 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. war gesonnen, (wie er in der Vorrede sagt,) ruhig aus seinem einsamen Zimmer den Kampf zwischen Licht und Finsterniss — wahrer vernünftiger Religion, und Schwärmerey — thätigem Christenthum, und trockener Schultheologie — ja selbst zwischen Unglauben und Aberglauben, anzusehen; konnte aber, da er fand, dass H. S. *Demarees* es gar zu arg mache, und das Stillschweigen mancher Wahrheitsfreunde für ein Zeichen erkläre, dass sie seine Schreibereyen mit keinen tüchtigen Gründen zu widerlegen vermöchten, es nicht länger so mit ansehen, sondern entschloss sich, da er vernahm, dass der Vf. der Anmerkungen zu des Hn. *D* Briefen nicht Musse genug habe, die angefangne Arbeit fortzusetzen, und über das dritte Heft seine eigenen Anmerkungen dem Publicum mitzutheilen, *„damit weder Hr. Demarees noch „das ununterrichtete Publicum wähnen möchte, er müsse, „da er das letzte Wort gehabt, auch wohl Recht, und die „Einwürfe seines kaltblütigen Beurtheilers widerlegt haben, weil dieser doch gar nichts zur Widerlegung des dritten Hefts geschrieben habe."*

Man sieht manche gründliche, und von gesunder Urtheilskraft zeugende Anmerkung in dieser kleinen Schrift. Ueberall aber sieht man einen Mann, der es mit der Sache der gesunden Vernunft gut meynt. Ist der Vf. bitter und anzüglich, welches freylich nicht zu läugnen ist; so kann es ihm zu einiger Entschuldigung gereichen, dass Hr. *D.* das erste Beyspiel gegeben hat. Die allzugrosse Weitschweifigkeit, fast möchten wir sagen, Schwatzhaftigkeit des Vf. macht indess diese seine Arbeit zu einer ermüdenden Lectüre auch für diejenigen, die seine Ideen richtig finden, und ihm für seine gute Absicht Dank wissen.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Frankreichs politische Lage und seine gegenwärtigen Verhältnisse mit den übrigen europäischen Mächten.* Dem Könige und der Nationalversammlung zugeeignet von Herrn *von Peyssonel*, ehemaligen französischen Generalconsul zu Smyrna etc., aus dem Französischen übersetzt. 1790. I Th. VIII. u. 160 S.; II Th. 167 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Wenn auch dieser Uebersetzung keine erhebliche Verunstaltung des Sinnes zur Last fallen, so lassen sich doch sonst manche Erinnerungen dagegen machen. Durch die häufige Weglassung der Hülfszeitwörter bekömmt sie eine Steifigkeit, die bey dem öfters sehr verflochtenen Periodenbau noch unangenehmer auffällt. Sprachunrichtigkeiten, wie z. B. Beytritt der Allianz, kommen ziemlich oft vor. Nicht selten sind solche Vernachlässigungen, wie I, S. 55. von den Worten: *„Friedrich verlor* -- an, bis zu *vor andern suchte."* Bisweilen wird sie schwerfällig genug; so findet man (I, 89.): *„das zwischen Schweden und Dännemark wiederum hergestellte gute Vernehmen;"* — oder (II, 13) *„Missbrauch der in „Händen habenden Macht;"* Im letztern Falle noch dazu eine ungrammatikalische Anwendung des Participս, die

 kaum

kaum den Geschäftsstyl noch duldet. Hie und da verrathen sich Spuren von Flüchtigkeit, wo dem Uebers. (wie I. 122) der Faden der Construction entfällt. Druckfehler sind nicht selten; zum Theil auch sehr beträchtlich, besonders I. 18; denn hier wird der ganze Absatz: „*Pohlen* - - *zu retten*" dadurch beynahe unverständlich.

Leipzig, b. Weygand: *Erzählungen meines Grossvaters von Gerichtshöfen und Prozessen.* Aus dem Französischen. 1790. 234 Seiten in 8. ohne Titel und Anzeigblatt.

Dem Titel nach sollte man hier Rechtsfälle, wie bey Pitaval, Eisenhardt, Klein etc., erwarten; aber nur einige gehören in dieses Fach. Das Uebrige sind theils Erzählungen wahrer Begebenheiten, theils kleine Romane, theils Satyren. Es sey übrigens, was es wolle, so erzählt unser Grossvater recht unterhaltend, und so gut deutsch, dass man nichts weniger, als ein französ. Original, darunter vermuthen sollte. Einige Stücke scheinen auch, dem Rec. wenigstens, wirklich deutschen Ursprungs zu seyn. Die Moral ist auch in den romanhaften Erzählungen gut.

Unter allen Stücken ist das nützlichste *die moralische Nativitätstellerey;* ein schöner Pendant zu *Ploucquets Lumpenspiegel*, worinnen besonders den Leuten, welche sich über die Auflagen beschweren, sehr fasslich ans Herz gelegt wird, wie sie durch ihre *Faulheit*, ihren Leichtsinn u. dgl. m. sich selbst die drückendsten Auflagen machen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. Wir zeigen kürzlich einige Probeschriften von Candidaten der Lehrstelle der Beredtsamkeit in Basel an, welche im Sept. des Jahres 1789 vertheidigt wurden:

Daniel Wolleb, Phil. et Med. D., *Delectus notarum ad Virgilii eclogam quartam.* 14 S. 4. Da über diese berühmte Ekloge bereits so vieles geschrieben worden, so erwartet man billig von diesem neuen Erläuterer etwas Neues und Eigenes; dennoch hat der Vf., weit entfernt, diese Erwartung zu befriedigen, kaum die wichtigsten Ausleger benutzt, das Bekannte in dürftigen Anmerkungen wiederholt und in einer Sprache vorgetragen, die eines künftigen Lehrers der Römischen Beredsamkeit — er hat dieses Lehramt erhalten — nicht ganz würdig ist. Ueber den Geist seiner Auslegung lese man folgende Worte S. 4. *Ceteri, quorum sententiae et nos accedimus, rem propius rimati, non dubitarunt, quin Virgilius praedictiones de Messia, basi carminis sui positas, aut a Judaeis audierit, aut ipse in 70 Interpr. legerit.* Dahin gehen auch die vom Vf. häufig angeführten Parallelstellen aus der Uebersetzung der 70 Dolmetscher, die zwar eine gewisse Aehnlichkeit der Bilder, aber keine Nachahmung und Nachbildung von Seiten des Römischen Dichters beweisen.

Desto mehr Proben kritischen Scharfsinns enthält *Dan. Huber*, A. L. M., *tentamen observationum in M. Manilii Astronomicon*, 8 S. 4. in welchen einzelne Stellen der zwey ersten Bücher so verbessert oder erläutert werden, dass man eine Fortsetzung dieses kritischen Versuchs über mehrere Stellen und über die folgenden Bücher wünschen muss. Im Anfang des zweiten Buchs, wo der Inhalt der Hesiodischen Gedichte von Manilius erzählt wird, hat er einiges sehr glücklich verbessert. Anstatt V. 23. *Silvarumque deos sacrataque numina, Nymphas*, welche freylich zur Beschreibnng der *Werke und Tage* nicht passen, mit andern Auslegern für unächt zu erklären, versetzt er den Vers hinter V. 17, wo er als zum Inhalt der *Theogonie* gehörig, an seiner rechten Stelle steht. Ein Anderer würde ihm vielleicht noch lieber eine Stelle nach V. 40 anweisen, so, dass es von Theokrits Idyllen hiess: *Quin etiam pecorum ritus et Pana sonantem In calamos, Sicula memorat tellure creatus, Silvarumque deos, sacrataque numina Nymphas.* In V. 18. *Omniaque immenso volitantia lumina* (oder *sidera*) *mundo* findet der Vf. eine Anspielung auf Hesiods verlornes astronomisches Werk. Es wäre aber sonderbar, wenn Manilius, falls er dieses Werk gekannt, und es für Hesiods Product anerkannt hätte, desselben nur beyläufig erwähnt haben sollte, da er die übrigen Hesiodischen Gedichte in mehrern Versen besingt.

Eben dieses Lob einer einsichtsvollen Kritik kommt einer andern Abhandlung zu: *Eman. Linder*, A. L. M., *Tentamen stricturarum in quasdam M. Accii Plauti comoedias.* 8 S. 4. Die Kritik beschäftigt sich hier theils mit richtigerer Abtheilung der Person und Scene, theils mit einer leichten und ungezwungenen Verbesserung einiger verdorbener Worte und Stellen.

J. Rodolph. Schnell, Ph. D., *Specimen observationum in C. Caesaris commentarios.* 12 S. 4. Diese Bemerkungen zeichnen sich von Seiten der Sprache und der Sachen aus. Die Kritik über mehrere Stellen von Cäsars Büchern über den bürgerlichen Krieg, so, wie über die Bücher vom Alexandrinischen, afrikanischen und spanischen Krieg, sind zum Theil kühn, welches aber die Verdorbenheit des Textes; zumal in den letztern Schriften, entschuldigt. Sinnreich ist der Einfall, de B. civ. 1, 48. für *ne ad ultimum supplicium progredi necesse habeant* zu lesen: *ne ad ultima supplicium*, da von einer an den Pompejanern auszuübenden Todesstrafe nicht die Rede seyn könne. Doch reicht man auch mit der gemeinen Lesart aus, wenn man unter dem *ultimum supplicium* den Selbstmord versteht, als das Aeusserste, zu welchem diese Unglücklichen getrieben werden konnten.

Joh. Jac. Schmidt, A. L. M., *Spicilegium observationum ad Cornel. Nepotis vitam T. Pomponii Attici*, 8 S. 4. Theils vertheidigt der Vf. dieser gelehrten Anmerkungen die gemeine Lesart, theils verbessert und erläutert er einzelne Stellen dieser kleinen Lebensbeschreibung. Ob es eine so ausgemachte Sache ist, wie der Eingang dieser Abhandlung sagt, dass kein Schriftsteller geschickter als Nepos, zur Erlernung der *Anfangsgründe* der lateinischen Sprache sey, wissen wir nicht. Bey aller ächt historischen Simplicität dieses Geschichtschreibers erfodern seine Biographieen doch schon einen in der Sprache geübten und mit dem Ganzen der griechischen Geschichte vertrauten Leser.

Eman. Merian, Ph. D., *Observationes criticae in quaedam Aur. Prudentii Clementis loca.* 8 S. 4. Sie verbreiten sich über mehrere Gedichte des Prudentius, und enthalten scharfsinnige Conjecturen und gute Erläuterungen.

Im April und May des J. 1790 disputirten folgende Candidaten des historischen Lehrstuhls in Basel:

J. R. Schnell, Ph. Dr., *de vita et rebus gestis Servii Tullii.* 10 S. 4. Eine gut geschriebene und gut angeordnete Erzählung der vorzüglichsten Einrichtungen, welche Servius Tullius während seiner Regierung gemacht hat.

Dan. Huber, *Vitae gestarumque Timoleontis Corinthii qualiscunque delineatio.* 12 S. 4. Eine kurze, aus Plutarch, Nepos und Diodor von Sicilien ausgezogene und kritisch behandelte Geschichte des Timoleon.

Em. Linder, *de Cyro minore, Darii Nothi, Persarum regis, filio, fratre Artaxerxis Mnemonis.* 8 S. 4. Die Geschichte, vorzüglich des Zugs, welchen Cyrus gegen seinen Bruder unternahm, wird aus den bekannten Quellen erzählt. Der Vf. hat die Lehrstelle der Geschichte erhalten.

Joh. Jac. Burcard, *stricturae quaedam ad Sulpicii Severi historiam ecclesiasticam.* 8 S. 4. Im Sulpicius kommen viele Fehler der Zeitrechnung vor, welche theils vom Vf. selbst, theils von den Abschreibern, herrühren mögen, und in dieser Abh. gerügt und verbessert werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 25 Januar 1791.

ERDBESCHREIBUNG.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Neue Erdbeschreibung von ganz Afrika.* Aus den besten ältern und neuern Hülfsmitteln gesammlet und bearbeitet von *August Christian Borheck*, — Schuldirektor des Gymnas. zu Bielefeld etc. *Erster Band*, die *Asorischen, Madeirischen und Kanarischen Inseln, nebst den Staaten von Marockos und Algier.* 1789. gr. 8. 731 S. (1 Rthlr. 18 gr.)

Der Hr. Vf. sagt in der Vorrede, dass er auf den Rath des Hn. Hofr. Schlözers anfänglich eine Uebersetzung des Fenning mit berichtigenden Anmerkungen habe liefern wollen. Weil aber der letzten so viel geworden, dass sie den Text *ersauft* haben würden: so habe er sich entschlossen, selbst zu arbeiten. Was nun diese Arbeit betrifft; so müssen wir ihm das Zeugniss geben, dass er nicht bloss, wie Fenning und andre, hie und da, was ihm zweckmässig schien, einzeln zusammengetragen, und in eine schickliche Verbindung gebracht habe. Sondern er hat f. Hülfsmittel Blatt vor Blatt zu nutzen gesucht; und damit keiner um das seinige gebracht würde, so ist einer nach dem andern wörtlich oder in der Uebersetzung angeführt worden; wobey es sich denn je zuweilen zuträgt, dass man einerley von mehrern bekräftigt findet. Z. B. bey Sala, gemeiniglich Salé, bey Leo Sela, von der er hernach nochmals sagt, dass sie zu Ptolemaeus und Plinius Zeiten unter dem Namen Sala bekannt gewesen, wird von dem Kaperhafen gesagt, dass die Barre oder Sandbank an dessen Eingange bey dem höchsten Wasser nur 12 Fuss, bey dem niedrigsten aber nur 6 Fuss Tiefe habe, und nachdem das übrige von der Stadt aus diesem Vf. beygebracht worden; so heisst es: Unsere Verfasser beschreiben diese Stadt also. Da kommt denn auch der Hafen wieder vor, und die Versicherung, dass er bey hohen Wasser selten über 12 Fuss habe, so dass die Korsaren dieser Stadt anderswo einlaufen müssen. Gleich hinterher steht: dieser Hafen wird für einen der besten im Lande gehalten, und doch wegen *eines queer vor liegenden Hindernisses* sind auch leicht beladene Schiffe genöthigt, auszuladen etc. Nachdem nun auch dieser Zeuge mit seiner übrigen Aussage gleichsam abgehört ist: so kommt die Reihe an Poncelin de la Roche Tilhac, den bekannten Abschreiber des Raynal, den Hr. B., ohne das Decret der National-Versammlung abgewartet zu haben, schlechthin Poncelin nennt. Dieser schreibt nun: Eine Sandbank, die sich immer sehr zu vergrössern scheint, verhindert grosse Schiffe, die über 6 bis 7 Fuss im Wasser gehen, am Einlaufen in den Hafen. — Zuletzt noch — in den Briefen eines französischen Officieres wird das bisher bemerkte theils bestätigt, theils noch folgendes erzählt, was zu mehrerer Bekanntmachung dieser Stadt dient: — Wenn das Meer niedrig ist, hat der Hafen nur anderthalb Fuss Wasser; er ist einem geschlossenen Hafen ziemlich ähnlich etc. Das heisst doch sicher, seine Gewährsmänner sorgfältig anführen, und das kostet allerdings Arbeit. Sollte man aber das etwa nicht für eigene Arbeit gelten lassen: so kann freylich Recens. nicht so gleich finden, was der Hr. V. selbst gethan hat. Zwar steht in der Einleitung, dass die ganze West- und Nord-Küste Afrikens an den Amerikanischen Ocean stosse, der es von Amerika und Europa trennt; dass der ganze Erdtheil Afrika mit Inbegriff der Kanarischen Inseln *zur obern Halbkugel*, und nur die Asorischen und Kap Verdischen Inseln *zum nordlichen Theile der untern Halbkugel* gehöre; dass der Aequator mitten durch *Ost-Afrika* gehe (also nicht auch mitten durch West-Afrika?) dass im Osten von Afrika nur 3 mittelmässige Flüsse *Gebiet* und *Mündung* haben, worunter der Hawasch genennt ist, der sich in dem Sande verliert; aber, so neu auch dieses ist: so will der Hr. V. vielleicht selbst nicht, dass man diese Arbeiten nenne, und andre kann Rec. nicht gleich bemerken. Abgeschrieben hat er sehr getreu, wie man sogleich bey der beliebten Eintheilung in Bergaequator, Bergmeridiane, Bergparallele bemerkt, die aus Fabri's Geographie für alle Stände genommen ist, doch mit dem Zusatz, dass das Kap Bojador beym Ptolemaeus Atlas maior und Cap Lantin bey ebendemselben Atlas minor heisse, die übrige Eintheilung des Landes selbst ist aus dem Gatterer. Die Asorischen, Madeirischen und Kanarischen Inseln sind vollständig aus dem Glas, ohne den Büsching zu Hülfe zu nehmen, welches doch wohl nöthig gewesen wäre. Auch hätte die Lage und Grösse hin und wieder genauer bestimmt werden müssen, z. B. die Insel S. Miguel fängt sich nicht bey dem 39ten, sondern dem 38ten Grade Norder Breite, an. Die Insel ist nicht 18 Meilen lang und 7 breit, sondern nach Jefferys West-India Atlas, womit d'Anville übereinstimmt, nur 15 geogr. M. l. und 3½ M. breit. Auch die Bevölkerung auf diesen Inseln hat sich geändert. Die Insel Madeira liegt nicht in 1°, 30' Westlänge, sondern zwischen 30' Östlicher, und 1°, 5' Westlicher Länge. Die Insel Ferro ist nach Nicols zu gross angegeben. Der Wunderbaum auf derselben heisst nach Dapper Garoe, nicht Garse, und nach le Maire und Bartot tragen mehrere Bäume dazu bey, dass die Dünste in Tropfen sich hier sammlen, und der Insel Wasser geben, wie auch aus dem Universal-Magazin April 1748 von einem andern hier wohl bemerkt ist. Uebrigens ist hier alles wesentliche

liche aus dem Glas so sorgfältig gesammlet, dass jeder dem Hn. V. dafür danken wird. Noch mehr Dank verdient er bey dem Staate von Marocko und Fes, wo die besten ältern und neuern Schriftsteller, namentlich der uns immer noch unentbehrliche Joh. Leo, und unter den neuern Höst und Chenier in ziemlich vollständigen Auszügen geliefert sind. Nur wünschte Rec., dass nicht so viele Kleinigkeiten, und Dinge, die augenscheinlich nicht mehr gelten können, und so vorübergehend sind, dass sie in keiner Erdbeschreibung Platz finden, mit berührt wären. Was ist uns daran gelegen zu wissen, wenn und unter welchem König oder mit welchem Scherif Joh. Leo in dieser oder jener Stadt gewesen, welchen wohlthätigen Mann oder Geitzhals er da habe kennen gelernt, wie er von ihnen aufgenommen worden, auf welcher Kupfertafel bey dem Höst diese oder jene Kleidung abgebildet, welche Waaren zu Hösts Zeiten, die er immer als die gegenwärtigen nennet, die gangbarsten gewesen, und was sie für Preise gehabt; wie viel der König bekommt und ausgiebt, und zwar nicht überhaupt, sondern Stückweise, da doch bekannt ist, dass dies von der Willkühr des Despoten so ganz abhängt, und überhaupt, wie können solche so schnell vorübergehende und veränderliche Puncte in einer Geographie Platz haben? So übersetzt er aus dem Leo, dass dieser im Jahr der Hedschra 919 mit dem ersten Kanzler des Scherifen, der um einige Sclaven für seinen Herrn zu kaufen, dahin gekommen, 13 Tage in Tagaast gewesen; dass zu Teculet ein Edler gewesen, der durch seine Rechtschaffenheit sich das Amt eines Schiedsrichters erworben, dass eben derselbe den Leo sehr freundschaftlich aufgenommen, und ihm während seines Aufenthalts viele Afrikanische Geschichtbücher vorgelesen, dass er in Hadechis einen Priester getroffen, der an Arabischen Gedichten ein grosses Vergnügen gefunden, dass zu Tagtessa, wie Leo daselbst war, eine grosse Menge Heuschrecken alles verzehrt habe, u. s. w. Einmal vergisst er bey dem Uebersetzen sogar die Zeit, und erzählt das als gegenwärtig, was zu Leos Zeiten geschahe. Z. B. zu Culei hal Elmuridim (ist zu dessen Zeit) der Enkel eines Priesters, der sich eine Sekte gestiftet, durch seine Rauberey und Despotismus so verhasst geworden, dass er seine Herrschaft keinen Fuss breit über den Berg ausdehnen, und irgend etwas säen kann. Hin und wieder fehlt es auch an Kenntniss der Naturgeschichte, des üblichen Maasses bey Waaren und Gelde, und manchen andern Dingen, die ein Geograph wissen muss, der sich an die Beschreibung eines so grossen Welttheils wagt. So bemerkt er bey Messa aus dem Leo, dass man hier Bernstein am Ufer des Meers finde, welchen Portugiesische Kaufleute für sehr geringen Preis abzuholen pflegten, da sie nur ein Goldstück (*aureum*) für eine Unze des auserlesensten Bernsteins bezahlten. In der lateinischen Uebersetzung, die er gebraucht, steht freylich *electrum*. Der Italiänische Uebersetzer aber bey dem Ramusio hat *ambra cane*, und der Mineraloge hätte aus dem einen so gut als aus dem andern, selbst daraus, dass man diesen Auswurf des Meeres dort häufig in den Wallfischen fände, so gleich gesehen, dass hier von keinen Bernstein, sondern von Ambra die Rede sey, den man häufig in dem Magen der Wallfische findet, und der nach D. Schwediauers Bemerkung auch wirklich ein Product des Thierreichs seyn soll. Dass er aber *aureus* durch Goldstück hier und in dem folgenden übersetzt, ist um deswillen schon nicht recht, weil man unter einem Goldstück eine Lisbonnine zu verstehen pflegt, welche 8½ Rthlr. beträgt. Aber Leo sagt ausdrücklich, dass 7½ derselben eine Unze wiegen. Man weiss, dass in Spanien 8 Unzen Gold Gewicht 4598⅔ holländische Asen betragen, deren 4864 eine Cöllnische Mark oder 67 holländische Ducaten wiegen. Also ist ein *Aureus* des Leo ein sehr vollwichtiger holländischer Ducaten. Von Tedsi berichtet er aus dem Leo, dass hier viel Getreide und Zucker wachse; das 3te wichtige Product aber, *glastum sylvestre*, Spanisch und Ital. *guado* lässt er aus, ohngeachtet es noch jetzt ein einträglicheres Product jener Gegend ist, als der schlechte Zucker, dessen Bau fast immer schlecht betrieben ist. *Glastum* ist Waid (*Isatis tinctoria Linn.*) das berühmte Färbekraut, wodurch sie bey der Färberey ihrer Zeuge so viel gewinnen. Ueberhaupt wäre bey der Naturgeschichte, so wie sie hier mitgetheilt ist, noch manches zu erinnern. Schade, dass Hr. B. nicht des Hn. Poiret Reise in die Barbarey, darinn auch eine Naturgeschichte dieses Landes vorkommt, dabey gebraucht hat. Auch von dem Zustande des französischen Handels in Afrika, von der elenden Lage, darin sich europäische Kaufleute daselbst befinden, von der Religion, Sitten und Gebräuchen der Mauren und Beduin-Araber, würde er hier manche nähere Nachrichten gefunden haben.

Ohne Verlagsort: *Briefe über Augsburg, den Jesuiten und Mönchsfreunden Gedike, Biester und Nicolai voll schuldiger Ehrfurcht gewidmet* von *A. B. St.* 1789. 149 S. 8.

Von einem wahrheitsliebenden Canonicus aufgefodert, will der Vf. mit dem angeblichen Creditiv eines gebornen Augsburgers, Katholiken und ehemaligen Zöglings der Jesuiten, das viele Schlimme untersuchen, was Wekhrlin, Nicolai, Risbek, der reisende Curländer, und das *Servum imitatorum pecus* von Augsburgs Katholiken dem Publicum erzählt haben; weil man doch wähne, in einer paritätischen Stadt, wo die Frictionen nie aufhören, und Aemulation und bessre Einsicht die Folge davon seyn müsste, könnte die eine Religionsparthey unmöglich noch so unwissend, bigott, und unduldsam seyn, als es jene Schilderungen besagen. Dieser neue Beobachter verspricht, grösstentheils nur Thatsachen hinzuzeichnen, und will die Resultate selbst davon abzuziehen, überlassen; er führt aber auch hierin meistentheils selbst das Wort. Die Summe von dem allen ist: dass die Vorwürfe von Barbarey, Fanatismus, Intoleranz und schlechter Lebensart hauptsächlich den katholischen Religionstheil treffen; dass die hiesigen Protestanten, — den Pöbel, der allenthalben Pöbel ist, abgerechnet — reicher an guten Kenntnissen, guten Sitten, und überhaupt liebenswürdiger in ihrem Betragen sind; dagegen wahre Aufklärung bey Augsburgs Katho-

Katholiken noch nicht den mindesten Eingang gefunden habe. Jesuiten und Mönche, urtheile der Vf., halten zu scharfe Wache, als dass Aufklärung sich ins Thor wage, oder auch, wenn sie etwa hin ingebracht würde, nur im mindesten verbreiten dürfe. Die Fürstl. Bischöfliche Regierung und das Domcapitel haben zwar durch Normalschulen, obgleich ihre Einrichtung noch nicht die beste sey, eine zweckmäsige Erziehung und Bildung des Volks, thätigst bewirken wollen; allein selbst der anschauliche Erfolg dieser Vortheile habe auf die Augsburgischen Magnificenzen und Herrlichkeiten so wenig Eindruck gemacht, dass sie der Domcapitelschen Schulanstalt nun erst recht von Herzen gram geworden. Diesen gnädigen Herrn, noch ganz alten Schlages, dürfe man das so übel nicht nehmen; allein, dass die hiesigen Jesuiten und Mönche allenthalben, wo sie hinkommen, beym reichen Kaufmann, bey Handwerkern und Jan Hagel, bey Gastereyen, im Beichtstuhl und auf der Kanzel, über die Normalanstalten spotten, sie verschreyen, und die ihnen anhängige Eltern abhalten, ihre Kinder dahin zu schicken; das sey schurkisch gehandelt, und verdiene die strenge Ahndung des Erzbischofs. — Der Vf. besucht hierauf die Schulen, Seminarien, und die Akademie zu Dillingen, wo die jungen Geistlichen der Dioces Augsburgs gebildet werden. Das ganze Schulwesen der Jesuiten ist nach seinem Ausdruck, noch gröſstentheils die alte Pferche. Nach ihrem Leisten erzogen, lernt man Heu fressen, und auf Erbsen nach Compostell und Loretto laufen. Nirgend existiren sie so unumschränkt fort, als in Augsburg, und pfropfen bey jedem Abgang ein neues Mitglied auf den alten Stamm. Wie hiernächst die Ignazianer und ihre Anhänger, insonderheit der geistliche Rath N. als Schutz- und Schirmherr der Mönche, und der dem P. Merz zelotischen Andenkens, würdiglich succedirte Domprediger P. Z. die bischöflichen Verordnungen wegen Abstellung des Gräberunfugs, der unsaubern Wallfahrten, der ärgerlichen Controverspredigten u. s. w. unwirksam zu machen wissen, und desfalls mit den Prediger-Mönchen in besten Vernehmen stehen, ist das Thema der folgenden Briefe. Ueberhaupt rührt die Schrift von keinem gemeinen Beobachter und Literator her. Sein Vortrag fesselt. Die Farben sind etwas stark aufgetragen. Ob dabey nicht die factische Wahrheit hin und wieder gelitten habe, dies zu beurtheilen, wollen wir unpartheyischen Kennern des Terrains überlassen.

MADRID. Von des Obersten D. Antonio de *Alcedo Diccionario geografico-historico de las Indias occidentales*,

wovon wir die ersten beiden Bände im J. 1788. N. 278[b]. angezeigt haben, ist nun auch die Fortsetzung erschienen, welche den II und III Theil, jeden in zwey Bänden ausmacht. Auch ist schon ein siebender Band heraus, den wir aber noch nicht besitzen. Der Tome II. ist überhaupt 630 Seiten. Der Werth oder Unwerth des Buchs bleibt immer derselbe, wie wir ihn ehemals angaben. Kein Buch zum Lesen, oder America daraus richtiger und durchgehends genauer kennen zu lernen, sondern schlechterdings nur ein kostbares Werk für die wenigen Geographen, die es zum Besten der Wissenschaft benutzen können und wollen. Sonach wäre eine Uebersetzung (man hat sie angekündigt) ein lächerliches Unternehmen, und ein Auszug ohne Ausfüllung der vielen groſsen Lücken ein unverdienstliches und unnützes.

Wir wollen inzwischen eins und das andre merkwürdige ausziehen. Der 2 Theil geht von D bis zu Ende L. *Darien*, S. 3 — 6, wie gewöhnlich, fast nichts als Historie; doch diesmal einiges Neuere. Es setzte sich hier 1740 eine französische Kolonie, die aber einige zehn Jahre nachher durch die von den Engländern aufgehetzten Indier alle ermordet wurden. Diese sind noch immer sicher gewesen, und unbezwungen. Ihre Zahl soll an 20000 steigen. *Demerari*, ein kurzer elender Artikel. *S. Domingo*, S. 24 — 41, aber eigentlich nur bis 26, denn wen geht das Register der Bischöfe und Statthalter an? Was nun die Insel selbst betrift, ist so jämmerlich, dass man es aus Charleroix allein schon besser, und mit Zuziehung Raynals zehnmal so gut machen könnte. Die Bevölkerung des französischen Theils wird vom J. 1726. angegeben; von der des spanischen, tiefes Stillschweigen, nichts von der Gränze u. s. w. *Dominica*, bloss nach Labat. *Dorado*, blosse Verweisung auf Gumilla und Caulin. *Durango*, wiederum nichts als Bischofsverzeichniss und alte Historie. *Ecatepec* in N. Spanien, doch ein etwas neuer Artikel mit der Angabe der Dörfer dieser Oberalcaldie. *Esmeraldas*, bloss nach Ulloa. *Nueva España*, S. 78 — 92, meist blosse Verzeichnisse und schlechterdings, die Angabe der Eintheilung ausgenommen, nichts, das nicht längst bekannt wäre. Auch Nachrichten von der Volkszahl (welche doch schon eine ältere Gazeta de Mexico angiebt, die ein Spanischer Geograph wohl haben könnte) hofte man hier vergebens, nichts vom Handel oder Gewerbe! *Espiritu Santo*, in Brasil, schlechterdings nichts neues. Doch wir wollen aufhören die ganz unbefriedigenden Artikel, deren jeder Band viele hundert enthält, anzuzeigen. *Exquimaux*, besser noch als gewöhnlich, aus dem American Gazeteer. *Esquivo* soll Essequebo seyn. *Estados Unidos de America*, ein Artikel der vielen andern widerspricht, in welchen der Verf. an die Revolution nicht dachte.

S. Fé de Bogotá, S. 122 — 130, beschreibt diese Stadt doch ein bischen genauer, und giebt die Einwohnerzahl auf 36000 an. Die gewöhnlichen Namen-Listen haben auch hier die Oberhand. *S. Fernando*, eine 1748 am Mexicanischen Meerbusen angelegte neue Stadt, wird doch angeführt. *Filadelfia* soll jetzt nur 3000 Häuser und 18000 Einwohner haben! *Florida*, S. 142 — 147, die Producte sehr obenhin, aber die Namen der Statthalter sehr genau angegeben. *Cabo Frances*, (Cap françois auf S. Domingue) soll in seinem District 200 Zuckermühlen haben. Raynal ist also hier gar nicht benutzt worden. *Tierra del Fuego*, weiter als Ansons Reise erstrecken sich des Vf. Nachrichten nicht. *Nueva Galicia*, auf vier Seiten einige kurze, doch gute Nachrichten von der Naturhistorie des Landes und den gutartigen Indiern, die immer gern zu ihrer alten Abgötterey zurückkehren wollen. Es könnten hier 10,000 Arroben Cochenille gewonnen werden.

den. *Georgia*, hier findet man einmal eine Liste der Ausfuhr von 1759 bis 1772, 1750 giengen in 8 Schiffen für 2004 L. Sterl. aus, 1772 aber schon in 217 Schiffen für 121677 L. Dieselbe Liste haben wir aber schon in einer englischen Schrift gelesen. *Nuevo Reyno de Granada*, ein Artikel von 11 Seiten mit Inbegriff der weitläuftigen Namen-Verzeichnisse. Man lernt daraus, dass die Zahl der Indier in dieser Statthalterschaft etwas über 18000 steigt. Von der *Insel Granada* doch einmal neue Nachrichten, von ihrem Productenertrage im J. 1774 nach Campbel. *Guadalaxara*, die Academie und Hauptstadt derselben, S. 239 — 241. Man hat neuerlich reiche Goldgruben darin entdeckt. *Guadaloupe*; nun sieht man, dass der V. mit Raynal anfängt bekannt zu werden. Aber was sonderbar ist, nur mit der alten Ausgabe. *Guaira*, ein magerer bloss historischer Artikel von einigen 20 Zeilen! *Guancabelica*, einiges neues von diesem berühmten Quecksilberbergwerk. Man hatte es wegen eines 1760 darin entstandenen Brandes beynahe ganz verlassen. Jetzt sind doch noch 100 Oefen dabey im Gange. *Guanuco*, in Peru, ein guter Artikel. *Guatemala*, die Stadt soll seit dem Erdbeben von 1775 noch in Ruinen liegen. *Guayana*, das spanische nämlich. *Guayaquil*, wenig neuere Nachrichten ausser der, dass vor etwa zwanzig Jahren die königl. Schiffswerfte hier wieder hergestellt worden. *Hacha*, die neue spanische Beschreibung und Karte ist gar dabey nicht gebraucht. *Havana*, nichts von den neuen wichtigen Festungswerken. Die Stadt hat über 20,000 Einwohner. *Honduras*, der Spanier weiss von den vielen Streitigkeiten über das Färbeholzfällen äusserst wenig, und von dem letzten Vertrage, der die Engländer von hier ganz verwiesen hat, gar nichts. Er kennt dagegen noch eine englische Kolonie von 1500 Mann und lässt die Engländer 20,000 Tonnen Färbeholz, die Holländer aber für 300,000 pesos andre Waaren von hier ausführen. *Indias occidentales*; unter diesem Artikel findet man nichts, als ein Verzeichniss der Patriarchen und Grosskanzler von Indien, wie auch der Präsidenten des indischen höchsten Raths. *Indios*, S. 438 — 441, allgemeine (folglich wenig passende) Schilderung ihrer Sitten, aber nichts von ihrer Zahl, deren Abnahme u. s. w. *Lima*, ein guter, obgleich meist historischer Artikel. Der Vf. giebt ihr 60,000 Einwohner. *Loxa*, ganz nach Ulloa. *Luisiana*, höchst magere alte, und selbst als solche, unvollkommne Nachrichten. Wenn man alles genau betrachtet, so kann das Neue, was der Vf. über das *spanische* Amerika (denn das übrige hat gar keinen Werth) sonderlich über Peru, wo ihm *Cosme Bueno* einige neue Materialien giebt, aus den von uns angezeigten vier Bänden von beynahe 8 Alphabet, ganz bequem auf 8 Bogen gebracht werden. Was die grössern Artikel weitläuftig macht, sind historische bekannte Angaben, und die kleinern Artikel sind nichts, als eine in Worte übersetzte Landkarte.

PRAG, b. Balzer u. Walenta: *Sammlung der merkwürdigsten Städte und Festungen, welche in den Jahren 1788, 1789 und 1790 von den K. K. Oesterreichischen und K. Russischen Armeen der Pforte abgenommen worden*, nach ihrer wahren Lage gezeichnet und illuminirt, nebst einer kurzen Beschreibung derselben, nach Hof- und andern glaubwürdigen Berichten. II Theile mit 35 illuminirten Kupfern und Platten. 1790. Iter Th. 60 S. IIter Theil. 67 S. Queer Folio. (6 Rthlr.)

Das liess sich voraus sehen, dass der letzte Türkenkrieg im Oesterreichischen, wo ohnedem Schreibseligkeit von gewisser Art sehr zu Hause ist, eine Menge von Geschichten, Beschreibungen, Karten, Plänen, Halbromanen, u. d. m. hervorbringen, und dass *viele* derselben unter der Kritik seyn würden. Fast *ganz ist* dies der Fall mit diesem (noch dazu so theuern) Werke. Die *glaubwürdigsten Nachrichten*, woraus es zusammengetragen worden, sind wörtlich abgeschriebne Zeitungen; Berichte, wo (wie z. B. I. S. 33.) auf 600 verwundete und getödete Türken 1 Kaiserl. Jäger und 1 Gemeiner blessirt wird; oder wo (wie z. B. II. S. 45.) gegen 1500 auf der Wahlstatt gebliebne Feinde 19 Mann Oestreicher und 9 Pferde getödtet worden. In der Belagerung Belgrads ist wörtlich ein anders Werkchen, das in der Schönfeld-Meissnerischen Handlung erschienen, und wovon nur der Vorbericht sich unterschied, abgedruckt worden. Schmeicheleyen von der niedrigsten Art gegen die K. K. und Russischen Generale, grobe Unwahrheiten gegen die Osmannen finden sich auf jedem Bogen. Die Pläne sind meistentheils aus alten Chroniken der ehemaligen Türkenkriege abgestochen; die Schlachten, Belagerungen, Stürme u. d. m. sind so, wie eine sehr alltägliche Imagination sich solche denkt, ohne Wahrheit, ohne Richtigkeit abgezeichnet. Kurz, das ganze ist für denjenigen, der Belehrung sucht, und nicht bloss *bildern* will (denn einige Stiche und Illuminationen sind leidlich) kaum soviel Groschen werth, als es Thaler gilt. Als eine Probe des schönen Styls setzen wir nur den Schluss des Iten Theils her: „*So* „endigte sich also der Feldzug in diesem Jahre, beide „Armeen eroberten sich solche Oerter, dass sie beque„me Winterquartiere haben *können*, wobey sie auch gu„te Aussichten auf das künftige Jahr *hatten* in ihrer „Fortsetzung glücklich zu werden; denn die Mannschaft „war durch die reichen Beuten aufgemuntert, und er„wartete mit Ungedult die Zeit, in welcher sie ihre „Tapferkeit zeigen, und sich *etwas zu Nutze machen* „*konnte*."

MADRID, b. Sancha: *Cartas familiares* del Abate D. *Juan Andres a su Hermano D. Carlos Andres dandole noticia del viage que hizo á varias ciudades de Italia en el Año* 1785; *publicadas por el mismo D. Carlos*. T. 1. 2. 1789. 8. 285 und 253 Seiten.

Beide *Andres* sind durch das Werk: *Origan progressos y estado actual de toda la Literatura*, welches D. Juan italiänisch schrieb und sein Bruder Carlos in 3 Quartbänden zu Madrid 1784 ff. spanisch herausgab, nicht unbekannt. Gegenwärtige Briefe sind schon 1786 herausgekommen und dieses ist wohl nicht einmal eine neue Ausgabe, sondern nur ein Umdruck des Titels. Alles, was übrigens ein Deutscher aus diesem Buche brauchen kann, schränkt sich auf das ein, was über jetztlebende Gelehrte etwa neues gesagt wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mitwochs, den 26. Januar 1791.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Vernor: *Sketches of society and manners in Portugall, in a series of lettres from Arthur William Costigan, Esq., to his brother in London,* in II. Vol. 8. I. Vol. 424 p. II. Vol. 424 p.

Dies Werk muss billig in zwiefacher Rücksicht betrachtet werden; erstens als eine Schilderung Portugalls, das seiner jetzigen Verfassung, Denkart, Literatur und Regierung nach, fast ein für den grössten Theil von Europa ganz unbekanntes Land ist; und dann, als ein *Halbroman*; denn der Liebeshandel von Costigans Reisegefährten, dem Lord Freemann, der eigentlich hinreist, um eine schöne Portugiesin zu heyrathen, und da auf Hindernisse aller Art, Pfaffentrug, Hofkabale, adelichen Bettelstolz und sogar auf Banditenränke stösst, hat so viel Romanhaftes bey sich, dass man oft ungewiss ist, ob dem Verf. diese Dinge selbst wiederfuhren, oder ob er sie erfunden habe. Eben diese Mischung thut auch dem Ganzen, wie uns dünkt, keinen grosen Vorschub, und wir wünschten zuweilen lieber noch mehr von Portugalls Beschaffenheit, als von Lord Freemans Abentheuern zu erfahren. Hierzu kommt noch ein oft gekünstelter Stil; manche Wiederholung ohne Noth, und die Verbindung mancher unwichtigen Anekdote mit wichtigen. Kurz, das Ganze ist keine fehlerfreye Arbeit, aber doch immer eine interessante. *Erster Band.* S. 83. Die neugebaute Stadt, St. Antonio, die am Guadiana, der spanischen Stadt Ayamonte gegen über liegt, und ein bleibendes Denkmal von des Marquis Pombal unbiegsamem Eigensinn abgiebt, ist so schön gebaut, dass in ganz Portugall nur Lissabon ihr an Nettigkeit gleicht; sie hat trefliche Strassen, Gasthöfe, Kirchen, Rathhaus etc. und steht doch leer. Die reichsten Grundbesitzer von Algarbien mussten da Häuser bauen; aber der Platz, so schön er an sich selbst war, war doch zum Sardellenfang, wozu die Stadt bestimmt seyn sollte, übel gewählt. Erst mitten im Bau liess der Minister dieses durch einen würdigen Richter untersuchen; das Urtheil fiel gegen Pombal aus, und der Lohn des redlichen Mannes — war das Gefängniss. Der Bau ward vollendet, den Sardellenfischern ward anbefohlen, hier zu wohnen; aber sie zogen sich auf die spanische Seite hinüber; und seit Pombals Fall steht diese schöne Stadt ganz öde. — Unsinnig ist die Art, wie die Portugiesen ihren Wein behandeln. (S. 127.) „Kein Land zeugt schönere Trauben und hat schlechtern Wein: denn die Einwohner haben weder Tonnen, noch sonst ein hölzernes Weingefäss; sie bereiten und bewahren ihren ganzen Wein in grosen, schlechtgebauten, irdenen Gefässen; und vermischen ihn, der Abklärung wegen, mit gelöschtem und ungelöschtem Kalk. In getrockneten Schweinhäuten verführen sie ihn; diese sind zusammengenäht, von innen und aussen überpicht, wodurch der Wein so unschmackhaft wird, dass keine Christenseele ihn trinken kann." — Es lässt sich begreifen, dass ein so träges Volk in der Literatur von dem übrigen Europa nichts lernt; aber, dass es auch nichts von seinen Künsten des Wohlgeschmacks annimmt, das ist von einem Lande, wo die *Geistlichkeit* herrscht, unbegreiflich. Von der Gelahrtheit der Geistlichkeit erhielt der Vf. zu Evora (S. 131) einen herrlichen Beweis. Er sah bey den dortigen Karthäusern eine schöne Handschrift von der Iliade, und fragte den Bibliothekar: Was dies wohl sey? — „Ein altes hebräisches oder arabisches Buch, (hiess es) das von den Mauren herstamme, und jezt keiner von den Klostermönchen mehr verstände." — Als Pombal fiel, befanden sich über 800 Personen in Kerkern. Doch das Ungeheure in dieser Anzahl verschwindet, wenn man das seltene Verfahren dieses Ministers bedenkt, der über viele Verbrecher zwar Kriegsrecht halten, und das Todesurtheil sprechen, doch fast niemals vollziehen liess. Sein Nachfolger, *Marquis von Angeja*, soll alle Fehler Pombals reichlich besitzen, aber unpartheyische Richter zweifeln: ob eine seiner Tugenden. — Die Gelindigkeit der Königin gegen strafwürdige Verbrecher, übersteigt allen Glauben, und fast möchte man sagen, auch allen *Begriff*. Nur ein Paar Beyspiele davon! (S. 343) Ein Officier, der unterm Vorwand stäter Unpässlichkeit nie Kriegsdienste that, hatte einen unerlaubten Umgang mit einer Nonne. Ihrer satt, verführte er bald darauf ihre Schwester, die auch Nonne in diesem Kloster war. Jene erstere gab aus Eifersucht ihn an; er ward ertappt, an den Ort seiner Besatzung gebracht, verurtheilt, aber durch Pombals Nachsicht nicht bestraft. Auf sein Ehrenwort liess man ihn in der Stadt herumgehn; er trieb abermals Ehebruch mit eines andern Frau; *vergiftete den Mann*, entführte die Frau, und entwandte dabey noch zwey Maulesel. Für dies alles ward er im Bilde aufgehängt. Doch die Königin verzieh ihm gänzlich, gab ihm seine Officiersstelle wieder, und kündigte allen ihre Ungnade an, die sich mit ihm zu dienen weigern würden. Wirklich standen bey diesem Regimente *drey Brüder der beiden von ihm entehrten Nonnen*, die, wie alle übrige Officiers, mit ihm in bester Eintracht fortlebten. — Dem Obersten Makilphan empfahl der Kriegssecretair im Namen der Königin drey Officiere; davon hatte der erste den sechsmonatlichen Sold seiner Kompagnie entwandt; der zweite, ein Ehemann, seine Nachbarin, eine adeliche Wittwe, sammt ihren drey Töchtern verführt, *so, dass sie sich*

alle

alle von ihm schwanger befanden; der dritte hatte endlich gar aus Eifersucht, seinen vertrautesten Freund, weil er eine Nonne besuchte, von hintenzu von einer Wand herabgeschossen. Als Mak. sich gegen solche Officiere, zumal den Letztern, setzte, fand der Kriegssecretair: *dass es doch kein grosses Verbrechen sey, wenn ein Edelmann sich Genugthuung schaffe, weil er sich für beleidigt halte.* Eben dieser Mann aber, der so gelinde über eine Genugthuung von hintenzu urtheilte, schalt jedes Duell für einen Mord, der sich besser mit den ketzerischen Gesinnungen der Engländer und anderer wilder nordischer Völker, als mit der Denkungsart ächt katholischer Christen vertrage. (S. 334) Von dem Grafen *von der Lippe* lebt nur noch der Name in Portugall. Alle seine Anstalten sind zernichtet; die ausländischen Officiere absichtlich verdrängt, alle Lieutenantsstellen mit Hausofficianten besetzt, und überhaupt der portugiesische mittlere Adel in einer Verderbniss, die unbeschreiblich ist, und die gegenseitig auch die gröbste Verachtung gelassen erträgt. — Zum Grafen *von der Lippe*, als wenigstens zwanzig Fidalgos um ihn herumsassen, ihm zu seiner Ankunft als Generalfeldmarschall Glück wünschten, und *französisch* über mancherley mit ihm sprachen, trat der englische Gesandte, Lord Tirawley hinein; sprach nur mit dem Grafen, seinem alten Bekannten; achtete auf alle übrige nichts, und that endlich auf französisch, so laut, dass es alle hören konnten, folgende Erklärung: „*Mais j'avoue, que je n'aurois jamais crû, que Msr. le Comte de la Lippe, un officier, qui avoit servi avec tant de reputation en Allemagne, et d'un charactere si bien connu de toute l'Europe, se seroit deshonoré jusqu'au point de venir dans ce pays-ci pour commander ces j—f—.*" Bey diesen fast unglaublich scheinenden Worten, zeigte er sogar auf die Anwesenden, und kein Einziger stellte ihn desfalls zur Rede. (S. 332) Die Portugiesen sind vielleicht das einzige Volk in Europa, wo Reiche und Vornehme auch im kalten Wassertrinken ein Vergnügen finden. Sie reizen dann vorher ihren Gaumen durch ein gewisses sehr süsses Mus, und haben in Kostung des Wassers einen unendlich feinern Geschmack, als die übrigen Völker. Der Vf. war bey einem Gelage, wo einer der Wollüstlinge, der aber nur Wein nippte, mehrmals ein Wasserglas von drey Nöseln auf einen Zug austrank. — Zu Porto war der Vf. zu einem Edelmann geladen; nachdem Thee, Kaffee und Confect im Ueberfluss herumgegeben worden, ward getanzt, gespielt, und der älteste Sohn vom Hause machte eine Pharaobank. Als sie schon einige Zeit gespielt, bemerkte der Vf. mit Verwundrung, dass drey bis viere von den Bedienten, die vorher servirt hatten, sich jetzt zum Tisch gesellten, dreist pointirten, mit den übrigen Gästen, selbst mit dem Banquier, in vertrautem Tone sprachen, und sogar wieder Senhors betitelt wurden. Als der Vf. sich desfalls voll Verwundrung beym englischen Consul näher erkundigte, erfuhr er: dass dies allgemeiner Gebrauch, und der strenge Abstand zwischen Herr und Diener hier gar nicht zu finden sey. (S. 351.) Dies erinnert an die bekannte Geschichte, wo der Graf von der Lippe einen Major am Tische des Ministers hinter seinem Stuhle stehen sah. — Der Landmann in Portugall ist durchgehends arm, niedergeschlagen, mit dreyssig Jahren schon eingeschrumpft und runzlich. Zumal tragen die Weiber, wenn sie dreyssig oder vierzig erreichen, alle Zeichen eines blassen Alters an sich, und sind schwebenden Gespenstern gleich. — Ganz einzig ist das Empfehlungsschreiben, das (S. 85.) ein Major dem heil. Antonius wegen seines hundertjährigen Wohlverhaltens als Kapitain beym Regiment ausstellte, und wo er unter andern bezeugte: dass der Heilige die ganze Zeit über nie eingesteckt worden, oder Prügel bekommen habe, mithin Beförderung gar wohl verdiene. — Sehr oft erzählt der Vf. ausser dem, was er selbst gesehen, kleine episodenmässige Begebenheiten, die ihm mitgetheilt worden: (S. 193) die Geschichte des Generalmajors von Valere, (S. 315) des Brigadiers Forbes. Im 2ten Bande, wo der Vf. erst nach Lissabon kömmt, findet man überhaupt weniger, als im ersten, Schilderung des Landes und der grossen prächtigen Stadt selbst, sondern fast immer Erzählung von den Privatvorfällen unsrer Reisenden, von welchem Lord Freemann endlich, mit einigen seiner Freunde, glücklich in den Hafen der Ehe einläuft. Von diesem Buche ist folgende Uebersetzung erschienen:

LEIPZIG, b. Fritsch: *Skizzen der Sitten und des gesellschaftlichen Lebens in Portugall, in Briefen von dem Kapitain Arthur William Costigan an seinen Bruder in London.* 1ster Theil. 220 S. 2ter Theil. 226 S. 1789. gr. 8. (1 Rthl. 16 gr.)

Diese Uebersetzung ist aber nicht von sonderlichem Werthe; wenigstens empfiehlt sie sich nicht von Seiten eines leichten und treuen Vortrags. Nur ein Beyspiel davon! Costigan (S. 137) spricht vom Hause Braganza, und sagt: *The truth is, if there has ever been any thing of royalty in that family, it has been entirely owing to the station in which their countrymen placed it: and probably, hat it not been for his Wife, a noble Spaniard, D. John IV. would not have taken up the Crown they set before him.* Der Uebers. giebt dies also: (S. 67.) „Wenn immer etwas von der königlichen Würde in der Familie Braganza gewesen ist, *so rührt dies blos daher, dass ihre Landsleute sie auf den Thron gesetzt haben.* Wäre es nicht um der Gemalin willen geschehen, so würde Johann IV., *ein edler Spanier*, die Krone, welche sie ihm anboten, vermuthlich nicht angenommen haben." — Wie schülerhaft, und wie ganz falsch übersetzt! Johanns Gemalin war eine *edle Spanierin*, nicht er ein Spanier. Das sollte man doch aus jeder Universalhistorie wissen! — Aber dergleichen schöne Blumen kommen noch oft vor.

GESCHICHTE.

DRESDEN u. LEIPZIG, b. Vf. und b. Hilscher: *Geschichte und Geographie von Deutschland, ein Lehr- und Lesebuch für die Jugend*, von *Johann Ephraim Witschel.* Erster Theil. 1789. 8. 364 S. Zweyter Theil. 1790. 384 S. (ohne das beyden Theilen beyliegende ansehnliche Verzeichniss von Pränumeranten.) (1 Rthl. 16 gr.)

Es

Es sind zeither so viele Jugendschriften, und zwar meistentheils von unberufenen und uneingeweihten Scriblern, nicht bloss gedruckt, sondern auch verbreitet worden, dass man bey einiger Bekanntschaft mit denselben, sich der Erinnerung an jene Stelle des jüngern Plinius (*non de puero, sed à puero*) nicht erwehren kann. Vielleicht, dachten wir, wird dieses Werk von einem thätigen jungen Manne geschrieben seyn, welcher das Ganze übersieht, die Bedürfnisse der Jugend und des Zeitalters kennt, und das hiezu erforderliche Talent besitzt. Aber unsre Erwartung ist getäuscht, und, was uns am meisten Leid thut, einem bessern Buche über diesen grosen Gegenstand ist nun wahrscheinlichst mancher Beutel und manche kleine Bibliothek auf lange Zeit verschlossen. Denn, wenn gleich Hr. *W*. grosen Fleiss bewiesen haben mag, aus mehrern neuern Schriften die seinige zusammen zu tragen; wenn gleich sowohl sein Ausdruck, als seine Manier nicht eben verwerflich sind: so reicht beides doch nicht hin, eine gute Schrift, am wenigsten eine gute Jugendschrift, zu liefern. Hätte Hr. *W*. noch einige Jahre studirt, so könnte er etwas Brauchbares geliefert haben. Jetzt sieht jedermann, welcher mit der deutschen Geschichte nur einigermassen vertraut ist, ihm beynahe auf jeder Seite den Mangel an gehöriger Kenntniss der deutschen Geschichte deutlich an. Es ist alles wieder angebracht, was von ihm selbst noch nicht verdaut war. Unser, dem ersten Anscheine nach, strenges Urtheil, müssen wir belegen, würden uns aber gar nicht darauf eingelassen haben, wenn wir Hrn. *W*. für unverbesserlich hielten. Wir wählen dazu, wie uns bey dem Aufschlagen des Buches die Seiten in die Hände gefallen sind, die ersten die besten Beyspiele, und versichern auf unsre Pflicht, dass wir es durchaus so gefunden haben. S. 8. wird *Strabo* unter den Schriftstellern, welche gute Nachrichten von den alten D. geben, ausgelassen, von *Plinius* dem Aeltern aber gesagt, dass er im 4ten Buche besonders viele Aufschlüsse über die natürliche Beschaffenheit Deutschlands ertheile. — S. 10. das *älteste* Germanien sey vom *Rhein*, von der *Donau*, von der *Nord*- und *Ostsee* und von *Ungarn* und *Polen* begrenzt gewesen. Gallia Cisalpina kennt er nicht; Vindelicien, Noricum und Istrien sind ihm besondere Länder, und gleich S. 11. kömmt Klein-Germanien auf der *linken* Seite des Rheins vor. Die Geographie, bis zum 6ten Jahrhundert fortgeführt, nicht zu berühren, so kömmt S. 18. vor, Dammhirsche, Elendthiere und Auerochsen wären nach *Siberien* verscheucht, und S. 18. 19. wird doch das heutige Preussen zum damaligen Deutschland gerechnet. Nach S. 21. waren alle Deutsche gleich gekleidet. — S. 31. „Als Ariovist in den Verdacht kam, dass er nach der Alleinherrschaft strebte, würde er gerichtlich belangt und zum Tode verurtheilt." Das ist für den Rec. eine ganz neue Entdeckung. — Die Cimbern hätten, ehe sie sich feindselig betragen, Gesandte nach Rom, um Land anzuhalten, geschickt. — Der cimbrische Krieg, die Händel mit Ariovist, und Cäsars Eroberungen sind unordentlich und dürftig beschrieben. In der Geschichte der varischen Niederlage steht kein Wort vom Saturninus, und fast nichts ist im Geist der Zeiten erzählt. Beynahe die ganze alte deutsche Geschichte konnte eben so gut, und wohl besser, aus jedem Handbuche sogleich herausgeschrieben werden. Die Geschichte der Völkerwanderung ist nicht besser. Die Wagrier werden nach Lüneburg gesetzt, die Lausitzer zu einem Volke gemacht; Grypho, Pipins Bruder, habe sich zum Herzog der Bayern gemacht; das Exarchat habe gröstentheils die Lande begriffen, die wir jetzt den Kirchenstaat nennen; der Friede zwischen Karl dem Grosen und den Sachsen wird zu Selz geschlossen, Karl macht Eroberungen bis an den Eber, wird aber von den *Arabern* überfallen und verliert den tapfern Held *Roland*; dem Tassilo hätte er das Leben geschenkt, die Avaren oder Hunnen bekriegt und sey im letzten Feldzuge 796 bis an den Raabfluss gekommen. — Was von Karls Kayserwürde le Bret, Beck etc. haben, kümmert Hrn. *W*. nicht, und mit den Griechen hatte es nach seiner Meynung auch nichts zu bedeuten. Im Westen hat sich auch Karl das heutige *Bretagne* unterworfen, und in Italien *das* feste Land bis Benevento besessen. Ludwig der Fromme beherscht Aquitanien in seiner Jugend *mit groser Klugheit*. — Die Beschreibung der Verdunschen Theilung ist voll Verwirrung. — Boso und Rudolf stiften erst burgundische Reiche und sind dann Herzoge in Lothringen; zu der Karolinger Zeiten hat der Adel schon Bergschlösser wegen seiner Kriege mit den Städten, die falschen Decretalen aber ein gewisser Isidor aus Spanien zusammengebracht. Eberhard wird noch zum Pfalzgrafen von Lothringen 926 ernannt; Kays. Heinrich I. schenkt Missethätern das Leben, unter der Bedingung, gegen die Wenden, die von Streifereyen lebten, als eignes Corps zu fechten; legt den Grund zu den Turnieren und zum Ritterwesen; führt das Heergeräthe ein, damit sich mehrere dem *Soldatenstande* widmen sollten, und hat zwar wohl Landleute, aber keine Leibeigenen, in die Städte gelassen. Bey Otto I. Krönung fehlt Herz. Eberhard von Franken, und wird Arnulf von Bayern nur *unfehlbar* Namens des Herz. von Sachsen als Marschall geduldet. Ein *gewisser* Hermann Billing wird (von einem gewissen Hrn. W.) auch genannt. Otto I. rückt gegen seinen Bruder Heinrich, welcher sich in Merseburg eingeschlossen hatte, erobert Merseburg und Heinrich flüchtet nach Lothringen. Otto setzt ihm nach. — Herzog Giselbert wird in seinem Schlosse Kievermont, und Herzog Eberhard in Breisach belagert. Otto würde dadurch nichts gewonnen haben, wenn nicht von einer andern Seite Herzog Hermann von Schwaben das feindliche Heer bey Andernach geschlagen hätte, wo Eberhard (in Breysach war er belagert!) erschlagen wurde, und Giselbert, (der nach W. in Kievermont ist,) im Rhein ertrank. — Nun geht Otto nach Frankreich, wohin sein Bruder Heinrich geflohen war, erzwingt Frieden, und Heinrich erhält einige Städte in Frankreich. — Dies mag genug seyn für den *ersten* Theil. Wir wollen sehen, ob die neuen Zeiten (bis zum Westph. Frieden) im *zweiten* Theile besser bearbeitet sind, und vom Ende anfangen. Die letzte Seite ist wörtlich aus einem neuern Buche ausgeschrieben, und das mag öfter der Fall seyn, falls

sich

sich Rec. nicht sehr irrt. Den Inhalt des so wichtigen Westph. Friedens hat Hr. *W.* unrichtig angegeben. Statt Krone Schweden steht hier Böhmen; bey dem, was Bayern erhielt, fehlt die Grafschaft Cham, fehlen alle Bestimmungen wegen des etwannigen Rückfalls; bey der schwedischen Satisfaction das Zubehör von Wismar und die Bestimmung, dass Bremen und Verden säcularisirte Stifter sind. Bey Meklenburg fehlen die Comthureyen Mirow und Nemerow. Nicht geradezu und unbestimmt das ganze Haus Braunschweig erhielt die Alternative in Osnabrück. Sachsen fehlt ganz mit Querfurt und Brandenburg, mit Egeln und den Quartpräbenden; Hersfeld ist nicht als ein weltliches Fürstenthum an Hessen gekommen, und bey den angegebenen schaumburgischen Aemtern fehlt Stadthagen. Am allersonderbarsten ist die Entscheidung der Religionshändel vorgestellt, und doch müssten wir hier Hrn. *W.* entschuldigen, wenn er nicht die Pflicht gehabt hätte, das Friedensinstrument selbst nachzusehen. Denn er hat hier das elende Werk des Engländers *Russel*, zu dessen Uebersetzung leider Hr. *O. C. R. Zöllner* seinen Namen hergegeben hat, abgeschrieben. Man höre und lese: „In „Ansehung aller gegenseitigen Ansprüche ward das „Jahr 1624 als das Normaljahr festgesetzt, so, dass die „Gerechtsame(n) der verschiedenen Religionsverwand„ten darnach beurtheilt werden sollten, wie es damit „in diesem Jahre gestanden. — Es sollte eine gleiche „Anzahl Protestanten und Katholiken zu Abgeordneten „auf dem Reichstage gewählt werden, ausser wenn der„selbe in Angelegenheiten einer von beiden Religions„partheyen berufen würde, in welchem Falle alle Ab„geordneten Protestanten seyn sollten, wenn die Sache „Protestanten, und lauter Katholiken, wenn die *Sache* „Katholiken beträfe." So viele, so grobe Fehler auf fünf Seiten! Schade, ewig schade um das schöne Papier und den guten, aber obendrein äusserst incorrecten Druck! Es ist Rec. Leid, dass er eine sonderbare Bitte des Hrn. Vf. halb erhört und mit der Anzeige, wiewohl nicht bis zum Schlusse des ganzen Werks, wie gebeten wurde, jedoch auch so lange nur gewartet hat! Hr. *W.* hätte vielleicht seinen zweiten Theil besser, oder lieber vor der Hand gar nicht geschrieben.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *An attempt to translate and explain the difficult passages in the song of Deborah with the assistance of Kennicott's Collations, Rossi's versions and critical conjecture,* by the Rev. *Stephen Weston* B. D. Rector of Mamhead and Hempston-Parva. Exeter. IV. 5. 15. S. 4. Die de Rossische Variantensammlung hat auf dem Titel eine unrichtige Benennung, und könnte bey dem Leser ein ungünstiges Vorurtheil gegen den Vf. erwecken, der doch an Gelehrsamkeit, Geschmack, Kenntniss alter und neuer Sprachen, und an Bekanntschaft mit dem, was über seine Materie in und ausser England geschrieben ist, die meisten seiner Landsleute übertrift. Dieses Lobes ungeachtet müssen wir aufrichtig bekennen, dass unsrer Meynung nach keine einzige Stelle in besseres Licht gesetzt sey, als vorher geschehen ist. Gleich die erste Conjectur, nach der פרעות in פרכת verwandelt, und die durch LXX. *απεκαλυφθη αποκαλυμμα* bestätiget wird (die griechische Version zeigt doch deutlich genug, dass Nenn- und Zeitwort von derselben Wurzel komme) ist sehr unwahrscheinlich: *Für das Hinwegnehmen der Decke, die in Israel war.* Die Decke soll die Furcht, die Sisera und Jabin einjagten, anzeigen. Kein Beweis dieser Erklärung wird gegeben. Wer fühlt nicht das Gezwungene derselben? Die übrigen Conjecturen sind von gleichem Schlage.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Tübingen,* b. Schwan: *Diss. inaug. med.*, qua disquiritur, *cur stimuli morbosi quandoque sileant.* Praeside *G. G. Ploucquet*, auctore *J. C. Knapp.* Wirtembergico-Eindelense. 1789. 4. S. 30. Die Ursachen, warum und wie ein Körper, der vorher als ein sehr merklicher Reiz gewirkt, jetzt kürzer oder länger keinen Reiz hervorbringe, wenigstens keine in die Sinne fallenden Erscheinungen verursache, sucht der Vf. in der Veränderlichkeit des Anbringens des Reizes; in der Abstumpfung oder Verminderung desselben; in den Veränderungen des leidenden Theils; in der geschwächten Lebenskraft; in einer Idiosynkrasie; in der Seele selbst, z. B. in einer anders wohin gelenkten Aufmerksamkeit; in erregten Gemüthsbewegungen; in der Aufspannung der Einbildungskraft; in der Musik und in der Angewohnheit.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Wien,* b. Stahel: *Predigt bey Veranlassung des Todes unsers geliebten Kaysers, Josephs des Zweyten,* über Ps. 116, v. 15., am Sonntage nach Reminiscere, in dem Bethhause der hiesigen augspurgischen Confessionsverwandten gehalten, von *Johann Georg Fock*, Superintendenten, Consistorialrath und erstem Pastor der Kirchengemeine A. C. in Wien. 1790. S. 48. 8. Nach unsrer Einsicht läfst sich bey dem Tode und über den Tod eines Monarchen, der in jeder Rücksicht sehr lehrreich ist, sehr viel Gutes sagen; und wir glauben, Hr. *F.* habe dies alles gesagt, und so gesagt, dass es gewiss auf seine Zuhörer, die noch überdies dem Monarchen näher waren, und ihn genauer kannten, nicht gemeine Wirkungen gethan haben muss. Die praktischen Folgen, oder die Regeln des Verhaltens, welche hier aus dem Ableben *Joseph's* überhaupt, und aus der Art und den Umständen seines Todes insbesondere hergeleitet werden, sind so natürlich, als wichtig, das Gute, welches von ihm gesagt wird, athmet so viel warme Dankbarkeit, als es weit von Schmeicheley entfernt ist, und das Glück, welches vorzüglich den Protestanten unter seiner Regierung zu Theil wurde, ist mit wahren und lebhaften Farben geschildert. Was uns in dieser Predigt auffiel und freylich nicht bey jeder andern auffallen würde, ist die Aeusserung: *der harte Schlag, den wir durch unser vereinigtes Gebet, wo nicht abzuwenden, doch aufzuhalten hofften.* Was zum göttlichen Plane gehört, das läfst sich durch Gebet so wenig aufhalten, als abwenden, und wer *dies* für unmöglich hält, muss auch *jenes* dafür halten. Diese einzige Stelle ausgenommen, wüssten wir gegen nichts, als gegen die Wahl des Textes etwas zu erinnern: „*Der Tod seiner Heiligen ist werth gehalten vor dem Herrn.*" Theils hätten diese Worte einer Erklärung bedurft, und in die gewöhnliche Volkssprache übergetragen werden müssen; theils enthalten sie nicht das, und sind nicht Grundlage von dem, was in der Predigt selbst ausgeführt wird: denn diese hat *die Empfindungen treuer Unterthanen bey dem Tode ihres Monarchen* zum Inhalte.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 26. Januar 1791.

GOTTESGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, in der Vandenh. u. Ruprecht. Buchh.: *Johann David Michaelis Anmerkungen für Ungelehrte, zu seiner Uebersetzung des Neuen Testaments.* Erster Theil, Anmerkungen zu *Matthäus, Marcus* und *Lucas.* 1790. 500 S. 4.

Ebendaselbst: *J. D. Michaelis Uebersetzung des N. T.* Zweyter Theil, welcher die *Briefe der Apostel und die Offenb. Johannis* enthält. 1790. S. 317 — 556.

Die *Ungelehrten*, für welche jene Anmerkungen geschrieben sind, muss man sich völlig als dieselben, denen der Vf. seine Anmerkungen zum A. T. bestimmte, oder doch als solche denken, welche sich durch das Studium dieses grossen Werks bereits Kenntniss und Geschmack genug erworben haben, um nun auch dies neue Werk benutzen zu können. Die *Gelehrten* aber verweiset er, vornemlich, wo es auf ausführlichere Worterklärungen, Kritiken und Beweise ankommt, auf seine noch zu erwartenden lateinischen Anmerkungen. Rec. gesteht gern, dass er sich, ohne stolze Bescheidenheit, in den Kreis jener Ungelehrten begeben, und nicht ohne vielfältigen Nutzen und grosses Vergnügen dieser ihnen zubereiteten Unterhaltung beygewohnt habe; hält sich auch für verpflichtet, mehr die Gelehrten, als die Ungelehrten, zu ermuntern, seinem Exempel zu folgen, und glaubt, dass, indem jene sich hier treflich erbauen, diese nicht selten entweder staunen oder jähnen werden. Denn hier kommen nicht nur viele griechische, welches der Vf. entschuldiget, sondern auch hebräische Worte vor, von welchen er selbst sagt, dass sie in einem deutschen Buche sehr fremd und gelehrt aussehen; und in den Sachen selbst ist noch viel mehr zweckwidriges, z. B. Rechtfertigungen der unterliegenden Version, Urtheile über Varianten nicht nur des N., sondern auch des A. T. und der griechischen Dollmetscher, mühsame Conciliationen der aus dem A. T. citirten Stellen, Hinweisungen zu des Vf. *Supplementis lexicorum Hebr.*, Oriental. Biblioth. und andern gelehrten Schriften, Erörterungen chronologischer Schwierigkeiten, theologischer Zweifel u. s. w. Hingegen möchten wir für Ungelehrte noch manches vermissen, was ihnen den Sinn dieser Schriften verständlich und ihren Gehalt schätzbar machen könnte. Ihnen wird auch mit einer fortlaufenden, erklärenden Paraphrase mehr, als mit vereinzelten Anmerkungen, gedient seyn. Indessen darf man es, bey den unleugbar grossen und mannichfaltigen Verdiensten dieser Arbeit, wohl vergessen, dass ihr Zweck zu weit ausgedehnt, zu wenig bestimmt, und also, ohne darauf zu achten, dass ein Mann des Alters und des Amts schwerlich auch das Talent besitze, für Ungelehrte zu schreiben, schon an sich nur in geringem Grade erreichbar ist, und zu vielen Inconsequenzen, Ausnahmen und Abschweifungen verleitet. Und so wollen wir auch ein für allemal das Buch nehmen, wie es ist, nicht, wie es nach der vorgegebnen Absicht seyn könnte und seyn müsste, zumal da hier von solchen Materien und von der Erklärung solcher Schriftsteller die Rede ist, welche Gelehrten und Ungelehrten gleich wichtig seyn sollen. Bey einem Buche, wie dieses, von einem der berühmtesten und verdientesten Schriftausleger, ist es wohl nicht hinlänglich, um es gehörig zu würdigen, dass man einige Proben von Erklärungen schwerer oder wichtiger Stellen aushebe, oder bemerke, was etwa neues und ungemeines hie und da vorkomme, oder auch anstatt dieser und jener Erläuterung irgend eine andere vorschlage, die sich gleichfalls hören lässt. Lieber würden wir uns begnügen, die Existenz des Werks angezeigt und es im allgemeinen anempfohlen zu haben. Um aber seinen Charakter etwas genauer zu erkennen zu geben, wollen wir die Hauptzüge desselben, wie sie sich der aufmerksamern Beobachtung in zerstreuten Aeusserungen darstellen, auffammeln und einzeln auseinander setzen.

Erstlich, die schönste Seite der Auslegungsmethode unsers Vf. ist die, dass er der Regel nach durchaus *historisch* zu erklären, Zeiten, Länder, Sitten, Meynungen und Eigenheiten aller Art, kurz ἐγχωριον ἠθος seiner Schriftsteller genau zu bemerken, vor Augen zu behalten, und deutlich anzugeben sucht. Bey dem N. T. ist dies leichter, als beym A. T., wo wir dem Schauplatze entfernter stehen, und ihn weniger erleuchtet finden; indessen war auch dort nicht allein eine gute Nachlese von Bemerkungen über das Locale anzubringen, sondern vornemlich dahin zu sehen, dass der Ausleger mit seinem Leser sich gänzlich in die Stelle der Verfasser, der handelnden und redenden Personen, zurückversetzte, und bey diesen wie zu Hause lebte. Statt dessen hängt man bald an einem Worte, philosophirt bald über eine Sentenz, conjecturirt bald über dies und das. Es wird uns schwer, Beyspiele auszulesen, um die Kunst, oder vielmehr die Leichtigkeit, mit welcher Michaelis von Geschichtskenntnissen aller Art zum Aufklären der Evangelisten Gebrauch zu machen weiss, ins Licht zu setzen; da ist nicht leicht eine Geschichte, insbesondre keine Gleichnissrede Jesu, welche dabey nicht gewonnen hätte. Bald sind es naturhistorische und physikalische Bemerkungen, bald Beziehungen auf jüdische und römische Gewohnheiten, bald Rabbinische Ideen und Sentenzen, wodurch der Leser auf einmal in den rechten Standort gesetzt wird, fremdartige Auf-

Auftritte wahrscheinlich, paradoxe Sätze zweckmässig zu finden. Diese lichtvolle Erklärungsart macht auch dem Ungelehrten die Lectüre unterhaltend und angenehm, und selbst Gelehrte treffen hier oft neue und interessante Aufschlüsse an, sowohl bey Stellen, die noch einer Erläuterung bedurften, als bey solchen, in welchen ihnen der Vf. zuerst die Schwierigkeit zeigte, und darauf erleichterte. Mögen gleich viele dieser dem Vf. eignen Aufklärungen, oder auch alle, einem Theil seiner Leser schon aus seinen andern Schriften bekannt seyn, so ist es doch sehr bequem, sie hier beysammen zu finden.

Ein zweytes Verdienst des Vf. setzen wir darinn, dass er seine Schriftsteller, und vornemlich die hier vorliegenden Geschichten, überaus *lebendig* und *gegenwärtig* darzustellen weiss. Sein Witz, seine fruchtbare Einbildungskraft, und glückliche Gabe, Erfahrungen und Kenntnisse aus dem gemeinen Leben und aus der neuern Geschichte mit ähnlichen oder unähnlichen Fällen, worauf die Evangelisten oft nur versteckter Weise anspielen, zu vergleichen, bringt in verschiedene Erzählungen dieser Scribenten mehr Klarheit, als oft die gelehrtesten Erörterungen nicht vermögen. Da in dem Leben Jesu so viele alltägliche Dinge, vertrauliche Gespräche und Familienumstände beyläufig erwähnt vorkommen, und da dennoch durch die dunkle Idee von göttlicher Offenbarung, so wie durch den heiligen und feyerlichen Gebrauch dieser Schriften unter den Christen, ihr gesammter Inhalt, selbst ihre Einkleidungsart, ein geheimnissvolles Ansehn in den Augen der meisten erhilt, oder auch wohl eine ganz entgegengesetzte verächtliche Vorstellung von Unwürdigkeit solcher geringfügiger Dinge erweckt; so ist es gewiss nützlich, dass die Ausleger diesen Büchern die Hülle, welche der fromme Unverstand über sie hergeworfen hat, noch immer mehr abzuziehen, die Thaten und Reden Jesu, oder seiner Zeitgenossen, so viel sich bey der Kürze jener fragmentarischen Berichte thun lässt, ins Helle zu setzen, natürlicher, menschlicher, wahrscheinlicher abzubilden suchen, und auf solche Art die wahre Einsicht von der Bestimmung, und die richtige Schätzung des Werths der Evangelien befördern.

Drittens, eben diese edle und freye Manier, die Evangelien zu beurtheilen und zu behandeln, zu welcher der Vf. so viele vortrefliche Winke und Exempel gegeben hat, kommt auch der *praktischen* Erklärung und Anwendung der Lehren und Vorschriften Jesu gar sehr zu statten. Sein Zweck ist, wie er selbst sagt, gar nicht gewesen, was man gemeiniglich erbauliche Anmerkungen nennt, zu schreiben, da das N. T. für sich erbaulich genug ist, so bald man es versteht; aber selbst das rechnen wir zu der wahrhaftig praktischen Auslegung, dass hier so vielen erbaulichen Vorurtheilen, verkehrten und erkünstelten, geistlichen Deutungen, frömmelnden Moralen, fehlerhaften Applicationen der Reden oder Handlungen Jesu vorgebeugt, dass unter andern auch so mancher durch den öftern Gebrauch, oder durch Predigten fortgepflanzte falsche Sinn einzelner Gemeinsprüche berichtiget, und insbesondre die Passionsgeschichte von den gemeinen homiletischen Verunstaltungen, (dergleichen auch Seilers bibl. Erbauungsbuch nicht wenige aufbewahrt,) entladen wird. Was man dafür wieder erhält, ist um so schätzbarer: gründliche und populäre Erläuterungen wichtiger Religionslehren, scharfsinnige Erweise ihrer Vernunftmässigkeit, und, weil in diesen drey Evangelisten der grösste Theil der Reden Jesu moralischen Inhalts ist, vornehmlich überaus fruchtbare Entwicklungen der Sittenvorschriften. Die dahin gehörigen Anmerkungen, in welchen viele Misverständnisse und Uebertreibungen gehoben, aber auch viele für übertrieben gehaltene Gebote nach ihrer Billigkeit und Unerlasslichkeit erwogen und eingeschärft werden, haben in uns den Wunsch zurückgelassen, dass des Vf. Moral, in welcher er mehrmals verspricht, verschiedene hier nur berührte wichtige Materien weiter auszuführen, bald zum Vorschein kommen möchte.

Es bedarf keiner einzelner Belege dieser aus dem Ganzen abgezognen Bemerkungen über die wesentlichsten Vorzüge eines Buchs, welches doch Niemand, dem das Studium des N. T. wichtig ist, ungebraucht lassen wird. Aber, bey aller Gerechtigkeit, die wir den Verdiensten des berühmten Mannes, der von so vielen weisen Krittlern, selbst aus seiner Schule, so oft verunglimpft wird, wenn das ganze Publikum seine Schriften immer noch begierig und dankbar aufnimmt, schuldig zu seyn glauben, sind wir nicht so parteyisch, dass wir gar keine Flecken und Mängel an seiner Interpretationsart entdecken könnten. Dahin rechnen wir nicht manche Anmerkungen, wo er aus gewissen Stellen mehr, oder weniger, oder etwas anders herausbringt, als wir darin finden; wohl aber schon dies, dass er zuweilen solchen scherzhaften Einfällen, die nach unserm Geschmacke, nicht einmal den Kathedervortrag zieren, im Zusammenhange mit den wichtigsten Betrachtungen einen Raum gönnt (z. B. Matth. 4, 3. sey bey *Gottes Sohn* nicht, an die ewige göttliche, mit der menschlichen verbundne Natur zu gedenken, weil hier *nicht etwa ein orthodoxer Theologe unserer Kirche, sondern der Teufel,* rede; Matth. 10, 4. Judas Ischarioth sollte zwar eigentlich heissen; Judas von Skariot, allein da möchten viele Leser glauben, man *wollte ihn zum Edelmann machen;* u. dgl.) ferner dies, dass er gewisse theologische Ideen, z. B. von Inspiration, von geringern Antheil, den Marcus und Lucas daran hatten, von allgemeiner Judenbekehrung, von Erbsünde, moralischer Macht des Teufels u. s. w. als völlig ausgemacht richtig voraussetzt und die Erklärung nach ihnen modelt; endlich, dass er verschiedene Lieblingshypothesen (z. B. dass Simeons Sohn Gamaliel gewesen, dass Matthäus hebräisch geschrieben habe, dass Petrus wegen der Verletzung des Malchus würde bestraft worden seyn u. s. w.) zu Principien erhebt, und Folgerungen von Wichtigkeit darauf bauet.

Bey dem zweyten Theile der *Uebersetzung des N. T.* dürfen wir kürzer seyn. Ihre Beschaffenheit im Ganzen ist aus dem ersten Theile bekannt, wo sich auch der Vf. über die Grundsätze, denen er bey dieser Arbeit gefolgt ist, weitläuftig erklärt hat. Mit Recht hat man ihm vorgeworfen, dass er die Absicht, höchst genau, rein deutsch, verständlich und fliessend zu übersetzen, nicht völlig erreicht habe, auch den Regeln, die er sich vorzeichnete, nicht überall getreu geblieben sey. Allein

wird

wird wohl jemals eine Uebersetzung von Büchern so vieler Schriftsteller, die grösstentheils im Schreiben ganz ungeübt waren, die alle so kunstlos und nachlässig, alle einander so ungleich schrieben, die dabey doch so viel originelles, für uns fremdartiges, in Denkart und Sprachgebrauch hatten, allen Foderungen Genüge leisten, oder wird man auch nur jemals über die Gesetze, die dabey in Acht zu nehmen sind, und, was noch mehr sagt, über die Anwendung derselben völlig einverstanden seyn? Rec. gesteht, dass er die Hoffnung, wir werden jemals eine Kirchenübersetzung auch nur des N. T. erhalten, welche alle die Vortheile gewähre, die man sich davon verspricht, und alle die Eigenschaften in sich vereinige, die man von ihr verlangt, gänzlich aufgegeben habe, und dass er in diesem Zweifelmuth, wie schon ehedem durch die vortrefliche Griesbachische Abhandl. über die verschiednen Arten deutscher Bibelübersetzungen, (Repertor. für bibl. u. morgenl. Litter. B. 17. S. 262) so jetzt aufs neue durch diese, wirklich mit vieljährigem Fleiss und mit Anwendung aller nur zu erwartender Hülfsmittel ausgefertigter Version bestärkt worden sey. Wie viel Uneinigkeit herrscht noch in den *Erklärungen* dieser Bücher? und erst, wenn man in den Erklärungen einig ist, wird an eine *Uebersetzung* des Ganzen gedacht werden können. Wenigstens ist dies der Natur der Sache gemäss. Aber wie ein viel schwierigeres Werk ist eine solche Uebersetzung die zu dem bestimmten Zweck brauchbar ist, sowohl nach den Gesetzen ihrer Einrichtung, als nach deren Befolgung in allen einzelnen Punkten und in allen, selbst nur den wichtigsten Stellen! Man würde die Stellen bey Hunderten zählen können, in welchen, dem Gefühl und Urtheil anderer Schriftkundiger zufolge, auch ohne alle Rücksicht auf Verschiedenheit der Erklärung, Hr. M. besser übersetzen konnte, und der Uebersetzer wird wiederum seine guten Gründe beybringen, warum er nicht so, als man ihm vorschlägt, übersetzt habe. Wer will entscheiden? Rec. enthält sich daher absichtlich aller Bemerkungen der Art, als man sie hier von einer fleissigen Revision des Werks erwarten möchte, und findet über den Werth und die Eigenthümlichkeit der nun glücklich vollendeten Michael. Uebersetz. nur folgendes noch im Allgemeinen zu erinnern. Erstlich ist es ein seltener Vorzug derselben, dass sie ganz unabhängig von so vielen neuern Versuchen, das ganze N. T. oder einzelne Bücher zu verdeutschen, ausgearbeitet, und insofern ein Originalwerk oder vielmehr ein völliges Eigenthum ihres Urhebers ist. Von wenigen, vielleicht gar keinen, Werken dieser Art aus neuern Zeiten wird man dies sagen können; immer benützte der eine Uebersetzer die Arbeit des andern, hier dieses, dort jenes Vorgängers, und wir möchten wohl mehr als einen aufzuweisen haben, dem gar nichts von seiner Arbeit zugehörte ausser dem Zusammenlesen. Aber zweytens eben darum dürfte nun auch eine grosse Anzahl von Stellen durch Hülfe anderer neuer Uebersetzungen verbessert, und, selbst mit vorausgesetzter Richtigkeit im Erklären, reiner und fliessender ausgedrückt werden können, als von Hn. M. geschehen ist; wobey wir nicht entscheiden wollen, ob durch den Eigensinn, mit welchem der Vf. fremde Arbeiten unbenützt gelassen hat, für das Studium des N. T. mehr gewonnen sey, als wenn er mit seinem kritischen Scharfsinn dieselben geprüft und das gute behalten hätte. Drittens auch die — gleichviel, ob absichtliche, oder zufällige — Aehnlichkeit dieser mit der Lutherischen Uebersetzung, oder vielmehr die wirklich oft hebraisirende Schreibart, hält Rec. nicht für fehlerhaft, sondern vielmehr mit Rücksicht auf die an diese Schreibart durch den Gebrauch jener Uebersetzung, gewöhnten Leser, von der ungelehrtern Classe, denen doch der Vf. vornemlich nützlich werden wollte, für zweckmässig.

St. Gallen, b. Huber u. Comp.: *Trauungsreden, ein Beytrag zur Beförderung ehlicher Glückseligkeit, samt zwey Predigten vermischten Inhalts.* 1790. 8.

Sieben Predigten, sämmtlich als Muster eines eben so populären als gründlichen Vortrages zu empfehlen. I) Von dem hohen Werth eines guten Vernehmens in Rücksicht auf ehliches Glück. II) Mittel zur Beförderung eines guten Vernehmens zwischen Ehegatten. III) Ueber die eheliche Glückseligkeit. IV) Das Glück der Frommen. V) Von dem grossen Einfluss, welchen das Vertrauen in Gottes Vorsehung auf unsere Glückseligkeit hat. VI) Ueber die Sonntagsfeyer. VII) Ueber den fröhlichen Genuss des Guten, das jeder in seiner Lage findet. Ueberall wählt der Vf. die fasslichsten, fühlbarsten, brauchbarsten Vorstellungen aus; sein Vortrag geht in das kleinste Detail. Hie und da verfällt er eben deswegen in allzugrosse Weitläuftigkeit: auf der andern Seite ist er desto anschaulicher und wärmer; er greift in die besondern Umstände, in die häuslichen Angelegenheiten, in das Herz ein. Es giebt Betrachtungen, die an sich selbst sehr nützlich sind, die aber in öffentlichem Vortrage selten ohne Anstoss gemacht werden können. Der Vf. wagt mit vielem Glück auch solche Betrachtungen; er entfernt bey denselben alle zweckwidrigen schädlichen Nebenideen, und weiss auch den Gemählden des sinnlichen Genusses Würde zu geben. So z. B. ist sehr wohl ausgewählt und sehr lehrreich, was er S. 10, 11, 58, 59 von dem vertrauten Umgange zwischen Ehegenossen und von dem freyen Umgange zwischen Personen von ungleichem Geschlechte anführt. Die beiden erstern Predigten sind gleichsam Familienstücke; sie schildern sehr rührend das Glück des häuslichen Lebens. Eben so die dritte Predigt, welche auch schon vorher besonders abgedruckt worden. Die vierte stellt treuen Dienstboten, die sich zur herrenhutischen Gemeinde bekennen, das Glück der wahren Frömmigkeit vor. Es geschieht mit vieler Pastoralklugheit. Der Vf. beleidigt eben so wenig die besondere Vorstellungsart der Herrenhuter, als die orthodoxe Vorstellungsart. Die fünfte Predigt empfiehlt christlichen Gleichmuth im Leiden. Die sechste, über die würdige Sonntagsfeyer, nach der 103 Frage des Heidelbergischen Catechismus, und nach den Worten Matth. XII, 8. eifert nachdrücklich gegen die abergläubische Begriffe, die sich noch hie und da der gemeine Mann von dem Gottesdienst macht. Die siebente von dem fröhlichen Genusse des Guten über Pred. Salom. V, 17. warnet vor den Ausschweifungen der Sinnlichkeit auf der einen Seite, und auf der andern vor finsterm We-

sen und übertriebener Enthaltsamkeit. Der Vf. ist Hr. *Gregorius Grob*, Prediger zu St. Gallen.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Katechismus über die Glückseligkeitslehre Jesu Christi in der heutigen Volkssprache*, Von *Jacob Friedrich Weiss*, Superintendenten zu Sulz am Neckar. 1791. 112 S. 8.

Ein kurzer Entwurf der christlichen Lehre nach einer freyern Lehrart, der bey vielem Guten noch manche Unvollkommenheiten hat. Ueber die nicht gewöhnliche Form, da Christus sich mit einem Kinde unterredet, oder wie der Hr. Vf. sich ausdrückt, „Christum mit einem Kinde katechisiren läst, so dass man unter seinem Namen „allezeit seine Glückseligkeitslehre verstehen soll, als „wenn diese eine redende Person wäre," wollen wir nicht urtheilen, so wenig als über die gewöhnliche Methode, dass alles sich an die Hauptidee von eigener Glückseligkeit anknüpft. Wenn aber der Hr. Vf. glaubt, dass sein Katechismus *in der heutigen Volkssprache* geschrieben sey, so haben wir davon gerade das Gegentheil gefunden. Christus spricht hier immer sehr gelehrt zu seinem Kinde, braucht oft Ausdrücke aus der Büchersprache, die nichts weniger als populär sind, z. B. vergegenwärtigen, subtile Untersuchungen, Nationalgötter, Zeitreligion, Ceremoniell, afficiren und veredeln. Das Kind spricht oft eben so gelehrt, macht oft aus dem Stegreife bündig Schlüsse, kommt Christo immer auf dem halben Wege entgegen und weiss schon vieles, was ihm dieser sagen will. Der Entwurf ist übrigens sehr unvollständig, Begriffe und Wahrheiten sind bloss hingeworfen, nicht entwickelt genug, manche wichtige Materien fehlen gänzlich, als: von der Erhaltung, von den Pflichten gegen uns selbst, Mässigkeit u. s. w. Auch die Ordnung ist nicht die beste. Als Lehrbuch möchte die Schrift also nicht wohl zu empfehlen seyn, allenfalls als Lesebuch für Kinder von reiferm Alter.

Zittau, b. Schöps: *Das vornehmste aus der Kirchengeschichte von der Geburt Christi bis auf Luthern, nebst der Augsb. Confession, einer kurzen Nachricht von dem Evangelischen Reformat. Fest, u. D. M. Luthers kleinen Catechismus*, zum Gebrauch für die Jugend in niedern Schulen. (ohne Jahrzahl.) 24 u. 80 S. 8.

Wenn wir zu diesem abgeschriebenen Titel hinzusetzen, dass in der voranstehenden, sogenannten Kirchengeschichte noch die zehen Hauptverfolgungen der Christen vorkommen; noch *Phocas* den röm. Bischof für die Lossprechung von einer grossen Sünde zum allgemeinen Bischof der Christenheit erklärt; *Otto III.* sich und seinen Nachfolgern die Wahl des Papstes eigen macht, u. dgl. m., ingleichen, dass in der Nachricht vom Evang. Ref. Feste, der Unterschied zwischen der Evang. Luther. u. R. Kathol. Religion, zum Theil nicht übel, aber auch bisweilen zu rauh und gehässig, vorgestellt, überdies zwey Jubellieder von geringer Bedeutung auf die Reformation beygefügt worden: so ist die Recension, wie sie gegenwärtiges Werkchen verdient, fertig.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Stade: Joh. Chsti. Meier*, der Verdenschen Domschule Rector, *Nachricht von dem Zustande und die Einrichtung des Verdenschen Lyceums.* 1790. 44 S. 4. Eine Nachricht über den Zustand der Schulen im Bremischen (Int. Bl. der A. L. Z. 1790. Apr. S. 340.) hat diese umständliche Beschreibung der Verdenschen Schule veranlasst und ins Daseyn gebracht. Es ist hier kein Raum, aus dieser Nachricht zu wiederholen, was diese Anstalt seit zwölf Jahren gewesen, und noch ist: aber sichtbar ist daraus das unermüdete Ringen und Streben nach höherer Vollkommenheit, das, bey allen sich ereignenden Hindernissen, doch dasjenige Maass von Vollkommenheit erzielte, dessen die Anstalt nur irgend unter *den* Umständen fähig war. Und nur diese bedingte, keine absolute, Vollkommenheit wird ein billiger Beurtheiler verlangen. Man gewinnt den Vf. dieser Schrift durch seine ehrliche, offne Darstellung, durch seine biedern Gesinnungen, selbst durch seine treuherzige und vertrauliche Redseligkeit lieb, und man wird mit inniger Theilnehmung in die Klagen dieses viel erfahrnen und geprüften Schulmannes über das vom Schulstand unzertrennliche Loos, für Verdienste und Aufopferungen mit Verachtung und Undank oft belohnt zu werden, einstimmen!

Literärgeschichte. *Eisenach: Joh. Friedr. Eckhard*, Dir., *von den Bibliotheken bey den Römern.* 1790. 10 S. 4. Von 29 Bibliotheken, die angeblich in Rom gewesen seyn sollen, zeichneten sich am meisten die Sammlungen des Paul Aemil, Sulla, Lucull, Asinius Pollio, u. a. aus, die von den spätern R. Kaisern errichtet worden. Viele Gelehrte und Staatsmänner hatten ansehnliche Privatbibliotheken, wie Cicero, dessen Bibliothek der gelehrte Grammatiker Tyrannio, nach Cic. ad. Att. 4, 4. 8., ordnete. An der erstern Stelle sagt Cicero von seinen Büchern: *quorum reliquiae multo meliores sunt, quam putaram.* Wir wünschten, Hr. D. E. hätte dieser Stelle gedacht, um zu erklären, was Cicero unter dem *Rest* seiner Bücher verstehe. Vermuthlich aber bezieht sich diese Stelle auf den beträchtlichen Bücherraub, den sein Sklave Dionysius (ad Div. 13, 77) verübt hatte, wodurch Cicero's zahlreicher und kostbarer Bücherschatz sehr vermindert war. Der Vf. bemerkt mit Recht, dass man, um die ungeheure Anzahl der Werke in manchen alten Bibliotheken richtig zu schätzen, bedenken müsse, dass jede Abtheilung (volumen) für ein eignes Werk gerechnet worden: da nun manches Werk aus mehr als 100 Voluminibus habe bestehen können, so lasse sich die von der Alexandrinischen Bibliothek angegebne Zahl von siebenmal hundert tausend, ungefähr auf *sieben tausend Bücher* zurückbringen. Das letzte dünkt uns sehr übertrieben. Der Werke, die aus vielen Büchern bestanden, war verhältnissmässig nur eine kleinere Anzahl, vorzüglich aus der Gattung der historischen; wir glauben daher, der Alexandrinischen Bibliothek nicht viel unter hundert tausend Bücher zuschreiben zu dürfen.

Vermischte Schriften. *Leipzig: Der kleine Zauberer*, ein Neujahrsgeschenke für Kinder. 37 S. 8. Für Kinder ganz unterhaltend! ob nützlich? das möchten wir nicht bejahen. Wir glauben, dass man den Kindern weit belehrendere Spielereyen in die Hände geben könnte. Wozu in aller Welt nützt es z. B. einem Kinde, mit einem Worte, Wildprät, Fisch und Eselsgeschrey zu schreiben?

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 27. Januar 1791.

SCHOENE KÜNSTE.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Heinrich Ludewig Mangers*, königl. Preuss. Ober - Hof - Bauraths und Garteninspectors, *Baugeschichte von Potsdam, besonders unter der Regierung K. Friedrich des Zweyten*, Erster Band, welcher die Baugeschichte von den ältesten Zeiten bis 1762 enthält. 1789. 252 S. 8. (18 gr.)

Unter den vielen Denkmalen der Regierung, welche der verewigte König, *Friedrich II von Preussen* hinterlassen hat, ist die Geschichte seiner Bauunternehmungen, besonders an dem Orte seiner gewöhnlichen Retraite, in dem Umgang mit den Musen, bey den thätigsten Regierungsgeschäften, gewiss des Aufbehaltens für die Nachwelt würdig. Zu dieser Beschreibung konnte sich nicht leicht jemand besser legitimiren, als Hr. *M.*, theils weil er als Baumeister selbst Antheil an allen Baugeschäften seit 1753 genommen hat, und ihm die Registraturen offen standen; theils, weil seiner Versicherung zufolge, ausser ihm niemand mehr vorhanden ist, der in seiner Laufbahn bey dem Bauen in Potsdam ausgedauert hätte, die vom Feuer und Moder sonderbar geretteten Baurechnungen der ersten Jahre aber, ohne Benutzung von einem Augenzeugen, keine hinlänglichen Dienste leisten. Ausserdem hat der Vf. als Geschichtschreiber seinen Gegenstand in chronologischer Ordnung vom J. 1250 an, sehr zweckmässig behandelt; so dass das Ganze eine leichte Uebersicht von der Entstehung und dem Zunehmen der mannichfaltigsten Gebäude in und um Potsdam, und dabey lehrreiche Bemerkungen über manche fehlerhafte Entwürfe und Ausführungen mit verschiedenen interessanten Anecdoten, in einem deutlichen und muntern Vortrage gewähret. Zwar scheint der Vorwurf mancher unnöthigen Weitläuftigkeit, besonders in den Angaben der Maasse und andrer Umstände, den Vf. zu treffen; allein seine Absicht macht es dadurch gut, dass seine Schrift zugleich zu einer Chronik für die Bewohner Potsdams und ihre künftigen Künstler und Werkmeister dienen soll, zumal da öfters streitig ist, zu welcher Zeit dieses oder jenes Gebäude aufgeführt worden, oder wer an demselben gearbeitet habe. Auf die Weise wird das Ganze in den beiden folgenden Bänden, welche von den Gebäuden nach dem siebenjährigen Kriege bis zum Tode Friedrich II, und unter andern von den verwendeten Baukosten handeln, ausser dem Nutzen einer so wichtigen Bauregistratur, einen neuen grossen Totaleindruck von dem Geiste Friedrichs des Bewunderten, in Absicht auf seine Bauunternehmungen machen, und manchen erheblichen Beytrag zu seiner vollständigen Biographie, und zur Geschichte merkwürdiger Baumeister und Künstler liefern. In allem diesen Betracht verdient die Arbeit des Hn. M. gewiss vorzügliche Aufmerksamkeit. Zur Erläuterung des Gesagten wollen wir einige ins Kurze gefasste Stellen ausheben:

Baugeschmack unter Friedrich Wilhelm I. Wenn man die Kirchen und Thürme nebst einigen Vorderseiten von Privathäusern ausnimmt, so bestand der übrige Bau aller Häuser in diesem Zeitraume von 26 Jahren, aus Wänden, die von Holz verbunden, und deren Fache ausgemauert waren. Es müssen ganze Wälder in dieser neuen Stadt verbraucht worden seyn, zumal wenn man die vielen Grundbaue unter der Erde mitrechnet. Alle Häuser mussten Erker haben; die Monotonie ward auch in Ansehung des äusserlichen Abfärbens beobachtet. Das Auge des Königs war durch die beständige Beschäfftigung mit seinem Garderegiment, welches aus den grössten Menschen aller Erdtheile bestand, dermassen verwöhnt, dass ihn auch die neuangelegten Strassen nicht anders gefielen, als wenn die Häuser eine in Reihen stehende Anzahl Soldaten vorstellten, wovon die Dacherker über dem zweyten Stockwerke gleichsam den Grenadiermützen glichen. Die menschliche Leibesgrösse hatte für ihn so etwas ausserordentlich reizendes, dass er für einen seiner Commandanten der Stadt, den Hn. *v. Rheder*, der ein sehr langer Mann war, ein Haus bauete, dessen Stockwerke gewiss colossal waren, denn sie haben im Lichten 16 Fuss. Es ist noch die heutige Commandantenwohnung. — *Friedrich II* entschloss sich erst 1745, neue Baue in der Stadt, und die Errichtung desjenigen Gebäudes in dem königlichen Weinberg vorzunehmen, das unter dem Namen *Sans Souci* berühmt genug geworden ist. Damals nannte es der König sein Lusthaus. Knobelsdorf rieth an, dass, ungeachtet der Anhöhe, die Zimmer mit hohen Gewölben unterzogen, und deren Fussboden nicht auf dem blossen Erd - oder Sandgrund gelegt werden möchten; allein er behielt Unrecht. Und so frass und nagte in der Folge der scharfe Sand, obgleich die Feuchtigkeiten von dieser Höhe leicht abfliessen, doch unaufhörlich an den Unterlagen, den Blindboden, und deren Untertäfelung, dass es an beständigen Ausbesserungen nicht fehlen konnte; noch mehr, des Königs Gesundheit musste ungeachtet alles Kaminfeuers, auf diesem kältenden feuchten Fussboden, dessen Dünste verschlossen waren, höchst wahrscheinlich leiden. Eine andere wichtige Arbeit war das Bassin im Lustgarten vor dem Schlosse in der Stadt mit der grossen Gruppe, welche den Neptun mit der Thetis auf einem mit Seepferden bespannten Wagen, verschiedene sie umgebende Meergötter, Tritonen, Wassernymphen und Syrenen vorstellten; alles von Bley und vergoldet. Kunstverständige,

ge, merkt der Vf. an, werden aber wissen, dass nichts hinfälliger ist, als eine über ein Kernstück gegossene bleyerne Figur, wenn sie der Witterung ausgesetzt ist. Die Erfahrung hat dies auch in der Folge gezeigt. Noch lehrreicher ist die Beschreibung der verunglückten Wasserwerke zu Sans Souci. — Folgende sonst genug bekannte Anecdote erhält hier ihre eigentliche Stelle. Im Jahr 1755 liess der König unter andern Gebäuden, die ganze Stadt- oder Nicolaikirche, ausser dem Portal an ihrer Vorderseite, annoch mit Arcaden einfassen. Hiebey kam die Bittschrift der Geistlichen vor: „dass Se. königl. Majest. ihre Kirche nicht noch mehr verdunkeln möchten, da es ihr schon an Licht fehle," worauf die Antwort erfolgte: Selig sind, die nicht sehen, und doch glauben. — Einige strenge Oekonomisten haben es dem König hoch angerechnet, dass er zu Erzeugung der *Pysangfrüchte* vieles Holz in den Treibhäusern verwendet habe. Wenn man aber hier lieset, der König habe bey den mehrmaligen heftigen Anfällen von Gicht während der Feldzüge von 1756, auf die Empfehlung des Obrist *Guichard* (nachmals *Quintus Icilius*) von der verdünnenden Kraft des Pysangsaftes, die Wirkung derselben schmerzstillend gefunden, und darauf ein kleines Pysanghaus für 800 Thaler in damaligem sächs. Gelde anlegen lassen, welche Anlage 1770 mit 5 eben so grossen Quartieren vermehrt worden; so sieht man das Unschickliche des Vorwurfs. Der Entwurf zu dem Bau des neuen Schlosses hinter dem Park bey Sans Souci ward bereits 1755 gemacht, gleich nach dem 7jährigen Kriege aber mit ausserordentlichem Aufwande ausgeführt. Die Beschreibung davon gehört in den zweyten Band.

1) BERLIN, b. Himburg: *Roderich Random*, ein Seitenstück zum Gilblas, neu übersetzt. *Zweyter Band.* mit einem Titelkupf. v. Chodowiecki. 618 S. 8 1790.

2) FREYBERG u. ANNABERG, in d. Crazischen Buchhandl.: *Koraly und Zamor*, oder *die berühmten Amerikaner*, aus dem Französischen. *Erster Theil.* 116 S. *Zweyter Theil.* 117 S. 8. 1790.

3) LEIPZIG, b. Kleyb: *Courtenay, ein Beytrag zu der geheimen Geschichte der Königin Elisabeth von England.* 1791. 120 S. 8.

4) LEIPZIG, in der Dykischen Buchhandl.: *Der Lord aus dem Stegreif,* eine Geschichte. 1789. 327 S. 8.

5) MEISSEN, b. Erbstein: *Karl Rosenheim* und *Sophie Wagenthal*, auch ein *Beytrag zur Kenntniss des menschlichen Herzens.* 1790. 349 S. 8.

6) LEIPZIG, in der Weygandschen Buchhandl.: *Jugendschicksale einer Frau von gutem Ton, der Gräfin Sophie von Stackelberg.* 1790. 214 S. 8.

7) MANNHEIM, b. Schwan u. Götz: *Molly und Urania*, mit *einem Dialog über die Schöpfung aller Welten und aller Geister, die sie bewohnen und ihre Schönheiten geniessen.* Von G. C. Kellner. 1790. 269 S. 8.

8) LEIPZIG, b. Jacobäer: *Eduard Rosenheim,* oder *Schwachheiten unsers Jahrhunderts.* 1790. 294 S. 8.

9) LEIPZIG, b. Sommer: *Neue empfindsame Reise.* In Yoriks Geschmack. 1789. 168 S. 8. (10 gr.)

Mit dem zweyten Bande Roderich Randoms beschliesst Herr *Mylius* seine Uebersetzung des Smolletischen Werks, bey der er alle Schätze seiner Laune und der komischen Diction andrer Schriftsteller benutzt hat, um die ganze Wirkung seines Originals in der Uebersetzung wiederzugeben, die, sobald der Ton desselben verfehlt wurde, auch so gut als völlig vernichtet war. Auch hier hat er mit Ueberlegung, und gerade am rechten Orte Provinzialismen, am meisten aus dem niedersächsischen angebracht, auch zuweilen zu der Studentensprache seine Zuflucht genommen. Das Werk gehört unstreitig in die Reihe der Meisterwerke deutscher Uebersetzungskunst. — So viel Gutes, als von diesem Roderich Random, lässt sich von *Koraly und Zamor* (Nr. 2.) weder in Absicht des Originals noch der Uebersetzung sagen. Doch gehören sie wirklich unter die guten ihrer Art, wenn gleich nicht zu den vortrefflichen. Die Scene des kleinen Romans liegt in den Zeiten der Eroberung Mexicos durch die Spanier. Das Feuer in den Charakteren von Koraly und Zamor, das Schauerliche so mancher Scenen, die fürchterlichen Gemälde von der Unmenschlichkeit der Spanier, der Enthusiasmus, mit dem der Vf. heroische Thaten darstellt, geben ihm vieles Interesse. Durch die poetische Prosa, der sich sein Stil nur zu oft nähert, glaubte er wohl dem ganzen mehr Feyerlichkeit, mehr epischen Ton, zu geben. Das Costume beobachtet er nicht immer genau, und einmal (I. S. 20.) wird sogar eine *Furie* von einem Indianer angerufen. — *Courtenay* (Nr. 3.) ist eine freye Uebersetzung eines kleinen Romans von dem bekannten Polygraphen *le Noble*. Der deutsche Bearbeiter eifert Hn. Mylius mit glücklichem Erfolge nach, und unter solchen Händen werden die sonst veralteten und sehr gedehnten Erzählungen des le Noble, besonders durch ihre gute Erfindung, und anziehende Verwickelung der Begebenheiten immer wieder gefallen. — Dass der *Lord aus dem Stegreif* (N. 4.) eine Uebersetzung aus dem Englischen sey, wird zwar, wie doch billig allemal geschehen sollte, auf dem Titel nicht bemerkt; doch wird man bald davon überzeugt, nicht sowohl durch den Stil der Uebersetzung, welche mehr Ungezwungenheit und Leichtigkeit hat, als man gewöhnlich bey Uebersetzungen englischer Romane findet, als vielmehr durch die genaue Beobachtung des englischen Nationalcostume. Ein junger Mensch, der seine wahre Abkunft nicht kennt, studirt, von einer Dame unterstützt, zu Oxford Theologie; wird aber durch den Tod seiner Wohlthäterin genöthigt, dem Studiren zu entsagen, und Livréebedienter zu werden. — Er verliebt sich in die Tochter des Baronet, bey dem er dient, und gewinnt ihre Zuneigung; allein ein eifersüchtiges Kammermädchen verräth ihn, und er muss entfliehen. Eine Zigeunerin nimmt ihn in ihren Schutz, und führt ihn, indem sie ihn und sich auf mancherley Art verkleidet, dur h eine Reihe ziemlich unwahrscheinlicher Abentheuer, und sogar einmal als Walliserinn verkleidet, mit seiner Geliebten unter einerley Dach. Endlich ergiebt sich, dass die Zigeunerin seine Mutter ist; aus dem ehemaligen Candidaten und nunmehrigen Bedienten, wird plötzlich ein

Lord,

Lord, und damit sind auch alle Hindernisse seiner Liebe gehoben. Unter der Menge von Personen, die in diesem Roman auftreten, gefallen einige durch die glückliche Kunst, womit der Vf. ihre Charaktere gezeichnet hat. — In *Karl Rosenheim* (Nr. 5) ist Sophie eigentlich die Hauptperson, und stellt eine *Fair Penitent* vor. So gut auch die Absichten des Vf. bey der Anlage dieses Romans gewesen seyn mögen, so fehlen ihm doch die Talente eines unterhaltenden Vortrags. Die Briefe, worinn die ganze Geschichte eingekleidet ist, sind fast alle langweilig und schleppend. Wenn Rosenheim z. B. jemanden von der Wollust zurückbringen will, so hebt er (S. 62) mit einer förmlichen *Definition* der Wollust ab, und blutgierige Kämpfer sucht er (S. 191) mit folgendem, gewiss sehr witzigen Einfalle, zu bekehren: „Wollen nun aber einmal diese tapfere Helden mit Blute spielen, so wäre mein Rath dieser: sie kauften sich einen Truthahn, hieben ihm mit Rittergeberden den Kopf vom Rumpfe, und badeten ihre Hände in Truthahnsblut, sie hätten dann doch Mittags einen frischen Braten zu geniessen." Und die Schreibart — in dieser schimmern bald *Rasenwälzerfreuden*, bald *äonisches Feuer* hervor; bald vertrocknet sie bis zu *separirten Empfindungen*; (S. 65.) bald sieht man einen Liebhaber (S. 164) eine richtige Quantität *wegflenzen*, wenn ihn Sophiens weiches Händchen drückt. — Die *Jugendschicksale der Gräfin von Stackelberg* (No. 6.) sind nichts anders, als eine freyere Nachbildung eben des französischen Romans, der unter dem Titel: *der Frühling eines artigen Frauenzimmers*, in zwey Theilen 1789 übersetzt herausgekommen, und A. L. Z. Nr. 239 angezeigt ist. — Hr. *Kellner* hat in seiner Molly und Urania viel Ausserordentliches und Ungewöhnliches zusammengedrängt, und mehr Bewunderung und Ueberraschung, als sanftere Leidenschaft, hervorzubringen gesucht. Man liest ihn mit Vergnügen, da er mit Kraft und Wärme erzählt. Die Scene hat er zum Theil nach China verlegt, und bey dieser Gelegenheit hat er seine Bekanntschaft mit der Verfassung und den Sitten des Landes ein wenig zu sehr zur Schau gestellt. Das halborientalische Costume hat ihn vermuthlich veranlasst, seinem Styl zuweilen etwas Ueppigkeit zu erlauben. Der auf dem Titel genannte Dialog ist zwischen die Novelle eingeschoben, und dadurch mit ihr verflochten, dass Urania sich von ihrem Liebhaber, einem gelehrten Einsiedler, über astronomische Gegenstände belehren lässt. Für einen Dialog von didaktischem Inhalt ist er gut geschrieben. Auch der erzählende Vortrag des Vf. hat seine Annehmlichkeiten; nur müsste er, um noch besser zu werden, freyer von Künsteley und von verschränkten Inversionen seyn. — In *Eduard Rosenheim* (No. 8.) hat der Vf. eine Menge von Schwärmereyen unsers Jahrhunderts, die geheimen Gesellschaften, die Geisterbannerey, die Wunderarzneyen, die Thorheiten der Schlafwandler zusammengedrängt, und sie an den Faden eines Romans aufgereihet, wobey denn aber freylich sein Verdienst, als Verdienst des Romandichters betrachtet, sehr unbedeutend ist. Doch gewährt er an Form und Inhalt eine weit bessere Lectüre, als *die neue empfindsame Reise in Yoriks Geschmack.* (No. 9.) *Alas poor Yorik!* seufzten wir, da wir sahen, welch ein elender Scribler es hier gewagt hatte, sich für seinen Nachahmer auszugeben. Nach einer ziemlich auffallenden Begebenheit ruft unser Mann aus: *Und Gott weiss, was für Betrachtungen ich anstellte, was für Empfindungen ich hatte!* ein ganz eigner Kunstgriff, den Leser, welchen der Autor hierüber in völliger *Unwissenheit* lässt, mit der *Allwissenheit* Gottes zu trösten. Von der Leerheit an Gedanken und Empfindungen zeugt das ganze Buch. Statt aller andern Beweise führen wir die Pantomime und Herzensergiessungen zweier Liebenden an, die der Vf. also übersetzt:

> Du bist es! Du bist es! — — ! — — ! Welch ein Glück
>
> (*hier folgen 20 Gedankenstriche und 11 Signa exclamandi*)
>
> Wie viel habe ich ausgestanden — — ! etc. Und ich — — ! etc.
> Wie viel Thränen — — ! etc. Ach — — ! etc.

So geht es durch einige Zeilen fort, die über 50 Gedankenstriche, und 25 *Signa exclamandi* enthalten. Und solch ein Papierverderber wagt es, auf dem Titel zu lügen: dies sey Yorik's Geschmack!

Parma, aus der kön. Druckerey: *L'Eneide*, tradotta in versi Italiani da *Clemente Bondi*. Tomo I. 1790. XXIII u. 273 S. in gr. 8. (1 Rthlr. 15 gr.)

Um dem Beurtheiler seiner Uebersetzung eine gewisse Richtschnur an die Hand, und seinem Urtheile mehr Bestimmtheit zu geben, erklärt sich Hr. B. in der Vorrede über seine Grundsätze von den nothwendigsten Erfodernissen einer *poetischen Uebersetzung*. Der Gedanke, das Bild, oder die Empfindung, welche der Originaldichter ausdrückt, muss der Uebersetzer, es sey nun in eben so viel, oder in mehr oder weniger Zeilen, in seiner Sprache so wieder zu geben wissen, dass er in dem Verstande, in der Phantasie, und in der ganzen Seele des Lesers den nemlichen Eindruck hervorbringe. Da aber dieser Eindruck in der Poesie von gemischter Art, und aus einer zwiefachen Schönheit, der geistigen des Gedankens, und der materiellen des Ausdrucks, zusammengesetzt ist; so geht diese letztere in der Uebersetzung gänzlich verloren. Die schwerste Pflicht des Uebersetzers besteht also eigentlich darin, dass er diesen Verlust aus dem Vorrath seiner Sprache, so viel möglich, ersetze. Er spart sich also bloss die Mühe der Erfindung; und es bleibt ihm immer noch das wichtige Geschäfte übrig, einer schon erschaffenen Seele einen neuen Körper, und neue, seiner Natur gemässe, Organe zu geben. Aus diesem allgemeinen Grundsatze leitet nun der Vf. folgende wesentliche Eigenschaften einer poetischen Uebersetzung her: Sie muss dem Originaltexte treu bleiben, ohne sich jedoch auf eine kindische und pedantische Art auf die gleiche Anzahl der Worte einzuschränken. Nicht genug ferner, dass der Uebersetzer für eine Schönheit des Textes eine andere in die Stelle setze; es muss auch eine Schönheit von gleicher Art seyn. Die Metaphern, die Figuren, die Eleganz, die Grazie, der Wohlklang selbst, alle diese müssen eine gewisse Analogie mit dem Originale behalten; und dem umgekleideten Gedanken muss immer noch seine Gestalt und Physiognomie eigen bleiben. Die

Aehnlichkeit darf indess nicht über die Grenzen hinausgehen, wodurch sich Eine Sprache von der andern unterscheidet; auch darf sie nicht unverträgliche Vorzüge, welche die eine vor der andern voraus hat, zusammen vermengen. Wider diesen Fehler muss ein Uebersetzer desto mehr auf seiner Hut seyn, je leichter man durch langen Umgang mit zwey Sprachen verleitet wird, unvermerkt die Manieren, die Redensarten, die Wortfügung und das Colorit der Einen in die andre hinüber zu tragen. Der Leser muss, so viel möglich, zweifelhaft bleiben, in welcher von beiden Sprachen das Gedicht zuerst geschrieben sey.

Der Vf. sieht selbst ein, dass die Beurtheilung seiner Arbeit, nach diesen, allerdings richtigen Regeln, sehr strenge, und nicht immer gleich günstig, für ihn ausfallen werde. Aber er schmeichelt sich auch nicht, das Ziel völlig erreicht, sondern nur den Weg dahin mehr gebahnt zu haben. Mit Recht entschlug er sich der Fesseln des Reims, und der dann in seiner Sprache nothwendigen Wahl der Ottava Rima, die ihn, wie er selbst sagt, genöthiget hätte, in einen gleichförmigen und eintönigen Gang von acht Zeilen den Hauptgedanken einzuzwängen. Dann, sagt er, hätte er seinen guten *Virgil* fast beständig in das Bette des *Prokustes* pressen müssen, wo er bald ängstlich geseufzt hätte, bald auch vielleicht eingeschlummert wäre. Seine Absicht war, eine genaue und treue Uebersetzung zu liefern; eine freye Umschreibung würde freylich den Reim nicht nur vertragen, sondern auch dadurch an Anmuth gewinnen. Ungeachtet er die Erklärer und Ausleger *Virgils* fleissig studirt hat, erklärt er doch seine Arbeit fast ganz allein für ein Werk des Gefühls und Geschmacks. Da, wo er indess Einen Sinn der Worte den übrigen vorzog, war es immer willkührliche Wahl, nicht Nachlässigkeit oder Unkunde anderer Deutungen.

Unter der zahlreichen Menge von Uebersetzungen, welche die Italiäner von der Aeneis besitzen, hat die von *Annibale Caro* bis jetzt noch immer ihr vorzügliches und klassisches Ansehen behauptet. Hr. *Bondi* gesteht ihr gleichfalls viel Verdienst zu; er fand aber bey näherer Prüfung, dass sie doch auch ihre grossen Mängel habe, von welchen man bisher nur den Mangel an Genauigkeit anerkannte. Unser Vf. glaubt vielmehr, dass die meisten Fehler aus der völligsten Ungleichheit des Charakters und der Geistesanlage des übersetzten und übersetzenden Dichters entstanden. Diese Ungleichheit liegt, wie er umständlicher zeigt, theils in der Schreibart, theils in dem Maasse des feinen Gefühls, theils in der Reinigkeit des Geschmacks. Auch nahm sich *Caro* nicht selten die Freyheit, sein Original ganz anders darzustellen, fremde und niedre Pinselzüge einzumischen, und den blossen abstracten Gedanken in die Stelle eines malerischen Bildes zu setzen.

Die gegenwärtige Unternehmung war also wohl nicht so kühn, noch so überflüssig, als sie vielleicht auf den ersten Anblick scheinen könnte; und man man darf nur einige Stellen derselben lesen, um sich bald von ihrer vorzüglichen Güte zu überzeugen. Wenigstens ist sie nach unserm Gefühl eine der glücklichsten Nachbildungen des wahrlich nicht so leicht zu copirenden Originals; und es ist in der That zu bewundern, wie meisterhaft der Vf. in den meisten Fällen mit der sorgfältigsten Treue die Schönheit, Eindringlichkeit und Harmonie der ganzen Darstellung zu verbinden gewusst hat; obgleich auch die Vortheile unverkennbar sind, welche ihm seine Sprache in dieser Rücksicht darbot.

Dieser erste Band enthält sechs Bücher oder die erste Hälfte des Gedichts; und der überaus schöne und correcte Druck, wodurch, wie bekannt, die königliche Druckerey zu Parma sich so rühmlich auszeichnet, ist der Eleganz des Textes selbst würdig, und macht die sehr anziehende und befriedigende Lesung desselben noch angenehmer.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Jena. Diss. inaug. de furto fame dominante facto, ad C. C. C. art 166. quam Erud. Disquis. subjecit. Auct. J. Aug. Christian. ab Hellfeld.* 1789. 40 S. 8. — Das Programm zu dieser Streitschrift von Hn. Geh. Hofr. *Eckardt* handelt *vom Corpus delicti*, besonders *bey dem grossen Diebstahle*, und zeigt freylich den schon längst versuchten Veteran, da man hingegen in der Streitschrift selbst erst den jungen, aber sich wohl anlassenden Mann findet. Mit vieler Belesenheit, mit vielem Fleisse, mit sichtbarer eigner Denkkraft behandelt Hr. v. H. seinen Gegenstand. Allein er hält sich noch zu viel an die Worte bey, einer Materie, wo die ausdehnende Auslegung gewiss den Sinn des Gesetzgebers nicht verfehlt. *Hungersnoth* und *essende Dinge* schliessen freylich trinkbare Dinge, auch Kleider und Holz (diesen Artikel hat Hr. v. H. gar nicht berührt,) dem strengen Sprachgebrauche nach aus. Allein auch mit diesen unläugbaren Bedürfnissen des menschlichen Lebens kann der Mensch so gut in die grösste Noth kommen, als mit essbaren Dingen. Und wenn er dann auch in dieser Noth kein Gesetz kennt, sollte man nicht (da wenigstens weder der Sinn noch die Worte solche Fälle wirklich *ausschliessen*,) nach der Analogie urtheilen dürfen, mit welcher wir uns in so manchen Fällen behelfen müssen? Ja! wenn wir ein Gesetz hätten wie, nach Hn. Pallas, die mongolischen Völker: „Wer einem „Durstigen einen Trunk Milch versagt, soll um ein Schaf straf„bar seyn," möchte unsers Vf. Auslegung hingehen. Da wir aber ein solches Gesetz nicht haben, und da Beyspiele von Lieblosigkeit gegen Leidende so selten nicht sind: so wollen wir wenigstens den Durstigen nicht strafen, der aus Noth heimlich nehmen muss, was man ihm aus Menschenliebe nicht versagen sollte.

Staatswissenschaften. *Erlangen*, in der Bibelanstalt: *Ueber das königlich Preussische Religionsedict vom 9 Jul. 1788 verschiedene Urtheile*, mit Anmerkungen von D. *Georg Friedrich Seiler.* 1790. — Ein blosser wiederholter Abdruck der in den *Gemeinnützigen Betrachtungen etc.* schon gelieferten Recensionen der Schriften für und wider das Religionsedict!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 28. Januar 1791.

PHILOSOPHIE.

JENA, b. Mauke: *Beyträge zur Berichtigung bisheriger Misverständnisse der Philosophen*, von *Karl Leonhard Reinhold*. Erster Band, *das Fundament der Elementarphilosophie betreffend*. XII. und 456 Seiten in 8. (1 Rthr. 8 gr.)

Die mannichfaltigen Widersprüche, welche gegen Kants Kritik der reinen Vernunft von einer sehr grossen Zahl Philosophen, zum Theil aus einander entgegengesetzten und durchaus nicht zu vereinigenden Gründen erhoben worden; die unzähligen Misverständnisse, denen dieses Werk ausgesetzt ist, und auf denen jene Einwürfe gröstentheils beruhen, haben den Vf. veranlasst, den Mangel allgemeingeltender Principien, aus denen sich alle jene Misverständnisse auflösen, und die Widersprüche heben liessen, in seinen letzten Quellen aufzusuchen. Das Resultat dieser Untersuchungen ist in seiner Theorie des Vorstellungsvermögens vorgetragen. Es enthält also dieses Werk nicht etwa, so, wie man aus den Aeusserungen der mehresten von denen glauben sollte, welche es mit Beyfall aufgenommen haben, eine allgemein verständliche Darstellung der Kantischen Philosophie. Zwar ist es auch in dieser Absicht lehrreich. Es enthält nicht allein manche lichtvolle Erläuterungen einzelner Puncte der Kantischen Philosophie, sondern eigenthümliche, vollständigere Darstellungen mancher solcher Puncte, so, wie man es von dem Vf. der Briefe über die Kantische Philosophie erwarten konnte; von einem Manne, der nicht bloss ein fremdes System annimmt, und etwa einem Lehrer nachdenket, sondern der vielmehr, indem er sich das System desselben zu eigen macht, mit der eingesehenen adoptirten Lehre noch die Fülle des Selbstgedachten verbindet. Rec. bemerkt hier nur z. B. die treffliche Ausführung des wahren Inhalts des Satzes vom Widerspruche S. 490 der Th. des V. V. Allein diess macht bey weitem den geringsten Theil der Theorie des Vorstellungsvermögens aus. Sie enthält vielmehr ein *ganz eignes System* der Principien, auf denen Kants Philosophie beruhe: und zwar Principien, welche Kant nirgends vorgetragen, und welche von dessen philosophischem Systeme, sowohl dem Inhalte, als der Methode nach, ganz abweichen, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird.

Das jetzt anzuzeigende Werk ist der weitern Ausführung und Rechtfertigung des Eigenthümlichen jener Theorie gewidmet. Es bezieht sich durchaus auf dieselbe, und eine zusammenhängende und vollständige Beurtheilung des neuesten Werks ist dem Rec. unmöglich, ohne zugleich die Resultate seiner Prüfung des frühern damit zu verbinden, und von derselben auszugehen. Es wird dieses um so weniger hier überflüssig scheinen können, da der Rec. der Theorie des Vorstellungsvermögens in diesen Blättern sich auf die Anzeige des Inhalts eingeschränkt, und nicht allein eigener Prüfung und Beurtheilung enthalten, sondern auch noch mit vielen andern, das Werk aus obengedachtem einseitigen Gesichtspuncte dargestellt hat.

Auf dieses eigne System wird sich Rec. aber auch einschränken, als durch dessen Bestätigung oder Widerlegung die Wissenschaft selbst vorzüglich gewinnen muss, und welches unabhängig ist, von allen Nebenbemerkungen und Rücksichten auf andre jetzt herrschende Arten, die Philosophie zu behandeln, und auf die Geschichte philosophischer Begriffe, mit denen beide Werke des Vf. durchwebt sind, und welche viel Treffendes und Lehrreiches enthalten, deren Prüfung aber zum Theil wieder andre Untersuchungen erfodern würde, deren sich Rec. hier zu enthalten denkt.

Hr. R. geht überhaupt von dem Grundsatze aus, dass die Philosophie auf einem einzigen Princip beruhen müsse, aus welchem das ganze System derselben abgeleitet werden könne. Diesen Grundsatz, welchen er in der Theorie des Vorstellungsvermögens voraussetzte, erweiset er in den beiden ersten Abhandlungen der Beyträge. In der ersten *über den Begriff der Philosophie* zeigt er, dass es bisher keinen zulänglichen Begriff von der Philosophie überhaupt gebe. Er macht sehr treffende Erinnerungen gegen die bekanntesten Erklärungen, welche in der That sämmtlich mangelhaft sind, und weder die Bestimmtheit gerechter Definitionen, noch die Klarheit guter Beschreibungen haben. Rec. vermisst aber in diesen Erinnerungen gänzlich die Rücksicht auf die Unterscheidung der Philosophie von der Mathematik, welche doch in Absicht auf die Definitionen, in denen der Charakter der Allgemeinheit, Nothwendigkeit oder a priori vorkömmt, sehr wichtig ist: und auf manche Erinnerungen des Vf. würden die Vertheidiger jener Erklärungen mit gutem Grunde antworten können, dass eine Definition nicht ein Criterium dessen enthalten müsse, was unter die Definition gehört. Die eigene Definition des Vf. ist diese: *Die Philosophie ist Wissenschaft desjenigen, was durch das blosse Vorstellungsvermögen bestimmt ist.* Mit dieser Definition ist Rec. für sich zufrieden: (zumal da auch die Mathematik, deren in der Rechtfertigung dieser neuen Erklärung und Vergleichung derselben mit ältern, keine Erwähnung geschicht, und welche in der am Ende hinzugefügten Eintheilung der Philosophie ausdrücklich mit Unrecht aufgeführt wird, (denn statt derselben hätte

daselbst nur transcendentale Aesthetik genannt werden müssen:) im Grunde durch die Definition ausgeschlossen ist: denn das Vorstellungsvermögen fasst zwar Vernunft, Verstand und *Sinnlichkeit* in sich, und die Evidenz der Mathematik ist in der dem Gemüthe a priori beywohnenden Form der Sinnlichkeit gegründet; aber die speciellen Lehrsätze der Mathematik sind nicht aus der Natur der Sinnlichkeit, auch nicht unmittelbar aus der besondern Form derselben erweislich, sondern erfodern noch besondere Modificationen jenes *Vermögens*.) Die Definition ist also in dem Systeme ihres Urhebers brauchbar und gut; allein für eine allgemeingültige Erklärung, dadurch die Einstimmung der philosophischen Partheyen befördert würde, kann sie wohl nicht gehalten werden. Für alle diejenigen, welche den Unterschied des Denkens und Empfindens läugnen, oder eines von beiden nur für Modificationen des andern halten, sagt diese Definition gar nichts. Und auch für andre Philosophen setzt sie, um das ganz zu leisten, was sich der Vf. von ihr verspricht, wirklich schon seine Bestimmung des Begriffs vom Vorstellungsvermögen voraus. In dem Verstande, in welchem er sie nimmt, ist sie also nur dem wahr und fruchtbar, der schon sein ganzes System angenommen hat. Es bestätigt sich daher auch hier die Bemerkung, welche Kant (in der Methodenlehre I. Hptstücks 1stem Abschn., Critik der reinen Vernunft S. 755 ff. der 2ten Aufl.) macht, dass Definitionen dem philosophischen Systeme durchaus nicht zum Grunde gelegt werden können, und das Werk eher schliessen, als anfangen müssen.

Hr. R. sagt in der ersten Abhandlung ausdrücklich, „dass es noch gar keine Philosophie gebe, so lange es „an einem bestimmten Begriffe von der Philosophie fehle; denn weil die Philosophie Werk der Vernunft sey, „der Gegenstand der Philosophie selbst nur durchs Denken entstehe, so seyen die wesentliche Form der Philosophie und ein bestimmter Begriff von der Philosophie ganz unzertrennlich mit einander verbunden, „und der Mangel dieses letztern sey ein unzweydeutiges Merkmal, dass es noch an der Sache selbst fehle." Es wird aber erlaubt seyn, hier eine Bemerkung gegen ihn anzuwenden, auf welche er in seiner Theorie des Vorstellungsvermögens sonst so oft insistirt, dass das ganze Vorstellungsvermögen als Gegenstand des Bewusstseyns, und also als Gegenstand der Philosophie etwas Gegebenes ist. So, wie ein Mensch überhaupt nach Gesetzen der Vernunft richtig denken kann, ohne sich dieser Gesetze in ihrer abstracten Gestalt bewusst zu seyn, eben sowohl kann auch der Philosoph eine vollständige Theorie seiner Wissenschaft besitzen, ohne eben den ganzen Umfang derselben in Einem Begriffe anzugeben.

In der zweiten Abhandlung: *Ueber das Bedürfniss und die Möglichkeit eines allgemeinen ersten Grundsatzes der Philosophie*, mit welcher die *fünfte*, *über die Möglichkeit der Philosophie als strenge Wissenschaft*, unmittelbar zu verbinden ist, zeigt der Vf. zuerst, dass die also definirte Philosophie nicht nach der Weise der mehresten bisherigen Systeme von dem Begriffe eines Dinges ausgehen dürfe, weil alles doch nur in so weit ein Gegenstand der Philosophie sey, als es vorgestellt werde: dass alle Philosophie also von der Vorstellung ausgehen müsse: und in dieser (hier sehr gut ausgeführten) Behauptung lässt sich wohl am ersten Einstimmung, wenigstens der mehresten einsichtsvollen Philosophen, erwarten. Es ist auffallend, dass in dieser Behauptung die heftigsten Gegner der Kritik der reinen Vern. sich mit derselben hierüber beynahe übereinstimmend äussern, und dieses giebt wenigstens eine Anzeige, wie beide von einem gemeinschaftlich anerkannten Satze ausgehen könnten. So findet man z. E. in der *Revision der Philosophie* (des Hn. Meiners,) welche eine beträchtliche Zeit früher erschien, als von der Kantischen Revision die Rede war, die lebhaftesten Aeusserungen über *die elende Reciprocation der Logik und Ontologie*, und über die Nothwendigkeit, von der Untersuchung der Vorstellungen auszugehen. Und auf der andern Seite finden ächte Schüler Leibnitzens in dessen Werken Veranlassung genug, die Ausführung ihrer Metaphysik von der Untersuchung des Denkvermögens wenigstens anzufangen, ehe sie zu der denkenden Kraft gehen.

Hr. R. gründet auf diese Ausführung den Beweis der Nothwendigkeit einer Elementarphilosophie, welche vor der bisher sogenannten Philosophia prima vorausgehen müsse. In so weit harmonirt er vollkommen mit der Krit. der r. V., in welcher diese vor aller Philosophie hergehende Elementarlehre der Philosophie wirklich geliefert ist. Hn. Reinhold zu Folge soll diese Elementarlehre aus einem einzigen Princip abgeleitet werden; und hierin besteht das Eigenthümliche *seiner* Theorie.

Er erklärt sich in der Einleitung der 2ten und in der 5ten Abhandl., über den Werth eines allgemein geltenden Princips der menschlichen Erkenntniss sehr lebhaft. Seiner Ausführung zufolge, hängt die deutliche Erkenntniss der Rechte der Menschheit, mithin die Gesetzgebung und das Wohl der Staaten davon ab. Diese Aeusserung ist allzuscheinbar, mit dem ganzen Geiste einer zwar gründlichen, aber einseitigen, Philosophie der Politik, die grossen Einfluss zu gewinnen scheint, zu sehr verwandt, und überhaupt ihrem Inhalte und ihren Folgen nach, viel zu wichtig, als dass Rec. sie übergehen dürfte. Es ist der Philosophie nichts nachtheiliger, als wenn ihr Werth in der praktischen Welt zu hoch angesetzt wird. Behauptungen, gleich der eben erwähnten, erregen, wenn sie nicht bis zur vollkommensten Evidenz erwiesen sind, Abneigung und oft Verspottung, gerade bey denenjenigen, die man von der Unentbehrlichkeit der Theorie zu überzeugen wünschte. Und dies ist unmöglich, denn die Behauptung ist an sich unerweislich und übertrieben. Der Werth systematischer Einsicht in Wissenschaft ist unläugbar; denn durch sie allein, entsteht erst Wissenschaft. Auch sind einzelne grosse Wahrheiten, welche die Quelle einer Menge von andern enthalten, unläugbar von unschätzbarem Werthe, selbst zu praktischem Gebrauche. Sie halten darinn auf dem rechten Wege fest, und rufen von den Verirrungen zurück, in welche die unendlich mannichfaltigen und complicirten Anwendungen verschiedener und oft entgegengesetzter Grundsätze führen. Allein die ersten Grundsätze sind nie hinlänglich, in der praktischen Welt einen sicheren

Führer abzugeben. Denn erstlich bedürfte es dazu noch eines Criteriums, woran man erkennte, was für subordinirte Grundsätze unter das höchste Princip gehören. Ein solches Criterium ist aber, wie überhaupt, ein Criterium für die Urtheilskraft, seiner Natur nach unmöglich, und das ganze System der Erziehung und Bildung des Menschen, das von wissenschaftlicher Einsicht *ausgehen* soll, ist daher in der Theorie falsch, und unmöglich in der Ausführung. Zweytens, beruht die Beschaffenheit der ganzen wirklichen Welt in keiner einzigen Rücksicht auf einem einzigen Princip, sondern auf verschiedenen, die einander einschränken. Jedes strenge System, welches seiner Natur nach von einem Princip ausgeht und ausgehen muss, ist daher keiner reinen Anwendung fähig. Es ist und bleibt eine Idee, der die wirkliche Welt nur in gewisser Rücksicht mehr oder weniger entspricht. Diese Behauptung, dass alles, was geschieht und geschehen soll, auf entgegengesetzten Principien beruhet, die einander einschränken, fliesst unmittelbar aus der Natur des Menschen, die aus Vernunft und Sinnlichkeit zusammengesetzt ist, und bestätigt sich in jeder Wissenschaft, die es mit wirklichen Gegenständen zu thun hat. Vorzüglich wichtig wird sie in der Theorie der politischen und Privatrechte des Menschen. Hr. R. scheint verschiednen Aeusserungen in seinen Schriften zufolge, sich der Parthey zu nähern, welche aus evidenten Principien der Vernunft eine vollständige Theorie der Gesetzgebung abzuleiten vermeynen: und das ist bey einem so tiefsinnigen Metaphysiker nicht zu verwundern. Daher entspringen auch verschiedne Seitenblicke auf die Verfassung der Staaten, und auf die positive Jurisprudenz, welche diejenigen, die sich mit der praktischen Welt beschäftigen, entweder von der Philosophie entfernen, oder irre leiten müssen. Es würde eine eigne Ausführung erfodern, (welche Rec. künftig einmal zu liefern hofft) um den Ungrund jenes Systems zu beweisen. Rec. hat bereits mehreremale in diesen Blättern einige dahin gehörige Bemerkungen mitzutheilen Gelegenheit genommen, und findet hier um so nähere Veranlassung zu diesen Bemerkungen, da es scheint, als ob mehrere Freunde der Kantischen Philosophie (ganz gegen den Geist der Kritik der reinen Vern.) jenen Erbfehler der ehemaligen demonstrirenden Philosophie auf einem andern Wege, und andern Theoremen zu Gunsten, wieder einführen wollen: und da der Schriftsteller, von dem hier die Rede ist, durch die Vorzüge seines Vortrages, in Verbindung mit seinen Einsichten und Eifer für die Sache der Wissenschaft und Aufklärung, ganz vorzüglich bey lebhaften und wissbegierigen Schülern Eingang finden muss.

Nun in Absicht auf das System der Wissenschaft selbst. Hn. R. Theorie unterscheidet sich also von der Kritik der r. V., wie er selbst in der 4ten Abh. *über das Verhältniss der Theorie des Vorstellungsvermögens zur Kritik der reinen Vernunft* ausführlich darthut, dadurch: dass er die gleichen Resultate auf einem ganz eignen Wege beweiset. Kant geht das ganze Vorstellungsvermögen in allen Theilen durch, und zeigt vermittelst dieser Zergliederung, dass die Vernunft in der Anwendung auf mögliche Erfahrung allein, wahre Erkenntniss erlange, und wie dies zugehe. Eben dieses Resultat will Hr. R. aus der Entwickelung des Begriffs des blossen Vorstellungsverm., als des allgemeinen Gattungsbegriffes, der alle Arten der menschlichen Vorstellungen unter sich begreift, beweisen. Er liefert also statt jener Zergliederung, eine Theorie aus einem obersten Princip. Kant beschränkt sich in seinen Resultaten allenthalben darauf, zu zeigen, dass und wie etwas im menschlichen Erkenntnissvermögen sey; Hr. R. beweiset, dass es so seyn *müsse*. Kant setzt der ganzen dogmatischen Philosophie, welche auf die Erkenntniss übersinnlicher Gegenstände Anspruch macht, nichts als die Anfoderung entgegen, dass sie die Rechtmässigkeit ihrer Ansprüche beweise, so wie er die Rechtmässigkeit des Verfahrens der Vernunft in Ansehung der Erfahrung beweiset; und zeigt aus den unvermeidlichen Widersprüchen, worinn sich die Vernunft verwickelt, wenn sie das nehmliche Verfahren auf jene Gegenstände anwenden will, die Täuschung, auf welcher diese Anwendung beruhet. Er lässt es also dahin gestellt, ob in irgend einem andern Bewusstseyn eine andre Art von Erkenntniss möglich sey. Hr. R. hingegen beweiset, dass alles nicht anders seyn *könne*, als es sich in dem menschlichen Vorstellungsvermögen findet. Er sucht daher die letzten Gründe des ganzen Vorstellungsv., welche, nach Kants Kritik, in der, menschlicher Einsicht ganz verborgnen Natur des Vorstellungsvermögens an sich selbst, liegen, in dem Bewusstseyn. Es ist also unter beiden nicht etwa ein wenig bedeutender Unterschied in der Methode und in der Anordnung, sondern es fällt sogleich in die Augen, dass die *Theorie des Vorst. Verm.* auf einer ganz andern Art zu philosophiren beruhe, als diejenige ist, welche Kant einzuführen gesucht, und dass dieselbe vielmehr wieder zu einer aus Begriffen demonstrirten Philosophie führet, welche mit den Grundsätzen der Kritik der r. V. durchaus nicht zu vereinigen steht.

Hr. R. sagt zwar selbst (Beytr. S. 115.) dass die höchsten Grundsätze nur die Form, nicht die Materie andrer Sätze, nicht die Subjecte und Prädicate andrer Urtheile, sondern nur ihre Verknüpfung bestimmen. Allein er verläugnet seinen eignen Ausspruch wieder, indem er als einen ersten und höchsten Grundsatz aller Philosophie, den Satz aufstellt: *die Vorstellung wird im Bewusstseyn vom Vorgestellten und Vorstellenden unterschieden, und auf beide bezogen.* Denn dieser Grundsatz bestimmt doch unleugbar den Inhalt, nicht die Form aller menschlichen Vorstellungen. Es ist aber jene Behauptung, dass das höchste Princip nur die Form der Urtheile bestimmen könne, ganz richtig; denn ein höchster Grundsatz der Erkenntniss eines Gegenstandes könnte nur ein synthetischer Satz seyn, und womit wollte man beweisen, dass es einen einzigen synthetischen höchsten Grundsatz der Vorstellungen gebe? Es lassen sich so viel höchste Grundsätze angeben, als Verbindungen unter dem Inhalte (der Materie, oder Gegenstände, wie man es nennen will,) eines solchen angeblich einzigen höchsten synthetischen Satzes möglich sind. Der höchste Grundsatz aller menschlichen Vorstellungen, der ihre Form bestimmt, ist der Satz des Widerspruchs. Hn. R. Grundsatz hingegen ist eine Definition, und eine aus diesem Satze abgeleitete Philosophie ist den Unbequemlichkeiten aller philosophischen

Theorien ausgesetzt, die von Definitionen ausgehen. Es beruhet darinn alles auf der Bestimmung der Ausdrücke, und da diese am Ende willkührlich ist, so wird das System nur dadurch aufgeführt werden können, dass in die Definition hineingelegt wird, was daraus abgeleitet werden soll. Es ist daher dem Rec. gar nicht unerwartet gewesen, dass auch der Th. des V. V. von anders gesinnten Philosophen der Vorwurf gemacht worden, dass sie aus den Grundbegriffen mehr folgere, als darinn liege.

Wenn es nun unmöglich ist, einen einzigen Satz aufzustellen, der die Natur des Vorstellungsvermögens erschöpfte, und dabey evident wäre, so ist es auch so wenig nothwendig, die Theorie der Gattung aufzustellen, um die Theorie der Arten liefern zu können, wie der Vf. (S. 268. der Beytr.) sagt, dass vielmehr die Theorie der Gattung erst durch die Theorie der Arten möglich wird, wenn sie nicht der Gefahr ausgesetzt werden soll, alle ehemalige Einwürfe gegen die Resultate, nur in andrer Gestalt, wieder aufgestellt zu sehen. Sie werden nemlich nunmehro nicht mehr gegen die Beweise gerichtet werden können, wenn diese aus den aufgestellten Grundsätzen richtig geführt sind, aber es wird streitig werden, ob wirklich die angeblichen Arten der Gattung unter den also bestimmten Begriff der Gattung gehören.

Die analytische Entwicklung von Grunderklärungen ist zwar allerdings lehrreich. Aus den wenigen allgemeinen Merkmalen des allgemeinen und höhern Begriffs läst sich manches beweisen. Die Absonderung der gemeinschaftlichen Merkmale, welche den Begriff der Gattung ausmachen, ist sehr nützlich. Sie kann auf die beste Methode leiten, die Beweise von dem zu führen, was allen Arten gemein ist, sie kann vor der Einmischung der besondern einzelnen Arten in diese Beweise, und dadurch vor Täuschungen hüten. Es ist auch die Absicht des Vf. gewesen, sich auf dieses in seiner Theorie einzuschränken. Er erklärt daher, (Beytr. S. 277.) dass der dritte Theil seiner Theorie, welcher *Th. des Erk. V. überhaupt* überschrieben ist, diese Aufschrift nicht führen sollte, weil daselbst nur dasjenige vom Erkenntnissvermögen vorgetragen werden solle, was demselben aus dem Grunde zukommt, weil es eine Art von Vorstellungsvermögen ist. Hieraus folgt denn aber auch schon, dass nicht alle Resultate, welche Kant aus seiner Zergliederung des Erkenntnissvermögens gefolgert, auch in dieser Theorie bewiesen werden können, und es wird also darauf ankommen, ob dieselbe sich wirklich auf dasjenige einschränke, was aus dem vermittelst des Bewusstseyns evidenten Begriffe des Vorstellungsvermögens folgt.

In diesem Bewusstseyn einer Vorstellung überhaupt liegt nun zwar nach der Einsicht des Rec. allerdings dieses, dass sie einen Stoff und eine Form habe; dass der Stoff mannichfaltiges, die Form Einheit sey: und der Vf. folgert hieraus ganz richtig, dass die Dinge an sich selbst nicht vorgestellt werden, (oder vielmehr, dass die Dinge an sich selbst mit der Vorstellung derselben nicht einerley sind,) und also nur, in so fern sie die Form der Vorstellung annehmen, im Bewusstseyn vorkommen: ein Satz, mit dem zwar alle Philosophen einverstanden zu seyn sich erklären werden, der aber wenigstens in der Anwendung häufig verkannt wird. Eben so läst sich aus der ersten Hälfte jenes Grundsatzes, dass jede Vorstellung einen Stoff haben müsse, eine Widerlegung derjenigen Theorie herleiten, nach welcher alle Eigenschaften der Gegenstände der Erkenntniss zu blosser Form gemacht werden, auf welcher die Leibnitzische Metaphysik grösstentheils beruhet; eine Ausführung, die hier an ihrer Stelle gewesen seyn würde, und die Rec. in der Th. des V. V. vermisst.

Hierauf aber muss sich diese Theorie des Vorstellungsverm. *überhaupt* einschränken, und die §§. 15 16, 17, 18 und 19 enthalten alles, was in derselben nach der Einsicht des Rec. mit hinreichendem Grunde vorgetragen werden kann. Hr. R. findet ausserdem noch unmittelbar im Bewusstseyn die Vorstellung von einem Objecte, dem der Stoff der blossen Vorstellung entspricht, und eines Subjects, auf welches die vom Objecte urtheilende Vorstellung bezogen wird. Dieses scheint Rec. aber nicht im ursprünglichen Bewusstseyn zu liegen, und es läst sich nicht wohl denken, dass alles dieses schon bey den allerersten Vorstellungen enthalten sey. Vielmehr scheint der Begriff eines von der Vorstellung unterschiedenen Objects erst dadurch möglich zu werden, wenn eine Vorstellung als vorhin schon gedacht im Gedächtniss vorkömmt, und mit der *frühern* verglichen wird. Und so scheint es Rec., dass *hier* die Eigenthümlichkeiten des menschlichen Denkens in den Begriff der Vorstellung überhaupt gelegt werden. Wenn der Vf. aber endlich vollends auf einer Seite das Daseyn der Gegenstände ausser dem Bewusstseyn, und auf der andern Seite die Nothwendigkeit, dass alle Vorstellungen einen objectiven gegebenen Stoff haben, empirische Vorstellungen seyn müssen, beweisen will, so beruht dieses auf einer Verwechselung der innern Bedingungen des Bewusstseyns und den äussern Bedingungen des V. verm., welche er zu Anfange seiner Ausführung ausdrücklich ausschloss. Denn es lassen sich doch auf einer Seite Vorstellungen denken, die keinen andern Gegenstand ausser sich hätten, wie der Idealismus von allen Vorstellungen voraussetzt; und auf der andern Seite ist es gleichfalls gedenkbar, dass es Vorstellungen von Gegenständen gebe, die auch dem Inhalte nach im Gemüthe entsprungen wären. Alles, was hier ferner vom Gegebenseyn des Stoffes und Hervorgebrachtwerden der Form vorkömmt, beruht auf Begriffen von Wirken und Leiden, also gleichfalls auf den äusseren Bedingungen, und führt unmittelbar in den ganzen Cirkel metaphysischer Streitigkeiten, welchen der Vf. entgehen wollte, wovon sich auch in der neuen Darstellung seiner Theorie, welche die Beyträge enthalten, viele Beweise finden.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 28. Januar 1791.

PHILOSOPHIE.

JENA, b. Mauke: *Beyträge zur Berichtigung bisheriger Missverständnisse der Philosophen.* etc.

(*Beschluss der im vorigen St. abgebrochenen Recension.*)

Gegen jene Erinnerung, dass das Daseyn der äussern Gegenstände nur durch eine Verwechselung der äussern und innern Bedingungen der Vorstellung, aus dem Begriffe des Vorstellungsvermögens überhaupt gefolgert werden könne, welche bereits von andern gemacht worden, wendet der Vf. zwar in den Beytr. ein, dass er dieses Daseyn äussrer Gegenstände nicht aus dem Begriffe der Vorstellung überhaupt erweise, sondern dazu den besondern Grundsatz der Erkenntniss zu Hülfe nehme. Allein dieses ist dem ganzen Systeme, wie es in der Theorie des Vorst. Verm. vorgetragen worden, nicht gemäss. Da derselben zufolge das Vorstellungsvermögen bloss die Möglichkeit der Vorstellungen überhaupt zu erklären vermag, (§. XXVII.) so wird daraus ganz richtig gefolgert, dass zur Wirklichkeit irgend einer Vorstellung noch etwas anders hinzukommen müsse.

Aus der Grunderklärung vom Bewusstseyn folgert der Vf. zu Anfange des dritten Buchs der Th., dass die *Erkenntniss* oder das Bewusstseyn eines bestimmten Gegenstandes der Vorstellung, aus Anschauung und Begriffen bestehen müsse.

Erkenntniss nehmlich erfodert ihm ein deutliches Bewusstseyn, eine Unterscheidung des bestimmten Gegenstandes, als eines solchen, von der Vorstellung desselben, u. dem vorstellenden Subjecte. Es wird also zu derselben eine doppelte Vorstellung vom Gegenstande erfodert, eine, welche sich unmittelbar, eine, welche sich mittelbar auf denselben bezieht. Jene heisst Anschauung, diese Begriff. Hier fehlt aber erstlich die Erklärung, wie denn der Gegenstand als Object der Erkenntniss durch den Verstand gedacht werde, (welches daher rührt, dass der Verstand allein die Nothwendigkeit der Verbindung der Merkmale des Objects vorzustellen vermag, wodurch es aufhört, ein subjectiver Zustand des Gemüths zu seyn; und ein Gegenstand für Bewusstseyn überhaupt wird;) und zweytens ist hier wieder das, was das menschliche Denken und Vorstellen ausmacht, in die Erklärung der Erkenntniss überhaupt hineingelegt. Hr. R. erklärt ferner *die Sinnlichkeit* durch die Art und Weise, wie die Receptivität afficirt wird. Da vorhin gezeigt worden, dass zu jedem bestimmten Gegenstande ein Afficirtwerden der Receptivität erfodert werde, so folgt daraus also, dass die Erkenntniss durchaus sinnlich seyn müsse.

Die Grundzüge der Theorie bis hieher sind in der *dritten Abhandlung der Beyträge*, welche überschrieben ist: *Neue Darstellung der Hauptmomente der Elementarphilosophie. Erster Theil. Fundamentallehre,* in einer fasslichern und kläreren Ordnung vorgetragen, mit Anmerkungen erläutert, und zugleich einige wichtige Puncte derselben verbessert. Diese letztern bestehen, wie in der 6ten und letzten Abhandl., *Erörterungen über den Versuch einer neuern Theorie des Vorstellungsvermögens* besonders gezeigt wird, vorzüglich in folgenden: 1) der Beweis, dass der Stoff jeder Vorstellung ein mannichfaltiges seyn müsse, war in der Th. daraus geführt, dass in der vom Subjecte zu unterscheidenden Vorstellung sich etwas müsse unterscheiden lassen. Der Vf. erkennt, dass dieser Beweis sich auch auf die Form der Vorstellung anwenden lasse, und also nichts leiste. Allein der neue, welcher in den Beyträgen geführt wird, beruht ebenfalls wie jener darauf, dass das Object als etwas zu unterscheidendes in der Vorstellung bestimmt seyn müsse, worinn eine Zweydeutigkeit liegt, da es heissen kann, es müsse sich unterscheiden lassen, vom Subjecte, und von andern Objecten. In Hn. R's Beweise kann es dem Gange der Vorstellungen zufolge nur das erste heissen, und da leistet der Beweis nicht mehr als jener erste; besser ist hingegen die als Bestätigung hinzugefügte Wendung: ein bestimmtes Object müsse sich von andern Objecten unterscheiden lassen, welches nur dadurch möglich sey, dass es ein mannichfaltiges enthalte. 2) Ist die Lehre von der Erkenntniss überhaupt, verbessert. Die Erklärung, dass dieselbe in der Beziehung der Vorstellung auf einen bestimmten Gegenstand bestehe, wird dahin verändert, dass in ihr der vorgestellte Gegenstand sowohl von der vorgestellten Vorstellung, als auch von dem vorgestellten Vorstellenden unterschieden werde: so, dass nunmehr aus dem Grundsatze der Erkenntniss alles dasjenige wirklich folgt, was in der Theorie nicht mit hinlänglichem Grunde aus dem dort aufgestellten gefolgert war. Da Rec. seine Erinnerungen gegen die Principien, auf denen die ganze Methode und der Gang, den der Vf. in dem Systeme nimmt, mehr als gegen seine einzelnen Vorstellungen, Erklärungen und Begriffe, gerichtet hat, so bedarf es keiner Anwendung derselben auf diese Neue Darstellung.

So weit gehen die Erläuterungen der Theorie, welche der Vf. in dem 1sten Bande der Beyträge gegeben. Jene Beurtheilung seiner Principien würde aber höchst unvollständig seyn, wenn sie nicht auf die folgenden Theile der Theorie mit ausgedehnt würde, in deren Prüfung die bisher geäusserten allgemeinen Urtheile ihre vollkommne Bestätigung erst erhalten werden.

Aus den allgemeinen Begriffen von Materie und Form der Vorstellung, *Anschauung* und *Begriffen*, folgert der Vf. weiter, dass im Vorstellungsvermögen die Form beides, des Mannichfaltigen (oder der Receptivität, wie er sich ausdrückt,) und der Einheit, liegen müsse. Er erklärt zuerst diese Formen durch das Mannichfaltige und die Einheit selbst, in so fern sie im Vorstellungsvermögen gegründet sind. Dagegen scheint Rec. eben nichts zu erinnern, und die Entwicklung dieses Begriffs der *Form* überhaupt, ist lehrreich. Es läst sich daraus schon die Continuität und Theilbarkeit ins Unendliche beweisen, welche allen Formen der Erkenntniss, also auch Raum und Zeit zukommt (Eine treffliche Bemerkung des Vf. S. 393. der Th.); allein er geht weiter, und beweiset aus diesem allgemeinen Begriffe, dass der Raum und die Zeit die bestimmten Formen der äussern und innern Anschauungen seyn müssen. Dieses beweiset er dadurch, dass er die äussern und innern Anschauungen durch Auseinanderseyn und Nacheinanderseyn des Mannichfaltigen erklärt. Diese Erklärung (die von der Wolfischen wenig abweicht,) ist allen den Einwürfen, und die darauf gebaute Theorie allen Schwierigkeiten ausgesetzt, welche Kant gegen die Wolfische ausgeführt hat. Erstlich ist das Ausser- und Nacheinanderseyn erst durch Raum und Zeit begreiflich. Zweytens aber ist die Behauptung, dass R. und Z., welche sich in Hn. R's System unvermerkt *einschleichen*, Form der Anschauungen seyn, durch das Ausser- und Nacheinanderseyn allein noch gar nicht bewiesen. Der blosse Raum ist weit mehr, als alles Auseinanderseyn des Mannichfaltigen. Die Eigenschaften des Raums, welche Hr. R. erwähnt, die Continuität u. s. w. sind freylich aus dem Begriffe der Form der Anschauung erweislich. Allein andre Eigenschaften desselben, z. E., dass er drey Dimensionen habe, folgt gar nicht aus seinem Begriffe, und Hr. R. hat daher nicht erwiesen, dass der Raum *nichts* als Form der Anschauung sey. In so fern aber die Resultate der Krit. der r. V. auf dieser Behauptung beruhen, indem die ganze Natur der synthetischen Erkenntniss a priori, mithin die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer dogmatischen Metaphysik durch die Erörterung des Grundes der geometrischen Evidenz erwiesen wird, welche jene Behauptung von der Natur des Raumes voraussetzt: so zeigt sich auch hier, dass die Theorie des Vorstellungsvermögens unzulänglich sey, die Resultate der Krit der r. V. zu beweisen.

Am auffallendsten ist dieses in der Theorie des *Verstandes*. In dieser will der Vf. beweisen, dass aller Gebrauch des Verstandes nur in der Beziehung der Begriffe auf Anschauungen, mithin auf Gegenstände der Erfahrung bestehen könne. Es soll dieses aus dem Begriffe des Verstandes erwiesen werden, welcher auf dem oben aus dem Bewusstseyn unmittelbar abgeleiteten Begriffe der Form der Einheit in Vorstellungen beruhet. Da aber das Vermögen, zu *urtheilen*, in Ansehung des Objects seiner Anwendung, seiner Natur nach, ganz unbestimmt ist, so kann dieser Beweis nicht anders geführt werden, als dadurch, dass das Vermögen zu urtheilen mit dem Vermögen empirische Begriffe zu bilden; (die reinen Begriffe des Verstandes auf Anschauungen anzuwenden) für eins erklärt wird. Diese Verwechslung geht durch die ganze Ausführung, und ist sehr begreiflicher Weise daraus entstanden, dass die Bildung empirischer Begriffe nicht ohne Urtheile möglich ist. Die mehresten Definitionen sind aber auch daher entweder falsch oder doch zu enge. Nach S. 426. der Th. sind unmittelbare oder anschauende Urtheile, (in welchen das Wesen des Verstandes im Gegensatze mit der Vernunft oder dem Vermögen der mittelbaren Urtheile, besteht) solche, die sich auf eine blosse Anschauung beziehen. (Also gäbe es gar keine unmittelbaren Urtheile über allgemeine Begriffe?) §. LXXI. heisst es: das Mannichfaltige einer Anschauung in einer objectiven Einheit zusammenfassen, heisse *Urtheilen*, (dies kann wohl nicht Urtheilen heissen, sondern *Begreifen*.) Die objective Einheit aus einer Anschauung hervorbringen, heisse *synthetisch* urtheilen, (das heisst einen Begriff bilden;) die hervorgebrachte objective Einheit mit der Anschauung verbinden, analytisch urtheilen; (das heisst einen Begriff *darstellen*, und wenn die Darstellung a priori geschieht, nach Kants Ausdrucke, den Begriff *construiren*.) Gleich zu Anfange heisst es gar S. 423.: In jedem Begriffe überhaupt müssen zwey verbundne Vorstellungen vorkommen, die eine, aus welcher der Begriff entstanden ist, und die Begriffe selbst. (Also wäre der Begriff selbst noch nicht der Begriff?) Der Vf. hat selbst den Fehler, der aus dieser Verwechslung der Begriffe und Urtheile in der Theorie des Verstandes entsteht, gefühlt, indem er §. LXXIV. sagt, die Kategorien oder besondern Formen der Urtheile gehören in Beziehung auf das Vorstellungsvermögen überhaupt, dem Verstande im engern, in Beziehung auf die Sinnlichkeit aber dem Verstande in engster Bedeutung an. Nun unterscheidet sich aber dem §. LXVII und LXVIII. zufolge der Verstand in engerer Bedeutung von dem Verstande in engster Bedeutung, nur dadurch, dass jener die Vernunft mit in sich fasst. Also gehörten die Kategorien, dieser Erklärung zufolge, auch der Vernunft an. (Welche Verwirrung!)

Bey der Exposition der Categorieen geht der Vf. so, wie Kant, von den verschiedenen Arten der Urtheile aus. In der Kritik der r. V. aber fehlt der Beweis, dass die Tafel der Urtheile und Cat. vollständig sey. Diesen Beweis führt Hr. R. (da ihm Urtheile und Begriffe einerley sind) natürlicher Weise aus der Natur des Urtheils überhaupt. Er beklagt sich in den Beyträgen darüber, dass dieser §. von keinem seiner Rec. bemerkt worden, und das mit Recht, denn jener Mangel, der in der Kritik der reinen Vern. zwar zu ihrem Hauptzwecke nicht wesentlich ist, und von ihrem Vf. vielleicht in dem System selbst ersetzt werden wird, welches er auf die Kritik bauen wird, ist doch dem Leser auffallend u. anstössig. Es kann derselbe zwar zunächst aus der Natur des Begriffs selbst geführt werden; er kann aber auch, wie Hr. R. thut, aus den Begriffen des Urtheils abgeleitet werden, denn da Urtheile in der Subsumtion des Besondern unter Allgemeines bestehen, die Categorieen aber die allgemeinen Begriffe sind, unter welche der Verstand Gegenstände subsumirt, so muss es so viel Categorieen geben, als Arten der Subsumtion, das ist als Urtheile.

In der Anwendung dieser Categorieen auf die Erfahrung zeigt sich der oben entwickelte Unterschied unter

ter der Theorie des VV. und Kants Kritik auf eine sehr auffallende Weise. In der Kritik der reinen Vernunft werden die allgemeinen Gesetze, denen die Erfahrung durch die Anwendung der Categorieen unterworfen ist, aus der Natur der a priori erkennbaren Form der Erfahrung bewiesen. In der Theorie des VV. hingegen soll schon aus dem Grundbegriffe vom Verstande erhellen, dass die Begriffe desselben keiner andern Anwendung fähig sind, als auf Erfahrung, und da die bestimmte Erkenntnifs der Formen derselben ebenfalls schon in dem Begriffe der Anschauung überhaupt liegen, so heisst es S. 485 ausdrücklich, dass die allgemeinen Urtheile des Verstandes, in welchen sich die Anwendung der Categorieen auf Erfahrung auflösen lässt, wahre Grundsätze und eines Beweises weder *bedürftig*, noch *fähig* sind: welches sehr mit der Kritik der reinen Vernunft contrastirt, in welcher sorgfältig ausführliche Beweise aller dieser Grundsätze geführt werden, deren Hauptgründe denn in der Theorie des VV. in die Grunderklärung vom Schema der Begriffe gelegt sind, welches aber den vom Rec. oben ausführlich mitgetheilten Bemerkungen zufolge nicht anders, als willkührlicher Weise geschehen kann.

So, wie in der Theorie des Verstandes die *Nothwendigkeit* der Anwendung desselben auf Anschauungen und Erfahrung aus dem Grundbegriffe vom Verstande gefolgert wird, in welche sie hineingelegt war, so wird endlich in der Theorie der Vernunft die *Unmöglichkeit* einer Anwendung der Ideen auf die Gegenstände der Erfahrung aus dem Grundbegriffe der Vernunft bewiesen.

In den Begriffen von Vernunft und Ideen liegt allerdings dieses, dass sie von den Bedingungen der Erfahrung unabhängig sind, denn da die Begriffe des Verstandes die unmittelbaren Gegenstände der Ideen ausmachen, so ist eine unmittelbare Anwendung derselben auf Anschauungen nicht nothwendig. Kant schränkt sich hierauf ein, beweiset darauf in seiner transscendentalen Dialektik, dass das Unbedingte, welches den wesentlichen Charakter der reinen Vernunftideen ausmacht, den besondern Formen unserer Sinnlichkeit widerspricht; schliesst daraus, dass die Ideen keinen andern, als regulativen Gebrauch, in unserer Erkenntnifs haben, und da nach der Kritik der reinen Vernunft die reinen Verstandesbegriffe nicht ihrer Natur nach auf Anwendungen in der Erfahrung restringirt sind, (sondern nur für uns in diesem einzigen Gebrauche gerechtfertigt werden mögen,) so lässt er es dahin gestellt seyn, ob die Vernunft an sich selbst eine Erkenntnifs von Gegenständen auf irgend eine andere uns unbekannte Art erhalten könne.

Dieser Weg ist in Hn. R. Theorie unmöglich, denn da derselben zufolge die Natur des Verstandes es mit sich bringt, dass er auf die Anwendung in der Erfahrung restringirt werde, und die Natur der Sinnlichkeit in dem Begriffe einer Form der Anschauung überhaupt schon enthalten ist, so müssen in dieser Theorie die Ideen entweder auf die Anschauung der Gegenstände der Erfahrung gehen, welches zu einem transscendentalen Realismus führt, der die Gegenstände der Ideen mit der Erscheinung identificirt, oder es muss aus dem Begriffe von der Vernunft selbst erwiesen werden, dass sie der Form der Anschauung widerspreche. Diess letzte versucht Hr. R. Es heisst bey ihm §. 79: „Die in der ursprünglichen Handlungsweise der Vernunft bestimmte „Form der Idee überhaupt besteht in der Einheit des den „Formen der Anschauung *widersprechenden*, und *an* den „blossen Formen der Urtheile bestimmten, und folglich „von den Bedingungen des empirischen Stoffs unbedingten Mannichfaltigen, die darum auch die *unbedingte* „oder *absolute Einheit* heisst." Und dieser Widerspruch der reinen Vernunftideen mit den Bedingungen der Sinnlichkeit wird dadurch bewiesen, „dass die Mannichfaltigkeit der Sinnlichkeit in blossen Modificationen des blossen Mannichfaltigen; das Mannichfaltige in der Form „des Verstandes hingegen, welches den unmittelbaren „Gegenstand der Ideen ausmacht, in blossen Modificationen der blossen Einheit besteht." Der Gegenstand der Ideen kann also nichts anders seyn, als Denkformen. Dieses wird dadurch bewiesen, dass so, wie oben die Begriffe mit Urtheilen, so hier die Form des Schlusses mit den Ideen verwechselt wird. (welches wiederum daraus begreiflich wird, dass zu einem Vernunftschlusse wirklich eine Idee immer unentbehrlich ist, und Ideen dadurch charakterisirt werden können, dass sie durchaus keiner andern, als mittelbaren Anwendung durch Schlüsse für uns fähig sind.) Dieses führt offenbar auf einen *dogmatischen* transscendentalen Idealismus, dem zufolge die Ideen der reinen Vernunft nicht allein, wie in Kants Kritik erwiesen wird, in der menschlichen Erkenntnifs keinen constitutiven Gebrauch haben, sondern überall keinen andern haben *können*. Es ist daher auch dem Rec. ganz unbegreiflich, wie in der Theorie des VV. die Entstehung der Idee von Gegenständen aus der Form des Schlusses erklärt werden könne, und vollends, wie in diesem System die Täuschung möglich sey, durch welche die Ideen für Gegenstände der Erkenntnifs gehalten, und in der sinnlichen Welt angewandt werden, welches doch, wie Kant vortrefflich gezeigt hat, eine unvermeidliche Täuschung der Vernunft selbst ist.

Frankfurt a. M., in d. Gebhard und Körberschen Buchhandl.: *Die Sittlichkeit in Verbindung mit der Glückseligkeit einzelner Menschen und ganzer Staaten*, aus zwo gekrönten Preisschriften zusammengezogen, und mit beständiger Rücksicht auf die Kantische Moralphilosophie, ganz neu bearbeitet von *Christian Wilhelm Snell*, Prorector des Gymn. zu Idstein. 1790. 532 S. in 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. geht von *Kants* bekannten Grundsatzen über das Verhältnifs der Sittlichkeit zur Glückseligkeit aus. Sein Werk kann als eine wohlgerathene *moralische* Glückseligkeitslehre angesehen werden, und viel dazu beytragen, die voreiligen Urtheile, die man hie und da über *Kants* Moralphilosophie gefällt hat, als enthalte sie übermenschliche, auf das Leben gar nicht anwendbare Principien, zu berichtigen. Man war bisher sowohl in der speculativen, als praktischen Philosophie, gewohnt, Form und Materie ursprünglich zu verbinden, und konnte sich in die Beurtheilung eines Systems, welches die Form

Form absonderte, und dadurch auf ganz unerwartete Resultate stiefs, nicht finden, weil man sich einbildete, als wäre es entweder die Absicht, die Materie ganz zu verwerfen, oder als werde dadurch die künftige Verbindung der Form mit der Materie unmöglich gemacht. Der Zweck der Sittenlehre ist nämlich nur, die Bedingungen festzusetzen, unter welchen ein vernünftiges Wesen gewisse durch Erfahrung erkannte Zwecke wollen kann. Die Objecte des Begehrens und die Mittel dazu ausfindig zu machen, ist und bleibt immer der Gegenstand einer vernünftigen Erfahrung. So lehrt mich die Beobachtung meiner Natur, dafs Glückseligkeit ein continuirliches Object meines Begehrungsvermögens ist, und die Erfahrung zeigt mir mancherley Wege, wie sie theilweise für mich zureichen. Aber bevor ich noch diese Mittel anwende, soll ich mich erst befragen, ob sie auch *moralisch* seyen, d. h. ob die besondere Art von Glückseligkeit, die ich mir erwählt habe, und die Mittel, welche ich anzuwenden gesonnen bin, auch so beschaffen sind, dafs sie den moralischen Zwecken und Rechten der übrigen vernünftigen Wesen nicht widersprechen, und der Ausbildung und Vervollkommnung meiner eigenen subjectiven Moralität, d. h. der Neigung, stets nach *allgemeinen* Gesetzen oder nach Vernunft zu handeln, keinen Abbruch thun. Dafs aus einer solchen moralischen Handlungsweise selbst ein grofser Theil moralischer Glückseligkeit entspringe, hat *Kant* nie geleugnet, sondern nur, dafs die daraus entstehenden angenehmen Gefühle der Grund sind, weswegen die Gesinnung moralisch heifst. Daher wird die moralische Gesinnung mit Recht zu den vorzüglichsten Quellen der Glückseligkeit gerechnet, ob sie gleich nicht alles, was zum Glücke der Menschen gehört, bestimmt.

Uebrigens ist der Plan des Vf. der gewöhnliche. Er bestimmt zuerst den Begriff der Glückseligkeit, sucht ihre objectiven Quellen auf, und würdiget den Beytrag einer jeden, (Abschn. I.) daraus bestimmt er das Verhältnifs, in welchem Moral und Glückseligkeit stehen, näher, wählt die Mittel aus, so wie sie die Klugkeit anräth, und die moralische Vernunft einschränkt und billiget; redet von einer geschickten Bildung des Gemüths zum Genusse der moralischen Glückseligkeit, und zeigt an mehreren Orten recht gut, wie man auch durch nicht-moralische Bestimmungsgründe den Menschen zu Handlungen gewöhnen könne, welche in der Folge aus viel reineren Bewegungsgründen gethan werden, nachdem in dem Menschen einmal die Achtung gegen das moralische Gesetz rege gemacht, und die ihm entgegenstehenden Neigungen durch andere, der Moralität angemessnere, Neigungen weggeschaft sind. (Abschn. II. III.) Im IV Abschn. wird dieses auf ganze Staaten und Völker angewandt; freylich sind die Betrachtungen hier oft zu allgemein, und laufen mehr auf fromme Wünsche, als auf philosophische Raisonnements hinaus. Im Vten Abschn. wird von dem moralischen Muthe; und in einem Anhange von dem Empirismus und Purismus der Moralphilosophie, von der Freyheit, und von den Erkenntnifsgründen der Religion gehandelt.

Die einzelnen Materien sind gröfstentheils gut bearbeitet. Die Vergleichung des Tugendhaften und Klugen (S. 79—85.) ist vortrefflich. Der ganze zweyte Abschnitt und mehrere Stellen des Buchs zeichnen sich auf eine vortheilhafte Art aus. Hingegen sind auch hie und da die Gegenstände zu leicht behandelt, und es wird über dieselben mehr declamirt als philosophirt. So war es z. E. im 2. K. des 3ten Abschn. nicht genug zu sagen, dafs äufsere Gewalt überhaupt bisweilen ein indirectes Mittel seyn könne, den Menschen auf eine bessere, ja wohl gar auf die moralische Seite zu lenken. Denn dieses ist ja nie in Zweifel gezogen worden; sondern es hätte müssen die Grenze angegeben werden, *wenn* und *wie* äufsere Gewalt zu diesem Zwecke zu gebrauchen sey. Eben dieses gilt auch von dem, was der Vf. S. 183 ff. über Prefsfreyheit und Censur sagt. Dafs Censurfreyheit Uebel nach sich ziehe: darüber ist gar nicht die Frage; aber die vernünftige Staatsklugheit erfodert, da, wo kein Gesetz gegeben werden kann, ohne der Willkühr der Richter zu viel zu überlassen, lieber gar kein Gesetz zu geben. Wenn nun ein Gesetz über Diebstahl oder Contrebande oder so etwas gegeben wird, so kann das Gesetz so ausgedrückt werden, dafs dem Richter jeder Weg zur Chicane abgeschnitten wird, und dafs er nur gemeinen Menschenverstand bedarf, um die einzelnen Fälle unter das Gesetz zu subsumiren. Hingegen wenn jemand urtheilen soll, was gegen Staat und insbesondere gegen Religion sey: so kann jeder seinen Grillen folgen, ohne vor seiner Obrigkeit verantwortlich zu werden; die Chicane kann sich hier ohne Scheu hinter die Maske des Patriotismus und der Religion stecken; und die Einfalt kann dem freyen redlichsten Verstande bey allen Gelegenheiten Hindernisse in den Weg legen. Der Vf. glaube ja nicht, dafs es damit abgethan sey, wenn er sagt, man müsse das Censuramt redlichen und einsichtsvollen Männern auftragen. Denn sein eignes Buch könnte leicht in Spanien von der Censur verworfen werden, wenn auch schon die Censoren die einsichtsvollsten und redlichsten Spanier seyn können.

Was den Vortrag des Buchs betrifft, so ist er gröfstentheils blühend und gut. Hin und wieder herrscht zu viel Declamation, welche jedoch bey einer gewissen Classe von Lesern vielleicht gute Wirkung thun mag. S. 232 bis 238. 247 bis 250. wird aber doch gar zu sehr gepredigt, und was das Schlimmste ist, so ist auch das ganze dort geführte Raisonnement sehr schief und einseitig; ein Fall, der declamirenden Schriftstellern in der Wärme ihres Herzens nur allzuleicht begegnet. S. 268. wird ein Gleichnifs, das blos zum Uebergange dienen soll, gerade zwey ganze Seiten hindurch geführt. Sodann kommen eine Menge schleppender und ermüdender Perioden vor. S. 366. finden sich deren gleich zwey hintereinander von „Wäre es auch möglich — würden" und von „den — würdig zu machen." die schwerlich jemand in einem Athem ausliest. 367. 369. sind eben dergleichen, und S. 386. läuft eine einzige Periode gar eine ganze Seite fort von „Jedes einzelne — müssen." Dabey versichern wir aber ausdrücklich, dafs es auch nicht an schönen Stellen fehlt. Am Schlusse zeigt der Vf. noch, wie harmonisch und übereinstimmend das Kantische Moral- und Religionssystem mit der christlichen Religion sey, und welche neue, und für unsre Zeiten passende, Stütze die letztere durch das erstere erhalte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 29. Januar 1791.

GESCHICHTE.

GERMANIEN: *Authentische und höchst merkwürdige Aufklärungen über die Geschichte der Grafen Struensee und Brandt.* Aus dem Französischen eines hohen Ungenannten zum erstenmal übersetzt und gedruckt. 280 S. 8. 1788.

So wichtig die Geschichte unserer Zeitperiode ist, so zuverlässig wird sie auf die Nachwelt kommen. Man kann ruhig darüber seyn, wenn die erheblichsten Vorfälle unsrer Zeit eine Zeit lang mit Ungewissheit, oder gar mit Verunstaltungen abseiten solcher, die mehr als der grosse Haufe davon zu wissen behaupten, uns kund werden. Bey der jetzigen Pressfreyheit, oder, wo diese nicht ganz sichert, bey den vielen Auswegen, welche Schriftsteller finden, um ihre Nachrichten ohne persönliche Gefahr ins Publikum zu bringen, tritt gewiss bald ein Mann auf, der die historische Wahrheit frühe genug sagt, um solchen Zeitgenossen, die als Augenzeugen und Theilnehmer an den von ihm erzählten Begebenheiten ihn beurtheilen können, Anlass zu geben, ihn da, wo er gefehlt hat, zu berichtigen. Die historische Gewissheit hat keinen bessern Probierstein, als diesen, wenn gleichzeitige Geschichtschreiber schon die Begebenheiten aus dem Dunkel, das sie anfangs umhüllte, hervorgerissen haben, und einerseits diejenigen schweigen, denen dies hellere Licht nicht allerdings gefällt, andrerseits diejenigen, welche dieses oder jenes besser wissen können, mit Wahrheitsliebe den Irrthum wegräumen. Bey so manchem Schriftsteller, der in unsern Zeiten hervortritt, wird, wenn er in dieser Probe unter seinen Zeitgenossen bestanden ist, die Nachwelt nicht erst fragen dürfen: Wer war er? Wie konnte er dies alles wissen? Denn die Antwort leidet keine Erwiederung: Er schrieb; er ward gelesen, und seine Zeitgenossen liessen ihm nur das gelten, was sie ihm gelten lassen mussten. Selbst Friedrichs des Grossen historische Werke werden nicht auf die Nachwelt kommen, ohne diese Probe ausgehalten zu haben. Man wird auch ihm die vielen Unrichtigkeiten nicht gelten lassen, in die er so oft verfallen ist, wenn er Begebenheiten erzählte, von denen er nicht ein naher Augenzeuge gewesen war. Und auch dem gegenwärtigen Buche wollen wir keinen blinden Glauben zustellen. Seine Probezeit fängt erst an, aber gewiss ist es wohl schon jetzt, dass es in dieser Probe ziemlich gut bestehen werde.

Einige Winke zu dieser Probe zu geben, wird besser gethan seyn, als in einem leicht auf das Papier zu werfenden Auszuge das zu lesen zu geben, was sich besser und angenehmer in dem kleinen Buche selbst lesen lässt. Der Verfall des Königs hatte noch Eine Ursache mehr, als die, welche auf den ersten Blättern angegeben ist. Die junge Königin erschien nicht allerdings mit der grossen Liebenswürdigkeit in Sitten, welche ihr S. 12 beygelegt wird, bildete sich aber mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit aus. Die Entfernung der Frau von Pless (S. 18) war wohl das Werk mehrerer, als des russischen Ministers. Die Kosten von des Königs Reise waren mässig. Nicht sie machten das Volk unzufrieden, wohl aber die Fortdauer der Schatzung, die dieser Reise halber aufgelegt war. Das Gemälde der Königin Stiefmutter (S. 12 ff.) ist unstreitig zu hart. Bey den ersten Schritten, die Struensee machte, dachte er so wenig, als die Männer, denen er nachher gefährlich wurde, weit hinaus. Als ihm nachher der Titel eines Conferenzraths ertheilt ward, sagte er selbst zu seinen Freunden: Hier muss ich stehen bleiben. Seine Gestalt war nicht (wie S. 31) eine *angenehme*, und seine Gesichtszüge nichts weniger, als fein. Es ist auch gewiss genug, was S. 37 gesagt wird, dass er der Königin, nach seiner ersten Erscheinung bey Hofe, lange unangenehm war. Sein Aufenthalt in Altona, wo er bestallter Physikus war, und wo, wie durch Hamburg, der dänische Adel häufig durchreist, diente ihm zur Erwerbung weit mehrerer Bekanntschaften, als die S. 32. 33 bemerkten, durch die er sich den Weg zum Hofe bahnte. Des sel. Grafen von Bernstorf Verhalten in der misslichen Lage, in welcher er sich zuletzt sahe, wird S. 45 ff. ängstlicher beschrieben, als es mit dem Charakter dieses grossen, edlen Mannes zusammenstimmt. Wahr ist es, dass derselbe mit dem russischen Hofe es sehr anhaltend hielt; aber auch eben so wahr, dass ihn der zwar beredete, aber noch nicht ganz vollführte Plan der Austauschung Oldenburgs, gegen den fürstlichen Antheil, äusserst am Herzen lag, dass er vor Katharinens Thronbesteigung schon seine Aussicht darauf genommen hatte, und, da noch immer die Volljährigkeit des Grossfürsten zu erwarten war, einerseits seine Anhänglichkeit an Russland nicht aufgeben konnte, andererseits ihm der Verlust seines Platzes dadurch um so viel empfindlicher ward, weil er diese für Dänemark so wichtige Sache für so gut als vereitelt ansehen musste. Was S. 59 von wohlbedachten Planen der Königin und Struensee's gesagt wird, ist so wenig richtig, dass vielmehr beider Unglück entweder gar nicht, oder viel später sie überrascht haben möchte, wenn sie feste Ueberlegung angewandt hätten. Fast eben das sagt der Vf. selbst S. 68. — S. 65 wird ganz irrig dem Königl. Staatsrath das Recht beygelegt, an der Vormundschaft Theil zu nehmen.

nehmen. Denn das Königsgesetz (nicht Capitulation) Friedrichs III. erwähnt überhaupt nichts vom Staatsrathe, und wenn es sagt, dass die sieben höchsten oder obersten Königl. Räthe und Bedienten dem Vormunde aus der Königl. Familie beystehen sollen; so kann dies nicht von dem Staatsrath gelten, von dessen Mitgliedern die Zahl unbestimmt und zuweilen nur vier gewesen ist. Eben so wenig ist es wahr S. 66, dass derselbe in Sachen des Adels Recht spreche; denn er ist ganz und gar kein Gerichtshof. S. 74 hätten der ungeheuren Anzahl von Bedienungen, die übertriebene Menge und der Belauf von Gnadenpensionen beygefügt werden mögen. Die Darstellung von guten und zum Theil wirklich grossen Eigenschaften Struensee's, und seine richtigen und falschen Maassregeln, von S. 74 an, ist etwas verworren. Unter jenen hätte nicht vergessen werden sollen, dass er die Gabe hatte, die Männer sehr gut zu wählen, welchen er die wichtigsten Geschäfte des Staats auftrug. Eine Gabe, welche allein auch einen mittelmässigen Fürsten zu einem vorzüglichen Regenten machen kann. Sein noch lebender Bruder, Oeder, Sturz, Berger, nebst verschiedenen andern, waren Männer, mit deren Einsichten und Geschäftsfähigkeit er die Maschine des Staats sehr wohl hätte im Gange erhalten können, hätte er sie vorher richtig zugeordnet, und hätten die Räder dieser Maschine gehörig in einander eingegriffen, an welchen er sie einzeln, oder auch wohl an zu viele zugleich, anstellte. S. 129 u. a. m. O. steht Friedrichsburg statt Friedrichsberg, ein Fehler, der hier keineswegs gleichgültig ist, weil Friedrichsburg fünf ganze, und Friedrichsberg nur eine Viertelmeile von der Hauptstadt liegt. Der Fehler S. 161, in Ansehung des Herrn von Guldberg, ist, wenn er nicht gesucht ist, ein Beweis, dass der Vf. kein Eingeborner sey: denn in der ganzen Nation ist bekannt, dass derselbe in jüngern Jahren Theologie studirt habe, darauf Prof. in Soroe gewesen sey, als man ihn zum Lehrer des Erbprinzen Friedrich auswählte, der ihn nun freylich mit geschwinden Schritten steigen liess. Bey S. 180 wird es Rec. zu schwer, den Namen des edlen Mannes zu verschweigen. Aber, warum soll man die Nachwelt rathen lassen, weil doch noch jetzt Menschen leben, die es wissen können? Es war der noch lebende Leibmedicus, Herr *von Berger*, wobey die Anmerkung nicht überflüssig ist, dass der Leibmedicus Berger, welchen Struensee zu wichtigern Geschäften, als dem blossen Bewachen des Königs herbeyzog, der vor einem Jahre in Kiel verstorbene Berger sey. — Die Schilderung des Erbprinzen, S. 185 ff. wird keiner derjenigen bestätigen, der demselben näher gelebt hat. S. 197 ff. veranlasst Rec. zur Hinzusetzung eines Umstandes, welchen übergangen zu sehn ihn wundert. Lange vor der Catastrophe vom 17. Januar verbreitete sich ein Gerede, nicht nur in der Hauptstadt, sondern selbst über die Grenzen des Reichs, dass die Königin an einem Tage, den das Gerede sogar angab, sich zur Regentin des Reichs erklären, des Königes scheinbare Macht ganz vernichten und Struensee zum Mitregenten ernennen würde. Man sprach auch viel von einer kostbaren Kutsche, welche, um diesen Tag feyerlich zu machen, die Königin für Struensee verfertigen liesse. Man sah bey der Gefangennehmung alle die, deren Person man sich versichert hatte, als Theilnehmer an diesem bösen Complott an. Falkenschiold fragte beyläufig, ob Sturz auch arretirt sey. Dies ward berichtet, und nun Sturz als Theilnehmer dieses Complotts angesehen. Ohne Zweifel waren die mit der Criminaluntersuchung beladenen Personen auch voll von der Erwartung, dies böse Complott zu entdecken, und dies ward die Ursache, warum *ihre erste Arbeit so lange und mühselig* ward. Als sich aber von dem allen *durchaus* keine Spur vorfand, indem von diesen Leuten ein Theil bloss auf Vergnügungen, ein anderer auf die wichtigen grossen Geschäfte gesonnen hatte, mit denen er sich so unerwartet beladen sah, so musste die Batterie verlegt werden. Der unglückliche Vorgang (S. 219 ff.) entstand von einem unschuldigen Scherz der Königin, welche dem König, der im Spiel stark gewann, einige Ducaten weg- und Struensee zuschob, worüber der König, als er es merkte, auf eine ihm ganz nicht gewöhnliche Art aufgebracht that. — Berger (S. 249) ward nachher mit 1200 Thalern Gehalt in Kiel als Lehrer der Arzneykunst angestellt. — Was S. 257 ff. von dem Kammerherrn Brockdorf erzählt wird, ist höchst ungewiss, wo nicht unwahr. Auch heisst es hier zweimal unrichtig, der Kronprinz sey in die See gefallen: denn Friedensburg liegt einige Meilen von der See entfernt. — In Ansehung des Herrn von Salderh (S. 259) ist es unrichtig, 1.) dass er *bürgerlichen* Standes gewesen sey: denn diese Familie von Saldern, welche von der brandenburgischen von Sallern unterschieden werden muss, ist schon in verschiedenen Generationen adelich. 2.) Er war im Neumünster Amtsverwalter, kam bey der gegen ihn erhobenen Anklage nicht in Gefangenschaft, sondern wagte es als er seine Sache in Kiel verloren hatte, ungeachtet des damaligen strengen Verbots, gerade nach Petersburg zu gehen, wo er nicht nur es dahin brachte, dass einer seiner vornehmsten Gegner ins Gefängniss gehen musste, sondern auch mit den grösten Beweisen der Gunst des Grossfürsten Peters wieder zurückkam. Daher ist es auch irrig, was der Vf. von der Kränkung sagt, die dem dänischen Hofe durch seine Sendung nach Kopenhagen wiederfahren wäre: denn nicht dänische, sondern holsteinische Gerichte, hatten ihn in jenem bösen Rechtshandel strafwürdig gefunden. — Von dieser Schrift ist sehr bald ein Nachdruck erschienen, der nur 150 Seiten hält; die in dieser Recension angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf den Originaldruck. — Als Pendant zur vorhergehenden Schrift ist folgende anzusehn:

Germanien: *Geheime Hof- und Staatsgeschichte des Königreichs Dänemark*, von dem Marquis *Ludwig d'Yves*. 1790. 8. 118 S.

Viele unserer Leser werden sich erinnern, dass bey der österreichischen Gesandtschaft in Kopenhagen, ein Gesandtschaftssecretär dieses Namens angestellt war. Rec. wagt deswegen nicht zu entscheiden, ob diese Schrift von eben demselben herrühre. Einen Ausländer hat

hat sie gewiss zum Vf., dies beweisen die vielen falsch geschriebenen Namen, die wohl nicht alle Druckfehler sind, und die wir hier nicht alle berichtigen mögen, weil ein jeder, der mit der neuesten Geschichte Dänemarks bekannt ist, sie ohne uns errathen wird. Sie ist ein wichtiger Beytrag zu derselben, welcher jedoch noch mehr Authenticität erhalten würde, wenn Personen, die den Begebenheiten noch näher als der Vf. lebten, es gut finden möchten, sie zu berichtigen. Rec. will versuchen, einige Anmerkungen dieser Art hier anzugeben: Zu dem, was S. 11 ff. von der verunglückten Expedition wider Algier gesagt wird, mag doch hinzugesetzt werden, dass wirklich gute Bombardiergalioten bey der dänischen Flotte damals fehlten; dass man in der Eile andere Schiffe dazu ausrüstete, die aber zu schwach für die Reaction der Mörser waren, ungeachtet man ihren Kiel und Boden in dieser Absicht möglichst zu verstärken gesucht hatte. (S. 14) Oeder ward nachher zum Stiftsamtmann in Drontheim ernannt, wohin er mit Freuden zu gehen sich anschickte; als er unerwartet durch die Zeitung erfuhr, dass man diesen Platz bisher immer einem Adlichen zugetheilt hatte, worauf man durch eine andere Ernennung zum Landvogt oder Landrichter in Oldenburg, dem künftigen Regenten dieses Landes ein Geschenk mit diesem wichtigen Manne machte. Ein ähnliches Geschenk machte man mit Sturz durch dessen Ernennung zum Regierungsrath eben daselbst. S. 20 stimmt das Lob Schimmelmanns: *Er wurde des Staats Erretter etc.* ganz und gar nicht mit dem in der Folge häufig auf diesen Mann geworfenen Tadel überein. Aber eben dieser Tadel ist in so fern irrig, als er *alles* dem Eigennutz des seligen Grafen zuschreibt, nichts auf Rechnung seiner wirklich sehr unvollkommenen Einsichten in das Grosse der Handlung bringt: denn dass diese unvollkommen waren, bewies die Anlegung einer *eigentlichen* Girobank in Altona, einer zwar beträchtlichen Handelsstadt, wo aber unter der kleinen Zahl der eigentlichen Kaufleute viel zu wenig wechselseitige Schulden Statt haben, als dass sie durch Ab- und Zuschreiben abgethan werden dürften. Noch mehr beweisen dies die vielen in dem gewöhnlichen Vorurtheile der Minister, welche die Handlung leiten wollen, angelegten Handelscompagnien, welche nach und nach unter der noch fortwährenden Direction seines würdigen Sohnes haben aufgehoben werden müssen. — Das *Wechselgeschäfte* (S. 27) *auch nach den richtigsten Grundsätzen eingerichtet,* kann nimmermehr einer Bank, die an wesentlichen Fehlern kränkelt, aufhelfen. Auch dies ist von dem dänischen Staate zehn Jahre durch vergebens versucht, und wissentlich eine Aufopferung von vielen Tausenden zu diesem Zwecke gemacht, wobey aber der Curs fortdauernd fiel. — Wie das Prädicat: *unruhiges Genie* (S. 32) zu dem sel. Grafen Bernstorf kömmt, wird allen denen unbegreiflich seyn, die diesen grosen Mann persönlich, ja selbst denen, die ihn nur aus seinen Handlungen gekannt haben. — Dem Urtheil des Vf. (S. 37) über die Verbindung der Landmiliz mit dem regulären Militär, widerspricht die spätere Erfahrung durchaus. Wie in Norwegen, so scheint auch in Dänemark, und selbst in den deutschredenden Staaten, der Landmann ganz und gar dazu gemacht zu seyn, mit weniger Uebung sich zum Soldaten bilden zu lassen, und vielleicht hat man in dieser Einrichtung eine bisher nicht erkannte innere Kraft der Nation zu benutzen angefangen. Und ist denn die Sache viel anders, als wenn zwey Drittheile der preussischen Armee aus den Landskindern ausgehoben werden, die aber nur zwey Monate im Jahr sich mit ihrem Soldatenstande beschäftigen? Was S. 53 ff. von der plötzlichen Verrufung dänischer Stüber gesagt wird, hat viel Irriges. Es waren mecklenburgische Schillinge, die man verrief, die freylich um 15 Procent zu geringhaltig waren. Doch geschah dies in so fern zur Unzeit, da es dem Lande an kleiner, wie an grober Münze zu fehlen anfieng, und die im Lauf bleibende alte dänische Scheidemünze guten Theils noch schlechter war. — S. 69 ff. schreibt der Vf. viel Unreifes über dänische Handlung und deren Gang. Er vergreift sich sehr zwischen den Worten Activ- und Passivhandel, und überhaupt zeigt er sich als einen in diesem Fache nicht sehr unterrichteten Mann. — Bey der Erwähnung des von dem dänischen Hofe verbotenen Handels der Ausländer mit den Grönländern (S. 71), hätte auseinander gesetzt werden mögen, dass derselbe nur an der westlichen Küste Grönlands für die in die Strasse Davis zum Fischfang gehenden Schiffe Statt habe, wiewohl er immer von geringer Bedeutung gewesen ist. — Woher der seltsame Fehler (S. 77) komme, der Dänemark einen König Friedrich IV. giebt, der von 1730 bis 1776 regiert haben soll, ist ganz unbegreiflich, wenn es nicht einer von den vielen Schreib- oder Druckfehlern ist, deren insonderheit diese Seiten des Buchs voll sind, wie unter andern Wagner für Wegner, Tegmann für Paymann, Tochacher-rok für Schagerrak. Rec. fängt hier an zu besorgen, dass sein Exemplar ein schlechter Nachdruck sey, doch ist ihm kein besserer Originaldruck zu Gesichte gekommen. — Zu S. 79 ff. ist es nöthig anzumerken, das die Abgaben in dem neuen holsteinischen Kanal wirklich so gering angesetzt worden, dass die Handelnden in dieser Rücksicht diesen Weg vorzüglich vor dem Sund wählen. Alles, was der Vf. von der Schiffahrt in der Ostsee, Kattegat und durch den Kanal, wie auch von den Vorzügen Holsteins in Absicht auf die Verführung ihrer Producte sagt, ist ohne Kenntniss der Sache geschrieben. Das Wichtigste und Richtige hat er nicht bemerkt, nemlich dass der Kanal nicht zu der Eyder, dem Flusse, passt, in welchen er austritt: denn dieser läfst nur 6-7 Fuss tief gehende Schiffe zu, da der Kanal auf 10 Fuss tief gegraben ist. Was er S. 83 von den Bemühungen Hamburgs, den Absichten dieses Kanals entgegen zu wirken, fürchtet, ist so wenig wahr, dass eben Hamburg diesen Kanal seit drey Jahren in allen Handlungsunternehmungen benutzt, die von der Ostsee her mit kleinen Schiffen von höchstens 60 Last können betrieben werden. Eine Landstrasse zwischen Hamburg und Lübeck ist nicht mehr nöthig zu machen, sie ist vorlängst da, und ist sie gleich schlecht, und wird sie gleich wegen der vielen schweren Fuhrwerke, die sie befahren, nimmer gut werden können, so wird sie doch für eine Fracht befahren, die wohl-

wohlfeiler ist, als auf irgend einer deutschen Landstrasse, über deren keine eine so ungeheure Waarenmasse geht, als diese ist. — Den Grund der Freude am dänischen Hofe, über die Geburt eines Prinzen aus der Ehe des Grosfürsten (S. 94) hat der Vf. nicht gekannt, oder übersehen. So lange der König von Schweden nicht den Tractaten über den Tausch Holsteins beytritt, ist es für Dänemark äusserst wichtig, dass der ältere Zweig des Holstein-Gottorpschen Hauses in Russland dauerhaft bestehe.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. 1) *Kurze Bemerkungen eines unpartheiischen Ausländers, über die im Jahre 1783 erfolgte Trennung der uralten passauischen Diöcese von den österreichischen Landen*, gedruckt zu *** 8. 55 S.

2) *Kurze Abfertigung der jüngst erschienenen kurzen Bemerkungen etc. etc.* von *A. P. J. V. L.* 8. 1790. 35 S.

3) *Die Fürsten haben kein Majestätsrecht, auf Kosten anderer Bisthümer eigene Landesbischöffe aufzustellen.* 8. Germanien 1790. 88 S.

4) *Unpartheyische Beantwortung der Frage: Ob das Hochstift Passau durch die sogenannte Convention vom 4. Jul. 1784 seine Diöcese an das Erzhaus Oesterreich wirklich abgetreten habe?* 8. 1790. 40 S.

5) *Historische und staatsrechtliche Gründe gegen die übertriebenen Behauptungen derjenigen, welche die im J. 1783 erfolgte Abreissung der passauischen Diöcese von Oesterreich vertheidigen wollen.* 8. 1790. 40 S.

Die gewaltthätige Zerstückelung der Passauer Diözes 1783, und dass sie, wie Dohm, Pütter, Müller und Reuss beweisen, mit der freyen deutschen Verfassung nicht bestehen könne, ist allgemein bekannt. Dass Joseph durch rechtsgelehrte Stimmen sich in seinem Vorhaben nicht irre machen liess, und dadurch gewissermasen Ursache der Irrungen in der deutschen katholischen Kirche wurde, ist ebenfalls bekannt. Wahrscheinlich verspricht man sich mehr von Seiten Leopolds, weil dermalen diese Sache so stark wieder zur Sprache kömmt. Den Anfang machte der Verfasser der Schrift I., welches der passauische Professor *Milbiller* seyn soll. In Beziehung auf die von andern bereits vorgetragenen staatsrechtlichen Gründe, sucht der Vf. aus dem zwischen Oesterreich und Passau 1728 geschlossenen Vertrage, der hier zum erstenmal ganz abgedruckt wird, zu beweisen, dass Oesterreich eine weitere Trennung der passauer Diöces weder *fodern* noch *erlauben* konnte. Dieser Karolinische Vertrag ward durch die Convention von 1784 nicht aufgehoben; denn nebstdem, dass in diesem Vertrage kein Wort von Aufhebung des ältern steht, so waren auch Oesterreich und Passau nicht befugt, eine neue Theilung vorzunehmen. Aus allen Rechtsgründen war dieser Vertrag null und nichtig. Die 1784 erfolgte päbstliche Bestätigung macht den Vertrag nicht gültiger, da der Pabst hiezu keine Befugniss hatte, zur Bestätigung gezwungen ward, die Lage der Sachen, wie er selbst gesteht, nicht kannte, und die Genehmigung *wider seinen Willen* ertheilte. „Oesterreich kann „also unmöglich im rechtmäsigen Besitze der getrennten pas„sauischen Diöcese seyn, und wird sich, so lange es selbige „behält, von dem gegründeten Vorwurf einer ungerechten „Usurpation niemals befreyen können." Dagegen erschien N. II. Nach langen Declamationen über die Bosheit berufener und unberufener Schriftsteller, die nur immer alle Schritte des Hauses Oesterreich verdächtig zu machen, und dasselbe bey den übrigen Reichsständen anzuschwärzen, seit einigen Jahren sich bemühen, will der Vf. aus dem Jure majestatico darthun, dass Oesterreich, so, wie jeder Landesherr, befugt sey, ipso facto den Einfluss fremder Reichsbischöffe aufzuheben. Ja, „hätte auch der „Bischof zu Passau (S. 19) sich dem Erzherzog zu Oesterreich in „Bewilligung seiner *gerechten* Foderung widersetzt, oder wäre „er auch so *mächtig* gewesen, das ganze Geschäft, nemlich die „Einziehung seiner alten Diöcese in Oesterreich wirklich zu er„schweren und zu hindern, so wäre Joseph, als Kayser, berech„tigt, ja ich sage, verpflichtet gewesen, dem Erzherzog von „Oesterreich in diesem Stücke beyzustehen, und ihm, wenn er „nicht gutwillig wollte, durch kayserlichen Ausspruch schleunigste „und genaueste Folgleistung aufzutragen, und so fort qua Kay„ser dem Erzherzog sein Recht gleich auf der Stelle *executive* „zu handhaben." Deshalb liess sich auch Joseph in keine Unterhandlungen mit Passau ein, „sondern hat die Diöcese mit „den in Oesterreich liegenden Gütern des Bisthums Passau" (warum nicht lieber das ganze Bisthum, da wäre der Process noch kürzer gewesen!) „gleich ipso facto eingezogen, und „endlich, da der Bischof theils wegen der Diöcese, theils wegen „der eingezogenen Güter, Schwierigkeiten machte, lediglich „nur *allergnädigst* bewilliget, dass das Hochstift Passau sich in „Betreff der Dotation des neuen Linzer Bisthums, mit viermal „hunderttausend Gulden Kaysergeld abfinden (besser sich vom „gänzlichen Untergange loskaufen) durfte. Der Karolinische, „(wiewohlen von Passau titulo oneroso geschlossene) Vertrag „ist ungültig, unverbindlich für Oesterreich, und Passau kann „es noch für Gnade ansehen, so lange im unrechtmäsigen Be„sitze gewesen zu seyn." Warum nicht lieber das Hochstift zur Restitution *fructuum perceptorum* zwingen? In der That, man erstaunt, noch in unsern Tagen solche *principia juris* von Wienern aufgestellt zu sehen!! Wie verlegen wird aber der Vf. seyn, wenn er in der neuen Wahlcapitulation die Leopoldinische Garantie der Diöcesangerechtsamen findet? — Eine Widerlegung verdiente eine so elende Schrift nun gewiss nicht; doch glaubte Herr *Milbiller* seinem Bischoffe schuldig zu seyn, die gute Sache auch gegen einen solchen Skribler zu vertheidigen. In III. führt er aus: Die deutschen Fürsten haben kein Majestätsrecht, eigene Bisthümer auf Kosten anderer Bischöffe zu errichten. Ihr *jus majestaticum* ist hier durch *jura tertii*, welche ausgesichert durch Religions- und westphälischen Frieden (und nun noch mehr durch die Wahlcapitulation) ewig heilig bleiben müssen, beschränkt; Diöcesangerechtsame sind Theile der ganzen Gewalt der Bischöffe u. s. w., und müssen eben so heilig erhalten werden, als z. B. dem Kurfürsten von der Pfalz das Wildfangsrecht in einigen andern Territorien. Stark eifert Hr. *M.* gegen die oben angeführte Stelle, und sehr richtig bemerkt er, dass, wenn auch Oesterreich das Recht gehabt hätte, die passauer Diöces zu trennen, so hätte doch das nicht so ipso facto geschehen können, sondern Passau hätte im Besitze nach allen Reichsgrundsätzen bleiben, und der Erzherzog sein Recht im ordentlichen Wege sich erfechten müssen. Wo sollte es auch am Ende hinaus, wenn jeder Reichsstand sich *ipso facto* in den Besitz desjenigen setzen könnte, was ihm Recht zu seyn scheint? Am Ende erhärtet Herr *M.* noch die Gültigkeit des geschlossenen Karolinischen Vertrags aus bekannten Rechtsgründen. In IV. wird die Geschichte der Trennung der passauischen Diöces diplomatisch genau erzählt, und erwiesen, dass dieselbe nicht durch die Convention von 1784, wie bisher allgemein geglaubt wurde, geschah, sondern schon 1783 *durch ein blosses Rescript des Kaysers Joseph* erfolgte. Die Convention war platterdings überflüssig, denn Joseph hatte erklärt: „er würde es eher auf „den Verlust von 200,000 Mann ankommen lassen, als die Diö„cese an Passau wieder abtreten." Die Folgen, welche der Vf. hieraus zieht, fallen jedem von selbst bey. Hr. *Milbiller* scheint ebenfalls Verfasser dieser Schrift zu seyn. Gegen N. II. erschien noch V. Der ungenannte Vf. erweist fast auf die nämliche Art, wie Hr. *M.* 1) dass kein Fürst, vermöge seiner Landeshoheit, überhaupt berechtigt sey, den alten Bischöffen die hergebrachten Diöcesanrechte in seinem Lande zu nehmen, oder auch nur ein neues Bisthum überhaupt aus eigner Macht zu errichten; und 2) dass am allerwenigsten K. Joseph II. dem Bischoffe von Passau dieses Recht wegen besonderer Umstände und Verbindlichkeiten entziehen konnte. — Wie es verlauten will, soll man in *Wien* wirklich gesinnt seyn, den Bischof von Passau, wo nicht zu restituiren, doch wenigstens gänzlich zu entschädigen, wodurch K. Leopold einen Beweis seiner reichspatriotischen Gesinnungen geben, und sich gewiss viel Liebe unter den Reichsständen erwerben würde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 29. Januar 1791.

PHILOSOPHIE.

SALZBURG, in der Waisenhausbuchh.: *Bernard Stögers*, Benedictiners aus Oberaltaich d. Z. an der hohen Schule zu Salzburg der Logik, Metaphysik und orientalischen Sprachen ord. Lehrers, *Anleitung zum Studium der theoretischen Philosophie* für seine Zuhörer in Privatstunden. Erster Theil, *Logik*. 1789. 384 S. 8.

„Objectiv betrachtet" sagt der Vf. in dem §. 3. *Erklärung der Philosophie* „ist die Philosophie ein systematischer Inbegriff *alles* desjenigen, was Vernunft und Erfahrung in Absicht auf das Wahre, Schöne, und Gute lehren und fodern; subjectiv betrachtet, die gründliche Kenntniss der *Gegenstände* selbst, die sich auf dem angezeigten Wege darbieten." Wahrscheinlich fühlte er selbst, dass dieser Begriff für seinen Gegenstand etwas zu weit wäre; denn im darauf folgenden §, welcher *Fortsetzung* überschrieben ist, meynt er: „Alles, was wir wissen, bezieht sich entweder auf blosse Facta, oder auf Ursachen und Folgen, oder auf die Verhältnisse der Dinge nach Zahl und Gewicht. Wir können diese Verschiedenheiten als eben so viele *Stufen unserer Erkenntniss* betrachten. Die erste, und unterste führt zur *historischen*, die mittlere zur *philosophischen*, die dritte und *höchste* zur *mathematischen* Erkenntniss der Dinge. In dieser Rücksicht *also* lässt sich *immer* die Philosophie als Wissenschaft *des zureichenden Grundes der Dinge* betrachten." — „Aller möglichen Dinge?" fragt er sich in der Anmerkung, und antwortet: „Ja! aller möglichen? Warum soll man die Erklärung der Philosophie nicht nach seiner (ihrer) grössten Vollkommenheit einrichten u. s. w." — „Die Eintheilung der Philosophie" sagt er §. 3: „wäre willkührlich, und so verschieden und mannichfaltig, als *die Begriffe*, die man sich von dieser Wissenschaft zu machen von jeher gewohnt war." Man kann also wohl auch die Eintheilung, die unserm Vf. beliebt hat, als eine Erläuterung seines eben angeführten Begriffes ansehen. Sie ist §. 6. (*Generaloonspect* aller philosophischen Wissenschaften) enthalten. „Der Philosoph sucht den zureichenden Grund der *Dinge*. (§ 4.) Alle *Dinge* sind entweder *einfach*, — unauflösbar in Theile, oder aus Theilen *zusammengesetzt*. (Man weiss also itzt, dass der Vf. in seiner zweyten Erklärung der Philosophie unter *Dingen Substanzen* verstanden hat; und sonach müsste ihm die Philosophie Wissenschaft des zureichenden Grundes der Substanzen, und folglich desjenigen seyn, was sich nach der Ueberzeugung der meisten Philosophen durchaus nicht wissen lässt.) *Also* betrachtet er (der Philosoph) entweder I. die eigenthümliche Natur, und besondere Eigenschaften, *Erstens*, der *Einfachen* Wesen, und so entsteht *Monadologie;* dazu gehören A. Pneumatologie. B. Natürliche Theologie. C. Psychologie. *a* Aesthetik. *b* Logik. *c* Praktische Philosophie. *α* Allgem. prakt. Philosophie. *β* Phil. Moral. *γ* Recht der Natur. *δ* Politik. *Zweytens* der *zusammengesetzten* Wesen: und so entspringt: *Somatologie*. Zweige davon sind A. Metaphysische. B. Physische Körperlehre. Diese theilt sich in *a* allgemeine, *b* particulare; *beede* Theile in *α* dogmatische, *β* experimentale, *γ* praktische (?) Physik. — II. Oder er *sieht überhaupt* und im allgemeinen auf die Natur und gemeinschaftlichen Eigenschaften dieser Wesen: und so *bildet sich* 1) Ontologie, 2) Kosmologie." Noch bestimmter charakterisirt sich die Philosophie des Hn. *St.* in folgender Stelle: §. 10. „Wenn wir erst ausgehn müssten, Materialien zu Erbauung eines philosophischen Systems aufzusammeln, würden wir *nicht übel* daran seyn, wenn wir die *Psychologie* zur Grundfeste des künftigen Gebäudes legten. Von da liesse sichs zur — *Physik* übergehen, und diese würde uns *ganz unvermerkt*" (freylich müsste man nicht wissen, *wie* es dabey zugienge) „zur *Gotteslehre* hinführen. Die ächten Begriffe, die wir erhielten" (aber doch nur aus der vorhergegangenen Psychologie und Physik geschöpft hatten) „würden uns an die *Pflichten erinnern*, die wir diesem höchsten Wesen, uns, und unserm Nebenmenschen schuldig sind. Und so befänden wir uns an den Gränzen der *praktischen* Philosophie. Nun noch ein Blick auf das Allgemeine, *Transcendentale* unserer *gesammelten* Begriffe, und die *Thüre* zur Metaphysik wäre geöffnet, und — vollendet das Gebäude" (bey welchem die Metaphysik, welche man schon lange her nicht mehr zum Fundamente der *Gotteslehre*, *Physik*, u. s. w. brauchen wollte, die von ihr bisher freylich noch nicht versuchte Stelle des *Daches* einnehmen würde.) §. 9. *Geschichte der Philosophie* erfahren wir: „Der natürliche *Hang* der Menschen nach Glückseligkeit, der aus dem angebohrnen *Triebe der Selbstliebe* herfliesset, sey Ursache, warum sich die Menschen auf Philosophie verlegt hätten, und der Ursprung der Philosophie sey *gewissermassen* so alt als der Ursprung des Menschengeschlechts." Das *Motto*, welches der Vf. seiner *Logik* vorsetzt, und in welchem es unter andern heisst: „die Vernunftlehre wäre wahre *empirische Seelenlehre*, mit der sie in den neuern Zeiten glücklich verknüpft worden ist" (also gleichwohl nicht sie selbst seyn kann) „und mit welcher sie auch immer verknüpft bleiben muss," zeugt deutlich genug, in welchem Sinne er die *Logik* „Wissenschaft vom rechten Gebrauch der *Erkenntnisskräfte* in Erfindung, Beurtheilung und Mittheilung der Wahrheit" genannt wissen

wissen will. Sie wird von ihm in die *Theoretische* und die *Praktische* eingetheilt. Die *erste* zerfällt ihm in die Lehren 1) von der Seele überhaupt, 2) von den verschiedenen Fähigkeiten des Verstandes, 3) von seinen Wirkungen (aus welchen man unserer Meynung nach wohl allein seine *Fähigkeiten* kennen zu lernen vermag.) Die *Zweyte*: 1) von der Wahrheit selbst, 2) von ihren verschiedenen Erkenntnisquellen. (Wer sollte hier das *Praktische* der Logik vermuthen?) Der Plan der Abhandlung von der *Seele überhaupt* wird §. 23. folgendermassen vorgetragen: „Was der Logiker von der *Seele* zu wissen nöthig hat, lässt sich auf *wenige* Hauptpuncte zurückführen: 1) ihre *Wirklichkeit*, 2) ihre *Natur*, 3) ihre *Grundkräfte*." Hätte der Vf. seinen Lesern nur über den letztern Punct, und zwar über die Gesetze der *Denkkraft* allein bestimmtere Auskunft zu geben gewusst, so würden sie ihm als Logiker gerne die beiden erstern Fragen erlassen haben; oder diese würden vielmehr von selbst weggefallen seyn. Nachdem er nun die *Existenz* der Seele, die, *bevor* von der Natur ihrer Substantialität (wie hier) die Rede ist, noch niemand bezweifelt hat, erwiesen: sucht er die Immaterialität derselben durch eine unausstehliche Declamation zu zeigen, die er Hn. Kirchenrath *Tittel* (von dem er in seinem Denken und Schreiben am meisten gewonnen zu haben scheint,) abgeborgt hat. Nur ein kleines Pröbchen! „Bald *bin* ich mit meinen Gedanken in den Himmeln, und unter den Gestirnen, bald am Mittelpuncte der Erde; bald auf dem Meere; in den entferntesten Gegenden und Oertern; in den Höhen, und in den Tiefen! Ich sehe *vor* in das Künftige und *zurück* in das Vergangene, ich wandre durch Zeiten, und Welten. *Das* kann doch nicht die Materie seyn, welche meinen Körper ausmacht, und auf das Gegenwärtige eingeschränkt ist!" Wir brechen ab, nachdem wir durch das bisher ausgehobene, unsere Leser genugsam in Stand gesetzt zu haben glauben, über den Geist dieses neuen Compendiums der theoretischen Philosophie zu urtheilen. Es ist nicht zu läugnen, dass der Vf. viel gelesen, und viele brauchbare Bemerkungen und Regeln aus den Schriften seiner katholischen und *protestantischen* Vorgänger in sein Buch aufgenommen habe. Der letztere Umstand gereicht ihm als einem *Mönch* zur Ehre; und es kann ihm wohl nicht zur Last gelegt werden, dass er sich lieber den leichtverständlichen, von den meisten protestantischen Lehrern der Philosophie in seinen Lehrbüchern benutzten *Feder* als den missverstandenen und von dem grösten Theil jener Lehrer *wiederlegten Kant* zum Führer wählte. Allein, da er, wie aus seinem ganzen Buche sichtbar ist, die Philosophie „des so sehr gepriesenen, und so tief herabgesetzten Kants" auch nicht von weiten kennt; wie konnte er über sich selbst erhalten, über den Einfluss der Kantischen Reformation auf die Logik folgendes Urtheil zu fallen: S. 384. „Man wird (in der Logik) von dem reinem, d. i. von der Erfahrung ganz unabhängigen Vernunftvermögen, von reinen Vorstellungen und Urtheilen, von ihrer Gültigkeit und ihrem Gebrauche u. s. w. wenigstens so viel sagen, *als man bisher von den angebohrnen Ideen gesagt hat.*" *O si tacuisses!* etc.

Ganz anders urtheilt hierüber ein Glaubensgenoss und Ordensbruder des Verfassers, der unter dem Titel:

WIRZBURG, b. Rienner: *Logica Universalis et Analytica Facultatis Cognoscendi purae*, Scholae suae scripsit *Maternus Reuss*, Benedictin. Wirceburgi ad S. Stephanum, Phil. Doctor, Logicae, Metaphysicae et Philosophiae practicae Prof. P. et Ord. 1789. 191 S. 8.

seinen Zuhörern ebenfalls einen Leitfaden über die Theoretische (reine) Philosophie entworfen hat. Der Vf. gesteht selbst in der Vorrede: *In iis (Placitis Kantianis) maximam partem usus eram, quae vir clarissimus* L. H. *Jacob scholae Kantianae quondam Discipulus, nunc Halae Professor Philosophiae celeberrimus.* (Hr. Jacob hat unsers Wissens nicht in Königsberg unter Kant studirt), *ad explicandam, et in Systema redigendam Philosophiam Kantianam praeclare praestitit.* Wir müssen hinzusetzen, dass sowohl die *Logica Universalis*, als auch die *Analytica*, die der Vf. in der Folge *Metaphysica Universalis* nennt, *grösstentheils* aus den wörtlich übersetzten Definitionen und Lehrsätzen des Jacobschen Grundrisses zusammengesetzt ist. Die zweckmässige Auswahl des Wesentlichen aus einem in Vergleichung mit diesem Auszuge weitläuftigen Werke, und die Zusammenstellung desselben beweist, dass Hr. *Reuss* seinen Führer verstanden habe. Dass er die *Metaphysik* von der *Kritik der Vernunft* nicht genug unterscheidet, und die Hauptmomente des Letztern unter dem Titel *der Erstern* aufstellt, so wie manche misslungne Erklärung z. B. der *Erkenntniss*: „*Cognitio est complexus plurium repraesentationum in una conscientia*" — der Materie und Form der Erkenntniss: „*In quacunque cognitione id quod repraesentatur (materiam) et repraesentationem ipsam (formam) distinguere oportet.*" u. d. m. hat er mit der Quelle, woraus er geschöpft hat, gemein. Eigenthümlich hingegen sind ihm einige wenige Uebereilungen, z. B.: dass er seine Darstellung der Hauptmomente der Kr. d. r. V. die er *Analyticam facultatis cognoscendi purae*, und *Metaphysicam* genannt hat, noch überdies *Ontologiam* betitelt und mit *sectio prima* rubricirt, da doch keine *sectio secunda* darauf folgt, und so viel sich aus dem Plane des Ganzen wahrnehmen läst, darauf folgen kann; dass er den Begriff von Erfahrung für die Metaphysik lieber aus der Jacobschen Logik übersetzt hat: „*Nomine experientiae intelligimus complexum omnium repraesentationum sensualium, quae per solos sensus, quin intellectus et ratio aliquid conferant, conscientiae dantur*" als allein aus der *Metaphysik*; wo mit Recht S. 20. gerade das Gegentheil gelehrt wird: „Wenn der Verstand die Erscheinungen nach „logischen Gesetzen vergleicht, ihre gemeinschaftlichen „Bestimmungen aufsucht, und durch die Vergleichung „Regeln für die Erscheinungen entdeckt, so heisst die „auf diese Art entsprungene Erkenntniss, *Erfahrung.*" Ungeachtet Rec. dafür hält, dass sich in keiner todten Sprache, am wenigsten in der auch in ihren blühendsten Zeiten so wenig für Philosophie bearbeiteten *lateinischen* gut philosophiren lasse; und dass gewisse Kantische Philosopheme z. B. die Deduction der Categorien mit der

gross-

grösten möglichen Präcision lateinisch ausgedrückt, selbst in den Ohren ihrer Freunde den barbarischen Klang der scholastisch-peripatetischen Sprache erhalten müssen: so muss er doch gestehn, dass er im Ausdrucke des Vf., im Ganzen genommen, nicht weniger Gewalt über die Sprache als Einsicht in den wahren Sinn der Kantischen Hauptsätze gefunden zu haben glaubt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZÜRCH, b. Orell u. Comp.: *Magazin für Geschichte, Statistik, Literatur und Topographie der sämmtlichen deutschen geistlichen Staaten*, herausgegeben von *Winkopp* u. *Höck*. Erster Band. 1790. 416 S. 8.

Von dem Zeitpunkt an, als der Freyherr von Bibra, Domherr zu Fulda, die allgemein bekannt gewordene Preisfrage über die Mängel in der Regierungsverfassung der geistlichen Wahlstaaten und über die Mittel, selbigen abzuhelfen, aufwarf, sah man erst die Lücke, die in der Statistik der deutschen geistlichen Wahlstaaten noch auszufüllen war. Die bey jenem Anlasse erschienenen Schriften öffneten reiche Quellen, und ihnen folgten bald einige systematische Werke, als des Hn. v. Sartori geist- und weltliches Staatsrecht der deutschen Erz- und Hochstifter etc., des Hn. v. Roider gründliche Abhandlung von dem Domkapitel-Mainzischen Münzrecht, der Schubertische Versuch von der Staats- und Gerichtsverfassung des Hochstifts Bamberg, die Seuffertische Geschichte des deutschen Adels in den hohen Erz- und Domkapiteln etc. Allein alle diese Schriften lassen sich mehr auf die staatsrechtlichen als statistischen Verhältnisse ein. Die Hn. *Winkopp* und *Höck*, wollen ein Magazin für Geschichte, Statistik, Literatur und Topographie der sämmtlichen geistlichen Staaten liefern, eine Unternehmung, die gerechten Anspruch auf unsern Beyfall hat. Der erste Band enthält wirklich solche Stücke, die man zum Theil in keinem andern Buch findet, und die auch in manchen von andern Schriftstellern vorgetragenen Gegenständen, besonders, was die Statistik betrift, als Berichtigungen dienen können. I. *Statistik der sämmtlichen deutschen geistlichen Staaten*, von dem gräflich Isenburgischen Hn. Regierungssecretär *Höck* in Meerholz. Hier kommen die Stifte Mainz, Worms, Trier, Augsburg, Ellwangen, Kölln und Fulda vor. Der Vf. führt von jedem Lande, Lage, Grösse, physicalische Beschaffenheit, Producte, Einwohner, Manufakturen und Fabriken, Handlung, Staatsrecht, Collegien, Departements, Hofstaat, Militäretat, Finanzwesen, kirchliche und literarische Verfassung an. Er schränkt sich dabey nicht blos auf die innerliche Verfassung der Stifte ein, sondern geht auch auf die Verhältnisse im Aeusserlichen mit dem Reich. In diesem zwiefachen Betracht dürfte eins und das andere zu erinnern seyn. Von der Stiftungsgeschichte dieser Stifter geschieht keine Meldung, welches doch dem Plan des Werks wohl gemäss wäre. Freylich kann man es von dem sehr engen Raum von 62 S., welcher die Statistik von 7 Stiften in sich begreifet, nicht erwarten. Einige der wesentlichsten Prärogativen von der Kur zu Mainz werden ganz vermisst, als dass der Kurfürst Protector der deutschen Reichsgesetze, und des deutschen Reichsadels ist, u. s. w. Ueber das äusserliche Verhältniss dieser Stifte mit andern und zwar benachbarten Staaten scheint sich der Hr. Vf. gänzlich hinweggesetzt zu haben; denn das nachbarliche Staatsrecht berührt er gar nicht, z. B. die Prätensionen, welche an die Stifte und von diesen an andere Stände, und unmittelbare gemacht werden, die Hauptstreitigkeiten der Stifte mit andern Staaten, das Ceremoniel mit auswärtigen u. d. II. *Eine Nachricht von den vorzüglichsten Naturaliensammlungen in Mainz.* III. *Rescript Sr. Hochf. Gnaden zu Speyer an das Vicedom-Amt in Bruchsal, die überreichten Beschwerden der Bruchsaler Bürgerschaft betreffend.* IV. *Naturhistorische Bemerkungen von den Gegenden des Rheins.* V. *Geographisch-historische Nachrichten von dem Oberamt Steinheim.* Diese beide Stücke sind verschiedener bisher noch unbekannter Aufschlüsse wegen sehr interessant. VI. *Verordnungen zum Institute einer Wittwen- und Waisenkasse für die unadeliche weltliche Civildienerschaft im Hochstifte Fulda 1789.* VII. *Geographische Beschreibung des Kurfürstl. Mainzischen Vicedom-Amts Rheingau, und dessen Justizverfassung.* Die N. VIII. IX. und X. enthalten *Vorstellungen der Hochstifte Strassburg, Speier, und des Johannitermeisters an die deutsche Reichsstände wegen der von der französischen Nationalversammlung erlittenen Zudringlichkeiten.* XI. *Die wichtigsten Actenstücke zur Geschichte der Lütticher Unruhen.* So ordnungsmässig und vollständig sind die Schriften in dieser wichtigen Sache noch nirgendswo gesammelt, und vorgetragen worden. Rec. findet wirklich ein und anderes Stück, das ihm vorher noch gar nicht zu Gesicht gekommen war. S. 269. steht die Note, welche dem Fürstbischof übergeben ward, und auf deren Vf. nach der letztern Kammergerichts-Sentenz inquirirt werden soll. S. 272. das Billet, welches der Fürst in der stürmischen Nacht vom 13 Aug. schrieb, da er alle Augenblicke einem bewaffneten Besuche der Lütticher entgegen sah etc. S. 312 kommen die Hauptpunkte vor, welche dem Domkapitel von den Ständen vorgelegt wurden. XII. *Benehmen von Seiten der hohen Churpfalz bey der während des Zwischenreichs vorgefallenen Bischofswahl zu Regensburg und Freysingen.* XIII. *Ernst von Klenk Beantwortung der von Bibraischen Preisfrage.* Die vorgeblich umgearbeitete Abhandlung hätten wir nicht mehr in dieser Sammlung erwartet. Am Ende ist XIV. noch ein Literatur von Schriften beygefügt, welche auf Hochstiftische Angelegenheiten einen Bezug haben. Rec. wünscht mit allen Lesern gewiss, dass diese Unternehmung vorzüglich durch Beyträge solcher Männer unterstützet werde, die an den Quellen in den Stiftern sitzen, und zuverlässige Nachrichten ertheilen können. Denn Schade wäre es, wenn dieses Magazin das Schicksal erleiden sollte, welches die *Materialien zur geistlich- und weltlichen Statistik des Niederrheinisch- und Westphälischen Kreises*, ungeachtet ihrer auserlesenen Nachrichten und Urkunden zur ältern und neuern Geschichte erfahren haben.

ULM, in der Stettinischen Buchh.: *Repertorium der neuesten philosophischen und theologischen Literatur*

tur des katholischen Deutschlands für Freunde der Aufklärung, herausgegeben von *Kaspar Ruef*, Dr. der Rechte, Universitätsbibliothekar. und Prof. der griechischen Sprache am akademischen Gymnasium zu Freyburg im Breisgau. I Band. 1790. 386 S. 8. (1 Rthlr.)

Hr. *R.* hatte bisher seinen Beyträgen, bis zum sechsten Hefte, Recensionen von philosophischen und theologischen Schriften einverleibt; fasste nun aber den Entschluss, ein besonderes Repertorium der neuesten philosophischen und theologischen Literatur des katholischen Deutschlands, welches alle katholischen, gute u. schlechte, aber von protestantischen nur diejenigen Schriften enthalten sollte, die wegen ihrer unverkennbaren Vorzüge jedem denkenden Kopfe und rechtschaffenen Christen schätzbar seyn müssen, herauszugeben; er hat dabey die doppelte Absicht, diejenigen Katholiken, welche sich keine andere gelehrte Zeitung anschaffen wollen oder können, mit der katholischen Literatur, vom J. 1787. angefangen, bekannt zu machen, und dem Mangel einer blos auf philosophische und theologische Bücher eingeschränkten, und in Ansehung dieser beiden Fächer vollständigen gelehrten Zeitung abzuhelfen. Das Repertorium soll aus ausführlichen Recensionen, und kurzen Nachrichten bestehen: zu ausführlichen Recensionen sollen vorzüglich solche Bücher gewählt werden, die ihm Anlass geben, seinen Lesern gewisse Reflexionen, Vorschläge, Wünsche, Zweifel, zur Beherzigung vorzulegen, und auf diese Art grosse und wichtige Wahrheiten, mehr und mehr in Umlauf zu bringen. In diesem Bande sind sechs Schriften weitläuftiger recensirt: 1) die von P. *Schad* verbesserte Lebensbeschreibung der Heiligen. Hr. *R.* zeigt, dass er noch viel von historischen Mährchen und Möncherеyen auszufegen übrig gelassen habe, und glaubt, es wäre Zeit, öffentlich und allgemein zu lehren, dass das Mönchthum aus Aberglauben entstanden, durch Aberglauben gewachsen, auf Aberglauben noch jetzt gegründet ist, und sich mit dem wahren und aufgeklärten Christenthum schlechterdings nicht verträgt. 2) Drey Schriften über den Ablass von *Kamper*, *Jacobi* und *Petzeck*. Der erste und letzte von diesen bewiesen, dass der Ablass als Nachlassung göttlicher Strafen weder in der Schrift noch in der Tradition gegründet sey, und schlossen daraus, dass auch die Väter zu Trient keinen andern Begriff von dem Ablass, als dass er die Nachlassung der Kirchenstrafen sey, gehabt haben können. Hr. *R.* aber, der den Vordersatz mit diesen annimmt, zeigt aus hermenevtischen Gründen, dass der damals herrschende Begriff auch den Theologen zu Trient im Kopf gesteckt habe, und schliesst, welches andere Katholiken noch nicht wagten, auf die Falschheit der auf dieser Synode gegebnen Entscheidung. 3) Auszüge aus den kritischen Bemerkungen über den religiösen Zustand der k. k. Staaten, und aus dem vortreflichen Werke: *über Pressfreyheit und deren Gränzen*. Von den *kurzen Nachrichten* gesteht Hr. *R.*, dass er vieles aus andern, besonders katholischen, Literaturzeitungen angezogen, doch viele Bücher selbst eingesehen, ihren Gehalt mit den schon vorhandenen Recensionen, oder auch mehrern Recensionen des nämlichen Buchs untereinander verglichen, und eigne Bemerkungen eingeschaltet habe; dadurch sey freylich ein Gemisch von fremder und eigner Arbeit entstanden; ihm dünke aber, dies müsse jedem gleichgültig seyn, der für jetzt nur von dem Daseyn, dem Gehalt und dem Werth der neuesten Schriften unterrichtet zu werden wünscht. Indessen hätte Hr. *R.*, wie er anfänglich versprach, jedesmal die gelehrte Zeitung, deren Urtheil er gefolgt ist, nennen sollen. Es kommen aber in diesem Bande vor: I. Kurze Nachrichten *von der Philosophie*, und zwar von 29 Schriften, die meistens *in die* praktische Philosophie einschlagen. Hr. *R.* erklärt, dass er sich noch zur Zeit mit den *Kantischen* Systemen und Speculationen nicht abgeben könne, noch wolle; aber eben darum können auch diese Nachrichten nicht anders, als sehr unvollständig seyn. Hr. *R.* thäte daher besser, wenn er sich blos auf theologische und besonders katholische Literatur, worinn er sich eine eigne Bahn zur Aufklärung gebrochen hat, beschränkte. II. *Von der Kirchengeschichte und dem Kirchenrecht* werden 79, III. *von der Theologie* 119 Schriften, worunter 12 protestantische sind, IV. *von vermischten Schriften* 39 angezeigt.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Berlin*, b. Unger: *Von Charlottenbrunn, nebst einer chemischen Prüfung des dasigen Mineralischen Wassers; und ein Schreiben über dessen medicinischen Werth.* 1790. 32 S. gr. 8. (2 gr.) Ein mit aller möglichen Eleganz gedrucktes Werkchen, das den vormaligen wirklichen Königl. Preuss. Staatsminister, Hn. *v. Zedliz*, zum Vf. hat, der hier zum erstenmal als Naturforscher auftritt. Nach einer vorangeschickten Beschreibung des kleinen schlesischen Städtchens Charlottenbrunn, seiner reizenden Lage und Gegenden, und seiner übrigen physikalischen Merkwürdigkeiten, beschreibt der Hr. *v. Z.* seine mit diesem Wasser, durch Hülfe der gegenwirkenden Mittel, angestelleten Versuche, wobey er Westrumbs Schriften, stets vor Augen gehabt hat. Den Gehalt der Luftsäure findet man nur sehr unbestimmt angegeben; die festen Bestandtheile des Wassers aber, am Gewicht 39 Gran, welche nach dem Verdunsten von 10 Schlef. Quart des Wassers zurückblieben, bestehen nach der vom Hn. Prof. Klapproth gemachten Zerlegung, aus 30 Gran Kalkerde, 2¼ Eisenerde, 2 Selenit, 2¼ Kieselerde, und 2¼ Gran salinischen Magma, aus Kochsalz, Extractivstoff, und Mineralalkali zusammengesetzt. Den Beschluss macht ein Schreiben des Hn. Prof. Selle, an den Hn. *v. Z.* über den Vortheil, welchen dieses Wasser in medicinischer Hinsicht stiften kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags den 31 Januar 1791.

PHYSIK.

WEIMAR, b. Hofmanns Erben: *Erweiterte Tabelle, über etliche vierzig Mineralwasser und Gesundbrunnen Deutschlands, welche in neuern Zeiten nach ihren sowohl flüchtigen als festen Bestandtheilen genauer untersucht worden.* Zur bequemen Uebersicht für Physiker, Aerzte und Brunnenliebhaber, entworfen von *C. A. Hoffmann* 1789. Ein Bogen Realfol.

Wer Lust hat, die mehresten neu untersuchten Mineralquellen, nach ihren Bestandtheilen, genau zu übersehen, und ihre Untersucher, so wie auch die Schriften kennen zu lernen, in welchen ihre Bemerkungen beschrieben worden sind, der wird durch diese mühsam ausgearbeitete Tabelle hinlänglich befriedigt werden.

MONTPELLIER, b. Picot. *Elemens de Chimie;* par *M. I. A. Chaptal*, Chevalier de l'ordre du Roi, Professeur de Chimie à Montpellier, Inspecteur Honoraire des Mines du Royaume etc. etc. 1790. Tome I. 259. S. und 110 S. Vorrede. Tom. II 443 S. Tom. III 460 S. gr. 8. (5 thlr.)

In so fern jetzt die Chemie, vorzüglich in Frankreich, eine beträchtliche Reform erlitten hat, darf man sich nicht mehr darüber beschweren, dass die neuherauskommenden Lehrbücher dieser Wissenschaft, nur dazu dienen, die schon vorhandene Anzahl noch zu vergrössern; man siehet sie vielmehr gern, weil man es von ihnen erwartet, dass sie die neuen Entdekungen darinn zum Grunde gelegt, und ihr System darauf erbauet haben: dieses gilt auch von dem gegenwärtigen Buche, das sich durch Neuheit und Interesse, vor manchem andern auszeichnet, und daher eine grössere Aufmerksamkeit verdient. Nach einem voran geschickten 76. langen *Discours préliminaire,* in welchem Hr. C. eine Geschichte der Chimie von ihren frühesten Zeiten an bis jetzt darstellet, zerfällt der erste Band in neun Abschnitte und davon jeder wieder in mehrere Kapitel. Nach einer Einleitung über die Definition der Chemie, des Laboratorii und der nöthigen Instrumente, trägt der Vf. im Abschnitt die chem. Wahlanziehung oder Affinität vor. Statt der gewöhnlichen Eintheilung der Affinitäten in einfache, zusammengesetzte, vorbereitende, aneigende u. s. w. setzt er nur zwey Arten derselben fest, nehmlich Affinitäten der Anhäufung, und der Zusammensetzung. Diese Abweichung ist einfach und zweckmäsig, und gibt nicht zu den verwirrten Begriffen Anlass, die durch die gewöhnliche Eintheilungsart unvermeidlich sind. Doch würden wir die anhäufende Affinität Adhäsion genannt haben, da sie nur zwischen einzelnen Theilen gleicher Grundmassen statt findet; Zusammensetzende Affinität aber muss jede Kraft der Affinität genannt werden, da nach den chem. Gesetzen derselben aus der Vereinigung zweyer ungleichartiger Stoffe, allemal ein componirter gleichartiger erzeugt wird. Absch. II. von den Mitteln, um die Adhäsion zu trennen, und sie zur Attraction unter einander dadurch vorzubereiten. Bestimmung der mechanischen und chemischen Operationen (S. 38.) „*la dissolution est la disparation d'un solide dans un liquide sans alteration dans la nature du Corps qu'on dissout*" Wir würden dagegen sagen, die Auflösung ist die Vereinigung zweyer ungleichartiger Substanzen, mit ihrer veränderten Grundmischung, zu einem gleichartigen Ganzen; hier müssen die sublimsten Gesetze der Physik mit der Chemie verbunden, und alle bey der Chemie vorkommende Phaenomene durch jene erläutert werden. Auch wiederspricht sich Hr. C. in deisem Fall selbst, da er an mehrern andern Stellen das Gegentheil von jenem Satz zu erweisen bemühet ist. — Dass die Auflösung eines Körpers stets Kälte hervorbringe, ist ein sehr wilkührlicher Satz; denn unter gewissen Bedingungen wird Wärme unter andern Kälte bey der Auflösung producirt, hier muss man auf die Capacitäten der Stoffe für die Wärme bestimmte Rüksicht nehmen. Absch. III. über die beste Methode, die Chemie zu studiren. Man müsse sich zu erst mit den einfachsten Grunstoffen, und sodann mit den zusammengesetztern bekanntmachen; die erstern werden daher, im Absch. IV. mehr auseinandergesezt. Hr. C. begreift darunter Wärmestoff, Lichtstoff, Schwefel und Kohle; da der Vf. hier das *Lavoisiersche* System zum Grunde gelegt hat, so wundern wir uns, dass er die Anzahl der einfachen Grundstoffe so eingeschränkt hat, da doch *Lavoisier*, hierher auch den Phosphor, Zucker, das Hydrogén, Oxygén u. a. m. rechnet. Die Wärme ist hier nach *Crawfords* Theorie, mit den vom Hr. *Lavoisier* und *de la Place* daran gemachten Abändrungen, sehr gut vorgetragen. Lichtstoff ist nach Hr. C. eine eigne vom Wärmestoff wesentlich verschiedne Materie. Sein Einfluss bey chemischen Operationen sey aber beynahe so beträchtlich, als der des Wärmestoffs. Licht sey eine vollkommen durchsichtige Materie, die die Zwischenräume aller uns umgebenden Körper ausfüllet, und von ihnen entweder zurück geworfen, oder verschluckt wird. Sein Einfluss bey der Vegetation, Respiration, u. a. Operationen lasse sich durch die hieher gehörigen Entdeckungen erweisen. Hier hofften wir eine

eine nähere Erläuterung über die Erscheinung des concentrirten Lichts beym Verbrennen zu finden; der Vf. bricht aber sehr schnell ab, und läst uns, wie seine Vorgänger, in einer dunkeln Ungewissheit. Wenn die Körper vom Wärmestoff ausgedehnt werden, (V. Abschn.), so erhalten einige dadurch einen bleibenden elastischen Zustand, andre bilden Dampf. Die Bindung des Wärmestoffs; kann entweder unmittelbar, oder durch Hülfe einer wechselseitigen Attraction vorgehen. Nun geht Hr. *C.* die Verbindungen des Wärmestoffs, mit den einfachern Grundbasen durch, und erklärt so die Entstehung der Luftförmigen Flüssigkeiten, und ihre Eigenschaften. Bindet sich der Wärmestoff an die Basis des Wassers oder des Hydrogèns; so ist das Product inflammable Luft. Sie kann theils im elastischen theils aber auch im Wärmefreyenzustande, in mehrern Körpern vorhanden seyn, am reinsten liege sie aber, mit dem *Oxygen* verbunden, im Wasser. Sie löst Schwefel auf, und bildet in dieser Vereinigung die hepatische Luft. Die Lebensluft S. 101, (*gaz oxygine*) trägt Hr. *C.* nach ihren vorzüglichsten Eigenschaften vor, und lehrt ihre Künstliche Darstellung, durch die bekanten Wege, und die Veränderungen, welche sie bey der Calcination u. s. w. auf andre Körper hervorbringt; diesem zu folge, macht sie einen wesentlichen Bestandtheil aller Säuren, aller Metallkalke, u. s. w. aus, ist das einzige Mittel zur Unterhaltung der Respiration und Verbrennung, und wird in beiden Fällen absorbirt. Die gehörige Auseinandersetzung der Bestandtheile dieser Luft aber fehlt; denn nicht die ganze unzerlegte Luft wird bey jenen Operationen verschluckt, sondern nur ihre Basis, wobey der Wärmestoff entwickelt wird. Sehr gut sind die Wirkungen der reinen Luft auf das Blut beschrieben. Was nach *Crawford* Phlogiston ist, das sich bey der Respiration mit der Luft vereinigt, ist nach Hn. *C.* das ganze Blut; wir würden lieber sagen die Blutkohle, welche die reine Luft in Luftsäure umwandelt. Salpeterzeugendes, oder auch tödtliches Gafs, *gaz nitrogène*, *azote*, nennt Hr. *C.* nach *Lavoisier*, die sogenannte phlogistische Luft. Sie ist nicht das Product der Verbindung von Phlogiston und reiner Luft, sondern ein eigner, zur Respiration untauglicher Stoff, der durch die Calcination und die Respiration, aus der atmosphärischen Luft abgeschieden wird, und also einen Bestandtheil derselben ausmacht. Absch. VI. von der atmosphärischen Luft. Absch. VII. vom Wasser. *Hydrogèn* und *Oxygèn* sind die Grundmaterien des Wassers; es ist also kein elementarischer Stoff. Seine Verbindung mit Wärmestoff, sein Uebergang in Eis, nach Beraubung dieses Stoffes, seine künstliche Zerlegung und Recomposition und seine Eigenschaften als Auflösungsmittel, sind sehr gut auseinander gesetzt. Die alkalischen Salze, Absch. VIII. betrachtet H. C. als Producte der Verbindung des *Nitrogèn* und *Hydrogèn*. Dieses gründet sich zwar auf die angebliche Zerlegung des flücht. Laugensalzes in diese beiden Bestandtheile; hat aber doch bei den fixen alkalischen Salzen, noch nicht erwiesen werden können. Absch. IX. Von der Verbindung des *Oxygèn* oder säurebildenden Stoffes, mit den Grundstoffen der Säure. In diesem weitläuftigen Abschnitt werden die Säuren selbst nach ihren Verbindungen mit andern Körpern, so wie die dadurch bewirkten Neutral- und Mittelsalze abgehandelt. Durch die Verbindung des Säurestoffs mit der Kohle entsteht Luftsäure, die daher auch Kohlensäure, *acide carbonique*, genannt wird; seine Vereinigung mit dem Schwefel liefert Schwefelsäure. 72 Theile Schwefel und 28 Oxygèn liefern 100 Theile wasserfreye Säure. Mit der nitrösen Luft bildet der Säurestoff die Salpetersäure. Nitröse Luft und *Salpetersäure*, unterscheiden sich dadurch von einander, dass erstere aus 32 Nitrogèn und 68 Oxygèn, letztere aber aus 20½ Nitrogèn und 79½ Oxygèn, zusammengesetzt ist. Gewöhnliche Salpetersäure heisst hier *acide nitreux*; was man aber sonst dephlogistisirte Salpetersäure nennt, heisst *acide nitrique*. Bey der Entbindung der dephl. Luft, wenn Salpetersäure, Neutral- und Mittelsalze geglühet werden, werde die Salpetersäure zerlegt, ihr Nitrogèn werde an die Basis abgesetzt, ihr Oxygèn aber mit einem Theile Wärmestoff ausgedehnt, stelle die dephl. Luft dar. Salzsäure sey die Verbindung einer eigenen Basis, mit dem *Oxygèn*, als sauermachendem Grundstoff; werde aber jene Basis mit Oxygèn übersetzt, so entsteht die dephl. Salzsäure (*acide muriatique oxygéné*). Königswasser (*acide nitro-muriatique*) besteht aus Kochsalzsäure, die mit dem Oxygèn der Salpetersäure gesättigt ist. Ueber die wahre Natur der Boraxsäure haben *wir hier* vergebens etwas Bestimteres gesucht, als man in allen übrigen Schriften davon angemerkt findet; man muss daher wohl immer diesen Stoff als einen zusammengesezten Körper vielleicht als die gebundne Basis einer andern bekanten Säure, betrachten. Den Beschluss dieses Bandes macht eine Abhandlung über die Mineralischen Wässer. Schade dass Hr. *C.* dabey *Westrumbs* Analysen nicht gekannt und benutzt hat.

Der zweyte Band ist den Producten des Mineralreichs gewidmet. *Einleitung* von den wesentlichsten Grundzügen der Lithologie überhaupt und dann zuerst von den einfachen Grunderden, nach ihren Eigenschaften und Unterscheidungszeichen im reinen Zustande, und von ihren Verbindungen mit Säuren. Hr. *C.* hat hierbei zwar in den mehresten Fällen, die deutschen Entdeckungen gekannt und genutzt, doch nicht immer so, wie es hätte geschehen können; übrigens hat es uns gefreuet, dass der Vf. bey Gelegenheit der Flussspatsäure die dem verewigten *Scheele* durch Hr. *Monnet* gemachten, sehr ungerechten Einwürfe, in Absicht ihrer Eigenthümlichkeit, mit einem edlen Unwillen verwirft, und *Scheele* dagegen vertheidigt. Vom natürlichen Phosphorsauren; Kalk scheint es dem Vf. unbekannt gewesen zu seyn, dass sich diese Verbindung nach *Klaproths* Entdeckung, auch im sächsischen Appatit findet. In der zweyten Classe werden die Verbindungen und Mischungen der einfachen Grunderden, unter sich; und in der dritten Classe die Verbindungen der Steinarten unter sich beschrieben. Neu, oder der Aufmerksamkeit würdig schien uns darunter folgendes. Mit Kalkspat vermisch-

ten

ten Schwerspat, in dem letzterer rhomboidalisch kristallisirt war, fand Hr. C. auf dem Wege bey *Alais*; auch erwähnt er (S. 139.) eines mit Schwerspat vermengten Flusspates aus Auvergne; Schwerspat mit Quarz besizt er selbst, und Schwerspat mit Lava fand er in den verloschenen Vulkanen bey *Beziers*. Den Beschluss macht ein Anhang vom Diamant und Diamantspat; erstern als einen, wie jetzt bekannt, entzündlichen Körper, hätten wir hier nicht gesucht. In 17 verschiedenen Kapiteln werden die Metalle nach ihren Eigenschaften und ihren Verbindungen beschrieben, nachdem vorher in einer besondern Einleitung, das Nothwendigste von ihrer natürlichen Lage, Ausförderung und Zugutemachung, so wie von ihren allgemeinen Kennzeichen, vorausgeschickt worden. Sehr gut bekannt mit den neuesten Bemerkungen, zeigt Hr. C. die besondern Eigenschaften der verschiedenen einzelnen Metalle, sowohl für sich, als in ihren Verhältnissen mit andern Substanzen. *Lavoisiers* Theorie ist hierbey durchgängig zum Grunde gelegt worden. So lange Rec. nicht selbst Gelegenheit hat, jene ganze Theorie durch Erfahrung zu prüfen, wagt er es auch nicht, weder dafür noch dawider zu entscheiden, ob sie ihm schon weit weniger hypothetisch als die *Stahlsche* Theorie ist. So wenig wir dem Vf. in allen seinen neuen Meynungen beyzutreten gesonnen sind, so gestehen wir doch auch manches neue und schöne gefunden zu haben, das unsre ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Das Uranium, welches Hr. *Klaproth* neuerlich in der sogenannten Pechblende entdeckt hat, scheint dem Vf. noch nicht bekannt gewesen zu seyn.

Im dritten Bande handelt der Vf. vorzüglich von den vegetabilischen und animalischen Substanzen. Die Einleitung beschreibt die allgemeinen Unterschiede der Pflanzen von den Mineralien, zergliedert ihren eignen innern Bau und ihre körperlichen Theile als die Rinde, das holzigte Gewebe, die Dunstbehältnisse, und die glandulösen Auswüchse. Absch. II. von den vorzüglichsten Nahrungsmitteln der Vegetabilien, Wasser und Erde, Phlog. Luft (*gaz nitrogène*), Luftsäure, und Lichtmaterie. Er zeigt den allgemeinen und besondern Einfluss, den diese Materien auf die Vegetation der Gewächse haben. Absch. III. von den besondern Eigenschaften derjenigen Bestandtheile, welche durch jene Nahrungsmittel, in den Vegetabilien erzeugt werden. Man findet hier eine sehr gute Auseinandersezung des Pflanzenschleims, der fetten und aetherischen Oele, des Kampfers, der Harze, Balsame, Gummiharze, des elastischen Harzes; und endlich die Beschreibung eines natürlichen Firnisses, welchen die Chineser aus einem Baume, den sie *tsi-chou* nennen durch Einschnitte gewinnen. Ferner werden hierher gerechnet der Mehlartige Theil der Gluten, die Pflanzensäure, der Zucker, das alkalische Salz, der färbende Stoff, der Blumenstaub, das Wachs, Honig, und die Pflanzenfasern. Einige Bestandtheile, die sich nur unter manchen Umständen in den Vegetabilien entdecken lassen, als Schwefel u. s. w. nebst einer Beschreibung der Pflanzensäfte und Extracte machen den Beschluss. Dieser pharmacologische Theil hat uns vorzüglich gut gefallen; der Vf. hat dabey nicht bloss gesammelt, sondern mit eignen Nachdenken gearbeitet, und sich nicht auf die Beschreibung der einzelnen Artickel allein, sondern auch über ihre Verhältnisse zu andern Materien ausgedehnt. Absch. IV. von den Stoffen, welche die Gewächse durch die Transpiration aus sich entwickeln, als die dephl. Luft, das Wasser, und der Spiritus rector sowohl die Entwickelung der reinen Luft, als auch des Wassers, welches letztere Hr. *C.* allemal mit einigen extractiven Theilen beladen fand, sey mehr eine Folge des einwirkenden Lichtes, als der Sonnenwärme. In dem Spiritus rector des Vf. würden wir eher ein ausdunstendes ätherisches Oel erkennen. Absch. VI. Darstellung der Veränderungen, welchen die abgestorbenen Vegetabilien unterworfen sind, wenn sie der Einwirkung der Wärme, des Wassers, und der Luft ausgesetzt werden. Zuerst die Producte, welche durch die trokne Destillation aus ihnen erhalten werden, ihre Eigenschaften, und ihr Unterschied von denen, welche die mit Wasser verrichtete Destillation darbietet. Auffallend ist es uns, bey dieser Gelegenheit S. 198. die Steinkohlen, und die mit ihnen verwandten unterirdischen Oele, aufgeführt zu finden. Zwar scheint der Vf. ganz unmittelbar darauf zu kommen, weil er sie gleich nach der Pflanzenkohle folgen läst, und vorher die Meynung einiger Gelehrten untersucht, ob ihr Daseyn dem vegetabilischen Reiche beygemessen werden könne; diese Nachlässigkeit ist aber um so weniger verzeihlich, je weniger sich Hr. *C.* von der Zulänglichkeit jener Meynung überzeugen kann. Eben so wenig erwarteten wir hier eine Beschreibung der Vulkane und vulkanischen Producte S. 210. Den Beschluss dieses Artikels macht eine Beschreibung der verschiedenen vegetabilischen Producte nach ihrer Entstehung, so wie der Erfolge, welche sie durchs Verbrennen, beym Zutritt der Luft, darbieten u. s. w. Wärme und Wasser betrachtet Hr. C. S. 225. als diejenigen Materien, welche den ersten Anfang der Fermentation, und die dadurch bewirkende Trennung der saftigen Theile von den holzigten, in den Pflanzenkörper veranlassen; um aber eine vollkommene Fermentation zu veranlassen und zu unterhalten, müsse auch die reine Luft S. 228. einen freyen Zutritt haben. Die verschiedenen Perioden der Gährung, hat der Vf. sehr gut auseinandergesetzt; von der Art, wie er jene Erfolge definirt, mögen wir nicht viel sagen, da wohl schwerlich Jemand bis jetzt etwas mehr als Hypothesen von diesem Gegenstande vorbringen kann, und man daher jedem seine eigne Meynung lassen muss.

Zu den animalischen Substanzen, rechnet Hr. *C.* den Magensaft, die Milch, Blut, Fell, Galle, etc. Gallerte, Muskeln, Urin, Blasenstein; jeder Artikel ist sehr gut auseinandergesezt, auch sein Verhalten zu andern Körpern, und die Producte welche seine Zerlegung darbietet, beschrieben; daher finden sich hier auch alle diejenigen Materien, welche durch die fernere Verbindung jener Producte gewonnen werden

 können,

können als Phosphor, Perlsalz u. s. w. Den Beschluss macht eine Abhandlung der Putrefaction. Ein vollständiges alphabetisches Register, über alle drey Bände, giebt diesem Werke noch eine grössere Brauchbarkeit.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Matzdorf: *Ueber das Vaterland der Chaldäer und Phönicier. Zweite*, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage von *Theodor Iakob Ditmar* Professor der Geschichte und Erdbeschreibung am vereinigten Berlinischen und Cölnischen Gymnasium. 1790. S. 80. 8. (6 gr.)

Zwey Abhandlungen, die der Vf. 1786 u. 1789 auf eigene Kosten herausgegeben, und verschenkt hatte, und die fast gar nicht in den Buchhandel gekommen sind, sind hier in eine umgearbeitet und mit Zusätzen bereichert. Der Vf. setzt das Vaterland der Chaldäer und Phönicier in die Gegend um den persischen Meerbusen. Die, welche die Chaldäer aus der Gegend des schwarzen Meeres kommen lassen, werden kurz abgefertiget. Chaldäer hat man nur in Arrapachitis, Mesopotamien, Babylonien, und da, wo der Euphrat und Tiger zusammen fliessen, am persischen Meerbusen zu suchen. Dass sie aus dem leztern Lande abstammen, und das am Pasitigris gelegene Chaldäa ihr eigentliches Vaterland sey, wird aus der Verwandschaft der Perser und Chaldäer, und aus dem Wohnsitz der erstern in dem gedachten Lande bewiesen. Hierin, und auch in dem Satze, dass die Phönicier ein gleiches Vaterland mit den Chaldäern gehabt haben, woraus wir uns die frühe Cultur bey der Nationen, die, als die Phönicier eine handelnde Nation wurden, eine von der Chaldäer Weisheit verschiedene Richtung bekam, leichter erklären können, als aus der gewöhnlichen Meinung, können wir ihm unsern Beyfall nicht versagen. Allein wenn er auch die Aethiopier zu Bewohnern des Landes am persischen Meerbusen macht, und im Ernste behauptet, dass die Mythologie unter Aethiopien das Land von Susa bis nach Joppe verstehe, so überzeugen uns seine Gründe nicht. Wir finden nirgends, weder Plin. VI. 35, worauf sich der Vf. beruft, noch sonst irgendwo, obgleich wir versichern können, mehr als einen Autor nachgeschlagen zu haben, dass die Mythologie Ioppe am mittelländischen Meer zu Aethiopien rechnet, und es zu einer Aethiopischen Stadt macht, wie S. 30 behauptet wird. Und gesetzt, es würde irgendwo eines äthiopischen Joppe gedacht, so würde wohl am natürlichsten anzunehmen seyn, dass nicht allein in Phönicien sondern auch in Aethiopien es eine Stadt gegeben habe, die den Namen Joppe führte. Welche Gewalt muss man nicht der Geographie und Mythologie zufügen, wenn mann Aethiopien nach Palästina versetzt? Aus eben dem Grunde folgren wir aus dem *Nysa*, das nach Herodot in Aethiop. über Egypten liegt, und dem *Nysa* auf der Ostseite des Jordans nur dieses, dass zwey verschiedene Städte in sehr verschiedenen Weltgegenden denselben Namen geführet haben, welches häufig geschehen ist. Die Aethiopier, deren Homer erwähnt, sollen gegen Morgen die Susianer und Kephener, gegen Abend die Einwohner um Joppe und die Solymer Berge die Berge um Jerusalem gewesen seyn. Von dieser Einwohner Farbe wird viel gesagt, obgleich zugegeben wird, dass die natürliche Farbe des Gesichts und der unbedekten Theile der asiatischen Aethiopier nirgends angeführt ist. So wie der Vf. das mythische Aethiopien in Babylonien versetzt, so glaubt er auch, dass daselbst das mythische Egypten zu suchen sey. Osymandus Sessostris und sogenannte egyptische Könige haben in Babylonien regiert, und von dem Labyrinth des erstern finden sich noch Spuren in den Ruinen von Esthakar oder Persepolis! Der Feldzug des Sesostris ging durch Babylonien, Mesopotanien und Armenien bis Colchis und hierauf längst der Westseite des Euphrats nach dem Egypten, wo er angefangen hatte, d. i. nach Babylonien zurük. Wer an paradoxen Meynungen in der alten Geschichte und Geographie ein Vergnügen findet, kann sie hier auf 5 *Bogen in* Menge antreffen. Sie zu prüfen und zu berichtigen würde weit mehr Raum und Zeit erfordern. Dass des Vf. Arbeiten mühsam sind, wollen wir ihm gerne einräumen. Er sagt dieses selbst in der Dedication seiner Schrift an den Recensenten seiner Abhandlung über die kaukasischen Völker der mythischen Zeit in des A. L. Z. Er versichert aber, dass er nicht für seine Meinungen eingenommen sey, und dass er durch Gründe von der Unrichtigkeit derselben überführt zu werden verlange. Er empfiehlt jenem, der von dem gegenwärtigen Recensenten unterschieden ist, die von ihm angeführten Gründe S. 55 bis zu Ende der Schrift von den kaukasischen Völkern noch einmal zu erwägen. Allein es wird demselben wahrscheinlich wie andern ergehen, denen des Vf. Meynungen aus vielem Wahren und Falschen zusammengesezt scheinen; und es wäre zu wünschen, dass der Vf. die Mühe übernehme, sie noch einmal genau zu prüfen, und in einer zusammenhängendern Ordnung dem Alterthumsforscher darzustellen.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHOENE KÜNSTE. *Venedig*, b. Zatta: *Vita di M. Iacopo Sansovini*, Scultore e Architetto della Repubblica di Venezia descritta da *M. Giorgio Vasari*, e da lui medesimo ampliata, riformata e corretta. Seconda Edizione. 1789. 36. S. in 4to Mit einer Vorrede des D. Iacopo Morelli. Schon in der Ausgabe von des Vasari Vite de Pittori etc. die zu Florenz 1568 erschien, geschah Meldung vom Sonsovino, der damals noch lebte. Vasari soll aber das Leben dieses Künstlers mit Zusätzen und Verbesserungen, ohne Iahrszahl und Druckort, in Quart herausgegebeu haben. Hr. *Morelli*, der ein Exemplar dieser Schrift besitzt, hat, da er dieselbe nirgends erwähnt findet, einen neuen Abdruck davon veranstaltet, der aber nur 250 Exemplare stark ist. Indessen da das Leben des Sansovino so wohl von Temanza, als in der Ausgabe des Vasari von Bottari mit herrlichen Anmerkungen versehen worden, so scheint uns diese Ausgabe ganz unnütz. Die einzige Berichtigung, die uns aufgestossen ist, betrifft das Alter des Sansovini; er soll nicht 91, sondern 93 Jahr alt geworden seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienſtags, den 1 Februar 1791.

PHILOLOGIE.

VENEDIG, b. den Gebr. Coleti: ΟΜΗΡΟΥ ΙΛΙΑΣ ΣΥΝ ΤΟΙΣ ΣΧΟΛΙΟΙΣ. *Homeri Ilias ad veteris Codicis Veneti fidem recenſita. Scholia in eam antiquiſſima ex eodem Codice aliisque nunc primum edidit, cum aſteriſcis, obeliſcis, aliisque ſignis criticis, Joh. Baptiſta Caſpar d'Anſſe de Villoiſon,* Upſalienſis Academiae, Societatis Latinae Jenenſis etc. Sodalis. MDCCLXXXVIII. Prolegg. 60 S. Text 120 S. Schol. 532 S. in fol.

Mit der Anzeige eines Werks, wie das gegenwärtige iſt, muſs man *entweder* als ein treufleiſsiger Recenſent, wenn es warm von der Preſſe kommt, vor dem Publikum erſcheinen: alsdann iſt man hinwieder billig genug, mit einer richtigen Berechnung der Bogenzahl und Angabe der ſonſtigen Einrichtung in Papier und Druck, nebſt einigen Excerpten und Betrachtungen, dergleichen auf viele in Pergament oder Franzband gebundene Bücher paſſen, vorlieb zu nehmen: *oder* man muſs ſich, wenn Einmal dieſer glückliche Zeitpunkt vorüber iſt — dermalen des Recenſirens begeben. Das letztere war hier wirklich, ſo viel an ihm lag, des Rec. Wunſch; und da der A. L. Z. ſo ziemlich alle öffentliche Blätter zuvorgekommen, ſo konnte Niemand die Klage jenes Gelehrten führen, der einmal bedauerte, daſs ſich von einem gewiſſen Buche *noch nicht wohl reden laſſe, weil es noch nicht recenſirt ſey.* Manches Buch, denken wir auch, bedarf keiner Taufe eines Recenſenten, um mit Ehren durch die ganze chriſtliche Welt zu kommen. Zudem iſt dasjenige, was bey dieſer Ausgabe am Ende zu recenſiren iſt, ſchon an ſich ein wenig alt: es reicht eine geraume Zeit über den Anfang unſers Journals, höchſtgewiſs über das elfte Säc. hinaus. Wohl nie mögen ſich die griechiſchen Critici des Schickſals verſehen haben, einſt bey den Barbaren ordentlich unter den neuen Meſsproducten zur gelehrten Schau geſtellt zu werden.

Noch haben wir freylich ein zweytes *Oder* vergeſſen: das Werk lieſſe ſich in Anſehung des Gewinns, den die Literatur dadurch erhalten, genauer prüfen, ſo daſs die neuen Schätze mit denen, die wir vorhin beſaſsen und kannten, verglichen, und ſo die Erwartungen, die der verdienſtvolle Herausg. durch ſeine mancherley Ankündigungen erregt hat, entweder gerechtfertigt oder umgeſtimmt würden. Vielleicht noch der einzige Weg, bey Leſern, die das Buch erſt aus unſerer Anzeige kennen lernen wollen, allenfalls eine ſo lange Verzögerung verzeihlich zu machen. Vorbereitet wäre Rec. einigermaſsen, da er ſchon ſeit Jahren ziemlich alles, was für die Berichtigung oder Verderbung Homers im Euſtathius, im ſogenannten Didymus und in dem übrigen Scholiaſten und Gloſſatoren - Apparat vorhanden iſt, geordnet vor ſich liegen, und nun auch die Entdeckungen des neuen *Euſtathius der Franzoſen* beygezeichnet hat. Gleichwohl können wir unſere Leſer von Einem Buche, wäre es auch von dem göttlichen Homer eigenhändig geſchrieben, unmöglich auf Wochen hin unterhalten. So ſieht Rec. ſich in einer Verlegenheit, die er bey ſeinem beſten Willen kaum zu überwinden weiſs; indem die allein übrige Art, ſie zu überwinden, nur für wenige Leſer anziehend genug ſeyn möchte. Mit aller gebührenden Gleichgültigkeit überläſst er daher die folgende Anzeige ihrem Schickſale.

Das Werk beſteht aus drey Stücken. Voran eine *Einleitung* des Hrn. *de V.*, ein *πρόσωπον τηλαυγὲς* von ſo mannichfaltiger Gelehrſamkeit, daſs es dem in Literatur fremden Leſer leicht ein gedankenloſes Staunen, aber auch ſelbſt dem Kenner durch ſeinen Ueberfluſs und Reichthum zuweilen einen Seufzer abnöthigen kann. Auf dieſe Prolegomena folgt der *Text der Ilias,* wie er in der vornehmſten der von dem Herausg. gebrauchten Handſchriften (Cod. Graec. CCCCLIV. Bibl. Venet. S. Marc.) befindlich iſt, mit ſeinem ganzen Gepränge der kritiſchen und exegetiſchen Zeichen. Hinter dieſem Texte werden endlich die *θύλακοι κριτικοὶ καὶ γραμματικοὶ* ausgeleert; ein Haufen Scholien, wozu mehrere Codices beygetragen haben, nun nach der Ordnung der Verſe neben einander gereihet, ungefähr wie es Muſurus und andere der erſten neuern Scholienſammler gemacht haben. Die mehreſten und beſten Anmerk. liefert der gedachte Codex; und es iſt zu verwundern, wie er ungeachtet der Winke einiger Gelehrten auf unbekannte Schätze der Markus - Bibliothek, ſo lange unbenutzt, und ſelbſt dem *Bongiovanni,* wie es wenigſtens ſcheint, unbekannt bleiben konnte. Früher mag er in den Händen eines mit ganz andern Dingen beſchäftigten Beſitzers geweſen ſeyn, und er gehört wohl nicht zu dem Vorrath des K. *Beſſarion.* Hr. *de V.* ſetzt ihn ins zehnte Jahrhundert, eine Angabe, die uns aus den beygebrachten (nur zu wenigen) Datis von ſeiner Schriftart wahrſcheinlich wird. Nächſtdem iſt die von Bongiovanni für Ilias A. benutzte Handſchrift aus der nämlichen Bibl. (Cod. CCCCLIII.) die man ins elfte Jahrh. ſetzt, verglichen und daraus alles, was die erſtere nicht hatte, *exceptis pauciſſimis inſulſorum grammaticorum quorundam etymologiis,* der Sammlung einverleibt worden. Dieſe iſt in allem Betracht von geringerm Werth als jene, ſie enthält viel weniger Bemerk. alexandriniſcher Grammatiker, dafür deſto mehr allegoriſche Grillen und war auch durch die Leiden-

sche v. Valckenaer excerpirte Handschrift schon bekannt. Denn beide stimmen häufig ganz überein; nur fehlen die Observationen, die unter dem Namen Σευαχηρείμ von Valck. angeführt werden. (Beyläufig: der holländische Gelehrte, wie auch Hr. *de V.*, halten diesen Namen für *ganz unerhört*. In einer griechischen Scholiensammlung ist er es freylich; aber er gehört, wie mancher ähnliche Alt-Testamentliche Name, unter die ganz gebräuchlichen im 10—12 Sec. Vorzüglich wird ein Aufrührer gegen Balduin von Flandern unter diesem Namen erwähnt, s. *Nicetas Chon. Annal. lib. extr. p.* 386. *edit. Paris.*) Noch sind aus der Hamburger Kopey des Codex der Leipziger Pauliner-Bibl. verschiedene (doch nicht alle wichtige) Scholien, und aus einem Vaticanischen, den ehemals Holstein gebraucht, mehrere, aber nicht sehr trostreiche, Annotationen des Porphyrius eingeschaltet. Der ganze Apparatus, wie er nun vor uns liegt, besteht also aus *viererley* Ingredienzen, und wem an Erforschung der Zeit, wo die Scholien *gesammelt* seyn mögen, gelegen ist, muss die Lieferungen jeder dieser Handschriften durchaus einzeln und für sich prüfen. Am meisten kömmt indess auf die zuerst genannte Handschrift an, bey der es jedoch schwer ist, über die Zeit, wo der erste *Sammler* gelebt, ein entscheidendes Urtheil zu fällen. In den ersten vier Jahrh. nach Chr. lebte er aber wohl nicht, sondern etwas später. Uebrigens nehmen wir alles Gute und Alte mit Dank für die glückliche Rettung an: von dem Beysatz der Thorheiten hingegen, macht es überhaupt wenig Vergnügen, Jahrzahl und Datum nachzuweisen. Dass auch dieser Codex seine jüngern Einschiebsel habe, ist begreiflich. Doch hat ihn vielleicht seine Verborgenheit mehr, als andere, davor geschützt.

Diese und eine Menge ähnlicher kleinlicher Untersuchungen, zu welchen gleichwohl oft eine tiefe Kenntniss der ältern und spätern Griechischen Sprache und Literatur gehört, werden einst das Antheil desjenigen seyn müssen, der uns eine Geschichte der Erklärung Homers, eine auch der heiligen Philologie nicht gleichgültige Sache, geben will. Hiebey müssen zugleich lange Kapitel vermoderter Abgeschmacktheiten zu Tage gefördert werden; und in der That, bey einer vollständigen Bearbeitung der Ilias, wenn sie auch auf die ältern Behandlungsarten des Gedichts Rücksicht nehmen soll, darf man nur auf eine eigene Rubrik, *Ineptiae Grammaticorum*, rechnen, wie man sonst *varietates lect.* unter dem Texte zu sehen gewohnt ist. Zu dieser besondern Rubrik liefert nun unsere Ilias Veneta noch weit mehr Ausbeute, als wir bis daher hatten. Denn die eigenen Reflexionen des Eustathius, deren eine feine Zahl sind, und die dem Commentar des Erzbischofs im Ganzen das Ansehen einer Homerischen Hauspostille geben, dürften doch auf kein Excerpiren Anspruch machen. Die seltsamen kritischen und exegetischen Einfälle aber, die Eust. aus seinen ältern Quellen zog, nebst den ähnlichen, die hin und wieder in alten Schriftstellern und Scholiasten zerstreut stecken, sind bey weitem noch nicht alle in unserer neuen Ilias enthalten. Von dieser Seite hat die Handschrift völlig unsere Erwartung übertroffen. Rec. hatte eine Sammlung aller Grillen und sonderbaren Deutungen alter, mit unter sehr achtungswerther, Kritiker über das erste B. der Il. vor sich; und kaum glaubte er, dass man über so wenige Verse noch mehr radotiren könne. Das neue Werk zog ihn aus dem Irrthume. Er fand beynahe die Hälfte jener Sachen gar nicht, aber dafür noch ein reiches Supplement neuer Radotage. Zu verwundern ist es übrigens, dass sogar über die ersten Verse des Gedichts manche Bemerkung älterer Gelehrten fehlt, wie die des Apion, die Seneca persiflirt. Das Ganze kann mehr, als irgend eine Scholien-Sammlung, *seinen* Mann in der grossen Kunst üben, durch so viele verwirrende und vom Ziel abführende Dinge den Kopf gesund und wohlbehalten hindurch zu bringen.

Wir fürchten von Niemand misverstanden zu werden. Auch in dem besten Scholiasten giebt es Träumereyen, über die sicher die Verfasser der commentirten Werke besondere Anwandelungen kriegen würden: wer wird deshalb z. B. den Apparatus über den Aristophanes oder Pindarus weniger benutzen? Wie manche schätzbare Anmerkung oder Nachricht oder Excerpt aus frühern, für uns vertrockneten, Quellen kann uns für die angewandte Mühe schadlos halten, oft auch auf ganz andere Dinge führen, als woran der gute Scholiast dachte! Und solcher Excerpten und Bemerkungen enthält wirklich der Haupt-Codex in solcher Anzahl, dass er es mit jeder andern Scholiensammlung kühnlich aufnehmen kann. Uebrigens wusste und gesteht der Herausg. selbst, was er gefunden; und wenn er durch seine verschiedenen Anzeigen vor *Erscheinung* des Werks uns zu Erwartungen berechtigt haben sollte, die itzt nicht ganz erfüllt scheinen; so muss man gefällig genug seyn, auch etwas auf die Freude des ersten Funds zu rechnen. Immer würde die Handschrift äusserst achtungswürdig bleiben, wenn sie auch nichts als die Lesarten und kritischen Anmerk. so vieler älten Gelehrten bis auf den Apion herunter erhalten hätte. Von dieser Seite ist sie die einzige ihrer Art.

Doch es ist Zeit, unsern Weg mit Ordnung anzutreten. Bey den Prolegg. müssen wir uns kurz fassen. Einen vollständigen Auszug kann sich Jeder, mit dem Buche vor Augen, leicht selbst machen; und wem die Homerische Literatur weniger bekannt ist, dem möchten wir dies rathen, um nachher diesen Ocean von Citaten und Gelehrsamkeit noch einmal mit freyerer Seele zu befahren. Denn durch die gewählte Ordnung, ingleichen durch einige Abschweifungen, erschwert der Vf. ein wenig die Uebersicht. Dem ungeduldigen Leser könnte mit unter das *dic de tribus capellis* einfallen. Das Ganze eröffnet sich gleich mit einem 12 S. langen Excursus über griechische Paläographie, worüber Hr. *de V.* schon vorhin, und wieder hier ein ausführliches Werk verspricht, wozu gewiss kein Gelehrter ausser ihm so viel Vorarbeit bereit haben kann. Angenehm war es uns, zu mancher Bemerkung über die ächte Orthographie der Griechen hier neue und treffende Bestätigungen zu finden. So wollen sich unsere Herausgeber noch immer nicht an die Trennung gewöhnen: ἀ-γαιρῶν, ἀ-πειπεῖν, ὀ-πονομάζειν, με-τεῖναι, κατέχεσθαι, πά-ρεγον, ὑ-πακύειν, ἐ-φ' ὕδατι, Ζη-ν' ὕπατον u. s. w.

u. s. w., obgleich die Gelehrten des XVI Sec. sie schon gebrauchten, und auch beym Eustathius deutliche Winke darauf vorkommen. Hier wird ausdrücklich noch Aristarchs Autorität beygefügt, über Il. Ω. 331. 332. Ζῆ-ν' ἐς πεδίον statt Ζῆν' ἐς πεδίον. Eben so richtig ists, wenn im Cod. über den von ihren Verben abgetrennten und vorausgehenden Präpositionen kein Accent befindlich ist, wie über ἀπο in ἀπο πατρὶ Φ. δόμεναι Il. Α. 98. Allein von diesen und ähnlichen Eigenheiten der alten Accentuation giebt das Werk selbst keine Belehrung, da es dem Herausg. gefallen hat, alles ohne Accente drucken zu lassen. Es wird versichert, die grösten Kenner stimmten für die Hinweglassung derselben: eine Nachricht, die uns sonst nicht bekannt ist. Die Besorgniss für leichter entstehende Druckfehler lassen wir gelten: nur wird ein Scholion zuweilen gerade durch den Mangel der Accente dunkel, oder hält wenigstens den Leser auf, wie wir einigemal bemerkt haben. So hat ferner der Haupt-Codex die ὑποδιαςολή, das ὑφέν, und in Wörtern, die aus einem adspirirten Verbum zusammengesetzt sind, den Spiritus auch in der Mitte. Gut ist es in diesem Falle, dass die Spiritus im Drucke beybehalten sind. (Ob der alte Grieche selbst, in der Aussprache, den stärkern Hauch hören liess in παρὸῤῥαν, φίλιππος, ἐνάλιος u. drgl., wird nicht bemerkt. Die Sache ist aber sehr wahrscheinlich. Beym Unterricht besonders schien es uns immer empfehlungswerth, indem durch diese Angewöhnung der Weg der Derivation dem Lernenden erleichtert wird.)

Von S. 13. kommen wir zu den notis Criticorum. Nach einer gelehrten Erwähnung dessen, was hierüber gröstentheils schon sonst bekannt war, wünschte man wohl von dem Manne, der sich Einmal mit dem so einzigem Codex länger beschäftigte, eine bestimmte Auskunft und Angabe, was denn *hier* eigentlich jede der den Versen vorstehenden Signaturen bedeute. So viel ergiebt sich bald: Nicht alle Kritiker haben durchgehends einerley Zeichen gebraucht, und, ein und dasselbe Zeichen ward zu mehr als Einer Absicht gebraucht. Ein paar derselben sind daher so vieldeutig, dass sie ohne die Scholiasten, oft für uns unbrauchbar seyn würden. Was ein alter Grammaticus oft alles merkwürdig und seines Zeichens werth fand, ist seltsam! Nach dieser Handschrift zu urtheilen, mag Homer unter mancher Hand im Alterthume das Ansehen jener Bibel gehabt haben, deren Besitzer sich anfangs nur vornahm, die schönsten und rührendsten Stellen anzustreichen, aber in wenig Jahren so weit kam, dass fast alle Zeilen A. und N. T., die Bücher d. Kön. nicht ausgeschlossen, mit allen schreibbaren Farben bestrichen waren. Eine noch übrige Arbeit also wäre diese, von jedem hier gebrauchten Zeichen vorerst den gemeinen Gebrauch festzusetzen, sodann die Abweichungen von demselben durch eine Reihe ausgewählter Beyspiele zu belegen. Vorgearbeitet ist hiezu durch die dem Texte vorgedruckten Griechischen Aufsätze, und durch die Nachricht im 1 St. der zu Göttingen herauskommenden Bibl. d. A. Lit. u. K. S. 63. ff. Aber in mehrern Stücken ist noch Verwirrung; und selbst Hr. *de V.* Nachweisungen können einen fleissigen Sammler weiter führen.

In dem übrigen Theile der Einleitung kommen die alten Bearbeiter Homers an die Reihe. Vielleicht wäre es dem H. oder seinem Gehülfen, Joh. Ant. Coleti, leicht gewesen, diese seine Angaben bey Abschreibung des Werks zu einem vollständigen Register aller in den Scholien angeführten Schriftsteller zu erweitern. Da sich dergleichen Citationen mehrere finden, (doch wirklich nicht so viele, als wir vermutheten, und selten *bisher unbekannte Fragmente* berühmter Schriftsteller); so würde ein solcher Index den Gebrauch ungemein erleichtert haben.

Der Gelehrten, die im Alterthum am Homerischen Texte kritisch gearbeitet haben, ist eine grosse Zahl; von einigen, als von Aristarch, gab es sogar eine doppelte Revision, die hier mehrmalen citirt wird. Es ist kein Zweifel, dass das Schicksal Homers und anderer ältern Barden, dergleichen noch nach Herodots Zeiten mehrere verloren gegangen sind, wir meynen das Schicksal, eine Zeitlang durch das blosse Gedächtniss fortgepflanzt zu werden, der philologischen Kritik die erste Veranlassung und Entstehung geben musste. Denn da, ohne von andern Ursachen der Verfälschung zu reden, die Verse in der so bildsamen Sprache, und in dem Munde begeisterter Rhapsoden, von deren Recitation ihr Publicum noch dazu durchaus keine *kritische Richtigkeit* fodern konnte, so manche Veränderungen leiden mussten: so entstund mithin gleich in den ersten Abschriften, (die uns erst gegen die Zeit der Entstehung der griechischen Prose gemacht scheinen,) eine Art von *varietas lectionis*, die Basis alles spätern Grübelns. Die Ehrwürdigkeit der Gesänge trug das ihrige bey, den Fleiss zur Erforschung der wahren Lesarten anzufeuern. Nur war es unmöglich, hierin gleich von sichern Grundsätzen auszugehen; zumal da *nirgends* eine Spur von alten Handschriften, weder der des Pisistratus, noch weniger einer von den halbfabelhaften Homeriden verfassten vorkömmt, die den ersten Kritikern zur Grundlage gedient hätte. Sofern scheint die Homerische Kritik einen ähnlichen Anfang gehabt zu haben, wie die Masoretische. Nur ungleich temerärer war jene, in einem Grade, der uns ohne die nunmehr erhaltenen Belege unglaublich scheinen würde. Hätten wir statt aller der alten Emendationen und Conjecturen nur zwey oder drey Texte Homers aus Sokrates Zeitalter: kein Zweifel, dass wir, bey unserm nüchternen Verfahren in der Kritik, den Sänger seiner Integrität näher bringen würden.

Die Sache selbst musste übrigens ihrer Natur nach einen langsamen Gang gehen, und die ersten Schritte darinn längstens leise und unbemerkt gemacht seyn, ehe unter den Ptolemäern mit Einmal eine ganze Folge von Kritikern über den Homer hervortreten konnte. Dies wird man vorzüglich da bedenken müssen, wo Hr. *de V.* gegen Hrn. P. *Wolf* (hinter *Schellenbergs* Sammlung der *Fragm. Antimachi*) darzuthun sucht, dass man von dem Dichter von Kolophon, dem Vf. der Thebais, eine Recension der Ilias gehabt habe, und dass der einigemale beym Eustath. vorkommende An

timachus kein anderer als der berühmte Dichter sey. Etwas heterogene Dinge werden in dieser Bestreitung unter einander gemischt. Bald werden Aratus, Apollonius Rhod. und A. genannt, zum Erweis, dass auch wohl ein Dichter sich mit der Kritik beschäftigen könne: bald Theagenes, Stesimbrotus, sogar der Rhapsode Cynaethus werden als Homerische Kritiker aufgeführt, damit das höhere Alter des Antim. kein Hinderniss mache. Hier und anderwärts fällt es auf, wie nöthig es noch ist, erst den Begriff eines Kritikus beym Homer, und einer Homerischen ἔκδοσις zu bestimmen. Dem Rec. dünkt selbst die bekannte ἔκδοσις ἐκ τῦ νάρθηκος noch etwas anderes gewesen zu seyn, als die des Zenodotus, Aristophanes u. w. Dem Alexander konnte es genügen, einen nur nicht durch grobe Abschreiber-Fehler entstellten Text vor sich zu haben, und das Beste der bisherigen Handschriften vereinigt zu sehen. Auf ähnliche Weise mögen die ἐκδόσεις πολιτικαὶ und manche Privat-Kopeyen einzelner Liebhaber des Sängers entstanden seyn. Wenn gleich aber aus den bisher zugangbaren Quellen über den Antim. nichts weiter zu ziehen war, als Hr. P. Wolf beygebracht hat; so erheilt itzt allerdings aus den neuen Scholien, dass man späterhin einen vom A. besorgten Text, der von andern bekannten Texten hin und wieder abwich, gehabt hat. Bestimmt wird zwar auch in diesen Stellen der Schol. (zu A. 298. 598. Ψ. 604. 870. Ω. 71.) nicht gesagt, ob der Dichter oder ein gleichnamiger Gelehrter gemeynt sey. Allein an und für sich ist die Sache, in dem angegebenen Gesichtspuncte betrachtet, gar nicht unwahrscheinlich, dass A. von Kolophon sich einmal mit einer Revision des Textes für sich oder gute Freunde beschäftigte. Hiebey bleibt jedoch dies, dass an mehrern Orten der Scholien A. als Dichter citirt wird, in Hinsicht auf den Gebrauch, den er von Homerischen Wörtern in seinen eigenen Werken gemacht hatte. Vgl. die Schol. zu Φ. 575. vom Stesichorus, und anderw. Es liess sich nämlich daraus, ohne dass er je eine einzige Erklärung aufgesetzt haben dürfte, wahrnehmen, wie er den Homer in einzelnen Ausdrücken verstanden: ein Hülfsmittel zur Erklärung, wozu noch heut zu Tage ein und der andere Alexandrinische Dichter nützlich gebraucht werden kann.

Andere Puncte der Einleitung müssen wir kürzer berühren, z. B. das, was von der Beschaffenheit der Kritik bey den Alten überhaupt gesagt wird. Galens Verdienst um dieselbe wird doch etwas zu hoch angeschlagen. Der Stellen in seinen Werken, wo kritische Regeln festgesetzt und erläutert werden, sind zwar um ein gutes Theil mehr, als Hr. *de V.* anführt: dennoch bleiben sie fast alle bey den ersten Elementen stehen, und wir können Niemanden rathen, die Folianten durchzugehen, in Hoffnung eine für Wortkritik heutiges Tages unbekannte Ausbeute zu machen. In Vergleichung andrer nach Einfällen und Laune handelnder alter Kunstrichter bleibt aber Galen bey seinem hellen gesunden Blick, immer ein zweyter Aristarch!

Endlich giebt der Herausg. eine Nachricht von seiner Reise. Es ist merkwürdig, was dort ein Gelehrter nach so vielen Vorgängern noch alles finden kann, *wenn er viel mitbringt*. Er verspricht uns, in dem schon sonst verkündigten Werke über Griechenland, woran er itzt unausgesetzt arbeitet, ausser Vergleichungen alter und neuer Zeiten, noch eine reiche Nachlese von Inschriften, selbst Decrete von Staaten, die Andern entgangen waren: wovon schon hier eine kleine Vorkost gereicht wird. Vom Honig auf dem Hymettus erfahren wir, dass er noch zur Zeit eben so wohlschmeckend sey, wie vor Alters. S. 49. von den Tzaconen, die die Argolische Berggegend zwischen Nauplia und Epidaurus Lim. vorzüglich in drey Oertern, Prasto, Kastanitza und Sitina, bewohnen, die er für Abkömmlinge der Lakonier hält, so dass bey ihnen sich auch die Dorische Sprache stärker, als bey den Mainotten, ihren Nachbarn, erhalten habe. Beyläufig noch ein Diverticulum von dem Epidaurischen u. andern Tempeln Aeskulaps S. 51, und dann wieder bey dieser Gelegenheit etwas von der Incubation u. s. w. Denn es ist nicht möglich, die Alles umfassende Gelehrsamkeit des Vf. im Einzelnen weiter zu verfolgen. Ja, Alles, was wir bis hieher gaben, sind am Ende nichts als Brosamen einer mit allem Ueberfluss besetzten Tafel. Bewundernswerth ist zugleich die Politesse, mit der er Gelehrte aller Völker und Zungen bey jedem Anlass bewillkommt und anführt. Hier finden sich Lebende und Todte, Freunde und Feinde in der artigsten Gesellschaft, und mit allen *titulis honoris* geschmückt, beysammen. Man wird sich hinfort kühnlich auf den H. *de V.* berufen können, wenn der Philologie Schuld gegeben wird, dass sie sich mit dem Modetone der feinen Welt nicht immer wohl vertrage.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *München*, b. Lindauer: *Versuch einer sehr einfachen und allgemeinen Auflösung des berühmten Problems einer Correspondenz in ab- und unabsehbaren Weiten.* 1789. 1½ Bogen. 8. 2 gr. Die Grösse der Schrift zeigt schon, dass man hier nichts mehr als höchstallgemeine Vorschläge zu Bezeichnungs- und Bezifferungs-Methoden suchen dürfe. Diese giebt der ungenannte Vf. auf eine deutliche und sinnreiche Weise blos durch zwey von einander unterschiedene Zeichen, (die sich durch das Gesicht und das Gehör deutlich unterscheiden lassen,) für die einfachen Ziffern und das Alphabet; bey welcher nur das einzige zu erinnern seyn dürfte: dass den am häufigsten vorkommenden Buchstaben und Ziffern wohl die einfachsten Bezeichnungen zu geben wären. Die Signalirung dieser Zeichen durch an Stangen errichtete Tafeln, die blos gedreht werden, so dass sie demjenigen, für welchen signalirt wird, die Kante oder die Fläche zeigen, ist recht artig, und für (wenn man so sagen darf) stehende Signalhäuser anwendbar. Eine so kleine blos das allgemeinste enthaltende Abhandlung ist keines Auszugs fähig. Ein Anerbieten des Vf., dessen Erfüllung Liebhabern elektrischer Versuche sicher angenehm seyn wird, wird wahrscheinlich durch die A. L. Z. bekannter, als durch die kleine Abhandlung. Es betrift die Anordnung eines elektrischen Apparats, dessen Wirkung den stärksten bisher bekannten wenigstens dreymal übertroffen, und nicht volle 500 fl. kosten soll. Der Vf. verspricht die Direction bey der Ausführung unentgeldlich zu übernehmen, und auch selbst einen Theil der Kosten zu tragen. Da er sich nicht genannt hat, wird er wohl in der Verlagshandlung zu erfragen seyn. —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 2 Februar 1791.

PHILOLOGIE.

Venedig, b. den Gebr. Coleti: ΟΜΗΡΟΥ ΙΛΙΑΣ ΣΥΝ ΤΟΙΣ ΣΧΟΛΙΟΙΣ, etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wie sich der Text der neuen Ausgabe von den vorhin verglichenen Texten unterscheide, die ihr allein eigenen Zeichen ausgenommen, ist leicht zu übersehen. Er ist sicherlich mit dem, welcher in unsern Editionen herrschend ist, aus einer Haupt-Quelle geflossen, also nicht das Werk irgend eines Alexandrinischen Grammatikers, sondern ein *textus vulgatus*, wie er sich aus Ingredienzen älterer kritischer Bearbeitungen gleich in den ersten Säc. nach Chr. gebildet zu haben scheint, übrigens nicht allzu sorgfältig copirt. Daher eine grosse Menge Lesarten, die so gut als keine, und gleich auf den ersten Anblick verwerflich sind, vieles auch, durch die falsche Aussprache verdorben. Andere Abweichungen sind gleichgültiger Art: nur wenige einer nähern Betrachtung werth, worunter wieder sehr viel sonst bereits bekanntes.

Wir wollen die bessere Seite des Textes durch Auswahl einiger Lesarten bemerklich machen: auf Beurtheilungen der letztern aber dürfen wir uns nicht einlassen. A. 20. heisst es: δ' ἐμοί. 73 f. w. ὅ σφιν. 241. τότε δ' ἔτι. 281. ὅδε. 301. ἂν ἑλών. 549. ὁ δέ κ' ἐγών. 573. ὧδε τ' ἀνεκτα. 602. ὧδ' ἔτι. B. 43. περὶ δὲ μέγα. 54. Πυλοιγενέος. 82. Ἀχαιῶν εὔχεται εἶναι. 109. ἐπὶ Ἀργείοισι μετηύδα. 198. δήμου ἄνδρα. 221. αὐτ' Ἀγαμ. 293. ὅνπερ. 323. ἄνεω. 351. ἐν ὠκυπ. 426. ἀμπείραντες. 418. ἠερέθονται. 611. πολεμίζειν. Γ. 209. ἐν ἀγρομένοισιν. 442. ὧδε γ' ἔρως. Δ. 24. Ἥρη im Dativ. 131. λέξεται. 264. εὔχεαι. 300. πολεμίζοι. Z. 187. λόχον st. δόλον. 195. πυροφόροιο st. φ. νέμοιτο. 200. καὶ κεῖνος. 226. ἔγχεα. (Hier nehmen einmal die Schol. von der doppelten Lesart Notiz.) 245. 249. πλησίον. 246. μνηστῆς. 287. ταὶ st. καί. 353. καὶ st. κεν. 365. οἰκόνδ' ἐσελεύσομαι. 447. εὖ γὰρ ἐγώ. 465. πρίν γε τι. Dies ist etwa die kleinere Hälfte der Abweichungen im VI Buche. Aber wozu sollten wir den Leser mit Aenderungen aufhalten, wie diese: 71. τεθνήωτας. 243. αἰθουσσῆσι. 120. ἀμφοτέρω. 507. θείη? Dieser Fehler ist sehr häufig in der Hdschrift, nemlich der Gebrauch des Subjunctiv, in Vergleichungen nach ὡς ὅτε. Rec. könnte leicht diese Auswahl durch mehrere Gesänge fortsetzen; das Resultat aber bleibt dasselbe: oft Hunderte von Versen hindurch gewinnen wir kaum eine einzige Lesart, die nicht entweder längst aus andern Hdschriften bekannt wäre, oder zur Verbesserung wirklich dienen könnte. Hiernach lässt sich beurtheilen, in wie weit unsere *Varietas lect.* im Homer — grösstentheils ein Gemengsel von blossen Schreibfehlern — durch diesen *Text* ihre Gestalt ändern dürfe.

Auch der ausgelassenen Verse sind nur wenige so dass wir nicht gern die Wahrscheinlichkeit eigener Vermuthungen gegen manchen Vers der Iliade von der Autorität dieses Codex abhängig halten möchten, so wenig wir auf der andern Seite die Verdachte, wovon die Scholien desto reicher sind, anerkennen. Einige Verse könnten indess durch blosse Nachlässigkeit des Abschreibers zu fehlen scheinen, wie z. B. Γ. 78. Θ. 6. 183. 277. H. 368. 369. Gleichwohl sind dem Rec. mehrere Umstände vorgekommen, die im Ganzen den Abschreiber von eigentlicher Flüchtigkeit dieser Art ziemlich freysprechen. So wird man gleich geneigt seyn, in der Weglassung von Φ. 480. ein Versehen zu suchen: aber das Scholion zeigt, dass Kritiker es für Homerisch gehalten haben, wenn προσέφη oder ein ähnliches Wort supplirt würde. Andere fehlende VV. finden sich auch in gewissen andern Hdschriften nicht, wie Θ 224. 5. 6. Nicht leicht aber wird man in den Scholien etwas über Verse antreffen, die der Text nicht hätte: weit mehr das Gegentheil, als H. 380. Eine Anzahl der ausgelassenen Verse sind ferner solche, die etwa schon öfter da gewesen, und zu der *repetitio Homerica* gehören, wie E. 42. 57. O. 481. f. w. Begreiflich muss diese Wiederholung derselben Tiraden und Worte frühzeitig den Hochgeschmack der Kunstrichter beleidigt haben; die Sache erhellt selbst aus der Sorgfalt, womit die Alexandrinischen Dichter dergleichen Wiederholung in ihren Gedichten vermieden. Ausser den schon erwähnten VV. fehlen im Texte noch folgende, die wir ohne weitere Bemerkungen angeben wollen. A. 265. B. 168. 206. dieser mit Recht. Und fast möchten wir auch dem Zenodotus über den 168 V. beytreten. Das Scholion dazu erkennt auch mit ein paar Worten die Kritik an, und erwähnt des Verses nicht. Weiter fehlen Θ. 466. 7. 8. K. 191. 531. Λ. 661. N. 255. 316. Ξ. 269. Π. 381. 614. 15. 689. 90. (Hier vgl. Eustath.) P. 585. T. 177. Υ. 312. Φ. 158. 434. 510. X. 121. Ψ. 565. Ω. 693. Auch fehlt im Catal. V. 65. Στῆσε — den Solon eingeschoben haben soll. Wir erwarteten hierüber in den Schol. etwas mehr, als wir fanden: nicht mit einer Sylbe wird des Verses, den die Megarenser dagegen lasen, gedacht; so muss der einzige brave Ajax mit seinem einzigen Verschen vorlieb nehmen. Am Ende bleiben demnach beym Texte das Wichtigste die kritischen Zeichen. Bald weisen dieselben auf etwas Seltenes oder Ungewöhnliches, oder *dieser* Stelle, *diesem* Verse, nicht Angemessenes; bald auf beargwohnte Unächtheit, bald auf irgend etwas grammatisch oder ästhetisch Bemerkenswerthes, oder auf eine in den Scholien befindliche Anmerkung. Nur Schade, es müssen diese Zeichen hie

hie und da, vermuthlich zum Theil schon durch Schuld älterer Hände, von ihrer rechten Stelle gerückt seyn. Geben die Scholien eben da Auskunft, so kömmt wenig auf die Irrung an; aber nicht allemal geschieht das. Um also die Meynungen und Einfälle der Grammatiker zu fassen, bedarf es vorher manches mühsamen Umschauens, das doch endlich auf keine grossen Entdeckungen führt.

Desto wichtiger ist die *Scholiensammlung*, von welcher wir wenigstens soviel beybringen müssen, als zu einer allgemeinen Bestimmung ihres Werths erfoderlich ist. Derselbe besteht aber vorzüglich in der Erhaltung von Lesarten und Wortkritiken Alexandrinischer Gelehrten, dergleichen insonderheit von Zenodotus, Aristophanes v. Byz. und Aristarch, so viele zuerst erscheinen, dass wir mit Sicherheit behaupten, das vorhin bekannte beträgt kaum ein Sechstheil davon. Ein Codex, wie dieser, musste also so manchem Scholiensammler und dem Eustathius selbst entgangen seyn, um in unserm Säculo erst dem Studio Homers eine neue Fackel anzuzünden! Denn dass unter allen Hülfsmitteln, die der planlose Eustathius bey seinem Excerptenbuche vor sich hatte, durchaus kein so reichhaltiger Auszug aus den frühern kritischen Schriften war, als die neue Scholiensammlung enthält, ist keinem Zweifel unterworfen. Nicht also, weil Eust. die Anführung alter Varianten verschmäht hätte, (denn wie sehr unbedeutende verschmäht er nicht, indem er an andern Stellen treugläubig seinen gemeinen, incorrecten Text dollmetscht!) sondern weil in seinen Quellen mehr exegetischer Kram aufgehäuft war, gab er uns des Kritischen so wenig. Dass er vollends von den vor Chr. lebenden Commentatoren, bis auf Apion herab, nichts aus der ersten Hand zum Gebrauche hatte, lehrt seine eigene Art zu citiren, das φασὶ und ähnliche Worte bey Conjecturen des Aristophanes, Aristarch s. w., ganz deutlich; und die Bemerkung ist nicht mehr neu. Nicht viel anders sieht es mit den verschiedenen zeither bekannt gewordenen Scholien aus. Den ganzen Wust von Varianten aus diesen und den übrigen gedruckten Subsidien hätte man daher getrost gegen das hingeben können, was wir nun durch Hrn. *de V.* Bemühungen allein von den drey genannten vorzüglichen Kritikern und deren Recensionen erhalten haben. Denn hierinn setzt Rec. das Hauptverdienst des Werks: insbesondere lernen wir daraus den Text des Zenodotus so genau kennen, dass uns darüber wenig zu wünschen übrig bleibt.

Bey diesen Zenodotischen Lesarten zeigt es sich am auffallendsten, wie gewagt und schwankend die ersten Versuche der Kritik waren. Wie würde man lachen, gienge itzt jemand *so* mit einem alten Texte um! Oft ahndet man nur dunkel, was dem Manne in Versen, die er vertilgte, misfiel; bey andern Verbesserungen oder Veränderungen halten wir Grund und Ursach zu finden für ganz unmöglich, weil sich nicht wohl etwas finden lässt was — nicht ist; anderwärts geräth man bey bloss grammatischen Dingen in die Verlegenheit, entweder sich selbst für unwissend in den ersten Anfangsgründen der Sprache zu halten, oder zu glauben, das cor Zenodoteum habe eigenmächtig den Sprachgebrauch nach seinen Einfällen regeln wollen. Das schlimmste ist nur hier, wie in ähnlichen Fällen; wir haben keine Sicherheit, was der Grammaticus da, wo er änderte, immer für Lesarten vor sich hatte, da itzt seine und alle übrige Conjecturen an den *textus vulgatus* angereiht sind. Ja, wer leistet sogar die Gewähr, dass wir nicht öfters das als Conjectur ansehen, was nur aus ältern Exemplaren in neue Recensionen übergegangen war? Natürlich konnte alles dergleichen dem spätern Sammler Lesart des Zenodotus, Aristarch, s. w. heissen; und die Kürze der kritischen Excerpten in unserm Codex lässt oft allerley Vermuthungen Raum. Doch wir wollen den Leser durch einen Auszug solcher Lesarten des Zen., die hier zuerst bekannt werden, in den Stand setzen, selbst zu urtheilen.

Il. A. 8. las er σφωϊν. N. L. (So wollen wir unsere Unwissenheit oder Unvermögen zu urtheilen, bezeichnen.) 24. Ἀτρείδαο. Also auch wohl Ἀγαμέμνονος? 34. ἀχέων. Weit besser ἀκέων, wie der folgende Gegensatz zeigt. 42. τίσαιεν. 60. οἴ κεν. 68. ἐκαθέζετο. 69. Μάντις Θεσορ. In mehrern Betracht verwerflich. 73. ὅς μιν ἀμ. N. L. 80. κρείσσω. N. L. Zugleich wird vom Z. der ganze Vers verworfen. Bey jener Lesart verdiente er es wohl. 91. Ἀχαιῶν εὔχεται. So auch Aristoph., Aristarch und Sosig. 97. Durch eine interessante Bemerkung erfahren wir hier, dass unsere gemeine Lesart aus Zenodots Recension ist. Aristarch hatte dagegen: πρὶν Δαναοῖσιν ἀεικέα λοιγὸν ἀπώσαι. Noch hat Niemand das λοιμοῖο χεῖρας βαρ. ἀφέξει erklärt, und es bleibt fast gleich hart, man mag ἀφέξει mit λοιμ. oder gar χεῖρας λοιμ. verbinden. Aristarchs Lesart ist vorzüglich, ungeachtet das letzte Wort Bedenken macht. 100. αἴ κέν μιν. 163. οὐδ' ὅτ' Ἀχαιοί. Also verstund er wohl Τρώων πτολ. wie billig von Troja, und nachher ἔρχομαι als Fut. 204. τετελεσμένον ἔσαι st. τετελέσθαι οἴω (oder vielmehr τελέεσθαι ὀ.) Nicht übel. 219. 20. Statt dieser VV. mit ihrer schönen Mahlerey nur einer: ὣς εἰπὼν πάλιν ὦσε μέγα ξίφος, οὐδ' ἀπίθησε. Und das schwankende ὦσε? Wo hat das je die hier erforderliche Bedeutung gehabt? 56. ὄρητο. Dorisch. 83. φράσον. 86. Κάλχα. 212. καὶ τετελέσθαι οἴω. 249. γλυκίω. Also ῥεῖν mit dem Accus. 251. αἱ οἱ. Nicht natürlich und Homerisch genug; und, wie vieles Andere, um doch zu ändern. 260. erfährt man, dass das von Eust. empfohlene ἠέπερ ἡμῖν von Zen. ist. An diese Politesse dachte sicher Homer hier nicht. 271. κατ' ἐμαυτόν. Falsch. 299. ἐπεί ῥ' ἐθέλεις ἀφελέσθαι. Das Wollen ist kaum genug. 351. χεῖρας ἀναπτάς. Er wusste also den Unterschied der beiden Wörter nicht, oder wollte ihn nicht wissen. 393. πατ. ἑοῖο, auch anderwärts. 530. κρητός. 609, πρὸς ὃ λέχος! oder πρ. ὃ λ. statt ἑαυτοῦ! So viele Neuerungen von Z. giebt das erste Buch allein. Aus den übrigen Büchern sey es genug, nur charakteristische Proben zu geben. B. 56. θεῖον. N. L. 161. Ἀργ. θ' Ἑλένην. 187. Σὺν τῷ βαίς. 318. ἀρίδηλον. 435. δὴ ταῦτα λεγώμεθα. Sonach verstund er das letzte Wort διαλεγώμεθα. Vgl. T. 244. Beym Schiffsverzeichnisse sind wieder mehrere, hier allein erhaltene, Veränderungen des Z., v. welchen der Grund eben so wenig bedeutet.

tet. So 667. Αἴψα δ' ὀγ' ἐς Ῥ. 681 las er so: Οἱ δ' Ἄργος εἶχον τὸ Πελασγικὸν, ὅθεν ἀγέρες. 718. Τῶν αὖ ἡγεμόνευε Φιλοκτήτης, ἀγὸς αἰθρῶν. Γ. 28. ἀλείτης. Von Denken das φάτο verstanden, ist der Plural ganz unstatthaft: nur etwas weniger im andern Falle. Aber, nach dem Schol. nahm er gar ἀλείτη f. ἁμαρτία. 51. κατηφείη. Also πῆμα f. w. auf Paris gezogen. Unser Accus. ist aus den Edd. des Aristoph., Aristarch, Sosigenes und der Argivischen. 56. Τρῶες ἐλεήμονες. Höflich! 99. Ἀργεῖοι καὶ Τρῶες, ohne Zweifel wegen πέποσθε, als Vocat. 100. ἕνεκ' ἄτης, nach Z. 356. Ω. 28. — 152. δένδρει. Wovon δένδρεσι! 155. ἄνας! 206. σῆς ἕνεκ' ἀγγελ. 211. ἑζομένων. 273. ἀρνῶν. 459. ἀποτίνετε, Δ. 137. ἔλλιμαχε. N. L. 277. ἰόντι, was auch Eust. und A. ohne Namen haben! 339. κεκ., φαίδιμ' Ὀδυσσεῦ. Nicht übel. E. 53. χραῖσμεν θανάτοιο πέλωρα. N. L. 132. στάσας. N. L. 146. τῷ δ' ἑτέρῳ 162. Βοὸς ἠὲ βοός! N. L. Und βοσκομενάων? 898. ἐνέρτατος. Ζ. 71. συλήσομεν ἔντεα νεκρῶν. 135. δὲ χολωθεὶς. N. L. 226. ἀλλήλους. 511. ῥίμφ' ἑὰ γ. φ., was Eust. mit Recht verwirft. H. 127. μέγα δ' ἔσεισεν Woraus der Schol. vermuthet, er habe statt μ' εἰρόμενος gelesen μειρόμενος, für γερόμενος. Beides gleich schlecht. Vgl. die Schol. ad l. 612. 153. θάρσει ἐμῷ. Θ. 10. μετόπισθε θεῶν. N. L. 166. πότμοι ἐφήσω. Nicht übel. 207. ἔνθα καθῆστ' ἀκαχήμενος. 503. ἐφοπλίζεσθον. 526. ἔλπομαι εὐχόμενος. I. 130. ἐξ ἑλομην. Doch dies hat auch der von Hornej ed. Schol. der auf gute Quellen gestossen seyn muss, aber immer allzu kurzlaut ist. 405. Νηὸς Ἀπόλλωνος, N. L 608. ὀδυρόμενος, κινυρίζων. N. L. Λ. 142. ὃ πατρός. N. L. M. 340. πάσας γὰρ ἐπῴχετο, 342. sq. Beidemal Αἴαντε. 348. εἰ δέ σφι καμοῦσι. N. L. 359. κεῖσε γὰρ ἴθυε N. L. 423. ὀλίγῃ ἐνὶ χώρῃ. 428. ὅτεῳ. 444. ἐπέβαινον, ἐπεὶ θεοῦ ἔκλυον αὐδήν. N. 148. ὁ δὲ χάσσατο πολλὸν ὀπίσσω. 229. ἄλλοι, ὅστις μεθίησι πόνοιο. 237. συμφερτὸς δὲ βίη. 610. ἔρυσσ, χείρεσσι μάχαιραν. Von ξίφος war Z. überall ein Feind. Weshalb in einigen VV., wo er es mochte stehen gelassen haben, nachfolgende Gelehrte ein Zeichen machten, πρὸς Ζηνόδοτον. 628. οὐχ ἕθεν. ἄγοντες. 702. Χάζετ' ἀπ' Α. Ξ. ib. πορφύρεν. 40. σὺν θ. ἑταίρων. Wahrscheinlich auch πῆξε, wofür Aristarch πτῆξε. 89. ἀπερείσιον, ἧς. N. L. Nach 136 hinter ἐοικώς hatte Z. den Vers: Ἀντιθέῳ Φοίνικι, ὀπάονι Πηλείωνος. 442. Ἴλιος. (Auch N. 712. u. anderw. So sollte Hesiodus gesagt haben. 469. ἀμύμονα Πουλυδάμαντα. O. 169. ἐξ Ἰδαίων. 207. αἴσιμα εἴπῃ. N. L. Π. 92. Ἴλιον αἰπὺ νέεσθαι. 188. προφόωσδε, unsere Lesart. Andere dagegen, als Aristophanes. Φόωσδε, ohne πρό. P. 149. μεθ' ὅμιλον. Vergl. die Schol. minora hier. 268. ἀρθέντες. 582. las er: Ἕκτορα δὲ φρένα Διὸς Ἄρης ὤτρυνε μετελθών. 171. ist unser ὦ πέπον von ihm. Eben so 385. aber mit der Grille, ἡμετερόνδε, wie ὑσμίνηνδε u dergl. Σ. 210. Ἄστυ ποτὶ σφέτερον. 485. ἐκ δ' ἐσήρικται. Wofür Aristarch soll gelesen haben, ἐσεφάνωσε. Ueber die gemeine Lesart τά τείρεα nichts. 492. εἰς θαλάμους. 565. ἐς αὐτήν, vom Schol. gebilligt; was selten geschieht, und noch seltner geschehen sollte. 579. κυανέω δὲ, und 581. τοὺς δὲ κ. 584. οὕτως, ein öfter vorkommender Irrthum. Y. 114. θεοὺς ῥεῖα ζώοντας 331. κηώμων νεικείων. Rhianus hatte: τὸν μὲν νεικείων.

Es fällt in die Augen, wie vieles in diesen Lesarten unstatthaft, wie vieles selbst gegen den Sprachgebrauch Homers oder überhaupt des hohern Alterthums ist. Wiefern indess dergleichen dem Leichtsinn des Zen. zugeschrieben werden könne, ist in wenigen Fällen auszumachen. Ein anders wäre es, hätte der Sammler uns die von Zen. vorgefundene Lesart neben dessen Verbesserung mitgetheilt. Itzt kann man oft denken, entweder, Zen. ist zuweilen bey der Lesart älterer Texte geblieben, oder, er hat für etwas ganz verwerfliches nur etwas erträgliches gerathen, folgende Kritiker etwas besseres. Aber freylich sind unter seinen Conjectaneen manche, wie sie ein Leser des Dichters in einer unglücklichen Stunde zu Dutzenden an den Rand spielen kann. Man darf dazu nur in Versen von ähnlicher Idee etwas von hier weg und dort hin tragen. Zunächst kann einen noch das stutzig machen, wie wenig Zen. mit sich selbst übereinstimmt, indem er an einer Stelle wegwirft, was er an 10 andern beybehält. Aber hier mag die Schuld eher auf unsern Excerpten-Macher fallen, der Einerley nicht mehrmalen wiederholen wollte, so oft er auch hinschrieb, dass Aristarch πολυπίδακος und nicht πολυπιδάκου gebilligt: sonst wäre das Verfahren des Z. unbegreiflich.

Ein ganz anderer Emendator ist Aristarch, dessen Verdienst durch den Abstich mit jenem ein sehr vortheilhaftes Licht erhält, wenn gleich für uns zu wenige Data übrig sind, um ihn mit den Alten als das Ideal der Kritik anzusehen. Hierzu müssten wir insonderheit seine ὑπομνήματα in den Händen haben, die unser Sammler noch gehabt zu haben scheint. Was er aber daraus beybringt, führt doch selten auf die Idee, dass Aristarch alterthümliche Sprache, Sitten und Manier des Autors zu seinem Studium gemacht hatte. Aus seinem Texte gewinnen wir zwar nicht so viel Neues, als aus Zenodots; jedoch weit mehr, als wir vorhin hatten; und Anderes erhält festere und ausführlichere Bestimmung. Am reichsten ist die *Varietas lect.* hier nach dem Ende zu; und, was zu verwundern ist, in den ersten Büchern schwächer. Ueberall aber wird man von Aristarch doch mehr, als hier vorkömmt, erwartet haben. Die Sache ist, dünkt uns, diese: Seit Aristarchs Arbeiten über den Homer kam sein Text im Alterthume in einen solchen Ruf, dass er von einigen ganz unverändert zur Grundlage ihrer grammatischen Untersuchungen gemacht, von andern aber, die neue Recensionen lieferten, nur selten verdrängt wurde. So ward denn die Aristarchische Lesart die Basis selbst der, vermuthlich nach Chr. Geb. entstandenen ἐκδόσεις δημώδεις, obgleich Varietäten mehrerer Hände in diese eingeflossen seyn müssen. Aus den Quellen jener δημώδεις floss nun, unsern Forschungen zu Folge, sowohl der Venediger Text, als unser allenthalben sehr ähnlich sehender *textus vulgatus* in den gedruckten Ausgaben. Schon ehemals wussten wir, dass wir oft Aristarchs Lesart hatten, oft aber wussten wir es nicht: für beides giebt der Ven. Scholiast mehr Licht und nähere Belehrung; in mehrern Versen erfahren wir itzt zuerst, dass unser Text der Aristarchische ist. In denjenigen Fällen aber, wo die Lesart Aristarchs wenig bestritten und die herrschende geworden war, scheint er des Mannes selten erwähnt zu haben: und so ists kein Wunder, dass man der Zenodotischen Lesarten, die jener und zum Theil schon Aristophanes verliess, eine beträchtliche Zahl mehr findet. Ob der Sammler beide Recensionen des Aristarch wirklich noch vor sich

 hatte

hatte, zweifeln wir, wiewohl er einigemal die Lesarten aus beiden neben einander stellt, als E. 132. 181. Z. 113. Ja, an einigen Stellen drückt er sich gar, wie Eustathius, aus: als E. 808. τῦτον τὸν ϛίχον ἐχ' εὑρῆσθαι καθόλε φασὶν ἐν ταῖς Ἀριςάρχε. (Dass der Vers nicht hieher gehöre, ist deutlich.) Anderswo wird bemerkt, dass etwas in beiden gleich sey; ein Fall, der wahrscheinlich der häufigste war. Denn wie kann man sich die zweyte Recens. anders denken, als nach unserer Weise, eine neue Auflage, eine nochmalige Revision? dergleichen auch Dichter schon damals mit ihren Werken vornahmen.

Auch von Aristarch heben wir einige Beyspiele von Kritik aus, die hier zum erstenmale erscheinen. A. 117. σῶν. Eben so anderw., als Π. 445. 182. ἐι δ' ἐρέτας. 157. σκιόεντα. 162. πολλὰ μόγησα. 203. ἴδῃ. 241. τότε δ' ὅτι. 404. βίην. 447. ἱερὴν ἑκατ. 585. ἐν χειρί. B. 355. πὲρ Τρώων. Γ. 18. αὐτὰρ δῦρε, ohne Artikel. So noch Andere vor und nach Ar. 193. κεφαλήν. 270. ἔχευον. 326. ἑκάςε. 348. χαλκός. 362. αὐτῇ. 406. ἀπόειπε κελεύθε, vermuthlich eine vermeinte Verbesserung. 416. in der einen Ausg. ἄχθεα. Δ. 170. πότμον st. μοῖραν, 238. ἡμεῖς ohne δέ. 400. ἀμείνων. 456. πόνος τε. E. 60. δαίδαλα πολλά. 272. μήςωρε, wofür also vorher μήςωρε stund, auf Αἰνείᾳ. 703. ἐξενάριξαν, auf Mars und Hektor. 787. κάκ' ἐλέγχεες. 857. μίτρη. 881. ὑπερφίαλον Διομήδεα. Z. 288. Ἡ δ' εἰς οἶκον ἰῦσα παρίςατο φωριαμοῖσιν. 330. ὅντινα. H. 12. λῦσε δὲ γυῖα. 73. ὑμῖν δ' ἐν γὰρ ἔασιν ἀρ. 110. ἀνὰ δ' ἄιχέο. N. L. 197. ἐλὼν ἀέκοντα. 193. δύνω. 240. δηίων. 304. εὐκνήμιδας. 481. πίεμεναι. Θ. 7. θήλεια θεῶν. 55. ἐκλίζοντο. Aristarch verwarf, wo es gehen wollte, immer das Augment. 137. φύγον. 163. ἀντιτέτυξαι. 235. Höflicher, doch wahrscheinlich nur im Commentar als Conjectur: Ἕκτορος, ᾧ δὴ κῦδος Ὀλύμπιος αὐτὸς ὀπάζει. Besser warf Aristoph. den Vers ganz aus. I. 18. μέγας. 19. ὃς τότε μὲν μοι. 57. ἢ μὲν st. μὴν. 86. ἅμα ςείχον. 112. πεπίθωμεν. K. 146. ἀλλ' ἔπε, ὄφρα. 225. εἶπερ τι νοήσῃ. 306. οἵ κεν ἄριςοι ἔωσιν 332. ἐπώμοσε. 431. Φρ. ἱππόμαχοι. Λ. 72. ὑσμίνη im Nomin. 92. Βιάνορα. 135. ζωώ. M. 318. ἀκληεῖς. Eben so αἰχαρέςεραι. Diese Recens., die wir uns als Gegentheil von den δημώδεις denken, stimmen öfter mit dem Aristarch überein. 403. ἐ δὲ διά προ, in beiden Ausgg. 446. ἔςηκει. 465. ἔ κεν τίς μιν. N. 28. ἠγνοίησαν. 29. γηθοσύνη als Adjectiv. Hiebey ein schönes Excerpt. 103. παρδαλίων, 358. τοὶ δ' ἔριδος, wenn nicht unser Dual gemeynt ist. Solcher Irrungen giebt es mehrere in den Scholien, wo manchmal nur die Vergleichung aller Lesarten Eines Mannes Auskunft giebt. 383. ἕλκε. 384. ἦλθ' ἐπαμύντωρ, was schon Eust. hat. 443. πελέμιζεν. Mit Aristoph. 541. Ἐνθ' Αἰνείας. 599. εὐςρεφεῖ. 627. πὲρ αὐτῇ, in der einen Recens. 713. γάρ σφι. Aristoph. hatte dagegen in diesem Falle das angehängte ν. 810. αὔτως. Ξ. 173. κατὰ χ. δῶ. 181. ζώνῃ — ἀραρυῖα. 202. Οἵ με σφ. 235. ἰδέω. Unser εἰδ. wird aus den δημώδεις citirt. 249 ist ἄλλο τεή von Aristarch, dem Herodian und Alexion beytraten. Vorhin stund ἄλλοθι ἤ. 285. ὑπο σεῖετο, mit Zen. und Aristoph. 322. Μίνων. Die vulg. ist von Zenodot. 438. τῶ δὲ οἱ ὄσσε, was Eust. auch anführt. O. 31. ἀπολήξῃς. So überall. (Vgl. die Schol. über Apollon. Rh. I, 769. III, 37.) 45. καὶ κεῖνῳ. Eben so anderw. καὶ κεῖθι st. κἀκεῖθι etc. 71. Ἴλιον ἐκπέρσωσιν, das Neutrum αἰπὺ wegzuschaffen. In der ganzen Stelle arbeitete die Schneide-Kritik um die Wette. 94. οἷος ... 197. βέλτερον εἴη. Aristoph. hatte κάλλιον; ... die εἰκαιότεραι lasen κέρδιον. (Diese εἰκαιότεραι werden den ἀκριβεςέραις entgegengesetzt. Eust. hat gleichfalls ein paarmal den Namen.) 211. μέν γε. 240. ἐς ἐγείρετο. 252. ἴξεσθαι. Π. 106. καὶ φαλ. 120. κεῖρε, im Imperat. 227. ὅτι μ. 290. ἀμφὶ βόθησε. Dies richtige Verfahren möchte bey einer neuen Recens. durchaus zu beobachten seyn. 504. ἔχοντο st. ἕποντο. P. 42. ἠδ' ἀλκῆς, ἠδὲ φόβοιο. 95. περιςήωσι, und so in mehrern Wörtern η statt ει. Σ. 39. Γλ. θ' Ἀλείη. 171. Πατρόκλε. 207. Ὡς δ' ὅτε πῦρ ἐπὶ πόντον ἀριπρεπὲς αἰθέρ' ἵκηται, aus A. *curis posterioribus*, die hier aber nicht die σοφώτεραι sind. 506. ἀμοιβηδόν. 579. in der einen Recension, δύο πρώτησι β. T. 70. ἀντίον. 79. ἀκέειν. 80. ἐπιςαμένῳ περ ἐόντι. 92. τῇ μέν θ' ἁπαλοί. 95. Ζεὺς ἄσατο. Nur in einigen gemeinen sey Ζῆν' ἄσατο. T. 57. αὐτὰρ ἐπεὶ θε. 77. μάλιςά ἑ θ. 114. ἡ δ' ἄμυδις ςῆσασα. 226. ἄλλοτε δή. Die vulg. zog Herodian vor, von dem wir mehrere Lesarten in unserm Texte haben. 255. πολλά τά τε καὶ ἐκί. So auch der Text. 471. ἐνέπρησεν, Φ. 111. δείλη. 191. κρ. αὖτε, ohne δέ. 172. μεσσοπαλές, an sich bekannt; aber, wie mehreres, ohne Urheber. Eben so 246. ἐκ δίνης, aus Eustath. 265. οἰμήσεις. 303. ἴχεν. 847. ἀνξηράνῃ, da Andre ἂν abtrennten. 363. κνίσην. 535. ἐπανθέμεναι. X. 2. ἀνεψύχοντο. 85. ἐντὸς ἐών. 202. ὑπεξέφερε. 475. ἔμπνυτο. Eben so anderw. Ψ. 39. κέλευσαν. 135. καταείνυσαν. 361. δρόμες. 483. νεῖκος ἄριςε. Ω. 198. ἀγώγεν. 200. ἀνήρετο μύθῳ. 566. ὀχῆα. 636. παυσώμεθα. Das ταρπώμεθα sey unschicklich in Priamus Munde.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Kiel:* Am 31ten Jul. feyerte die Universität das Vermählungsfest des Kronprinzen von Dännemark und der Hessischen Prinzessin Maria durch eine Rede, welche von dem Justitzrath Christiani, als Prof. der Beredsamkeit, gehalten wurde, und demnächst auf 36 Seiten in 8. gedruckt ist. Sie erinnert an vier ähnliche Verbindungen, wodurch Abkömmlinge des Königl. Dänischen und des Landgräflich Hessischen Hauses in den verflossenen Jahrhunderten mit einander verknüpft wurden. Das Einladungsprogramm zu dieser Rede, welches mit derselben Einen Vf. hat, untersucht auf 15 S. in 8. den eigentlichen Vermählungstag, wie auch den Sterbetag der Hessischen Prinzessin Christina, Herzogs Adolphs von Hollstein Gemahlin. Das Jahr der Vermählung und das Sterbejahr waren gewiss. Jenes 1564, dieses 1604. Aber die Tage waren in beiden Fällen, zumal in ersterem, ungewiss. Der Verf. zeigt aus genealogischen und historischen Gründen, dass höchstwahrscheinlich die Vermählung im Weihnachtsfest gefeyert worden sey, und aus der Uebereinstimmung historischer Gründe mit der Osterrechnung mit Gewissheit, dass der Sterbetag der 13te May war. Freylich nur ein kleiner, aber doch immer ein Beytrag zur Genauigkeit in der Genealogie und Geschichte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 2. Februar 1791.

PHILOLOGIE.

VENEDIG, b. den Gebr. Coleti: ΟΜΗΡΟΥ ΙΛΙΑΣ ΣΥΝ ΤΟΙΣ ΣΧΟΛΙΟΙΣ. Etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Diese Varianten der Aristarchischen Recension können, da wir sie ganz ohne die Absicht, diesen Kritiker von der bessern oder schlechtern Seite vorzustellen, gewählt haben, ohne unsere weitere Anmerkungen, den mit dem Homer vertrauten Leser, über den Werth derselben im Ganzen belehren. Freylich ist auch hier vieles für den Gedanken unbedeutende Varietät; wiewol einiges hierunter dienen kann, eine sich mehr gleichbleibende Schreibungsart in den Text zu bringen: andre Lesarten hingegen sind unsern gewöhnlichen offenbar vorzuziehen, andre wirklich vortreflich. Von allen Lesarten dieses Grammatikers aber, die in den Scholien vorkommen, haben wir beynahe schon die Hälfte im gemeinen Texte; und unter diesen sind am wenigsten derer, die einmal wieder ausgestossen, und mit andern itzt bekanntgewordenen vertauscht werden müssen. Indess bey Allem, was das Werk liefert, hält sich doch Rec. aus mancherley Datis überzeugt, dass wir bey weitem noch nicht dadurch den ganzen aristarchischen Text, wie er ehemals war, kennen lernen: alles ist Stückwerk, ohne sichern festgesetzten Plan ausgezogen: wäre dies nicht, so liesse sich der Gedanke einmal ausführen, einen Text der Iliade allein nach Aristarchs Lesart zu bearbeiten. Itzt wäre das eher nach dem Zenodot ausführbar. Von den erklärenden Anmerkungen Aristarchs gilt übrigens eben das, was von andern gelehrtern alten Grammatikern bekannt ist: es giebt unter allem dem, was durch den Sprachgebrauch und durch die Manier Homers sich leicht von selbst widerlegt, öfters ein schätzbares Goldkörnchen für Etymologie, für richtigere Bestimmung einer Bedeutung u. dgl.; und dass wir ja Aristarchs Commentar nicht nach den hier mitgetheilten Brocken beurtheilen mögen, dafür hat der Scholiast durch die Kürze, womit er das Meiste ausgezogen, selber hinlänglich gesorgt.

Aristophanes von Byzanz steht, wie im Zeitalter, so auch in seinem Verdienst um den Homer, wie uns dünkt, zwischen jenen beiden in der Mitte. Den bedächtigern Gang desselben, wenigstens in Verbesserung einzelner Worte, nimmt man sogleich wahr. In genauern, eigentlich grammatischen Forschungen aber, scheint ihn sein berühmtester Schüler weit übertroffen zu haben. Der Lesarten dieses Aristoph. sind zwar weniger; in etlichen Büchern gar keine: gleichwohl über die Hälfte mehr, als Eustath. und A. angeben. Z. B. A. 108. οὔτε τί πω - οὔτ' ἐτέλ. Vgl. die Schol zu v. 553. B. 164. Σοῖς ἀγ. ohne Partikel. 436. ἐγγυαλίζει. So auch Apollon. Rhod. Γ. 42. wird ihm ἐπόψιον zugeschrieben: Andere, ὑπόψιον. 227. κεφ. τε καὶ εὐρέας. H. 32. ὑμῖν ἀμφοτέρῃσι. 198. οὐδὲ μὲν ἰδρείῃ. 436. ἄκριτον ἐν πεδίῳ. K. 391. ἤπαφεν Ἕκτωρ. Λ. 545. δι ὁμίλου. Ξ. 44. δείδια. 45. ὅς ποτ' ἐπ. 58 γνοίη scil τὶς. 188. Ὅσσον δ' ἐν. 259. μήτειρα. Auch beym Eust. erwähnt. Diese und andere mehr hatte Aristoph. mit Zenodot gemein. 474. αὐτῷ γὰρ ῥα φυὴν ἀγχ. N. 8. Οὐ γὰρ ἔτ' ἀθαν. 12. ἀκροτάτης κορυφῆς. 51. σχήσουσιν. 92. Πηνέλεον. 107. Νῦν δὲ ἑκὰς πόλιος 364. κατὰ κλέος. 733. πολλόν. O. 10. ἀπινύσκων. 49. βοῶπις. Sonst βοῶπι. 134. wird ihm unser κακὸν μ. π. beygelegt, da Zen. las, ἄλλοισι Θέτις μέγα πῆμα φυτ. 459. μάχην. Σ. 53. ἐπὶ κήδεα. T. 41. ὦρ. δ' ἐρίηρας ἑταίρους. Eben so Rhianus, z. B ἀλλά νυ καὶ τόν. Y. 30. ὑπέρβιον. Φ. 249. Φόνοιο. 446. πόλει περὶ τεῖχος. Ψ. 81. εὐ-ηφενέων. Ω. 30. ἥ οἱ κεχαρισμένα δῶρ' ὀνόμηνε, mit einigen πολιτικαῖς. Dass der Schol. noch den Text des Aristoph. in den Händen hatte, ist nicht sehr wahrscheinlich, da hin und wieder durch fremde Autorität daraus citirt wird. Seltener ist auch aus ihm etwas zur Interpretation berührt, ausser was Erklärungen einzelner Glossen betrifft, womit sich Aristophanes zuerst vorzüglich zu beschäftigen anfing.

Eine Klasse für sich machen ferner die Varianten aus den sogenannten Ausgg. der Staaten Argos, Chios, Marsilien etc., wovon aber der Sammler sicherlich keine selbst gesehen hatte. Alle aus diesen angeführte Lesarten lassen sich auf ein Blatt schreiben; und, was man so sehr wünschte, erhalten wir nicht, Data nämlich und Nachrichten, was es mit diesen Exemplaren im Alterthum für eine Bewandtniss gehabt habe. Citirt werden sie vorzüglich: A. 298. 332. 381. 424. 598. Γ. 10. M. 281. Ξ. 349. O. 44. Π. 127. P. 133 ff. Σ. 502. T. 56. 76. 86. 96. Y. 62. 188. Φ. 88. 162. 329. Ω. 132., am seltensten die Cretensische. Einige der Lesarten dieser Ausgg. (auf einzelne Anführung müssen wir weiterhin Verzicht thun) verrathen, wo wir nicht irren, schon eine emendirende Hand. Noch werden von andern Gelehrten, von Aristarchs Zeitalter an, eine Menge Varianten und Conjecturen beygebracht, aus Krates, Rhianus, Callistratus etc., aus Aristoteles selbst, der Φ. 252. μελανόσου gelesen haben soll; und nach dem einen Schol. verwarf er I, 21. 22. 23. Aber dort muss es vermuthlich Ἀριστοφάνης heissen. Andere Kritiken kommen von Ungenannten nicht selten vor. Beyläufig bemerken wir hiebey, dass gar wenige Emendationen neuerer Gelehrten durch die Excerpten alle bestä-

bestätigt werden. Dem sel. Valckenaer wiederfährt die Ehre z. E. X. 93. mit seiner beym Theokrit vorgetragenen Conj. ὀρέστερον, was einige πολιτικαὶ hatten. Dagegen kann Rec. aber auch nicht verschweigen, dass er aus allen dort gesammelten Emendationen der Alten sich keiner einzigen erinnert, die er in Absicht auf Scharfsinn und Wahrheit mit den besten neuerer Kritiker vergleichen möchte. Man sieht, die Kunst war in der Periode Aristarchs erst in den Anfängen ihrer Ausbildung.

Kürzer erwähnen wir dessen, was in dem Werke zur eigentlichen Interpretation gehört. Denn diesen Theil darf man nicht als das Wichtigste, oder gar mit Augen, die auf gute grammatische und zugleich im Geiste des alten Sängers angestellte Erklärung ausgehen, betrachten. Häufig, statt einer Note von zwey Zeilen, lange und weithergeholte Deutungen, erkünstelte Etymologien, leere Bedenklichkeiten über irreligiöse Ideen, über den Wohlstand, womit sie den Barden zu wenig vertraut fanden, tiefgelehrte Erläuterungen der vermeynten Philosophumenen (φιλόσοφος θεωρία ἐςὶ ἐν τῳ ςίχῳ) moralische Betrachtungen und Klugheitsregeln. Weniger jedoch, als man nach der Weitläuftigkeit der Sammlungen vermuthen möchte, ist aus den alten ζητητικοῖς und λυτικοῖς eingewebt. Bereits die grammatische Secte des Zenodot, ja, wie es nach Stellen des Aristoteles scheint, früher selbst die Sophisten, machten sich bey dem für ihre Gelehrsamkeit fast zu leichten Homer, allerley Dubia und Schwierigkeiten, um ihr Talent, Knoten zu lösen, an den Mann zu bringen. Das Fragen gieng gleich vorne an: Wie Homer mit einem so blasphemischen Worte, als μῆνις, habe anfangen können? — Wie Agamemnon sich nicht entblöde, so von der Dirne Chryseïs zu reden? — Warum der Priester, von einem Einzigen beleidigt, so inconsequent über alle Griechen Rache rufe? — Desgleichen in der Odyssee: Warum Nausicaa ihre Kleider im Flusse, und nicht im Meere wasche? — nebst unzähligen ähnlichen Fragen, worauf mehrentheils die Antworten und λύσεις so ausfallen, wie es jene werth waren. Und doch ist sogar in diesem Sterquilinio Manches, was der bessern Interpretation nützen kann. Anderwärts sind wieder Auszüge aus Aristoteles, Dionysius Thrax, Alexion, Ptolemäus von Ascalon, Didymus (die Sachen von ihm beweisen am besten, wie unrecht Didymus Namen über den klein. Schol. steht), Tyrannion, Herodian, Porphyrius u. s. w. Diese Auszüge enthalten oft schätzbare und bisher wenig bekannte Bemerkungen, bald zur Interpretation eigentlich, bald zur Grammatik überhaupt, zur Accentuationslehre u. d. gl. Bey den hier vorkommenden, gar nicht immer unbedeutenden Subtilitäten, sieht sich der Leser in einer weniger bequemen Lage, als worinn ihn heutige Modecommentare setzen: er muss viel Eigenes hinzudenken, und also, um viel zu verstehen, viel mitbringen. Aber ohne eine gewisse Vertraulichkeit mit dem Dichter, kann überall die Lectüre des Werks wenig nützen. Weiss man hingegen, wornach man zu suchen hat; so wird man zuweilen auch ein mageres Excerpt zur Entfernung einer Schwierigkeit treflich benutzen können. Doch dies nicht immer. Es giebt Stellen, über die man Auskunft wünscht, wornach man sich hier ganz vergeblich umsieht. S. z. B. A. 31. 170. 270. 283. B. 99. (Insonderheit ist der Catalogus sehr kurz abgekommen. Welche Menge Schriften hatten die Alten allein über ihn!) Γ. 453. Δ. 6. E. 903. Θ. 70. ff. Ξ. 168. Σ. 485. ff. T. 90. 149. 222. 401. Φ. 412. X. 491. Ψ. 477. ff. Ω. 60. vergl. mit Ξ. 202. wo der klare Widerspruch am ersten eine λύσις verdient hätte.

Wir kommen auf den kritischen Theil zurück, um noch eines Hauptumstandes, der das Werk wichtig macht, zu gedenken, wir meynen, die Kritik, die sich mit Aechtheit und Unächtheit einzelner Verse und ganzer Stellen beschäftigt. Nichts bedarf grössrer Vorsicht, bey aller Wahrscheinlichkeit überhaupt, dass falsche Verse in den Homer hineingesungen und hineingeschrieben seyn müssen. Besonders sollte man, noch ausser der Rücksicht auf die alte Einfalt der Ideen und Ausdrücke im Dichter, immer die Bemerkung gegenwärtig haben, dass Homer, dem Ruhme seines Genies unbeschadet, hie und da gegen Regeln des Geschmacks habe anstossen können, der gerade dann bey einem Volke erst verfeinerter wird, wie die grossen originalen Köpfe abnehmen. Eine Anzahl anderer Grundsätze, um Aecht und Unächt zu unterscheiden, entstehen aus des Dichters individuellen Charakter Aber wenn die Alexandrinischen Kritiker den letztern so oft verkannten, wie konnten sie in jenem Geschäfte glücklich seyn? Von der Art, wie sie darinn verfuhren, giebt das Werk erstaunliche und unerhörte Beyspiele, insonderheit vom Zenodot. Warlich, dieser Gelehrte würde uns, wenn er die Iliade zu schreiben hätte, über sechs oder acht Bogen nicht gegeben haben: solch ein Liebhaber von Kürze ist er. Er schneidet Verse zu 10-20 heraus; bald ist ihm einer *nicht nothwendig*, bald *unschicklich*, bald *irreligiös*, bald *lächerlich*, mancher ἀθετεῖται, ὅτι ψεῦδος. Allein aus dem ersten Buche stösst er folgende aus: 4. 5. 46. 47. (die treflichen Verse!) 63. 80. 117. 143. 159. 160. 208. 209. 225—233. (wenigstens waren ihm diese letztern *bedenklich* wegen der *Unhöflichkeit*); 396—406. 446. 448 zog er in zwey zusammen; 488-492. Doch soweit ist er noch bescheiden. Dies mögen einige Pröbchen aus dem Uebrigen zeigen. In B. gab er aus 60—70 nur zwei selbstgemachte. Im 156 schrieb er; εἰ μὴ Ἀθηναίη λαοσσόος ἦλθ' ἀπ' Ὀλύμπυ, und verkürzte das Folg. Aehnlich verkürzte und verstümmelte er 220—234. Im Catalogus verwarf er ausser 528 ff. auch 553. 554. 555. 612. 613. 614. 674. 675. 686. mit den acht folgg. Γ. 334. 335. ersetzt er mit einem eigenen. So auch 424 ff. und Δ. 88. 89. Den 124. setzte er, um ein eigentliches ὕςερον πρότερον, ἐχ' Ὁμηρικῶς, zu machen, vor 123. E. obelisirte er 734. 735. Aber Θ. 385. behielt er sie. Andere machten es umgekehrt. 906. H. 198. 199. 255. 256. 257. 443 - 464. Θ. 25. 26. 73. 74. 528. (Gegen diesen V. erklärte sich auch Ruhnken, scheint aber in der 2. Aufl. s. Epist crit. die Idee zurückzunehmen. Gesetzt der V. liesse sich sonst halten, so hat er doch zu wenig Autorität.) Ζηνόδοτος ἐδὲ ἔγραφεν αὐτόν: denn dies

dies unterscheidet oft der Schol. gut von ἀθετεῖν. Für unsern hiesigen Zweck ist der Unterschied nicht. Weiter, 535. 536. 537. (Aristarch vertilgte die 3 folgg., als tautologisch.) 553. 554. I. 23. 24. 25. 688. 690. Diesen verwarfen Aristoph. und Aristarch gleichfalls, und u. R. w.; Λ. 179. 180. Nur den lezten verwarf Aristophanes. 515. M. 175—179. Auch Aristoph. so. 450. Ξ. 114. 140-144. 304. 305. 306. O. 64-77. Andere schnitten bereits von V. 56 an Alles ab. Vergl. den Eustath. Σ. 597. Lange nicht so kühn im Ausstosen der Verse, zeigt sich Aristophanes: doch geht er selbst auf mehrere unschuldige mit seinem Obelus los, die Zen. verschont hatte.

Durch dieser beiden Kunstrichter Absprüche verlieren wir ungefähr eben so viele Verse, als durch die übrigen alle. Vorzüglich zeichnet sich unter den letztern die Bescheidenheit Aristarchs aus, dessen Obelus selten vorkömmt, und gemeiniglich nicht ohne Grund. Ausserdem findet sich bey vielen Versen ein simples, namenloses ἀθετοῦνται, wo aber die Vergleichung des Eustath. lehrt, dass nicht minder oft an Zenodot und Aristoph. zu denken ist. Einiges hat indessen seinen guten Grund; anderes beruht auf Grillen. Auf diese Art sind obelisirt: A. 94. 110. 133. 139. 192. 295. 474. Γ. 396-418. Δ. 117. E. 183. H. 53. 185. 195-199. 390. 391. 475. 524. 525. Θ. 164—166. Ξ. 213. O. 231. u. 4 folgg. 265. u. 3 folgg. T. 269. u. 3 folgg. Ω. 6-9. (Vgl. die von Hrn. Matthaei ed. Schol. Mosqu.) Bey solchen Versen, die zu des Sammlers Zeiten längst aus den gewöhnlichen Texten verschwunden waren, scheint er ihre ehemalige Stelle und die Ursachen ihrer Verwerfung ganz verschwiegen zu haben. Sofern wundere man sich nicht, wenn man keinen von den VV. bemerkt findet, die von verschiednen alten Schriftstellern, als homerische, theils citirt, theils parodirt werden, so, dass wir itzt weder den Vers ganz wissen, noch weniger die Verbindung, worinn er ehemals gestanden haben mag. Zu Beyspielen dienen solche VV., wie folgg. bey Arist. Rhetor. II., 9., die nach Plutarchs Bericht von Aristarch gestrichenen 4 zwischen I. 457-458. und viele andere bey Plato, Aristoteles, Strabo, Pausanias, Athenäus etc. Dergleichen Verse gewinnen wir durch die neuen Scholiasten gerade nicht mehr, als durch den vorgesetzten Text, der keinen einzigen hat. Desto fleissiger beschenkt uns der Scholiast mit Versen von Zenodots Fabrik, mit denen er aber, wie fast überall mit den Kritiken dieses Mannes, selber schlecht zufrieden ist.

Oben sagten wir, dass alles über die Ilias bisher Bekannte, durch das neue Werk aufgewogen werde. Dies kann die Vergleichung einer einzigen Rhapsodie lehren. Dennoch wollen wir nicht so verstanden seyn, als ob nicht hie und da Eustathius und Andere, besonders die in den letzten Jahren bekanntgewordenen Scholien über einzelne Rhapsodieen, wirklich etwas enthielten, was wieder dort nicht ist. Hat doch Eust. sogar alte, in einigen Texten gelesene Verse, die hier völlig übergangen werden, wie jene p. 940 unten, und 1003. Rom. Edit. So ist hier nichts von einem Verdachte gegen X. 490—498. was Eust. hat. Gleichergestalt anderwärts. Und im Leipz. Paulliner Codex wäre verschiedenes Literärisch-kritische des Excerpirens wohl werth gewesen. Aloys. Alemanni Scholien können auch zuweilen einen Zusatz gewähren. Ueberhaupt ist Vollständigkeit in einer Sammlung solcher Art ein Unding; Jeder excerpirte nach eigener Einsicht und Geschmack, und nach dem Maas seiner Hülfsmittel. Da aber offenbar der Scholiast, den wir Hn. *de V.* verdanken, die ältesten und besten Subsidien hatte; so war er im Stande, eben in Ansehung dessen, was den heutigen Erklärer am meisten interessiren kann, in Ansehung der Kritik, mehr Nachrichten und Bemerkungen mitzutheilen, als Eust. und Andere.

Da wir nun einmal soviel weiter gekommen sind, so sollte das edle, bewundernswürdige Beyspiel des Hn. *de Villoison* Jedem, der zu ähnlichen Handschriften Zugang hat, aufs stärkste aufmuntern, diese Schätze mit neuen zu vermehren, und auf solche Weise einer künftigen kritischen Bearbeitung des Dichters, die wir zeither noch nicht haben konnten, mit gemeinschaftschaftlichem Eifer vorzuarbeiten. Am meisten wird jeglicher Literator mit uns die Bekanntmachung der übrigen, in den Prolegg. p. XVI. angezeigten, noch unedirten Scholien zur Ilias wünschen. Die Odyssee wird ohnehin gegen die Ilias immer zurückbleiben, da über dieselbe weit weniger in Bibliotheken vorhanden, und im Alterthume selbst weniger commentirt ist. Das ganze Geschäft der homerischen Kritik aber, so vergrössert und erschwert es durch die neuen Materialien ist, und fernerhin werden wird, erhält doch zugleich einen ungemeinen Reiz durch die Betrachtung, dass man sich hier mit einem Denkmahl des Alterthums beschäftigt, an welchem bereits vor mehr als 2000 Jahren so viele Köpfe ihren Scharfsinn und ihre Divinationskraft übten, und von deren Arbeiten so vieles bis auf uns gekommen ist. Dies ist, wie es scheint, ein Fall, in den wir bey keinem andern alten Werke leicht wieder kommen möchten. Seit langer Zeit ist daher für die alte Literatur kein Buch erschienen, das gleiche Aufmerksamkeit verdiente, als das gegenwärtige. Unsere Anzeige konnte, ohne noch weiter über ihre Grenzen auszuschweifen, den Werth desselben nur in so fern empfehlen, als sie einige Leser auf die daselbst zu findenden Sachen begieriger zu machen suchte: alles, was wir hier thun konnten, war blosse Aufzählung, nicht Abwägung der entdeckten Schätze, und diess sogar bloss im Allgemeinen. Beurtheilung des Einzelnen kann ein Gegenstand für viele und ausführliche Abhandlungen seyn.

Rec. zweifelt nicht, dass nach Allem, was vielleicht noch aus Handschriften für den Homer herausgegeben werden mag, dennoch dieses Werk auf immer in seiner Art *einzig* bleiben wird. Dazu macht es auch die Art seiner Erscheinung: vor vielen Jahrhunderten von *griechischen* Händen, der Himmel weiss in welchem Winkel geschrieben, aufbewahrt in *Italien*, musste es erst in unsern Zeiten von einem Gelehrten aus *Paris* aufgefunden, und in *Venedig* zum Druck bereitet werden, der es dann, während seiner berühmten Reise von *Ephesus* aus, an den König von *Schweden* dedicirte.

RIGA,

Riga, b. Hartknoch: *Zur Unterhaltung für Freunde der alten Literatur*, von *Karl Gottlob Sonntag*. 1s Heft: 119 S. 2s Heft: 148 S. 1790. 8. (16 gr.)

Uebersetzungen einzelner Stücke griechischer und römischer Schriftsteller, Anekdoten, Charakterschilderungen, Sittensprüche weiser Männer der Vorzeit, wechseln in dieser Sammlung miteinander ab. Im *ersten Hefte* stehen in bunter Reihe kleine Gedichtchen aus der griechischen Blumenlese, Miscellaneen aus Stobäus und Diogenes von Laërte, Charakter eines Prahlers, aus den Büchern an den Herennius, einige Bemerkungen über die Geschichte des Amor, die einer weitern Ausführung bedürftig und würdig sind, 36 Epigrammen aus der Anthologie über Myrons berühmte Kuh, nebst einer ästhetischen Prüfung derselben, politischer Atheismus der Sophisten, aus Sextus Empiricus u. s. w. Als ein glücklicher Uebersetzer der Anthologie, ist der Vf. schon sonst aus einigen gut gerathenen Versuchen bekannt. In der Auswahl der Epigrammen hätte er vielleicht etwas strenger seyn sollen, welches ihm, da er aus einem so reichen Vorrath schöpfte, nicht schwer werden konnte. Hexameter, wie folgender aus Moschus verlaufenem Amor; *spricht er: Freund! nimm hin! ich schenke dir meine Waffen!* wünschten wir gegen bessre vertauscht zu sehen. Die Uebersetzungen der kleinen griechischen Gedichte sind in verschiedenem Sylbenmaasse und sehr frey: aus dem letzten Umstande muss man sich wohl manche, freylich unnöthig scheinende Abänderungen erklären, z. B. wenn in Rufins Epigramm, n. 20, 4. (Brunck 1, 195) κοίλας βλεφάρων ἰοτυπεῖς βάσιες übersetzt wird: Und um des Auges tiefern Raum der *veilchenfarbne* Untersaum; gleich, als wenn ἰοτυπὴς von ἴον, das Veilchen, und nicht von ἰὸς, der Pfeil, herkäme, da doch von den Pfeilen, welche Amor in die Augen der Mädchen abschiesst, die Rede ist. S. 51 ist eine merkwürdige Grabschrift auf eine gewisse Callicrateia übersetzt, welche mit *einem* Manne *neun und zwanzig* Kinder gehabt, keines von diesen verloren hatte, und, ohne sich je auf einen Stab zu stützen, erst im *hundert und fünften* Jahre ihres Alters starb! Der Uebersetzer giebt ihr, statt der neun und zwanzig Kinder des Originals, nur *fünf und zwanzig*. Folgende Grabschrift auf den Mimendichter und Mimenspieler Philistion, verliert in der Uebersetzung viel von der Schönheit des Originals bey Brunck 3, 263. n. 531, und ihre Spitze wird dem Jüngling ohne alle Erläuterung nicht sichtbar, zumal, da die Ueberschrift durch einen Druckfehler, *der Minnus*, statt *Mimus*, entstellt ist:

Hier liegt
des Daseyns Ueberbleibsel von Philistion,
der sonst betrübte Menschen froh gelacht;
gestorben war der Mann vorher schon oft,
doch *so* noch nie!

Er lachte sich nemlich in einem Mimus ganz eigentlich todt, nachdem er schon manchmal, wenn es seine Rollen so mitgebracht hatten, auf der Bühne gestorben war. Ueber *Simmias Gedicht auf den Amor*, welches hier übersetzt erscheint, macht Hr. *S.* sehr gute Bemerkungen. Ein *bärtiger Amor*; wie ihn Simmias bildet, beleidigt freylich den Geschmack, aber er ist sowohl der Rohheit der alten Kunst, als den ältesten philosophischen Vorstellungen von Amor, als der Zeugekraft der Natur angemessen. Der Vf. scheint es zu bezweifeln, dass man sich auch die Venus *bärtig* gedacht habe, er wird aber durch die bekannte Stelle des *Macrobius*, Sat. 3, 8. von der Bildsäule einer bärtigen Venus, zu Cyprus, widerlegt. Wie der Venus, so legte man auch dem Amor ein zwiefaches Geschlecht (Ἔρως διφυὴς beym Orpheus) bey. — Man streitet darüber, ob das hier übersetzte atheistische Gedicht aus Sextus, den *Critias*, oder den *Euripides* zum Urheber habe; Hr. *S.* entscheidet für jenen, vorzüglich, weil zwar im Euripides irreligiöse Stellen als Ausdruck leidenschaftlichen Unwillens vorkommen, die Darlegung eines überdachten Systems der Irreligion aber einen überzeugten Atheisten verrathe, der es auf den Umsturz der Religion angelegt habe. Diese Gründe überzeugen doch nicht, da es ja im Plane eines Stücks *liegen* konnte, dass Euripides, ohne selbst Gottesläugner zu seyn, einen solchen Mann aufstellte, und ihm die Gründe, deren sich die Sophisten gegen die Religion bedienten, in den Mund legte.

Vom *zweyten Hefte* dieser Sammlung bemerken wir nur kürzlich, dass es eine sehr lesbare Uebersetzung der sogenannten *Apokolokyntosis* des Seneca, oder der Satyre auf Kayser Claudius Vergötterung, nebst einem kritischen und philologischen Commentar darüber, enthält. Der Text ist selbst, nicht sehr bequem, hinter der Uebersetzung, und zwar nach einer eignen Recension, abgedruckt. Als eine grosse Merkwürdigkeit wird bey diesem Product einer muthwilligen Laune und einer scharfen Satyre, die durchgängig darinn herrschende Verspottung der Volksreligion und der Götter des Olymps, mit Recht angesehen. Durch ein Versehen ist ein Theil von des vergötterten Augusts Rede, an die Bewohner des Olymp, im 10ten Capitel zweymal übersetzt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Regenspurg*, in Commission b. Montag: *Familiengeschichte des Herrn von Necker, Königl. Franz. Staatsmin. Nebst beyläufigen Bemerkungen über seinen Charakter und seine Finanzoperationen.* 1789. 8. 96 S. Die *Neckers* leiten den Ursprung ihrer Familie aus Irrland her, Wegen der protestantischen Religion wurden sie vertrieben, und zogen nach Deutschland, wo sie sich in Pommern niederliessen, und daselbst, ohnweit *Pyritz*, größtentheils in geistlichen Aemtern lebten. Der Sohn des Advocaten *Necker* zu Küstrin, wurde *Professor Juris publici* zu Genf, und der Vater des jetzt so berühmten französischen Staatsministers. Eine Linie von dieser Familie, so in Preussisch-Pommern und der Uckermark ansässig ist, hat den preussischen Adel erhalten. Auch sind von den Neckern einige in Bayern befindlich, welche sich vermuthlich zur katholischen Religion bekennen werden, so wie die in Pommern sich zur lutherischen, und die zu Genf sich zur reformirten bekennen. *Jacob Necker*, der französische Exminister, erwarb sich in der Schule des Bankiers *Vernet* seinen ersten Unterricht in der Finanzwissenschaft. Das übrige dieser kleinen Schrift besteht aus allgemein bekannten Vorfällen, und Auszügen verschiedener Edicte unter Neckers Administration. S. 81 ist ein Aufsatz aus der deutschen Zeitung abgedruckt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 3. Februar 1791.

NATURGESCHICHTE.

Amsterdam, b. Baalde: *Anhangsel van het Werk, de uitlandsche Kapellen, voorkommende in de drie waereld deelen Asia, Africa en America,* door den Heere *Pieter Cramer,* vervattende naauwkeurige Afbeeldingen van surinamsche Rupsen en Poppen, als mede van veele zeldzame en nieuwe ontdekte uitlandsche Dag en Nagt - Kapellen. Byeen verzameld en beschreeven door *Caspar Stoll,* lid van het Natuuronderzoekend genoodschap te Halle. Onder deszelfs opzigt alles naar het leven getekend, in het Koper gebragt en met natuurlyke Koleuren afgetekend. I. 1787. II. 1790. in gr. 4.

Da wir von exotischen Raupen, ausser fünf oder sechs Gattungen, welche uns die Merianin bekannt gemacht hat, weder Abbildungen, noch Nachrichten über ihre Verwandlungsgeschichte haben, so müssen wir die von Hn. Stoll unternommene Arbeit als ein sehr angenehmes und wichtiges Geschenk erkennen, welches jeden Liebhaber der Entomologie, der seine Sammlung nicht bloss zum Anschauen besitzt, sondern sich auch zugleich die Verbindung der Familien zum Studium macht, ausserordentlich interessiren muss. Um so mehr freut es uns jetzt, dass wir zuverlässig unsern Lesern versprechen können, die künftigen Fortsetzungen werden nicht so lange ausbleiben, als dieses zweite Stück. Die von Hn. St. abgebildeten Raupen sind von einem Liebhaber der Entomologie bey einem mehrjährigen Aufenthalte in Surinam gezogen, gezeichnet und einem Freunde des Hn. St. zugeschickt worden. Der Inhalt des ersten Hefts ist folgender: T. I. Fig. 1. Raupe und Puppe des *Pap. Eques Tr. Amosis;* (*Cramer* III. Th. t. 269. fig. a. b.) Die Raupe hat gleich jener des Pap. Machaon die zwey hörnerförmigen Werkzeuge am Kopfe, als das Kennzeichen des Ritterpapilions; sie lebt auf den Citronenbäumen in Surinam; in 14 Tagen entwickelt sich der Schmetterling. Fig. 2. Raupe des *P. E. Tr. Anchises. Cramer* IV. Th. t. 318. fig. C. D. (Hr. St. setzt das Wort Mâle Männchen hier bey, welches Rec., da die Raupen bekanntlich geschlechtlos sind, nicht verstehen kann.) Sie hat eben die charakteristischen Werkzeuge, wie die vorhergehende, mit welcher sie auch einerley Aufenthalt gemein hat. Fig. 3. Raupe und Puppe des *P. Helicon. Calliope.* (*Cramer* 3ter Th. t. 246. fig. C.) Fig. 4. Raupe von *P. H. Euterpe.* (*Cramer* 3ter Th. t. 264. fig. D.) Sie wohnt auf dem Pisang; die Entwickelung des Schmetterlings aus der Puppe geschieht in 9 Tagen. Fig. 5. Raupe des *P. H. Amphione.* (*Cramer* 3. Th. t. 222. fig. E. F.) wohnt auf dem Cacaobaum, entwickelt sich in 10 Tagen. Fig. 6. Raupe und Puppe des *P. H. Thalia.* (*Cram.* 3ter Th. t. 246. fig. a.) Fig. 7. Raupe und Puppe des *Pap. nymphal. phalerat. Vanillae.* (*Cram.* 3. Th. t. 214. f. A. B.) auf *Granadilla fructu citriformi, foliis oblongis, Tournefort.* Eine dieser Raupen verpuppte sich bey ihrem Beobachter am 28sten May, und am 1sten Junius kroch schon der Schmetterling aus. Fig. 8. Raupe des *P. tr. ph. Eupolemon,* (*Cramer* 2ter Th. tab. 143. fig. B. C.) auf dem Tamarindenbaume. Tab. II. Fig. 1. Raupe, Puppe und Schmetterling. *P. Eques argonauta Fabius;* (*Cramer* Th. I. t. 90. fig. e. d.) Auf der Pfefferpflanze; entwickelt sich in 11 Tagen. (Rec. würde Anstand nehmen, diesen Schmetterling zu den Rittern zu rechnen.) Fig. 2. Raupe und Puppe des *P. E. A. Petreus,* (*Cram.* I. Th. t. 87.) auf dem Cachoubaum. Fig. 3. 4. Raupe und Puppe des *P. n. ph. Dirce,* (*Cram.* III. Th. t. 212. fig. C. D.) auf der Cassavepflanze. (Dass aus der Raupe fig. 3 der weibliche, und jener, fig. 5, der männliche Falter entstehen solle, bedürfte doch wohl noch einer nähern Bestätigung; Rec. hält es noch zur Zeit, bis eine lange Reihe von Erfahrungen es näher bestätiget, für einen blossen Zufall, wenn auch dieses einigemal sollte zugetroffen haben, und betrachtet beide Raupen als blosse Varietäten, deren wir auch in Europa mehrere antreffen. Gleiche Bewandniss mag es auch oben mit der Raupe des *P. anchis.* haben.) — T. III. F. 1. Raupe und Puppe des *P. Dan. cand. Marcellina,* (*Cram.* Th. II. t. 163. fig. a. b. c. Pap. Lennae,) auf den Citronen- und Cassienbäumen. F. 2. Raupe und Puppe des *P. n. g. Cassiae,* (*Cram.* II. Th. tab. 105. fig. A. B.) auf den Cassienbäumen. Fig. 4. Raupe und Puppe des *P. n. g. Berecynthia,* (*Cram.* II. Th. t. 184. f. B. C.) auf den Cacaobäumen, entwickelt sich in 12 bis 14 Tagen. T. IV. Fig. 1. *Pap. n. ph. Liriope* mit Raupe und Puppe. (*Cram.* I. Th. t. 1. fig. C. D.) auf Wiesen an kleinen weissen Blumen. Fig. 2. Raupe und Puppe des *Pap. Dan. cand. Lyncida,* (*Cram.* Th. II, t. 131. fig. B.) auf der Baumwollenstaude; entwickelt sich in 9 Tagen. F. 3. Raupe und Puppe des *Pap. n. ph. Neurea,* (*Cram.* II. Th. t. 75. fig. C. D.) auf dem Kaffeebaume; entwickelt sich in 9 Tagen. F. 4. Raupe und Puppe des *P. n. g. Ariadne,* (*Cram.* Th. II. t. 180. fig. E. F.) auf Citronenbäumen, entwickelt sich in 10 Tagen. Fig. 5. Raupe und Puppe des *Pap. pleb. rur. Endymion.* (*Cram.* Th. III. t. 244. f. C. D. E. F.) auf der Granadilla. F. 6. Raupe und Puppe des *Pap. pleb. rur. Cupido,* (*Cramer* Th. II. t. 164. fig. D. E. F. G.) auf den Citronenbäumen, lässt sich aber auch mit den Blättern des Baumwollenstrauchs nähren. Tab. V. Fig. 1. *P. n. g. Chol.* Fig. 2. *Pap. pl. rur. Galen.* F. 3. *Pap. pl. rur. Pillanthus.*

thus. F. 4. *Pap. pl. rur. Teledus.* F. 5. *Pap. pl. urb. Archytas.* F. 6. *P. n. g.* (?) *Titea.* (Rec. würde diesen Falter eher zu den Plebeiern rechnen,) sämmtlich aus Surinam. Tab. VI. Fig. 1. Raupe und Puppe des *Pap. E. Argon. Arcesilaus.* (*Cram.* Th. IV. t. 294. fig. A bis D.) auf dem Zuckerrohr; entwickelt sich in 11 Tagen. F. 2. Raupe und Puppe des *Pap. E. Arg. Leonidas.* (*Cramer* Th. IV. t. 388. f. C — F.) auf der wilden Pflaume. Fig. 3. Raupe des *Pap. n. ph. odilia.* (*Cr.* IV. Th. t. 329. fig. C. D.) auf der Cassarapflanze. (*Jatropha manihot. L.*) Fig. 4. Raupe und Puppe des *Pap. n. ph. Eresimus.* (*Cramer* II. Th. t. 175. fig. g. H.) auf dem Guajacenbaum. Fig. 5. Raupe des *P. n. ph. Obrinus.* (*Cramer* I. Th. t. 49. fig. E. F. Th. IV. t. 388. fig. C. D.) auf den Citronenbäumen; entwickelt sich in 10 Tagen. F. 6. Raupe und Puppe des *Pap. n. ph. Aceste.* (*Cramer* II. Th. t. 121. fig. E. F.) auf dem Cacaobaume. Fig. 7. Raupe und Puppe des *Pap. pl. rur. Crotopus.* (*Cramer* Th. II. t. 336. fig. E. F. t. 390. fig. G. H.) Tab. VII. F. 1. Raupe und Puppe des *Pap. n. ph. Mermerina.* (*Cr.* I. Th. t. 96. f. B. IV. Th. t. 299. f. E. F.) auf Pomeranzenbäumen; entwickelt sich in 14 Tagen. Fig. 2. Raupe und Puppe des *Pap. pl. urb. Apastus.* (*Cram.* II. Th. t. 3. fig. D. E.) auf der Baumwollenstaude. F. 3. Raupe und Puppe des *Pap. pl. urb. Fulgerator.* (*Cr.* III. Th. t. 284. fig. A. B.) auf den Citronenbäumen. F. 4. Raupe und Puppe des *Pap. pl. urb. salatis.* (*Cram.* Th. IV. t. 393. fig. E.) auf der Batataspflanze. (Convolvulus Batatas.) F. 6. *Pap. pl. urb. Menes* sammt Raupe und Puppe (*Cram.* IV. Th. t. 393. fig. H. f.) im Grase; entwickelt sich in 5 oder 6 Tagen. Tab. VIII. F. 1. *Pap. pl. urb. Bromius* mit Raupe und Puppe, auf einer Art Nachtschatten, welche die Landeseinwohner Macal nennen. Fig. 2. Raupe und Puppe des *Pap. pl. urb. Euribates.* (*Cram.* IV Th. t. 393. fig. D.) auf dem wilden Citronenbaume. F. 3. *Phal. Vincentiata.* F. 4. *Phal. juliansata.* F. 5. *Phal. Hubneriana.* F. 6. *Phal. striatalis.* F. 7. *Phal. renaudalis.* Diese vier Phalänenarten sind von Hn. *Renaud* in Surinam entdeckt worden.

Das IIte Heft fängt mit der Beschreibung der IXten Tafel an: F. 1. *Pap. Danaus aestivus julettus* von der Oberseite abgebildet. F. 2. *Pap. plebeius ruralis Hygenius*; Der Grund der Flügel ist ein blosses Veilchenblau, Die Vordern haben auf der Unterseite einen bräunlicht gelben Rand, und zwey dergleichen Streifen in der Gegend der Mitte. Die Untern führen am Unterrande einige schwarze und weisse Flecken, einen einzackigten, bräunlichtgelben Streifen, und von der nemlichen Farbe ein abgekürztes schwärzlich begränztes Band. F. 3. *Pap. pleb. rur. Labinus;* alle drey aus Surinam. — F. 4. Raupe und Puppe des *Pap. pleb. urbicola Orcus* (*Cramer* Th. IV. S. 87. t. 334. fig. f. K. L.) F. 5. Raupe und Puppe des *Pap. pleb. urbic. Vulcanus.* (*Cramer* III. S. 87. t. 245. fig. C. D.) auf dem Limonienbaume, entwickelt sich in 8 Tagen. F. 6. Raupe und Puppe des *Pap. pleb. urbic. Pigmalion* (*Cram.* III. Th. S. 87. t. 245. fig. A. B.) die Raupe ist bis auf die zwey bräunlichtgelbe Vorderringe, schmutzig grün, und wohnt auf den Limonien- und Pomeranzenbäumen, die Puppe ist grün und an beiden Enden zugespitzt. T. X. F. 1. *Pap. pleb. urbic. Cerealis* mit Raupe und Puppe. Der Schmetterling sey das Weibchen von jenem, der bey *Cramer* Th. IV. S. 213. t. 392. fig. N. O. beschrieben und abgebildet sey. — F. 2. Raupe, Gespinst und Puppe des *Sphinx adscita Halys.* (*Cramer* Th. IV. S. 129. t. 357. f. C.) F. 3. Raupe, Gespinst und Puppe von der *Sphinx adscit. Heber* (*Cramer* Th. III. S. 169. t. 287. fig. A.) Man bemerkt in der Abbildung der Puppe keine Flügelscheiden, vermuthlich ist dieses ein Versehen des Zeichners. T. XI. F. 1. *Sphinx adscit. Ammon* von beiden Geschlechtern, mit Raupe und Gespinst. Die Raupe wohnt auf einer — nicht bestimmten — Art des Nachtschattens. Die Verwandelung geht in einem länglichten wollichten Gewebe an den Blättern der Pflanze vor sich, die Puppe ist braunroth, die Entwicklung erfolgt in 8 Tagen. F. 2. Raupe, Gespinst und Puppe des *Sphinx adscit. Psamus* (*Cramer* III. T. 72. t. 234. fig. G.) Die Verwandlung geschieht in einem länglichten, haarigen Gewebe, die Puppe ist bräunlichroth. F. 3. Raupe, Gespinst und Puppe des *Sph. adscit. Rutilus,* (*Cramer* III. t. 382. fig. B.) die Raupe ist schwarz, mit weissen Milchhaaren bewachsen; auf den zwey vordern und den zwey hintern Ringen stehen Büschel langer dunkelgelber Haare, das Gespinst ist schwarz, die Puppe incarnatroth, und entwickelt sich in sechs Tagen. T. XII. F. 1. *Sph. adscit. Haemorhoidalis:* Hr. *St.* führt hier die Fabriciussche *Sesia haemorhoidalis* fragweise an, und macht die Bemerkung, dass Hr. *F.* bey derselben Cramers *Sph. Leucaspis* citire, die doch von diesem Schmetterlinge sehr verschieden sey. F. 2. *Phal. Bomb. Eudalia;* aus Surinam. F. 3. *Phal. Noctua Arehaida;* aus Surinam. F. 4. *Phal. Noctua Solina;* ebendaher. F. 5. *Phal. geometra Luciata.* Diese Phaläna scheint wie die folgende zu den Sichelspinnern zu gehören. F. 6. *Phal. geometra maculata.* F. 7. *Phal. pyralis Strigalis,* die Flügel sind schwarz mit weissen, glänzenden und durchscheinenden Flecken; aus Surinam. F. 8. *Phal. Bomb. Hippia.* Die hier abgebildete Phaläne ist das Weibchen, das Männchen unterscheidet sich nur durch seine kammförmige Fühlhörner. F. 9. *Phal. Noct. Procopia;* die Grundfarbe der Flügel ist bräunlich violett. Das Dessein besteht aus hellbraunen Querbinden und dunkeln Puncten. Die Unterflügel haben noch einen violetten runden Flecken mit einem schwarzen Puncte; aus Surinam. F. 10. *Phal. geom. punctata.* Bräunlich mit schwarzen Fleckenreihen an den Unterrändern beider Flügel; aus Surinam. F. 11. *Pal. Noct. Felicia.* Die Oberflügel braun mit blaufärbigen Flecken u. Streifchen, die durch eine geschlängelte violette Querlinie unterbrochen werden. T. XIII. F. 1. *Pap. pleb. urbicol. Renaldus.* Der Schmetterling gehört, so viel wir aus der Abbildung urtheilen können, nicht sowohl zu den *pleb. urbic.* oder den Dickköpfen, als zu den *pleb. rural.* oder den sogenannten Schwalbenschwänzen. Sein Vaterland ist Surinam. F. 2. *Pap. Nymphl gem. Clorimena:* Nach dem Linneischen System würde dieser Falter in Gesellschaft der *P. Arcanius* und *Hero* zu den Plebeiern gestellt werden müssen. F. 3. *Pap. pleb. rur. Nicias.* F. 4. *Pap. pleb. rural. Cingulus.* F. 5. Raupe, Gespinst und Puppe der *Sph. adscit. Pheres* (*Cramer* IV. S. 183. t. 382. fig. C.) F. 6. Raupe, Gespinst und Puppe der *Ph. adscit. Eangrus* (*Cra-*

(*Cramer* Th. III. S. 94. t. 28. fig. D.) F. 7. Raupe, Cocon und Chrysalide der *Sph. adscit. Syplus* (*Cramer* II. S. 4. t. 99. fig. A.) T. XIV. F. 1. bis 5. *Sph. adscit. Sylvius*; aus Surinam. F. 6. — 10. *Sph. adscit. Archias*. Wären die Raupen dieser beiden Schwärmer nicht bekannt, so könnte man sehr leicht verleitet werden, beide für eine Verschiedenheit des Geschlechts, oder doch für Spielarten, zu halten. T. XV. F. 1 — 3. Raupe, Cocon und Chysalide der *Sph. adscit. Evadnes*. (*Cramer* IV. Th. S. 129. tab. 357. fig. A.) die Raupe ist schmutzig weiss, mit weissen Haaren, und wohnt auf dem Kaffeebaume. Fig. 4. — 6. Raupe, Cocon und Chrysalide der *Sph. adscita Lenens*. (*Cram*. III. S. 95. t. 248. fig. G.) F. 7 u. 8. Raupe, Gespinst und Puppe der *Phal. Bomb. Ozasia*. (*Cramer* IV. t. 395. S. 219. f. D.) F. 9 u. 10. Raupe und Gespinst der *Phal. Bomb. Eumedide*. (*Cramer* II. Th. S. 219. fig. B. C.) Fig. 11 und 12. Raupe und Gespinst der *Phal. Bomb. Orsilochus*. (*Cramer* Th. I. S. 72. tab. 46. f. D. und Th. IV. S. 187. t. 393. f. F.) T. XVI. F. 1. *Phal. Bomb. Epigena*, mit Raupe und Puppe. F. 2. *Phal. Bomb. Zelica*, mit Raupe und Puppe; diese Phaläne hat viele Aehnlichkeit mit unserer *N. virens*. F. 3. *Phal. Bomb. persciIla*; aus Surinam. F. 4. *Phal. Phyral fimbrialis*; ebendaher. F. 5. *Phal Tortrix Swederiana*, mit braunrothen Oberflügeln mit drey breiten halbmondförmigen dunkelgelben Querstreifen. F. 6. Raupe und Puppe der *Phal. Bomb. nitida*. F. 7. Raupe und Gespinst der *Phal. Attaca Liberia*. F. 8. Raupe und Puppe der *Phal. Bomb. Cunigunda*. — Zu bedauern ist es bey diesem schönen Werke, dass es so wenig Naturgeschichte enthält, und dass die Beschreibungen nicht immer mit kunstmässiger Genauigkeit abgefasst sind.

Augsburg, b. Haid. *Supplementum plantarum selectarum, quarum imagines manu artificiosa doctaque pinxit Georgius Dionysius Ehret* — occasione haud vulgari in usum publicum collegit D. *Christ. Jacob Trew* — publicavit et illustravit D. *Bened. Christ. Vogel* — in aes incendas (incidendas) et *coloribus vivis ornandas* curavit sumtusque fecit *Joh. Elias Haid*, chalcographus augustanus. 1790. S. 57 — 62. Tab. 101 bis 110. mit dem Portrait des Hn. Prof. Vogels.

Die *Plantae selectae*, welche der verstorbene Trew nach Ehretischen Zeichnungen herausgab, und von welchen wir bekanntlich 10 Decurien besitzen, gehörten unter diejenigen Werke, welche man zu jenen Zeiten mit Recht schätzen muste, weil sie Abbildungen von Gewächsen enthielten, die damals unter die seltenen und wenig bekannten gehörten. Hierzu kam, dass, was den Ehretischen Zeichnungen an Richtigkeit abging, die selbige begleitenden Trewischen Beschreibungen vollkommen ersetzten. Es haben sich aber auch hierinn die Zeiten sehr geändert, und viele der Ehretischen Zeichnungen müssen schon deswegen am Werth verlieren, weil wir, dem allergrösten Theil nach, eben so gute Abbildungen von jenen Arten besitzen, die sie vorzustellen im Stande sind. Wir wünschten daher, dass Hr. *V.*, wenn ihn die lobenswürdige Neigung, etwas mit zur Erweiterung der Kräuterkunde beyzutragen, beseelte, andere Gegenstände gewählt haben möchte, die ihm der an seltnen Gewächsen so reiche botanische Garten zu Altdorf, als Vorsteher, dargeboten haben würde, und an welchen er theils seine Beobachtungsgabe mit mehr Vortheil für die Wissenschaft hätte üben, theils sein Talent und seinen Beruf zu solchen Beschäftigungen auf eine weit sichtbarere Art hätte bemerklich machen können. Denn einmal sind die gegenwärtig abgebildeten Pflanzen nichts weniger als unbekannt, und können also den Naturforscher weder durch ihre Neuheit und Seltenheit reizen, so wenig, als ihre natürliche Geschichte, Bestimmung, Verwechslung mit ähnlichen eine sonderliche Aufklärung nöthig machten; auch sind es nicht solche, die Hr. *V.* allein in der Natur vor sich gehabt, und wonach er sie hätte beschreiben können (etwa die nicht seltnen: Cornus *Amomum*, Prunus *canadensis*, Cercis *canadensis* ausgenommen.) Doch wir benennen die Tafeln selbst: Tab. 101. Cornus *Amomum* (bekannt; Cornus *stricta* L'Heritier? oder vielmehr *sericea*.) T. 102. Prunus *virginiana* (bekannt, in Catesby abgebildet.) T. 103. Sisyrinchium *palmifolium* (bekanntlich die thunbergische Moraea *palmifolia*. Ehrets Exemplar hatte freylich keine flores spicatos, und Hr. *V.* denkt sich, wie wir glauben, den Grund davon ganz richtig. Diese Abbildung scheint uns aber nach einem zu verkümmerten Gartenexemplar gemacht zu seyn. T. 104. Cercis *canadensis* (bekannt.) T. 105. Rhamnus *colubrinus* (Jacq. machte durch seine Abbildung, Hort. vind. t. 50. eine jede nachfolgende entbehrlich.) T. 106. Bauhinia *divaricata* (Im hort. Cliffort gut abgebildet; die racemi florum sind aber hier besser, so wie dorten die Siliquae fehlen, hier aber beygesetzt.) T. 107. fig. 1. Andromeda *mariana* (bekannt, doch hier besser als im Plukenet (Hr. V. schreibt *Pluknetius*) fig. 2. Orobus *versicolor* (eine Pflanze, die es verdiente, näher gewürdigt zu werden, und zu dessen weitern Untersuchung und Verschiedenheit von dem Orob. *canesc.* Hr. V. diejenigen Botaniker ermuntert, *qui opportunitate gaudent ipsum examinandi, ut omnem submoverent dubium*.) T. 108. Hydrangea *arborescens* (bekanntlich schon im Miller gut abgebildet.) *Ill. Medicus*, sagt Hr. *V.*, *confecit in specie floris accuratissimam et planissimam descriptionem* (!!!) T. 109. Rauwolfia *nitida* (bereits im hort. cliffort. sehr gut abgebildet, aber hier werden noch die reifen Beeren beygesetzt, die dort fehlen.) T. 110. Ruellia *upudali*. (Schon der barbarische Beyname aus Rheeds hort. malab. schreckt uns ganz ab, unsere Meynung darüber zu sagen, da ohnedies die Kritik darüber noch nicht zu Ende ist. An den die Kupfertafeln begleitenden Beschreibungen bemerkt man nur zu gut jene Verlegenheit, in die blosse Zeichnungen versetzen müssen, da sie nie Stoff geben, sich mit solcher Bestimmtheit über sie, als über die ungemalte Natur zu verbreiten.

Halle, b. Gebauer: *Analyses Florum e diversis plantarum generibus, omnes, etiam minutissimas eorum externas partes demonstrantes*, ad eruendum harum partium characterem genericum, philosophiam botanicam, et generum intimiores affinitates a natura statutas. Auctore *A. J. G. C. Batsch*. Vol. I. Fascic. I. Tab. I — X. Oder *Blumenzergliederungen aus verschiedenen Gattungen der Pflanzen, in wel-*

 chen

chen alle äussere, und selbst die kleinsten Theile der Blumen gezeigt werden, um ihre mit den Gattungen zusammenhängende Kennzeichen, ihr wesentliches Verhältniss unter einander, und die feinern natürlichen Verwandtschaften der Gattungen näher zu bestimmen; u. s. f. 1790. 13 Bogen in med. 4. in lateinischer und deutscher Sprache in gegenüberstehenden Columnen, und mit 10 illuminirten Kupfertafeln. (4 Rthlr. 12 gr.)

Diese wenigen in den Augen des Kenners manches corpulente naturhistorische Werk aufwägenden Bogen setzen des Vf. Beruf, die Kenntniss der Natur zu befördern, und uns mit ihren Geheimnissen bekannter zu machen, ausser allen Zweifel. Wir kennen keine genauere Beschreibungen natürlicher Körper, als wir in diesen Zergliederungen der Blumen wahrnehmen. Wir bewundern die Geduld des Vf., so lange bey einem dem Schein nach oft unwichtigen Gegenstande zu verweilen, und den Fleiss und die Genauigkeit, mit der das Bemerkte niedergeschrieben worden. Diess können wir auch von den Abbildungen rühmen, die der Vf. selbst zeichnete, und *Capieux* in Kupfer stach. Was wir mit der Natur verglichen haben, finden wir äusserst genau. Alle Theile der Blumen sind von denjenigen Seiten sehr deutlich dargestellt, wo sie dergleichen bedürfen. Dabey sind die Kupfer schön, und ihres Gegenstandes würdig. In diesem Hefte sind beschrieben und abgebildet: *Crocus sativus, Galanthus nivalis, Leucojum vernum, Scilla amoena, Fritillaria imperialis, Primula veris, Epimedium alpinum, Robinia Caragana, Tulipa gesneriana, Berberis vulgaris, Symphytum officinale, Menyanthes trifoliata, Vaccinium oxycoccos, Asclepias syriaca, Cornus mascula, Ricinus communis, Daphne Mezereum, Solanum pseudocapsicum, Viola odorata.* Dem Titel nach könnte das Werk zu einer ungeheuren Grösse anwachsen, wenn ihm der Vf. nicht schickliche und zweckmässige Grenzen bestimmt hätte. Er wählt vorzüglich Blumen aus den bis jetzt bekannt gewordenen natürlichen Familien, und fügt nur zuweilen andere bey, deren Stellen noch ungewiss sind. Aus den Gattungen, die noch keinen Familien untergeordnet sind, wird er vorzüglich nur die sonderbaren ausheben. Da man bey aufmerksamer Untersuchung der Bildungen gewisse Theile der Organe und Formen derselben entdeckt, die, wenn sie mit Worten bestimmt werden, künftige Beschreibungen richtiger und zweckmässiger machen müssen, so wird bey der Behandlungsart des Vf. auch die sogenannte botanische Philosophie noch manchen Vortheil haben. Anfänger dieser Wissenschaft wird diess Werk noch dadurch besonders nützlich seyn, dass sie die hier gegebenen Beyspiele von Beschreibungen einigermassen als Vorschriften zu den ihrigen brauchen können. Was für Theile der Blume einer Untersuchung unterworfen worden, bedarf wohl kaum einer weitern Anzeige, denn das Saamengehäuse und die Saamen ausgeschlossen, zergliedert der Vf. alle die Theile, die Linné in seinen Pflanzengattungen untersuchte. Warum Hr. B. jene Theile ausgeschlossen, davon sehen wir die Ursache nicht ein, da weder der Titel, noch die Absicht dieser Schrift, die Betrachtung derselben nothwendig ausschliesst. Wir vermissen wirklich die Analyse des Saamengehäuses und der Saamen in diesem uns so interessanten Werke höchst ungern. Nimmt der Vf. künftig auch auf diese Gegenstände Rücksicht, so erhalten wir ausser den genauen Beschreibungen auch Abbildungen zu einigen Pflanzengattungen, wie wir sie nie hatten, und immer wünschten. Aus Mangel des Raums führen wir zum Beyspiel der Genauigkeit in den Beschreibungen nur an, dass die Zergliederung einer Blume im Durchschnitt in jeder Sprache 3 Quartseiten einnimmt. Wem manches darunter Mikrologie zu seyn scheint, der ist wirklich zu einem guten Naturforscher verdorben. Da diess Werk der grössten typographischen Schönheit nicht unwürdig ist, so wundert es uns, dass man nicht jeder Blume eine besondere Platte bestimmte. Die dadurch vergrösserten Kosten wären doch im Ganzen höchst unbedeutend gewesen. Um unsern Lesern eine freylich etwas unvollständige Idee von den Abbildungen zu geben, wollen wir die Beschreibung der Abbildung des Safrans mittheilen: a) zwey vollständige Blumen, die auf ihren Schafften und der Wurzel stehen; eine derselben ist entwickelt, die andere noch in der Scheide versteckt. b) Die entwickelte Blume, fast in der ganzen Länge der Röhre geöffnet. Der Griffel ist herausgenommen, der Fruchtknoten und die eigenen Scheiden der Blume sind deutlich zu sehen. In diesem Exemplar war der Grund der Blumenröhre gebogen. c) Das narbentragende Ende des Griffels etwas vergrösert. d) Dasselbe unter noch stärkerer Vergrösserung. Den Randdrüsen kleben verschiedene Staubkörner an; die 2 Seitenlappen sieht man von der innern, den mittlern von der äussern Seite. e) Das Staubgefäss im vollkommenen Zustande, von der nach der Blumenkrone zugekehrten Seite. f) Dasselbe von der entgegengesetzten Seite. g) Ein nach dem Aufspringen welkendes Staubgefäss von der Seite, wie e. h. Dasselbe von der Seite, wie f.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Giessen,* b. Braun: Diss. Inaugur. Iur. *de Effectu Divortii quoad bona inter Coniuges communia.* — *Car. Guil. Syndheim,* Casell. Hassus. 1790. 28 Seiten. Eine Streitschrift, welche sich durch Deutlichkeit, Kürze und Ordnung vor manchen andern auszeichnet. Mit Recht verwirft der Vf. die Meynung, dass nach deutschen Grundsätzen der schuldige Theil für todt gehalten werde. Die Gesetze von Trennung einer Gesellschaft nimmt er dagegen richtig zum allgemeinen Grundsatz an; nur ist §. 11. der weitere allgemeine Satz: „quando autem matrimonium unius alteriusve ob culpam dissolvitur, „nocenti lucrum et commodum communionis tanquam *indigno aufertur,*" zu gewagt, stehet ohne allen Beweis da und streitet mit den gewöhnlichen Gesetzen von Trennungen der Gesellschaften. Statt dessen hätten wir eher gleich festgesetzt, dass der Gütergemeinschaft ungeachtet im Falle einer Ehescheidung das römische Recht in Anwendung komme; wenn nicht die besondern deutschen Gesetze etwas anderes bestimmen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 3. Februar 1791.

RECHTSGELARTHEIT.

Leipzig, in der Weidmann. Buchhandlung: D. *Joh. Lorenz Dorns*, der hochl. Republik Nürnberg Consulents(en) und Assess. am Stadt- und Ehe- auch Land- und Bauerngericht, *Versuch eines practischen Commentars über das peinliche Recht.* Erster Band. 1790. gr. 8. 862 S. (2 Rthlr. 4 gr.)

„Im Ganzen, sagt der Vf. in der Vorrede, ist dabey das jetzt ältere Meisterische Lehrbuch zum Grund gelegt, und bey einem jeden Verbrechen dessen Begriff, seine Eigenschaften, Eintheilung oder Gattungen, seine Strafe nach mosaischem, römischem und ältern deutschen Recht, dann nach der peinlichen H. G. O. Kayser Karl V., nebst Zusammenhaltung der bambergischen P. H. G. O. bemerket, der abweichende Gerichtsgebrauch mit den öfters verschiedenen Meynungen der Rechtsgelehrten angeführet, die Milderungs- und Schärfungsgründe beygesetzet, die Fragstücke zur Inquisition angehängt, und, wo es erfoderlich war, die Civilklage oder Privatsatisfaction beygefüget." In diesem ersten Bande handelt er, nach vorangeschickter Einleitung, in sechs Büchern: I. von Verbrechen und Strafen überhaubts. (pt) II. von Verbrechen an Leben, Leib und Ehre. III. von Verbrechen an dem Seinen (Eigenthum) eines Dritten. IV. von fleischlichen Verbrechen. V. von Verbrechen gegen die allgemeine Sicherheit der Bürger. VI. von Verbrechen gegen Gott. Der zweite Band soll das peinliche Gerichtswesen und den Process enthalten. Der Vortrag ist buntschäckig, denn es haben nicht nur alle Paragraphen dieses *deutschen* Commentars lateinische Ueberschriften, sondern der Text selbst, in welchen die Kunsttermen in Parenthesen schicklich hätten beygesetzt werden können, ist mit vielen lateinischen Floskeln vermengt. Stil und Ausdruck sind nicht rein und gut, wie denn Hr. *D.*, der aus dem Lateinischen aufgenommenen auf allen Seiten vorkommenden Wörter, z. B. *imputirt*, *redimirt*, *irrogiren*, *Remission*, *reflectirt* u. s. w. nicht zu gedenken, von Unterstehung zur Unkeuschheit, Verunkeuschung, Asperanz (Schärfung) u. s. w. spricht. Damit unsre Leser den Ton selbst beurtheilen können, setzen wir nur einen einzigen Satz zur Probe her: „IV. Buch. I. Tit. Von der Unzucht. §. 175. I. *Quid delicta carnis.* Geile Lüste laufen gegen die Sittlichkeit, verursachen grosse Unordnungen in dem Familien-Zustand, hindern den Vortheil des Ehestands, welcher für den Staat viel zu unentbehrlich ist, und verletzen sofort unstrittig Wol, Sicherheit und Ruhe des Staats; daher werden sie billigermasen unter die Verbrechen gezält. Sind teils uneigentlich, teils eigentlich. Die uneigentlichen bahnen blos den Weg zu fleischlichen Verbrechen, und diese sind Entführung, Hurenwirthschaft, Betastungen, Frikationen, aller Versuch und Unterstehung zur Unkeuschheit. Die eigentlichen sind entweder einfach, als *fornicatio* und *stuprum*, oder qualificiret. Sie können sich aber qualificiren 1. in Ansehung der dabey gebrauchten Hinterlist, Verführung, oder adhibirten Gewalt; 2. jemehr dabey die Religion, kirchliche und Staats-Einrichtung verletzt wird, z. B. beym Ehebruch, Blutschande, Bigamie, Konkubinat. Oder 3. wenn die Verunkeuschung gegen den ordentlichen Lauf der Natur geschehen, z. E. an einem todten Körper, desgleichen Paederastie, Sodomie. Bey der Consummation eines fleischlichen Verbrechens pflegt man zu unterscheiden, ob es erst durch den wirklichen Beyschlaf vollbracht wird, oder ob es genug sey, wenn nur der Same entlaufen wäre. Diese Distinction machen hauptsächlich diejenigen Rechtsgelehrten, welche einige qualificirte Keuschheitsverbrechen zur öffentlichen Gewalt zählen. Die andern sagen besser, in jedem fleischlichen Verbrechen werde, wenn es vollbracht seyn soll, die Einlassung des männlichen Samens erfodert; und zwar wird von beeden Verbrechern ein übereinstimmendes Bekenntniss des wirklich eingelassenen Samens zur ordentlichen Strafe erfodert." Mit *Quistorp's* Grundsätzen des deutschen peinlichen Rechts möchte wohl dieser Versuch eines practischen Commentars in keiner Rücksicht eine Vergleichung aushalten.

GESCHICHTE.

Paris, b. Guillot: *Histoire critique et apologetique de l'Ordre des Chevaliers du Temple de Jerusalem, dits Templiers.* Par feu le *R. P. M. J.* Chanoine Régulier de l'Ordre de Prémontré etc. 1789. Tom. I. 390 S. Einleit. S. 30. und eine Abhandlung von 24 S. über das nachtheilige Urtheil, das Joh. Villani über Clemens V. fället. Tom. II. 364 S. ohne das Register, 4to, nebst der Vorstellung eines T. H. in Kupfer, und zwei Kärtchen, wovon eines Syrien und Phönicien, das andere Palästina vorstellet. (6 Rthlr. 8 gr.)

Unsere Vermuthung, dass dieses Werk nicht unübersetzet bleiben würde, gieng bald in Erfüllung, denn es erschien zu

Leipzig, in der Weigandischen Buchhandlung: *Die Ritter des Tempels zu Jerusalem, oder pragmatische Geschichte und Vertheidigung des Tempelherrenordens*, aus den bewährtesten Quellen gesammelt nach

nach dem französischen Original abgekürzt und mit Anmerkungen begleitet. 1790. I. 362 S. und 8 S. Vorbericht. II. 276 S. 8. Karten und Register sind weggelassen worden.

Diese Uebersetzung ist ein weitläuftiger Auszug aus der Urschrift; die Sprache ist nicht ganz correct, und der Periodenbau nicht immer gut; die wenigen Anmerkungen sind äusserst unbedeutend, und beziehen sich fast nur auf die beiden Schriften von Hrn. *Anton* (nach der ersten Ausg.) und Hrn. *Nicolai*; da der Uebersetzer doch sehr oft Gelegenheit gehabt hätte, seinen Schriftsteller zu berichtigen. Auch hätte er Namen, welche deutsch besser bekannt, oder deutsch gegeben werden konnten, nicht französisch beybehalten sollen; z. B. *Jacques de Vitri*, *Matthieu Paris etc.* Noch fehlerhafter aber ist es, wenn er deutsche Namen, wie sie im Französischen stehen, eben so fehlerhaft hinschrieb, z. B. 1. Th. S. 278.: „Die T. H. legten den Grund zur Stadt Mongberg in der Mark Brandenburg (Müncheberg)" welches alles eine sehr grosse Flüchtigkeit bey einem Werke, das Musse und Nachdenken verdient hätte, anzeiget.

Das Werk selbst ist in der That vortreflich geschrieben; wider die Gewohnheit seiner Landsleute giebt dieser ungenannte Prämonstratenser genau seine Quellen an, und selbst da, wo er irret, gehet er selten ohne Gründe fehl. Dass er aber ein bisher unbenutztes Verzeichniss der Grossmeister des Ordens, aus dem 14ten Jahrhunderte, das er aus London erhielt, verstümmelt abdrucken liess, ist, zumal bey einem so wichtigen Documente, unverzeihlich. Da die Geschichte dieses Ordens durch Hrn. D. *Anton*, und seine Gebräuche, Verbrechen und vermeynte Geheimnisse, von eben demselben und Hrn. *Nicolai* ausführlich untersucht worden; Schriften, die der Franzose, der seine Geschichte schon vor ihnen entwarf, nicht benutzen konnte; so dürfen wir hier nur anzeigen, was die Geschichte des Ordens an neuen Aufklärungen und an festen Sätzen durch unsern Vf. gewonnen habe. Darunter rechnen wir vorzüglich die Berichtigung einzelner Namen und Geschlechter, die genaue und weitläuftige Erzählung von den mancherley Besitzungen, welche der Orden in allen Theilen Europens erhielt, ferner die Thaten desselben in Spanien und Portugall. Der Vf. bediente sich mehrerer in Deutschland wenig bekannter Schriften, und benutzte auch handschriftliche Nachrichten. Er findet Gründe, die Regel, welche Miröus herausgab, nicht für des heil. Bernhards Arbeit, sondern für ein späteres Werk zu halten, s. Origin. I. S. 11. Uebers. I. S. 50, verglichen mit *Anton*, S. 14. Unter dem zweiten Grossmeister Robert erzählet der Vf. aus dem Wilhelm Tyrius, dass die Ritter von den Räubern eine grosse Niederlage erlitten hätten (Or. S. 32. Ueb. S. 72). Sie fiel unter dem Könige Fulko vor; da nun dieser von 1131. — 1141 regierte, so kann man sie setzen, in welches Jahr man will, und es kann sowohl Hr. *Anton*, der diesen Grossmeister erst 1140 kennt, als auch der *Franzos*, der ihn schon 1136 auftreten lässet, recht haben; doch scheint für den letztern mehr Wahrscheinlichkeit zu sprechen, da zumal Matthäus Paris im Jahr 1133 (sicher ist im Jahr ein Fehler) von einer sehr grossen Niederlage redet. Die Stiftung des Tempelhofes zu Paris setzet er ins Jahr 1147, da sie andere erst 1150 annehmen (Or. S. 40. Ueb. S. 89) und erzählt die Geschichte desselben mit antiquarischen Bemerkungen. Der unglückliche Ausgang der Belagerung von Damaschk 1148, ist schlecht erzählt, Or. S. 64. Ub. S. 97, und hätte, da man die Schuld so verschiedenen Personen beymass, genauer untersucht werden sollen. Nach dem dritten Grossmeister lässt Hr. *Anton* Hugo II. folgen, versichert aber, dass man kaum seinen Namen wissen würde, wenn er nicht 1151 in den Privilegien der Johanniter genennet würde. Unser Vf. aber streichet ihn ganz aus, und das mit Recht, indem er erst 1252 gelebt haben soll, und nimmt gleich *Bernhard von Tremelai* als Grossmeister an. Dieser war es auch schon 1152, wo ihn Wilhelm Tyrius unter dieser Würde, bey Gelegenheit, da die Turkmannen Jerusalem belagerten, annimmt. Hierzu kommt noch, dass die Liste der Grossmeister, welche ein Hospitaliter 1342 verfertigte, die der Vf. aus der Cottonianischen Bibliothek erhielt, und welche in unsern Augen noch mehr Gewicht hat, als bey dem Vf., weil sie, wie wir hernach sehen werden, seine Irrthümer widerlegt, diesen Hugo ebenfalls nicht kennt, sondern gleich den Bernhard nennt. Bertrand von Blanquefort soll nach Hrn. *A.* von 1154 — 1165, nach unserm Vf. aber bis 1168 regieret haben. Die Geschichte des Ordens in diesem Zeitraum hat dieser genauer und weitläuftiger erzählt; allein sie enthält auch mehr von den Schicksalen des Königreichs Jerusalem, als im Grunde zu den Thaten und Begebenheiten der Templer gehört. Dass unser Vf. den Bertrand länger regieren lässt, als *A.*, kommt daher, weil bey ihm der folgende Grossmeister Andreas wegfällt. Um diesen auslassen zu können, beruft er sich auf einen Brief von Bertrand an den K. von Frankreich, der von 1168 seyn soll, wo er noch Grossmeister heisst, in *Gesta Dei per Francos*, *p.* 1281; allein dieser Brief kann eben so gut auf die Jahre 1165 und 1166 passen, als auf 1168, denn er ist ohne Datum, und so wird es immer ungewiss bleiben, ob Andreas regieret habe, oder nicht? Da aber das Cottonianische Verzeichniss denselben ebenfalls nicht kennt, so halten wir dieses für den besten Grund, denselben ganz wegzulassen. Die Gefangennehmung des Grossmeisters Odo von St. Amand, in der Schlacht bey Belfort, setzt Hr. *A.* auf den 25. November 1180, und unser Vf. ins Jahr 1178. Beide berufen sich auf den Bernhardus Thesaurarius; eben so ist es mit der Zerstörung der Tempelherrenburg, die Hr. *A.* unter Arnold von Toroye, unser Vf. aber ins J. 1178 setzt. Bernhard hat aber kein Jahr angegeben, sondern Robert de Monte, als Continuat. Sigeb. Gembl., entscheidet für 1180, und so fällt auch die andere Begebenheit unter dem Arnold von Toroye. Nach dem Tode dieses Grossmeisters führet unser Vf. den Terricus auf, den Hr. *A.* ganz ausgestrichen hat, indem er gleich den Gerhard von Ridesfort annimmt, der hier erst auf jenen folgt. Wir wundern uns, dass er bey der Genauigkeit und Kritik, die man überall bemerkt, nicht das Schwankende und Un-

Unrichtige seiner Behauptung einsah, da doch alle seine Gründe nichts weiter beweisen, als was Hr. *A.* annimmt, dass Terricus Grossprior (Summus Praeceptor) des Tempels zu Jerusalem, aber nie Grossmeister war. Er täuscht sich selbst, so, dass er, da er doch bey mehreren Gelegenheiten die fälschlich angenommenen Grossmeister aus falsch verstandenen Titeln erkläret, und Behutsamkeit anräth, — selbst, den Fehler begeht, und in der Vorrede (Or. I. S. XXI. Ueb. S. 27) annimmt, dass *einmal* ein Grossmeister, Terricus, den Titel Magnus Präceptor geführet habe. Hiezu kommt noch, dass das Cottonianische Verzeichniss von dem Terricus nichts weiss, wovon der Vf., anstatt Gebrauch davon zu machen, Gelegenheit nimmt, es als unvollständig zu betrachten. Es muss also dieser vermeyntliche Grossmeister ganz ausgestrichen (s. besonders Hrn. *A.* S. 91) und alles dasjenige, was der Vf. in diesem Zeitraume von dem Orden erzählet, der Geschichte seines Nachfolgers beygelegt werden. Nach Gerhards von Ridesfort Tode begeht unser Vf. einen Fehler, den wir uns nicht zu erklären wissen. Er stimmt mit Hrn. *A.* überein, dass derselbe 1189 vor Accon blieb, erzählt mit ihm, dass Walther hierauf solle erwählt worden seyn; wozu aber keine Beweise da wären, und läst doch hernach den Gerhard bis 1191 regieren, in welchem Jahre derselbe, nach einer Stelle bey Vertot (Edit. 1726) VI. I. p. 246, die aber durch keinen Beleg bewiesen ist, in einem Scharmützel geblieben seyn soll. Da nun beide den Tod des Gerhards ins Jahr 1189 setzen, und bis 1191 der Orden ohne Oberhaupt geblieben seyn müsste, so könnte wohl Hr. *A.* mit Andern recht haben, welche diese Lücke durch Walthern ausfüllen, wenigstens hat der Vf. diese Meynung nicht entkräftet. — Das Cottonianische Verzeichniss hat ihn zwar nicht; allein, da der Franzose es verstümmelte und interpolirte, so kann, da er nicht ausdrücklich diesen Mangel zeigt, dasselbe in der That nicht den Zweifel lösen. — Die weitläuftige Erzählung vom deutschen Orden (Or. S. 173. Ueb. 213) hätte der Uebersetzer so gut weglassen können, wie er es mit andern Sachen gethan hat. Nach dem Gilbert Horat. läst unser Vf. den Pontius Rigaldus aus, den Hr. *A.* im J. 1198 hat, bringet aber doch im Grunde keinen Beweis vor; allein, das Cottonianische Verzeichniss hat diesen Rigaldus nicht, und so sind wir sehr geneiget, ihn wegzulassen. Nach diesem folgt Philipp von Plessies, von dem Hr. *A.* meynt, dass er wahrscheinlich mit Theodor von Bersiaco eine Person sey, da ihn andre dem erstern nachfolgen lassen. Unser Vf. läst den letztern ganz weg, aber seine Gründe (Or. S. 232. Ub. S. 292) beweisen weiter nichts, als dass man im ganzen Zeitraume nicht weiss, wie der Grossmeister hiess, ob Du Plessies oder Bersiaco; eben so wenig hat er es bewiesen, dass dieser Du Plessies schon 1201 die Würde besass; denn wenn er sich auf einen in diesem Jahre geschlossenen Vertrag beruft, der in den Archiven von Arles aufbewahrt werde (Or. S. 222. Ueb. 283); so hätte er genauere Nachricht davon mittheilen, und nicht Glauben aufs Wort fodern sollen. — Der Grossmeister Wilhelm von Chartres soll nicht auch von Montedon geheissen haben. So sehr unser Vf. im Gange der Geschichte mit Hrn. *A.* übereinstimmt, so sehr weichen beide von einander in den J. 1226—1229 ab, da der erstere dem Pabste Gregorius, der andere dem Kayser Friedrich Recht giebt. Ums J. 1230 schiebt unser Vf. einen Grossmeister, Armand von Peiragros, ein, den Hr. *A.* nicht kennt, und von dem auch der Franzose nur den Namen, den er in Acten, die er nicht producirt, gefunden haben will, anzuführen weiss. Durch diesen Umstand hat er, anstatt Irrthümer zu vermeiden, einen neuen in diese Geschichte getragen, denn er ist sicher mit dem nachfolgenden Hermann von Perigord *eine* Person, und unser Vf. ward, durch den Namen Armand, den er zweimal in Urkunden gefunden haben will, und der im Grunde aus Hermann verstümmelt worden, so getäuscht, dass er seinen Einfall nicht fahren liess, ungeachtet das Cottonianische Verzeichniss nichts von dieser Person weiss, und er dabey selbst gestehen muss, dass ihn die Aehnlichkeit der Namen Armandus de Petragrossa und Hermannus Petrargorius oft zweifelhaft gemacht habe, ob es nicht eine und dieselbe Person sey, welches auch wohl unläugbar ist. — Nach Reinalds von Vichier Tode weicht unser Vf. von Hrn. *A.* sehr ab, letzterer hat 1256 einen Unbekannten, 1246 Peter von Belgiou, 1270 Thomas Berault, und 1274 Wilhelm von Beaujeu; der Franzose aber nur 1257 Thomas Berauld, und 1274 Wilhelm von Beaujeu. Uns dünkt, dass unser Vf. mehr für sich habe, denn Peter von Belgiou und Wilh. von Beaujeu mögen wohl eine Person seyn. Ueberdies kommt der erstere nur beym Salvaing vor, und dass Thom. Berauld auf Vichier gefolget sey, bestimmt eine Stelle eines Continuatoris Wilhelm Tyrii; ferner stimmt auch das Cottonianische Verzeichniss mit unserm Vf. überein, wenn er anders hier den Text nicht auch mutilirte. — Die Geschichte der Aufhebung des Ordens ist grösstentheils nach Du Pui erzählt; wir können also sie ganz übergehen, da die bekannten Untersuchungen bey *Nicolai* und *Anton* mehr als unser Vf. davon sagen.

London: *Vie privée du Cardinal Dubois*, Prémier-Ministre, Archevêque de Cambray etc. 1789. 389 S. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Der harte Ausspruch: „*Man kann nicht Böses genug von ihm sagen*" — bestätigt sich auch durch den ganzen Inhalt des vorliegenden Buchs. Es soll, wie die ungenannten Herausgeber versichern, aus dem Journal eines seiner vertrautesten Geheimschreiber gezogen, und vollkommen zuverläsig seyn. Gegen diese letztere Behauptung scheinen nun freylich verschiedene Bedenklichkeiten einzutreten. Nach dem eigenen Geständnisse des ebenfalls ungenannten Vf. (in einem vorgedruckten Auszug aus seiner Vorrede) schrieb er, voll Empfindlichkeit gegen seinen ehemaligen Herrn, der ihm so manche trübe Stunde gemacht hatte, und ihn doch ohne Versorgung liess, erst in der Absicht, von seinen reichen Erben ein Stück Geld zu ziehen, dann aus Verdruss und Rache, und endlich, auf Befehl des Cardinals Fleury, aus Gehorsam. Wie unendlich weit entfernt von der Beobachtung des grossen Gesetzes:

ſine ira et ſtudio! Allein, vielleicht ſpricht eben dieſes Geſtändniſs gewiſſermaſsen für ihn, indem es ihn wenigſtens als einen geraden, offenen Mann zeigt. Es beweiſt, daſs er manches ohne Schonung geſagt haben kann, was er vielleicht in einer andern Stimmung gar nicht, oder gemäſsigter geſagt haben würde; aber, daſs er verfälſcht, erdichtet habe, davon iſt es kein Beweis. Man darf ihm alſo, da das Zweifelhafte in ſeinem Buche durch das Bekannte und Geprüfte nur zu viel Wahrſcheinlichkeit erhält, Glaubwürdigkeit, im Ganzen genommen, keineswegs abſprechen: nur ſcheint immer beym Gebrauche ſeiner Nachrichten eine ſorgfältige Behutſamkeit nöthig zu ſeyn.

Wer Dubois war, und was er zum Verderben eines edlen Fürſten und zum Unglück für Frankreich war, iſt bekannt genug. Man kennt an ihm ſchon im Allgemeinen ein widriges Gemiſch von Hang zur Wolluſt, Irreligioſität, Ehrſucht, Jähzorn, niedrigen Geiz und Selbſtſucht von der gröbſten Art. Um ihn ganz, in jedem Verhältniſſe kennen zu lernen, leſe man das vorliegende Buch. Aber man verbinde auch damit, auſser den bekannten Quellen, die vor kurzem erſchienenen *Mémoiren des Marſchalls von Richelieu*; vorzüglich zum Behuf einer Vergleichung mit ſeinem Gegner, dem Cardinal Alberoni, der in einer gewiſſen Rückſicht neben ihm, in andern aber ſo hoch über ihm ſteht. Bald mit Lächeln, bald mit Unwillen, bald mit Erſtaunen, bald mit gepreſstem Herzen, wird man ſehen, wie die Geſchichte eines ſolchen Menſchen ſich nach und nach in die Geſchichte ſeines Vaterlandes und der europäiſchen Mächte verflicht. Doch freylich muſs das Ganze gefaſst werden: einzelne Anekdoten würden nur ausgezogene Fäden aus einem groſsen Gewebe ſeyn.

Leipzig, b. Kummer: *Ueber J. J. Rouſſeau's Charakter und deſſen Schriften.* Verſchiedene Briefe, verfaſſet von der *Frau von Stael* (Tochter des Hrn. Necker). Nebſt einem Schreiben der Frau Gräfin *Alexandrine de Vaſſy-Girardin* über Rouſſeau's Todesart und der Antwort der *Frau von Stael.* 102 S. 8. 1789. (6 gr.)

Bey dieſer Ueberſetzung, ſchon bey dem Titel, hatten wir uns mehr als eine Stelle angezeichnet, wobey wir mit Recht etwas erinnern zu müſſen glaubten. Sehr oft fanden wir ſie zu buchſtäblich, bisweilen undeutlich, hier und da vernachläſſigt, im Ganzen genommen ſehr ungleich. Auf der andern Seite ſahen wir jedoch, daſs unſre Erinnerungen meiſtens ſolche Stellen trafen, wo uns, wenigſtens das Original ſelbſt, in Orakeldunkelheit verhüllt war, und verhüllt blieb; auch muſsten wir der Ueberſetzung die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daſs doch Vieles davon treu und flieſsend zugleich ſey, daſs ſie ſogar Manches deutlicher und beſtimmter ausdrücke, als die Urſchrift ſelbſt. Daher wollen wir denn doch jene Erinnerungen, zu welchen die Belege in einer Schrift von wenigen Bogen ohne Mühe zu finden ſind, lieber zurückbehalten.

Gotha, b. Ettinger: Des Herrn *Mariti Geſchichte Fakkardino, Groſs-Emirs der Druſen*, wie auch der übrigen Groſs-Emire, bis auf das Jahr 1773; nebſt einer Beſchreibung des Landes, der Sitten, Gebräuche und Religion der Druſen; aus dem Italieniſchen, mit Anmerkungen und zwey Kupfern. X Seiten Vorrede, und 322 Seiten Text. 8. 1790. (1 Rthlr.)

Nur wenige Ueberſetzer dürfen mit einer ſolchen Zufriedenheit auf ihre Arbeiten zurückſehen, als der Urheber der gegenwärtigen Verdeutſchung eines ſehr intereſſanten und lehrreichen Buchs. Er hat mit Einſicht gewählt, und mit Fleiſs, mit Achtung für das Publicum gearbeitet. Dadurch, daſs er manche *unwichtige* Bemerkung des Vf. wegließ, hat er um ſo *viel* mehr Raum für unterrichtende Zuſätze gewonnen, die zum Theil aus den Reiſen eines Niebuhr und Volney, zum Theil aus dem Muſeo Cuſico, aus Hrn. Hofr. Eichhorns ſchätzbarer Abhandlung von der Religion der Druſen (im Repert. für bibl. und morgenl. Lit.), aus *d'Arvieux* u. ſ. w. entlehnt ſind. Als Ueberſetzer hat er ſein Original ſo behandelt, wie die meiſten proſaiſchen Schriften der Italiener behandelt werden müſſen; was *Mariti* italieniſch erzählt, das erzählt er ihm deutſch, meiſtens ungezwungen, nach. — Zur Verſchönerung dient ein Bruſtbild des Groſs-Emirs; zur Aufmunterung zum Nachforſchen eine Zeichnung von dem bekannten, noch unerklärten, Idol der Druſen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Maynz*, in der Univerſitätsbuchhandlung: *Abhandlung von Verſteinungen, Beſchreibungen, Verzeichnungen und Beziehungen der Gränzen*, zum Gebrauch eines Beamten und Geometers, nach angewandten rechtlichen und mathematiſchen Grundſätzen, von *Joh. Jac. Hock*, Acceſſiſten und Haingerichtsfiſcal des Kurf. Maynz. Amts Eltvill im Rheingau. 1789. 91 S. 8. (5 gr.) Nächſt einer vorläufigen Einleitung von der Wichtigkeit der Sache, den Urſachen der darüber entſtehenden Streitigkeiten, und den natürlichen und künſtlichen Gränzzeichen redet der Vf. zuerſt vorzüglich von den Steinen. Er beſtimmt ihre äuſsere Beſchaffenheit; Wappen u. d. gl., Unterlagen von Kohlen, Eyerſchaalen u. d. gl., und den Unterſchied der Hauptſteine an Winkeln und Läufer in weit gehenden geraden Linien. Die Grenzbeſchreibungen lehrt er durch Beſtimmung der Maaſse nach der geraden Richtung, auch über Berge und der Winkel, vorzüglich nach dem Transporteur und mancherley Vorſichtigkeitsregeln gut verfertigen; auch wie ihnen die rechtliche Form durch Zuziehung der Theilnehmer und die Genauigkeit des Protocolls zu geben iſt. Ferner zeigt er in Abſicht der Karten ſowohl die weſentlichen Einrichtungen, als die gewöhnlichen Verzeichnungen der Merkwürdigkeiten, und die Beſtätigung ihres rechtlichen Anſehns. Endlich empfiehlt er zu Erhaltung der Gränzen fleiſsige Aufſicht der Beamten, feyerliche Beziehungen, Vorſicht in Abſicht der Beſchreibung der Grundſtücke und Eigenthümer, des Abreiſsens der Flüſse, und gute Zeichnung der Karte. Alles dieſes iſt mit zweckmäſsiger Vollſtändigkeit, Kürze und Deutlichkeit vorgetragen, ſo, daſs der Vf. alle ſeine Vorgänger übertrift, und dieſe Abhandlung vor einer ähnlichen, in Hrn. von Cancrins vermiſchten, meiſt ökonomiſchen Schriften, bey weitem den Vorzug verdient. Selbſt der Ausdruck iſt gut, bis auf einige oberdeutſche Provincialwörter, wie *Köſten*, *dürfen*, *böſlich*, *behufigen*, *angeſchleicht*.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 4. Februar 1791.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, gedr. v. Didot d. ä.: *Geographie des Grecs analysée, ou les systèmes d'Eratosthenes, de Strabon et de Ptolemée comparés entre eux et avec nos connoissances modernes.* — Ouvrage couronné par l'Academie Roy. des Inscriptions et Belles-Lettres. — Par M. *Gosselin*, Député de la Flandre, du Hainaut et du Cambrésis, au Conseil Royal de Commerce. 1790. gr. 4. — Mit 8 Tabellen der Längen und Breiten-Maasse, und 10 Karten.

Die königl. Akademie zu Paris setzte für das J. 1789 einen besondern Preis auf die beste Bearbeitung folgender Aufgabe: „*den Strabo und Ptolemaeus mit einander zu vergleichen; den Gang dieser beiden Geographen kennbar zu machen; den Zustand zu bestimmen, in welchem sie die geographischen Kenntnisse fanden, und den Punkt, auf welchen sie dieselben brachten.*" Hr. G. erhielt den Sieg, und das Publikum seine, in mancher Rücksicht wichtige, Arbeit, von welcher wir uns bestreben wollen, in möglichster Kürze, einen richtigen Begriff zu geben. Der Hr. Vf. sah die Nothwendigkeit ein, seine Untersuchungen von einer höhern Zeit anzufangen, als die Aufgabe verlangt, und geht also bis zu dem Eratosthenes zurück, dessen System in dem Werk des Strabo gröfstentheils zum Grunde liegt. Nach einer mühsamen und scharfsinnigen Zusammenstellung der Hauptmaasse, welche dem Eratosth. zur Bestimmung der Länge und Breite auf der damals bekannten bewohnten Erde dienten, zieht er endlich folgendes Resultat aus dem System des Griechen: Viele ganz falsche Bestimmungen zeigen, dass Eratosthenes von den wahren Grundsätzen der geographischen Wissenschaft beynahe nichts verstand, dass er blos die Materialien sammelte, welche er theils zerstreut, theils in ältern Werken fand. Da nun aber doch mitten unter dem vielen Fehlerhaften, die Hauptangaben, auf die sich die ganze Messung gründet, bey einer richtigen Auslegung, fast immer ganau zutreffen; so muss er schlechterdings Belehrung bey einem alten Volk gefunden haben, das in Rücksicht auf geograph. und astronom. Kenntnisse mit uns Neuern auf gleich hoher Stufe stand. Aus diesen Quellen, oder den Ueberbleibseln derselben schöpfte Eratosthenes das Gute, welches sich bey ihm findet; und dies läfst sich um so leichter denken, da er die Schätze der alexandrinischen Bibliothek als Aufseher über dieselben besser benutzen konnte als jeder andere. Weil aber vermuthlich nur blofse, wenig gekannte Bruchstücke vorhanden waren, so nahm er die Hauptbestimmungen jener Alten, verbarg die Quelle sorgfältig, um durch fremde Federn zu glänzen, und wendete zur Ergänzung seines Werks die fehlerhaften Nachrichten an, welche ihm seine Zeitgenossen darboten. Daher diese Mischung von Gutem und Schlechtem in seinem System. — Die Hypothese selbst ist nun freylich so beschaffen, dass sie schwerlich viele Anhänger finden dürfte; um desto weniger, weil sich Hr. G. gar kein Volk zu denken weiss, auf dessen Rechnung so zuverlässige, so ausgebreitete Erfahrungen und Kenntnisse gesetzt werden könnten, ob er gleich zu diesem Endzweck die berühmtesten Nationen der Vorwelt durchgeht: aber die Gründe des Hn Vf. haben doch Schein genug, um manchen irre zu machen. Der Leser urtheile. — Die Länge der bewohnten Erde, vom westlichen Hispanien bis etwas über den Ganges hinaus, beträgt nach Eratosth. ungefähr 71,000 Stadien. Um eine Karte entwerfen zu können, verwandelte Hr. G. dieses Maass in Grade der Länge, jeden zu 555 Stad. berechnet, wie es Eratosth. unter der Parallele von Rhodus (dem 36sten Grad der Breite) fodert. Beym Dagegenhalten neuer Karten fand dann Hr. G. dass kein Längengrad mit unsern Bestimmungen übereintraf, oder ihnen sich nur näherte; dass der Unterschied an der Mündung des Ganges 27 Gr. betrug, die nach dem Maass des Alten zu viel heraus kamen. Ein so grofser Abstand fiel ihm auf; er suchte die Ursachen von den Fehlern des Griechen auszuspüren, und hielt sich bald überzeugt, sie gefunden zu haben, als ihn angestellte Rechnungen belehrten, dass die Hauptentfernungen ziemlich genau mit den neuesten Beobachtungen zuträfen, wenn man jedem Grad unter dieser Breite 700 Stad. giebt, wie es Eratosth. nur bey den Graden des gröfsten Zirkels annimmt. Wirklich beträgt der Unterschied der Längengrade nach dieser Berechnung auf der Insel Rhodus nur 15 Minuten, und an den Mündungen des Ganges nur 36 Minuten. Dadurch glaubte sich Hr. G. berechtigt zu behaupten, dass Eratosth. eine alte Karte mit den zuverlässigsten Bestimmungen vor sich hatte; dass aber diese Karte mit platter Projection, oder mit lauter gleich grofsen Meridianen, gezeichnet war, welches der Grieche nicht verstand, und unter der Breite von Rhodus jedem Grade 700 Stadien zutheilte, wodurch eine zu grofse Menge von Stadien herauskam; und dass man also, wenn man die wahren Grade der Länge nach den Alten finden wolle, jedem 700 Stad. zutheilen müsse. Da dieser Gedanke einmal bey dem Hn. Vf. Wurzel geschlagen hat, so verläfst er ihn nicht mehr bey allen Untersuchungen über die nachfolgenden Schriftsteller; bey jedem weiss er etwas aufzufinden, das ihm die Spur der alten Quellen zu verrathen scheint. Den Pytheas aus Massilia trift die Reihe zuerst. Die ganze Reise desselben wird als Fabel verworfen, weil er behauptete, Massilia und Byzanz unter einerley Polhöhe gefunden zu haben,

weil er der gröſsern britannischen Insel 30,000 Stad. im Umfange giebt, weil er sagt, daſs auf der Insel Thule der Tag und die Nacht, jedes sechs Monate in einem fortwähre, welches nur ganz unter dem Pol angenommen werden darf etc." Da man aber doch bey diesem Mann zugleich auf unstreitige Wahrheiten stöſst, die er unmöglich errathen konnte, z. B. die Nachricht von der Insel Basilia, die richtige Breite von Britanniens Nordseite, die Lage von Thule, welche Island seyn muſs, „so scheint mir aus diesen Gegeneinanderstellungen schlechterdings zu folgen, daſs Pytheas alte Bruchstücke in die Hände bekam, die er verstellte, um ihren Ursprung zu verbergen, welche aber das Gegenstück zu den verborgenen Hülfsmitteln des Eratosth. seyn muſsten. Man wird uns ohne Zweifel (so schlieſst Hr. G. diesen Abschnitt) den Vorwurf nicht machen können, als hätten wir gesucht, ein System zu bilden, um auf diesen Schluſs zu kommen." — S. 52 zeigt Hr. G. die Verdienste des Hipparchus um die Geographie, durch die Bestimmung mehrerer Orte, und durch die Projection der Karten mit gebogenen Längengraden; und S. 54 setzt er mit vielem Scharfsinn die Messung des Posidonius aus einander, und beweist den Schaden, welcher für die Wissenschaft aus derselben entstand. Vor ihm war der Umfang der Erde auf 252,000 Stad. angenommen worden; Posidonius hingegen, durch eine Beobachtung betrogen, welche er zu Rhodus und Alexandreia mit dem südlichen Stern Canopus anstellte, glaubte gefunden zu haben, daſs man den Grad des gröſsten Zirkels auf 500, folglich den Umfang der Erde auf 180,000 Stad. bestimmen müsse. Seine Bestimmung wurde von der alexandrinischen Schule angenommen, und da auch Marinus und Ptolemäus sie in der Folge als die wahre annahmen, so wurde sie eine Quelle vieler Irrthümer und verursachte die Verkleinerung der Erdkugel. — S. 58 — 111 folgt die Untersuchung über die Ideen des Strabo, und über die Grundmaaſse, welche er bey seiner Länderbeschreibung festsetzt. Er lobt diesen Schriftsteller in Ansehung seines ungesuchten und edeln Stils, seines natürlichen Plans, und wegen der vielen historischen Aufklärungen, welche in der Geographie desselben vorkommen; aber desto weniger in den Maaſsen, die er bey der Erdbeschreibung festsetzte. Er geht ihm Schritt vor Schritt nach, anfangs bey der allgemeinen Bestimmung unserer bewohnten Erde, und dann bey der Anordnung der einzelnen Hauptländer, und findet, daſs er beynahe überall schlechter gemessen habe, als seine Vorgänger, daſs er die alten Quellen zu sehr vernachlässigte, um den Irrthümern seines Zeitalters zu folgen. — Unter den nächst folgenden Geographen hebt Hr. G. bloſs den Plinius aus, und den Agrippa wegen seines Ländermaaſses. Da des letztern Angabe von der Länge des Mittelmeers mit den neuesten Beobachtungen sehr gut zutrift; so gilt dies ebenfalls für einen Beweis, daſs Agrippa aus den alten Quellen geschöpft habe, wenn er ihnen auch gleich nicht durchgängig folgte. — Am meisten beschäftigt den Hn. Vf. die Untersuchung über den Marinus und Ptolemäus, von S. 113 etc. Bey dem erstern wird mit Recht bemerkt, daſs er zwar den Grad der Länge, unter der Breite von Rhodus nach richtiger Proportion gezogen, dafür aber auf der andern Seite gefehlt habe, dadurch, daſs er alle Meridiane als gerade Linien entwarf, wodurch sie beym Aequator zu klein, in der Nähe des Pols hingegen zu groſs wurden. Mit den Arbeiten des Ptolem. ist Hr. G. gar nicht zufrieden. Der Alte, welcher den Spuren des Hipparchus und Posidonius folgen wollte, um der Wissenschaft mehrere Vollkommenheit zu geben, warf aus Mangel an sichern Nachrichten alles über den Haufen. Seine erste Sorge war der Entwurf einer Karte, die nach der Vorschrift des Hipparch mit gebogenen Längen- und Breiten-Graden ausgefertigt werden sollte. Ein guter Gedanke; da aber Ptol. zugleich das alte Maaſs des Grades zu 700 Stad. verwirft, und ihn dafür, nach der Hypothese des Posidonius nur 500 Stad. (folglich unter der Breite von Rhodus zu 400 Stad.) annimmt: so wird seine Karte zu einer Masse von Irrthümern. Bloſs das mittelländische Meer erhält 20 Gr. der Länge mehr, als es haben sollte; und die Mündung des Ganges springt 46 Gr. über seine wirkliche Lage gegen Osten: welches sich desto weniger begreifen läſst, da Ptol. auſser den alten Hülfsmitteln, noch viele neue Periplus und Landreisen benutzen konnte. Unterdessen ist der Gebrauch der Urquellen doch auch hier unverkennbar; denn nimmt man den Fehler des zu kleinen Grades weg, d. h., zieht man ⅔ von einer gegebenen Anzahl Längengrade ab; so wird man fast immer dem wahren Maaſs sehr nahe kommen. Der Hr. Vf. beweist dies S. 121 durch mehrere Beyspiele, und am Ende des Werks durch eigne Tabellen, in welchen das Maaſs der Alten, die angebrachte Verbesserung und die neuesten Bestimmungen einander zur Seite stehen. Die einzelnen Fehler, welche der Verbesserung ungeachtet mit unterlaufen, darf man auch hier den alten Nachrichten nicht zur Last legen. Aber ein noch ärgerer Fehler entstellt nach Hn. G. die Karte des Ptolem. Ungeachtet er 500 Stad. auf den Grad zur Bestimmung der Länge annimmt, so behält er doch bey den Breitengraden das alte Maaſs von 700 Stad., weil im erstern Fall Alexandreia, das sich nicht vom 31sten Gr. entfernen darf, unter den 43sten, und Massilia schon über den 60sten Gr. der Breite zu stehen gekommen wären. Am Ende des Werks folgt eine Karte vom mittelländischen Meer, nach den Angaben des Ptolem., aber mit der Reduction, um zu zeigen, wie nahe dann der Grieche mit den Neuern zusammentreffe. Es sind noch mehrere beygefügt, nach dem Sinn des Ptol., zu deren Ausfertigung er einen griechischen und mehrere latein. Codices der königlichen Bibliothek benutzte. Von der noch vorhandenen Geogr. dieses Schriftstellers äuſsert Hr. G. S. 125. die Meynung, daſs der griechische und latein. Text zwey ganz verschiedene Werke wären, weil die Griechen in den östlichen Ländern am Mittelmeer, und die Lateiner in den westlichen viel an dem Original zu verbessern gesucht hätten. S. 126 etc. geht der Hr. Vf. zur Untersuchung der einzelnen Länder nach Ptol. über, und findet fast überall, daſs er mehr wuſste, als seine Vorgänger. Ueber die Beschreibung Indiens hat Hr. G. seine ganz eignen Meynungen; Taprobana ist nach ihm nicht Ceylan, sondern die westliche Halbinsel Indiens selbst, und der Sinus magnus, nebst der östlichsten Stadt Thinae erreichen nicht die Halbinsel Malaca, sondern sie müssen im Birma

Mar-

Martaban und bey der Stadt Tena-Serim gesucht werden.

Dies ist Hn. Gosselins System, so genau und unpartheyisch, als es Rec. zu fassen wusste. Einzelne Vorzüge, Fehler, streitige Behauptungen in demselben näher auseinander zu setzen, geht hier nicht an; denn es fände sich Stoff für ein ganzes Buch: aber über die Grundlage des Ganzen, über die von dem einsichtsvollen Urvolke entlehnten Kenntnisse, halten wir uns doch verbunden, unsere Meynung zu sagen; um desto mehr, weil die Annahme dieser Hypothese grosse Verwirrung in die alte Geographie zu bringen scheint, und weil der Reiz des Neuen und Unerwarteten öfters Anhänger zu locken pflegt, welche nicht immer die Mühe aufwenden wollen oder können, die Wahrheit erst zu prüfen. Der Vf. irrt, und dies dadurch, dass er bey der Kindheit der Wissenschaft Genauigkeit sucht, dass er glaubt, Uebereinstimmung mit den Kenntnissen und Erfahrungen unsers Zeitalters bey den ältesten uns bekannten Geographen finden zu können. Durch einen Zufall bringt er Näherungen heraus, als er ihre gegebenen Stadien in Grade verwandelte und willkührlich davon abzog; rasch folgt daraus der Schluss: sie haben ihr Stadienmaass aus ältern Angaben, die nach Graden bestimmt waren, übergetragen. Allein es lässt sich ganz deutlich zeigen, dass die Griechen ihr Maass von der ganzen Länge der Erde aus der Menge einzelner Reisen zusammensetzten; und auch die Ursachen lassen sich vor Augen legen, warum bey einem angebrachten Abzug die Hauptmaasse sich den neuern nähern müssen, ohne dass es nöthig ist, das alte Volk, den *Deus ex Machina*, zu Hülfe zu rufen. Jenes beweisen alle einzelnen Berechnungen des Eratosth. Strabo, Plinius; sie geben so umständlich die kleinen Entfernungen an, und setzen aus ihnen das allgemeine Maass der Länge zusammen, dass bloss ein Mann sie übersehen kann, der nichts mehr annehmen mag, das seinen Satz bestreiten würde. Ueberdies hält Eratosth. die Länge der bekannten Erde für etwas mehr als ⅓ des ganzen Kugel-Umfanges; mit vollem Recht, denn unter der Breite von Rhodus muss ihm der Längengrad 555 Stad. gelten, welches für die ganze Länge von 70,000 Stad. 128 Grade giebt. Hätte er hingegen sein Stadienmaass von einer alten Karte abgenommen, so musste ihm diese beym Ende der bekannten Erde erst 101 Gr. zeigen, welches ja Eratosthenes unmöglich für mehr als ⅓ des Kugel-Umfanges halten konnte. Die Ursache aber, warum das Maass der Alten sich ziemlich nahe an die Bestimmungen der Neuern bringen lässt, ist sehr natürlich folgende. Eratosth. glaubt, nach den Angaben der Reisenden und Seefahrer die Länge des Mittelmeers (die Westspitze Hispaniens noch mitgerechnet) auf 30,000 Stad. und die Länge der ganzen bekannten Erde auf 71,000 Stad. bestimmen zu dürfen. Dieses Maass ist aber nicht nach gerader Linie genommen, folglich zu gross, wie es alle Reisemaasse seyn müssen. Von Cap St. Vincent in Spanien bis in den Busen von Issus im östlichsten Kleinasien, sind bey weiten keine 30,000 Stad. oder 7 0 geogr. Meilen. Verwandelt man dieses zu grosse Maass in Grade, nach dem Verhältniss wie sie unter der Breite von Rhodus berechnet werden, so kommen auch zu viel Grade heraus; nimmt man aber den Grad der Länge hier so, wie er bloss bey dem grössten Zirkel genommen werden darf, so hebt der zu gross angenommene Grad sich mit dem zu grossen Reisemaass. Rec. fürchtet hier dunkel zu seyn, will also die Sache durch den vorliegenden Fall selbst erläutern. Wenn man den Grad des grössten Zirkels zu 700 Stad. annimmt, wie dies bey Eratosth. der Fall ist, so muss der Längengrad unter der Breite des südlichsten Spaniens, oder der Insel Rhodus, (unter dem 36sten Grad der Breite) ungefähr zu 555 Stad. berechnet werden; dies giebt für 30,000 Stad. 54 Längengrade, folglich zu viel, wenn man die Länge des Mittelmeers auf neuen Karten dagegen hält, weil das Reisemaass zu gross angenommen wird. Man nehme aber den Gr. zu 700 Stad. an, wie auf einem grössten Zirkel, so geben die 30,000 Stad. nicht volle 43 Gr. der Länge, und dies passt sehr nahe mit den neuen Messungen, weil der zu gross angenommene Gr. unter dieser Breite so viel wegnimmt, als das zu grosse Reisemaass an die wahre Länge gesetzt hatte. — In dem Zeitraum zwischen dem Eratosth. und Strabo waren durch wiederholte Erfahrungen manche einzelne Entfernungen besser berichtigt worden, vorzüglich von Herkuls Säulen bis nach Sicilien; so dass der letztere Schriftsteller die Länge des Mittelmeers nur auf 27500 Stad. festsetzt. Dadurch kommt Hr. G. in Verlegenheit; das Maass ist, weil es doch noch immer Reisemaass bleibt, zu gross gegen die neuern Bestimmungen, und wird zu klein, wenn man die oben angenommene Reduction versuchen will. Also muss Strabo ein Ignorant seyn, muss die guten alten Nachrichten vernachlässigt haben. Bey Ptol. ist er doch besser daran; dieser hat zwar die Länge des Mittelmeers noch kleiner angenommen; aber da er zugleich in den wirklichen Fehler fällt, das Maass des Grads zu klein zu bestimmen: so lässt sich doch die Reduction bey ihm anbringen. Dies thut Hr. G. und findet also auch bey Ptol. die alten Quellen. Der zweyte Vorwurf aber, welchen Hn. G. dem Ptolem. macht, bringt dem Franzosen wirklich Schande. Der Alte soll beym Längenmaass zwar nur 500 Stad., beym Maass der Breite hingegen doch 700 Stad. auf den Grad des Aequators gerechnet haben, weil sonst bey seinem zu kleinen Maass alles weiter gegen Norden gerückt würde, als es stehen kann. Wenn auch Hr. G. die Stellen übersehen hat, welche ganz wider ihn zeugen; so durfte er doch einen so unverzeihlichen Fehler, der alle Karten-Zeichnung vernichtet, dem Ptol. nicht zumuthen, dessen grosse mathematische und geographische Kenntnisse nicht zu verkennen sind. Er hätte auch nur des Griechen Worte nachsehen dürfen. L. I. c. 7. versichert er nach Marinus, dass vom Aequator nach Thule, 63 Gr. der Breite, oder 31,500 Stad. sind; und c. 10. giebt er die ganze Breite der bekannten Erde, und schätzt sie auf 80 Gr. oder 40,000 Stad. Also kommen bey der Breite, wie bey der Länge, 500 Stad. auf den Gr. Hn. G. Irrthum rührt daher, dass er glaubte, Ptol. habe seine Breitengrade, alle nach den alten gegebenen Reisenmaassen berechnet, wodurch freylich zu viele Grade hätten zum Vorschein kommen müssen; aber hier hatte der Grieche die Hülfe vom Himmel; längst des Mittelmeers waren viele Breiten wirklich gemessen worden; wo er diese hat, wirft er jedes Reisemaass ohne Beden-

denken weg; und in nördlichen unbekannten Gegenden zog ihn die gegebene Tageslänge zurück, wenn ihn das Maafs der Stadien zu weit nördlich führen wollte.

In Ansehung einzelner Stellen können wir doch etliche ganz ungerechte Vorwürfe nicht übergehen, die Hr. G. dem Pytheas und dem Strabo macht. Pytheas soll (nach S. 46) die Breite von Massilia und Byzanz für gleich grofs angenommen haben, und erhält deswegen bittere Vorwürfe. Aus den Stellen des Strabo S. 111. u. S. 178., die Hr. G. selbst citirt, konnte er sehen, dafs Pytheas blofs die Breite von Massilia maafs, und dafs erst Hipparchus behauptete, zu Byzanz das nemliche Verhältnifs des Schattens zum Gnomon gefunden zu haben, welches jener bey Massilia ansetzte. Vom Strabo versichert Hr. G. S. 61 u. 111 dafs er die Breite von Massilia nur zu 27,000 Stad. oder 39 Gr. 34′ angenommen habe, und also von dem richtigen Maafs seiner Vorgänger abgewichen sey. Die Beschuldigung ist falsch; Strabo rechnete 30, 300 Stad. oder 43 Gr. 17′ wie die Aeltern. Hr. G. hat den Strabo hier blofs aus einer Stelle beurtheilt, wo er die Meynungen und Angaben anderer vorträgt, nach S. 114; sein eignes Maafs findet sich erst S. 134.

Southampton, b. Baker: *A Companion in a Tour round Lymington: comprehending a brief Account of that Place and its Environs, the new Forest, Isle of Wight, and Towns of Southampton Christchurch* etc. etc. By *Richard Warner junr.* 1789. 265 S. kl. 8. (22 gr.)

Man findet in dieser kleinen Beschreibung einiger Gegenden von Hampshire, eine Anzahl kurzer mit vielem Fleifse zusammengetragener und mit eignen Bemerkungen begleiteten Nachrichten. Diese Küste Englands, ist wegen mehrerer Ueberbleibsel aus den Zeiten der Römer, Sachsen und Dänen merkwürdig. Unweit Lymington findet man die Reste eines römischen festen Lagers, dessen Form, Eintheilung und Befestigungswerke sich noch gröfstentheils erhalten haben, und das höchst wahrscheinlich von Vespasian, der unter Claudius Regierung, zur Bändigung der unruhigen Bewohner der Insel Vista (Wight) hiehergesandt ward, zur Sicherheit seiner, auf der Rheede von Lymington stationirten Flotte, angelegt ist. Buckland Rings oder Castle Field, heifst jetzt dieses Werk der Vorzeit. — New Forest ist ein Denkmal der Tyranney Wilhelms des Eroberers, der diesen, ehmals sehr bebaueten und bevölkerten, Strich Landes, von 50 bis 60 engl. Meilen im Umfange, zur Befriedigung seiner ausschweifenden Jagdliebhaberey verheerte, und zum königlichen Jagdrevier umschuf. Der Vf. erhebt bey dieser Gelegenheit mit Recht laute Klage über die noch immer existirenden, wiewohl sehr gemilderten, unmenschlich harten Jagdgesetze, die eben dieser grausame König gab: und fodert die Gesetzgeber eines freyen Volkes auf, diese Spuren des Despotismus ganz zu vertilgen. Des Vf. Bemerkungen über die Insel Wight, die ausführlichsten in diesem Werk, haben ebenfalls gröfstentheils blofs historische Beziehung. *Worsley* hat in seiner *History of the Isle of Wight* diesen Gegenstand am vollständigsten behandelt. Hier finden wir diese ausführlicheren Nachrichten concentrirt. Carisbrook Castle, ist auf dieser, sowohl durch ihre Geschichte, als durch ihre grofsen Natur-Schönheiten, so interessanten Insel, das älteste und ehrwürdigste Monument, aus den Zeiten der alten Britten, und wahrscheinlich schon der Römer. Wer kennt es nicht durch die Geschichte des letzten Lebensjahres Karls I. der hier 13 Monate gefangen gehalten wurde? Der Vf. berührt die hieher gehörigen Geschichtszüge nur ganz kurz; theilt aber S. 160 ein merkwürdiges Actenstück mit, worinn die von Cromwell veranstaltete Wegführung des Königes, von hier nach Hurst, und einige Specialia des von Karls Freunden gemachten und wahrscheinlich glücklich ausgefallenen Plans einer nächtlichen Flucht, wenige Stunden vor jener Wegführung nach Hurst, der aber durch des Königs unzeitige Gewissenhaftigkeit, der dringendsten Ueberredungen seiner Freunde ungeachtet, vereitelt ward, erzählt werden. In den, dem Text dieses Werkchens nachgesetzten interessanten erläuternden Noten, ist das schon durch die engl. Schriftsteller Burnet und Percy mitgetheilte Gedicht, S. 259, abgedruckt, das er mit der Ueberschrift: die Majestät im Elende, oder Anrufung des Königes aller Könige in der Zeit seiner letzten und härtesten Gefangenschaft auf dieser Insel niederschrieb. Ohne dichterische Verdienste zu haben, ist es höchst interessant, und die Sprache des bedrängten Herzens dieses edlen und unglücklichen Königes erschüttert und rührt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Philadelphia*, b. List: *Lucy Sampson or the unhappy Heirefs* a Tragedy in 5 Acts. Translated *from the German by a Citizen of Philadelphia.* 1790. 6 B. gr. 8. Die Vorrede nennt *Lessingen* als „ehemaligen Director des hamburgischen Theaters" als Vf. Der Uebersetzer sagt viel Wahres zum Lobe des Stücks, auch von der moralischen Seite. Er hat so wörtlich, als die Sprache, erlaubte übersetzt, und nur den Namen der Hauptperson geändert, auch einige ihm zu stark scheinende Ausdrücke (in *Marwoods* Rolle) gemildert, sonst aber keine Veränderung gemacht. Die Uebersetzung liest sich recht gut, und giebt das Original treulich wieder. Ob sie den Engländern Gnüge thun wird, kann ein Deutscher nicht ganz entscheiden.

Vermischte Schriften. *Offenbach*, b. Weifs u. Brede: *Taschencalender vom Jahre 1790.* 16. Der fünfte Jahrgang, wie die Verleger sagen. Wer verlangt viel von solchen kleinen Ephemeren? Kupfer aus Erasmus Schleicher, kleine Vignetten, einige Gedichte sonder Wahl, und ein paar, sogenannte, wahre Begebenheiten, füllen diesen Jahrgang.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 5. Februar 1791.

TECHNOLOGIE.

Leipzig, b. Kummer: *Beyträge zur Geschichte der Erfindungen*, von *Joh. Beckmann*. Dritten Bandes 1stes Stück. 1790. 8. 154 S. (8 gr.)

Die Gegenstände, welche der Hr. Vf. in der Fortsetzung dieser schätzbaren Beyträge behandelt, sind 1) der *Kermes*, die *Cochenille*. Der Hr. Vf. unterscheidet die ächte amerikanische (Coccus cacti) den Kermes (C. Ilicis) und die polnische oder deutsche Cochenille (C. radicum.) Der zweyten oder des *Kermes* findet man von den hebräischen, griechischen, lateinischen und arabischen Schriftstellern gedacht. So heisst er beym Dioscorides κοκκος βαφικη, bey den Lateinern Coccum, auch oft granum. Bey der Beschreibung des Quercus Ilex kommen sie auch fast einstimmig darinn überein, dass sie einen strauchartigen Baum mit stachelichen Blättern angeben, welcher Eicheln trage. Dass dieser Baum noch jetzt in der Levante, in Griechenland, Palästina, Persien, Indien, so wie auch in Spanien vorkomme, und Kermes liefere, beweisen *Bellon*, *Tournefort*, *Chardin* und *Garidel*. Inzwischen kannten doch die Alten die wahre Beschaffenheit des Kermes nicht, und hielten ihn entweder für eine Frucht, oder wie *Plinius*, für einen Ausschlag des Baumes. Besonders auffallend ist aber *Dioscorides* Erzählung von einem Kermes in Cilicien, der wie kleine Schnecken von Weibern mit dem Munde (τῳ σοματι) eingesammlet würde. Der Hr. Vf. vermuthete hier eine nöthige Aenderung des Textes, den auch schon andere versucht hatten. Nach *Garidel* lassen sich die Einsammler des Kermes die Nägel lang wachsen, und hiernach verbesserte Hr. Prof. *Tychsen* jene Lesеart in τῳ ὀνυχι, welches sowohl von der Spitze der Nägel, als jeder anderer Werkzeuge gelten kann. In den ältesten Zeiten bediente man sich des Kermes, den Zeugen einen Grund zu geben. In den mittlern Zeiten kommt er unter dem Namen Vermiculus vor, daher dergleichen Zeuge auch vermiculata heissen, und wahrscheinlich auch daraus der Name vermillon entstanden ist. Hr. Prof. *Tychsen* beweist, dass der Kermes schon vor Moses im Oriente bekannt gewesen, und tola der alte phönicische, zehori der aramäische Name sey; die Araber bekamen den Namen Kermes mit der Sache aus Armenien und Persien. Der Coccus an den Wurzeln einiger Pflanzen, war aber den Alten gänzlich unbekannt, und erst in dem 12ten Jahrhunderte wurde er nach *Fritschens* Zeugniss gesammlet, und damals unter dem Namen Johannisblut an die Klöster abgeliefert. In der Folge verlor er aber seinen Werth, da in den neuern Zeiten die Cochenille eine Handelswaare wurde, deren eigentliches Vaterland Mexico oder Neuspanien war, wo er sich auf dem Cactus, Nopal oder Tuna findet. *Rolander* schickte von dieser wahren Cochenille aus Amerika an den Ritter *Linné*, *Miller* in England erhielt sie von Jamaika, und *Thiery* suchte sie nach Domingo zu bringen; allein an keinem Orte ist sie fortgekommen. Von dem eigentlichen Purpur, welcher mit Schneckensafte erhalten wurde, unterschied man die mit Kermes gefärbte Waare mit dem Namen Scarlatina, dessen Ursprung aber sehr zweifelhaft bleibt. Corn. *Drebbel* war der Erfinder der Erhöhung der Cochenillfarbe durch die Zinnauflösung, welche nachher durch die *Gobelins* weiter vervollkommt wurde. 2) *Schreibfedern*. Die Fragen, welche den Hn. Vf. beschäftigen, betreffen das Rohr, mit welchen man ehedem geschrieben, und den ersten Gebrauch der Schreibfedern. Unerachtet *Dioscorides* und *Plinius* das Rohr beschreiben, und auch die Oerter bezeichnen, wo es vorzüglich einheimisch war, so ist doch weder von *Bauhin*, welcher ein Arundo scriptoria angiebt, noch von Chardin, noch sogar von *Tournefort*, der es selbst zu Teflis in Georgien einsammeln gesehen, solches richtig botänisch beschrieben; auch meldet Forskål nichts bestimmtes davon. In Ansehung des ersten Gebrauchs der Schreibfedern findet sich im *Isidor*, welcher 636 starb, das erste zuverlässige Zeugniss. 3) *Drathzieherey*. Bey den vielen Beweisen, welche sich im Alterthume von der Verarbeitung des Goldes und Silbers fanden, so war dies doch immer geschlagenes. Die eigentliche Zeit der Erfindung des Drathziehens ist aber nicht bekannt, wenigstens scheint sie zur Zeit *Carls* des Grossen noch nicht im Gange gewesen zu seyn. In den Jahren 1351 wurden zu Augsburg und 1360 zu Nürnberg zuerst die Drathschmiede von den Drathziehern unterschieden. Die Erfindung des Lahns oder geplätteten Draths scheint aber neuer zu seyn. Eben so wenig ist auch Erfinder u. Zeit der Einrichtung des grossen Drathzugs bekannt. Wahrscheinlich wurde er 1400 zuerst in Nürnberg von einem *Rudolf* erbaut, wiewohl Hr. von *Murr* die Erfindung um das Jahr 1360 setzt, wo von den Arbeitern der Name Schockenzieher schon vorkommt. Zuletzt theilt der Vf. Hn. *Hirschings* Nachrichten aus dem Journale von und für Deutschland über den neuern Fortgang dieser Arbeiten mit. 4) *Sattel*. In den ältesten Zeiten ritt man ohne Unterlagen, hernach auf Decken, welche immer kostbarer wurden. Von den eigentlichen Sätteln fallt die Erfindung wahrscheinlich in die Mitte des 4ten Jahrhunderts. Der wichtigste Beweis davon ist die Verordnung des Kaisers *Theodosius* von 385, nach welcher Postpferde keinen Sattel haben sollten, welcher mehr als 60 Pfund wöge. In dieser Verordnung hiess er auch Sella. 5) *Steigbügel*. In dem Alterthume kommen keine Beweise von ihnen vor, wohl aber verschiedene

Hülfsmittel zum Aufsteigen an Steinen- und Lanzen-Mauricius in seiner arte militari nennt sie zu Ende des 6ten Jahrh. zuerst ἀνδλας. 6) *Hufeisen.* Statt ihrer waren in den ältesten Zeiten Schuhe von Leder, oder von hanfartigen Pflanzen (vom Spartio junceo oder der Stipa tenacissima) geflochtene, so wie auch metallene üblich, ausserdem suchte man aber die Hufe durch allerhand Mittel stärker zu machen. Wäre das 1653 in dem Grabe des 481 verstorbenen Childerichs gefundene Hufeisen in der Abbildung nicht ergänzt, da es bey Eröffnung der Löcher zerbrach, so würde dies das älteste Document abgeben. Nach des Vf. weitern Untersuchungen fällt aber ihre Zeit ins 9te Jahrhundert, wo in des Kaiser Leo Tactica das Wort σελιγαῖα vorkommt, wo er alle Ritterrüstungen beschreibt, und κάρφια die Nägel der Hufeisen bedeuten. In der Folge bediente sich *Constantin* in seinen tacticis der nemlichen Ausdrücke, so wie *Eustathius* im 12ten Jahrhunderte. Zuletzt gedenkt der Vf. noch der silbernen Hufeisen, womit *Bonifacius* die Pferde beschlagen liess, als er 1038 seine Braut, die *Beatrix* einhohlte.

PARIS u. LIEGE, b. Panckoucke u. Plomteux: *Encyclopedie methodique. Arts et metiers mecaniques.* T. Vme. 1788. 4to. 806. *Recueil de Planches.* T. IIIme et T. IVme.

Dieser Band entält 1) einen Aufsatz vom Quecksilber und seinem Gebrauche in den Künsten, welcher aber sehr mangelhaft gerathen ist, und mit mehrern folgenden besser den chymischen Bänden überlassen wäre. 2) Von Spiegelmassen, blos nach *Nollet*, so wie 7) von metallnen Spiegeln nach *Blancquart de Septfontaines*, welche beide Artikel nichts von den neuern Erfindungen beybringen. 3) Die Kunst, Mühlsteine zu brechen. 4) Der *Müller* ist besonders ausführlich behandelt, und neuere Zusätze sind aus *Malouins*, *Dühamels*, und in Ansehung des ökonomischen Mahlens aus *Bucquets* Abhandlungen beygefügt worden. Mit 10 Tafeln, davon die Hälfte aus Bucquets Werke entlehnt sind. 5) Von Gewinnung des Honigs, von *Barthé*. 6) Die Verfertigung der Spiegel in Ansehung ihrer Belegung, von *Blanq. de Septfontaines* mit 8 Tafeln, nebst einem Zusatz, die gedoppelten Bilder der gläsernen Hohlspiegel dadurch zu verhüten, dass man sie auf der hintern Seite matt schleife, wodurch sie zu Teleskopen brauchbar würden. Auch kommt hier die Bereitung der Uhrgläser vor. 8) Die Münzkunst mit 20 Tafeln. Mehrere Artikel der Encyklopädie sind hier als weniger wesentliche weggelassen. Nach dem technologischen ist besonders umständlich die Geschichte des Münzregals in Frankreich, seit 1726 bis auf die neuern Zeiten angeführt, wo die Veränderungen, welche *Türgot* und Hr. *von Necker* darinn einzuführen suchten, beurtheilt, und der Nachtheil, der aus diesem Regal entstandenen Erhöhung der Münze über ihren wahren Werth, überhaupt gezeigt wird. Die heftigen Kritiken des Hn. *Beyerle* hierüber werden am Schlusse dieses Bandes, von dem Vf. dieses Artikels, Hn *Rotour*, beantwortet. Die Tabellen, welche das Schrot und Korn der bekannten Münzen, nebst ihrem Werth in Silber, nach 1707 angeben, sind von *Abert de Bassinghen.* 9) Von den Stampfern, welche Steine zu Cement zerstossen. 10) Vom Fange des Stockfisches, Vittlings und des Meeraals (*Muraena conger. L.*) nebst den Arten ihrer Zubereitung. 11) Von der Mosaike, eigentlich in Ansehung der eingelegten Arbeiten, mit 5 Tafeln, welche die ersten im 4ten Kupferbande sind. 12) Die Kunst, in Gips Abdrücke zu machen, nach *Fiquet*, ausserdem von Modellen für Porcellanfabriken, Verfertigung der Grotten mit Loriots-mörtel, von Schwefelabdrücken und Abgüssen in *Rosens* leichtflüssigen Metalle. Zuletzt von Modellen aus Papiermaché, so wie von Sägespänen. 13) Vom Unterricht der Taubstummen nach Abbé *de l'Epée veritable maniere d'instruire les sourds et muets*, à Paris. 1784. und der Blinden, nach *Hauy essai sur l'education des aveugles.* à Paris. 1786. 14) Ueber den Bau der Muskatnüsse, der Gewürznelken, des Zimmets, des Pfeffers, Ingwers und der Vanille, wo *Cossigny's* Vorschläge von 1787, in den Isles de France und Bourbon, den Zimmtbaum zu cultiviren, beygefügt sind. 15) Vom Perlmutter und seinen Perlen. 16) Der Mattemacher, nebst der Behandlung des Spartgrases (*Stipa tenacissima*) zu diesem Gebrauch, und zu Stricken. 17) Ueber den Raps- und Kohlbau, mit *Roziers* Benutzung. 18) Von schwarzen Farben, nebst einer Tafel, welche die Bereitung des Kienrusses abgebildet liefert. 19) Von Ben-Nüssen. 20) Galläpfeln. 21) der ökonomischen Benutzung des Hirsens zur Speise, in Polen. 22) Ueber den Nussbaum. 23) Von der Rettung der Ertrunkenen. 24) Ueber die Erhaltung und Ausbrütung der Eyer. 25) die Vogelstellerey. 26) Von dem Oelbaum und dem Baumöle, zuletzt auch von *thierischen* Oelen. 27) Der Gold- und Silberarbeiter mit 10, der Juwelier mit 4 Tafeln, mit Beyfügung neuerer Verordnungen. 28) Von der Orseille und Anchusa tinctoria (*Orcanette*). 29) *De Servieres* über die Brennessel, besonders als Futter. 30) Der Honigkuchenbecker. 31) Die Papiermacherey mit 14 Tafeln, von *Desmarest*, nebst einer ausführlichen Erläuterung der Kunstwörter, in welcher vieles umständlicher, als in der Abhandlung selbst, erklärt wird. In einem Anhange kommen noch einige neuere Arten der Behandlung des Papiers vor, wo auch Hn. Hofr. *Klapproths* Erfindung gedacht wird. 32) Verfertigung der Regen- und Sonnenschirme. 33) Ueber die Gewitterableiter, vorzüglich nach *Barbier*, *Saussure* und *Morveau*. 34) Ueber die Hordenfütterung der Schafe. Ein Auszug aus *D'Aubenton's* Werk, mit *Djionvals*, *Delarmoy*, *Hell* und *Lagardette* Beobachtungen und Erinnerungen. 35) Der Blattmacher für die Webstühle, sowohl die Blätter von Rohr als Stahl betreffend, von *Paulet* zu Nismes. Ein umständlicher Artikel, welcher dies Gewerbe ausführlicher als *Roland de la Platiere* im 1ten T. der *Encyclop. meth. Manufact. et Arts* behandelt. 36) Von der Platina, ganz nach *Lewis*, mit einigen Zusätzen; aber die Versuche des Hn. Grafen von *Sickingen* und Hn. *Achards* findet man nicht angeführt.

LONDON, b. Parsley, Symonds und Delahoy: *The Shipbuilder's Repository; or a treatise on Marine Architecture.* Wherein are contained, the *principles of the Art, with the Theory and Practical Parts fully explained; and every Instruction required in the buil-*

building and completing a Ship of every Class, from the forming of the Draught, to the launching into the Water. Calculated to the Capacity of young Beginners; compiled and digested in a manner entirely new, and laid down different from what has hitherto appeared on the subject. The whole being intended as a complete Companion for those Naval-Architects, desirous of attaining competent knowledge of that important Art. 1790. 472 Seiten in 4. m. 2 Kupfert. (1 Pf. 1 Sh. Engl.)

Der ungenannte Vf. dieses dem Lord Viscount Howe dedicirten Buchs will durch dasselbe den praktischen Schiffbauern ein wohlfeiles Werk in die Hand geben, in welchem die Theorie des Schiffbaues, in Verbindung mit den practischen Regeln zur wirklichen Ausübung ihrer Kunst, dargestellt ist. Den zuerst genannten Zweck erfüllt das erste Buch auf 48 S., in so weit die Resultate der mechanischen und hydraulischen Lehren, auf denen die Theorie des Schiffbaues gegründet ist, nach der Bouguerschen Behandlung in seinem *Traité du navire*, jedoch ohne Anzeige der Quelle, grösstentheils als blosse Lehrsätze aufgestellt, und aus denen die für den Schiffbau unmittelbar anwendbaren Folgerungen eben so kurz hergeleitet, und ihre Anwendungen grossentheils durch mechanische Methoden an Modellen gezeigt werden. Im zweiten Buch geht der Vf. gleich zum praktischen Schiffbau über, und giebt allgemeine Verhältnisse der einzelnen Ausmessungen von Kriegsschiffen von hundert bis zu zwanzig Kanonen, und von Kauffartheyschiffen von achthundert bis zu hundert Tonnen. Das dritte Buch erläutert die Zeichnung von Rissen zu Schiffen an einem Achtzigkanonenschiffe, welches sein sämmtliches Geschütz in zwo vollen Lagen führt, nach der gewöhnlichen englischen Methode, ohne ekelhafte Weitläuftigkeit, ausführlich, vollständig und deutlich. Am Ende dieses Buchs wird in einem besondern Capitel eine Anweisung gegeben, wie man Profile von Schiffen zeichnet, um ihre innere Einrichtung, über welche kurze allgemeine Betrachtungen angestellt sind, vorstellig zu machen. Eine Anleitung, die man in andern ähnlichen Büchern nicht findet. Zur Erläuterung der gewöhnlichen Baurisse, des Seiten-, Spanten- und des wasserpassen Risses, auf welchem letztern auch die geraden und schrägen Senten mit vorgestellt sind, dient eine grosse gut gestochene Zeichnung des erwähnten Achtzigkanonenschiffes, nach einem Maasstabe, auf welchem 10 Fuss 34½ Pariser Linien machen, welches die einzige Zeichnung im ganzen Buche ist. Das vierte Buch enthält eine Reihe von Tafeln von Maassen einer ansehnlichen Reihe wirklicher als vorzüglich gut approbirter Schiffe der englischen Flotte, von einem Hundertkanonenschiffe bis zu Cuttern und königlichen Staatsjachten, nebst einer sehr ausgedehnten Bestecktafel für alle einzelne Stücke des Bauholzes, welche den auszeichnenden Vorzug vor andern ähnlichen Tafeln hat, dass sie die Anzahl und Stärke des Eisenwerks zu den Verbolzungen und sonstigen Verbindungen mit angiebt. Schade nur, dass sie nicht alphabetisch oder auf andre Weise dergestalt geordnet ist, dass sich einzelne Artikel leicht finden lassen, sondern dass man sie oft ganz durchsuchen muss, ehe man einzelne Artikel, die man eben sucht, auffindet. Uebrigens scheint sie, nach der Prüfung einzelner Zahlen zu urtheilen, sehr correct zu seyn. Diess Buch beträgt beynahe den vierten Theil des Ganzen, und ist nebst dem sechsten Buche wohl dem practischen Schiffbauer das willkommenste im ganzen Werke. Im fünften Buche wird die Berechnung der Schwere von Schiffen mit ihrer vollen Ausrüstung, und die Vergleichung dieser Schwere mit der Schwere des Wasserraums zu Bestimmung der Höhe der untersten Lage über dem Wasserspiegel, nebst der Vergleichung der Schwere des Vorschiffes gegen die Schwere des Achterschiffes, zu Prüfung des Gleichgewichts dieser beiden Theile, an einem Beyspiele des obigen Achtzigkanonenschiffes erläutert. Diesem ist noch am Ende eine kurze Betrachtung über die englische Aychmethode und ihrer Abweichung von der wahren Trächtigkeit der Schiffe, ohne Angebung einer genauern, beygefügt. Das sechste und letzte Buch enthält endlich noch eine Anleitung zu Zeichnung und Zulegung der Malten zum Schiffbau, nebst den allgemeinen Regeln zu Bestimmung des kubischen Inhalts einzelner Stücken Holz. Zu Anwendung der erstern gehört, weil sie durch keine Zeichnungen erläutert ist, eine grosse Geläufigkeit der englischen Kunstwörter des Schiffbaues, bey welcher man aber diese Abhandlung gut und deutlich finden wird. Der Vf. ist dabey ganz Stallkartt in seiner Naval Architecture, ohne ihn zu nennen, gefolgt. Eine nach dem Alphabet geordnete, etwas vollständigere, als die in Stallkartts angeführtem Werke enthaltene, Erklärung der Kunstwörter des Schiffbaues, welcher aber noch vieles zu einer befriedigenden Vollständigkeit fehlt, und Tafeln über die Verhältnisse des Rundholzes zu Kriegsschiffen, denen eine kurze allgemeine Betrachtung über die gewöhnlichen Verhältnisse desselben vorgesetzt ist, beschliessen das ganze Buch. Es wäre eine grosse Unbilligkeit, dem Vf. die Erfüllung seiner Versprechen und die Erreichung seines vorgesetzten Zwecks absprechen zu wollen; ob er gleich durch Beyfügung einiger wenigen Kupfertafeln, vorzüglich zu Erläuterung des letzten Buchs, sich Manchem ohne Vergleich verständlicher gemacht haben würde, ohne das Buch sehr beträchtlich theurer zu machen. Einzelne seiner sehr positiv vorgetragenen Behauptungen werden auch schwerlich gegen allen Widerspruch gedeckt seyn. Z. B. seine Schlüsse aus den Versuchen, die er zu Bestimmung der Stelle der grössten Weite der Schiffe herleitet, bey denen er sehr entscheidend behauptet: Ein Schiff, dessen grösstes Weit auf ⅓ der Länge vom vordern Ende liegt, werde unter gleichen Umständen ⅙ geschwinder seegeln, als eins von gleicher Grösse, dessen grösstes Weit gerade in der Mitte, und ⅓ geschwinder seegeln, als ein anderes, dessen grösstes Weit ⅓ von vorn, oder ⅔ vom äussersten Ende des Hintertheils abläge. Indessen wird sein Buch vielen bloss practischen Schiffbauern sehr nützliche Dienste leisten können, welche allemal sicherer verfahren, wenn sie als gut anerkannte Schiffe möglichst genau nachbauen, als wenn sie ohne gehörige Kennt-

 niss

niſs ſelbſt Entwüfe machen, bey denen oft *alles* auf bloſsen gewagten Schätzungen beruhet.

Leipzig u. Frankfurt, b. Krieger: *Des Herrn von Hallers Bemerkungen über Schweizeriſche Salzwerke*, mit nutzbaren allgemeinen Anwendungen *auf die geſammte Salzwerkskunde*, durchgeſehen, berichtiget und mit vielen Zuſätzen herausgegeben von *Karl Chriſtian Langsdorf*, hochfürſtl. Brand. Rath und Salineninſpector. 1789. 314 S. in 8. 1 Kupfert.

Haller war 1758 bis 1764 Auſſeher der Salzwerke der Republik Bern im Amte Aelen, (Aigle.) und hatte ſchon vorher die Gegend bereiſet. Dieſes veranlaſste ihn, davon 1765 eine kurze Beſchreibung herauszugeben, welche auch 1776, vom Hn. *de Lenze* ins Franzöſiſche überſetzt, zu Yverdon erſchien. Bey dieſer zwoten Auſlage der ſelten gewordenen Urſchrift aber hat Hr. L. ſeine Anmerkungen hinzugethan, die nun über die Hälfte des Ganzen, und eigentlich das Neue ausmachen. In vielen davon ſind nur kurze Berichtigungen enthalten, oder andere Meynungen verglichen; einige aber ſind als kleine Abhandlungen anzuſehen. Dieſe betreffen inſonderheit die Anlage der Dornwände, die Berechnung der Gradirung und Siedung, wobey Hr. L. ſeine von ihm ſelbſt in der Salzwerkskunde und Beſchreibung des Gerabronner Werks angenommenen Sätze genauer berichtiget, die Verſuche durch tieferes Bohren ſtärkere Soole zu erhalten, die Verflüchtigung eines Theils des Salzes in den Siedereyen und die Verſtärkung geringhaltiger Soole mit eingeſchüttetem Salz, um Feuerung beym Sieden zu erſparen. Alles dieſes iſt mit der von Hn. L. ſchon gewohnten Präciſion, die keinen Auszug leidet, und Gebrauch der Buchſtabenrechnung vorgetragen, ſo, daſs ihm die Liebhaber der Kunſt auch für dieſe Bemühung Dank wiſſen, und in der Anwendung nützlichen Gebrauch davon machen werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Stockholm*, b. Zetterberg: *Hiſtoriſk Upplysning angående Ryſslands förhållande emot Sverige alt till da Nyſtadska freden.* Ar 1721. 1790. 24 S. 8. — Die Abſicht des Vf., der gleichſam einen Pendant zu der Schrift: *Du peril de la Balance politique de l'Europe* liefern will, iſt, zu zeigen, Ruſsland habe von Anfang nie aufgehört, an Schwedens Schwäche und Untergang zu arbeiten. Ueberhaupt hätten die Ruſſiſchen Regenten nie eine Gelegenheit, ihren Nachbarn zu ſchaden, verabſäumt, wenn ſie es ohne Gefahr thun können; und wenn ſie ihre Abſichten nicht ganz erreichen können; ſo hätten ſie Frieden geſchloſſen, und dies eigentlich nur, um neue Kräfte zu ſammeln, und beſſere Gelegenheiten abzuwarten. Dergleichen politiſche Ränke habe Ruſsland ſeit 1523 zu ſpielen angefangen. Liefland ſey das erſte Opfer ſeiner liſtigen Staatskunſt geworden, und, nachdem es ihnen damit gelungen, ſo habe es den Plan gemacht, ſich eines Theils der benachbarten Länder zu bemächtigen. Das, was unter *Guſtav I, Sigismund* und *Carl IX* mit Schweden vorgefallen, wird angeführt. *Guſtav Waſa* habe die Krone auf dem Haupt der ruſſiſchen Regenten befeſtiget, und Ruſsland vom polniſchen Joch befreyet; allein Ruſsland habe Schweden dafür ſchlecht gedankt. Das habe Schweden unter *Guſtav Adolph, Carl XI* und *Carl XII* erfahren, wo Ruſsl. Schweden bald durch Intriguen und Hinterliſt, bald durch offenbaren Krieg, geſchadet habe. Ruſsland habe Schweden ſo viel Land, als ein mittelmäſsiges Königreich ausmacht, unrechtmäſsiger Weiſe entriſſen. Rechne man nun noch dazu ſo viele Tonnen Goldes Unkoſten, und den Verluſt ſo vieler Tauſend Menſchen, ſo werde jeder rechtſchaffene Schwede finden, was er Ruſsland ſchuldig ſey. Dazu komme, daſs Ruſsland nach *Carl XII* Tode die Veränderung der Regierungsform mit aller Macht unterſtützt, und die neue Regierungsform garantirt habe. (Hier räumt der Vf. wohl zu viel ein; viele Staatskundige wollen das, was im Nyſtädter Frieden daher gehöriges eingefloſſen iſt, für nichts weniger als eine Garantie halten, und ſie kann es um ſo weniger ſeyn, da eigentlich nicht Ruſsland, ſondern die damalige ſchwediſche Regierung aus Haſs gegen das wirklich ein näher Recht habende Holſtein, auf dieſen Artikel drang.) Indeſſen gab dies Ruſsland Gelegenheit, über mehr als 50 Jahr Uueinigkeit und Unruhe im Reich zu unterſtützen, und es in beſtändiger Ohnmacht zu erhalten, bis die Revolution 1772 ein Ende gemacht habe. Alles iſt nur ſehr kurz, unvollſtändig, und ohne eben in die geheime Politik einzudringen, entworfen. Auch iſt manches, was Ruſsland vorgeworfen wird, wohl nur gewöhnliche Politik der Höfe, die immer, wo möglich, den Nachbar in einer gewiſſen Schwäche zu erhalten ſuchen, bis ſie ſich endlich, ſo wie Schweden jetzt, ermannen, und ihre Unabhängigkeit mit Muth behaupten.

Berlin: *Turris Mariana reſurgens inter belli apparatus Berolini menſe Junio* MDCCLXXXX. — Scripſit *Frid. Gedike*. Dieſe, im altrömiſchen Lapidarſtil abgefaſste und prächtig gedruckte, Inſchrift zum Andenken des neu erbauten Marienthurms, enthält eine ſummariſche Erzählung der wichtigſten Zeitbegebenheiten, unter welchen die franzöſiſche Revolution an der Spitze ſteht. Von welchem Geſichtspuncte der Hr. Conſiſtorialrath dieſe Weltbegebenheit betrachtet, davon ein Beyſpiel: *Gallorum gens jugum non amplius tolerabile excuſſit audacter, incredibili libertatis oeſtro* (Freyheitswuth in der beygefügten deutſchen Ueberſetzung) *percitu, turrim civibus tremendam, omnibus deteſtandam gentibus, deſtruxit celerrime, et, per fas atque nefas ruens, ſumma imis miſcuit* (undeutſch iſt die Ueberſetzung: *durch Recht und Unrecht hinſtürzend* und zu gemein: *von Grund aus alles durch einander warf*), *nimioque rerum novarum ardore, deletis omnibus antiquae civitatis legibus, ruinas ſanguine civium polluit. — Galliae exemplum — rebellionis facem praetulit ubivis gentium* etc. Dieſe *Inſchrift* iſt in dem Thurme niedergelegt, auch bereits durch die Berliner Monatsſchrift in gröſsern Umlauf gebracht worden.

Gieſsen: *Jo. Friedr Roos de Suppliciis, quibus M. Attilius Regulus Carthagine traditur interfectus.* 1790. 14 S. 4. — Die Erzählungen von den ausgeſuchten Martern, welche an dem Regulus verübt worden, haben viel hiſtoriſche Unwahrſcheinlichkeit, welches Hr. Pr. *R.*, nach *Palmers* und *Beauforts* Anleitung, durch Vergleichung der alten hiſtoriſchen Zeugniſſe, dargethan hat. Der kritiſche Polybius weiſs nichts davon: wahrſcheinlich floſs jene Sage aus fabelhaften Geſchichtſchreibern der Puniſchen Kriege, dergleichen zwey aus Polybius von Hn. *R.* angeführt werden. Man kann ihnen den *Soſilus*, der Hannibals Thaten, nach Polyb. 3, 20., mit vielen Mährchen vermiſcht erzählt hatte, beyfügen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 5. Februar 1791.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

CALCUTTA, printed and sold by Manuel Cantopher at the honourable Company's Printing-office, and LONDON, b. Elmsly: *Asiatik Researches or Transactions of the Society instituted in Bengal for inquiring into the History and Antiquities, the Arts, Sciences and Literature of Asia.* Volume the first. 1788. 465 S. in 4.

Da die Errichtung dieser Societät 1784 durch die Bemühung des auch in Deutschland berühmten *Sir William Jones*, und die hier wieder abgedruckte erste Vorlesung ihres Stifters und Präsidenten zu ihrer Zeit in der A. L. Z. angezeigt ist, so wollen wir den Inhalt der in diesem ersten Bande abgedruckten wichtigen und gelehrten Abhandlungen in der Kürze darlegen; 1) *W. Jones* über die Orthographie der asiatischen Wörter mit römischen Buchstaben. Mit Recht wird über das Schwankende und Ungewisse in der Art, wie orientalische Wörter in Herbelots Bibliothek geschrieben sind, Klage geführt. Des Vf. Methode bezieht sich auf die englische Aussprache, und hat den Vortheil, dass, weil sie nach festen und unveränderlichen Grundsätzen eingerichtet ist, ein jedes von ihm mit lateinischen Buchstaben geschriebenes Wort der Sanscrit, arabischen und persischen Sprache auf die eigentlichen in jedem Alphabet von dem; der mit diesen Grundsätzen bekannt ist, reducirt werden kann. Die Untersuchung über das Sanscrit Alphabet und die aus jeder Sprache angeführten Proben sind wichtig. Letztere verdienten übersetzt zu werden. 2) Astronomische Observationen in Fort William und zwischen Madras und Calcutta. Sie sind von dem Obersten *Thomas Pearse* und einigen andern Officieren in den J. 1774—1780 angestellt, hauptsächlich über die Jupiterstrabanten. Vermittelst derselben ist die Breite einer Menge Oerter in Bengal bestimmt worden. Möchten doch auch in Europa die Officiere ihre Zeit so nützlich anwenden! 3) Königliche Schenkung eines Grundstückes, die 23 Jahr v. C. auf Kupfer eingegraben, und unter den Ruinen von Mongueer gefunden ist, aus dem Sanscritischen übersetzt von *Charles Wilkins*, Das Document ist in Kupfer gestochen, dergleichen Kupferstiche sehr viele in dem Buche sind. 4) Inschrift auf einer Säule nicht weit von Buddal, zum Lobe einiger Braminen, wird von Hn. *Wilkins*, der sie aus dem Sanscritischen übersetzt hat, für so alt, als die vorhergehende gehalten. Diesen Inschriften hat Hr. *Jones* einige Anmerkungen hinzugesetzt, woraus wir mit Bewunderung seine grosse Kenntniss in der Sanscritsprache ersehen haben. Europa und Asien können die Talente dieses Mannes nicht genug schätzen. 5) *William Chambers* von den Begräbnissen und Ruinen zu Mavalipuram, wenige Meilen gegen Norden von Sadras und den Seefahrern unter dem Namen, die sieben Pagoden, bekannt. Sie liegen nicht weit von der See an der Küste Coromandel, und scheinen dem Vf. Ueberbleibsel aus einer grossen Stadt zu seyn, die ehemals hier gestanden hat. Sie sind aus einem harten Felsen gehauen. Vorzüglich merkwürdig sind zwey Pagoden, 30 Fuss lang, 20 breit, und eben so hoch, deren jede aus einem einzigen Felsen gehauen ist. Neben ihnen ist ein Elephante in Lebensgrösse und ein Löwe, weit über die natürliche Grösse, gleichfalls aus einem Felsen gehauen. Von den bey dem Aushauen abgefallenen Felsstücken ist nicht die mindeste Spur. In einer von den Pagoden ist eine Inschrift in einer Sprache und Schriftart, die mit keiner in Hindostan befindlichen eine Aehnlichkeit hat, von welcher H. Chambers aber vermuthet, dass sie in der Balu oder gelehrten Sprache der Siamesen abgefasst ist. Die Pagoden sind nicht vollendet, sondern die Arbeit an ihnen scheint durch ein Erdbeben unterbrochen zu seyn. Die angeführten Umstände scheinen von der Art zu seyn, dass man diese Werke nach Hn. Witte's Hypothese wohl eher für Werke der Natur, als der Kunst, erklären möchte. Wenn ein Naturkundiger diese Gegenden untersuchte, die Felsarten genauer anzeigte und beschriebe, auch das Ganze in Kupfer stechen liesse, so würde man hierüber mit mehr Zuverlässigkeit urtheilen können. 6) *Reuben Burrow* über die Friction in der Mechanik. 7) *Samuel Turner* Bericht von einer Audienz, die er in dem Kloster zu Terpaling in Tibet bey Teeschoo Lama, einem Kinde von 18 Monaten, in Gegenwart seiner Aeltern, gehabt hat. Das Kind sprach nicht ein einziges Wort, wusste aber durch Zeichen, die nichts Kindisches verriethen, seinen Beyfall über das, was gesagt wurde, und die ihm gemachten Geschenke, zu erkennen zu geben. Von den Vielen, die ankamen, um sich vor ihm niederzuwerfen und Geschenke zu bringen, unter denen Kalmucken waren, wurden Wenige vorgelassen. Sie hielten es schon für ein Glück, den Lama an dem Fenster zu sehen. 8) Reisebeschreibung nach Tibet. *Poorungeer*, der Gosseyn, wurde in Geschäfften der Compagnie von Calcutta nach Teeschoo Loomboo, der Hauptstadt in Tibet, geschickt, woselbst Teeschoo Lama residirte, der damals im Begriff war, sich nach einem seiner Gärten, nicht weit von dem Kloster, zu begeben. Das Jahr vorher war dieses Kind als Lama eingeweiht, und von dem Kloster Terpaling, wo es vorher gelebt hatte, mit vielem Pomp abgeholt. Der Kaiser von China hatte zu dieser Feyer Gesandte von Pekin geschickt, die ihn zur Aufrechthaltung der Würde

des

des Oberpriesters vorstellen mussten. Die dabey vorgefallenen Ceremonieen werden sehr ausführlich beschrieben. Der Dalay Lama, der Vicekönig von Lassa, nebst seinem ganzen Hofstaate, der chinesische General, der zu Lassa seine Station hat, mit einem Theile seiner Truppen, die Vorsteher aller Klöster durch ganz Tibet, und die chinesischen Abgesandten waren bey dieser Einholung zugegen. Der Raum erlaubt uns nicht, bey diesem sehr interessanten Aufsatz ins Detail zu gehen. 9) Ueber die Götter Griechenlands, Italiens und Indiens, von *Sir. W. Jones*. Dass die älteste Mythologie dieser Länder sich ähnlich sey, bemühet sich der Vf. zu zeigen, wenn er gleich nicht mit Zuverlässigkeit zu bestimmen sich getrauet, welche Gottheit jeder griechischen und römischen entspricht. Beyläufig wird manches wichtige Stück der indischen Literatur berührt, z. E. das von Einigen so sehr angepriesene Alter derselben scheint dem Vf. verdächtig. (S. 238.) Dass die Vedas vor der Noachischen Fluth geschrieben sind, glaubt er nicht. Es werde dieses auch nicht von den gelehrten Hindus behauptet. Uebrigens sind die Vedas sehr alt, und älter, als irgend ein anderes Werk in Sanscrit. — S. 242. Die gelehrten Hindus behaupten, ihren eigenen Büchern zufolge, nur Ein höchstes Wesen, das sie Brahme, oder das Grosse im Neutro, nennen. Sie glauben, dass sein Wesen von keinem andern Verstande, als dem seinigen, begriffen werden könne, und dass er seine Kraft durch die Wirkungen des Geistes, der Vishnu, der Durchdringer, und Narayan, der sich auf den Wassern Bewegende genennet wird, äussere. Wenn sie sich die göttliche Kraft denken, wie sie sich bey der Schöpfung äusserte, so nennen sie die Gottheit *Brahma* im Masculino. Ist aber davon die Rede, wie sie zerstört, oder vielmehr die Formen ändert, so hat sie eine Menge anderer Namen, *Siva*, *Isa*, *Iswara* u. s. — S. 144. Die indischen Philosophen, welche das Wasser für das erste Element und Werk der Schöpfung annehmen, haben ihre Lehrsätze zum Theil aus dem 1. B. Mosis geschöpft, und was Menu, der Sohn Brahma, über die Schöpfung des Weltalls gesagt hat, ist eine Paraphrase der Mosaischen Erzählung; welche aber an Erhabenheit noch weit unter dieser stehet. — S. 258. Die Hindus haben eine Menge regelmässiger Dramen, wenigstens 2000 Jahr alt, worunter verschiedene sehr schöne, die Geschichte des Rama, welcher der Dionysos der Griechen zu seyn scheint, betreffen. Ramayan, ein episches Gedicht über dieselbe Materie, übertrifft an Einheit der Handlung, Reichthum an Bildern und Eleganz des Stils sehr weit die Dionysiaca des Nonnus. — S. 273 das berühmte Gedicht Bhagavat, worin das Leben Crishnas beschrieben ist, hat so viele sonderbare Anecdoten von einer eingefleischten Gottheit, die ihre Jugendjahre unter Hirten zugebracht hat, von einem Tyrannen in ihrer Kindheit verfolgt ist, eine Menge zum Theil sehr ungereimte Wunder verrichtet und die Todten erweckt hat, sehr milde und gutmüthig gewesen ist, u. dgl. m., dass man sich der Vermuthung nicht erwehren kann, es seyen die untergeschobenen Evangelien, deren es zu Anfange des Christenthums so viele gab, auch nach Indien gekommen, und bey diesem Gedichte genutzt. 10) *J. Herbert Harrington* Beschreibung einer Höhle by Gya. Sie ist 48 Fuss lang, 19½ F. breit, ganz aus einem harten Felsen gehauen, und sehr gut polirt, obgleich ohne Zierrathen. Sie wird von den Mohammedanern, die ihre Andacht darin haben, besucht. Bey dem Eingange sind zwo Samscritinscriptionen, wovon Hr. *Wilkins* eine übersetzt hat. Sie ist in einem sehr alten Charakter, und betrifft eine Schenkung. 11) Eben dieser Gelehrte, dem, wie Hr. Jones sagt, die indische Literatur mehr zu verdanken hat, als Europa und Indien zu erkennen im Stande seyn wird, hat eine Sanscritinscription, die Hr. Wilmot von einem Steine zu Boodha-Gaya abgeschrieben hatte, übersetzt. 12) Derselbe über die Seeks, welche von den Anbetern des Brahm verschieden sind, und in Patna ein *College* besitzen. Er besuchte sie, würde von ihnen gut aufgenommen, wohnte ihrem Gottesdienste bey, speisete mit ihnen, und erhielt auf die Fragen, die er vorlegte, Bescheid. Sie sind Nachfolger des Naneek Sah, der vor 400 Jahren zu Punjah lebte, und ihnen ein Buch hinterliess, worin die Lehren der von ihm gestifteten Religion enthalten sind. Die Existenz eines Gottes, zukünftige Belohnungen und Strafen, allgemeine Toleranz, Menschenliebe, Enthaltung von allen Verbrechen, Ausübung jeder Tugend, sind die Hauptartikel darin. Kann man sich wohl eine vernünftigere Religion gedenken? 13) *Francis Fowke* beschreibt ein musikalisches Instrument, das von der Art einer Guitarre ist. 14) *Charles Hamilton* Beschreibung des Mahwabaums, der zu der Classe Polyandria monogynia Linn. gehört. Die Blüthen sehen wie Beeren aus, und die Rinde giebt, wenn sie eingeschnitten wird, ein harziges Gummi. Die Frucht, in der Gestalt einer Wallnuss, enthält Saamen, woraus dickes Oehl gepresst wird. Das Oehl wird zu Speisen, Confituren, zu den Lampen und in Verwundungen gebraucht. Der Vf. räth die Anpflanzung des Baums und die fernere Benutzung desselben. 15) *Archibald Keir* beschreibt die Art zu destilliren, deren sich die Einwohner zu Chatra in Ramgur und andern Provinzen bedienen. Der Apparatus ist sehr einfach und klein, und besteht fast ganz aus irdenen Oefen u. s. Und doch glaubt der Vf., dass der Vorzug der von den Europäern destillirten Wasser nicht dem grössern Apparatus, dessen sie sich bedienen, sondern andern Ursachen zuzuschreiben sey. 16) *Reuben Burrow* neue Methode, die Mondsparallaxen in Länge und Breite zu berechnen, zur Berichtigung des *Nautical Almanach* 1781, wo eine falsche angegeben ist. 17) 1. Lieuten. Colonel *Polier* Methode, wie Attar oder Oehl aus Rosen destillirt wird. 17) 2. Hr. *Macdonald* hat aus der Provinz Limong auf der Insel Sumatra unweit der Präsidentschaft Fort Malbrough eine Probe von Gold eingeschickt, das überaus fein ist, und theils in Sand, theils in einem sehr harten Steine, gefunden wird. Von künstlichem Verfahren wissen die Eingebohrnen nichts; sie können aber durch das Gesicht die Partikeln unächten Metalls von dem Goldstaub unterscheiden. 18) Ueber die Literatur der Hindus aus dem Sanscrit, mit einem Commentar. Ein merkwürdiger Aufsatz, mitgetheilt von *Govherdan Caut*. Es giebt 4 Vedas, die der Oberste

Polier

Polier in eilf Bänden besitzt. Von diesen ist Atharvaveda am leichtesten zu verstehen, die andern drey sind in einem so alten Stile geschrieben, dass selbst wenige Brahminen zu Banares sie verstehen. Von den Vedas sind Chirurgie, Medicin, Musik, Tanzkunst, Kriegswissenschaft und Baukunst, wozu auch mechanische Künste gehören, abgeleitet. Die medicinischen Bücher, die überaus zahlreich sind, enthalten Beschreibungen der Pflanzen und Mineralien, deren Nutzen man bey Heilung der Krankheiten durch Erfahrung bewährt gefunden hat. Ueber die Musik sind in Prosa und Versen viele Bücher geschrieben, und die Proben indischer Arien sind sehr zierlich gezeichnet. Bloss auf einer Liste werden 79 astronomische Werke angezeigt. Was für eine herrliche Aussicht öffnet sich hier unsern Augen, wenn wir erwägen, dass die Hindus diese und andere literarische Schätze den Engländern so gern mittheilen, als diese jetzt begierig zu seyn scheinen, darnach zu fragen. 19) 1. Ein Sanscritisches Document im Original und übersetzt vom J. C. 1018, betreffend die Schenkung eines Grundstückes; 2. Hr. *Francis Wilford*, Lieuten. über die Lage der Stadt Tagara. Arrianus in Periplus mar. Erythr. gedenket dieser Stadt, die zu seiner Zeit sehr gross war, wo Fabriken und Handel blüheten. Sie wurde im J. 1293 zerstöret. Das vorhin angeführte Document ist von einem Rajah zu Tagara, und gab Gelegenheit zu dieser gelehrten antiquarischen Untersuchung. 20) *Matthew Leslie* beschreibt das Thier Pangolin, welches die erste Abstufung vom vierfüssigen zum kriechenden Thiere macht, und durch Buffon in Europa bekannt geworden ist. 21) Inscriptionen aus dem Sanscrit, die auf einem sehr sonderbaren Monument bey Delhi, das der Staff des Firuz Shah genannt wird, befindlich sind. 22) Unterredung, die Hr. *Will. Jones* mit Abram, einem Abyssinier, über Gwender, (Gondar,) die Hauptstadt des Landes, und die Quellen des Nils gehalten hat. Wir überlassen es Andern, diese Nachrichten mit den von Hn. Bruce gegebenen zu vergleichen. Dass der Letztere in Gwender gewesen ist, bey Hofe seine Arzeneykunst ausgeübt, und in grossem Ansehen gestanden, nach den Quellen des Nils eine Reise gethan hat, erhellet aus dem Bericht des Abyssiniers. Wer will aber aus diesem unbedeutenden Zeugnisse folgern, dass Hr. Br. ein in allen Stücken glaubwürdiger Erzähler ist? 23) Von den Ordalien unter den Hindus, aufgesetzt von *Ibrahim Khan*, der vornehmsten Magistratsperson zu Banares. Die verschiedenen Arten, wie nach den Verordnungen der Hindus eine Sache durch Appellation auf Gott entschieden werden kann, werden angezeigt. Noch im J. 1783 hat ein wegen Diebstahls Angeklagter auf Verlangen des Klägers sich einem solchen Urtheil unterworfen, und eine glühende Kugel zum Beweise seiner Unschuld in die Hand nehmen müssen; und als diese davon nicht beschädiget wurde, so musste der Kläger, um andre abzuschrecken, dass sie nicht auf Ordalien bestehen, auf eine Woche ins Gefängniss wandern. Die Ordalien sind also selten, und finden auch nur statt, wenn die Partheyen Hindus sind. 24. 25. Die Abhandlungen von Hn. *Jones* am Stiftungstage der Societät 1785 1786 vorgelesen, enthalten schätzbare Bemerkungen über die asiatische und insbesondere indische Literatur, wie man sie von einem so geübten Kenner, der jetzt an der Quelle derselben ist, erwarten kann. Der Sanscritsprache wird auch das Lob gegeben, dass sie vollkommener als die griechische, und reicher als die lateinische sey. Da Hr. J. der griechischen und lateinischen vollkommen mächtig ist, so will dieses Zeugniss mehr sagen, als in dem Munde der meisten Reisenden. Er vermuthet, dass sie alle 3 aus einer gemeinschaftlichen Quelle entsprungen sind. Der Nagara-Charakter, worin die indischen Sprachen geschrieben werden, hat eine grosse Aehnlichkeit mit dem Ethiopischen, und man hat Inscriptionen in Indien gefunden, die aus Nagari und Ethiopischen Buchstaben zusammengesetzt zu seyn scheinen. Von S[illegible] Sastra, einer Sammlung von Abhandlungen über Kunst und Manufacturen, hat man nur wenige Spuren finden können, und sie scheint verloren zu seyn. Auch klagt der Vf., dass er noch keine historische und geographische Werke, die in Kashmir seyn sollen, bisher hätte auftreiben können. 26) *Reuben Burrow* verbessert einen Irrthum, den man bey den Mondobservationen, und bey der Art, sie zu berechnen, zu begehen pflegt. Die Titel der Abhandlungen in dem 2ten Bande, welche am Ende des ersten mitgetheilt sind, machen uns auf diesen 2ten Band sehr begierig. Wir wissen aber noch nicht, dass er in Europa angekommen ist. Ein meteorologisches Journal, das der Oberste *Pearse* vom 1 März 1785 bis zum 28 Febr. 1786, ohne Zweifel zu Calcutta, mit vieler Genauigkeit und Einsicht gehalten hat, macht den Beschluss.

Jena, b. Cunos Erben: *Neues Repertorium für biblische und morgenländische Literatur*, herausgegeben von M. *Heinr. Eberh. Gottlob Paulus*, der Phil. und der Or. Spr. Prof. zu Jena. *Zweyter Theil.* 1790. 350 S. 8.

Die in diesem Theile enthaltenen Aufsätze beweisen, dass das gegenwärtige Repertorium hinter dem alten nicht zurückbleibt, und lassen eine ununterbrochene Fortsetzung desselben wünschen: 1) Hr. *Bruns* erläutert die *Unterschriften in den hebräischen Manuscripten*, worinn das *Wann* und *Wo* und von *Wem* u. s. sie geschrieben sind, angegeben ist, aus der jüdischen Geschichte, und ziehet daraus die Folge, dass sie durch die Geschichte bestätiget werden, z. E. im 13ten und in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts lebten die Juden in grosser Menge und ruhig in Spanien, und aus eben dieser Zeit sind noch verschiedene in diesem Lande geschriebene MSS. übrig. Die ältesten Data aus dem 12ten Jahrh., welche von einigen Gelehrten bezweifelt sind, haben zu viele Uebereinstimmung mit einander, als dass sie ein Betrug aus spätern Zeiten seyn sollten. Dergleichen innere Merkmale für die Aechtheit der Unterschriften werden mehr angeführt. Da der Vf. *Oberlini* misc. literar. nicht gebrauchen konnte, so erinnern wir zur Ergänzung dessen, was S. 19. gesagt ist, dass auch Oberlin nicht weiss, was er aus der Stadt Gaonkamath, wie er sie schreibt, machen soll. Dem Kritiker wird auch die chronologische Ordnung aller Jahre, worinn hebräische MSS. geschrieben sind, angenehm seyn. Wir wünschen ein ähnliches Verzeichniss von den griechischen MSS.

des

des N. T. 2) *Abdulcurims Pilgrimsreise von Bagdad nach Mecca,* übersetzt aus einem englischen in Calcutta herausgekommenen Buche von Hn. *Paulus.* Da das Original persisch ist, so sehen wir den Aufsatz nicht als eine Uebersetzung aus dem Englischen, sondern Persischen an. Die Reisebeschreibung ist interessant; nur wünschen wir, dass die Oerter nicht beständig nach der englischen, sondern nach der in Deutschland gewöhnlichen Orthographie geschrieben wären; nicht *Mussul, Orpheh, Cuphah,* sondern *Mosul, Orfa, Kufa,* nicht *Damascus, Damesk, Damask, Demeschk- Demesk,* sondern *Damaskus.* S. 73. die beiden letzten Zeilen sind uns undeutlich: *Um irgend etwas von Gott zu erlangen, machen sie* (die Juden und Christen zu Chiber) *diese* (die Pilgrimme) *gegen ihn sich zum Gelübd.* 3) Hn. *Anton Fortsetzung des Versuchs, die Melodie und Harmonie der alten hebräischen Gesänge und Tonkünste zu entziffern.* Recens. gesteht, dass er als Uneingeweihter in die Geheimnisse der Tonkunst sich keines Urtheils anmasen darf, bewundert den auf die Abhandlung verwandten Fleiss, und wünscht, dass die Hypothese von Männern, die der Tonkunst und hebräischen Accentuation kundig sind (diese möchten aber wohl sehr selten seyn) geprüfet werde. 4) Hr. *Bruns* über die *ältesten Sagen von der Entstehung des Menschengeschlechts,* findet weder im 1 noch 5ten Cap. der Genesis, dass ausdrücklich nur Eines zuerst erschaffenen Menschenpaares gedacht werde, sondern blos diesen Satz, dass Menschen beiderley Geschlechts erschaffen sind. In Ansehung des 2 und 3ten Cap. giebt er zu, dass von zwey Individuen daselbst die Rede sey, sucht aber doch dieses Cap. mit dem ersten gewissermasen zu vereinigen. 5) Hr. *Paulus* ist wohl durch die eben gedachte Abhandlung veranlasset, über die Anlage und den Zweck des ersten und zweyten Fragments der ältesten Mosaischen Menschengeschichte seine Gedanken zu eröffnen. Das erste scheint ihm ein alter Sabbathgesang gewesen zu seyn; das zweyte hält er weder für Lied noch Geschichte, sondern für Mythos, worinn die Philosopheme der Urwelt über den ersten Zustand der Menschheit vorgetragen sind. Der Versuch zeigt einen scharfsinnigen und geschmackvollen Ausleger. 6) Hr. *Storr* über die *älteste Eintheilung der Bücher des alten Bundes.* Die Schwierigkeit Marc. 1, 2. εν ησαια τω προφητη wird dadurch gehoben, dass hier, wie auch sonst geschiehet, das zu Anfang einer Sammlung stehende Buch für die ganze Sammlung genommen wird. 7) Hr. Hofr. *Tychsen* über das *Alter der arabischen Vocalpuncte und diakritischen Zeichen.* Ein Beytrag zur arabischen Paläographie, wobey eine von dem türkischen Gelehrten, Ibrahim Efendi, dem Hn. Toderini, Vf. der Literatur der Türken, gegebene Nachricht zum Grunde liegt. Die Araber, als sie von den Syrern schreiben lernten, haben nur 15 oder höchstens 17 Charaktere angenommen, darauf Vocale, vermuthlich noch vor dem 40. Jahre der Hedschra, und endlich diakritische Zeichen vor J. 90 erfunden. Der Abul Hasan Ali Ibn al Athir, den der türkische Gelehrte Ibni Esir nannte (S. 257.) ist wohl kein anderer, als der von de Guignes (*Notices et Extraits des MSS de la Bibliotheq. du Roi* T. I. p. 543.) angeführte Abul Hassan Aly Azz-eddin, Ebn al Athir, wenn gleich de Guignes und Tychsen in einigen Nebenumständen einander abweichen. 8) Hr. *Paulus über die fremde Sprachen der Christen.* Fortsetzung. Aus der vorigen Recension ist bekannt, dass der Vf. die Gabe, in Sprachen zu reden, von einer natürlichen Fertigkeit, sich in fremden Sprachen auszudrücken, verstehet, und alles Wunderbare dabey ausschliesset. Das 13 und 14te Kap. 1 Cor. werden nach dieser Hypothese paraphrasirt, und viele Winke zum bessern Verständniss dieser so übel ausgelegten, und nicht blos nach philologischen Grundsätzen, sondern auch nach richtigen Beobachtungen über menschliche Seelenfähigkeiten, zu erklärenden Kapitel gegeben. Am Ende wird auf Veranlassung der Eichhornischen Abhandlung über die Geistesgaben der ersten Christen gezeigt, dass das Sprachenreden am ersten Pfingstfest Apg. II. nichts Wunderbares gewesen sey. 9) Hr. *Paulus* über den Anhang des Evangelium Johannis, der ihm ein fremder Nachtrag zu seyn scheinet. 10) Unter den fremden Nachrichten und Bemerkungen, werden die Verehrer des Woidischen Namens das diesem würdigen Gelehrten von dem Herausgeber gesetzte Denkmal mit Vergnügen unterschreiben.

BAYREUTH, im Verlag der Zeitungsdruckerey: *Französisches Museum,* oder I) *die nützlichsten und unterhaltensten* (-desten) *Aufsätze für Deutsche aus den neuesten und besten französischen Zeitschriften;* II) *kleinere vorzügliche Schriften und Auszüge aus den neuesten Hauptwerken der Franzosen;* III) *literarische Kunst- und vermischte Nachrichten; zur Schilderung des politischen, sittlichen und wissenschaftlichen Zustandes der französischen Nation, verdeutscht herausgegeben* von *Albrecht Gustav Kayser,* Hochfürstl. Thurn und Taxischen Hofrath und Bibliothekar. *Erster Jahrgang.* 1 H. 1790. 8.

Die Aufschrift zeigt schon an, wie vielumfassend diese Zeitschrift seyn soll. Das erste Stück von 256 S. enthält Biographien von Guibert (aus dem Journal de Paris) und Gretry (aus seinen Memoires.) Eine Beurtheilung der Memoires des Herzog von Richelieu aus dem Mercure de France, einen Aufsatz von de la Metherie über Naturgeschichte, Naturlehre u. s. w. aus dem Esprit des Journaux, den Briefwechsel des hingerichteten Favras, kleine Aufsätze und Erzählungen, und gar eine kleine Comödie, die beiden Gutsherrn oder der Alchymist. Die mehresten dieser Aufsätze haben einigen Werth, und die Uebersetzung lieset sich gut. Aber wozu findet man sie hier beysammen? Jede solche periodische Sammlung muss einen bestimmten Zweck haben, der nicht zu viel umfasst, damit man weiss, was man darinn zu suchen hat, und für welche Art von *nützlicher und unterhaltender* Lectüre es eigentlich bestimmt ist. Die grosse Mannichfaltigkeit scheint zwar mehrere Leser anlocken zu müssen; aber selbst in mercantilischer Absicht ist es besser, einen bestimmten und eingeschränkten Zweck zu wählen. Alsdann wird jeder, der sich für dieses Fach interessirt, das Werk zu Rathe ziehen: dahingegen eine Sammlung, die für alle bestimmt ist, und eigentlich für keinen passt, von jedermann als etwas ihm fremdes angesehen, und nur von denen gesucht wird, die von Zeit zu Zeit aus langer Weile ein Buch in die Hand nehmen, und denen es völlig gleichgültig ist, was sie alsdann lesen, wenn es nur ein Allerley ist, und aus kurzen Aufsätzen besteht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 7. Februar 1791.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Himburg: *Archiv für die allgemeine Heilkunde.* Herausgegeben von *August Friedrich Hecker*, Dr. und Prof. der Arzneywissenschaft zu Erfurt. *Erster Band.* 494 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Gegenwärtiges Werk, um dessen Unterstützung durch passende Beyträge der Vf. die Gelehrten bittet, soll 1) ungedruckte Aufsätze und Abhandlungen, 2) Uebersetzungen und Auszüge aus den Werken unserer Vorfahren, 3) Recensionen und 4) Briefe, Nachrichten, Ankündigungen u. dgl. enthalten. Wider diesen Plan haben wir nur dieses zu erinnern, dass nicht selten die Rubriken N. 2, 3, 4. das Buch ohne Noth vergrössern werden und dass es überhaupt besser seyn würde, wenn der Vf. die Bände seines Archivs sparsamer, in diesen aber nur eigene Abhandlungen liefern möchte. Besonders wünschen wir, dass die Uebersetzungen künftig entweder ganz wegbleiben, oder nur sparsam eingerückt werden mögen. Es wird keinem Arzte angenehm seyn, lateinische Schriften, die jeder gelesen haben muss, in diesem Archiv deutsch zu lesen, gesetzt dass auch die Uebersetzungen fehlerfreyer seyn sollten, als sie Rec. in diesem ersten Band gefunden hat. Wenn wir auch dem Vf. gern zugestehen, dass z. B. Stahl und Friedrich Hoffmann grosse Verdienste um die allgemeine Heilungswissenschaft haben, die man in den neuern Zeiten verkannt hat; so wird doch dadurch eine Uebersetzung der Schriften dieser Aerzte, die zu dieser Wissenschaft gehören, nicht gerechtfertigt. Eher würde es ein Gegenstand einer eigenen Abhandlung des Vf. seyn, zu zeigen, was die allgemeine Heilungswissenschaft war, da diese grossen Männer sie zu bearbeiten anfingen, und wie weit sie fortgerückt war, da sie dieselbe zu bearbeiten aufhörten.

Die eigenen Abhandlungen des Vf. gehen bis S. 76, nehmen also einen kleinen Theil des weiten Raums ein. Erst handelt der Vf. *von den Gränzen der allgemeinen Heilungswissenschaft.* Es ist schon aus seinem Handbuch bekannt, dass er diese weiter ausdehnt, als vorher geschehen war, und dass er die allgemeinen Heilungsgrundsätze der Entbindungskunst und Wundarzney, die weit bequemer mit diesen Wissenschaften vorgetragen werden, mit in den Gränzen der Therapeutik begriffen wissen will. Seine Definition der allg. Heilungswissenschaft ist daher auch folgende: *Sie ist der Innbegriff aller allgemeinen Regeln aus dem ganzen Umfange menschlicher Kenntnisse, die bey der Kur aller, oder doch sehr vieler unter einander übereinstimmender widernatürlicher Zustände, es mögen diese nun zu der innern oder zu der eigentlichen Therapie, oder zur Wundarzneykunst, oder zur Geburtshülfe gerechnet werden, zu befolgen sind.* Wir haben fast so viele Definitionen der Therapeutik, als Handbücher über diese Wissenschaft, wovon eine ihr diese, die andere jene Ausdehnung giebt. Wenn wir annehmen, dass keine Krankheit ohne widernatürliche Veränderung im Körper existirt und die Therapeutik keine andern Veränderungen heben lehrt, als solche, durch welche Krankheiten existiren, so möchte des Vf. Erklärung einer andern nachstehen, die Rec. seinen Schülern zu geben gewohnt ist: Die Therapeutik, lehrt was bey Heilung aller Krankeiten im Allgemeinen zu beobachten ist und wie die Veränderungen zu heilen sind, durch welche Krankheiten existiren. Daher hat auch der Vf. recht sehr gut erwiesen, dass es nothwendig sey, in der Therapeutik die pathologischen Grundsätze, insofern sie zur Kenntniss dieser Veränderungen nothwendig sind, mit vorzutragen. — *Merkwürdiger Einfluss der Krätze auf die Blattern*, vom Herausg. Er sucht durch theoretische Gründe zu erweisen, dass es nachtheilig seyn kann, wenn sich das Pockengift zu der Krätzmaterie gesellet, welche entweder von der Oberfläche resorbiret worden ist, oder die Säfte überhaupt verdorben hat. Zwey Fälle von bösartigen und tödtlichen Pocken, welche, bey einer der gutartigsten Seuchen, zwey Kinder aus einer Familie befielen, die die Krätze hatten, sollen dieses bestätigen: die Frage aber ist nicht beantwortet, ob nicht etwa andere besondere Veranlassungen bey dieser Baurenfamilie beygetragen haben, die fäulichten Pocken zu bewirken? — *Versuche, die eigentliche Wirkungsart solcher Mittel zu bestimmen, die oft als specifische angesehen werden*, vom Herausg. Specifische Mittel sind nach dem Vf. solche, in welchen die Vernunft *a priori* keine Kräfte einen gewissen bestimmten widernatürlichen Zustand des Körpers zu befreiten entdecken kann (werden aber wohl diese Kräfte in andern Heilmitteln, die nicht specifisch sind, *a priori* entdeckt? Entdecken wir in der Jalappe die purgirenden Wirkungen a priori?) und die sich blos in vielen Fällen (bey bestimmten Krankheiten und in bestimmten Fällen dieser Krankheiten) nützlich erwiesen haben. Der Vf. will versuchen, die Heilkräfte dieser Mittel theoretisch zu erklären und giebt als Probe die Erklärung der wider die Lustseuche gerühmten Mittel, verspricht auch in der Folge mehrere solche Erklärungen zu liefern, unter denen wir auf die Erklärung der Wirkungsart der Mittel wider die Wasserscheu von dem Biss wüthender Hunde am begierigsten sind. Die Erklärung der Wirkungsart des Quecksilbers bey der Lustseuche ist kürzlich folgende: Das Gift der Lustseuche hat seinen Sitz in dem lymphatischen System. Es kann nicht anders aus demselben gebracht werden, als durch eine Reizung, durch welche die Thätigkeit des lymphatischen Systems zur Ueberwin-

dung der Krankheit erhöhet wird, und diese Reizung bewirkt das Queckſilber. Auch den Speichelfluſs erklärt er bloſs durch diese Reizung, durch welche er auch die Wirkung der meiſten andern Mittel erklärt, die man wider die Luſtſeuche empfohlen hat.

Nun folgen die *Ueberſetzungen und Auszüge aus den Werken unſerer Vorfahren*, über welche wir oben unſer Urtheil im Allgemeinen fällten: 1) *A. Corn. Celſus Grundſätze aus der allg. Heilkunde, aus deſſen 8 Büchern von der Medicin ausgezogen, geordnet und neu überſetzt.* Wir haben nur die Einleitung genau mit dem Text verglichen und diese Vergleichung hat uns von der Arbeit des Vf. nicht den beſten Begriff gegeben. Eine Ueberſetzung muſs die Ideen ihres Originals genau ausdrücken; ſie muſs nur das ſagen, was der Vf. ſagen wollte: der Ueberſetzer muſs mit ſeinem Verfaſſer, mit ſeinen Lehren, mit dem Geiſte und den Lehren ſeines Zeitalters und ſeiner Vorgänger bekannt ſeyn. Aus folgenden Proben wird man beurtheilen können, ob diese Erfoderniſſe bey Hn. H. anzutreffen ſind. S. 80. Aeskulap *gab* der Kunſt (Scientia) *etwas mehr Anſehen*, *paulo ſubtilius excoluit. Rerum naturae cognitio* S. 3. nach Krauſens Ausg. iſt bey dem Vf. nichts weiter, als *Naturkunde*, da es doch offenbar, wie alle Stellen in der Vorrede lehren, hier die Kenntniſs der innern Verrichtungen des Körpers, und überhaupt dasjenige bedeutet, wodurch ſich die *medici rationales* von den Empirikern unterſchieden. Ueberhaupt hat der Vf. die Nachrichten des Celſus von den Lehrſätzen der *medicorum rationalium* ſehr fehlerhaft überſetzt. *Abditae cauſae* heiſsen bey ihm *die entfernten Urſachen*, da ſie doch bey dieſen Aerzten gerade das Gegentheil, nemlich die nächſten waren, welches er ſchon daraus hätte ſehen können, daſs Celſus die *cauſas abditas et morbos continentes* zuſammenſtellt, wenn er es aus der gleich S. 4. folgenden Erklärung des Celſus nicht geſehen hätte. Eben ſo unbeſtimmt ſind die Ausdrücke des Vf. bey Erzählung der Lehrſätze der Empiriker und bey Beurtheilung der Lehrſätze beider Secten, ſo daſs wir überzeugt ſind, es werde keinem Leſer gelingen, ſich aus dieſer Ueberſetzung einen deutlichen und beſtimmten Begriff von den Lehrſätzen machen zu können, deren Geſchichte Celſus in der Vorrede vorträgt. Nur noch etliche Proben wollen wir anführen, zur Beſtätigung unſers dem Anſchein nach harten Urtheils. S. 91. läſst Hr. H. den Celſus ſagen: *So kann z. B. die Gebärmutter ihre Stelle verlaſſen, ſo lange der Menſch lebt. Sobald das Zwerchfell durchſchnitten ſey, müſſe der Menſch ſterben, und doch müſſe dieſes geſchehen, wenn der mörderiſche Arzt alle innern Theile betrachten will.* Celſus ſtellt die Gründe dar, welche die Empiriker der von einigen Dogmatikern vorgeſchlagenen Oeffnung lebendiger Menſchen entgegenſtellten und fährt nun S. 11 fort: *Nam uterum quidem, qui minus ad rem pertineat, ſpirante homine poſſe diduci: ſimulatque vero ferrum ad praecordia acceſſit et diſciſſum transverſum ſeptum eſt, hominem protinus animam amittere: ita demum mortui praecordia et viſcus omne in conſpectam latrocinantis medici dari.* Wie gar keinen Sinn dieſe Stelle nach Hn. H. Ueberſetzung gebe, ſehen nun die Leſer, ſo wie daſs hier *uterus* etwas ganz anders, als die Gebärmutter heiſsen müſſe, welches auch der Vf. ſchon in jedem Wörterbuch gefunden haben würde. S. 93 wird geſagt, daſs der edlen Frau, von welcher Celſus S. 13 redet, ein Stück *vertrocknetes Fleiſch* aus den Schaamtheilen hervorgetreten ſey, (*carne prolapſa et arente.*) S. 95 *Lehren von verborgenen Dingen*, *conjecturae rerum latentium.* Ebendaſ. *daſs die Anſtellung der Verſuche nur wenig Vortheile gewähre*, *parum artis eſſe in obſervatione experimentorum.* Wir übergehen ſehr viele andere Stellen, die wir bey der Vergleichung bemerkt haben und wünſchen nur noch, daſs der Vf. ſeine Behauptung S. 98 in der Note: daſs die Dogmatiker und Empiriker der allgemeinen Heilkunde von jeher zum gröſsten Nachtheil geweſen ſind, in einer eigenen Abhandlung hiſtoriſch *erweiſen* möge. Nun folgt eine wörtliche Ueberſetzung der Werlhofiſchen trefflichen Schrift: *de doctrina methodicorum*, aus den Werken dieſes groſsen Artes, die in den Händen aller gebildeten Aerzte ſind und hier theils unnöthig die Bogen füllt, theils wegen der auſserordentlich vielen Fehler in Rechtſchreibung der Nahmen nicht verſtanden werden kann, wenn man das Original nicht bey der Hand hat. Endlich folgt *Sanctorius de ſtatica medicina*, mit Anmerkungen des Vf. Von S. 297 an ſtehen Recenſionen und unter dem Artikel: Briefe, Nachrichten, u. dgl. finden ſich Auszüge aus Briefen, den neueſten Zuſtand der mediciniſchen Literatur in Italien betreffend.

LEIPZIG, b. Cruſius: *Mediciniſche Skizzen von D. Johann Carl Heinrich Ackermann*, ausübendem Arzt in Zeiz. *Erſtes Heft.* 1790. 81 S. 8. (4 gr.)

Von dem Plan, den der Vf. befolgen und was für Materien er behandeln will, giebt er keine Nachricht. Der Inhalt dieſes erſten Heftes ſcheint anzuzeigen, daſs er ſich vorzüglich mit der ſpeculativen Heilkunde beſchäftigen werde, und es läſst ſich hoffen, daſs er künftig in dieſem Fache vielleicht manches Gute leiſten werde. Es enthält folgende Abhandlungen: I) *Ueber die ſpäte Entwickelung einiger Krankheiten.* Man hat bisher angenommen, daſs, wenn eine Anlage zu einer Krankheit in dem Körper vorhanden ſey, dieſe nicht eher in eine wirkliche Krankheit übergehen könne, als bis eine gelegentliche Urſache, und zwar eine ſolche, die die Anlage in Wirkſamkeit zu ſetzen fähig ſey, dazu komme. Dieſe Theorie, die aber der Vf. nicht ſo darſtellt, wie ſie dargeſtellt werden muſs, miſsfällt ihm, weil oft keine Krankheit entſtehe, wenn auch beide Arten von Urſachen zuſammen kommen. Er glaubt die Urſachen, warum bey vorhandener Diſpoſition die Krankheit oft ſehr ſpat entwickelt werde, ganz anderswo zu finden, als wo man ſie bisher geſucht hat, nemlich in der Heiterkeit der Seele, in der langſamen Entwickelung der Seelenkräfte, in der Trägheit und zu groſsen Thätigkeit der Lebenskraft, in dem zu geſchwinden und zu langſamen Wachsthum des Körpers, in der Sympathie, im Uebermaaſs der Säfte, in der Bewegung derſelben und in der zu geringen Menge der Krankheitsmaterie. Im Grunde giebt alſo der Vf. einen Theil der Urſachen an, welche machen, daſs bey vorhandenen gewiſſen Anlagen und gelegentlichen Urſachen, von denen die Er-

fahrung gelehrt hat, dass sie in Verbindung mit der erstern Krankheit erregen, dennoch die Krankheit nicht ausbricht, welches aber bey gewissen Veränderungen im Körper, beym Zahnen, der Mannbarkeit, dem Wochenbett u. s. w. leichter geschehen kann. Seine Erklärungen sind nicht immer richtig. Rec. kann z. B. nicht auf des Vf. Wort glauben, dass *die nächste Ursache einer Krankheit* schon lange in dem Körper seyn kann, ehe die Krankheit selbst entsteht. Auch drückt er sich nicht selten sehr unbestimmt aus. Was sind z. B. die unvollkommenen Krisen, die eine geraume Zeit in dem Körper versteckt bleiben können? Auch die Thatsachen, die er anführt, sollte er besser bewiesen haben. Weil vor der Entwickelung der Hämorrhoiden insgemein ein Rheumatismus erscheint, so soll die Anlage zu denselben zuerst ihren Sitz in dem lymphatischen System haben. Solche Sätze, deren mehrere vorkommen, dürfen nicht so hingeworfen, sie müssen erwiesen werden. II) *Versuch einer Theorie von Ausartung verschiedener Krankheitsstoffe.* Der Vf. nimmt an, dass die Krankheitsstoffe, für sich betrachtet, ausarten könne; dass die Pockenmaterie in die rachitische und scrofulöse Materie, die Masernmaterie in diese und in Flechten ausarten könne: er nimmt Ausartungen des venerischen Giftes an, aber freylich ohne zu beweisen, dass diese Ausartungen wirklich existiren. (Die Würmer, von denen Hr. *Wichmann* die Krätze abgeleitet hat, kennen wir nicht, wohl aber die Milben. III) *Gedanken von der Nothwendigkeit und dem Nutzen geheimer Gesellschaften unter den Aerzten.* Sie sollen besonders dazu dienen, dass, wenn ein Kranker seinen Arzt aufgiebt und einen andern wählt, ersterer durch die Gesetze der Gesellschaft verbindlich gemacht werden soll, letzterm von den Umständen der Krankheit und den gebrauchten Mitteln genauen Bericht zu geben. IV) *Ueber den äusserlichen Gebrauch abführender Arzneymittel.* Wenn die heftigen Purganzen so zuverlässig wirkten, als sie nicht wirken, wenn man sie einreibt, so würden sie in dem Darmcanal doch nicht ohne Nachtheil wirken, welchem eben der Vf. durch seinen unanwendbaren Vorschlag begegnen will. V) *Von dem Nutzen der Leibesverstopfung.* Kein Mensch hat noch geläugnet, dass gewisse Ausleerungen durch flüssige Stühle vermindert werden. Ein Beweis von dem Hang des Vf. zu Paradoxien sey noch folgender: Weil verstopfter Leib falsche Wehen verursachen kann, die oft in wahre übergehen, und weil die Leibesverstopfung zuweilen einen Abortus bewirket hat, soll harter Unrath in dem obern Theil des Grimmdarms die Geburt befördern!

NÜRNBERG, b. Weigel u. Schneider: *Henrici Palmatii Leveling*, Ser. Elect. Bav. Pal. consiliarii aul., in univ. Anglipolitana anat. chir. et institutionum med. P. P. etc. *Observationes anatomicae rariores, iconibus aeri incisis illustratae.* Fasciculus primus 1787. 4. 162 S. nebst fünf Kupfertafeln, (1 Rthlr.)

Der bekannte Hr. Vf., war von seinem Landesherren, dem Kurfürsten von Pfalz-Bayern, zum Jubelfest der Heidelberger Universität als Deputirter der hohen Schule Ingolstadt abgeschickt worden; und liefert hier diesen Band merkwürdiger anatomischer Beobachtungen, als einen Beytrag zu denen Feyerlichkeiten jenes Jubelfestes, bey dem er Gast und Zeuge war. Derselbe begreift *drey Abhandlungen.* Die *erste* enthält Beobachtungen des Vf. *über die Klappe des Eustach und über das eyrunde Loch in der Scheidewand der Vorkammern des Herzens.* In den Kupfertafeln, welche diese erste Abhandlung erläutern, sind die kleinen sehnichten Fäden *(frenula)*, welche sich an der innern Seite der Eustachischen Klappe ansetzen und sie unterstützen, wenn sie ausgespannt wird, sehr gut ausgedrückt, und man sieht hier auch den besondern Fall einer allein mit vielen runden Löchern durchbohrten Eustachischen Klappe, welche Klappe sonst netzförmig zu erscheinen pflegt, wenn sie von der Gewalt des Blutes durchlöchert wird. — Die *zweyte Abhandlung* beschreibt einige *seltene Fälle von zweygehörnten Gebärmüttern:* von denen einer noch dadurch merkwürdiger ward, *dass sich oben die Mutterscheide in einen blinden Sack endigte, ohne dass die Spur eines Muttermundes und dessen offenen Canals da war.* Eine dieser Beobachtungen machte der Vf. beym Zergliedern des Körpers einer Magd von ungefähr 20 Jahren. Ihre Gebärmutter ist auf der dritten Tafel so gezeichnet, dass die Scheidewand ihrer beiden Hölen nicht allein deutlich ins Auge fällt, sondern dass man es auch bemerkt, wie sich die aufgeschnittene linke Höle, gegen die Muttertrompete zugespitzt, endiget. Das Jungfernhäutchen war zwar zerrissen, doch bildete es noch in der Nähe der Mutterscheide einen runden häutigen Ring. Der Gebärmuttergrund war, wie gewöhnlich, in der Mitte etwas eingebogen, und im Mutterhalse ward die Anlage zu einem Fleischgewächse bemerkt. Eine andere zweygehörnte Gebärmutter fand der Vf. in dem Körper einer alten Frau, welche unverheyrathet starb. In der Abbildung dieser Gebärmutter sieht man den noch seltenern Bau, dass die Mutterscheide sich in ein stumpfes rundes Ende oben verliert, an welchem in der Gegend des Mutterhalses sich ein Hügel aufwirft, der nur durch ein äusserst feines Loch durchbohret wird, welches sich bloss in der Substanz der Gebärmutter fortsetzt. Um dieses noch deutlicher zu zeigen, ist in der kleinen Oeffnung jenes Hügels eine Borste hineingebracht, welche man in der Substanz der Gebärmutter herauskommen sieht. Oben im Mutterhalse sieht man die kleine zirkelrunde Oefnung der gemeinschaftlichen Höle der Gebärmutter, welche Oefnung hier den innern Muttermund darstellt. Die gemeinschaftliche Höle dieser Gebärmutter gleicht einem runden Sacke, in den sich die Hölen beider Hörner endigen, und an der aufgeschnittenen Höle des rechten Hornes sieht man es deutlich, wie sie sich, gegen die Muttertrompete hin, allmählich verengert, und gegen die gemeinschaftliche Höle allmählich erweitert. Die Eyerstöcke waren bey diesem Falle ausserordentlich klein, und die ganze Gebärmutter zwar, wie gewöhnlich, in der Mitte etwas eingedrückt, übrigens aber unförmlich gestaltet. Die *dritte Abhandlung dieser Sammlung* betrifft *die Brüche und Spalten der Knochen des Schädels*, und hat einen *Anhang von einigen vom Hn. Vf. beobachteten seltenen Bildungen einzelner Knochen.* Der Körper jener Magd gab auch zur Ab-

handlung von den Brüchen und Spalten der Schädelknochen Gelegenheit, denn diese Magd war durch einen Sturz auf den Kopf plötzlich getödtet worden. Man fand bey ihr Verletzungen der Kopf-Knochen, über welche noch bisweilen Zweifel erregt werden; z. B. *Spalten, welche sich ästig theilten, und von der Gegend, wo die äussere Gewalt auf den Schädel wirkte, entfernt, grösser wurden als sie es unmittelbar am Orte der Verletzung waren;* Ferner *viele Gegenspalten (Contrafissurae) am Schädelgrunde, und zerrissene Bluthbehälter, ohne dass im Gehirn selbst Verletzungen der Substanz anzutreffen waren.* Die beschriebenen und abgebildeten seltenen Beobachtungen vom abweichenden Knochenbau, sind folgende: Ein *Atlas*, *dessen Queerfortsätze sehr kurz sind;* es erheben sich aber *von diesen Fortsätzen ungewöhnliche Knorpel-Ansätze, welche nach oben gekrümmet werden.* An dem Knochenhügel, der am vordern Bogen des Atlas, dessen Körper bildet, befindet sich eine grössere ungewöhnliche Erhabenheit nach oben, und eine kleinere nach unten. Das *Hinterhauptsbein* eben dieses Kopfes, *welches an eigenen kleinen überknorpelten Seitenflächen die Knorpel-Ansätze der Queerfortsätze des Atlas aufnimmt.* (Ein *achtes Halswirbelbein;* besser, vielleicht ein ungewöhnliches Rückenwirbelbein genannt, weil *zwey kleine überflüssige Rippen mit diesem Wirbelbein vereinigt waren.* Von diesen Rippen, welche weit kleiner sind als die sonstigen ersten Rippen, über welchen sie lagen, war die der linken Seite doch etwas grösser und dicker, als die der rechten Seite. Zuletzt eine *vierte und fünfte wahre Rippe der linken Seite*, welche *an ihrem Halse eine Erhöhung* haben, durch die sie sich *mit einander verbinden*, und vermöge *eines länglichten zwischen diese Erhöhungen geschobenen Knochens ein Gelenk unterhalten.*

WIEN, b. Wappler: Dr. *J. F. Blumenbachs — Anfangsgründe der Physiologie.* Aus dem Lateinischen übersetzt und mit Zusätzen vermehrt von *J. Eyerel.* Mit Kupfern. 1789. 418 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Vorzüge der Urschrift (A. L. Z. 1789. No. 75.) sind bekannt; die Verdeutschung ist treu und gut; die Prüfung, ob Uebersetzungen in Deutschland selbst herausgekommener lateinischer Schriften nöthig und ob sie nicht eine gewisse Anologie mit den Nachdrücken haben? übersehen wir hier. Rec. würde freylich eine solche Schrift bey Lebzeiten des Verfassers nie ohne desselben Erlaubniss für den Druck übersetzen, und ein Verleger sollte eine solche Uebersetzung wohl auch nie ohne Beystimmung des Verleger des Originals drucken; Hr. E. glaubt indessen gewiss durch diese Uebersetzung Gutes zu stiften, und er wirds auch, denn es giebt viele Mediko-Chirurgen, die des Lateinischen unkundig sind; ihm konnte es nie an Gegenständen zu literarischen Arbeiten fehlen; diese Uebersetzung ist also sicherlich kein Kind der Autorsucht oder des Erwerbtriebs. Die Zusätze sind Auszüge zum §. 193. aus *Sömmerings* Anmerkungen zu *Monro über die Structur und Verrichtungen des Nervensystems;* zu §. 207. aus *Scarpa annot. lib. I. de nervor. gangl.;* zu §. 362. aus *Spallanzani Versuchen über das Verdauungsgeschäft;* zu §. 391. aus *Richteri diss. experimenta et cogitata circa bilis naturam. Erlang. 1788.* und zu §. 490 aus *Link commentatio de analysi urinae et origine calculi. Goett. 1789.*

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Potsdam*, b. Horvath: *Anecdotes de la vie de Frederic II, roi de Prusse.* 1790. 75 S. 8. Eine gute, französische Uebersetzung, von verschiedenen, den grossen König betreffenden Anekdoten, wo jedoch zuweilen die Wahl sorgfältiger hätte seyn können.

Frankfurt u. Leipzig: Josephs des zweyten Schattenriss gezeichnet von einem Ausländer. 1790. 48 S. 8. Zu Josephs, des so oft Verkannten Lobe, von einem Vf., der es wohl gefühlt haben mag, dass er der Grösse seines Gegenstandes nicht gewachsen war, und durch Ausrufungen und Schwulst, das zu übertünchen sucht.

SCHÖNE KÜNSTE. *Mitau: No ta Semneeka kas par Muischneeka pahrwehrsts tappis* (der in einen Edelmann verwandelte Bauer.) Das erste lettische Schauspiel. Die Fabel ist ursprünglich aus Shakespears Irrungen, das Zwischenspiel vom Kesselflicker Sley etwas verändert. Die Ausführung ist selten wohlgerathen, der Dialog sehr schleppend, und die Sprache nicht ohne Germanismen. Das schlimmste ist aber, dass die Lesung oder Aufführung desselben bey dem Bauren gar nichts gutes wirken kann. Die Vorstellung des Betrunkenen soll doch Wiederwillen gegen dies Laster erregen; — aber dieser gute Effect wird dadurch ganz aufgehoben, dass der Trunkenbold am Ende eine Belohnung dafür erhielt, dass man ihn zum besten hatte. Schade dass dem Vf. alle dramaturgische Kenntniss fehlt; und also das Ganze den einzigen Vorzug hat, das erste in seiner Art zu seyn.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Worms*, mit Kranzbühlerischen Schriften: *Das durch Gottes Trost verminderte Herzbeben beym Tod des Fürsten Gottes des — — Joseph des Zweyten etc.* 24 S. 4. Dies ist die seltsame Ueberschrift einer Frühpredigt, welche der Stadtpfarrer Hr. *Ch. D. Eberwein* zu *Worms* über Psalm 75. 4. in der dasigen alten Kirche am 28 März v. J. gehalten hat. Weil Hr. E., *der Sprecher des Todes*, wie er sich S. 7. selbst nennt, den Einwohnern Deutschlands *die Bilder des Zitterns und Herzbebens ansicht:* so zeigt er im ersten Theile dieser jämmerlichen Rede, wie der Tod des Fürsten Gottes zum Herzbeben geeignet sey. Da liest man nun unter andern folgende wunderliche Ausdrücke: „in Joseph sind alle Nerven der Herrlichkeit vereinigt; Worms sah jeden Brief von seiner Krankheit als einen Beweis an, dass der Rock Josephs blutig sey; es streckte Gott Lenden der Kirchen- und Hausgebete dar; die Obrigkeit befiehlt uns mit Ihro heute zu seufzen und zu wimmern; Josephs Tod muss uns ein Herz geben, das winseln und girren muss, so lange es winseln und girren kann; die Halbschiede der Tage Josephs brachte die Grossen darzu, dass sie sich gleichsam vor der Miene schämten, dem grossen Kaiser eine Stütze seiner schwer belasteten Lenden anzurathen etc." Im zweyten Theile wird bewiesen, wie der Trost Gottes dasselbige Herzbeben zu vermindern gekommen sey. Und diese Rede ist nach der Anzeige auf dem Titel *gedruckt auf Verlangen mehrerer Gönner und Freunde!!!*

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 8. Februar 1791.

MATHEMATIK.

Berlin, b. Unger: *Geometrie für Soldaten*, und die es nicht sind. Von G. F. v. *Tempelhof*, königl. Pr. Oberst-Lieutenant. 380 S. in 8. mit 30 kleinen Kupfertafeln.

Hr. *v. T.* handelt hier die ebene Geometrie ab, und wendet sie auf die Taktik und auf das Feldmessen an. Ein 2ter Theil wird noch folgen, und die Stereometrie und Trigonometrie mit Anwendungen auf die Artillerie und Ingenieurwissenschaften enthalten. Obgleich ein Werk, wie dieses, nichts Neues vorbringen kann: so zeichnet sich doch das gegenwärtige auf eine vortheilhafte Art vor ähnlichen durch einen freyen und angenehmen Vortrag, durch eine zweckmäsigere Wahl der hieher gehörigen Wahrheiten, und durch einfachere Anwendungen derselben, aus. Hr. *v. T.* hat die wichtigsten Wahrheiten der Taktik, aus den ersten und bekanntesten Sätzen der Geometrie auf eine ungemein verständliche und angenehme Art entwickelt, und das Ganze so geordnet, dass nicht leicht dem vorbereiteten Leser etwas unverständlich bleiben wird. Eine grosse Hülfe der Uebersicht ist dem Werke dadurch gegeben, dass es in Stunden abgetheilt ist. Dadurch bekömmt der Leser gewisse Ruhepuncte, von denen er das vorhergehende übersehen, und nun mit neuen Kräften wieder anfangen kann. In den ersten Stunden, von der Gleichheit der Linien, Winkel und Flächen, werden keine andere Kenntnisse der Arithmetik gefodert, als in jeder Schule gelehrt werden. Bey den Verhältnissen der Linien und Flächen sind aber einige Lehren von den Proportionen unentbehrlich, und deswegen sind diese und ihre Anwendungen hier eingeschaltet. Dabey sind jedoch auch die 4 Rechnungsarten in ganzen und gebrochenen Zahlen vorausgesetzt, und nur das Uebrige der Arithmetik und Buchstabenrechnung ist beygebracht. Uns gefallt diese Methode nicht, wiewohl sie auch ihre Vortheile hat. Eine kurze Vorbereitung oder Einleitung, welche die Arithmetik im Zusammenhange, etwa so, wie in *Bezout Cours de Mathematique* im ersten Theil abgehandelt, wäre doch, deucht uns, zweckmäsiger für dies Werk gewesen, wenn man nicht diese Kenntnisse voraussetzen wollte. Alsdenn hätte leicht das übrige beygebracht werden können, und der Schüler hätte einen Leitfaden gehabt, der ihm immer noch nützlich gewesen wäre. In jedem Fall ist Hr. *v. T.* in den Einschaltungen, welche die Arithmetik und Buchstabenrechnung betreffen, zu kurz gewesen. Von den Decimalen ist nur die Bezeichnung angegeben. Freylich folgt das übrige von selbst, wenn man richtige Begriffe von dem Zahlensystem und den 4 Rechnungsarten hat. Solche Kenntnisse können hier aber nicht vorausgesetzt werden. Die Proportionen sind viel weitläuftiger abgehandelt, als die Anwendung hier erfodert. Ueberhaupt werden diese Stunden dem Anfänger, der nicht zu abstracten Begriffen vorzüglich Anlage hat, ohne weitere Vorbereitung schwer werden. Schon die hier gegebene Erklärung von den Verhältnissen ist nicht so leicht, wie die gewöhnliche, zu fassen. Von der andern Seite scheint Hr. *v. T.* bey der Anwendung der Proportionen nicht weit genug gegangen zu seyn. Freylich reduciren sich die gewöhnlichen Fälle, die den Soldaten vorkommen, auf die einfache grade Regel Detri; indess ist dies doch nicht immer der Fall, und daher müssen einigen in diesem Stande die verwickeltern Fälle bekannt seyn, oder sie müssen doch wenigstens darüber sich aus ihren Handbüchern Raths erholen können. Auf die Feldmesskunst scheint Hr. *v. T.* überhaupt weniger Aufmerksamkeit verwendet zu haben. Wollte man z. B. nach Hn. *v. T.* einen Fluss, eine Wiese, Gehölz, oder jede andere Figur messen: so würde man ausserordentlich viel Zeit darauf verwenden müssen. In solchen Fällen darf man nicht in jedem Punct von A, B, u. C. Fig. 224. Winkel nehmen; sondern man muss wenigstens einen Punct, als hier B. oder auch 2 Puncte vorbeygehen. Wenn man aus A nach allen diesen Puncten visirt hat: so ergiebt sich die Figur von selbst, wenn die Linien von einem Puncte zum andern gemessen werden. Nichts hält mehr auf, als der öftere Gebrauch der Instrumente, und nichts verursacht mehr Fehler. Recht sehr hätten wir gewünscht, dass Hr. *v. T.* einen Begriff von militarischen Aufnahmen gegeben hätte. Dies war, deucht uns, erfoderlicher, als die Auflösung der verschiedenen Aufgaben, die Entfernung unzugänglicher Objecte, ohne Instumente, zu finden. Die hier gegebene Mensel ist wohl die vollkommenste, der Soldat aber kann mit einer einfachen fertig werden. Eine so sehr zusammengesetzte, wie die hier beschriebene, nimmt bey dem Gebrauch zu viel Zeit weg. Die Wasserblase kann bey der Mensel überall im Landmessen entbehrt werden. Zu den Aufnahmen mit Instrumenten fehlen die beiden wichtigsten Aufgaben: 1) aus 2 aufgetragenen Puncten, und 2) aus der Entfernung eines Objects, den Punct auf dem Papiere zu bestimmen, indem man auf dem Felde ist. Hr. v. T. hatte bey diesem Buche seine Aufmerksamkeit auf die Entwickelung der geometrischen Sätze und ihre Anwendung auf die Taktik gerichtet, und hierinn hat er alle seine Vorgänger weit hinter sich zurückgelassen. Das übrige gehörte nicht so sehr hier zur Sache.

Frankfurt u. Maynz, b. Varrentrapp und Wenner: *Anleitung zur Forstarithmetik für junge Jäger auf* dem

dem Lande, in Fragen und Antworten. Erstes Heft. 1789. 64 S. 8.

Der Hr. Vf. hat diese Anweisung für Jägerbursche, die keine Gelegenheit zum Unterricht in der Mathematik haben, doch aber das gemeine Rechnen in der Schule gelernt, aufgesetzt, und gedenkt die ganze Arithmetik in 3 kleinen Heften zu liefern. Der erste, den wir hier anzeigen, begreift eine Einleitung in die Mathematik und die Arithmetik insbesondere, von welcher hier die 4 Rechnungsarten in ganzen und gebrochenen Zahlen abgehandelt werden. Da diese Anweisung die Stelle des mündlichen Unterrichts vertreten soll: so ist Bestimmtheit in den Begriffen hier ganz vorzüglich nöthig; auch darf man darinn nicht von dem Sprachgebrauche abgehen. Dass dieses so ganz der Fall hier nicht ist, wird man aus folgendem schon sehen. Er theilt die unbenannten Zahlen in endliche und unendliche Grösen ein, und setzt dabey den Begriff fest, dass eine unendliche Gröse eine unbestimmte oder unbegränzte Einheit zum Maasse habe. Nicht zu gedenken, dass der ganze Begriff für seine Leser zu hoch ist, und daher noch nicht mitgetheilt werden darf: so ist er sogar falsch. Nicht die Einheit ist unbestimmt, sondern das Verhältniss der Gröse zur Einheit. Dieses wird durch Näherung gesucht, die man so weit fortsetzen kann, als man will. Eben so unrichtig ist die Eintheilung in stätige und unstätige oder ausgedehnte Grösen. Letzte sollten solche seyn, deren Theile sich nicht ausser einander setzen lassen — So hätte man in der ganzen Arithmetik keine unstätige Gröse. — Man gebraucht die ganze Eintheilung in abgesonderte und stätige Grösen (*qualitates discretas et continuas*) bey den Proportionen, und nennet *erstere* diejenigen, deren mittlere Glieder verschieden sind, *letztere* aber die, wo sie einerley sind. Eben so wider den Sprachgebrauch in der Mathematik ist die Eintheilung der Rechnungsarten in *einfache* und *zusammengesetzte*, so dass zu jener nur die Addition und Subtraction, zu dieser aber die Multiplication and Division gehören soll. *Euler* hat in seinem ersten Abschnitt der Algebra alle mögliche Rechnungsarten mit einfachen Zahlen zu der einfachen Rechnungsart gezählt. Der Ausdruck Exponent kommt her von exponere, anzeigen, erklären, nicht *aussetzen*, und darf daher nicht *eine ausgesetzte Zahl* genannt werden. Der Exponent *zeigt* nemlich *an*, wie vielmal eine Zahl mit sich selbst multiplicirt werden soll. Auch das ist wider den Gebrauch, dass der Divisor mit dem Divisionszeichen hier linker Hand vor dem Dividendus gesetzt ist. Bey den Rechnungsarten selbst wird die Buchstabenrechnung sogleich gebraucht, welches nicht gut ist; ob aber so, wie hier, die Sache erklärt ist, der Jägerjunge einen Begriff für sich davon bekommen werde, das ist eine Frage, die man mit Grunde bezweifelt.

Lissabon, in der Druckerey der kön. Akad. der Wiss.: *Ephemerides Nauticas ou Diario Astronomico para o Anno de 1791* calculado para o meridiano de Lisboa e publicado por ordem da Acad. Real das Scienc. 164 S. kl. 4to.

Die Einrichtung des Kalenders ist von den vorigjährigen aus der A. L. Z. bekannten in nichts unterschieden. Angehängt ist demselben von S. 133 bis 146. eine Reihe auf der Sternwarte der Akademie (38° 42′ 40″ N. Breite und 11° 29′ W. Länge von Paris) seit 1783 im May angestellter Beobachtungen, die sich mit Beobachtungen des Ringes vom Saturn im Febr. 1790 endigen. Die letztern sind grösstentheils zweifelhaft, woran wahrscheinlich ausser andern angezeigten zufälligen Ursachen, die Gröse des dazu gebrauchten Fernrohrs (achromatisch, 3½ Fuss Brennweite des Objectes, 2¼ Zoll Oeffnung 130 malige Vergröserung des Durchmessers) wohl mit Schuld seyn mag. Die übrigen Beobachtungen betreffen grösstentheils Verfinsterungen von Jupiterstrabanten, Bedeckungen von Fixsternen durch den Mond; unter denen auch ein Paar Bedeckungen der Plejaden vom 29sten *Jul* und 19ten Octbr. 1785 sind; ausser diesen noch, die Opposition des Saturns den 18ten Aug. 1787.; die Mondsfinsternis vom 2ten Novbr. 1789; die letzte ist eine Beobachtung des Merkurs vor der Sonnenscheibe vom 5ten Novbr. 1789 in der Stadt St. Paulo in Brasilien (23° 33′ 10″ Süd. Breite, ungefähr 2 St. 30′ 20″ westlich von Lissabon) die innere Berührung der Ränder ist nur *etwas* zweifelhaft 10 Uhr 3′ 2″ Morg., und die ähnliche Berührung beym Austritt um 2 Uhr 51′ 17″ Abends, *gewiss, doch nicht völlig*, weil Wolken genauerer Beobachtung hinderlich waren, angegeben. Nähere Anzeige und Rechenschaft von der zuletzt angeführten, und der Beob. der Oppos. des Saturns, werden die Acten und Memoiren der Akad. enthalten. Ein Verzeichniss der Mitglieder und Correspondenten der Akademie *beschliesst* den Kalender.

Wien, bey Trattner: *Vorlesungen über die Mathematik. Dritter Band*, welcher die *Mechanik der festen Körper* enthält, von *Georg Vega.* 1788. 528 Seiten in gr. 8. 11 Kupfertafeln.

Der gelehrte Vf. weiss auch in diesem dritten Bande seiner mathematischen, dem kaiserl. königl. Artilleriecorps gewidmeten Vorlesungen, seine Zuhörer und Leser auf das lehrreichste zu unterhalten. Das ganze Buch zerfällt in 15 Vorlesungen, worunter die erste von den allgemeinen Eigenschaften der Körper, den Grundbegriffen der Bewegung und dem Maasse der Kräfte derselben handelt; die andern 6 darauffolgenden aber enthalten die Gesetze der gleichförmigen, veränderlichen und zusammengesetzten Bewegung, wie auch die freye Bewegung geworfener, auch auf einer schiefen Ebene und einer krummen Linie sich bewegender Körper. Vielfältig ist der Weg, auf welchem der Vf. die in der Mechanik eingeführten Fundamentalformeln findet, der kürzeste und die Anwendung derselben auf die Ausfindung der Gröse der Reibung, der Ueberwucht bey einer mit zweien Gewichten beschwerten Rolle, und auf das Eindringen einer Kugel in ein für gleich dicht angenommenes Erdreich, ihm eigen. Nicht minder nützlich ist auch die Anwendung der in der dritten Vorlesung über die veränderliche Bewegung ausgearbeiteten Formeln auf den freyen Fall eines Körpers von einer sehr grosen Höhe auf die Kraft einer zusammengedrückten elastischen Feder, und auf die Methode, das Gesetz zu finden, nach welchen die widerstehende Kraft ei-

eines gleichförmig dichten Erdreichs die Bewegung einer eindringenden Kugel verzögert. Die fünfte Vorlesung ist ganz der Parabolischen Theorie und ihrer Anwendung auf das Bombenwerfen gewidmet, und enthält ausser diesem auch noch einige Vorschläge zu Verfertigung einiger Hülfstafeln beym Bombenwerfen und Ricoschettiren. Die 8te und 10te Vorlesung handelt die Theorie des mathematischen und physischen Hebels, und die 9te die Lehre vom Schwerpunct ab, welche auch durch einige gut gewählte Exempel erläutert wird. Die 11te Vorlesung ist der Lehre vom Gleichgewicht der Maschinen gewidmet. Die 12te und 13te enthält viel Brauchbares über die Reibung, Unbiegsamkeit der Seile und die Festigkeit der Körper. Die um eins letzte Vorlesung hat die Kriegsbewegung zum Gegenstand, und es sind in derselben sehr gute Anwendungen von den Berechnungen der Trägheitsmomente verschiedener Körper, und die beschleunigende Bewegung einiger einfachen und zusammengesetzten Maschinen gemacht worden. Auch die Schwungbewegung des zusammengesetzten Pendels wurde nach diesen Lehren vortrefflich erläutert, und mit demselben auch einige der ballistischen Pendel, und den Stoss der Körper betreffende Dinge, verbunden. Die 15te oder letzte Vorlesung ist ganz der Centralbewegung gewidmet, und enthält eigentlich eine Anwendung der Theorie dieser Bewegung auf die freye Bewegung der himmlischen Körper und auf die Auflösung des Keplerschen Problems.

Wien, bey Trattnern: *Kurzer Lehrbegriff von der Mechanik, Optik und Astronomie*, von *Franz Conrad Bartl*. Zwote Auflage. 1788. 6 Kupfertafeln. 298 S. in 8.

Bey Verfertigung dieses Lehrbegriffs hatte der Vf. die Absicht, nur so viel Mechanik, Optik und Astronomie mit dem deutschen Auszug aus der Mathematik des Freyherrn von Wolf, der im Jahre 1777 zu Wien herauskam, in Verbindung zu bringen, als er glaubte, dass dem Zwecke der Philosophie entsprechen möchte. Er hält nämlich dafür, (und Rec. ist hierin seiner Meynung,) dass der Nutzen, welchen der Vortrag dieser Wissenschaften bringt, weniger in der Anwendbarkeit derselben, als vielmehr in der aus der Einsicht in den Zusammenhang der vorgetragenen Wahrheiten entspringenden Vervollkommung des Verstandes zu suchen sey, weil nämlich diejenigen, welche in diesen Wissenschaften einmal Practiker abgeben wollen, an und für sich mit den wesentlichen Theilen derselben sich näher bekannt machen müssen, als in einem Lehrbegriff vorgetragen werden kann; Andere aber, welche nur das Historische derselben studirt haben, dieselbe auch bald wieder vergessen. Aus diesem Grunde vermisst man in diesem Lehrbegriff viele Sätze, welche man in andern neuern antrifft, indem der Vf. nur so viele, aber sehr streng meistens nach Wolfischer Methode bewiesene Sätze, in sein Buch aufnehmen wollte, als er zu seiner Absicht für dienlich hielt, und von dieser Seite ist auch dasselbe zu empfehlen.

Leipzig u. Frankfurt, bey Krieger d. J.: *Herrn Bernhards Neue Grundlehren der Hydraulik, mit ihrer Anwendung auf die wichtigsten Theile der Hydrotechnik.* Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von *K. Chr. Langsdorf*. 1790. 568 S. u. XCVI Einleitung. gr. 8. mit 4 Kupfertafeln.

Das ganze Buch ist in drey Kapitel abgetheilt, von welchen das erste und zweite die Grundlehren der Hydrostatik und Hydraulik abhandelt; das dritte aber die Flüsse zum Gegenstand hat. Man siehet in dieser Hydraulik nichts von weitläuftigen Berechnungen und verwickelten Formeln, welche man sonsten in andern Büchern, welche diese Wissenschaft analytisch behandeln, antrifft; statt dessen aber findet man in demselben sehr viele nützliche practische Lehren eingerückt. Denn so wenig Hr. B. einen grossen Analytiker in diesem Buche zeigt, so gewiss giebt er sich in demselben als ein guter Practiker zu erkennen, der ausserdem noch eine ausgebreitete Belesenheit und sehr gute physische Kenntnisse von den Dingen hat, welche er abhandelt. Es wäre zwar zu wünschen, dass Hr. B. etwas mehr Analysis studirt haben möchte: er würde gewiss in manchen Fällen weniger irre gegangen seyn, und die grossen Verdienste anderer berühmten Männer um die Hydraulik besser zu kennen und zu schätzen gelernt haben. Doch hat dieses keinen Einfluss auf gegenwärtige Hydraulik, weil durch die vortrefflichen Anmerkungen, mit welchen dieselbe Hr. Langsdorf bereichert und verbessert hat, alle Lücken, welche in dem französischen Original noch anzutreffen sind, vollkommen ausgefüllt werden, so, dass sich wirklich nicht so leicht bestimmen lässt, ob Verfasser oder Uebersetzer einen grössern Antheil an der Vortrefflichkeit dieses Buchs haben.

London, bey Elmsly: *The Nautical-Almanac and Astronomical Ephemeris for the Year 1793. Published by Order of the Commissioners of Longitude. Derselbe für 1794, 1795 und 1796.* in 8. (Jeder kostet 3 Shill. 6 d. Engl.)

Diese zugleich herausgekommenen Jahrgänge des englischen Schiffskalenders, dessen Einrichtung in der A. L. Z. 1788 No. 147 b angezeigt worden, sind ohne alle Zusätze; blos die beiden letzten Jahrgänge unterscheiden sich von den vorhergehenden durch eine kleine Abkürzung in den Ueberschriften der einzelnen Spalten. Bis 1795 hat der Uranus, der hier Georgian Planet heisst, zwo eigene Seiten am Ende Decembers, auf denen die Bestimmungen seines Orts für den 1sten, 11ten und 21sten jedes Monats für das ganze Jahr beysammenstehen. In dem für 1796 sind diese auf der 4ten Seite jedes Monats bey den übrigen Planeten mit eingerückt. Er hat hier ein eigenes Zeichen, nämlich das gewöhnliche Zeichen der Erde, ein Kreis mit einem Kreuze über demselben; der horizontale Queerstrich des Kreuzes dient einem H zum Mittelstrich.

Greifswalde, b. Röse: *Theoria motus corporum solidorum, seu rigidorum, ex primis nostrae cognitionis principiis stabilita, et ad omnes motus, qui in hujusmodi corpora cadere possunt, accommodata.* Auctore *Leonh. Eulero*, etc. Editio nova, desideratissimi Auc-

ctoris supplemensis locupletata et emendata. 1790. 624 S. 4. sammt 18 Kupf. Taf. (5 Rthlr.)

Die erste Auflage dieses Werks von 1765 mit des sel. *Karsten's* Vorrede hatte sich doch in 25 Jahren allmählich vergriffen. Eine angenehme Erscheinung für jeden Freund gründlicher mathematischer Kenntnisse, und zugleich Aufmunterung für edeldenkende Verleger, die sich nicht blos an Schriften von ephemerischer Dauer bereichern wollen! Hr. Röse unternahm daher, ohne ängstliche Berechnung seines Vortheils oder Schadens, (wie er am Ende der neuen Vorrede versichert,) eine neue Auflage dieser Schrift, wozu ihm der würdige Sohn des Vf., Hr. *Johann Albrecht Euler* in St. Petersburg, aus andern Abhandlungen und Schriften desselben die schätzbarsten Zusätze verschafft hat, um sie gehörigen Orts einzuschalten. Vom Werke selbst, über welches das denkende Europa längst entschieden hat, kann man hier keine Beurtheilung erwarten: es gehört, damit wir einen Ausdruck aus Karstens älterer Vorrede entlehnen, zu den Werken, die für alle Nationen und für alle Zeiten geschrieben sind. Wir gedenken nur noch der Zusätze, durch die es an Vollständigkeit gewonnen hat. Sie nehmen die S. 449 bis 504 und 568 — 624. ein. Nemlich zum Abschnitt *de Motu corporum rigidorum* ist ein Zusatz von 3 Kapiteln gekommen: 1) *Formulae generales pro translatione quacunque corporum rigidorum.* 2) *Nova methodus, motum corporum rigidorum determinandi.* 3) *De motu penduli circa axem cylindricum, fulcro datae figurae incumbentem, mobilis.* Die *Lehre von der Friction*, als einem Hindernisse der Bewegung, ist mit zwey neuen Kapiteln vermehrt worden: 1) *De motu globi heterogenei super plano horizontali, una cum dilucidationibus necessariis super motu vacillatorio (der schwankenden und wiegenden Bewegung.)* 2) *De motu penduli circa axem cylindricum: fulcro datae figurae incumbentem, mobilis, habita frictionis ratione.* Neu ist auch noch die Appendix: *De motu globi circa axem obliquum quemcunque gyrantis, et super plano horizontali incedentis.* —

DRESDEN, in der Hilscherschen Buchhandl.: *Unterricht von den arithmetischen Vortheilen, und Anweisung zu den Rechnungen mit Proportionalzahlen,* von *Carl Christian Illing.* Erster Theil. 1790.

Blos ein andres Titelblatt für das N. 265. der A. L. Z. 1789 angezeigte Buch, auf welchem nichts als Druckort und Verleger geändert sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Wien: Practische Anweisung zum Bombenwerfen vermittelst dazu eingerichteter Hülfstafeln*, von *Georg Vega.* 1787. ohne Vorrede. 46 Seiten gr. 8. (12 gr.) In diesen practischen Anweisungen, welche als ein Fragment aus dem dritten Bande der mathematischen Vorlesungen des Hn. Vega besonders abgedruckt sind, giebt derselbe einige Vorschläge zur Construction einiger Hülfstafeln beym Bombenwerfen. Er räth nämlich, mit den gebräuchlichen Pöllern vermittelst eines Pulvers von mittlerer Gattung bey verschiedener Ladung und Richtung derselben Probewürfe zu machen, und die Wurfweiten abzumessen.

Wären nun die mittlern Wurfweiten für einen Pöller bey einerley Richtung A desselben gleich, $1, 1+a, 1+b, 1+c$ ... für die Ladungen $1, 1+\alpha, 1+2\alpha, 1+3\alpha$ .... wo $1 > \alpha$, so könnte man die Wurfweiten, welche zwischen 1,, $1+a$ und $1+a$,, $1+b$, für die Ladungen zwischen 1,, $1+\alpha$, und zwischen $1+\alpha$; $1+2\alpha$ hineinfallen, nach der Interpolationsmethode aus diesen gegebenen und gemessenen Dingen finden. Eben so könnte man bey andern Richtungswinkeln B, C, D, des Pöllers verfahren. Man bekäme auf diese Art immer je zwey und zwey Gränzen für die mittlern Wurfweiten, die man nachgehends noch ausfüllen kann, indem man nach der Parabolischen Theorie für Richtungswinkel, welche zwischen jedem Paar Gränzen enthalten sind, die Wurfweiten berechnet. Die gefundenen Resultate könnte man in eine Tabelle tragen, die man Wurftafel nennen mag. Eine solche Tabelle ist auch S. 19 für einen 60 und 30pfündigen Pöller als Muster eingerückt; es sind bey demselben einige Versuche zum Grunde gelegt, welche bey einigen Lagerübungen des k. k. Artilleriecorps angestellt werden. Die Ladung (1) ist in dieser Tabelle 40 Loth; $\alpha = \frac{1}{4}$, und zwischen jedes 1 und $1+\alpha$ fallen vier berechnete Glieder; auch sind A, B, C, D, gleich 15 ; 20 ; 30 ; 45 Grade vom Scheitel.

Dieser Tabelle ist auch noch eine Tangententafel für den Halbmesser $= 1$ zu bequemerer Berechnung der Weite des Wurforts von dem Ziele, und eine Tafel für die Längen der Brandröhren beygefügt. Ausser diesem befindet sich auch noch in diesem Fragment eine 4te und 5te Tafel, die einander wechselseitig dienen, um aus der bekannten Wurfweite und aus dem Richtungswinkel eines Wurfes den Richtwinkel für eine andere gegebene Weite, und eben so auch aus einem gegebenen Richtwinkel die ihm zukommende Wurfweite zu finden. Der Gebrauch aller dieser Tabellen ist mit einigen Exempeln erläutert. Ueberdiess ist noch die 2te und 3te Tafel S. 41 in eine zusammengezogen worden, und VIII enthält noch einige Vorschläge, das Ricoschettiren betreffend. Solche Tabellen verschaffen bey dem Bombardement grosse Bequemlichkeit und Vortheile, wenn sie auf genaue und mit verschiedenem Pulver angestellte Versuche gegründet werden. Dass übrigens Hr. Vega S. 13 die Abmessung der Wurfweite vermittelst einer Grundlinie von 50 Klaftern und einem kleinen Winkelmesser für zuverlässiger hält, als wenn dieselbe vermittelst eines Distanztubus (sollte vermuthlich heissen Distanzenmesser, denn der Distanztubus giebt die Wurfweite aus einer auf dem Ziel bekannten Höhe,) abgemessen wird, hat seinen Grund; denn da diese Instrumente nicht wohl länger, als fünf Schuh, gemacht werden können, so giebt eine Secunde Fehler in dem parallactischen Winkel auf die Wurfweite die nämliche Folge, als eine Minute bey der Vegaischen Methode. Auch giebt ein solches Instrument jenen Winkel kaum auf drey Stunden genau, wenn es auch nur zu Hause immer an einerley Stelle gebraucht wird, wo also kein gewaltsames Biegen seiner Axe, als wie bey einem Transport im Felde, zu besorgen ist.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 8. Februar 1791.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG: *Ueber den weltlichen Stifts-Ritterorden zur Ehre der göttl. Versehung.* Ein Beytrag zur Beleuchtung des von dem Berlinischen Monatsschriftsteller, Hn. Doctor *Biester* geahndeten Katholicismus von *Hanns Carl* Freyherr von *Ecker und Eckhoffen, auf Berg*, Königl. Pohln. Kammerherrn etc. und des weltl. Stifts-Ritterordens St. Joachimi Grosskreutzherrn und Kanzlern. *Erstes Heft* 1789. 132 S. *Zweytes und letztes Heft* 1790. 226 S. kl. 8. *Auf Kosten des Verfassers.*

Im Monat April der Berl. M. S. von 1785. fragte Hr. D. *Biester*: was der Orden der göttlichen Vorsehung sey, von dem man noch nie etwas gehört habe und der jetzt als lange bekannt, mit einmal zum Vorschein komme u. s. w. Hierauf schrieb Hr. *von Ecker* an Hn. *Biester* unterm 4ten May 1785 aus Hamburg: dass das Wort *Stift* in der Benennung des Ordens als eines *weltlichen Stifts-Ritterordens*, überall keinen *geistlichen* Sinn habe, wie solches schon das Beywort *weltlich* zu erkennen gebe, sondern es deute hauptsächlich darauf, dass die Verwaltung seiner Geschäfte kapitelmässig und nach Mehrheit der Stimmen seiner vornehmsten Glieder entschieden werde. Jeder Edelmann, der sich nur zur christlichen Kirche bekenne, und von unbescholtenem Lebenswandel sey, könne in diesen Orden aufgenommen werden. Er sey vor bereits 30 Jahren von einem deutschen protestantischen Prinzen und von verschiedenen Stiftsmässigen Officiers und andern Cavaliers vor aller Welt Augen errichtet worden, und habe zum Zweck, arme verabschiedete Officiere zu unterstützen, die Erziehung des jungen Adels zu verbessern und mässige Commenderien für die ältesten Glieder des Ordens zu stiften u. s. w. Dieses Schreiben beantwortete Hr. *Biester* durch ein anderes vom 4ten Jun. 1785., worinn er äusserte, dass die ihm mitgetheilten Nachrichten mehr in Bestreitungen, als in Angabe genauerer Umstände beständen. Dies ist denn die Veranlassung, die den gegenwärtigen zwey Heften ihre Entstehung gegeben hat. Der *erste* enthält ausser den 3 letzten Hauptstücken, (deren in jedem Heft 7 stehen.) nichts, was die Sache unmittelbar selbst beträfe, sondern nur des Vf. religiöse Grundsätze, Jeremiaden über den überhandnehmenden Deismus und Declamationen gegen die sogenannte Aufklärungssucht und Jesuitenriecherey. Ohne den äusserst fehlerhaften und oft sonderbar pretiösen und lakonischen Stil in Anrechnung zu bringen, vermisst man hier durchaus Ordnung im Denken, deutliche Begriffe und folglich auch ein richtiges logisches Urtheilsvermögen. Man höre nur! S. 12. „Gesegnete Aufklärung in Mittheilung gewagter Versuche und dadurch eingeärndeter Erfahrungen — dir verdanken wir unser Raisonnement z. B. über Elektricität und Blitzableiter! — Wenn zwar der Aeronaute noch bis itzt, mehr Waghals zu seyn scheint, um dadurch einem Erwerbsmittel für sich nachzujagen, als Staaten durch eine nützliche Erfindung zu bereichern; so stehen wir, hundert Jahre vorwärts gerechnet, vielleicht itzt auf dem Punct, wo wir hundert Jahre zurück gerechnet, uns befanden, in eben dem Verhältniss; dass etwa ein schöpferisches Genie in der zukünftigen Zeit die nutzbringende Direction dem Luftschiffer lehrt, so wie die *Montgolfiers* in Rücksicht auf unsere Vorgänger der letzten hundert Jahren gegenwärtig schon das möglich machten, woran diese fast verzweifelten." Oder S. 15: „Laut sprach in dem Busen der Edlen das Hochgefühl für die unbestreitbare Göttlichkeit der Christusreligion.—Mächtig widerstanden sie den Aufklärern, die dem Volk schlichte Vernunftreligion vorpredigen wollen, gerade als wenn Christus gelehrt hätte: seine Weisheit, sein Reich sey von dieser Welt; Sie schilderten ohne Farbe die unglücklichen Folgen der *neuen* Religion (die Religion der schlichten Vernunft eine *neue* Religion!) wohin allmählich die Begreiflichkeit der Geheimnisse des Christenthums der Vernunft untergeordnet, am Ende nothwendig führen müsse." Der Vf. steht nach S. 16 ff. in dem Wahne, als ob die schlichte Vernunft sich es itzt beygehen liesse, „das Geheimniss der Schöpfung, das Geheimniss der Strenge, wo nur blutende Opfer Gott versöhnen konnten, das Geheimniss der Menschwerdung Gottes, der Taufe und des Abendmahls" zu erklären und aufzuschliessen. (Wo könnte die schlichte Vernunft so etwas je thun oder gethan haben?) — Die Offenbarungen des Hn. Vf. von seinem freymäurerischen Lebenslaufe bestehen in folgendem: Seit 20 Jahren wandelte er auf dem zwar *steilen* und *rauhen*, aber immer *ebenen*, Wege der Maurerey, und dem Buchstaben gehorsam, gelang es ihm am Ende, da *nicht ganz Fremdling zu seyn.* Es blieb sein angenehmstes Geschäft, im stillen und unbemerkt höchstens mit einem gutgearteten und unterrrichteten Bruder seine maurerischen Kenntnisse auszubilden. Wenn er Wahrheit gesucht habe, (S. 88) wie und wo er, ohne Nachtheil seiner bürgerlichen Pflichten, sie finden konnte, und die erkannte Wahrheit nicht auftischte, sondern verhehlte; so sey er doch darüber Niemand, als sich selbst, Rechenschaft schuldig. Dies sey die *kurzgefasste* Geschichte seiner zehen in Hamburg durchlebten Jahre, in Rücksicht auf höhere Maurerkunde. — Er kenne nur *eine* geheime Gesellschaft — die *Maurerey;* aber nur die *reine* Lehre der *alten wahren* Maurerey sey die ächte, und diese werde

de trotz alles Bestrebens des Gegentheils ein *Geheimniſs* für die bleiben, die drauſsen wären. Zu *dieser* Art von *Maurerey* habe er sich öffentlich bekannt, und er läugne es nicht, auch unter *deutschen Rosenkreutzern* gelebt zu haben. Inzwischen gehöre nicht ihm der Ordensname *Nichneri Vekort* geradezu, sondern einem andern; und obgleich einige Rosenkreuzer diesen Vekort in Verdacht gehabt, daſs er verschiedene für sie sehr nachtheilige Piecen geschrieben, ihm, dem Vf. aber zugetrauet und deswegen ihn nebst jenem Vekort verfolgt hätten, daſs er demselben dazu einige nähere Aufschlüſſe geliefert habe: so sey er doch aus guten Gründen sehr überzeugt, daſs noch jetzt sein Andenken unter dem bemerkten Corps von einigen beſſern Werth seyn müſſe und auch wirklich sey. Da also der Hr. Vf. nicht mehr als *eine* geheime Geſellschaft zu kennen, gleichwohl aber auch zu den Rosenkreutzern gehört zu haben versichert; so muſs er nothwendig ein Mitglied derjenigen Gattung von Fr. Maurerey seyn, die mit der Rosenkreutzerey nur *ein* System ausmacht, und wovon die 3 ersten Grade die ersten Stufen der letztern sind. Es ist aber nunmehr unsers Bedünkens zu einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gebracht, daſs die Jesuiten hinter dieser Decke auch in der protestantischen Welt ihren Unfug treiben, womit wir doch Hn. *v. Ecker* eben so wenig als alle andere Rosenkreutzer zu Jesuiten gemacht haben wollen. Er ist hiebey ohnehin nur zu kurz und hat sich auf das, was von dem Zusammenhange der Rosenkreutzer mit den Jesuiten seit 1785 in Journalen und andern Schriften nicht ohne sehr wahrscheinliche Gründe behauptet worden, gar nicht eingelassen. Nach den feyerlichen Versicherungen, die Hr. *v. E.* in dem zweyten Hefte gegeben hat, muſs aber das Publikum glauben, daſs der Orden *der göttlichen Vorsehung* in keinem solchen Zusammenhange mit jenem Orden stehe, obgleich auch auf der andern Seite nicht zu leugnen ist, daſs Hr. D. *Biester* oder derjenige, welcher die Veranlaſſung zu dieſem Verdachte gegeben hat, der Gründe halber, aus welchen dieser Verdacht floſs, gar wohl gerechtfertiget werden kann, indem doch eines Theils die Gesetze und Satuten des Ordens der göttl. Vorſ., ungeachtet sie gedruckt waren, doch in keinen solchen Umlauf durch den Buchhandel gekommen sind, wie andere öffentliche Schriften, und also deren Nichtkenntniſs demselben nicht zur Last gelegt werden kann; andern Theils aber die Verbindung des Hn. *v. E.* mit dem Orden der Rosenkreutzer bekannt war, in deſſen Büchern, z. B. dem Buche *des Erreurs et de la Verité*, ingleichen *sur le Rapport entre Dieu, l'homme et l'Univers*, auf unbekannte Obern, die in einer mystischen Chiffre-Sprache *le Principe, la Base de toute Corporation, la Cause active intelligente, le Verbe* und auch *la Providence divine* genennet werden, und die nach den über den Sinn dieser Sprache gemachten Entdeckungen nur auf den General der Jesuiten und den Orden derselben gezogen werden können, wie in dem Buche: *Vorläufige Darstellung des heutigen Jesuitismus, der Rosenkreuzerey und Religionsvereinigung, Deutschland 1786*, mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit ist gezeigt worden. Von dem *zweyten Hefte*, der ungleich beſſer geschrieben ist, als der erste, führen wir den Inhalt nur im Allgemeinen an. Er besteht aus 7 Hauptstücken, I. Antwortschreiben des Hn. D. *Biester* an den Vf. II. An das Publikum. Ein Wort geredet zu seiner Zeit. Es werden hier folgende Fragen beantwortet: 1) Was ist der O. d. Vorsehung? 2) Warum muſs er, seiner Verfaſſung nach, regierende Fürsten zu Mitgliedern, und sogar zu Groſsmeistern haben. 3) Stift scheint gar geistlich zu seyn, wie kann denn aber ein Durchlauchtiger weltlicher und lutherischer Prinz bey demselben genannt werden? III. Gugomos, Magie und Alchymie — abscheuliche Geſellſchaften und — der O. d. Vorsehung. Gugomos sey kein Ritter dieses Ordens gewesen. Ueber die Rubrik Magie und Alchymie, findet man hier gar nichts, wohl aber von einem Hn. Baron *von Stein* und von dem Orden Jesu Christi, deſſen Ritter er ist. IV. Publicität, Modeschriften und Pasquille; bezieht sich hauptsächlich auf das, was in dem *Eſſai sur la secte des Illuminés* und in dem Buche des Hn. *de Bonneville: die Jesuiten vertrieben aus der Maurerey* in einer Anmerkung über den O. d. Vorſ. gesagt wird. V. Wer nichts Arges thut, scheuet nicht das Licht; worinn Nachricht von dem gegeben wird, was von dem *O. d. V.* seit 1762 gedruckt worden ist. VI. Der Vf. an Hn. Biester. VII. Der Vf. macht dem Publikum seine Reverenz und — eine Erklärung seinen Herren Ordensbrüdern, denen der Federkrieg allerdings zur Aergerniſs gereichen muſste. Hierzu eine Beylage entlehnt aus Dr. *Stark* über Krypto-Katholicismus etc., den O. d. göttl. Vorſ. betreffend.

Frankfurt a. M., b. Fleischer: *Musarion, eine Quartalschrift für Frauenzimmer.* Herausgegeben von *A. W. Schreiber* und *G. L. Schneidler.* Quartal I. 1789. 12 B. 8.

Schon wieder eine Schrift für das weibliche Geschlecht, das, nach dem Vorberichte, nur wenig und weniges lesen sollte. Sie ist keine der schlechtesten, aber doch auch bis jetzt durchaus keine vorzügliche. In Ansehung eines Plans ist so wenig ein System darinn, als in dem Geschlechte, für das sie bestimmt wird. Lebensphilosophie, Länder- und Völkerkunde, Naturgeschichte, Gedichte, Erzählungen, Anekdoten, Auszüge aus merkwürdigen Büchern, Biographien berühmter Frauenzimmer, Anzeigen der neuesten Moden zu Verminderung ihres Einfluſſes (und zur Vermehrung des Absatzes der Quartalschrift?) sollen ihren Inhalt ausmachen. Es ist also ein Topf, worinn alles gekocht werden kann. Was dismal darinn gekocht ist, ist folgendes:

1) Vorlesungen über und für das Frauenzimmer. Es ist keine neue Bemerkung, daſs für Weiber und Kinder schreiben nicht so leicht ist, als es aussieht. Dieser Vf. scheint sie aber doch nicht immer vor Augen gehabt zu haben. Daher manche gelehrte Anspielung, die nur allenfalls solche Frauenzimmer, welche wider ihre Bestimmung viel und vieles lasen, verstehen können; daher z. B. der Ausdruck: *Subjectiver, und objectiver Werth*, nachdem beides schon mit verständlichern Worten erklärt war. Doch steht manches gute würdig gesagt in dieser Vorlesung; denn es ist hier erst eine abgedruckt

druckt. 2) Sophie, oder Schule für unbedachtsame Männer! eine wahre Geschichte. Sophiens Mann führt seiner gebildeten und tugendhaften Frau einen Freund zu ihrer Unterhaltung zu, und befördert diese so eifrig, und so unüberlegt, dass endlich unter diesen Liebe, und gegen ihn vollständige Untreue entsteht. Wenn die Geschichte wirklich wahr ist, so ist sie doch nicht durchaus wahrscheinlich, und zuweilen scheint dies sogar nur an der Erzählung zu liegen, ob es gleich Hr. *Fr. Schulz* ist, der erzählt. Es wird z. B. gesagt, der junge Freund suchte den Mann wegen des Rufes der Frau, und dieser that sich gern auf die Frau etwas zu gute; und dennoch spricht dieser S. 24 erst, „als ihre Bekanntschaft den höchsten Grad von Vertraulichkeit erreicht hatte:" ich muss sie meiner Frau vorstellen. — Dass sie nun bey dieser ersten Vorstellung der Mann allein lässt, und dem Freunde *befiehlt*, die Frau, welche im Ankleiden begriffen ist, einzuschnüren, muss wahr seyn, denn als Erdichtung wäre es gar zu unwahrscheinlich. — 3) Briefe an Fiekchen. Plauderey; zuweilen ganz artige, zuweilen auch, wie S. 62 der Brief über die Gebehrdensprache, etwas matt und verbraucht. — 4) Das Mädchen im Frühling, ein Lückenbüsser, 5) Almosenverwaltungen durch Damen in Frankreich. Ist wohl zu vernünftig, um *Mode* zu werden. Die Anekdote vom Abbé Canel, der statt des gebetenen Almosens eine Ohrfeige bekam, und sagte: das ist mir gut, aber nicht den Armen! ist schon bekannt, — 6) Leukon, eine griechische Erzählung. Vom Anfange viel ähnliches mit Jakobis Charmites und Theone. — 7) Laura de Sades Lebensbeschreibung, worinn mehr von Petrarca als von Laura vorkommt. 8) Den Beschluss machen einige Fabeln.

(Ohne Druckort) *Hyperboreische Briefe.* Gesammelt von *Wekhrlin.* Fünftes Bändchen Nro. 13—18. 1789. 352. S. 8.; Sechstes Bändchen Nro. 16—18. 352. S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Man kennt schon *W.* eigne Art, das lächerliche darzustellen, man kennt seinen oft feinen Spott, und die Geisselhiebe, mit denen er Thorheit und Ungerechtigkeit oft ohne alle Barmherzigkeit zu verfolgen gewohnt ist. Rec. will daher nur die vorzüglichsten Aufsätze, deren im 5ten Bändchen 52 sind, anzeigen. N. 1. u. 52; Prozess zwischen der komischen Muse und dem Consistorium zu Lüttich. Die Geistlichkeit will die Sittenverderbende Gesellschaftsbühnen nicht dulden, darüber erscheinen denn fürstliche Befehle u. s. w. 3. Der Marschall von Stainville in Strasburg, ein Opfer der Charlatanerie der Aerzte. 4 u. 5. Ueber die Rechtfertigungsschrift der Gräfin de la Motte. „Die Infamien einer illustren Vettel," sagt Alzest, sollte das Ding heissen. „Prellerey, Bettelstolz und Eifersucht sind die wahren Triebfedern, dazu kamen übelgesinnte Einflüsse, und ein dienstfertiger Buchhändler." 7. 8. u. 43. Beschreibung der Feierlichkeiten bey der Vermählung des Erbprinzen von Thurn und Taxis. 10. Das Gerücht kam, der Pabst sey gestorben; da fragte *Marfori*, „ist die Leiche des h. Vaters schon geöfnet? Was sagen die Aerzte?" *Pasquin* antwortete: „im Kopfe fanden sich seine Nepoten, im Herzen die Jesuiten, im Magen des Kaisers Kirchenordnung, in den Füssen die pontinischen Sümpfe." Die verschiedenen Aufsätze über die Pariser Revolution sind unbedeutend, die sonst nirgend bekannte Rede des tollkühnen Parlamentsadvokaten *Desmoulins* ausgenommen, der so vielen Antheil an dem grossen Sturme hatte. Der Graf von Artois kömmt übrigens hier am schlimmsten weg. Einige Anekdoten von Voltaire S. 240 sind schon sonst bekannt. Die Akademische Anekdote oder der plumpe Spott über die Preisaufgaben der Akademien S. 260 ist unter der Würde eines Gelehrten. S. 263 steht eine wichtige Nachricht von Entstehung der auch aus Zeitungen bekannten Unruhen in Katalonien. Aber warum nennt Hr. *W.* die Quelle nicht? N. 49 über Bahrdts Schicksal sehr richtig. Das sechste Bändchen enthält 54 Nummern. 1. Die Frau von Bernhaussen, oder Adelstolz und Bruderrache; ein schwäbisches Ritterspiel. Es ist ein Auszug aus dem grössern Werke dieser Dame, deren Prozess bey dem Reichs-Vikariats-Hofgericht zu München anhängig und auch aus Zeitungen bekannt ist. 2. Vertheidigung des Luxus. 3. u. 24. Herrn Joseph Habsburgers Hauskreuz, Persiflage der brabantischen Revolution. 7. u. 33. Die bekannte Geschichte des P. Winz in Neuwied. 8-11. Ursprung der Natur. 99mal gesagte Zweifel zum hundertenmal wiederholt. In N. 13. werden der französische Handlungsvertrag mit England und das Hagelwetter vom 13 Jul. 1788. als zwey Hauptursachen der französischen Revolution mit vielem Scharfsinn angegeben. 17—23 u. 51. Actenstücke zu der famösen Vocationsgeschichte des Kandidaten *Grell* von dem Pr. General von Phuel. 27. Ueber *les Prussiens denoncés à l'Europe.* „Stümper wollen eine Disciplin beurtheilen, wie die preussische, die unnachahmlich war." N. 32. zeigt ganz kurz, aber treffend, den Nachtheil, welchen Oesterreich von seiner Verbindung mit Russland durch die Eroberung der Europäischen Türkey haben würde. 38. Ein Schweizer Junker an van der Noot und 39. dessen Antwort. *W.* behauptet, die Correspondenz sey Original. Der Schweizer tadelt die Flammländer, dass sie sich gegen einen Monarchen empörten, der offenbar kein Tyrann war, der nichts so sehr wünschte als Aufklärung und Ausbildung der Konstitution. Ihre Lage sey bey weiten nicht mit der Lage der Franzosen zu vergleichen." Van der Noot antwortet kurz: „um zu fühlen, wo der Schuh drückt, musste man Franzose gewesen seyn; um zu erfahren, wo die Haut juckt, muss man Flammländer seyn, und um zu wissen, auf welcher Seite der Sack am besten zu tragen sey, muss man Mülleresel seyn." 49. 50. Ueber Friedrich Wilhelm I. Charakter nach den *Souvenirs d'un citoyen.* In N. 54. wird Cagliostro für einen türkischen Spion ausgegeben. Dieses, ein Diamantenhandel, seine Logen, und die Beutel der Schwachen sind seine Goldgruben.

FRANKF. a. M., b. Gebhard u. Koerber: *Joh. David Michaelis Orient. u. Exeget. Bibliothek,* XXIVster Theil, welcher ein siebenfaches Register über die 23 vorhergehende Theile enthält. 1789. 8. 348. S.

Hr. *I. I. Schmidt,* D. der Philos. in Kiel und *I. W. Stüber,* Pfarrvicarius zu Urspring, Ulmischer Herrschaft, haben

ben durch Verfertigung von diesen 7. Registern, welche 1. die recensirten Schriften 2. die merkwürdigsten Realien 3. die hebr. u. chald. 4. die syrische 5. die arab. 6. die griechischen Worte, welche in der Bibliothek Beleuchtung erhalten 7. die berührten Schriften anzeigen, um die Besitzer des ganzen Werks sich ein wahres Verdienst gemacht. S. 50 - 58. sind Druckfehler und Zusätze zum Werk selbst angegeben. Schade, dass die Zusätze, (welche wahrscheinlich von Hn. GJR. Michaelis selbst sind,) bloss den XI—XV. Theil betreffen. Sie beziehen sich auf Vergleichung der Kennicottischen Variantensammlung mit den in jenen Theilen angezeigten verbessernden Lesearten und müssen also beym Gebrauch derselben nicht vergessen werden. Besonders die Wörterregister könnten, soviel Rec. aus gelegentlichem Gebrauch sah, wohl vollständiger seyn. Doch! wir danken den Vf. für den mühsamen Entwurf des Ganzen, und wollen nun gern hie und da etwas für uns nachtragen. Wir wünschten, dass über die vielen Realien in den Noten zur Michaelisischen Bibelübersetzung ein ähnliches allgemeines Register entworfen würde, welches leicht durch Vergleichung mit dem Mosaischen Recht, den Einleitungen, Commentationen und kleinen Schriften von diesem verdienstvollen Gelehrten in eine Art von allgemeinen Register seiner sämmtlichen Schriften verwandelt werden könnte, wie ein solches für den Gebrauch derselben um so nöthiger ist, da sie alle sich immer aufeinander beziehen. Die übrigen lexikographischen Arbeiten von Hn. M. registriren sich von selbst. Möchten sie nur eben so gewiss bald dem Publicum ganz übergeben werden!

GÖTTINGEN, b. Vandenhök und Ruprecht: *Joh. Dav. Michaelis Neue Oriental. und Exeget. Bibliothek.* VI Th. 250 S. 1790. VII Th. S. 8. 1790.

Nach einigen Stillstand seit der Herausgabe des V. Theils hat der Vf. beym *sechsten* einen andern Gelehrten zum Gehülfen genommen, dessen Recensionen durch ein Zeichen unterschieden sind. Sie zeichnen sich aber auch durch Genauigkeit und durch Liebe zu seltneren Fächern der Oriental. Literatur aus. Eigene Aufsätze hat der sechste Theil nicht. Der *siebende* giebt, ausser der beurtheilenden Variantenanzeige zu den Sprüchen und dem Prediger von Michaelis selbst, zwey merkw. Abhandlungen: S. 139 — 155. *Bredencamps*, Subrector in Bremen, Vergleichung der Armen. Uebersetzung des Neuen Test. über die 14 ersten Kapitel des Matthäus, und S. 155 - 168. *Dobrowsky's* Nachrichten, die Slavische Uebersetzung des N. T. betreffend. Da man bey der Vergleichung von Prof. *Bode* insonderheit nach dem unfreundlichen Titel: *Vannus critica Millio-Bengeliana* zu schliessen, die äusserste Vollständigkeit vermuthen sollte, so finden sich doch hier durch Hn. Bredencamp noch recht viele Nachträge. Dobrowsky giebt den *Alterischen* Collationen der Slavischen Uebersetzung ein gutes Zeugniss. Auch in diesem Theil sind einige Anzeigen von jenem Gehülfen. Nach den zweyerley Zeichen zu urtheilen, müsste noch ein Dritter Theil genommen haben, welcher sich nach einer schönen Anzeige von *Barhebraei* Chronicon durch X. unterschreibt.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Mitau: Entwurf eines Reglements zur Errichtung eines Creditsystems für Liefländische Güterbesitzer.* 1789. 6½ B. 8.

Riga: Verbesserter Entwurf eines Credit-Reglements für die verbundene (n) Güther-Besitzer in Liefland. 1790. [illegible] B. 8.

Riga: Briefe über die Errichtung eines Credit-Systems in Liefland. 1790. 28 S. 8.

Die Veranlassung zu diesen dreyen kurz hintereinander an das Licht getretenen Schriften, die nach einem allgemein verbreiteten Gerücht, aus der Feder des Kreismarschalls *von Taube* herrühren, ist der in Liefland sehr erschütterte Credit. Edelleute, welche sehr ansehnliche Landgüter besassen, haben sich durch allerhand Vorfälle, Nachlässigkeit, Luxus, Spielsucht, üble Wirthschaft u. d. g. so in Schulden gestürzt, dass bey entstehenden Concursen, ihre Gläubiger zum Theil unbefriedigt bleiben, wenigstens beträchtlichen Verlust leiden. Rigaische Kaufleute und andre Capitalisten, welche sonst ihr Geld gern auf Landgüter vorstreckten, lassen daher dasselbe jetzt lieber unbenutzt liegen. Die Verlegenheit derer, die ein Darlehn suchen wird immer drückender, und der Schade unheilbarer, weil sie ausser den gewöhnlichen Zinsen, noch grosse Discretionen anbieten müssen. Der Vf. schlägt also die Errichtung eines Creditsystems vor, wobey er das in Schlesien, Pommern, in der Kur- und Neumark, endlich auch neuerlichst in West- und Ostpreussen eingeführte, so weit es für Liefland anwendbar schien, zum Muster genommen hat. Auf dem letzten im December 1789, zu Riga gehaltenen, Landtag kam die Sache in Bewegung: sie fand Liebhaber, doch auch Gegner. Letztere einigermassen zu besänftigen, ihren Einwürfen zu begegnen, und den Nutzen eines solchen Systems darzustellen, ist der Gegenstand der oben namhaft gemachten *Briefe*. Durch den *verbesserten Entwurf* hat man ausser der Berichtigung mancher Druckfehler, die zuerst vorgeschlagene Einrichtung des Systems, etwas abgeändert, und sie den geäusserten Wünschen der Liebhaber näher zu bringen gesucht. Inzwischen ist die Sache noch nicht zu Stande gekommen; doch wird daran gearbeitet. — Was der ungenannte Vf. der *Provinzialblätter an das Lief- und Ehstländische Publikum* 1 Heft S. 53 u. f. seinen Landsleuten schon im J. 1786 empfahl, möchte demnach wohl im J. 1790 wirklich ausgeführt werden, wenn anders die landesherrliche Bestätigung zu erhalten steht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 9. Februar 1791.

GESCHICHTE.

Frankfurt u. Leipzig: (eigentlich Stuttgard, b. Cotta) *Umständliche, auf Originaldocumente gegründete Geschichte der sämmtlichen und wahren Vorgänge bey der Unterhandlung des zu Belgrad am 18. September 1739 zwischen des Kaysers Karls VI. glorreicher Majestät, Russland und der Ottomannischen Pforte, unter der Vermittlung des französischen Hofes geschlossenen Friedens, mit neun und sechzig Urkunden.* 1790. 1 Alph. 6 Bogen. 8. (1 Rthlr.)

Das auf dem Titel stehende Wort *Geschichte* ist nicht ganz passend. Zu einer Geschichte jenes merkwürdigen Friedensschlusses gehört wahrhaftig mehr, als der ungenannte Vf. hier leistet. Denn hinter dem Titel findet man nicht viel mehr, als eine, im gewöhnlichen, langweiligen Advocatenstyl abgefasste, actenmässige Defension des vor ungefähr 16 Jahren verstorbenen Grafen von Neipperg, des vornehmsten Stifters jenes schimpflichen Friedens von Seiten Oesterreichs, mit Beylagen, wie bey einer *in optima forma* ausgefertigten Deduction. Der uns unbekannte Advocat scheint auch nicht andere Hülfsmittel (z. B. *Laugier, Schmettau*) gekannt, wenigstens nicht gebraucht zu haben, als seine Acten, die aber freylich manche interessante, vorher nicht so genau bekannt gewesene Umstände enthalten. Sie sind für den, der uns eine wirkliche, bisher noch nicht geschriebene Geschichte liefern will, schätzbare Materialien, die mit andern Quellen und Hülfsmitteln kritisch verglichen werden müssten, um eine lebendige und ächte Darstellung des berüchtigten Belgrader Friedensschlusses auszuarbeiten. Jede Vertheidigung des Grafen von Neipperg würde ohnehin überflüssig seyn, wenn die Anekdote historisch-richtig (wahrscheinlich ist sie ohnehin) wäre, welcher zu Folge der Graf von dem Grossherzog Franz Stephan von Toscana und von dessen Gemahlin Maria Theresia, bey den damals schon misslichen Gesundheitsumständen Kaysers Karl VI., und bey Erwägung der daraus entspringenden Folgen, geheime Instructionen hatte, den Frieden zu schliessen, *die Bedingungen möchten auch noch so hart seyn.* Auch dieser Anekdote gedenkt der Vf. nicht. Der unter den Beylagen befindliche Brief des Grossherzogs, Nr. LVII., ist in dieser Hinsicht sehr wichtig. Es kommt indessen, ohne Rücksicht auf jene Anekdote, immer viel darauf an, ob der Graf die von dem Kayser vorgeschriebene Ordre: (S. 43) *dass das rechte Tempo, mit dem Friedensplan auszulangen, nicht versäumt werde,* politisch-klug in Ausübung gebracht habe. Sein Advocat hat uns doch noch immer nicht überzeugt, dass er, der nicht einmal einen Bericht an den Kayser abstatten konnte, der sich selbst höchst unüberlegt alle Verbindung mit der österreichischen Armee und mit Belgrad, während seines Aufenthalts im türkischen Lager, abgeschnitten hatte, und der sich ganz der Leitung des Marquis von Villeneuve überliess, ein feiner, mit Kaltblütigkeit und Gegenwart des Geistes versehener Unterhändler gewesen sey. Um die angefangene Ueberzeugung zu vollenden, hätte der Ungenannte die in Schmettau's Memoiren enthaltenen Kritiken des Grafen nachdrücklicher entkräften sollen. Hr. *Spittler* hat sie im *Götting. hist. Magazin* B. 4. St. 1. aufs neue vorgetragen, mit Spöttereyen, die eines Geschichterzählers unwürdig sind. Vielleicht zielt auf ihn der heftige Ausfall unsers Ungenannten, S. 130.

Der Vf. erzählt nicht, was vor den Friedensunterhandlungen herging, vermuthlich, weil er es als bekannt voraussetzte. Es wäre indessen doch, mancher Leser wegen, dienlich gewesen, wenn der vorhergegangene Krieg, mit den dabey begangenen Fehlern, summarisch wäre erzählt worden; zumahl, da doch der Herausgeber der Actenstücke, wahrscheinlich um solcher Leser willen, die französisch und italienisch geschriebenen Stücke auf den drey letzten Bogen in einer deutschen Uebersetzung mitgetheilt hat. Doch, dergleichen Leser wird das unangenehm abgefasste Buch schwerlich bekommen; man hätte also auch jene drey Bogen ersparen können, so wie den Abdruck eines Briefs des Grosswesirs an den Feldmarschall von Wallis, in drey verschiedenen Sprachen (S. 196. u. ff.); war es denn nicht in einer genug? So hätten auch die Friedenspräliminarien, erst in französischer, dann in lateinischer Sprache, so wie das Friedensinstrument, füglich wegbleiben können, da sie anderwärts (z. B. in *J. J. Moser's* Belgradischen Friedensschluss u. s. w. Jena 1740. 4.) schon längst bekannt gemacht waren. Das Buch wäre, bey Weglassung dieses Ueberflusses, um sechs Bogen schwächer, folglich wohlfeiler geworden. Wir erinnern nur noch zum Beschluss, dass Moser, ausser andern Actenstücken, auch S. 93 u. ff. das *kayserliche Circular-Rescript an die kayserlichen Gesandten, der Grafen von Wallis und von Neuperg begangene Fehler, sonderlich in der Action bey Krozka und bey dem Friedenswerk betreffend,* u. s. w., mitgetheilt hat.

SCHÖNE KÜNSTE.

St. Petersburg, b. Tornow u. Comp. u. Leipzig in Comm. b. Jacobäer: *F. M. Klingers neues Theater. Erster Theil:* Aristodymos. Roderico. Fragment. 276 S. *Zweyter Theil:* Damocles. Die zwo Freundinnen. 286 S. 1790. 8.

Der

Der Vf. dieser Schauspiele hat schon in verschiedenen Epoken unserer Literatur einen beträchtlichen Platz behauptet; und wenn ihm die Kritik auch manche Jugendsünden vorzuwerfen hat, so musste doch jedes unverwöhnte Gefühl selbst in seinen frühesten und tadelhaftesten Werken, ein nicht erkünsteltes Feuer, eine seltne Gabe der Empfindung, und eine selbst in ihren Verirrungen schätzbare Kraft des Gedankens und des Ausdrucks jederzeit anerkennen. Die vor uns liegenden dramatischen Gedichte fodern uns daher auf, nicht allein ihren Werth als für sich bestehende Kunstwerke zu bestimmen, sondern zugleich die Fortschritte und den ganzen Gang des Dichters, bis zu der Erzeugung dieser reifen Früchte seines Genies zu verfolgen: um so mehr, da er jetzt vollkommen auf der Stufe zu stehen scheint, auf welcher aus dem Talent *mehr wohl schwerlich wird, als schon ist, und eher noch was weniger.* Seit seiner ersten Erscheinung als dramatischer Dichter, hat er zwischen sehr verschiedenen Manieren geschwankt; aber sey es Mangel an der Cultur des Geistes, die unter Mustern und Vorbildern wählt und aussucht, und selbst in der Nachahmung, durch ein reines geübtes Gefühl, das die feine Schönheitslinie nicht verfehlt, die eigenen Schöpfungen einer unerzogenen Phantasie weit hinter sich zurücklässt, oder sey es Mangel an der inneren Ruhe, an einer gewissen Impossibilität, die ächten Kunstwerken das Siegel der Vollendung und der Ewigkeit aufdrückt: keine von den Formen, die er wählte, blieb innerhalb jener unabänderlichen Gesetze der Kunst, die der Künstler in der Natur erkennt. *Otto* und *das leidende Weib*, die bey dem wenigsten Gehalt die meiste Rohheit und muthwillige Nachahmung übelgefasster oder unwürdiger Muster hatten, sind von ihm selbst in der neuen Auflage seiner ältern Stücke verworfen worden. Eine höher gespannte und freyere Phantasie brachte *die neue Arria*, *Simsone Grisaldo*, *Sturm und Drang*, *Stilpo und seine Kinder*, u. s. w., hervor, die bey so vielen einzelnen Zügen der köstlichsten, wahrsten Empfindung, und der lebhaftesten Auffassung des Grosen und Starken, das Herz des Lesers kalt lassen, wie ein Fiebertraum; die Erhitzung des Kopfs tödtet, so zu sagen, in diesen Werken die Wärme des Gefühls. In den *Zwillingen* band er sich mehr an die theatralische Form; aber Einheit und Gehalt des Gedankens in den Charakteren und der Situation reicht allein noch nicht zu, einem dramatischen Kunstwerk Würkung und Eindruck zu verschaffen; weise Oekonomie und Rücksicht auf die Gradationen, welche die Seele fodert, um sich dem aufgestellten, in successiven Theilen bestehenden Gemälde hinzugeben, fehlten in den *Zwillingen*, und es ist nicht abzusehen, warum der mit dem bleichen *Grimaldi* zusammengestellte *Guelfo* den Brudermord nicht eben so gut im ersten Act vollbringt, als in dem vierten. In einem andern Fache, als dem dramatischen, unterwirft sich der *Orpheus* dieses Dichters einer bestimmten Kritik weniger, als seine dramatischen Gedichte, weil in jenem Fache die Gesetze der Würkung willkührlicher sind *Elfride*, *Medea*, und der *Günstling*, näherten sich zuerst der Manier, in welcher die gegenwärtigen Stücke geschrieben sind, und deren Wesen wir hier vorzüglich zu beleuchten haben. Eine gewisse Resignation, die aus dem eignen Bewusstseyn des Dichters, die nie wiederkehrende Blütenzeit seines Genies in Unnatur verprasst zu haben, entspringen mag, scheint ihn zu Erwählung dieser neuen Manier bestimmt, und den Entschluss in ihm hervorgebracht zu haben, mit seinem kälteren Alter besser hauszuhalten. Auf die theatralische Vorstellung ist bey dieser Gattung gänzlich Verzicht gethan; und selbst für die Erwartungen der Leser von dramatischen Werken, geht Kunst des Dialogs, Individualität in den Charakteren, Raschheit der Handlung, Mannichfaltigkeit und künstlich gesparte Würkung der Situationen bey derselben verloren. Oft glaubt man, platonische Dialogen zu lesen; und was auch die zwei griechischen Sujets, die wir in diesen Bänden finden, als Gedichte weit hinter *Göthe's Iphigenie* stehen, diesem Aushauche einer vom griechischen Geiste genährten und um so viel Jahrhunderte reiferen Phantasie; so erzeugt doch bey diesen die räsonnirende abstracte Behandlung, die nur eben nicht bis zur *Pedanterie* geht, und die äusserst gehaltene Sprache, die nur eben nicht bis zur *Einförmigkeit* geht; eine besondere Art von Illusion, die den Zweck des Dichters erfüllt, und aus welcher gleichsam ein Vertrag hervorgeht, ohne den er und seine Leser sich einander nicht nähern könnten. Einseitigkeit und Unempfänglichkeit können freylich für diese Illusion verschliessen; aber wenn der Dichter das Seinige that, um sie zu verdienen, wenn er der Wahrheit und der Natur in diesem bestimmten Kreise getreu blieb, wenn das, was er gewann, bey der angenommenen Manier, dem, was man erwartete, die Waage hält, wenn es nur Verwöhnung an andre Formen ist, was der Würkung seines Kunstwerks im Wege steht, wenn aus der seinigen ein Ganzes hervortritt, geschmückt mit Anmuth und Schönheit: so ist es nicht das ächte Kunstgefühl, das sie verwirft, so ist er berechtigt, die Freyheit der Phantasie gegen die eigenmächtige Willkühr eines beschränkten Geschmacks geltend zu machen, und so mag er im Bewusstseyn reiner Empfängniss und klarer Darstellung den Lohn seiner Begeisterung finden. Unter jenen Bedingungen wird die Kunst keines ihrer Kinder verläugnen; in wiefern sie hier erfüllt sind, davon haben wir nun noch Rechenschaft zu geben.

Der Stoff des *Aristodymos* nähert sich, bis auf die Katastrophe, der *Iphigenie in Aulis*. Hier, wie dort, verurtheilt ein Ausspruch der Götter eine Jungfrau zum Tode für das Vaterland, und die Regungen der Natur, im Herzen ihrer Mutter, kämpfen vergebens um ihr Leben gegen die harte Tugend oder den Fanatismus ihres Vaters. Der Unterschied ist zum Vortheil des Klingerschen Sujets; das *tantum religio potuit suadere malorum*, kann der Zweck eines tragischen Dichters bey der Behandlung dieser Geschichte nicht seyn, aber jene auf Aberglauben gegründete *Nothwendigkeit*, (die grosse schöne Maschine des griechischen Trauerspiels) täuscht uns nicht mehr genug, um für das Empörende des Opfers und der traurigen Bemühungen des Vaters zu entschädigen, und dadurch verliert auch der Con-

Contrast der Liebe zum Leben in der geweihten Jungfrau für uns an Interesse. Weniger wahr, weniger einfach, aber hier unsern tragischen Bedürfnissen angemessner, als *Iphigeniens* sanfter, gutherziger Widerwille gegen den Tod, ist *Hermionens* unerschütterlicher Heldenmuth; das Unwürdige in *Agamemnons* List und in seinem ganzen Verhältniss, störte den roheren, seiner Menschheit sich weniger schämenden Griechen, in einem durch Tradition und Glauben heilig gewordenen Süjet weniger, als uns; aber weise war es von dem neueren Dichter, den Vater, *Aristodymos*, mit unentweihter idealischer Würde auszustatten. Bewundernswürdig ist die Stelle S. 44, wo die feste Ehrfurcht des Mannes, für den Glauben seiner Väter, die leidenschaftliche Blasphemie des liebenden Jünglings zurecht weist, und dies ist wirklich einer der Fälle, wo die Ideen der Alten, in der bildenden Hand eines Neueren, an innerer Kunstschönheit, wie an Gedankengehalt gewinnen, und die zwei verschiedenen Zeitalter der Kunst harmonisch verschönert zusammenfliesen. So zeichnet sich auch das Klingersche Trauerspiel vor dem griechischen durch die glückliche Idee aus, dass die Mutter sich mit dem Liebhaber verschwört, die Ehre der Jungfrau für ihr Leben zu opfern; ohne an Kraft und Deutlichkeit zu verlieren, ist diese Idee mit aller der Delicatesse und der Feinheit behandelt, die das Costüme und der Geschmack fodern; und mit der darauf gegründeten Nothwendigkeit von *Aristodymos* grausamer That, sympathisiren wir weit leichter, als mit *Agamemnons* blindem Religionseifer oder ehrgeizigen Rücksichten. Nur die Zumuthung kann der Leser dem Dichter nicht erfüllen, nach der im vierten Act vollendeten Katastrophe, an der Handlung des fünften Acts Theil zu nehmen; und Schade ist es um die des vorhergehenden vollkommen würdige Behandlung, um einige treffende Schönheiten, vorzüglich in der Schilderung der Inconsequenzen des mütterlichen Schmerzens, S. 83 bis 89, dass dieser Aufwand mit Kälte belohnt werden muss. Leider war auch überhaupt mit einem zu allgemein bekannten, zu sehr erschöpften Stoffe der Nachtheil verbunden, dass der Leser sich bey der wortreichen, weitschweifigen Behandlung desselben, die diese Manier mit sich brachte, ohne Ungeduld oder Anstrengung nicht wohl aufhalten kann. Kleine Flecken dürfen an der Sprache desto weniger übersehen werden, je gleicher, und so zu sagen festlicher sie im Ganzen gehalten ist: so duldet man z. B. Seite 71, in der Stelle: *ein undurchdringlicher Teppich verbirgt uns die Zukunft*, den uneigentlichen Ausdruck desto weniger, je verbrauchter das Bild ist.

In dem folgenden Stück: *Roderico*, verträgt sich die neue Manier des Dichters mit dem Costume des Sujets, das zwar unbestimmt ist, aber doch immer modern bleibt, durchaus nicht mehr; und der gänzliche Mangel an individueller Darstellung, an anschaulichen Motiven der Handlung, macht es zu einem unerträglich kalten Dinge, das in keiner Rücksicht den Namen eines Kunstwerks gewinnen kann. Die Intrigue ist lahm und undeutlich, die Charaktere sind schwankende, leblose Abstractionen und willkührlich angenommene Extreme von Tugend oder Laster, alle Grösse geht in in geschwätzigen und verworrnen Declamationen verloren, und die Details einer modernen Hofcabale im Geschmack einer tragischen Schulchrie bearbeitet, machen einen so seltsamen als widrigen Eindruck. *Roderico*, *der Infant* und *der König von Navarra*, erinnern vom Anfang bis zu Ende an den *Marquis von Posa, Don Carlos* und *Philipp den Zweiten*; aber *Roderico's* frostiger Heroismus und des *Infanten* sklavisch-pedantische Unterwürfigkeit gegen seinen Freund — denn leider müssen wir über diesen Charakter das Urtheil der Bösewichter im Stück unterschreiben — scheinen mehr unschuldige Parodie, als Nachahmung des Schillerischen Trauerspiels. So schwankend und kalt als das Ganze sind die Uebergänge von Wuth und Verstellung in der Scene des *Königs* mit dem *Infanten*; an beiden handelnden Personen begleitet eine Art von steifen Marionettenbewegungen die steifste und unnatürlichste Sprache. Unausstehlich ist die Scene S. 227, wo die *Königin* das Kind ihrer Nebenbuhlerin durch fünf Seiten hindurch mit dem Dolche verfolgt, und dabey auf das Wimmern der Mutter zu hören und zu antworten hat; und es ist sehr schwer, sich in die Phantasie hineinzudenken, die ein solches Gemälde so unnatürlich verlängern konnte. Unter diesem tragischen Wust glänzen aber die Scenen hervor, wo der Dichter die Fieberträume eines nicht gemeinen kraftvollen Tyrannen mit schrecklicher magischer Wahrheit aufstellt, und *der graue Dämon* des *Königs von Navarra* dürfte sogar mit *Macbeths* Dolch und dem Todbett des *Kardinal Beauford* wetteifern. Auch der Character des freymüthigen Arztes und der Contrast der sanften *Eleonora* mit dem finstern Tyrannen, in der ersten Scene des dritten Acts, zeichnen sich vor dem übrigen aus.

Das *Fragment aus Pyrrhus Leben und Tod*, am Schlusse des ersten Bands, scheint zum Theil nur als Ausfüllung da zu stehen. Es war, wie Rec. sich zu erinnern glaubt, schon vor einigen Jahren im *gothaischen Theaterjournal* gedruckt; übrigens ist es aus einer schon erwähnten früheren Epoke dieses Dichters, und verbindet die Fehler und Schönheiten andrer gleichzeitigen Werke desselben.

In *Damokles* finden wir die schönste Einigkeit und Harmonie zwischen der Manier und dem Stoffe, der Streit zwischen der sterbenden Freyheit und der noch furchtsamen, noch nicht gegründeten Eigenmacht, ist eine politische Handlung, für welche eine andre, als die angeführte, schwere, räsonnirte Bearbeitung nicht gemacht seyn würde, und wenn sie in eine griechische Insel, in die Zeiten der Blüthe Griechenlands gesetzt wird, so muss man dem Dichter das Recht zugestehen, ein gewisses idealisches Costüme in den Characteren, der Sprache und der Ideen anzunehmen, bey welchem der philosophische Gang seines Kopfes am freyesten bleiben kann. Alles, was einem denkenden Geist an die Willkühr der schaffenden Phantasie binden kann, ist hier vorhanden. Reife der Gedanken, innere Wahrheit, sanfte sowohl, als schärfere Contraste, grosse und treffende Bilder, Ruhe und Kraft in den Characteren

ren und dem Ausdruck, Feinheit sowohl, als tiefe Weisheit, machen dieses Drama nicht allein bey weitem zu dem vollkommensten Werk des Vf., sondern geben ihm einen Platz unter den ersten Meisterstücken unsrer Dichtkunst, so wenig der Ernst und die schmucklose spartanische Weisheit, die durch das Ganze verbreitet sind, die Modelectüre damit zu bereichern versprechen. Bis auf sehr wenige Stellen, wo der Anstrich von griechischer Philosophie in moderne Trockenheit übergeht, ist *Damokles* ganz das Ideal von Held und Weisen, das wir mit den grossen Namen eines *Phocion*, eines *Aristides* verbinden. Schön gegen ihn nüancirt ist der jüngere Mann *Charikles*, unnachahmlich der Contrast zwischen den beiden Jungfrauen *Ino* und *Antiope*, ein Charakter von ächter tragischer Mischung und philosophisch motivirt, *Damokles* unglücklicher, schuldbeladener Sohn, *Kallias*; meisterhafte Feinheit bewundert man an dem listigen Tyrannen *Attalos*, und an den ruhig und leicht, aber tief gezeichneten Schattirungen in den Nebencharakteren des *Megakles*, des *Kreon* u. s. w. Die psychologisch-mythologische Behandlung der durch erlittene Leiden zur Weissagung künftigen Wehs gespannten und geweihten *Arate*, ist so glücklich, als wahr und dichterisch, ihre Sprache ein Muster von feyerlicher Rührung und hohem Schwung, der ganze Charakter edler, als Homers *Kassandra*. Ein erhabneres Gemälde wie das, da *Damokles* vor dem gesunkenen Volke, das ihn verlassen und verrathen hat, und vor dem glücklichen Tyrannen sein Haupt verhüllt, hat vielleicht die Dichtkunst nicht aufzuweisen; und kaum würde man für die folgenden Scenen Begeisterung genug behalten, wenn der Ernst des Süjets die Aufmerksamkeit nicht gefangen hielt, und der Tod des *Kallias*, so wie die verdienten Wunden, die das Schicksal dem König schlägt, mit *Arate's* wilden prophetischen Tönen, nicht auch das leidenschaftlichere Interesse beschäftigten. Von den wenigen Flecken in der Sprache gilt, was oben bey Gelegenheit des *Aristodymos* gesagt worden ist. Zu diesen gehört die Stelle S. 15: „und wenn wir das gethan *haben*, wozu die Götter uns berufen *haben*." Ein unnatürliches und falsches Bild finden wir S. 13: „Der Taube gleich, *der der* Geyer die junge Brut zerfleischt hat, sitzt sie und brütet über ihrem Schmerz." Aber der einzelnen Bilder und Gedanken, die den eignen Stempel des Genies tragen, das eine neue unbetretne Bahn gefunden hat, sind zu viele, und sie sind zu innig mit dem Ganzen verwebt, als dass wir von diesen einige ausheben könnten.

Ungern, und mit einer Art von Schmerz, wenden wir uns von diesem grossen ernsten Ganzen, das durch Gehalt der Gedanken, Eigenthümlichkeit und gleiche ruhige Haltung, sich der poëtischen Vollkommenheit nähert, zu dem letzten Stücke dieser Sammlung, *den zwey Freundinnen*. Für die Komödie ist die Wendung, die das Genie des Vf. jetzt genommen zu haben scheint, nicht passend; und der tödtliche Frost, der durch das Ganze herrscht, die Widrigkeit der gespannten, ohne Leben und Wahrheit gezeichneten Charaktere, wird durch die weitschweifige geschraubte Sprache noch unerträglicher: Zu geschweigen, dass die Vernachlässigung des Dialogs, die zu weit getrieben ist, um nicht vorsätzlich zu seyn, im Lustspiel unter keiner Bedingung geduldet werden kann. Die weiblichen Charaktere stehen, durch Mangel an *Grazie*, in einer unwahren, und wenn sie wahr wäre, *der Kunst* unwürdigen Erbärmlichkeit da; und vor *diesen* kalten Thörinnen möchte man sich beynahe lieber zu den grellen Carricaturen in *Sturm und Drang* wieder flüchten. Das Ganze trägt zu sehr die Kennzeichen einer gewissen *Abspannung*, um auch nur der Kritik reicheren Stoff zu gewähren.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Kopenhagen*, b. Proft: *Gedanken über den Einfluss der Musik auf die Bildung eines Volkes, und über deren Einführung in den Schulen der Königl. dänischen Staaten*, von *J. A. P. Schulz*, Königl. Capellmeister. Zum besten einer armen Wittwe. 1790. 8. 20 S. (2 gr.) So klein auch diese Schrift ist, so verdient sie doch Aufmerksamkeit, weil sie wichtige Wahrheiten und gute Fingerzeige enthält; aber auch ein rasches Gemüth verblenden und auf Abwege verleiten könnte. Die Musik, sagt der Hr. Vf., kann die Sitten mildern, die Empfindung veredeln, Freude und Glückseligkeit befördern, weil sie auf den reizbarsten Theil des Menschen, *seine Sinnlichkeit*, wirkt. Eben deswegen aber kann sie auch sehr misleiten, die Sinnlichkeit befördern, reizen, verfeinern, die Leidenschaften wecken und anfachen. — Er wünscht also die Musik durch die Schulen allgemeiner zu machen; und in dieser Absicht, die künftigen Schullehrer zur Musik zu bilden. Wenn man also im Dänischen Schullehrerseminarien stiftete (die Sache ist wirklich im Werke, und es ist dazu eine besondre *Landesschulcommission* ernannt worden) in denselben musikalische Lehrstühle errichtet würden, in welchen die Elemente der praktischen Musik, der reine Volksgesang, und die wesentlichsten Handgriffe zur Erlernung einiger vorzüglicher Instrumente gelehrt würden. — Wie richtig philosophisch der Vf. über seine Kunst denkt, sieht man aus dem, was er vom Orgelspielen sagt. Alles, dies sind seine Worte, was nicht simpler Choral ist, wird auf der Orgel leicht zu musikalischer Gaukeley, die die Andacht stört. — In einer Note sagt er: es möchte auf Seminarien vielleicht dahin gebracht werden können, dass sie zugleich eine Pflanzschule von Nationalvirtuosen würden. Aber wir besorgen, dass das Seminarium über der Musik zu Grunde gehen, d. h. seinen Hauptzweck nicht erreichen möchte. In keiner Anstalt, bey keinem Unternehmen, darf man, bey Strafe des Misslingens, mehr als *Einen* Zweck haben, dem alle andre Absichten unausbleiblich untergeordnet werden müssen. Zu folgender Aeusserung wird aber jeder Vernünftige dem Vf. seinen ganzen Beyfall geben: „Musik zur Unzeit bringt verkehrte Würkungen hervor; Musik, die weder durch ihre Veranlassung, noch durch ihren Inhalt den geringsten Bezug auf uns selbst hat, kann leicht Langeweile machen; also muss man sie, wenn sie zu bessern Zwecken würksam seyn soll, nur mit Maass und Vorsicht gebrauchen."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags den 10 Februar 1791.

ARZENEYGELAHRTHEIT.

STENDAL, b. Franzen u. Grosse: *Sam. Gottl. Vogel*, M. D. consiliar. aulic. prax. clinic. in vniv. Rostoch. Prof. ord. *manuale praxeos medicae, medicorum illam auspicaturorum vsui dicatum.* Ex editione Germanica recentissima vna cum additamentis auctoris omnibus loco suo suppletis in linguam transtulit latinam notasque hinc inde adjecit *Ioann. Bernard. Keup*, Med. Doctor. *Tomus primus.* 1790. 8. 392 S.

Diese lateinische Uebersetzung eines Werkes von anerkanntem Werth hat Hr. K. besonders für solche veranstaltet, die der deutschen Sprache unkundig sind. Er hat die Zusätze, die der Vf. dem dritten Theile angehängt hatte, an ihrem gehörigen Ort eingeschaltet und in der Vorrede einen Theil dessen, was die Vorrede des Vf. enthielt, nemlich die Fragen, welche der Arzt an jeden Kranken zu thun hat, beybehalten; ausserdem aber die Vorrede des Hn. V. nicht übersetzt. Die Uebersetzung selbst ist, wie Rec. nach Vergleichung mehrerer Bogen mit dem Original, versichern kann, mit lobenswerthem Fleisse ausgearbeitet. Die Sprache ist zwar nicht immer ganz rein, aber doch gröstentheils leicht und verständlich. Zuweilen verderben Druckfehler, wie z. B. S. 290, ganz unten den Sinn.

GESCHICHTE.

SALZBURG b. Duyle: *Fr. Mich. Vierthalers philosophische Geschichte der Menschen und Völker. — vierter Band*, welcher die Phoeniker und Karthaginienser enthält. 1790. gr. 8. S. 582. (1 thl. 8 gr.)

Mit Vergnügen bemerkt Rec. die grosen Vorzüge, welche dieser Band vor den frühern hat. Sowohl die Genauigkeit und der bestimmte Vortrag der Sachen, als auch die correctere Sprache, zeigen von den Fortschritten des Hn. Vf. Obgleich der vorliegende, auf der einen Seite ziemlich dürftige, auf der andern schon oft bearbeitete, Stoff, ihm selten erlaubt, etwas Neues zu sagen: so wird doch nicht bloss der Liebhaber, sondern auch der Kenner die schöne Auseinandersetzung mit Vergnügen und mit Nutzen lesen; er wird den vielen, meist richtigen, fast immer gut gesagten, Bemerkungen desselben seinen vollen Beyfall schenken. Etwas zu gedehnt kann etwa noch mancher Leser den Vortrag finden, manchem wird bey einem Geschichtschreiber das sichtbare Haschen nach Blumen zweckwidrig scheinen; aber wenn dies ja Fehler seyn sollte, so ist es kein beträchtlicher; und eine solche Aufmerksamkeit des Hn. Vf. auf sich selbst, wie die bisherige, wird ganz gewiss auch dergleichen kleine Flecken noch zu vertilgen wissen.

Dies ist der Eindruck, den das Ganze auf den Rec. gemacht hat; nun noch einige Nebenbemerkungen. Blos die Geschichte der Phoenicier und ihrer Pflanzstadt Karthago füllt diesen Band, von 582 Seiten. Wir würden hier wirklich den Hn. Vf. nochmals rathen müssen, sich gedrängter zu fassen, wenn er nicht selbst versicherte, „er werde sichs in der Geschichte der kommenden Völker zum Gesetz machen, Facta und Ideen enge zusammen zu drängen." — Bey jedem Volk stehen vor den historischen und statistischen Nachrichten, die geographischen. Sie sind ausführlich und gut bey den Phoeniciern ausgefallen, vorzüglich hat die Erzählung von Africas Umschiffung durch Phönicier dem Vf. Gelegenheit zu einer schönen Auseinandersetzung seiner Gedanken über dieselbe gegeben. Er ist nicht Hn. Mannerts Meynung; der diese Umschiffung für äusserst unwahrscheinlich hält, die angeführten Gründe verdienen Ueberlegung. Ein Muster einer guten Erzählung ist die Geschichte vom Wachsthum der Stadt Tyrus, und vorzüglich die Belagerung derselben durch Alexander. Dürftiger fällt der geographische Theil von den Besitzungen der Karthaginenser aus, aber der Nachrichten sind auch wenige. Dass Karthago erst anfing, sich eine Seemacht zu bilden, als die Phocäer aus Asien vertrieben wurden, wird man Hn. V. schwerlich glauben; beweisen lässt sichs gewiss nicht. Auch die Niederlassung der Karthag. auf der Insel Sicilien fällt in frühere Zeiten als hier angegeben wird; der Vf. scheint es weiter unten selbst zu fühlen. Die Geschichte von Karthago, die Staatsverfassung, die punischen Kriege, alles findet sich gut auseinander gesetzt und vorgetragen. Man sieht es überall, dass die Quellen mit reifer Ueberlegung benutzt sind. Von den Neuern ist im historischen Theil Ferguson zu Rath gezogen worden, (wiewohl der Hr. Vf. auch oft von ihm abgeht), bey den geographischen Auseinandersetzungen Mannert. Wenn zuweilen ganze Darstellungen oder eigne Gedanken von ihnen entlehnt sind, wäre es doch wohl besser gewesen, die Quelle zu nennen, um Vorwürfen auszuweichen. Ueberhaupt citirt der Vf. nicht fleissig genug; und da er gerne seine Erzählung ausschmückt, und man nicht immer darauf rechnen kann, das vorgetragne Factum rein aus seinen Händen zu erhalten: so wäre wohl das Anführen der Quelle desto nothwendiger, um dem aufmerksamen Leser keine Zweifel gegen andre Theile der Erzählung zu erregen. Nur ein Beyspiel zur Erläuterung. Der Hr. Vf. sucht in

dem ganzen Band die Karthaginenser auf ihrer vortheilhaftesten Seite vorzustellen; diese Vorliebe verleitet ihn auch (S 162.), folgendes Factum auf sie zu ziehen. Ein Fahrzeug, das des Handels wegen nach den kassiterischen Inseln seegelte, scheiterte freywillig zwischen verborgenen Klippen, damit ein römisches Schiff, das seiner Spur unmittelbar folgte, um den Weg nach diesen Inseln zu finden, in das nehmliche Verderben sich stürzen möchte. Aber die Geschichte gehört in Zeiten, da Karthago lange nicht mehr existirte; das Fahrzeug war aus Gades, nach der Erzählung des Strabo zu Ende des dritten Buchs. Wer solche vorsetzliche Abweichungen von der Wahrheit in einigen Theilen findet, fasst kein günstiges Vorurtheil für das Uebrige. — Auch viele Tiraden sind nicht wirklicher Gewinn. Was hilft es Hn. V. wenn er das, was der Gesandte des Pyrrhus vom römischen Rath sagte, dass er „eine Versammlung hochgesinnter Könige sey" ohne allen historischen Grund auf den Senat zu Karthago zieht, und noch weiter darüber commentiret (S. 244.) — Einzelne kleine Uebereilungen, die so leicht der Feder entschlüpfen, mögen wir nicht ausheben, nur erinnern wir, dass die (S. 480) aus Diodor citirte Stelle nichts davon sagt, dass die Griechen sich in den punischen Besitzungen anzusetzen suchten. — Ueberhaupt sind diese Bemerkungen nur Belege wahrer Aufmerksamkeit für das Buch, dessen von uns bereits anerkannten Werth sie keinesweges herabsetzen sollen.

PESTH, mit Trattner. Schriften: *Alexii Horanyi*, Hungari Budensis, Cler. Reg. Scholar. Piarum, *de Sacra Corona Hungariae, ac de Regibus eadem redimitis Commentarius.* 1790. 378 S. in gr. 8.

Man erachtet leicht, dass die neuliche Rükkehr der den Ungarn so theuren Königskrone in ihr Vaterland gegenwärtige Schrift veranlasst habe. Bekannt ist es auch, wie viel, seltsame und zum Theil fabelhafte Behauptungen von derselben ehemals in die Welt hineingeschrieben worden sind, von denen man sich desto später losreissen konnte, da sie durch National-Enthusiasmus gleichsam geweiht waren. Selbst der den Gelehrten nicht unbekannte P. *Horanyi* erstaunte, als er bey jener Gelegenheit diese sonst als ein geheimes Heiligthum aufbewahrte Krone näher untersuchen durfte, auf ein ganz neues historisches Feld, wie er es nennt, getrieben zu werden, und von den Meinungen des berühmten *Pet. de Rowa*, (der dieser Krone einen päpstlichen, ja mehr als menschlichen Ursprungs beylegte,) abweichen zu müssen. Gleichwohl hätte schon *Rowa*, der einer von den Ungrischen Kronhütern war, und in den ersten Zeiten des vorigen Jahrhunderts schrieb, bey einer geringen Aufmerksamkeit, wenn er anders griechisch lesen konnte, aus dem auf dieser Krone befindlichen Nahmen des Kaisers *Constantinus Porphyrogenitus*, und andern griechischen Inschriften derselben, sehr leicht schliessen können, woher sie eigentlich gekommen sey. Statt dessen liess er sie lieber durch den Röm. Bischof *Silvester* dem K. *Constantin dem Grossen* übergeben. Unterdessen war man doch eben durch die im Allgemeinen bekannt gewordnen griechischen Aufschriften und Zierrathen der Krone, längst auf eine richtige Spur gerathen, die nunmehr unser Vf. bis zu einem sichern Ziele zu verfolgen sucht und das nicht unglücklich. Nachdem er einiges von der Ausbreitung der christlichen Religion unter den Ungarn vorausgeschickt, und nach *Schwarzens* Anleitung (*de initiis Christ. Religionis inter Hungaros*,) dieselbe mit den Byzantinern von Constantinopel hergeführt hat, beschreibt er die Geschichte ihrer ersten christlichen Fürsten, besonders des hl. *Stephanus*, darauf aber die Ungarische Krone selbst, p. 44. sq. Hier wünschen wir freylich, dass uns der Hr. Vf. eine genau in Kupfer gestochne Abbildung derselben von zwo Seiten mitgetheilt hätte; denn was man von dieser Art in besondern Büchern oder einzeln hat, (wie wir selbst einen solchen neuern Kupferstich aus Ungarn bekommen haben,) giebt kaum überhaupt von der Gestalt der Krone, und ihren herabhängenden Kettchen, einigen Begriff. Indessen hat Hr. *H.* wenigstens von den Bildern und Inschriften der Krone mit vielem Fleisse Nachricht gegeben. An ihrer Vorderseite sieht man den Welterlöser mit seinen Nahmen IC u. XC, zu seiner Rechten und Linken die sogenannten Erzengel *Michael* und *Gabriel*, wie auch ihre Nahmen anzeigen; eben so am goldenen Reif die Bilder und Namen der vier Märtyrer, *Cosmas*, *Georgius*, *Demetrius* und *Damianus*; endlich an der Hinterseite, ausser dem schon angeführten Bilde und Titel des Kaisers *Constant. Porphyrog.* noch zween andere Köpfe und Inschriften. Die eine Γεω βιτζ δεσπότης πιςός, Κράλης τεςκίας, zeigt ohne Zweifel den Vater des *Stephanus*, *Gousa*, an, den *Ademar Goitz* nennte, und der hier als ein vom griechisch kaiserlichen Hofe abhängiger *Ungarischer König*, vorgestellt wird. Denn dass *Ungarn* von den Griechen, die *Türkey*, so wie die *Ungarn* selbst *Türken an der Donau* genannt worden sind, bedarf keines Beweises: und *Kral* heisst in allen Slavischen Dialekten ein *König*; wovon auch die Ungarn ihren Königsnahmen Király bekommen haben. Weniger können wir dem Vf. zugeben, dass der Nahme *Kral* aus dem Griechischen abstamme. In der zweyten Inschrift ist *Michael Dukas* auch *Römischer Kaiser* genannt: vielleicht, muthmaasst Hr. *H.*, weil dieser Bruder des Bulgarischen Königs, nachdem er das Reich durch, seine Einfälle sehr beunruhigt hatte, vom *Const. Porphyrog.* durch die Aufnahme in eine Art von gemeinschaftlicher Regierung gewonnen worden war. So wie alles dieses griechisch ist: so befinden sich hingegen auf dem Scheitel der Krone die Bilder *Christi* und acht Apostel, nicht zwölf, wie *Rowa* vorgiebt; deren Nahmen sämmtlich mit Lateinischlongobardischen oder Mönchsbuchstaben ausgedruckt sind. Auch hier wäre eine genaue Abzeichnung dieser Schriftzüge sehr nützlich gewesen, um daraus ihr Zeitalter wahrscheinlich bestimmen zu können. Der Vf. nimmt nun alles dieses zusammen, und hält es für das Wahrscheinlichste dass *Constant. Porphyrog.* die Krone dem Herzog *Gousa*, welchen man als den ersten heydnischen König von Ungarn nach

nach gleichzeitigen Zeichnissen ansehe können, zum Geschenke übersandt habe; dass *Stephanus*, dessen Sohn sie von ihm geerbt, aber, ob er gleich 997. mit derselben gekrönt worden, sie doch, weil er den königlichen Titel erst mit päpstlicher Bestätigung führen wollte, an den Papst *Silvester* II. geschickt habe, damit derselbe sie einseegnen und seine Kirchengesetze genehmigen möchte; dieses habe der Papst nicht allein gethan; sondern auch die Krone aus einer offenen in eine geschlossene verwandeln, und auf den Scheitel derselben die vorhergedachten Bilder mit den lateinischen Inschriften setzen lassen, worauf der König im Jahr 1000. zum zweytenmal damit gekrönt worden sey. Der erstern Hälfte dieser Meinung treten wir gerne bey; was aber die päpstliche Theilnehmung betrifft: so scheint weit mehr als das Angeführte önthig zu seyn, um sie nach allen diesen Umständen glaublich zu machen. Uebrigens erklären sich aus den Bildern der Krone die Beynahmen der *Englischen* und *Apostolischen*, unter welchen sie berühmt ist; dass sie aber auch *die Heilige* genannt wird, soll nach unserm Vf. den Grund haben, „quod *Dei sanctissimi* nutu atque providentia, sub auspiciis, primisque incunabilis *sanctae religionis Christ*. in Ducem Hungaror. christianum derivata, primus eorumdem Rex Christianus S. Stephanus communi animorum consensione redimitus fuerit.“ So weit geht das Merkwürdige dieses Buchs, dass sich also schon p. 72. endigt. Den übrigen Theil desselben nimmt bloss die Geschichte der Ungar. Könige ein, welche mit der hl. Krone gekrönt worden sind. Sie ist in ihrer Kürze ziemlich gut ausgefallen; eigentlich aber wäre bloss die Anzeige dieser Könige, und eine kleine Erzählung von den Schiksalen der Krone nöthig gewesen. Vermuthlich hat sich der Vf. darum über dieselbe ausgebreitet, weil er die gewöhnliche Meynung, die jedoch weder in den Rechten noch in der Geschichte Ungarns hinlänglich gegründet ist, voraussezte, dass keiner ein rechtmäsiger Ungarischer König heissen könne, dem nicht die heil. Krone ausgesetzt worden sey. Daher spricht er nicht allein diese Nahmen *Joseph den* II. ab; sondern fällt auch mit einer schimpfenden Heftigkeit über das Andenken desselben her, die uns bey allem Gewaltsamen in seiner Ungarischen Regierung, doch befremdete. Angehängt sind ein Ungarisches und ein Lateinisches Gedicht, auf ohngefähr gleichen ungestümen Ton gestimmt; eine Sammlung der Gesetze, welche die Aufbewahrung der Krone in Ungarn vorschreiben; ein Verzeichniss der ihr zugehörigen Güter, und endlich der Kronhüter seit *Siegmunds* Zeiten.

London, *Correspondance particulière du Comte de Saint-Germain*, Ministre et Secretaire d'Etat de la Guerre, Lieutenant-Général des Armées de France etc. avec *M. Pâris du Verney*, Conseiller d'Etat. On y a joint la *Vie du Comte de Saint-Germain*. Tome I, 232 u. Tome II, 281 Seiten, in 8.

Zuerst wird das Leben des berühmten Mannes von einem Officier beschrieben, der um ihn gewesen, und von ihm gebraucht ist; dann folget der Briefwechsel mit M. de Verney. In der Geschichte seines Lebens kömmt zwar nur die militärische Laufbahn vor; doch werden manche Vorfälle und Bemerkungen in derselben auch dem, der Menschen- und Weltkentniss sucht, äusserst wichtig und angenehm seyn. Ueberall sind passende Bemerkungen und Reflexionen, ohne den Faden der Geschichte abfallen zu lassen angebracht. Dabey hat der Vf. nicht den Fehler der meisten Geschichtschreiber, die Thaten ihrer Helden zu vergrössern. Er scheint uns beynahe in den entgegengesetzten gefallen zu seyn. Wir geben zu, dass der Graf von Germain argwöhnisch war, dass er oft Bitterkeit zeigte, wo er sie hätte unterdrüken sollen; aber hatte man ihm auch nicht einigermasen Veranlassung dazu gegeben? Davon müste hier erst das Gegentheil erwiesen werden. Man siehet es deutlich, dass der Geschichtschreiber den noch lebenden Herzog von Broglio nicht durch den verstorbenen St. Germain verdunkeln wollte. St. Germain hätte freylich in dem Streit nachgeben müssen, weil er mit einem commandirenden General zu thun hatte; ob aber übrigens Broglio nicht würde gut gethan haben, wenn er St. Germain gefolgt wäre, und vom Nieder-Rhein aus gegen die alliirte Armee operirt hätte, lassen wir dahin gestellt seyn. Die Meynung des Herzogs, dass man alle Macht auf einen Punct vereinen, und den kürzesten Weg nach dem Churfürstenthume Hannover nehmen müsse, schmeichelte freylich dem Hofe; war aber wider die Regel der Vorsichtigkeit. Der Erfolg hat es bewiesen. Dass der Graf nicht den Vorschlag, dem Prinzen von Condé bey dem Commando der Armee, als Rathgeber zu dienen, annahm; darüber kann ihm niemand Vorwürfe machen. So fiel alle Last auf ihn, und die Ehre auf den Prinzen, und wie gehet es mit einem solchen Commando? — Nicht ganz lässt sich der Graf über die vielen Veränderungen, welche er in Dännemark als Feldmarschal und nachher in Frankreich als Kriegsminister vornahm, rechtfertigen. Doch legt ihm der Geschichtschreiber auch hier zu viel zur Last; dass er die dänische Cavallerie ruinirt habe, und dass diese durch wenige Veränderung die beste in Europa hätte seyn können, ist gewiss übertrieben. Eine durchaus nicht geübte Cavallerie, (S. 38.) die nicht einmal ganz von dem Landesherrn erhalten wird, kann nicht so bald die beste in Europa werden. Dazu wird Zeit und Geld erfordert. An beiden fehlte es dem Grafen bey seinen Veränderungen. Jede Veränderung führt neue Fehler wieder mit sich, und macht Misvergnügte, weil der Mensch einmal eine unerklärbare Vorliebe zu dem Alten hat, und sich beleidigt hält, wenn ein anderer das nicht gut findet, was er so lange für gut hielt. Nimmt man dazu, dass der Graf in Dännemark in eine neue Welt kam, wo er niemand und niemand ihn kannte, wo er vielen vorgesetzt wurde, wo also alle gegen ihn, und niemand für ihn war? so frägt es sich immer noch, ob man bey einer nähern Untersuchung auch *Ursach gehabt hat*, über seine Veränderungen unzufrieden zu seyn. Es ist leicht in ein neugeworbe-

geworbenes Corps Thätigkeit und Disciplin zu bringen; aber es ist beynahe unmöglich, dasselbe in einem schon stehenden zu bewirken, wenn nicht Gewalt so lange Zeit gebraucht wird, bis die erste Generation mit ihren Vorurtheilen ausgemerzt werden kann. St. Germain war viel zu lebhaft, war zu sehr für die gute Sache eingenommen, als dass er sich dieser Mittel hätte bedienen können. Die Veränderungen in Frankreich waren, wenn man sie, ohne von des Geschichtschreibers Bemerkungen eingenommen zu seyn, überdenkt, ganz zweckmäsig. Dass er die Haustruppen einschränkte, das Verkaufen der Compagnien abschaffte, Exercir-Läger anordnete, und mehrere andere Veränderungen machte, wäre gewiss in der Folge dem Militäir von grossem Nutzen gewesen. Dass er hier viele Grosse gegen sich hatte, und hie und da eine unerhebliche Uebereilung beging, beweiset nichts gegen das Ganze.

Wir wenden uns jetzt zu der Correspondence. Sie fängt 1749 an, und endigt 1760. Sie betrift meistens militärische Angelegenheiten und besonders Vorfälle des siebenjährigen Krieges. Die scharfen Beurtheilungen des Grafen machen diese Lectüre, besonders für den Soldaten, sehr angenehm und lehrreich. Die Bemerkungen, welche er über die Verfassung der französischen Armee macht, sind mannichfaltig und können hier nicht angezeigt werden. Sie bezeichnen überall den philosophischen Kopf. Ueber die Vorfälle des siebenjährigen Krieges sind zu Zeiten auch Relationen beygefügt, z. B. über die Bataille bey Rosbach und Lutternberg, (hier Lützelberg). Beide sind nicht von dem Grafen selbst, aber von ihm berichtiget. Bey der ersten war er bekanntlich Zuschauer, und man muss gestehen, dass ihm nichts entgangen ist. Der Geschichtschreiber rechtfertigt den Grafen über seine Unthätigkeit in dieser Bataille; er sagt, er habe sich nicht auf seine Truppen verlassen können. Der Graf selbst aber berichtet, T. I. S. 227. er habe sich bey Zeiten in Marsch gesetzt, und sey auch schon den 3ten Theil des Weges bis zum Feinde vorgerückt, als man den ersten Canonenschuss gethan. Dem sey, wie ihm wolle; der Graf hatte schon einen schlechten Ausgang der Expedition prophezeiht — auch wurde sein Rath wenig gehört. Die ganze Armee wäre aufgerieben worden, hätte der König sie verfolgt. Sie lief 30 und mehrere deutsche Meilen in einzelnen Haufen und glich einer Menge Räuberbanden. Nie hatte man bey disciplinirten Völkern so etwas gesehen. — — Kaum die Häuser blieben stehen. Wir haben in dem, was der Graf sagt, nichts gefunden, welches der Relation des Königs und des Hrn. v. Tempelhof widerspräche. Nur dies möchte ein Irthum seyn, dass der König befohlen habe, die Franzosen zu schonen, und die Deutschen aufzureiben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrheit. *Mainz* b. Crass: Diss histor. *de Subjecto potestatis dispensandi circa vota monastica*, quam cum selectis ex universa theologia positionibus pro consequenda suprema doctoratus theolog. laurea publico tentamini submittit *Petrus Müller* Mogonus, sacellanus in Bodenheim. 1791. S. 92. 8. Nachdem das Mönchswesen der bischöflichen Aufsicht unterworfen, und als eine öffentliche Anstalt betrachtet wurde, foderte man auch von denen, die einmal diese Lebensart gewählt hatten, ewiges Bleiben. Die Kirche verdammte die von Mönchen oder Nonnen eingegangnen Ehen, (Wenn Hr. *M. S. 6.* behauptet, dass die feyerlichen Ordensgelübde schon am Ende des vierten Jahrhunderts ein ehetrennendes Hinderniss gewesen seyen; so schliesst er aus den Verordnungen der Concilien, in welchen auf die Trennung der Mönchsehen gedrungen wird, zuviel,) und war gar nicht geneigt, demselben die Erlaubniss, in weltliche oder eheliche Verbindungen zu treten, zu ertheilen. Doch findet man Beyspiele, dass nicht allein die Päbste, sondern auch Bischöfe hierinn dispensirt haben; bis zuletzt das Recht zu dispensiren zu einem päbstlichen Reservat erwachsen ist, und zwar aus einer dreyfachen Veranlassung: 1) es wurden bisher einige päbstliche Dispensationen irrig behauptet, 2) andre beziehen sich blos auf Klöster, die dem Pabste unmittelbar unterworfen waren 3) andre gründen sich auf die Verworrenheit des herrschenden Begriffs von der Verbindlichkeit der Ordensgelübde, bey welcher die Bischöfe es für gut fanden, die Dispensationen dem Pabste zu überlassen. Daraus schliesst der Vf., dass heut zu Tag die Bischöfe ihr Recht zu dispensiren leicht wieder an sich bringen können. Der Hr. Vf. hätte mit eben dem Fleisse, mit welchem er die ältern Dispensationsfälle zusammensuchte, auch die neuern Beyspiele, die er in der deutschen Kirche, ganz in der Nähe, hätte finden können, sammeln, und bemerken sollen, ob die Emser Punkte, die er anführt, auch in Ausübung gebracht werden.

Vermischte Schriften. *Ohne Druckort, Reise nach dem Fegfeuer.* Sämmtlichen Ketzern zur Belehrung. 1790. 84 S. 8. Die Seele des Vf. reist, mit einem Passe von dem h. Petrus versehen, nach dem Fegfeuer, trift dort Menschen von allen Ständen, besonders Mönche, Jesuiten, Kardinäle und Päbste, an; lässt sich im Fegfeuer von einem Geiste erzählen, dass das Fegfeuer eine Pfaffenerfindung sey. Man sieht es auch an der Schreibart und dem Erzählungstone, dass diese Satire, ganz in der Manier des P. Martin von Cochem geschrieben, nur der niedrigsten Volksklasse bestimmt seyn könne. Die se findet aber mit unter nützliche Wahrheiten. So wird z. B. S. 27. erzählt: dass Christen von dem Fegfeuer ab, und zur Hölle gewiesen wurden, ob sie schon dahersagten, „was für gute Werke sie gethan, wie sie reichliche Stiftungen errichtet, den grössten Theil ihres zeitlichen Vermögens sogar ihren nothdürftigen Anverwandten entzogen, und an Klöster, Altäre, für Seelenmessen vermacht, gar oft Ablass gewonnen, und darauf grosse Kosten verwandt, Indulgenzen und Dispensationen mit schwerem Gelde erkauft, Wallfahrten und Gelübde vollbracht, die Kirchengebote sorgfältig gehalten, die Ketzer verfolgt und ihnen alles Herzeleid angethan, den Prozessionen fleissig beygewohnt, das Hochwürdige sowohl bey Tag als Nacht in allen Gelegenheiten zu den Kranken begleitet, wenn sie nur eine mittelmäsige Sünde begangen, straks gebeichtet, die Heiligen eifrig angerufen, ihre Bilder verehrt und reichlich beschenkt, brav Wachslichter geopfert, die Reliquien venerirt, ja selbst einige theuer erkauft, die Messe ohne Noth nicht versäumt, sondern fleissig gehört, die von der Kirche gebotene Fast- und Abstinenz-Tage allzeit gehalten, die letzte Oelung empfangen, und mehr andre gute Werke vollbracht hätten."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 10. Februar 1791.

ERDBESCHREIBUNG.

London b. Robinson: *A Tour in England and Scotland. In 1785.* By an english Gentleman 1788. 367 S. gr. 8. (2 Rthlr. 17 gr.)

Der Hauptzweck der Reise des Vf. war Schottland, und seine Absicht bey der Bekanntmachung dieser seiner Reisebemerkungen, wie er sagt, Männer von Geist und Kenntnissen aufzufodern, diesen, noch immer zu sehr vernachläsigten Theil Grosbrittanniens, wo, der seit einigen Jahren gemachten schnellen Fortschritte zur Verbesserung des Ackerbaues, der Handlung und Manufacturen, ungeachtet, noch ein groses Feld zur Cultur des Landes und der Menschen übrig ist, zu besuchen, und das ihrige zur Verbesserung und Ausbildung derselben beyzutragen. Ausser den Gegenständen der Nahrungszweige Schottlandes, die der Vf. oft nur gar kurz und flüchtig behandelt, hie und da aber auch, wie z. B. S. 116 f., in Rücksicht der Küstenfischereyen, Vorschläge zu ihrer Verbesserung thut, finden wir manche andre, das Land betreffende interessante Nachrichten, die, wenn sie sich auch gleich selten durch Neuheit auszeichnen, an sich, und durch des Vf. hinzugefügte eigne Anmerkungen, lesenswürdig sind. Zu allgemein und unvollständig sind mehrere literarische Nachrichten: von den Schottischen Universitäten, dem Zustande der Wissenschaften u. a. m. — Bemerkungen über die grosse Industrie des Fleckens Birmingham und über dessen Einwohner S. 14 ff. — S. 21. ein Paar neue und charakteristische Anekdoten von dem gelehrten Sonderling Dr. Johnson. — Einige der sehr trocknen und unbedeutenden Beschreibungen der Reiserouten werden durch glücklich gerathne Beschreibungen mahlerischer Aussichten, deren Schottland so viele hat, gehoben. Die beygefügten Kupfer solcher Aussichten sind sehr sauber und schön gestochen. Bewundernswürdig und gross sind die beiden Katarakten des Flusses Clyde, der beym Flecken Lanerk, in einer kleinen Entfernung von einander, in zwey Fällen von 100 und von 60 Fuss herabstürzt. — Der *public spirit* der Gentlemans von Perthshire ist die Ursache des blühenden Zustandes der Manufacturen, des Ackerbaues und der Fischereyen dieser Provinz Schottlands. Sehr instructiv sind die Nachrichten von den Hochländern, diesem merkwürdigen Volke, dessen politischen und moralischen Zustand in dem vorigen Jahrhundert, der Vf. aus *Cunningham's* Geschichte von Grosbrittanien liefert, mit eignen Zusätzen begleitet, und dann die grossen Veränderungen darstellt, welche seit der Revolution und der Union in Rücksicht ihrer Verfassung und ihres Nationalcharakters in diesem Jahrhundert, mit ihm vorgegangen sind. Darauf folgen scharfsinnige Bemerkungen über das ehemalige Feudalsystem und die Aristokratie in Schottland, über die glänzende Unternehmung des Etablissements der Handlungs-Colonie auf dem Isthmus von Darien, über die Verhandlungen bey der Union, und der Aufhebung der Erbgerichtsbarkeit von 1747. — Des Vf. Nachrichten und Bemerkungen über Edinburg enthalten manches Gute, sind aber ohne Ordnung durch einander geworfen. Herrliche Lage, besonders der erst erbaueten Neustadt, welche Vorzüge der Schönheit, Eleganz und Bequemlichkeit vor der, wiederum durch Abwechslung, Stärke und Grosheit des Anblicks, vor jener, sich auszeichnenden Altstadt, hat. Der Vf. findet in dieser Verschiedenheit ein treffendes Sinnbild der politisch so sehr von einander verschiednen Beschaffenheit der Zeiten, wo beide Städte erbaut wurden. Die Hauptzüge des Charakters der Schottischen Niederländer (Lowlanders) überhaupt, und der Bewohner der Hauptstadt insbesondere sind: Neigung zum Wandern; Unternehmungsgeist; Geist der Literatur und besonders Religiosität: selbst unterm Mittelstande und der geringern Classe, giebt es viele eifrige Streiter über die abstractesten metaphysischen Religionssätze. Die Kinder der Landleute lernen im Winter nach vollbrachten Landarbeiten des Sommers, in den Schulen ihrer Sprengel, Schreiben, Arithmetik und Latein. — Das Kind lieset schon die Bibel, ehe es die Schule betritt; diess ist der erste Unterricht, den die fromme Mutter ihrem Kinde beym Spinnen giebt u. s. w. Die ältere und neuere Geschichte dieses Landes lehret, welchen wichtigen politischen Einfluss diese den Schotten angeerbte Religiosität, und religiöse Schwärmerey, von jeher gehabt haben. — Mit der zunehmenden Cultur der Wissenschaften in Schottland vermehrt sich auch Industrie und die Künste werden immer mehr befördert. – Ueber die heutige Verfassung und die Folgen der Union für das Land. — Die Bierbrauereyen sind durch den häufigen Gebrauch des geistigen, dem physischen und moralischen Wohl der Nation nachtheiligen Getränkes Whisky gänzlich im Verfall gebracht. — Das den Schotten angeborne Gefühl der Schaam gegen das Betteln ist ein wirksames Mittel in den Händen einer weisen Regierung, Müssiggang einzuschränken, und Arbeitsamkeit zu befördern. — Die 2te Classe der Einwohner Edinburgs, nehmlich die Juristen, Mitglieder des Gerichtshofes und die, welche diese Chargen ambiren, ist der Ton angehende Theil der dortigen Gesellschaften. Jeder junge Mann von Kopf und Erziehung ist, neben dieser seiner höchsten Ambition, im *Court of Session* befördert zu werden, Metaphysiker; *David Hume* veranlasste die Neigung zu diesen Studium, so wie die Herrn *Cullen* und *Black* die Chymie in Aufnahme gebracht, und sie zu einem zweyten Lieblingsstudium der Edin-

Edinburger tonangebenden Herren gemacht haben. — Noch immer ist der politische Einfluss der Geistlichkeit sehr bedeutend und dem Civil-Gouvernement gefährlich. — Der Volkscharakter der Edinburger zeichnet sich durch Gegenwart des Geistes, Entschlossenheit und Beharrlichkeit aus. Am sichtbarsten beweiset diess der Aufruhr wegen der Malz-Taxe von 1736, wovon S. 336 ff., so wie von den folgenden Wirkungen auf die handelnden Personen, ausführliche Nachricht ertheilt wird. Mit einigen Zügen aus der altbrittischen Geschichte, und einer angestellten Vergleichung, der, durch die Besuche der Isländer unter der norwegischen Regierung in England, entstandnen und noch fortdaurenden Aehnlichkeit der Verfassung und Sprache der Isländer mit der Schottischen und Nordenglischen, schliessen diese Reisebemerkungen, die, ihrer Mängel ungeachtet, eine unterhaltende und belehrende Lectüre gewähren.

HEIDELBERG, b. den Gebr. Pfähler: — *Geographisches Taschenbuch auf italienischen Reisen, mit einer Theorie vom Erdbeben zu genauer Beobachtung vulcanischer Stellen und Phänomene* von *Aug. Gottl. Preuschen* 1789 S. 166. 8.

Hr. P. hat hier in alphabetischer Ordnung, die ihm am wichtigsten scheinenden Städte, Oerter und Plätze Italiens angegeben und ihre Merkwürdigkeiten kurz verzeichnet. Grösstentheils ist er *Büsching* und zwar oft wörtlich gefolgt, *doch ohne ihn zu nennen*. Hin und wieder sind übrigens einige, so viel Rec. bemerkt hat, nicht sehr wichtige Zusätze hinzugekommen. Ein vollständiges geographisches Verzeichniss, oder neue, noch nicht hinlänglich bekannte geographische Nachrichten darf man daher hier nicht suchen. Der Vf. hat sein Buch in 3 Abschnitte getheilt. Der erste enthält eine Einleitung zur Italianischen Reise, die von Beschaffenheit des Landes, den Einwohnen, der Art zu reisen u. s. w. handelt. Der grösere Theil davon ist aus Büsching genommen. S. 2 ist übrigens ein groser Druckfehler eingeschlichen; die Volksmenge in Italien wird dort auf sieben Millionen angegeben, da sie doch wahrscheinlich zwischen 15 und 16 Millionen und darüber beträgt, wenigstens schätzt sie Büsching auf 16,250000, und Crome auf 16,500000. Diese Angaben hält Rec. auch der Wahrheit näher, als die von 14,000000 im *Giornale Enciclopedico di Vicenza* von 1780. Nr. 74. Der zweite Abschnitt enthält das Verzeichniss merkwürdiger Orte und Gegenden selbst. Zum Beweise, was Hr. Pr. geleistet hat, wollen wir bey dem ersten Beispiele, was uns in die Hand fällt, Büsching und Preuschen neben einander stellen.

Pr.	*Büsching* 7te Aufl. S. 1352.
Solfatara, v. Z. *forum et olla Vulcani*, ist ein Thal, in welchem an vielen Orten Rauch aufsteigt, der nur in kleinen Entwickelungen des Vesuvs grosse Erscheinungen vorstellt, Doch ist hier immer ein entgegen gesetzter Wechsel von Ruhe und Arbeit. Ruht der Vesuv, so regt sich die Solfatara. Tobt jener, so bleibt diese in der Stille. Aus solchen Umständen ist die Verbindung zwischen beiden sichtbar. Unstreitig ist die Erde in diesem Thale hohl. Denn wirft man einen Stein in ein gegrabenes Loch, so antwortet im Abgrunde ein donnerndes Echo. Demungeachtet ist in demselben ein Kapuzinerkloster, und Hüttenwerk, auf welchem Schwefel, Alaun und Vitriol zubereitet werden, auch wird in dieser Gegend noch ein altrömisches Amphitheater das vor Zeiten zu Puzzuolo gehörte, unter dem gemeinen Namen Coliseo angetroffen.	Solfatara ist ein kleines Thal, welches gelblich und weisslich aussieht; es steigt auch an sehr vielen Orten ein Rauch auf, daher diese Gegend von den Alten, *forum et olla Vulcani* genennt worden — — Es geschieht hier im Kleinen, was man an dem Vesuvius im Grossen wahrnimmt, und unerachtet dieser Berg über 2 deutsche Meilen von hier entfernt ist, muss es doch in unterirdischer Verbindung mit diesem Thale stehen, weil man angemerkt hat, dass, je stärker es hier rauchet, desto ruhiger der Vesuv sey, und je mehr dieser ausbricht, desto weniger Rauch auf der Solfatara verspürt werde. Das Erdreich ist fast allenthalben hohl. Wenn daher ein Stein auf den Boden geworfen wird, so hört man unter demselben ein sich ziemlich weit erstreckendes Echo, welches recht donnernd ist, wenn ein groser Stein in ein gegrabnes Loch geworfen wird. Es wird hier Schwefel, Vitriol und Alaun zubereitet — Es ist hier ein Capuzinerkloster mit einer Kirche. Von hier kömmt man zu einem Amphitheater, insgemein Coliseo genannt, welches ehmals mitten in Puzzuolo gestanden hat.

Abschreiben würde man eine solche Behandlung nennen, wenn Hr. P. seinen Autor genannt hätte; so aber ist es wahres Plagiat. Der dritte Abschnitt ist betitelt: Realregister über itinerarische Gegenstände, und ist ein Register über das Buch. Zuletzt ist noch S. 165 *und 166.* ein Verzeichniss der Orte, die in unmittelbarem Verkehre stehen und einander Wechselbriefe mittheilen, beygefügt. Die auf dem Titelblatte versprochene Theorie vom Erdbeben vermisst Rec. ganz, wenn nicht anders der Vf. das dafür ausgeben will, was er bey den Feuerspeienden Bergen selbst und bey verschiedenen Plätzen gesagt hat, eine Wiederhohlung längst bekannter Sachen ist, die wohl nur Anmasung und Eigendünkel für eine Theorie vom Erdbeben ausgeben konnte.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Abulfedae Africa* excudi curavit *Jo. Godofr. Eichhorn.* 1790. gr. 8. 36 S.

Die von der philosophischen Facultät zu Göttingen den Studirenden für den 4 Jun. 1791 vorgelegte Preisaufgabe: *eine geographische Beschreibung von Afrika nach Anleitung des sogenannten Geographus Nubiensis*, war die Veranlassung für den Hn. Hofr. E. aus der Geographie des Abulfeda die jenen Welttheil betreffenden Stücke in der original Sprache abdrucken zu lassen, damit diejenigen, welche die Arbeit versuchen wollten, nicht auf die, übrigens gute, lateinische Uebersetzung von Reiske, in Büschings Magazin IV und V B. eingeschränkt bleiben müssten. Das Eine, bey weitem grössere Stück, *Al Magreb* oder *Mauritanien*, ist nach einer von Hn. Prof. Schnurrer mitgetheilten Abschrift abgedruckt: Das Andre, Nigritien, ist aus der kürzlich erschienenen *Macrizi historia regum Islamiticorum in Abyssinia una cum Abulfedae descriptione regionum Nigritarum* — genommen. Der Druck ist bis auf wenige, leicht zu erkennende Druckfehler, ziemlich correct. Bey dem ersten Stück sind die Abweichungen des arabischen Texts von der lateinischen Uebersetzung von dem Herausgeber bemerkt, auch

wird

wird hie und da die Lesart emendirt. S. 4 wird statt علي جفة البحر vorgeschlagen, علي حافة البحر, Rec. würde rathen علي ضفة البحر, wie unten S. 29 vorkommt علي ضفة النيل — S. 17. heisst es bey den Worten ولها مياه سائحة, „*scribendum sine dubio* مالحة." Reiske übersetzt freylich, *habet aquas salsas*. Aber könnte nicht auch die Lesart statt finden, سائحة, *fliessendes Wasser*? — S. 15 Artikel: *Darah*, ist gedruckt.— ويغوص ما يفضل عند بعد السني. zu dem Wort السني ist bemerkt: *Putem* الشتي. Reiske übersetzt: *fluvius iste postquam rigavit urbem, caeterae aquae evanescunt in istis aridis desertis.* Rec. würde die Lesart so nehmen: ويغوص ما يفضل عند بعد السقي.— Ebendaselbst heisst es: وعند طريق الغرب الاقصي Reiske: *apud oram Mauritaniae extimae.* Diese Uebersetzung supponirt im Text طرف, nicht طريق. — S. 24 Artikel: *Mahdijah* ist gedruckt. وهي علي طرف داخل في البحر كهيئة كف متصل مدينزيد Zu dem letzten Wort gehört die Note: *Vox mihi ignota.* Reiskius: „*instar manus cum cubito iunctae.*" *Legisse videtur* نم اع. Diese Uebersetzung, *instar manus cum cubito iunctae*, führt auf die Lesart متصل بزند. Aber auch die gedruckte Lesart lässt sich vertheidigen, man schreibe nur abgesetzt: متصل مد يبزيد. Statt كهيئة sollte gedruckt seyn كهيئة. — Das Andre Stück ist genau aus der Leidner Ausgabe abgedruckt, ohne Emendation. Aber die nicht ganz seltnen Unrichtigkeiten des Texts lassen sich, besonders durch Vergleichung mit der lateinischen Uebersetzung, recht gut verbessern.

STRASBURG, b. Lorenz u. Schuler: *Orbis antiqui monumentis suis illustrati primae lineae.* Iterum duxit *Jer. Jacob Oberlinus*, Log. et Metaph. P. P. O. 1790. 26 Bogen. 8. (1 Rthlr.)

Bey vielen unserer Leser darf man zwar die Einleitung des Hn. O. aus der ersten Ausgabe als bekannt voraussetzen; da dies aber so allgemein der Fall doch nicht seyn möchte, und da das Buch seiner Vollständigkeit und Gründlichkeit wegen die gröfste Ausbreitung verdient: so hält es Rec. für nöthig, den Plan desselben kurz vorzulegen; um desto mehr, weil die blosse Darlegung schon zum Theil die Stelle der Recension selbst vertreten kann. Alte Geographie ist zwar der Hauptgegenstand des Entwurfs; er umfasset aber zugleich unter der Beschreibung eines jeden Landes die Antiquitäten desselben, von welcher Art sie seyn mögen, und nennt die Männer, welche sie beschrieben haben. Um dies mit der genauesten Ordnung bewerkstelligen zu können, macht sich der Hr. Vf. bey jedem Lande, oder bey den einzelnen Theilen merkwürdiger Länder, folgende Rubriken. α) *Descriptio*, diese umfasst die geographischen Angaben, welche aus den nackten Namen, der vorzüglichsten Flüsse, Berge, Wälder, Völker und Städte bestehen; β) *Monumenta*, mit fünf Unterabtheilungen, 1) *Architectonica*, 2) *Icones*, 3) *Tituli*, 4) *Nummi*, 5) *Vasa et supellex*. Auch hier findet sich zwar die gedrängteste Kürze, doch sind es nicht mehr blosse Namen, sondern zugleich Hinweisungen, welche bemerken, wo das Denkmal gefunden worden, ob es ächt oder unächt ist etc.; überdies wird in dieser Hälfte des Entwurfs auch der kleinste Gegenstand nicht übergangen. Es entsteht hieraus eine Disproportion nicht allein in der Beschreibung jedes einzelnen Landes, sondern auch in dem Verhältniss der Länder gegeneinander. Italien, als das reichste in den Ueberbleibseln des Alterthums, muss freylich weitläufiger ausfallen, als andere Länder; aber hier nimmt es allein den dritten Theil des ganzen Werkes weg. An Vollständigkeit fehlt es also auf dieser Seite nicht, und dem Kenner muss der Reichthum und die mühsam gesammelte und schön geordnete Literar-Notiz, welche er hier findet, äusserst willkommen seyn. Bey jedem einzelnen, nach den Rubriken geordneten Gegenstand, werden genau die Männer bemerkt, welche darüber geschrieben haben, und dann folgt noch am Ende des Buchs, nach dem Register der geographischen Namen, ein alphabetisches Verzeichniss dieser Schriftsteller, mit den Titeln ihrer hieher gehörigen Schriften. Minder möchte vielleicht für das Bedürfniss des Lernenden gesorgt seyn, für welchen das Buch doch wohl zunächst geschrieben ist. Ein Compendium, das in geographischer Rücksicht eben so viel umfasste, als Hn. O. Entwurf enthält, im antiquarischen Theil aber nur das Wichtigere auswählte, und ganz in das Einzelne gehende Gegenstände dem Privat-Studium des Mannes überliesse, der die Alterthümer zu seinem Hauptsache zu machen gesonnen ist, würde nach des Rec. Meynung dem Studirenden mehrern Nutzen bringen. Denn über alles das, was der Hr. Vf. nur anzeigt, kann man ohnedem in Vorlesungen unmöglich commentiren, wenn auch mehrere Zeit dazu verwendet werden sollte, als man nach unsern gewöhnlichen Verfassungen verwenden kann und darf. Dagegen liesse sich dann, ohne dass die Einschränkung des Compendiums überschritten würde, zur Erklärung ein kleines Wort sagen, ein Wink anbringen, der gewiss aus dem Kopf eines solchen Gelehrten, dem Lehrer und dem Lernenden willkommen wäre — Dass die Behandlung der Geographie selbst richtige Kenntnisse u. kluge Auswahl zeigt, versteht sich bey Hn. O. von selbst; doch würde er bey nochmaliger Uebersicht vielleicht einiges verändern, einiges ergänzen; wenigstens nach dem Gefühl des Rec., der zu Rechtfertigung dieses Urtheils den Abschnitt *Germania* hier durchgehen will. Er fasst nur zwo Seiten. S. 90 ist unter

ten den Flüssen der *Suevus* und *Viader* (die Oder) für einerley Fluss angesetzt; sollte dies erwiesen, oder nur wahrscheinlich seyn? Es fehlt die *Luppia*, (Lippe), ein sehr wichtiger Fluss in der alten deutschen Geschichte. Der *Asciburgius* Mons, *Sudeta* M. und der *Gabreta* Wald, hätten unter den Gebürgen mit den nemlichen Rechte stehen sollen, mit welchem der Melibocus und Taunus und Abnoba wirklich dastehen. Kleinere Völkerschaften werden hie und da übergangen, welches wir bey einem Compend. sehr zweckmäsig finden; weniger lassen sich manche gewagte oder unbestimmt angesetzte Benennungen billigen. Z. B. *Castellum* (Cassel) ist eine blosse Conjectur; sie sollte hier keinen Platz finden. In *Idistavisus* ist das Beywort *campus* ausgelassen, obgleich ähnliche Beyworte in den nächst vorhergehenden und unmittelbar folgenden Namen sorgfältig bemerkt sind. — S. 61. Wodurch glaubt sich der Hr. Vf. berechtigt, die *Fosi* auf die Ostseite der Elbe, unter die Sueven zu stellen? oder *Nerigon* als eine Stadt anzunehmen? Rec. kennt zwar aus dem Plin. eine Insel Nerigon, welche dem Zusammenhang nach Norwegen ist; aber von einer Stadt dieses Namens hat er nie gehört. Die Grenzen werden bey Germanien so wenig, als bey irgend einem andern Lande bemerkt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. (Ohne Druckort): *Kurze Erklärung dunkler Stellen, Wörter und Redensarten des Neuen Testaments, nach Luthers Bibelübersetzung. Besonders zum Gebrauch für Bürger, Landleute und Lehrer niederer Schulen.* Erstes Stück, 1790. 50 S. 8. Es sind deutsche Scholien für ungelehrte Bibelleser, woraus sie in der Kürze, und dennoch für ihren Zweck deutlich und vollständig genug über die Bedeutung der biblischen Wörter- und Redensarten und über den Sinn ganzer Stellen der Reihe nach belehrt, und wodurch sie wirklich in den Stand gesetzt werden, das N. T. mit Verstand zu lesen. Dieses Stück reicht bis zum 18 Kap. Matthaei, und es verräth einen Mann, dem es weder an guten exegetischen Kenntnissen, noch an der Geschicklichkeit fehlt, einen für diese Classe von Menschen zweckmäsigen Gebrauch davon zu machen. Auf 16 Bogen, die nicht über 10 Groschen kommen sollen, gedenkt er die Erklärung übers ganze N. T. zu liefern, die wir jedem Schullehrer zu Beförderung eines verständigen Bibellesens, im Voraus anempfehlen können, wofern sie nur dieser Probe gemäss im Ganzen ausfüllt. Wir belegen dieses Urtheil mit der ersten besten Stelle, die uns eben ins Auge fällt, „Math. XVI. 17. „*Selig* (glücklich) *bist du* (wegen dieser deiner Kenntniss) — „*Fleisch und Blut* h. die Menschen (denn diese halten mich nicht „für den Messias) — *Im Himmel* (durch meine überzeugenden „Lehren und Wunder.) 18. *Du bist Petrus*, das heisst: ein „Fels. — Führest diesen Namen, den ich dir einst gab, mit „Recht — *und auf diesen Felsen* h. denn durch dich als einen „felsenfesten und standhaften Bekenner reiner Lehre — *will ich „meine Gemeinde bauen* h. soll der erste Grund zur christlichen „Kirche (unter Juden und Heyden) gelegt werden (Petrus verkündigte auch wirklich zuerst den Juden und Heyden die Lehre Jesu.) — *und die Pforten der Höllen* h. und die Gewalt des „Todes, oder der Tod — *sollen sie nicht überwältigen* h. die Christen werden nie aussterben, und sollten auch noch so viele durch „die Verfolgungen gewaltsam umkommen. 19. Hier ist zu merken, dass man ehmals die Thüren mit Stricken verwahrte, welche mit einem Schlüssel zusammengeknüpft und wieder aufgelöst wurden. Deswegen heisst: *binden*, zuschliessen und *lösen* „aufschliessen, *Schlüssel*, h. Aufschlüsse, oder Kenntnisse, so wie „man schon im gemeinen Leben sagt: ich will dir den Schlüssel „zu der Sache geben. Also: *ich will dir den Schlüssel des Himmelreichs geben*, h. ich will dir vorzügliche Einsichten in Religionssachen ertheilen" u. s. w. Es giebt sogar noch manche Prediger, die das gelehrte exegetische Studium einmal in ihrer Jugend versäumt haben, und denen es nun darum zu thun ist, ohne jene mühsamen Vorbereitungen (wozu sie öfters weder Kräfte noch Zeit haben) dennoch wenigstens die Resultate fremder Untersuchungen über das N. T. zu erfahren und beym Volksunterrichte anzuwenden. Auch diese werden in dem angekündigten Buche ihre Wünsche erfüllt sehen.

Vermischte Schriften. *Darmstadt*, im Verlag der Invalidenanstalt: *Hochfürstlich Hessen-Darmstädtischer Staats- und Address-Kalender* auf das Jahr 1791. 12. Der Hessendarmstädtische Staats- und Addresskalender zeichnet sich schon seit 1780 vor seinen Mitbrüdern durch Anhänge aus, worinn biographische, statistische und andere interessante inländische Notizen geliefert werden, allein der diesjhrige Jahrgang lässt die vorhergehenden weit hinter sich. Der Herausgeber desselben, Hr. Kriegsrefendar *Hoffmann* zu Darmstadt liefert diesmal ein Verzeichniss aller Darmstädtischen Orte, Höfe und Mühlen, so vollständig als er es durch die ausgebreiteste inländische Correspondenz machen konnte. Jedem Orte ist die Seelenzahl angefügt, auch bey jedem angezeigt, wohin er gehört. Da jedoch dieses S. 118 eigentlich angehende Verzeichniss, weil es nach der Landeseintheilung verfasst worden ist, zum schleunigen Aufschlagen einzelner *Oerter für* den mit jener Landeseintheilung nicht durchaus bekannten In- und Ausländer seine Unbequemlichkeit hätte, so ist auch dafür gesorgt worden. Ein von S. 260 bis 284 befindliches Register macht, nach alphabetischer Ordnung, jeden Ort, jeden Hof, jede Mühle und jedes einzelne Haus, so eine Benennung hat, namhaft und bemerkt die Aemter, wohin sie gehören. Wegen des an jedem Orte befindlichen Personale ist in Spalten auf die Seitenzahl des Kalenders verwiesen, so dass man sich auch hierüber augenblicklich belehren und überhaupt das ganze Register die Stelle der sogenannten Dorfbücher auf den Kanzleyen vertreten kann. Schade ist es, dass der Herausgeber seinen Plan diesmal noch nicht auf die Graffschaft Hanau-Lichtenberg und einige gemeinschaftliche Aemter hat ausdehnen können; wir hoffen aber, es werde in dem nächsten Jahrgange geschehen. Der Anhang inländischer Merkwürdigkeiten enthält eine statistisch-geographische Beschreibung des Amts Rüsselsheim mit grösstentheils historischen Anmerkungen. Wenn bey allen Staats- und Addresskalendern der nemliche Plan befolgt würde, dann würde bald die deutsche Geographie und Statistik wichtiger und vollständiger werden. Möchte man doch überall *höhern Orts* durch zweckmäsige Verfügungen hiezu beytragen!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 11. Februar 1791.

GESCHICHTE.

STOCKHOLM, b. Carlbohm: *Svea Rikes Historia under Konung Gustaf Adolf den Stores Regering. I. och II. Bandet.* 1790. 889 S. in 8.

Lange hat man sich einen einheimischen Geschichtschreiber K. Gustav Adolphs gewünscht, der, mit der historischen Kunst bekannt, aus der ersten und ächten Quelle schöpfen, und uns diesen grosen Monarchen nicht bloss im Felde, wie so viele schon gethan, sondern auch zugleich in seinem Reiche als Vater seines Volks in seiner ganzen Würde, vom Anfang seiner Regierung an, bis an seinen glorreichen Tod, völlig darstellen möchte, denn noch hat Schweden keinen Harte für Gustav Adolph gehabt. Der einzige *Johann Widekindi* fieng es an, eine vollständige Historie Gustav Adolphs, doch nicht eben im guten Geschmack geschrieben, zu liefern, wovon 1691 der erste Theil in Folio erschien, der doch nur bis 1717 gieng, allein diess Buch ist dem Ausländer wenig bekannt und selten, da es besonders wegen einiger harten Ausdrücke gegen Dänemark eingezogen ward. Der Verleger Wankif erhielt zur Schadensersetzung eine Summe von 1200 Thlr. Silberm. Die Anmerkungen, welche eine Commission von Gelehrten damals aufgesetzt, findet man in der Nettelbladtischen Schwed. Bibliothek, wo Rec. nicht irret, im 5ten Stück. Nicht leicht war jemand, sowohl wegen eigener historischen Einsicht und Geschicklichkeit, die man aus seiner auch in dieser A. L. Z. angezeigten *Nya allmänna Historien* kennt, als wegen des freyen Zuganges zu den Archiven des Reichs, fähiger dazu, das Leben eines so grosen, so wirksamen Königs zu schreiben, als der königl. schwed. Reichshistoriograph, Hr. *J. Hallenberg*, der sich hier unter der kurzen Vorrede genannt hat, und nicht leicht hat man wohl eine mit grösserer Sorgfalt aus archivalischen Urkunden geschriebene Geschichte gelesen, als diese. Freylich wird sie etwas weitläuftig werden, denn diese beiden vor uns liegenden starken Bände schliessen mit dem Jahre 1613, und enthalten also bloss die ersten 14 Monathe der Regierung des Königs. Das 1ste Cap. giebt von Gustav Adolphs Geburt, Kinderjahren und Erziehung, seiner Ernennung zum Kronprinzen, und dem, was er als Kronprinz im Reiche verrichtet, Nachricht. Da er als Kind mit seinem Vater auf einer Wiese gieng, hat man ihn, sich vor Schlangen zu hüten. Ey! so gebt mir einen Stock, sagte er ganz kalt, so will ich sie todtschlagen. Sein Vater sagte lächelnd: glaubt nicht, dass ihm bange ist. Da sein Vater, sagt *Axel Oxenstjerna*, ein strenger Regent und kriegerischer Herr war, und seine Mutter nicht bloss schön und wohlgewachsen von Leibe war, sondern auch eine hohe, edle Seele, viel Muth und Geist hatte, so ward er streng erzogen, und von Jugend auf zur Arbeit, Tugend und Tapferkeit angehalten. Mag. *Schröderus*, hernach unter dem Namen *von Skytte* geadelt, der nicht unwahrscheinlich ein natürlicher Sohn K. Karl IX. war, ward sein Lehrmeister, und gab sich alle Mühe, ihn zur Gottesfurcht, zu Künsten und Wissenschaften und allen ritterlichen Leibesübungen anzuführen. Der Prinz wechselte mit den Studien, der Jagd und den Kriegsübungen ab.

> *Non madidus vino, at doctae sudore palaestrae*
> *Saepe domum redit, tormenti aut pulvere pulver.*

Sein Vorrath an Kleidern war sehr klein: er hatte nur *ein* Paar seidene Strümpfe, die ihm *Joh. Skytte* geschenkt hatte; doch trug er nach damaliger Gewohnheit Mützen mit Pelzwerk gefüttert. Für Putz war er nie geneigt. Er war schon in seiner Jugend heftig, wie man das aus seinen Uebereilungen in männnlichen Jahren schliessen kann. Er ward sehr früh an die Regierungsgeschäffte gewöhnt. Gleich nach dem 9ten Jahre wohnte er den Staatsberathschlagungen bey, und schon im 12ten Jahre brauchte ihn sein Vater zu Regierungsgeschäften. Er war bey der Audienz ausländischer Gesandten gegenwärtig, und gab ihnen in den letzten Jahren der Regierung seines Vaters oft selbst Antwort auf ihr Anbringen. Er unterhielt sich gern mit ausländischen, besonders niederländischen Officiers, die sich damals in Schwed. Dienste begaben, und setzte sich Prinz Moritz von Oranien zum Muster in der Kriegskunst; allein dass er wirklich unter letzterm Kriegsdienste gethan habe, ist eben so falsch, als dass er in Padua studirt habe. Als Kronprinz war er vielmehr beständig im Lande, ausser dass er einmal einen kurzen Besuch in Dänemark abstattete. Zu dem Vorgeben von G. A. Aufenthalt in Padua haben vielleicht zween andere Schw. Prinzen, die den Namen Gustav geführt, nämlich entweder Erich XIV. Sohn oder Johann III. Schwestersohn, der ungefähr um die Zeit eine Reise nach Italien machte, Anlass gegeben. Im 2ten Cap. tritt G. A. als Kronprinz nun schon selbst auf den Kriegsschauplatz mit Dänemark, nachdem dessen Reise zu K. Christian, um alle Streitigkeiten in Güte beyzulegen, vergeblich gewesen war, und er auf dem Reichstag zu Oerebro mit den Ständen darüber berathschlaget hatte. In diesem Kriege eroberte G. A. Christianopel, bey welcher Gelegenheit Schlegel und einige andere Dänische Geschichtschreiber bescheiden widerlegt werden, und nahm Oeland wieder weg. 3tes Cap. Tod Karl IX. und Schwedens ehe-

damalige Lage in Ansehung anderer Europäischen Mächte, besonders gegen seine Nachbarn, Russland, Polen und Dänemark, meisterhaft geschildert. Cap. 4. Innerer Zustand des Reichs. Der Adel klagte über Unsicherheit seiner Privilegien, und viele, die aus dem Reiche entwichen waren, machten von Polen und Dänemark aus gefährliche Anlagen. Die Priesterschaft, die unter Karl des IX. Vorgängern von den Katholiken, und unter seiner Regierung von den Calvinisten beunruhiget worden, war nicht sonderlich zufrieden, und viele darunter waren Anhänger von Dänemark. Die Bürgerschaft klagte über Verletzungen ihrer Handelsfreyheiten von Seiten der Regierung und des Adels, und der Bauer über die Beschwerlichkeiten des Krieges und die harten Auflagen, ja in Dalekarlien und den nordlichen Landschaften äusserten sich sogar aufrührerische Bewegungen. Selbst die Thronfolge war unsicher. G. A. war zwar bey seines Vaters Lebzeiten als Kronprinz erkannt; allein sowohl Herzog Johann, König Sigismunds Halbbruder, als die Reichsstände, konnten doch neue Einwendungen dagegen machen, und Karl IX. hatte daher in seinem Testament die Stände sowohl, als seine Prinzen selbst, ermahnt, Herzog Johann für König zu erkennen, falls er die Regierung annehmen wollte, weil er sowohl älter, als reifer von Verstande wäre, und durch seine Geburt ein näheres Recht zur Krone hätte. G. A. nahm daher auch nicht gleich nach seines Vaters Tode den Namen eines Königs an, so dass wirklich Schweden zwey Monathe lang ohne König war. Alle Befehle wurden im Namen der verwittweten Königin, bisweilen doch auch zugleich Gustav Adolphs, ausgefertigt, und in ihrem und Herzog Johanns Namen wurde der Reichstag am Ende des Jahres 1611 ausgeschrieben. Zustand der schw. Kriegsmacht, die sich mit den ausländischen Truppen auf 40000 Mann beliefen. Ungeachtet des grosen Geldmangels sorgte die vormundschaftliche Regierung für die Ablohnung der Soldaten, und veranstaltete neue Kriegsvestungen zu Lande und zu Wasser. Sonstige gute Anstalten im Reiche selbst. — 5tes Cap. Auf dem Reichstag zu Nicöping legten Herzog Johann und die verwittwete Königin die Regierung nieder, und G. A. trat solche an, gab seine königl. Versicherung von sich, und die Stände bewilligten ihm neue Abgaben. Cap. 6. So traurig auch die Lage des Reichs sowohl wegen des auswärtigen Krieges, als des Geldmangels war, so trug sie doch mit dazu bey, die Liebe der Unterthanen gegen ihren neuen Regenten zu befördern. Karl IX. hatte sie gelehrt, *quam sit intutum proritare Principis iracundiam.* Der Senat und Adel machte sich Hoffnung, unter einem so jungen Könige seine alte Macht wieder zu bekommen, und sie bekam wirklich durch die königl. Versicherung einen neuen Zuwachs. Wenn G. A. beym Antritt seiner Regierung also zwar Macht genug hatte, ein groser König zu werden, so hatte er doch in mancher Hinsicht weniger Macht, als die nächst vorhergehenden Könige. Doch wenn die Macht eines Königs in der unbedingten Unterwürfigkeit der Unterthanen besteht, die sich mehr auf Liebe und Vertrauen, als auf geschehenes Uebereinkommen gründet, so hatte G. A. eine uneingeschränktere Gewalt, als seine Vorgänger. Und diese Liebe, dieses Vertrauen schafften ihm Zeit und Umstände, und eben so sehr sein persönlicher edelmüthiger Charakter und seine einsichtsvolle reife Klugheit, wovon hier eine Menge redende Beweise angeführt sind. Den Adel suchte er gleich durch Schenkungen, Lehne und Freyheiten zu gewinnen, und eben so suchte er den Beschwerden der andern Stände abzuhelfen. Er errichtete die fünf hohen Reichsbeamten und viele andere nöthige Bedienungen. Und nun bot er Dänemark, aber vergeblich, Frieden an. Das 7te Cap. beschäfftigt sich blos mit dem Kriege mit Dänemark. Bey Widsjö kam der König bey einem unvermutheten Anfall der Dänen in grosse Lebensgefahr, da er mit dem Pferde unter das Eis kam, und nur von P. Baner und einem Reuter gerettet ward, dem er sogleich sein silbernes Gehenk und hernach ein Gut schenkte. 8tes Cap. K. Karl IX. Begräbniss. Des Königs gute Anstalten im Reich zur Aufhelfung der Bergwerke, Sicherheit des Handels und der Münze, Abwendung aller Gewaltthätigkeiten. Entblösster Zustand des Landes, Anleihen und Verpfändung des Eigenthums der Krone zur Anschaffung der Kriegsnothwendigkeiten. 9tes Cap. Gesandtschaften an die Hansestädte, nach den Niederlanden und Ostfriesland um Hülfe gegen Dänemark; Vertheidigungsanstalten im Lande und Ausrüstung der Flotte, u. s. w.

Zweyter Band. Kap. 10. Fortsetzung des dänischen Krieges. Einfall in Norden. Vorfallenheiten zur See. Kap. 11. Es läst sich zum Frieden mit Dännemark unter englischer Vermittlung an. Verübte Gewaltthätigkeit der Soldaten im Lande, und Anstalten zur Ablöhnung derselben, und zur Bezahlung der Kronschulden. Das Geld war so rar, dass der königl. Leibschneider für eine Foderung von 20 Rthlr. nicht anders als durch Anweisung an einen königl. Einnehmer auf die königl. Gefalle befriediget werden konnte. Dabey suchte doch G. A. auf mancherley Art dem innern Handel und den Gewerben aufzuhelfen. Noch drohete ein neues Ungewitter aus Polen. Der Krieg in Russland dauerte auch fort. Wäre G. A., ehe Karl IX starb, zu de la Gardie nach Russland gegangen, er wäre gewiss dort zum Grosfürsten angenommen worden; allein da er nun König von Schweden geworden war, so wurde den Russen bange, er möchte Russland als ein Nebenreich von Schweden ansehen wollen. Und da de la Gardie ihnen rieth, des Königs Bruder, den Prinzen *Carl Philipp*, eiligst dahin kommen zu lassen; so ward solches von Zeit zu Zeit aufgeschoben. Daran war theils der dänische Krieg, theils die Liebe der Königin, die den Prinzen nicht gerne von sich lassen, und der Gefahr in Russland aussetzen wollte; theils der Neid gegen de la Gardie, am meisten aber G. A. Begierde Schuld, in eigener Person nach Russland zu gehen, um entweder selbst die Regierung über Nowogrod anzutreten, oder doch aus den in Russland gewonnenen Vortheilen für die Zukunft Nutzen zu ziehen. Der König schrieb an de la Gardie, dass er groses Bedenken trage, seinen Bruder nach Russland zu senden, theils wegen der Weitläuftigkeiten, so darüber künftig zwischen ihm und seinem Bruder entstehen könnten, theils wegen der Schwierigkeiten eines Uebereinkommens, das vorher unter

unter ihnen müfste festgesetzt werden. Das 12te Kap. hat den Reichstag in Stockholm 1612, das Bedenken der Reichsstände und freywillige Beyträge zum Kriege mit Dännemark zum Gegenstand. Auch kommt hier die Heirath Herzog Johanns mit seiner Cousine, König G. A. Schwester, vor, welche die Geistlichkeit zum Theil in Bewegung brachte, und endlich der mit Dänemark auf ziemlich harte Bedingungen geschlossene Friede im Jan. 1613 mit den darüber gepflogenen weitläuftigen Unterhandlungen. 13. Kap. Die auf den Frieden folgende Verlegung und Ablohnung des Kriegsvolks, und dessen Klagen und Gewaltthätigkeiten, die Einlösung von Elfsborg und die dazu aufzubringende Geldsumme von einer Million Rthlr.. die innerhalb 6 Jahren bezahlt werden muste, die Missbräuche bey dem Steuerwesen und den Freyfuhren, die Verleihung und Versetzungen fast aller königlichen Gefälle, machte dem Könige viel zu schaffen. Das 14te Kap. entwickelt die preiswürdigen Bemühungen des Königs nach dem Frieden um die Wissenschaften, den Handel, die Oekonomie und die Bergwerke. Die Akademie zu Upsala war ganz in Verfall, und die Lehrer unter einander in Streit gerathen. *Messenius* nannte *Rudbeck* sogar einen Esel. *Johann Raumann*, der erste und dann als noch einziger Doctor der Theologie in Schweden, war 1610 von Carl IX zum obersten *Lesemeister* und Aufseher der Akademie verordnet; allein man beschuldigte ihn, er sey zu sehr auf der Seite der Messenier, daher G. A. verordnete, dass jährlich ein neuer Rector gewählt werden sollte. Dabey gab der König doch der Akademie viele Proben von seiner Freygebigkeit.

Der Hr. Vf. hat diesen beiden Theilen 20 Beylagen beygefügt, z. E. Gust. A. und des Senats Vorstellung an den danischen Reichsrath 1610, verschiedene Urtheile des Kriegsrechts im Lager zu Rysby 1611, Verzeichniss dessen, was zum Begräbniss König Carl IX gebraucht und geliefert worden, Ulfeldt Brief an den dänischen Kanzler *Friis* und Statthalter *Ranzau* vom Kriegsschiff Argo bey Borkholm, Auszug aus des dänischen Reichsrath, *Rosensparres* Kalender, 1612, Schreiben des Königs an *Erich Göransson*, den ihm in Verlehnung gegebenen Bauern kein Unrecht zu thun, und verschiedene Rechnungen über Einnahme und Ausgabe bey den vornehmsten Bergwerken. Diese Beylagen sind doch gröstentheils, für die Ausländer besonders, nicht wichtig. Auch in der Geschichte selbst kommt manches dergleichen vor, und daher wäre es fast zu wünschen, dass Hr. Prof. *Möller* in Greifswald, statt der versprochenen Uebersetzung dieses Werks, dasselbe mit Hinweglassung dessen, was bloss für einen Schweden interessant seyn kann, zu bearbeiten. Da bekanntlich die Dalinsche Geschichte des Reichs Schweden gerade mit Carl IX aufhöret, so könnte vielleicht die Geschichte Gustav Adolps alsdann, wenn sie vollständig heraus ist, als eine Fortsetzung vom Dalin angesehen werden können, die doch vor der Dalinschen manche Vorzüge haben würde.

Stockholm, b. Nordström: *Almänna Tidningar Årgången 1790. I. II. III. Delen.* 1578 S. 8.

Ebendaselbst, b. Cronland: *Statsskrifter. Första Bandets I. II. III. Afdelning.* 1790. 367 S. 8.

Die *Almänna Tidningar*, welche Hr. Ass. und Bibliothekar *Gjörwell* herausgiebt, und wovon täglich ein halber Bogen erscheint, sind jetzt bloss politischen Inhalts, und der Recensionen von Büchern werden darinn immer weniger. Als politisches Blatt betrachtet, unterscheiden sie sich indessen durch Ausführlichkeit, Inhalt und Vortrag von andern politischen Zeitungen gar sehr zu ihrem Vortheil. Da aber der Begebenheiten, die aufzunehmen waren, und der politischen Verwickelungen immer mehr wurden, so entschloss sich Hr. *Gjörwell* unter dem Namen *Stats - Skrifter* die Belege dazu besonders herauszugeben, die also sowohl als ein Werk für sich, als auch als Beylagen zu den *Almänna Tidningar* angesehen werden können. Diese Staatsschriften, davon 72 Numern einen Band ausmachen, sollen nicht allein die geschlossenen Allianzen, die Friedensschlüsse, die Declarationen der Minister und Deductionen der Höfe, sondern auch solche historische Abhandlungen und Berichte enthalten, welche der Geschichte unserer Zeit ein Licht geben, und uns ganze Nationen kennen lehren; sie sollen ein historisches Archiv seyn, das sowohl Actenstücke als andre Belege zur Geschichte unserer Zeit enthalten soll. Unter diesen Artikeln bemerken wir hier bloss den 18ten, welcher eine *Nachricht von der Revolution in Marocco im J. 1790* enthält. Noch nirgends haben wir eine so umständliche und zuverlässige Nachricht davon gelesen, als hier. Sie ist von einem Augenzeugen im Lande selbst aufgesetzt, und von *Tanger* dem Hn. Herausgeber zugesandt worden, und sie verdiente ihrer Merkwürdigkeit wegen, allgemein bekannt zu werden. Da die spanische Partey, die beym vorigen Kaiser so viel galt, dem jetzigen Kaiser, dessen Mutter eine englische Sklavin oder Renegate war, immer so sehr entgegen gewesen, und so viel Theil an den Grausamkeiten seines Vaters gegen ihn gehabt hat, so läfst sich die jetzige feindselige Gesinnung desselben gegen Spanien daraus leicht erklären.

London, b. Kearsly: The third Edition, with considerable Additions. *An authentic Detail of Particulars* relative to the late *Duchess of Kingston*, during her connection with the Duke, her Residence at Dresden, Vienna, St. Petersburgh, Paris and several other Courts of Europe; also a faithful Copy of her singular *Will.* 1790. 252 Seiten in 8. (1 Rthlr. 2 gr.)

Da dieses Buch, wie die Geschichte seiner Heldin, bekannt genug ist, so bleibt nicht viel davon zu sagen übrig. Aufschlüsse über so manchen dunkeln Umstand, besonders darüber, warum die junge Chudleigh, nach der Aufklärung des Missverständnisses zwischen ihr und Hamilton, nach der Entdeckung, dass seine Briefe waren unterschlagen worden, nach der Auflösung zwischen den beiden Verlobten, ihm dennoch aus ihrer geheimen Verbindung mit Hervey ein Geheimniss zu machen fortfährt; — Aufschlüsse solcher Art sucht man auch in dieser *dritten* Ausgabe vergebens. Statt derselben bekömmt man, ausser der auf dem Titel angezeigten, freylich sehr wichtigen Urkunde von der Seltsamkeit ihrer Denkungsart, und verschiedenen Anmerkungen, auch noch (S. 237.) Zusätze von einer andern Hand, deren Ton viel zu heftig

ig ist, als dass man diese schwarze Schilderung durchaus für treu annehmen dürfe.

Auf dem Titelkupfer erscheint die grillenhafte Freundin des Vergnügens, wie einst auf einem Ball, als Iphigenia (S. 47.); in einem Costume, das wenig zu den Attributen des Altares passt, an welchem sie als Priesterin zu stehen scheinen könnte.

FRANKFURT u. LEIPZIG, b. Varrentrapp u. Wenner: *Beyträge zur Geschichte der Bastille* etc., aus dem Französischen übersetzt, und mit erläuternden Anmerkungen versehn. 1789. 8. II und III. Stück. Beide 287 S.

Eine Uebersetzung der Bastille dévoilée. Da das Original in der A. L. Z. No. 179. v. J. bereits umständlich angezeigt ist, so merkt Rec. nur bey dieser Uebersetzung an, dass sie fliessend und treu ist, dass aber die *erläuternden* Anmerkungen höchst unbedeutend sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERARGESCHICHTE. *Modena*, b. der typographischen Gesellschaft: *Clementini Vannettii Commentariolum de Janus Baptista Grisonio.* Accedunt nonnulla huius carmina. 1790. 87 S. gr. 8. (12 gr.) Der Ritter Vannetti setzt seinen gelehrten Freunden und Landsleuten ein schönes Denkmal nach dem andern. 1779 gab er das Leben des Alessandre, und jetzt die Lebensbeschreibung eines andern gar nicht unmerkwürdigen Mannes heraus, den mehr eine gewisse zufriedene Behaglichkeit und launige Indolenz, als Mangel der Verdienste und ausgezeichneter Talente von ausgebreitetem Ruhm und höherm Emporkommen entfernt gehalten haben. Wir fanden in dieser Schrift die leichte gefällige Manier, die treffende Charakteristik und die ungezwungenen Reflexionen wieder, deren vereinbarte Wirkung beym Leben des Zorzi uns schon für diese Meisterhand einnahm. Mit feiner Kunst versteht der Vf. es, die Leser für einen Freund zu gewinnen, in dessen Gemälde die Schatten dennoch nicht gespart sind. *Grasort* ward zu Roveredo 1718 in Dürftigkeit, aber mit grossen Gaben, gebohren, durch welche er die Firmian, Sperges, Tartarotti, Giusti, Gaspari, Garampi zu Gönnern und Freunden erhielt, und selbst von dem jetzigen Pabst 1782 auf seiner Rückreise aus Deutschland öffentlich mit grosser Distinction behandelt, auch sonst von der grossen Theresia besonderer Gnaden gewürdigt wurde. In der Jugend studirte er den Euclides; 1748 stellte man ihn zu Roveredo als Lehrer der Beredsamkeit und Dichtkunst an, welche Stelle er vier Jahre bekleidete, und hier unter andern den berühmten Mathematiker, Fontana, bilden half, der immer für ihn die grösste Zärtlichkeit und Hochachtung behielt: *da cui mi glorio*, schreibt er ihm mit herzlicher Ergiessung, *di aver succhiato il primo latte.* Freundschaftliche Veranlassungen zogen ihn nach Deutschland, wo er 1761 zu Inspruck, an Roschmanns Stelle, der Theresianischen Bibliothek, die er in Ordnung brachte und mit Verzeichnissen versah, vorgesetzt, und zugleich als Professor der Moral angestellt wurde. Die Deutschen, *quibus*, wie V. schreibt, *scientiae fidem, nisi crebris voluminibus, haud forme facias*, wollten Proben seiner Geschicklichkeit sehen, und diese legte ihnen G. in zween 1761 und 1775 geschriebenen Abhandlungen vor, *de moralis philosophiae ad iurisprudentiam necessitate* und *de historiarum studio deque historicorum delectu.* Zu Inspruck machte er sich mit der deutschen Sprache mehr beym Glase Wein und beym geselligen Mahl, als durch mühsames Studium, bekannt; doch hat er deutsche Schriften übersetzt, wie z. B. Bohadsch über den Bau der Acacie; (Bohedasch nennt ihn V. S. 42 unrichtig.) nach 13 Jahren begab er sich seiner Stelle, und lebte auf den Rath der Aerzte mit einem jährlichen Gehalt zu Roveredo in der Stille, wo er 1786 den 16ten Junius starb. Eine schlechte Gestalt, ein heller Geist, und treffender, schneidender Witz, ohne Galle, eine schlichte, mit keinem Stolz begleitete Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe, machten G. zu einem zweiten Aesop. Seine Gelehrsamkeit war ausserordentlich gross; sein gewandtes Genie wusste mit ihr alles zu machen; er disputirte mit gleicher Fertigkeit und mit gleichem Erfolg über ein schweres Thema aus dem canonischen Recht, wie er ein witziges Epigramm, eine fliessende Elegie oder ein schäkerhaftes Carmen macaronicum für seine Freunde hingoss. Seine Stärke war in der Beredsamkeit; aber auch hier war er sich nicht gleich, und diese Ungleichheit müsste die Wahl unter seinen vielen hinterlassenen Schriften nicht wenig erschweren. Sonst hatten seine geistlichen Reden vorzüglich den Beyfall der Menge. In der Dichtkunst war sein Liebling Horaz, dessen männlichen, lehrenden Spott er in einigen Sermonen glücklich nachahmte. In einem Lehrgedicht über die Vortrefflichkeit der Vernunftlehre, das er der grossen Kaiserin zuschrieb, und dessen Abdruck zu Wien verhindert wurde, hatte er nicht weniger glücklich den Lucrez nachgeahmt. Einen edeln Gebrauch machte er von seiner Feder, als er sich eines armen, blinden Vaters annahm, dessen einzigen Sohn man zu einem religiösen Gelübde verleitet hatte. Diese Schrift heisst: *Della Vocazione e Professione Religiosa, d'un figliuolo unico di genitori, poveri. Questione Canonica trattata in tre lettere. Lucca, (vielmehr Roveredo,) 1760, in 4.* So suchte er auch dem Wirzburgischen Pater Gaar, der noch 1749 die Verbrennung einer Unholdin hatte betreiben helfen, die Unschicklichkeit und Unrechtmässigkeit eines solchen Verfahrens in einer eigenen lateinischen Schrift, ob er gleich selbst Priester war, zu Gemüthe zu führen, und 1762 widersetzte er sich einer Kabale, die mit Begünstigung des Bischofs von Trento und seines geistlichen Gerichtshofes unter dem Vorwand der Entheiligung die Kirche zu Roveredo sperren liess, in welcher das marmorne Denkmal seines Freundes Tartarotti, dessen freye Grundsätze die Vertheidiger des Aberglaubens nicht wohl vertragen konnten, aufgestellt worden war. Diese Schrift, mit der sich G. gerade an die Kaiserin wandte, ist nicht gedruckt; geht aber in häufigen Abschriften in Italien herum. Viele andere Schriften des G., von denen die wenigsten im Druck erschienen, hat V. dem Titel nach aufgeführt. Am wenigsten haben es ihm die Italiäner vergeben können, dass er die Schriften des Tartarotti, die ihm dieser nebst einer Summe Geldes zur Bekanntmachung in seinem letzten Willen anvertrauet hatte, und worunter die Materialien zu einem interessanten Werk über das Beurtheilungsvermögen befindlich waren, nicht in Druck hat kommen lassen. Auch das Leben des Tartarotti, das er doch aus seinem starken Briefwechsel gesammlet, und nur zu weitläuftig ausgearbeitet hatte, erfuhr dieses Schicksal. Noch bewahrt V. den ganzen Vorrath lateinischer Briefe, die G. mit ihm aus Deutschland gewechselt, und die wir, da sie zum Theil philosophischen Inhalts sind, und ausführliche Erläuterungen über schwere Stellen des Plautus und Terentius enthalten, hier gern beygefügt gesehen hätten. V. ertheilt uns dafür eine Auswahl von des G. lateinischen Gedichten, die sein Urtheil über diesen seltenen Mann allerdings rechtfertigen. —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 12. Februar 1791.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Crusius: *Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unsers protestantischen Lehrbegriffs, vom Anfang der Reformation bis zu der Einführung der Concordienformel.* Dritten Bandes erster Th. 1788. S. 406. Zweyter Th. 1789. S. 544.

Von diesem beträchtlichen Zuwachs einer der schätzbarsten, und dem deutschen Fleiss und Scharfsinn Ehre machenden pragmatischen Geschichtsbeschreibungen würde Rec. schon früher eine Anzeige geliefert haben, wenn ihn nicht erst die Erwartung der zweyten Hälfte des dritten Bandes, hernach das sorgsame und oft unterbrochene Nachforschen der vielen neuen und wichtigen Aufschlüsse, die er hier über einen bedeutenden Abschnitt der Reformationsgeschichte erhielt, aufgehalten hätte. Die ganze Frucht dieses Nachforschens besteht nun aber in der befestigten Ueberzeugung von der Unverbesserlichkeit des Werks im Ganzen, in der gründlichern Schätzung des mühvollen Fleisses, der zuverläsigen Unparteylichkeit und der grosen Kunst, mit welcher es ausgearbeitet ist, und in der erhöhten Hochachtung und Dankbarkeit gegen den verdienstvollen Verfasser, Hn. Doctor *Planck* in Göttingen, als welcher sich nun, unter der Vorrede des ersten Theils, selbst genannt hat, nachdem das Gerücht, wie es bey solchen Meisterstücken pflegt, seinen Namen schon einige Jahre zuvor aus dem Dunkel, worinn sich seine Bescheidenheit verbergen wollte, hervorgezogen hatte.

Es ist die Geschichte des Zeitraums von dem einen Augsburgischen Reichstage, auf welchem die Confession übergeben, bis zum andern, auf welchem der Religionsfriede geschlossen ward, also die Geschichte der Protestanten in Deutschland von 1530—1555, welche den Inhalt dieses ganzen dritten Bandes ausmacht. Dies Vierteljahrhundert brachte nun zwar bey weitem nicht so viele und grose Veränderungen mit sich, als selbst das erste Decennium der Lutherischen Revolution, und es kann scheinen, zumal wenn man auf die allmähliche Bildung des Protestantischen Lehrbegriffs sieht, welche doch das Hauptaugenmerk dieser Geschichtsbeschreibung ist, dass die in diesem Zeitraum vorgefallenen Begebenheiten von geringerm Belang seyn und kürzer abgefertiget werden dürfen, als die, welche vorhergingen und welche folgten. Denn fast steht die Hauptsache nach Ablauf dieses Zeitraums noch auf eben dem Punkte, wo sie im Beginnen desselben stand, oder die Protestanten erhalten doch im J. 1555 erst, was sie schon im J. 1530 verlangten, und was ihnen damals Gerechtigkeit und Klugheit zuerkennen mussten. Dennoch lohnte es sich der Arbeit, die Periode eines dem Ansehn nach trägen Stillstandes, oder doch eines, unter abwechselndem Vorstreben und Rückkehren, unter weiten Umwegen und Krümmungen, merklich langsamern Fortgangs der Sachen, genauer und ausführlicher durchzugehen; und das eben um so mehr, theils weil gerade jene Stockung in einem so rasch und unbehindert unternommenen Werke, als die Reformation war, dem Beobachter Aufmerksamkeit ablocken, Befremdung erregen, und zur Nachfrage nach ihren Ursachen Anlass geben muss, theils aber, weil gerade dieser Abschnitt der Reformationsgeschichte bisher noch am wenigsten bearbeitet, oder doch, bis auf unsern Vf. pragmatisch so gut als gar nicht erläutert war. Gewöhnlich sucht man die Ursachen, warum die Ausführung der gewaltsamen Anschläge, die auf dem Reichstage zu Augspurg 1530 wider die Protestanten gefasst wurden, sich bis 1546 verspätete, in den so oft abgeänderten Verhältnissen des Kaisers gegen Frankreich, den Papst, die Türken, Katholische und Evangelische Reichsstände. Aber diese Ursachen wirkten, wie der Vf. sehr scharfsichtig bemerkt, doch nur periodisch; sie hielten in diesen 15 Jahren den Ausbruch des Krieges vielleicht drey bis viermal auf; sie traten in mehrern Zwischenräumen gar nicht ein, wenigstens nicht auf eine solche Art, dass man ihnen diese Wirkung allein zuschreiben könnte. Der Vf. hat es also zuerst versucht, wie sich durch eine solche Verwickelung der Begebenheiten hindurch kommen liesse; und dieser Versuch ist ihm ausserordentlich glücklich gelungen.

Aus der, durch diesen ganzen Band fortgesetzten, genauern Betrachtung des ganzen Gangs der Begebenheiten, und vornehmlich aller Anschläge und Handlungen Karls V ergiebt sich, dass der grose politische Entwurf desselben schon im Anfange der deutschen Religionshändel eben der war, welcher sich erst am Ende des Schmalkaldischen Krieges offenbarte, und dass dessen Ausführung nur theils, wegen seiner complicirten Beschaffenheit, Grösse und Kühnheit, von dem klugen Monarchen nicht beschleunigt werden durfte, theils auch, unter so mannichfaltigen unvorhergesehenen Hindernissen, von seiner in mehrere Reiche zertheilten, mit so vielen und mancherley andern Sorgen beschäftigten Macht und Staatskunst eher nicht glücklich betrieben werden konnte. Das grose Ziel, worauf alle seine Bestrebungen gerichtet waren, ehe er noch über die Mittel, es zu erreichen, reiflich nachgedacht hatte, war Deutschlands Unterjochung. (So unwiderstehlich einleuchtend dies der Vf. gemacht, und so oft bis zum Ueberflusse, wie es bey einer selbsterfundenen glücklichen Hypothese zur Auflösung einer verwirrten Frage leicht geschehen kann, er es wieder-

holt und eingeschärft hat, so könnte doch, zur Unterstützung der Gründe für die innere Wahrscheinlichkeit des Projects, noch der Umstand benützt werden, dass gerade Karl V der erste Kaiser war, welcher sich gefallen lassen musste, zur Sicherung der Freyheitsrechte aller Reichsstände durch eine Capitulation gebunden zu werden.) Und zur Vollstreckung dieses Werks mussten ihm, schon da er noch unentschlossen wegen der zu treffenden Maassregeln war, die Religionsirrungen in Deutschland sehr willkommen seyn; nicht als ob es ihm ein Ernst gewesen wäre, oder als wenn er wenigstens den Entschluss festgehalten hätte, die Protestanten zu unterdrücken: sondern er wollte sie nur, je nachdem die Umstände sich fügen würden, auf eine oder die andre Weise zu Werkzeugen seiner Absichten machen. Daher sahe ers auch allezeit gern, dass die Katholischen Reichsstände den Eingebungen des Religionseifers folgten, und den Krieg mit den Ketzern anfingen, damit sie sich wechselseitig entkräften möchten, er aber zuletzt mit ungeschwächter Macht zwischen eintreten und alle um so leichter verschlingen könnte; und eben die Abneigung und Unschlüssigkeit der katholischen Stände, in diesem Stück des Kaisers Willen zu thun, gehört mit zu den Ursachen des langwierigen Aufschubs einer entscheidenden Unternehmung wider die Protestanten. Ausserdem aber gehörte auch das in den Plan der Erweiterung der kaiserlichen Gewalt in Deutschland nothwendig, dass der Papst gedemüthiget und alles für diese Gewalt nachtheiligen Ansehens beraubt würde. Eben dazu konnte und sollte ihm die lutherische Secte behülflich seyn, also auch nicht vertilgt, oder doch nicht eher ganz vertilgt werden, bis sie in dem Operationsplane, den ihre Theologie mit des Kaisers Politik gemeinschaftlich vor Augen hatte, in der Zerstörung der Päpstischen Macht gute Dienste geleistet hätte. Daher denn jenes schonende und glimpfliche Verhalten des Kaisers gegen die Protestanten, selbst alsdenn, wenn gar kein scheinbarer Grund der Schonung vorhanden war; daher die Verzögerung der so oft beschlossenen Anschläge wider sie; daher die vielen, schon so oft fruchtlos abgelaufenen, und doch immer, auch mit Unwillen des Papsts, wieder angefangenen Religionsgespräche und Friedensunterhandlungen; daher so viele Kälte und Ungefälligkeit gegen den Papst, so heftiges Betreiben eines Conciliums, wenn es Zeit zu seyn schien, und wiederum so ernstliches Hintertreiben, wenn es ungelegen war; daher der unverwandte Blick auf alle Schritte, welche die Curie, oder ihre Legaten, oder die von Rom inspirirte Synode unternahmen.

Dies ist in der Kürze der Hauptgedanke, welchen der Vf. in diesem Bande bey allen vorkommenden Fällen, wo sich die Entscheidung des Schicksals der Protestanten zu nähern, oder zu entfernen, wo der Kaiser seine Absichten zu verrathen oder zu verbergen, zu befolgen oder zu verändern scheint, mit einer Menschenkenntniss, Haltung, Feinheit und Beredsamkeit durchgeführt hat, welche Bewunderung verdient. Man darf weder behaupten, dass diese Aufklärung erzwungen, und der dem Kaiser zugeeignete Plan mit seinem Charakter, oder, wegen gänzlicher Unausführbarkeit, mit seiner Klugheit unverträglich sey, noch auch, dass der Vf. zu viel Mühe und Kunst darauf verwandt habe, ein Gewebe von Staatsgeheimnissen und Stratagemen auszuspinnen und aufzuputzen, von welchem, wie es da liegt, auch selbst ein Karl V. ganz gern der Erfinder gewesen seyn möchte; denn war das einmal der Plan des Kaisers, was der Vf. dafür hält, so erfoderte in seiner ohnehin so verwickelten Lage, die Vollstreckung desselben allerdings die abgemessensten Schritte, die bedachtsamste Oekonomie, die feinste Gleissnerey, und so musste auch der Geschichtschreiber, welcher den Plan wiederfinden und dessen successiver Vollendung nachgehen wollte, mit den schärfsten unverwandten, die verborgensten und kleinsten Züge und Merkmale ausspähenden, Blicken und mit einer oft den Anschein der Spitzfindigkeit annehmenden Auslegungskunst die Sache angreifen. Ein Zweifel fiel uns mehrmals bey dem Studium dieser sonst so befriedigenden Auflösung des grossen Räthsels auf: warum doch Karl V nicht lieber mit den Protestanten Partey machte, wenn ers auf die Zertrümmerung des deutschen Staatsgebäudes angesehen hatte; sie waren doch mehr als einmal der mächtigere Theil des deutschen Reichs; sie bewarben sich so eifrig um seine Gunst, und würden, schon durch den starken Schein einer Annäherung zu ihnen, mit übermüthigen Hoffnungen erfüllt; was würden sie nicht für ihn gewagt und gethan haben, wenn er sich wirklich mit ihnen eingelassen hätte? Mit dem Papste wäre alsdenn der Kaiser schon fertig, die geistlichen Staaten wären bald bezwungen, oder ihre Regenten, (wie z. B. ein Kurf. Hermann von Cöln) leicht zu gewinnen gewesen, u. s. w. Wir halten den Zweifel selbst nicht für unauflöslich, und errathen fast, wie der Vf. ihm begegnen würde; doch auch nicht für ganz unerheblich, dass er nicht verdient hätte, bey guter Gelegenheit beantwortet zu werden.

In den übrigen, speciellern Entwickelungen der Begebenheiten dieses Zeitraums finden wir eben den und noch grössern Aufwand von Fleiss und Geschicklichkeit, als in den beiden ersten Bänden, und es würde uns schwer fallen zu sagen, um welchen Theil der Geschichte der Vf. sich am meisten verdient gemacht, in welchem er seine Vorgänger mehr übertroffen, oder welchen er vorzüglich aufgeklärt oder schön dargestellt habe: so vortreflich ist alles. Denen, welche das Buch öfter aufschlagen müssen, oder welche auch ein sie besonders angehendes Stück darinn auffinden und nachlesen wollen, würde gewiss ein Register, welches vermuthlich erst am Schluss des ganzen Werks folgen soll, oder doch eine Inhaltsanzeige bey jedem Theile sehr willkommen seyn.

Fast keine der in diesem Bande vorkommenden Materien wird, ohne genauere Prüfung der Urkunden oder Berichte, ohne nähere Erörterung der Umstände, ohne neues Licht darüber zu verbreiten, abgehandelt. Gelegentlich werden die Erzählungen anderer Geschichtschreiber kritisch berichtiget, die Uebereilungen, auch der besten, als eines Sarpi, Robertsons, angemerkt, und vornemlich die Geschichtsverfälschungen und schiefen Räsonnements des Wiener Historikers dem Leser vor Augen gelegt. Wer darinn den Vf. einer Parthe lichkeit beschuldigen wollte, würde ihm äusserst Unrecht th un;

im Gegentheil wird es noch immer nicht an solchen fehlen, welche sich über die scharfen Beurtheilungen der Protestantischen Fürsten und Theologen ärgern werden.

Eine Bemerkung über das Ganze kann dem achtsamern Leser nicht entgehen, und, wenn auch, so wird ihn der Vf. selbst darauf leiten. Dieser ganze Band nemlich enthält fast nur politische und äusserliche Geschichte der Protestanten, in einer solchen Ausführlichkeit, als dieser Abschnitt der Reformationshistorie, oder vielmehr gar keiner, zuvor von jemand bearbeitet ward; aber von der theologischen Geschichte, von Meynungen, Fortschritten und Veränderungen im System der Protestanten sehr wenig, und, ausser in der sehr sorgfältigen Erzählung von dem zu Wittenberg 1538 geschlossenen Vergleich mit den Oberländern über die Abendmahlslehre fast gar nichts. Nun aber hätte allerdings der Vf. verschiedene Gelegenheiten, die Protestantische Lehrgeschichte, als den Hauptgegenstand seines Werks, mit vorzüglichem Fleiss zu erläutern, auch in dem hier bearbeiteten Zeitabschnitt, ergreifen sollen. War gleich der Lehrbegriff zur Zeit der Augsp. Conf. und mit dieser in der Hauptsache beynahe vollendet; oder bekam es wenigstens bis zum Ablauf der ganzen vorliegenden Periode weiter keine beträchtlichen Zusätze, neue Bestimmungen und Formen, so wurden doch oft genug dogmatische Fragen aufgeworfen, Erklärungen gegeben, Streitigkeiten geführt, die weiter führten. Da würde man z. B. eine genauere Entwickelung der in der A. C. und in den Schmalkald. Artikeln enthaltenen Lehrsätze erwartet haben; eine grosse Anzahl Privatschriften Luthers, Melanchthons und andrer, desgleichen Katechismen und liturgische Bücher einzelner Länder, verschiedene Religionsgespräche, fallen in diese Zeit, und geben zu lehrreichen Betrachtungen über Fortgang, Ausbreitung und Befestigung der neuen Religionsideen und Terminologie Anlass. Insbesondre möchte man wünschen, dass der Vf. sich über die ursprüngliche Bestimmung, und über die nach und nach eingeführte Anwendung öffentlicher Glaubensbekenntnisse der Lutheraner, dergleichen hier zuerst vorkommen, erklärt, und die Fortschritte, mit welchen aus gelegentlichen Vertheidigungen und Erklärungen des protestantischen Glaubens bleibende und bindende Lehrnormen wurden, bemerkbar gemacht hätte. Die ersten dieser Fortschritte wurden doch schon in diesem Zeitraum gethan. Unter andern gehört dahin einiges von den Verhandlungen auf dem Fürstentage zu Braunschweig 1538, was Seckendorf bemerkt, unser Vf. aber weggelassen hat. — Indessen darf man erwarten, dass der Vf. dies alles im Zusammenhange mit der Geschichte der schon vor Luthers Tode angeregten, aber nachher erst völlig ausgebrochenen unseligen Streitigkeiten mitnehmen werde. Denn von nun an wird er sich bloss auf die innere Geschichte der Protestanten einschranken können, da die äussere Geschichte derselben, als einer Partey betrachtet, mit dem Religionsfrieden zu Ende geht.

Einem im wesentlichen so vollkommenen Meisterwerke möchte man nur noch eine bis in Kleinigkeiten vollkommene äussere Gestalt anwünschen; wir meynen die correcteste und ausgebildetste Sprache. Elegant ist des Vf. Schreibart weit mehr, als rein; er hat den Reichthum der Sprache und die grösste Mannichfaltigkeit ihrer Wendungen in seiner Gewalt; seine Schilderungen von Charakteren und Situationen sind besonders treflich ausgezeichnet, überaus lebendig und in den kleinsten Zügen voll Wahrheit. Wenn seine Schreibart oft das Ansehn der Ueberladung und Weitschweifigkeit hat, so findet nur selten der aufmerksamere Leser, dass etwas weggenommen werden könne, und meistens, dass die scheinbaren Tavtologien vielmehr feinere Bestimmungen der Gedanken sind. Es kommen auch solche Hyperbeln, als: *alle Hoffnung einer gegenseitigen Annäherungsmöglichkeit abschneiden* (Th. I. S. 24) und solche Verwechselungen bildlicher Phrasen, als: *er sehnte sich, auf den Schauplatz zu kommen, wo eine grössere Erndte für ihn reifgeworden zu seyn schien* (S. 4.) gar nicht häufig vor. Allein auf Unrichtigkeiten, (wiewohl mehr in der Diction, als in der Construction,) Suevismen, auch manche ganz willkührliche vornemlich orthographische Eigenheiten stösst man desto öfter; z. B. *bey sich habende* Truppen, während *dem* Reichstage, wegen *dem* Ausgange, *eingewoben*, *in allweg*, *mehrfach*, *gerner*, *Parthie* (und doch in der Mehrzahl *Partheyen*, und im Beyworte *partheyisch*) Geständnüss, Aergernüss, Krayss, Kayser, Layen, Pabst, Canzler und doch krass, Spezifikation und doch Confutation, Katholik und doch Clerus — alles dies, und dergleichen mehr, bloss auf den erstern Blättern.

ARNSTADT, gedr. b. Trommsdorf, auf Kosten des Vf.: *Uebersetzung der ersten Theile der Gesänge Davids*, von *Carl Aug. Briegleb*, Pfarrer zu Gräfenroda, wie auch der latein. Gesellschaft zu Jena Ehren Mitglied. 1789. 150 S. 8.

Als Beweis des Privatfleisses von einem Landgeistlichen verdient diese Uebersetzung der ersten 41 Psalmen mehr ermunternde als strenge Critik. Der Vf., wenn er gleich blosse Uebersetzung ohne rechtfertigende Anmerkungen giebt, zeigt durch sie mehr Kenntniss des Hebräischen, als wohl mancher Examinator in einem geistlichen Consistorium, welcher dann auch diesen ganzen jüdischen Kram mit aufgeklärter Mine für unnützen Plunder erklärt. Nach den Aufschriften wendet er die Psalmen zur Erbauung an. Doch zeigt er sich auch hier von manchem Aberglauben, durch welchen sie sonst entstellt werden, frey. Der II. Ps. hat z. B. die Aufschrift: *Von der strafbaren Verwerfung der Einrichtungen Gottes.* Der Ton der Uebersetzung ist oft allzuprosaisch.

ERLANGEN, in der Bibelanstalt: *Katechetisches Methodenbuch.* Von D. *Georg Friedrich Seiler.* 1789. 280 S. 8. und XXXII S. Einleitung.

Diess Methodenbuch liefert in der Einleitung Regeln und in der Schrift selbst einen in Fragen und Antworten zergliederten ganzen Unterricht in der christlichen Lehre nach der Ordnung der 6 Hauptstücke des kleinen Catechismus Luthers, welches für Studenten und angehende

de Katechesen beides ganz gut ist. Was indessen den Inhalt selbst betrift, so umfasst er, nach Rec. Einsicht von dem Unterschiede unter Religion und Theologie, so sehr der Vf. auch S. XIII. das Gegentheil versichert, bey weitem zu viel Materien in sich, die ganz in die *gelehrte* Dogmatik gehören und Ungelehrten und Kindern weder fasslich gemacht werden können, (was die Sachen selbst, nicht die Worte und Redensarten, betrift,) noch auch für ihre eigne Herzensreligion Interesse genug haben, oder zu wissen nöthig sind, um *dadurch*, dass sie es auswendig lernen und behalten, bessere, tugendhaftere und getrostere Menschen zu werden. So wenig alles in der Bibel für alle geschrieben ist, so wenig sind alle theoretischen Sätze, die in der gelehrten kirchlichen Dogmatik vorgetragen werden, *Grundsätze der evangelischen Kirche*, zumal für Ungelehrte; es hindert vielmehr das eigne thätige Christenthum, wenn man so vieles Wissen von hyperphysischen Ideen zur Religion rechnet.

LANDKARTEN.

London, b. Edwards: *General Map of the Countries comprehended between the Black Sea and the Caspian.* 1788. Engraved by *S. J. Neele.* Mit dem dazu gehörigen Memoire (3 Rthl. 8 gr.) Ein schönes englisches Product, wobey die grösstentheils aus Güldenstädts nachgelassenen handschriftlichen Entwürfen zusammengesetzte neue Karte des Caucasus zu Grunde liegt. Der Maasstab dieser Karte ist der nemliche; nur in Ansehung der Grösse dehnt sich selbige etwas weiter als die Güldenstädtische aus; nördlich um ½°, südlich um 1°, und westlich um 3°, so, dass die *Krimm*, das Asowsche Meer, ein grosser Theil von der Astrakanschen Wüste, und ein Theil von Armenien noch darauf befindlich, und sie in dieser Rücksicht also vollständiger und genauer, als irgend eine bisher herausgekommene Karte von diesen Gegenden ist. Indessen dürften sich immer noch Fehler genug darinn finden, wenn die darauf verzeichneten Länder mit der gehörigen Sorgfalt und Genauigkeit vermessen und aufgenommen würden. Die ganze Karte nimmt einen Raum von 3 Fuss Rhein. Länge und 2 Fuss Breite ein. Ihre östliche Länge geht von 51 bis 67° von der Insel Ferro gerechnet, und die nördliche Breite von 39° 30′ bis 47° 15′. Die Breite des Fort Mosdok beträgt 43° 43′ 46″ Nord; ihre Länge nach den Beobachtungen des Prof. Lowitz ist 62° 42′ 30″; nach Güldenstädt, dem der Vf. gefolgt ist, aber 62° 27′ 30″ Ost von Ferro. Tifflis hat nach Güldenstädt 41° 43′ 40″ nördliche Breite und beynahe denselben Meridian wie Mosdok, und liegt folglich überhaupt einen Grad mehr ostwärts. Kislar hat 43° 6′ nördliche Breite, und seine Länge, die noch nicht beobachtet ist, mag so ziemlich genau durch seine Entfernung von Mosdok bestimmt worden seyn. Einige andere Lagen auf der Karte sind seit Erscheinung der Zanonischen Karte, die man bis jetzt für die beste hält, sehr genau durch den Marsch der Russischen Truppen bestimmt worden. Im Ganzen genommen hat der Vf. die Wüste von Astrachan, die Russische Grenze, den Zwischenraum zwischen dieser Grenze und den hohen Gebürgen, und den grösten Theil von Georgien mit ziemlicher Genauigkeit gezeichnet. *Legistan*, *Armenien* und die Türkische Provinz *Achalziche* sind grösstentheils von der Zanonischen Karte genommen. Die Taurische Halbinsel und die Insel Phanagoria oder *Taman* sollen nach einer auf Befehl des Fürsten Potemkin gemachten Vermessung copirt seyn. Ihre Lage kann aber doch wohl fehlerhaft seyn, indem die grosse Karte vom Asowschen Meere und die von der Academie zu St. Petersburg herausgegebenen Karten, in Ansehung der Breite von Taganrok um mehr als einen Grad abweichen; überdem ist auch noch die Richtung des Asowschen Meeres sehr verschiedentlich vorgestellt. Diese starke Abweichung konnte nun wohl nicht gut zusammen gereimt werden, ohne die Insel *Taman* etwas zu viel nordwärts zu setzen. Die Küste des schwarzen Meeres ostwärts von *Sotschuk Kale* ist unsers Wissens noch von keinem Europäer aufgenommen worden, und daher halten wir keine Karte von diesem Meere für so ganz zuverlässig. Auch in der le Clerkschen Seekarte vom schwarzen Meere, weicht die Küste von obiger sehr ab.

Das hiezu gehörige *Memoir of a Map of the Countries* comprehended between the Black Sea and the Caspian with an account of the Caucasian Nations and Vocabularies of their Languages: *London* printed for I. Edwards in Pall-Mall 1788. 10 Bog. in 4. ist grösstentheils aus dem ersten Theile von Güldenstädts Reisen, im Petersburger Journal aus verschiedenen Abhandlungen, aus Dr. *Reineggs* Beschreibung von Georgien, die von dem Prof. *Pallas* in einem periodischen Werke herausgegeben ist, aus Müllers Sammlung russischer Geschichte, und endlich aus einigen handschriftlichen Berichten genommen. Das wenige, was sich auf die alte Geographie bezieht, ist aus *Strabo*, *Plinius*, *Ptolemäus* und *Striters* Auszügen aus den Byzantinischen Geschichtschreibern gezogen. Die Classificationen der Bewohner des Caucasus sind dem Vf. vom Hrn. *Pallas* mitgetheilt, und mit seinen eigenen Worten eingerückt. Von den Districten, die er angeführt hat, findet man den grössten Theil auf der Karte. Verschiedene sind theils wegen Mangel des Raums, theils weil der Vf. ihre Lage nicht anzugeben gewust hat, ausgelassen worden, z. B. die Grenzen der zu Georgien gehörigen von Imirette abgerissene Stücke von Mingrelien und Guriel. Die Abtheilung zwischen den Ländern Karduel und Kacheti, als welche das eigentliche Georgien im engern Verstande ausmachen, ferner die Grenzen der Landschaft Satabago, ein abgerissenes Stück von Karduel, und der persischen Provinz Schirwan, welche hier als ein Theil von Dagestan illuminirt ist, eigentlich aber als eine neue Eroberung dem Zaar Heraklius gehöret, ihm auch unterthan und steuerpflichtig ist, mithin die Farbe von Georgien haben sollte. Der Hafen Batun am schwarzen Meer, ist als zu Armenien gehörig illuminiret worden, nach Gatterer gehört er aber zu Georgien und zwar zum Lande Guriel. Das übrige des Buchs von S. 58 bis 80 enthält ein Verzeichniss von Wörtern aus kaukasischen Sprachen, und ist aus dem bekannten russischen allgemeinen Wörterbuche genommen. Beym Abschreiben der Wörter ist es wohl nicht immer in des Vf. Macht gewesen, die Originalsprache in englischen Buchstaben auszudrücken, weil das russische Alphabet Zeichen für einige Laute hat, die die Engländer nicht aussprechen können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 12. Februar 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) AUGSBURG, b. Doll: *Gekrönte Preisschrift. Eine statistische Abhandlung über die Mängel in der Regierungsverfassung der geistlichen Wahlstaaten, und von den Mitteln, solchen abzuhelfen*, von Jos. *Edlen von Sartori*, Ellwangischen Hofrath. 2te Auflage. 1788. Fortsetzung dieser Abhandlung. ebend. 1787. 244 S. 4. (1 Rthlr.)

2) FRANKFURT u. LEIPZIG (MANNHEIM, b. Schwan u. Götz): *Ueber die Regierung der geistlichen Staaten*, von *F. C. Freyh. von Moser*. Nosce te ipsum. 1787. 220 S. 8. und 20 S. Inhalt. (16 gr.)

3) JENA, b. Cuno's Erben: *Ueber des Frh. von Moser Vorschläge zur Verbesserung der geistlichen Staaten in Deutschland*; vom Hofr *Schnaubert* in Jena. 1788. 206 S. 8. und 8 S. Titel und Inhalt. (14 gr.)

4) FRANKFURT u. LEIPZIG, b. Eslinger: *Auch etwas über die Regierung der geistlichen Staaten in Deutschland*. Nach der Preisaufgabe in dem Journale von und für Deutschland. S. 552 des Jahrganges 1785. 1787. 160 S. 8. (9 gr.)

Wenn Rec. die Bibraische Preisaufgabe (s. A. L. Z. 1788. St. 299.) zu beantworten gehabt hätte; so würde er ganz kurz gesagt haben: Eben weil die Hochstifte Wahlstaaten, und zwar geistliche *katholische* Wahlstaaten sind, eben weil krummer Stab und Zepter nur *einer* Hand eines zum Regenten nicht erzogenen unmittelbaren Reichsedelmanns anvertraut werden; eben darum sind diese Staaten keines hohen Grades von politischer Glückseligkeit fähig, eben darum sind alle Vorkehrungen nur Arzney für einzelne leidende Theile, nicht für den ganzen siechen Körper. Dies sind philosophische und historische Wahrheiten, erkennbar für jeden, der Gelegenheit gehabt hat, diese Staaten in der Nähe kennen zu lernen. Doch wenn völlige Heilung unmöglich ist, so sind schon Palliativcuren, schon Verminderung des Schmerzens willkommen, und darum verdient gewiss der F. *von Bibra* den Dank aller hochstiftischen Einwohner, weil er Gelegenheit gegeben hat, die Krankheiten der geistlichen Staaten ganz kennen zu lernen, und dadurch unendlich viel zur Verminderung politischer Schmerzen beygetragen hat. Rec. sagt es mit Vergnügen, dass seit 1787 in mehreren Hochstiften wahre politische Riesenschritte geschahen, die nur vorzuschlagen noch vor zehn Jahren kein Minister gewagt hätte. Und diese geschahen nach Erscheinung der erstern Schrift, welche den Preis erhielt, und ohne alle Einrede verdiente, deren Anzeige in diesen Blättern aber durch Zufälle verspätet worden.

Der Vf. handelt in zwey Abschnitten von den *äusserlichen* Ursachen des hinfälligen Glücksstandes der geistlichen Wahlstaaten, und von den *innern* Ursachen und Mängeln. Bey Aufzählung der Gebrechen giebt er immer die Mittel an, diese zu heilen. Zuvörderst stellt Hr. *S.* den Unterschied zwischen Erb- und Wahlstaaten recht lebhaft dar, und beweist, dass die letztern niemals jenes hohen Grades von politischer Glückseligkeit fähig sind, dessen die erstern zu geniessen wenigstens Hoffnung haben. Gegen diese erstere äusserliche Ursache der Gebrechen giebt es keine Mittel. 2) Der Wahlstaat ist kein erwerbender, sondern er muss bloss durch innere Verbesserungsmittel sich Zuwachs seiner Stärke zu verschaffen suchen. 3) Selbst die Lage der meisten Hochstifte, indem sie fast insgesammt mit gefährlichen Nachbarn umgeben sind, hemmt ihren Glücksstand. Unter allen deutschen Staaten litten die Hochstifter am meisten durch Reichskriege, ohne jemals nur Hoffnung zu einer Entschädigung zu haben. Hr. *S.* bestimmt den erlittenen Schaden seit 280 Jahren auf 114 Millionen Gulden. Nur strenge Neutralität, (wenn sie immer vergönnt würde,) nur kluge Wahl aus grosen und mächtigen Häusern (dies leidet grose Ausnahmen) können den Hochstiften Schutz gewähren. 3) Am meisten werden die Hochstifte durch die Zahlungen nach Rom gedrückt, welche seit 280 Jahren sich auf 87,773,400 rheinische Gulden beliefen. Und fast eben so viel mag durch Privatpersonen dahin gekommen seyn. Nur gemeinschaftliche Vorkehrungen sämmtlicher Hochstifte können hier Erleichterung (warum nicht gänzliche Abhülfe?) verschaffen. 5) Einen grosen Schaden erleiden besonders die kleineren Hochstifte dadurch, dass ein Bischof mehrere Hochstifte zusammen besitzt. Nur sechs Stifte verloren in diesem Jahrh. dadurch bey 3 Mill. Gulden. 6) Die letztere äusserliche Ursache ist der *Proedrieluxus*, oder dass man in geistlichen Staaten die Ausgaben nach der hohen *Würde*, nicht nach dem *Ertrage* der Länder, einrichtet. — Unter die *innerlichen* Ursachen zählt Hr. *S.* 1) die Capitulationen und Statuten, die zwar allerdings von Nutzen sind; aber auch den Regenten in vielen Stücken zu sehr die Hände binden. 2) Den erst in diesem Jahrhundert aufgekommenen Missbrauch, die Activcapitalien der Hochstifte loszukündigen, und unter sich zu theilen, wie in Speyer (auch in mehreren Hochstiften) geschah. 3) Das gröste Gebrechen ist, die schlechte Dienerauswahl. In Hochstiften geht alles auf Empfehlung. Ein Sänger oder Comödiant wird Cammerdirector; ein Cassirer muss den Justizrath machen, der Bereuter wird Kammerrath, der Controlleur Archivar. (In einem gewissen Hochstifte wurde vor zwanzig Jahren der Livreebediente der bischöflichen Mätresse, — ein sehr elender Mensch von Kopf und Herzen — wirklicher Regie-

rungsrath, und richtete viel Unheil an.) Hr. *S.* giebt hierauf den Bischöfen eine treffliche Anweisung, wie sie zum Wohl ihrer Staaten in dieser Hinsicht zu handeln haben. 4) Einer der grössten Fehler in den geistlichen Staaten ist, dass man vom Lande nur aus dem mechanischen Gange der jährlichen Kammerrechnungen eine oberflächliche Kenntniss hat. Hr. *S.* räth daher zu einer förmlichen Aufnahme; und thut herrliche Vorschläge, auch in Hinsicht auf Justiz und Polizey, die bekanntlich fast in den meisten Hochstiften sehr elend sind. 5) Die Geldauswanderungen durch Kriege, Zahlungen nach Rom, Mehrheit der Beneficien, Nutzniessung der Abwesenden, und Freypräbenden, drücken die Hochstifte ausserordentlich. Der Ausgang betrug nur in 80 Jahren in 30 Hochstiften die ungeheure Summe von 3389,018,274 Gulden; der Eingang fremden Geldes war nur 1274,400,000. Welch ein Verlust! Diesem vorzubeugen muss also vorzügliche Sorge der Finanziers seyn. 6) Die Termine der Bettelmönche, die Collecten der Ritterschaft entkräften alle geistliche Staaten. 7) Im Ganzen genommen stehen die stiftischen Einwohner schlecht, theils aus obigen Ursachen, theils weil die Abgaben zu gross, der Steuerfuss noch nirgendwo richtig ist. Hr. *S.* thut hier wieder vortreffliche Vorschläge zur Verbesserung der Glücksumstände der hochstiftischen Einwohner. 8) In allen Wahlstaaten liegt der Handel, und doch haben die rheinischen Erzstifte besonders hiezu eine so günstige Lage. Hr. *S.* schreibt den Verfall desselben den Domcapiteln zu. (Rec. würde ihn mehr auf Rechnung *katholischer* Indolenz schreiben, wovon er mehrere beweisende Beyspiele aufzuzählen vermöchte, wenn es der Raum dieser Blätter vergönnte.) 9) In allen Wahlstaaten herrscht noch ausserordentliche Intoleranz, (doch seit 1787 hat sich viel, besonders am Rheine, geändert,) wodurch die Stiftslande sehr leiden. 10) In den Wahlstaaten herrscht keine Industrie. (Hr. *S.* hätte nicht vergessen sollen, zu bemerken, dass der Mangel an Industrie hauptsächlich von der Intoleranz herkomme. Man vergleiche nur die Staaten, wo Protestanten gesetzmässig wohnen, mit ganz katholischen Hochstiften!) 11) Die Emigrationen geschehen am meisten aus den geistlichen Staaten. 12) Nirgendwo sind die Erziehungsanstalten schlechter, nirgendwo wird die Betteley mehr begünstigt, als in den Hochstiften. 13) Das Rechnungswesen ist schlecht bestellt, die Strassen kosten zu viel, Holz- und Getreideökonomie kennt man nicht, der Luxus ist sehr gross, die Unterthanen werden nicht unterstützt, (weil die Kameralbedienten nur darauf sehen, ihrem Herrn viel in die Chatoulle zu schaffen) — kurz, dass die geistlichen Staaten nicht so glücklich sind, als sie es wirklich seyn könnten, liegt bloss in der üblen Staatswirthschaft. In der Fortsetzung beweist Hr. *S.* die obigen Wahrheiten nur noch ausführlicher, und geht da mehr ins Detail der einzelnen Stiftslande. Zu wünschen wäre, jeder Bischof, jeder Staatsbeamte hätte dieses treffliche Werk, dessen Vf. so individuelle Kenntnisse von den d. Hochstiften hat, stets vor sich liegen. Wie manche Lehren würden diese Herren finden, Lehren, deren Befolgung in unsern Zeiten um so nöthiger ist, als der Empörungsgeist so weit, vorzüglich in den Wahlstaaten, um sich greift.

Ganz von anderm Gehalte ist die Moserische Schrift. Der Vf. war vermuthlich eben so sehr, als Rec., von der gänzlichen Unmöglichkeit überzeugt, die Hochstifte zu einem hohen Grade von politischer Glückseligkeit zu erheben; und deshalb räth er nicht zu einer blossen Verbesserung, sondern zu einer gänzlichen Umschaffung dieser Staaten. Sehr treffend schildert der Vf. von S. 37 an die Mängel *aller katholischen* Staaten, und diejenigen, welche bloss den geistlichen Regierungen eigen sind. (S. 54.) In den geistlichen Staaten herrscht kein System, kein harmonisches Ganze, die Capitulationen legen Hindernisse in den Weg, und wegen des Conflicts zwischen Capitel und Fürst, zwischen weltlicher und geistlicher Gerichtsbarkeit, sind alle Verbesserungen grossen Schwierigkeiten unterworfen. Das beste System ist nur auf die kurze Lebenszeit des Regenten beschränkt, und kein Gemeingeist, kein wahrer Patriotismus kann entstehen. Als Mittel schlägt derselbe vor, dem Volke seine Menschenrechte wieder zu geben, Fürst und Bischof zu trennen, von Rom sich ganz los zu sagen; (diess können die Bischöfe nicht, ohne aufzuhören, katholisch zu seyn,) dann erst würde der neue Fürst freye Hände haben, Alles zum Wohle des Staates thun zu können, dann würden Stifter und Klöster aufgehoben, dann würde allgemeine Toleranz eingeführt werden können. Zur Vermeidung des Despotismus schlägt er besser eingerichtete Wahlcapitulationen vor. Es ist nicht zu läugnen, dass diese Moserische Schrift ausserordentlich *viel* Gutes, Wahres und Schönes enthalte, und mehr, als in einer Hinsicht, den geistlichen Regenten zum trefflichen Lehrbuche dienen könne; aber unstreitig gebührt dem ersten Werke der Vorzug, wenn es auf die Ausführung ankömmt. Den Vorzug aber muss Rec. doch dieser Schrift vor jener einräumen, dass der Vf. derselben den Einfluss des Katholicismus auf das politische Wohl und Weh aller katholischen Staaten, und also der Hochstifte vorzüglich weit treffender dargestellt, als jener, der den Einfluss der *katholischen* Religion nicht zu kennen oder nicht kennen zu wollen scheint. Eine neuere Schrift (vertraute Briefe über Katholicismus I. B.) hat noch weit ausführlicher die schrecklichen Folgen des Katholicismus dargestellt, und verdient bey dieser Preisfrage gewiss auch gelesen zu werden.

Hr. H. Schnaubert schildert in der dritten Schrift erstlich den gefährlichen und betrübten Zustand der deutschen Hochstifte, und geht dann zur Prüfung der Moserischen Vorschläge über. Die Freyheit zu denken, zu forschen, zu prüfen, zu glauben, zu reden und zu schreiben, kann wenigstens nicht unbedingt gestattet werden. Das hindert die katholische Religion; doch wäre es zu wünschen, dass wenigstens die Freyheit herrschte, die selbst nach katholischen Grundsätzen Statt finden darf. Der andere Moserische Vorschlag, sich ganz vom hierarchischen System und von Rom los zu machen, ist ebenfalls nicht ausführbar. Hierarchie und Primat sind katholische Glaubenssätze, die nicht aufgegeben werden können, ohne das ganze katholische Religionsgebäude niederzureissen; doch darf der Pabst eingeschränkt werden, was schon der Embser Congress bezweckte. Die Ausführung des dritten Vorschlags, nä

lich die Trennung des Fürsten vom Bischofe, würde sowohl dem Staate, als der Kirche, nützlich seyn; sollten diese Staaten aber bloss in weltliche Wahlstaaten umgeschaffen werden, wie Moser räth, so würde die Quelle so mannichfaltigen Elends nicht verstopft. Hr. S. räth vielmehr zur Verwandlung in *erbliche* Fürstenthümer, und zeigt, wie das geschehen könne und müsse. In Betreff des vierten Vorschlags, Stifter und Klöster aufzuheben, und des fünften in Hinsicht auf Duldung, denkt Hr. S. wie Hr. *v. M.*; verkennt aber auch die Schwierigkeiten nicht, welche sich so häufig in katholischen Staaten der Ausführung entgegenstellen, und räth daher mehr zur Reformation, als gänzlichen Aufhebung der Stifter und Klöster. Ueberhaupt wird jeder Unpartheyische Hn. Hfr. S. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen müssen, dass er überall die goldene Mittelstrase geht, und nicht, wie Hr. *v. M.*, Zerstörer, sondern mehr Verbesserer ist, wie Hr. v. Sart. Wer die katholischen Staaten kennt, und dabey als Patriot die Erhaltung des deutschen Reichssystems wünscht, der wird denn doch immer lieber die Vorschläge der Verbesserer, als des Zerstörers, erfüllt sehen, da diese letztern nicht ohne eine schnelle Veränderung ausgeführt werden können, die immer, nach Rec. Meynung, gefährlich ist.

Diese drey Gelehrten finden insgesammt die Ursache der grosen Krankheit aller geistlichen Staaten in der Grundverfassung derselben; verkennen aber nicht die übeln Folgen der Staatsverwaltung. (Sart. schreibt dieser letztern auch mehr zu, als M. und Schn.) Der Vf. der vierten Schrift hingegen findet die Grundverfassung ganz unschuldig an allem Elend. Diess hängt, seiner Meynung nach, bloss von der üblen Staatsverwaltung ab. Eben diese ist ja aber nothwendige Folge der Grundverfassung. Uebrigens stellt der Vf. die Mängel und Gebrechen der geistlichen Staaten nicht bloss, sondern aller katholischen Staaten dar, und verdient immer neben jenen Schriften gelesen zu werden, da er vorzüglich die Folgen der Möncherey sehr treffend schildert.

BERLIN, b. Kunze: *Neue praktische Beyträge zur Cameralwissenschaft* für die Cameralisten in den preussischen Staaten, von *Gustav August Heinrich Baron von Lamotte*, königl. pr. Kriegs- und Domainenrathe. *Erster Theil.* 1789. 206 Seiten gr. 8. (12 gr.)

Diese Fortsetzung der schon zu 4 Bänden angewachsenen praktischen Beyträge hat der Vf. vermuthlich nur wegen der Veränderung in dem Verlag mit dem Zusatz *neue* ausgezeichnet, und so die Theile von vorn zu zählen angefangen. Dem Inhalt und der Bearbeitung nach ist es ganz dasselbe Werk, das sagt die Vorrede selbst, in welcher übrigens der Nutzen davon für Landesbediente, Gerichtsherren u. s. w. gut auseinandergesetzt ist. Auf diese folgt eine *Untersuchung der Beschuldigungen* wider den 4ten Theil in der A. L. Z. No. 123 von 1787. So heftig aber diese Antikritik ist; so wenig kann sie doch dem Rec. empfindlich seyn. Er hatte in der That das Werk nach Verdienst recht gelobt, und nur einzelne Mängel, insonderheit des Vortrags, mit möglichster Gelindigkeit getadelt; aber die schriftstellerische Eigenliebe ist doch beleidigt, und Hr. v. L. ist so böse darüber, dass er seinen Zorn fast in zwey vollen Bogen auslässt. Er spricht von Grobheiten und Schmähungen, die kein Unbefangener in jener Anzeige finden wird. Anstatt den Tadel selbst und die Gründe desselben zu widerlegen, beruft er sich auf das ihm in der Berliner Zeitung und von Hn. Beckmann und Büsching ertheilte Lob, welches auch der Rec. nicht streitig machte; nur nicht so uneingeschränkt ertheilen konnte. Doch hierüber und von der Sache selbst weiter zu reden, verstattet der Raum nicht; das Einzige nur ist noch zu bemerken, dass Hr. v. L. sich irret, den Rec. für einen unbärtigen Jüngling, verunglückten Candidaten oder eingebildeten schönen Geist zu halten, denn er ist Preussischer Cameralist so gewiss, als Er, und vermuthlich länger im wirklichen Dienst. Er glaubt daher, durch eigene Erfahrung überzeugt, am besten von der lehrreichen Brauchbarkeit der praktischen Beyträge urtheilen, und das Verdienst, welches Hr. v. L. sich damit erworben, würdigen zu können; aber auch in einzelnen Stücken freymüthig seine Erinnerungen dagegen machen zu dürfen. Dieses hat er mit dem redlichen Bewusstseyn der Unpartheylichkeit in der vorigen Anzeige gethan, und davon soll ihm auch bey diesem Theil selbst das Misverständnis und harte Betragen des Hn. Vf. auf keine Weise abbringen.

Zuförderst also verdienet nach seinem Urtheil der Nachtrag zum 31sten Stück von der kurmärkischen Landfeuersocietät alle Aufmerksamkeit. Es ist eine genaue und sehr ins Einzelne gehende Tabelle über den Zustand derselben von 1765 — 1786, welche der Staatsminister, Graf von der Schulenburg, als Generaldirector der Anstalt ausarbeiten lassen, und Hn. v. L. mitgetheilt hat. Nach derselben hat in dieser Zeit der Werth der eingesetzten Gebäude 10 bis 17 Millionen betragen. Es sind in einzelnen Jahren neue Theilnehmer mit 102,325 bis 757,425 Thaler zugetreten, und die Anzahl der wiederhergestellten Gebäude beläuft sich auf 3774. Der Beytrag ist jährlich 5720 bis 34,644 Thaler gewesen, so dass 3 gr. 7. pf. bis 6 gr. 2 Pf. und im Durchschnitt 4 gr. 10 pf. aufs Hundert genommen sind. (Bey den Städten beträgt die Steuer nach Richters Finanzmaterialien nur etwan eins von tausend jährlich.)

Das erste Stück enthält hiernächst das Reglement der Feuersocietät für die Stadt Berlin von 1718. Dieses steht schon in Mylii Constitut. March., ist aber hier mit langen Anmerkungen von neuern Verordnungen erläutert. So wird über die Versicherung der königlichen Mühlen, die Schätzung der Gebäude, die Kosten zu Heilung beschädigter Hülfspersonen und Ausbesserung der Werkzeuge, die 1½ pro Cent Einforderungsgebühren u. d. g. manches Nützliche gesagt. Das Sonderbarste ist wohl, dass nach einer Declaration auch Wetterschäden durch Zerschmetterung des Blitzes ohne Entzündung vergütet werden. Denn dieses läuft doch ganz wider den Begriff einer Feuercasse, und mit Recht hat daher in einer andern Provinz die Kammer solches abgeschlagen. Die angenommene Analogie mit dem Schaden durch Einreissen beym Feuer ist doch offenbar erzwungen, und nach der

vorgewendeten Absicht die Städte und Häuser in gutem Stande zu erhalten, würde die Vergütung auch bey allen Schäden von Hagel, Sturmwind und Regen, ja gar beym Einsturz vor Alter eintreten müssen. Im zweyten Stück werden die Artikel einer freywilligen Feuersocietät der Brauer in Berlin von 1771 mitgetheilt, nach welchen ein jeder Abgebrannte zu Vergütung des Schadens an Getreide, Malz, und durch Störung des Gewerbes ohne Unterschied von jedem Mitgliede drey Thaler bekommt. Das dritte handelt von der Feuersocietät der Städte in der Kur- und Neumark, welche 1720 nach dem Muster der Berlinischen errichtet ist. Hiebey wird zugleich das Reglement für das Herzogthum Magdeburg und die Grafschaft Mansfeld eingeschaltet; auch sind neuere Verhandlungen über die Erhebung der Feuercassengelder und die vorgeschlagene Trennung der beiden Marken umständlich erzählt. Den Beschluss endlich machen die Reglements der Feuersocietät zu Versicherung des Mobiliarvermögens für die Prediger in den Städten und auf dem Lande in der Kurmark von 1768 im vierten und für die Schulbedienten in den Städten von 1779 im fünften Stück. Beide sind in den Constit. March. enthalten, und hier nur mit wenigen kleinen Anmerkungen begleitet. Es wird dadurch ohne Unterschied das Vermögen eines Predigers zu 400, eines Schulbedienten aber zu 150 Thaler, angenommen, und bey dem durch Zeugen bescheinigten und eidlich bestärkten Verlust über die Hälfte, ganz, sonst aber halb oder ein Viertel davon durch Beyträge der Uebrigen vergütet. Hiebey wäre daher vorzüglich eine Nachricht von dem Fortgang und Erfolg der Anstalt zu wünschen gewesen, indem so leicht Missbräuche und Ungleichheiten vorfallen können. Aber das liess sich freylich nicht so gerade aus den Acten hernehmen. Diese hat Hr. *v. L.* einmal zur einzigen Erkenntnissquelle angenommen, ja er behält sie leider zur Ermüdung seiner Leser auch zum Muster der Schreibart, anstatt dass er gleich einem *Borgstede* und *von Arnim* nur die Materialien daraus ziehen, sie aber als Schriftsteller erst selbst verarbeiten, und so in schicklicher Form mittheilen sollte.

MADRID, b. Gonzales: *Cartas sobre los asuntos mas esquisitos de la Economia politica y sobre las leyes criminales.* T. I. 1789.

Der Vf. ist D. *Valentin de Foronda*, welcher schon mehr politische Schriften, z. E. über die Carlsbank, über die O. J. Companie geschrieben, auch Marmontels Belisar, und Bielefelds Politik übersetzt hat. Gegenwärtige Schrift enthält theils allgemeine Grundsätze des Wohls der Staaten, theils Aufsätze gegen die Alcavala, Zölle u. a. Abgaben, so wie sie jetzt in Spanien sind, gegen die ausschliessenden Privilegien u. s. w.; über die Verbesserung der Kriminalgerichte, und besonders der Richter in Spanien sagt er viel Freymüthiges und Wahres.

LANDKARTEN

London, by Faden, Geographer to the King: *Hind, Hindostan or India* by *L. S. de la Rochette*, 1788. 1 Bogen ($2\frac{2}{3}$ Rthlr.) Vom 66° bis 96° östl. Länge von London und vom Aequator oder 0° bis 35° nördl. Breite, also $5\frac{1}{2}$° tiefer nach Süden als *Rennels* Karte, daher kommt es, dass hier noch die sämmtlichen Maladiwischen Inseln vorgestellt sind. Der berühmte Wm. *Palmer* hat diese Landkarte meisterhaft gestochen. Anfänglich schien bey der vor uns liegenden Karte die *Rennelische* von 1782 zu Grunde gelegt worden zu seyn; bey näherer Vergleichung fand sich aber eine grosse Abweichung. Die neuesten und interessantesten Nachrichten, wodurch diese Karte besonders in den nördlichen Gegenden bereichert worden ist, hat der Vf. hauptsächlich der geographischen Beschreibung des Pater Tieffenthaler und den schönen Zeichnungen vom Ganges und Gagra des Hn. *Anquetil du Perron* zu verdanken. Eben so hat ihm die chorographische Karte von den südlichen Ländern Indiens des Obersten *Kelly* in den Stand gesetzt, in verschiedenen Districten die bisher für die südlichsten Theile der Halbinsel angenommene Geographie zu verbessern und zu berichtigen. Die Abweichung von der Rennelschen betrifft vorzüglich den östlichen kleinern Theil der Provinz Sindi. Auf unserer Karte fehlt die Stadt Schanagar (Engl. Joinagur), in Osten am Küstenfluss *Paddar.* Nach der Rennelschen Karte entsteht dieser Fluss in der östlichen Grenze in der Provinz Aschmir nordostwärts der Stadt gleiches Namens, geht oberhalb Dshalor vorbey, tritt sodann in der Provinz Guzerat, wo er obige Stadt Schanagar berührt, und fällt nach einem Lauf von mehr als 120 Meilen im Sindischen Meerbusen. Hier aber findet sich dies alles nicht, sondern es ist bloss der Einfluss des *Paddars* auf der Küste von 15 Meilen lang angegeben, und der wahrscheinliche weitere Lauf desselben bis an die nördliche Grenze von Guzerat punctirt worden. Ueberhaupt hat die Provinz Guzerat gar keine Aehnlichkeit mit der andern. Eben dieses gilt auch bey den Meerbusen: so ist z. B. der Sindische, und Cambayasche Meerbusen, die Palksbay u. d. m. ganz anders, als auf jener, vorgestellt. Auch in Ansehung der Grenzen unterscheidet sich diese Karte sehr von der andern. Die Illumination bestehet nur aus 2 Hauptfarben, nemlich aus *roth* und *grün*, erstere bezeichnet die Besitzungen der Engländer, und letztere die Staaten der Maratten; von den einzelnen kleinen englischen Stadtgebieten auf der West- oder Malabarischen und Maratten-Küste, sind einige anzudeuten vergessen worden; z. E. Surat, Fort Victoria, Tellichery; und auf der Ostseite Portonovo und Nagore, letzteres ist gar nicht darauf befindlich. Schade, dass der Vf. nicht auch die französischen, holländischen, portugisischen und dänischen Besitzungen durch besondere Farben angegeben hat.

Alle diese Karten von Ostindien werden nunmehro von der neuen Rennelschen, welche 1788 zu London in 4 grossen Bogen erschienen, und überaus prächtig gestochen und gedruckt worden ist, übertroffen, mit der wir nächstens unsere Leser bekannt machen wollen. Bey dieser Gelegenheit müssen wir noch bemerken, dass *Schrämbl* zu seinen allgemeinen deutschen Atlas im J. 1788 eine Karte von Ostindien in 4 Bogen seines Formats geliefert hat, die dem Titel zufolge nach Rennels erster Karte von 1782 gemacht seyn soll. Rec. hat sie damit verglichen, aber keine Gleichheit, sondern nur bloss Aehnlichkeit, und eine $1\frac{1}{4}$ malige Vergrösserung gefunden. Wie unrichtig übrigens die Lagen der Oerter unter einander auf dieser Schrämblschen Karte seyn müssen, kann man schon daraus urtheilen, dass unter den 5ten Grad der Breite ein Grad der Länge nur $13\frac{1}{4}$ Meilen ausmacht, statt dass ein Grad der Länge daselbst $14\frac{744}{1000}$ oder $14\frac{15}{20}$ Meilen betragen sollte. Jeder Längengrad ist also um $1\frac{1}{2}$ Meilen zu kurz.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 14 Februar 1791.

GESCHICHTE.

Stuttgard, b. Christ. Gottl. Ehrhard: *Heinrich Preschers*, Limpurgischen Pfarrers zu Gschwend, *Geschichte und Beschreibung der zum Fränkischen Kreise gehörigen Reichsgrafschaft Limpurg. Zweyter und letzter Theil, welcher die Topographie enthält, nebst den noch rückständigen Geschlechtstafeln und einer illuminirten Charte.* 1790. S. 432. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieser Theil setzt die in dem erstern (der A. L. Z. 1789. N. 256. von einem andern Recensenten, mit dessen Urtheil wir völlig übereinstimmen, angezeigt worden) nahe an ihrer Endperiode abgebrochene Geschichte bis zum XXIII Abschn. fort. Der XVIII Abschn. fasst *Bemerkungen über den kirchlichen Zustand* der in dem erstern Theile abgehandelten Periode in sich. Die Landesherren waren zum Theil selbst Theologen und wirkten also für die Kirchenverbesserung desto mehr. Wirkliche Katecheten wurden die Prediger hier erst 100 Jahre nach der Reformation. Schenk Albrecht und Schenk Carl führten schon 1611 die erstre, aber nur geschriebene Kirchenordnung in dem Limpurg-Gaildorfischen Antheile ein. XIX *Abschn. Vierter und letzter Zeitraum der Limpurg. Geschichte vom Tode Graf Wilh. Heinrichs zu Limpurg - Gaildorf* 1690 *bis auf die neueste Zeit*, aus den Hausverträgen und der in dem Limpurgischen Successionsstreite zum Vorschein gekommenen den Publicisten bekannten Deductionen gut ausgeführt, mit wichtigen Bemerkungen über ältere deutsche Landesverfassung. Sehr richtig beweisst der Vf. gegen Ludewig, der sich einige für die Limpurgischen Allodialerben nachtheilige Ausfälle in der Erläuterung der goldnen Bulle erlaubte, dass die heutige Grafschaft Limpurg von Alters her ihrem grössten Umfang nach ein Theil des alten Kochergaues und andrer benachbarter Gauen, aber nicht des grossen Fränkischen Pagi Virngrund gewesen, nicht erst in der Mitte des XIII Jahrh. durch Neureuten entstanden, sondern verschiedene Jahrhunderte früher angebauet gewesen sey. *Viechberg* und *Westheim* waren schon im Anfang des IX Jahrh., die zwey *Bretzingen*, *Kleinsulzbach*, *Gebenweiler*, *Geifertshofen*, *Winzenweiler* im XI und *Schmidelfeld* und *Kirchberg* im XII Jahrh. Pfarreyen. XX. *Das neuere Haus Limpurg oder die hohe Nachkommenschaft der letztern männlichen Zweige des ältern Hauses tabellarisch vorgestellt* und XXI. *Vermischte politische Merkwürdigkeiten aus diesem Zeitraume.* Der Vf. hat die Geschichte der Landesvertheilung unter die weiblichen Abkömmlinge der Grafen Willhelm Heinrich, Vollrath und Georg Eberhard mit ihren Folgen gut auseinandergesetzt. Dass man den Schenkenbecher in den Wappen und Siegeln der andern, aber nicht der von Vollrath abstammenden Sontheimischen Linien antrift, kömmt von der testamentarischen Verordnung Vollraths her, dass der Becher in seinen Nachkommen abgethan und mit ihm begraben werden sollte. Von der neuen nach dem Absterben des ganzen Mannstamms für die Limpurgischen Lande entstandenen Periode sagt der Vf., dass zwar die Consumtion und der Geldumlauf gelitten, die Bevölkerung aber um ⅔ und mit ihr der Ackerbau zugenommen habe. Der Kartoffelbau ist seit ungefähr 50 Jahren eingeführt; die künstlichen Grasarten, Mergel- und Kiesfuhren sind seit 40 Jahren in einigen oberländischen Gegenden im Gang und der Ertrag der Feldgüter und Zehnden erhöhet. XXII. *Kirchliche Merkwürdigkeiten.* Sehr gute Bemerkungen über die Kirchengebräuche, über die ältere und neuere Kirchenzucht, über den ältern und neuern Lehrvortrag, über verschiedene Kirchenmandate und Schulordnungen. Ein eigenes Limpurgisches Gesangbuch ist erst 1759 zu Obersontheim zusammengetragen und 1762 zu Wertheim gedruckt worden. XXIII. *Neueste Verfassung.* Die Zertheilung des Landes in so viele Theile machte mehrere Canzleyen, und eben so viele Landschafts- und Kriegscassen nothwendig, ungeachtet jeder Theil nur gerade so viel, als ein Amt ausmachte. Die ganze Seelenzahl der sämmtlichen Limpurgischen Pfarreyen beträgt nach des Vf. Angabe 14186 und der in auswärtigen Pfarreyen eingepfarrten Limpurgischen Unterthanen 2249 Seelen. Es folgt nun der 2te Haupttheil des Werks, die *Topographie.* Die Versicherung des Vf., dass er selbst gesehen, untersucht und geprüft, und durchaus die ersten und zuverlässigsten Quellen befragt habe, bestätigt sich in der ganzen Beschreibung als volle Wahrheit; die Lage, die Cultur, das Gewerbe, die Bevölkerung, die Geschichte und die Merkwürdigkeiten jedes einzelnen Landesantheils und jedes einzelnen Ortes, kurz alles, was die politische, kirchliche, sittliche und natürliche Verfassung derselben in sich fasst, ist nicht allein genau, sondern auch mit prüfendem Geiste von dem Vf. vor Augen gelegt worden. In der Beschreibung folgt er der Ordnung der verschiedenen Landesantheile, nur dass er I) der Beschreibung der gemeinschaftlichen Stadt Gaildorf einen eignen Abschnitt widmet. Der Vf. versteht die Kunst, auch die Ansicht und Kenntniss eines kleinen Orts, wie Gaildorf ist, in der Beschreibung für die Leser anziehend zu machen. Gaildorf war bis 1404 ein Dorf, von welchem sich im XIII Jahrh. ein edles Geschlecht nannte. Vor und nach dem eben angegebenen Jahre hatten mehrere edle

edle Geschlechter Güter daselbst, die aber Limpurg, als Obereigenthumsherr nach und nach alle auskaufte. Gaildorf gehört nach allen alten Urkunden zu den Erbstücken des Hauses und itzt ist es unter vier Herrschaften getheilt, von welchen Limpurg-Sontheim-Pückler allein die Hälfte besitzt. II) *Der Limpurg-Sontheim-Wurmbrandische, itzt Wirtemberg-Leiningische gemeinschaftliche Antheil*, der aus einem Viertel der Stadt Gaildorf, aus dem Landamt Gaildorf und einem Theile des Amts Gschwend besteht. Im Amte Gaildorf enthält der Kieselberg ein Magazin von Kieseln und Feuersteinen, die Berge um Münster gute Werksteinbrüche und die Berge um Eutendorf eisenhaltige Steine. Der Wieswachs in den Thälern ist überaus gut, die Rindviehzucht ansehnlich, der Getreidebau hie und da wegen des Bodens mühsam. Das Amt Gschwend enthält fast durchaus sandigen Boden, dem aber die Einwohner mit Kies oder Mergel auf eine vortheilhafte Art zu Hülfe zu kommen wissen. Der Flachsbau macht hier den wichtigsten Theil des Wohlstandes der Landleute aus, und die vielen Waldungen geben ihnen ein beträchtliches Gewerbe mit Pottasche, Harz, Pech und Kienruss. S. 216. giebt Hr. *Pr.* eine gute Nachricht von den bekannten Siebenzehnern im Amte Gschwend. Sie sind die Besitzer von 17 alten Gütern, deren einige in den neuern Zeiten unter mehrere Inhaber vertheilt worden sind, alle unter dem Gerichtsbezirk der alten Seelacher Gerichtsstätte, sämmtlich Kloster Corchische Lehenleute; aber unwidersprechlich der Limpurgischen Gerichtsbarkeit unterworfen. Der Tradition nach sollen sie auf der Seelacher Gerichtsstätte über Leben und Tod geurtheilt haben. III) *Der Limpurg-Gaildorf-Solms-Assenheimische Antheil.* Das Roththal in dem Amte Oberroth ist die Goldgrube dieses Amts; die schönsten Wiesen, das herrlichste Vieh, der Ackerbau ansehnlich, die Berge hochhinauf mit Kornfeldern angebaut, allenthalben guter Klee-, Esper- und Lucernenbau und daher durchaus Wohlstand. Des Fleckens Oberroth wird schon in den ältesten Urkunden gedacht. IV) *Der Limpurg-Sontheim-Schmidelfeldische Landesantheil.* Der Eisbach, der durch Sulzbach fliesst, führt Achat und versteinertes Holz in Menge bey sich, die er in Stücken aus den nahen Bergen losreisst. V) *Der Limpurg-Sontheim-Gröningische Landesantheil.* Die Zeit der ersten Erbauung des Schlosses und der Burg Gröningen ist unbekannt. Schenk Friedrich erkaufte sie 1410 von Wilhelm von Rechberg, sie kam aber von ihm in die Hände der von *Yberg*, und von diesen schon 1436 und 39 durch Kauf wieder an Schenk Conrad und seine Brüder Gottfried und Conrad den Jüngern. In Gröningen wird die Baumwollenspinnerey stark getrieben. VI) *Der Limpurg-Sontheim-Obersontheimische Antheil.* Zu dem Waisenhause in Obersontheim legte der Hofpred. und Super. Müller, ganz nach Franks Weise, den ersten Grund. Die Landesherrschaft schenkte eine Hofstätte, einen Garten und auch Holz zu dem ersten Bau; es ward aber bald ein grösrer Bau nothwendig, der 1708 vollendet wurde. Durch starke auswärtige Unterstützung besonders von Holland und Dännemark aus war das Haus bald im Stande, Capitalien auszuleihen und 40 Kinder anzunehmen, litte aber nach und nach an seinen Einkünften so sehr, dass es itzt nur 10 — 12 Kinder unterhalten kann. VII) *Der Limpurg-Sontheim-Gaildorfische Antheil*, der wenig zusammenhängend ist. Lindenthal und Unterschlechtbach haben Weinbau, in allen übrigen Orten hat Feldbau und Viehzucht die Oberhand und in der Gegend von Welzheim ist Gewerbe von Holzwaaren. VIII) *Der Limp. Sontheim-Michelbachische Antheil.* Zu Michelbach lebte der Pfarrer Lorenz Reichlin schon 1517 in der Ehe, hatte eine Frau mit 11 Kindern und starb, nach seinem noch vorhandenen Epitaphium zu schliessen, als Katholik. IX) *Die Herrschaft Limpurg-Speckfeld.* Die vorzüglichsten Erzeugnisse dieser Herrschaft sind Wein, Getreide und sehr gute Obstarten. Der Handel mit Obst geht bis Rotenburg, Nürnberg und Bamberg, und der Wein- und Getreidehandel wird durch den Main und die guten Chausséen erleichtert. Die Volksmenge der Herrschaft betrug 1772. 4404 Seelen. In den ältesten Zeiten kommt ein besondres Geschlecht von Speckfeld vor, das bis 1354 in den Urkunden erscheint, aber schon 1330 das Schloss Speckfeld nicht mehr in Händen hatte. Durch die Gräfin Elisabeth von Hohenlohe, Gem. des Schenks Friedrich, kam sie an das Limpurgische Haus. Indessen ist die heutige Herrschaft Speckfeld nur ein kleiner Ueberrest der ehemaligen Hohenlohe-Uffenheimischen Stammgüter. Weder die Grafen von Hohenlohe noch die Grafen von Limpurg führten ein besondres Wappen wegen der Herrschaft Speckfeld. X) giebt der Vf. von den ehemaligen Besitzungen des Hauses Limpurg Nachricht, die ganz beträchtlich sind. Am Ende folgt ein räsonnirendes Verzeichniss der Quellen und Hülfsmittel der limpurgischen Geschichte. Der Reichthum ist, wie in der Privatgeschichte der mehresten Dynasten und altadelichen Häuser, nicht gross und schränkt sich hauptsächlich auf die Schätze der Archive ein. Die Urkunden der limpurgischen Archive gehen nicht in das erste Viertel des XIII Jahrhunderts. Die Archive vieler Dynasten und altadelicher Häuser gehen nicht einmal so weit und vielleicht aus so begreiflichen Ursachen, dass man durchaus an keine Zerstörung ältrer Urkunden, wie Hr. *Pr.* nach dem Fröschlin erzählt, zu denken nöthig hat. Eine noch vorhandene alte Geschlechtsbeschreibung von 11 mit kleiner Schrift geschriebenen pergamentnen Folioblättern unter dem Titel: *Alt Herkommen des Stammes Lympurg vom Jahre* 1540, ist die einzige Hülfe für den Vf. in der Berichtigung der ältern Geschlechtsfolge gewesen. Noch sind eine Karte der Limpurgischen Landesantheile und die Geschlechtstafeln der ältern Häuser Limpurg-Gaildorf und Limpurg-Speckfeld beygefügt. Der Rec. des ersten Theils dieser Geschichte in unsrer A. L. Z. hatte dem Vf. die ganz wahrscheinliche Erinnerung gemacht, dass unter dem Walther von Limpurg, der von 1230 bis ohngefähr 1284 in den Urkunden vorkommt und der von dem Vf. als eine einzige Geschlechtsperson angenommen wird, zwey Personen, Vater und Sohn, gedacht werden müssen. Wenn nun der Vf. dagegen erinnert, dass weder Fröschlin noch die alte pergamentne Geschlechts-

schlechtsbeschreibung die Schenken Walther, Vater und Sohn, unterschieden habe, so ist, wie der itzige Rec. aus vielfacher Erfahrung weiss, wohl zu bedenken, dass der gröste Theil der genealogischen Untersuchungen jenes Zeitalters mehr auf Tradition als auf Urkunden gegründet und also durchaus weder Beweis noch Quelle sey. Aber die Gegenerinnerungen des Vf. wegen des alten Denkmals an der Kirche zu Welzheim sind einer Beherzigung werth.

Leipzig, b. Gleditsch: *Lexicon universae rei numariae Veterum et praecipue Graecorum ac Romanorum cum observationibus antiquariis geographicis chronologicis historicis criticis et passim cum explicatione monogrammatum* edid. *Jo. Christophorus Rasche.* Tomi IV. Pars I. PR — SAM praecedit epistolar. quadriga una cum alphabeto Samaritano. 1789. XIV — 1824 P. Pars II. Cui Siculorum monogrammata et epistolae quatuor praemittuntur. SAN — SSS. 1790. P. 1626. gr. 8.

Der Fleiss, mit welchem der Vf. die Wünsche des Publicums durch die immer weiter fortgesetzte Vollendung seines mühsamen Werks zu erfüllen sucht, ist unsers ganzen Lobes werth. Es wächst freylich zu vielen Theilen an; indessen müssen wir Hn. *R.* die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass er sich in blos geographischen und antiquarischen Artikeln nach unsern ehemals geäusserten Wünschen um vieles kürzer gefasst hat. Der grosse Reichthum der ältern Münzkunde in ihrem ganzen Umfange, die vielen auf den Münzen der Völker, der Könige und der Kaiser bemerkbaren Verschiedenheiten theils in den Bildern, theils in der Schrift und den Monogrammen, die eben so vielen dabey erforderlichen Erklärungen machten es alle gleich nothwendig, einen Gang in der Mittheilung einzuschlagen, auf welchem der Vf. alles auffassen konnte, und dieser Gang konnte nun einmal der kürzeste nicht seyn. Man mag den Plan des Vf. nach allen seinen Theilen untersuchen, so ist er nur zu sehr Zeuge, dass es ihm darum zu thun gewesen sey, das Ganze zu erschöpfen; den Kenner und Liebhaber sowohl mit allen bekannten Münzen des Alterthums, als mit allen auf denselben zu beobachtenden Verschiedenheiten und Abweichungen vertraut zu machen. Zuweilen hat sich der Vf mit zu vieler Gewissenhaftigkeit an seinen einmal angenommenen Plan festgehalten und einen Artikel, wie *Salustius Autor*, getrennt, der, in seiner ganzen Verbindung, leichterer Unterricht für den Liebhaber gewesen seyn würde. — Der erstre Band dieses Theils fasst eine Menge wichtiger und weitläuftiger Artikel in sich, die dem Vf. die Münzen theils der Städte, theils der Könige und Kaiser geliefert haben. Freylich hätten wir einige derselben, wie *Praestantia numorum*, *Preces*: theils um ihrer Unvollständigkeit, theils um ihrer Geringfugigkeit willen gerade an diesem Orte gerne vermisst; dagegen geben aber andre Artikel, die den ganzen Fleiss des Vf. erfoderten, eine desto reichere Schadlosshaltung. Unter diese gehören vorzüglich, *Princeps juventutis, Profectio, Providentia, Quadratum*, ein mit vieler Mühe ausgeführter Artikel, *Racemus uvae* und *Ramusculus, Raritas numorum*, für Liebhaber und Anfänger besonders gut und nützlich, *Restituit*, *Roma*, *Salus*, *Prusia*, *Ptolemaeus*, *Ptolemais*, *Regulianus*, *Rhegium*, *Rhesaena*, *Rhodus* mit mehreren andern, die alle nicht nur mit Rücksicht auf den reichen Vorrath von Münzen, sondern auch auf alle Bemerkungen der ältern und neuern Schriftsteller über dieselben ausgearbeitet sind. Einer der nützlichsten Beyträge für die Münzliebhaber ist unstreitig der Artikel von dem Ebräisch-Samaritanischen Alphabet, den der Vf. aus *Bayer de numis Hebraeo-Samaritanis*, einem Buche, das in die Hände weniger Liebhaber kommen dürfte, vollständig gemacht hat. Wir hätten gewünscht, dass der Vf. eine eben so gute und unterrichtende Quelle über die *Runen* vor sich gehabt oder vielmehr gekannt hätte. In einem Buche, wie dieses ist, in welchem es sich der Verf. zum Gesetz gemacht hat, die ganze Literatur zu benutzen, dessen Vollständigkeit allein von der vollständigeren Kenntniss dieser Literatur abhängt, ist es zu wenig gethan, wenn *Spanheim* allein als Quelle zur Kenntniss des Runen-Alphabets angeführt, wenn der eigentlichen Originalquellen, der Schriften eines *Celsius* und *Ihre* gar nicht gedacht und nicht einmal Hn. *Schlözers* Nordische Geschichte benutzt ist. Dass sich der Vf. weder in eigne kritische Prüfungen der Münzen noch in die Beurtheilung der von andern angestellten Prüfungen einläst, ist aus den vorigen Theilen bekannt. Indessen hat er doch in diesem Theile einige Versuche von der Art gemacht und unter andern die von dem sel. Schläger beschriebene und für ächt angenommene bleyerne Münze Hadrians gegen die vom sel. Reiske geäusserten Bedenklichkeiten aus sehr guten Gründen in Schutz genommen. Eine gleiche Probe seines numismatischen Untersuchungsgeistes enthalten die diesem Bande vorgedruckten Briefe an den Fürsten *Torremuzza* und die Antworten desselben, welche letztere für den Numismatiker besonders wichtig sind. Er nimmt die von dem Fürsten mitgetheilte und hier in einem guten Abdruck vorgelegte Münze, deren Schrift MEP. sowohl dem Fürsten als dem Hn. Hofrath *Heyne* bedenklich bleibt, wegen der ähnlichen Sinnbilder für eine Münze der Insel Cos an, die auch Merope und Meropis genannt wurde. Numismatisch ist der Name freylich nicht, wie der Hr. Hofr. *Heyne* ganz richtig bemerkt, auch die Aehnlichkeit der Bilder und ihre in den Sitten und der Cultur der Insel Cos gegründete Bedeutung bey weitem nicht entscheidender Grund genug und bey dem auf allen bis itzt bekannten Münzen der Insel Cos ausgedruckten Namen ΚΩΩΣ oder ΚΩΙΩΝ immer ein grosser Zweifel da, ob diese freylich ganz leichte Erklärung des Hn. *R.* angenommen und nicht vielmehr unter MEP. Meroe in Lycien, wie der Fürst Torremuzza vermuthet, verstanden werden müsse. In dem zweyten Briefe giebt der gelehrte Fürst von mehreren neuentdeckten Münzen von Aliza, Himera, Agrigent und andern Städten, auch Völkern und Königen Nachricht, deren genauere Bekanntmachung für die Numismatik wahrer Gewinn seyn wird. Nach diesen Briefen folgt das Hebräisch-Samaritanische Alphabet

 nach

nach dem Frölich und Bayer aus den Münzen, den Handschriften und gedruckten Bibeln verglichen und am Ende des Bandes ein Verzeichniss der antiken Münzen in Gold, Silber und Erz, die der Bischof von Tyene dem Vf. zum Geschenk zugeschickt hat.

Der zweyte Band enthält viele weitläuftige Artikel, wie *Serpens, ob cives servatos, sine epigraphe, spes*, die einen grossen Theil schon vorher beschriebener Münzen aufs neue wiederholen, aber, um keine Lücke zu lassen, die besonders der Anfänger in der Münzkunde zu seinem Nachtheil vermissen könnte, nothwendig waren. Die Artikel *Sardes, Sauromates, Sebaste, Segesta, Seleucia, Selge, Selinus, Serdica, Sestus, Septimius Severus, Sicilia, Sidon, Sillyum, Singara, Sinope, Smyrna, Soluritinum*, mit mehreren andern sind neu und mit dem fleissigsten Gebrauche der Quellen ausgearbeitet. Verschiedene unter denselben, aus den besten Schriftstellern geschöpft und gesammlet, wie der Artikel von den Seleuciden, sind zu wahren Abhandlungen angewachsen und ersetzen den Mangel der Schriften, die nicht jeder Liebhaber in Händen hat, hinreichend. Der Vf. hat die Reihe und Stammfolge der Syrischen Könige, die Zeitperiode derselben nach den Münzen und den Büchern der Maccabäer verglichen, aus dem Vaillant und Frölich sehr gut auseinander gesetzt, die Münzen der Seleucier mit vieler Mühe aus den bekannten numismatischen Schätzen gesammlet und auch für den Kenner nichts übrig gelassen, als den Wunsch, dass die ganze Reihe der Syrischen Könige mit ihren Münzen hier beysammen stehen möchte. Dass Hr. *R.* über einige von Bayern bekannt gemachte und beschriebene hebräisch-samaritanische Münzen die Bemerkungen des Hn. *Henley* aus seinem Privatbriefwechsel mit diesem englischen Gelehrten mitgetheilt hat, dafür wissen wir ihm wahren Dank. So sehr die Erklärungen und Urtheile dieses Gelehrten von *Bayers* Urtheile abweichen, so zeigen sie doch von so viel Scharfsinn und ächter Gelehrsamkeit, dass sie alle Aufmerksamkeit verdienen. Die Kunst, die Münzen aus der Geschichte und aus den Sitten und Gebräuchen eines Volks zu erklären und wieder aus den erstern Licht und Klarheit über die letztern zu verbreiten, besitzt Hr. Henley im hohen Grade. Solche Bemerkungen, die ganz neu sind, so wie der Gebrauch der kostbaren und seltnern Werke, die dem Vf. aus den Herzoglichen Bibliotheken zu Weimar, Gotha und Meiningen mitgetheilt werden, machen das Buch für den Kenner und Liebhaber, der sich selbst keine grosse Bibliothek anschaffen kann, vorzüglich interessant und brauchbar. Auch von dem Catalog des Gräflich-Bentinkischen Münzkabinets hat der Vf. in diesen neuen Bänden einen fleissigen Gebrauch gemacht; nur scheint der dem 2ten Bande vorgedruckte Brief dieser gelehrten Dame sowohl als die S. 858. eingerückte Stelle eines andern durch Abschreiber oder Setzer gelitten zu haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Ohne Druckort: *A Caterina II. imperatrice di tutte le Russie*, mit der Unterschrift: *In segno di profondissimo ossequio Paolina Suardo Grismondi.* 6 S. Imp. Fol. (4 gr.) Die Vf. dieses mit der höchsten typographischen Pracht gedruckten Gedichts, bringt hier der Grösse einer der erhabensten Frauen unsers Jahrhunderts ein würdiges Opfer. Gleich weit entfernt von lügenhafter dichterischer Schwatzhaftigkeit und niedriger Schmeicheley besingt sie in einem wahrhaft männlichen Schwunge und mit philosophischem Geiste, in den wohlklingendsten reimfreyen Versen die glänzenden Tugenden und Grossthaten ihrer Heldin. Die Sängerinn lässt ihr Geistesauge an den Ufern der Newa umherschweifen. Hier:

Piu belle ognor sotto gli auspici tuoi
Io le scorgo fiorir, reggio lungh' esse
Ferver l'Arti a grand' Opre, ergersi mille
Stupende moli, gareggiar gli Studi
Piu cari a Palla, e un altra Roma io veggio
Risorta in Peterburgo, un altra Atene.

In ihrer Begeisterung glaubt sie die erhabne Statue Peters des Grossen zu erblicken:

E questi, io grido allora, e questi il grande
Gia si caro agli Dei Monarca invitto,
Maggior di quanti mai del Russo Impero
Impugnaron lo scettro, e vinto solo
Dalla Donna immortal, che saggia e forte
I suoi popoli or bea, nuovi accrescendo
Luminosi trionfi al Solio avito.

Ganz erfüllt und zur Bewunderung hingerissen von der Erhabenheit ihres Gegenstandes, will auch sie es wagen, die Monarchin zu besingen, deren grosse Thaten die glücklichsten Genies zur Verewigung ihres Namens aufrufen. Ungeachtet des Gefühls ihrer Schwäche versucht sie es, einige Züge des Gemähldes zu entwerfen.

Ma deh! perdona, se da lungi anch' io
Co' fervidi miei voti a Te rivolta,
L'alte tue imprese a contemplar ne vegno,
Ed il tuo nome in troppo umili accenti
Fo risonar per l'Itale foreste.
Come potrei tacer, se tutto e pieno
Gia l'Universo de' fulgenti rai
Di tue vertudi, e Te devoto ammira?
Sparge cosi dal cielo immensa luce
Per ogni parte il sole, e dalle estreme
Foci del Gange, ed oltre alle remote
Erculee mete, le campagne, i colli,
I deserti, le rupi allegra, e inaura,
Onde grata ogni Gente ancor piu rude
D'inni tributo al sovran' Astro invia.

Das in den letzten Versen enthaltne Gleichniss ist ein schönes dichterisches Bild von der Grösse und Macht einer Fürstin, die ein Land von so ungeheuern Umfang, als das russische Reich ist, beherrscht. Gern schrieben wir noch die schöne dichterische Schilderung ab, worinn die Sängerin den kriegerischen Ruhm der russischen Heere und Flotten beschreibt, und davon mit kraftvoller Kürze ein furchtbares Bild entwirft. Aber die engen Gränzen unserer Blätter erlauben uns nur noch, den schönen Schluss herzusetzen. Die Dichterin sagt, sie wolle der erhabnen Kaiserin einen Altar errichten von idalischen Myrten und grünenden Lorbeer beschattet:

A questa innanzi de' piu eletti fiori
Serti offriro: poi le inequali canne,
Svegliando invece di cantar tue laudi,
Cui mal si accordera silvestre avena,
Andro agli Dei mettendo ardenti prieghi,
Perche su' giorni tuoi, dolce lor cura,
Veglin providi sempre, e di quel Sesso
Che, tua merce, piu non sia detto imbelle
In te Serbin l'onor, l'onor del mondo.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 15. Februar 1791.

GESCHICHTE.

Stockholm, b. Nordström: *Svea-Rikes Konunga-Längd*, upsatt af *Friherre Shering Rosenhane*, forste Secreterare uti Presidents Expeditionen i kongl. Cancellre-Collegio Samt Ledamot af kongl. Patriot. Sällskapet, 1789. 21 B. gr. 4.

Noch haben wir kein so gutes und mit so viel kritischer Gelehrsamkeit ausgearbeitetes Werk über die Genealogie schwedischer Könige, als diese mühsame Schrift. Der Vf. fand aber zu viel aufzuräumen, als dass nicht, besonders in ältern Zeiten, noch manches Fabelhafte, Ungewisse und Unrichtige stehen geblieben seyn sollte. Sehr oft hat er diess selbst in den Anmerkungen erkannt, und es nur mit aufgenommen, weil es einmal in die schwedische Geschichte allgemein aufgenommen ist. Sonst würde er das ganze Fornjothersche Haus, wo selbst schon die vorkommenden Namen *Aeger*, (Wasser,) *Kare*, (Luft,) *Loge*, (Feuer,) *Froste*, *Snio* u. s. w. offenbar das Allegorische und Mythologische verrathen, und so manches bey der Familie der *Tnglingar* u. dgl. m. nicht mit angeführt haben. Die Vornehmsten, die vor ihm über die Genealogie der schw. Könige geschrieben haben, sind *Peringsköld*, Graf *Bonde*, *von Stierman* und *Lagerbring*. *Peringsköld*, der in seinem biblischen Geschlechtsregister die Vorfahren K. Karl XII. in 112 Gliedern gerade von Adam herrechnet, giebt in seiner *Aettartal* der Königin *Ulrica Eleonora* 512 Ahnen nach der Weise seiner Zeit. Graf *Bonde* in seinem *Conspectu Sueciae Regum et Reginarum genealogico* hat zwar nicht so viele kindische und lächerliche Erzählungen; allein ganz war er doch nicht frey davon. *Stjerneman* und *Lagerbring* selbst können sich noch bisweilen von den einmal gäng und gebe gewordenen genealogischen Erdichtungen nicht ganz losreissen; obgleich freylich letzterer schon freyer davon ist. *Dalin* folgte *Peringsköld* z[illegible]hr. Besser sind *Wilde* und von *Botin* genealogische Nachrichten. Dies sind die vornehmsten Quellen, die Hr. *Rosenhane* bey dieser Arbeit gebraucht hat; und wenn er bey aller seiner forschenden Wahrheitsliebe bisweilen noch irre geführt worden, wie es fast in der unhistorischen Zeit der schw. Geschichte vor Christi Geburt nicht anders seyn können, so hat er es ihnen mit zu danken. Hr. R. nimmt noch 11 königl. regierende Häuser in Schweden an: 1) das *Fornjothersche*, 2) das der *Tnglingar*, von *Oden* an, den er ungefähr 100 Jahr vor Chr. G. nach Schweden kommen lässt. Den hier vorkommenden *Erik* hält er mit Recht für den ersten dieses Namens in Schweden, und so wäre Erich XIV. eigentlich nur Erich XII. 3) das *Iwarsche* und *Lodbrokische* Haus, wobey er vorzüglich *Wilde* folgt. 4) das *Stenkilsche*, 5) das *Sverkersche* und *Erichsche*. Dass letzteres mit der jetzigen *Bondefamilie* einerley sey, wird bezweifelt. Der hier vorkommende König Karl VII. ist eigentlich der erste schwedische König, der den Namen Karl geführt. *Johannes Magnus* hat ihn in seinem Geschlechtregister nur zum Siebenden gemacht, und um Verwirrungen vorzubeugen, muss man diese einmal allgemein angenommene Zählung nun wohl beybehalten. *Knut den Langes* Genealogie ist voller Ungewissheit. 6) Das Geschlecht der *Folkunger*. *Waldemars* Sohn, *Eric*, der mit seinem Vater abgesetzt war, ward *Magister Capellarum* beym Könige in Norwegen; legte aber hernach die Priesterkappe wieder ab, erhielte *Nybord*, ward schwed. Reichsrath; gieng aber hernach nach Dänemark, wo er starb. 7) Die *Unionskönige*, welche der Vf. wohl nicht so ganz genau mit *Albrecht* von Mecklenburg anfängt. Auch sind die *Sturen* als Reichsvorsteher hier mit aufgenommen. 8) Das Haus *Wasa*, 9) das Haus *Pfalz Zweybrücken*, 10) das Haus *Hessenkassel*, und 11) das Haus *Holstein-Gottorp*. Die Zahl aller schwedischen hier aufgestellten Könige ist XCV, die doch sehr vermindert werden dürfte, wenn der ungewisse genealogische Zeitraum vor Chr. G. wegfällt. Auch sind die *Sturen*, ihrer langen Regierung und grossen Verdienste wegen, mit in dieser Zahl begriffen; da doch vorher andere Reichsvorstehern, als *Torkel*, *Knutsson* und *Matts Keltelmundsson* nicht mit darunter gezählt sind; dagegen sind alle, welche den königl. Namen angenommen, ohne gesetzmässig gewählt, gekrönt, noch allgemein anerkannt zu seyn, nicht mit aufgeführt. Eben so wenig die adelichen Vorväter eines königl. Hauses. Daher findet man kein Verzeichniss der Herren aus dem Geschlecht der *Folnungar* und *Wasas*. Bey *Birger* zu *Bialba*, *Eric*, *Johansson* zu *Rydboholm*, Pfalzgraf *Johann Casimir*, und den *Sturen* ist doch in Ansehung ihrer Nachkommen eine Ausnahme gemacht worden. Bey jedem Regenten sind die biographischen Merkwürdigkeiten mit der Jahrzahl, seine Gemalinnen und Kinder, auch die natürlichen Kinder, wenn man mit Gewissheit weiss, dass sie von ihren Vätern dafür anerkannt worden, mit angeführt, als z. E. die *Gyllenhielm*, *Wasaborg*, *Carlsson*, *Hessenstein*. Der Hr. Vf. hat nicht nur in vielen Anmerkungen manche von andern begangene genealogische Fehler berichtiget, und manches in der Genealogie der schwedischen Könige und adelichen Geschlechter aufgeklärt, sondern auch selbst in den Zusätzen verbessert und ergänzt. Bisweilen sind auch einige Anekdoten eingestreuet, welche diese sonst so trockne Untersuchungen wieder beleben, z. E. S. 98 von

von der Prinzessin *Juliana* von Hessen. K. Karl XI. liebte sie, da sie mit ihm am Hofe aufgewachsen war; allein die Zeit ward ihr zu lang, sie ward mit dem Grafen *Lillie* bekannt, und gebahr, als sie mit der verwittweten Königin ausgefahren war, gerade vor dem Arsenal einen Sohn. Graf *Lillie*, den die Grossen so schon hassten, weil er es mit Prinz *Adolph Johann* hielte, musste daher das Reich meiden. Die Prinzessin musste erst nach *Gesle* gehen; ward aber hernach bey einer holländischen Kaufmannswittwe, *Marchand*, in Pension gegeben. Diese hatte einen einzigen Sohn, der Secretair beym holländischen Minister war. Die zu feurige Prinzessin kam bald mit ihm in zu nahe Bekanntschaft, und kam wieder in geseegneten Zustand. K. Karl XI. machte diesen *Marchand* darauf zum Baron von *Lillienborg*. Er erhielt vom König *Wilhelm III. Ysselstein* in Holland, wo er auch mit seiner Prinzessin in ehelicher Verbindung lebte.

Hr. R. hat dieser Schrift noch verschiedene Verzeichnisse beygefügt: 1) ein summarisches Verzeichniss aller Regenten im Königreich Schweden, in allen 128 Regenten, worunter 7 *Ättefäder, Progenitores*, lauter fabelhafte Personen aus dem Fornjotherschen Geschlecht, 14 *Ofver-Drottar, supremi Arbitri*, 30 gemeinschaftlich Regierende, 53 allein Regierende, 11 Gegenkönige, 7 Reichsvorsteher u. s. w. sind. 2) Aller Kronkandidaten, 3) aller Kronprätendenten, 4) aller ehemaligen kleinen Nebenkönige und sonst in Schweden regierenden Fürsten. Zu erstern gehören auch die *Näse-wisar*, eine Art Seeräuber, die sich gemeiniglich auf einer Landspitze (*Näs*) aufhielten, keinen Oberherrn erkannten, und bloss ihrem eigenen Willen folgten, daher man hernach dergleichen unverschämte Leute *Näswise*, Naseweise, genannt. 5) Der ausländischen Könige, die von schwed. königlichen oder andern schwed. Familien abstammten. Hier möchte noch wohl manches zu erinnern seyn, besonders was die *Ruriker* in Russland und die Herzöge in der Normandie, hernach Könige von England, so wie die auch von *Rolf* abstammende Könige von Sicilien anbetrifft. Die übrigen sind die *Ynglinger* in Norwegen, die *Lodbrokar* in Dänemark, Norwegen und England, die *Sprakelagger* in Dänemark, die *Bonden* in Norwegen, die *Wasar* in Polen und in Russland, (wo doch *Carl Philipp* nie zum wirklichen Besitz kam.) Endlich ist der Kaiserin *Catharina I* von Russland ein eigener Artikel gewidmet, worinn behauptet wird, dass sie von schwedischer Herkunft gewesen. Es heisst nemlich von ihr: Im vorigen Seculo war ein Regimentsquartiermeister beym Elfsborgischen Regiment von deutscher Herkunft, mit Namen *Reinhold Rabe*. Dieser Officier war mit der Tochter des Pastors zu *Rångedala* in Westgothland *Catharina Peders-Dotter* genannt, verheirathet. Sie wohnten zu *Germunnared*, in dem zu *Rångedala* gehörigem Filialkirchspiel. Ausser einigen Töchtern, deren eine an einen Kaufmann Borås, *L. Holm*, die andere an einen Officier verheirathet war, deren Sohn, *Reinhold Rabe*, 1710 in der Schlacht bey Hellingborg blieb, hatten sie auch einen Sohn, *Joh. Rabe*, der gleichfalls Regimentsquartiermeister beym Elfsborgischen Regiment ward, und 1684 starb. Als dieser bey des Obersten *Ranks* Regiment in Liefland stand, verheirathete er sich dort mit einer Secretairswittwe, *Elisabeth Moritz*, und zeugte mit ihr eine Tochter, die nach ihrer Grossmutter *Catharina* genannt ward. Diejenigen, welche man hernach für *Catharinas* Geschwister ausgegeben, waren vielleicht ihre Halbgeschwister von Mutterseite. *Catharina* ward 1682 zu *Germunnared* geboren. Ihr Vater starb, als sie zwey Jahr alt war. Ihre Mutter ging darauf nach Liefland zurück, und war ihrer dürftigen Umstände wegen genöthiget, diese ihre Tochter ins dortige Waisenhaus zu geben. Nachdem sie etwas herangewachsen, nahm sie der Probst zu *Marienburg*, *Glück*, als Stuben- und Kindermädchen in sein Haus, wo sie 1701 mit einem Cantonist vom Leibregiment zu Pferde verheirathet ward. Allein am Abend der Hochzeit, wie die Nachricht kam, dass die Russen angefallen, ward derselbe auscommandirt, und sie haben sich nie einander wieder gesehen. Und wie Marienburg darauf eingenommen ward, nahm der russische General *Bauer* sie wegen ihrer Jugend und Schönheit in sein Haus; das übrige ihres Schicksals ist bekannt. Der Vf. beruft sich bey dieser Erzählung sowohl auf schriftliche Nachrichten, als das Zeugniss einer Fräulein *Creutz*, deren Vater Obrister bey jenem Leibregiment gewesen, und sowohl Catharinas Vater als Bräutigam sehr gut gekannt haben soll, und des Pastor *Helisadius*, dessen Grossvater *Paulus Petri*, Pastor zu *Rångedala*, *Johann Rabes* Mutterbruder gewesen. Ganz ist die Sache hiedurch doch wohl noch nicht ausgemacht. Schon *Tunald* hatte in der 5ten Auflage seiner Geographie *Germunderyd* in Westgothland als den Geburtsort der Kaiserin angegeben. Auch in den Anmerkungen zur schwed. Uebersetzung von des Ritter R***s Historie K. Carls XII, und in *Webers* verändertem Russland, so wie in *Björståhls* Reisen, der die Nachricht von der Markgräfin *Carolina Louise* hatte, ist die schwedische Herkunft der Kaiserin behauptet worden. Viele schwedische unter *Carl XII* gediente Officiere konnten es wissen, und ihre Erzählungen gaben vielleicht Gelegenheit zu der Ukase, worinn alle verkleinerliche Ausdrücke von dem verstorbenen Kaiser sowohl als der regierenden Kaiserin und ihren Anverwandten, bey Lebensstrafe verboten werden. Da *Catharina* es so übel empfand, dass man sie für die Tochter eines schwedischen Regimentsquartiermeisters ausgab, was würde sie gesagt haben, wenn sie voraussehen können, dass man von ihr und den Ihrigen noch weit verkleinerliche Nachrichten ausbreiten würde, als dass sie eines BauernTochter, die natürliche Tochter eines Edelmanns mit einer leibeigenen Magd u. d. m. gewesen sey. Ganz zuletzt sind auch noch diejenigen, die sich falschlich für Könige oder schwedische Regenten ausgegeben, angeführt worden. Wenn darunter zuerst der falsche Olof in Dänemark und *Schweden* genannt wird, so ist das wohl ein Versehen. Dieser Olof gab sich nie für einen König in Schweden, sondern in Norwegen aus. Auch der falsche *Sture* oder sogenannte Dahljunker masste sich zwar königliche Macht an, aber ohne sich je den Namen beyzulegen. Rec. hat sich oft Mühe gegeben, von diesem Dahljunker, der zuletzt in Rostok hingerichtet war, aus dortigen Archiven, besonders wegen des gegen ihn daselbst angestellten Processes, Nachrichten zu erhalten; alle

allein immer vergeblich. Der dritte und letzte hier angeführte ist ein Finnischer Unterofficier, *Düster*, der sich 1727 für Carl XII ausgab, allein darüber an den Schandpfahl kam, und 1730 im Tollhause, wohin er gebracht ward, verstorben ist.

MARBURG, in der neuen akad. Buchh.: *Grundriss der Universalhistorie*, entworfen von *Michael Conrad Curtius*, landgrafl. hessischem Rath, der Geschichte, Beredf. und Dichtk. ordentl. Lehrer auf der Univers. Marburg. 1790. 16½ Bogen 8.

Hr. C. sollte dem Erbprinzen von Hessen Unterricht in der Geschichte geben. Sonst hatte er sich dazu *Schlözers* Vorstellung seiner Univ. Historie, und desselben Weltgeschichte bedient. Allein da erstere nicht mehr hinreichend in den Buchläden vorhanden ist; von letzterer aber (als Hr. C. schrieb,) nur der erste Theil herausgekommen war: so sah er sich genöthigt, gegenwärtigen Grundriss zu entwerfen, für welchen er von der nothwendig gewordenen Eilfertigkeit Entschuldigung hofft. Er hat dabey die *Schlözerischen* Zeitabtheilungen beybehalten, nemlich die Urzeit, die dunkle Zeit, die Vorwelt, die alte Welt, u. s. w. Uns scheint doch der ebengenannte vierte Abschnitt, der sich vom *Cyrus* bis zum Untergange des abendländischen Kaiserthums erstreckt, also volle tausend Jahre fortwährt, für ein Lehrbuch viel zu lang zu seyn. Setzt man noch die beobachtete Methode hinzu, nach welcher in jedem Abschnitte eine Reihe von Nationen oder Reichen einzeln auf einander folget, (in dem 4ten sind es sechszehn,) ohne alle Verbindung mit einander, ohne selbst immer an einem solchen Platze zu stehen, wo sich ihre Geschichte an einander anschliesen könnte, (so kommt S. 64. nach dem römischen Reiche das *Sinesische*, nach diesem treten die Juden auf bis zu Hadrians Regierung; und nun erscheinen die *Chartaginenser*); endlich auch ohne sonderliche Wahl, indem bisweilen Nationen vorgeführt werden, von denen sich weiter nichts sagen läfst, als dass ihre Geschichte noch sehr fabelhaft sey, dass sie aber schon einigen Anfang zur Cultur gemacht hätten: so möchte es wohl den Lehrlingen ziemlich schwer fallen, in einem so ungeheuren Zeitraum ohne häufige Verirrungen herumzuwandeln. Sonst hat der Vf. einen ganz bündigen Auszug der Weltgeschichte verfertigt, worinn gegen die Richtigkeit der Erzählung wenig einzuwenden seyn dürfte; dagegen viel Wissenswürdiges zusammengepresst ist, und das ganze noch fruchtbarer gerathen seyn würde, wenn statt mancher für die Univ. Hist. völlig unbedeutender Reiche, wie Siam, Pegu und Ava sind, lieber durchgängig auf das Grosse und Edle in den Weltauftritten, an den Regenten u. s. w. Aufmerksamkeit erregt worden wäre. *Ramatilondi*, *Pretien*, *Pranhinoko*, *Raja Api*, *Chau Pasatong* und andere elende asiatische Wüteriche, eignen sich S. 186. ff. mehr als eine Seite zu: und von dem vortreflichsten vielleicht aller Kaiser *Maximilian II* wird S. 181. blofs gesagt, er sey ein ruhmwürdiger Monarch gewesen. Dass die Geschichte der Religion, der Wissenschaften und Künste beynahe ganz weggeblieben ist, verengt den Begriff einer Univers. Hist. zu sehr; sie erscheint hier mehr als allgemeine Völker- und Staatengeschichte. Auch sollte es einem ausdrücklich zum academischen Gebrauche aufgesetzten Compendium der Univ. Hist. nicht völlig an Citaten der Quellen, oder einiger Anweisung zu ihrer Kenntniss fehlen. Der Vortrag ist übrigens, wenn gleich nicht überall sehr zusammenhängend, doch rein und fliesend.

BERLIN, b. Maurer: *Geschichte des heutigen Europa vom fünften bis zum achtzehnten Jahrhunderte.* In einer Reihe von Briefen eines Herrn von Stande an seinen Sohn. Aus dem Englischen übersetzt, mit Anmerkungen von *Johann Friedrich Zöllner*, königl. preuss. Oberconsistorialrath und Probst in Berlin. *Siebenter Theil.* 1790. 22 Bogen in 8. *Achter Theil.* 1790. 24 B.

Ebendesselben Buchs *Erster Theil, zweite verbesserte Auflage.* 1790. 23 B. in 8.

Da wir bereits mehr als einmal ein allgemeines Urtheil über dieses Werk, sowohl in seiner Urschrift, als in gegenwärtiger Uebersetzung, gefällt haben, so bleibt uns jetzt nichts übrig; zumal da auch die neue Auflage des ersten Theils nur ganz unerhebliche Verbesserungen und Zusätze erhalten hat, als den Inhalt der beiden neuesten Theile, und was der Uebersetzer dabey gethan hat, kürzlich anzugeben. Der *siebente Theil* enthält in sechs Briefen blofs die englische Geschichte vom J. 1615 bis 1649. Hr. *Zöllner* gesteht, dass dieses manchem Leser als ein Uebelstand vorkommen werde, die Begebenheiten des festen Landes durch einen ganzen Band unterbrochen zu sehen; allein, setzt er hinzu, gerade die hier erzählte Geschichte könne die interessanteste Unterhaltung gewähren, wenn man sie mit der jetzigen französischen Staatsveränderung vergleiche, u. s. w. An sich vollkommen richtig; allein dadurch wird das gewaltige Misverhältniss nicht gehoben, in welchem nicht allein dieser Theil, sondern auch im ganzen Werke die englische Geschichte gegen die übrige europäische steht. Man braucht nur offene Augen zu haben, um auch an dem folgenden *achten Theil*, der die europäische Geschichte bis zum Nimweger Frieden beschreibt, die Beobachtung zu machen, dass der Vf. überhaupt für seinen englischen Leser nur seine vaterländische, und höchstens nur die damit verbundene französische Geschichte wichtig genug gehalten habe, um sie ausführlich zu erzählen; die übrige europäische aber nur in so fern mitnimmt, als es jenem nöthig seyn dürfte, einige Blicke auf dieselbe zu werfen. So steht zwar auf der 31sten Seite des 8ten Theils etwas *französische*, *spanische*, *schwedische*, auch anderthalb Seiten *deutsche Geschichte*; aber schon S. 32 heisst es: „Und nun, mein liebster Philipp! müssen wir wieder zu den *Angelegenheiten in England* kehren," die denn auch wirklich die nächsten 100 Seiten füllen. Und ob es gleich in der Folge mehrmals *eine allgemeine Uebersicht der europäischen Geschichte* werden soll, so ist doch das meiste nur im Vorübergehen gezeigt worden. Durch die sehr sparsamen Anmerkungen des Uebersetzers wird diesem Mangel nicht abgeholfen; ja wenn auch viele Bogen von Zusätzen eingerückt würden, so könnte dadurch das Schiefe im Allgemeinen des Plans nicht verbessert

bessert werden. Es fehlen selbst manche der nöthigsten Berichtigungen; wir bleiben nur beym 8ten Theile stehen. S. 211 sollte statt *Alexander VI. der siebente* stehen, S. 212 ist es falsch, dass *Ludwig XIV.* von dem Uebergewicht seiner Macht (zur See) beym Anfange seiner Regierung gesprochen habe, dieses würde lächerlich gewesen seyn; er sagte vielmehr das Gegentheil, wie *Voltaire* selbst anführt. Am meisten wunderten wir uns S. 257 die grosse und gewiss wirksame Thätigkeit, welche *Friedrich Wilhelm* von Brandenburg vor allen andern Fürsten anwandte, Holland zu retten, mit der kahlen Zeile, ohne einige Gegenerinnerung abgefertigt zu sehen: „Der Kurfürst von Brandenburg bewies sich geneigt, die Staaten zu unterstützen."

LANDKARTEN.

Edinburg, b. Ainslies, u. *London*, b. Faden: *Scotland* drawn and engrav'd from a Series of Angles and astronomical Observations; 1789. (8½ Rthlr.) Diese aus 9 Sectionen bestehende Specialkarte von Schottland ist zusammengesetzt 5 Fuss Rheinl. Duodecimalmaass breit und 5½ Fuss hoch. Vier geographische Meilen machen 3 Rheinl. Decimalzoll aus. Sie übertrifft an Genauigkeit nicht allein die Karte von James Anderson in seinem *Account of the present State of the Hebrides and Western Coasts of Scotland* 1785, sondern auch die *Dorretsche* in 2 Bogen, wovon Schrämbl zu seinem Allg. D. Atlas einen Nachstich auf 1 Bogen gegeben hat. Das ganze Reich ist hier, wie gewöhnlich, in 33 Landschaften getheilt; auf vorgedachter Dorretschen Karte heisst eine von den Landschaften Mearns; dieselbe Landschaft wird auf unserer aber Kinkardin genannt, worin der königl. Flecken Bervie an der Seeküste liegt, den die Dorretsche Inversberoy nennt u. d. m. Die Bezeichnung der Gebirge ist schlecht gerathen. Es lässt sich unmöglich gedenken, dass die Berge ohne allen Zusammenhang so zerstreut, als sie hier angegeben sind, liegen sollten. Es sind lauter theils runde, theils längliche Berge in Form der Sandhügel, deren merkwürdigste Höhen über die Meeresfläche auf der 7ten Section nach Füssen angegeben sind. Auf eben dieser Section füllet den übrigen leeren Raum ein Meilenzeiger aus, worinn die Entfernungen von 1831 Orten nachgewiesen werden. Auf der 9ten Section ist eine Tafel angebracht, worinn die Distanzen 7 verschiedener Wege, welche die Entfernungen zwischen Edinburg und London verkürzen, in englischen Meilen bemerkt sind. Ein neuer Weg über Jedburgh, Corrbridge, Piercebridge und Liemingláne bis Burrowbridge, ist bis an die Grenze von England gemacht, aber durch die Graffschaft Northumberland und Durham noch nicht vollendet. Dieser wird, wenn er fertig ist, um 27 Meilen näher als jeder andere seyn. In der nordwestlichen Ecke auf der 7ten Section ist ein besonderes Kärtchen von den Shetlandsinseln und in der nordwestlichen Ecke auf der 3ten Section ein Kärtchen von den Orkneysinseln angebracht, welche beide sehr speciell und nach eben dem Maassstab, als das Ganze ist, abgebildet sind. Besonders auffallend ist es, dass auf der ersten Section die Minuten der Länge nach Osten und die Grade nach Westen, auf allen übrigen Blättern aber die Minuten den Graden der Länge gleich nach Osten gehen. Dass der Vf. am östlichen Rande die Polhöhen von einigen 80 Oertern vermittelst punctirter Linien angegeben hat, ist sehr lobenswürdig. Diese Manier erleichtert bey Karten, die aus vielen Blättern wie diese bestehen, und wo die Grade nicht durchgezogen sind, ungemein das Aufsuchen der Breiten.

Grund Tegning af den Kongelige Residenz Stad Kiøbenhavn. (6 gr.) Ein kleiner halber Bogen von Friedrich gestochen, aber ohne Jahrzahl. Wenn dergleichen grosse Städte in Grundriss gebracht werden, pflegt man gemeinhin die Hauptabtheilungen derselben durch verschiedene Farben auszudrücken, die in einen Kupferstich entweder durch Puncte, horizontalen, perpendiculairen oder schrägen auch Kreuz-Schraffirungen etc., je nachdem es viel oder wenige Hauptabtheilungen in einer Stadt giebt, bezeichnet werden. Dies ist nun bey Abbildung dieser am Strande des Oeresundes liegenden Residenzstadt Koppenhagen nicht geschehen, denn sowohl die Alt- und Neustadt, als die auf der Insel Amach vom König Christian IV. 1618 angelegte Stadt Christianshafen sind sämmtlich mit punctirten Quarrés vorgestellt, und sogar die Benennungen beyzufügen vergessen worden. Nach dem Plan zu urtheilen enthält Altkoppenhagen zwar breite, aber durchaus krumme Strassen und Gassen; Neukoppenhagen hingegen, welche durch die in grader Linie queer durch die ganze Stadt gehende 2100 Ellen lange Gotherstrasse von der Altstadt getrennt wird, so wie Christianshafen, haben gerade Strassen. Auch die 12 Quartiere, worinn gedachte beide Städte, erstere in 9, und letztere in 3 getheilt werden, hätten ganz füglich auf obengedachte Art bemerkt werden können. Sonst sind übrigens die Namen der Strassen, Gassen, Plätze und öffentliche Gebäude da, wo es der Platz erlaubte, angegeben, und wo kein Raum dazu vorhanden war, auf der linken Seite des Bogens besonders aufgezeichnet worden. Ausmessungen lassen sich bey diesem Grundriss nicht anstellen, weil der Maassstab fehlt.

Geographisk Kaart over Finnmarken, Samlet efter de nyeste og bädste Teininger udgivet og bekostet 1789. af *Carl Pontoppidan*; Justireraad og administrerende Directeur ved den Grönl. Finnl. og Faroil. Handel. (6 gr.) So klein auch diese Karte von Ost- und Westfinnmark ist; (denn sie enthält nur eine Länge von 12, und Breite von 8 Zoll rheinl. Dec. Maass); so findet man doch besonders an der Seeseite eine grosse Menge Namen, welche theils den Inseln, theils den bewohnten Stellen daselbst zugehören. Ausser den Dörfern Kautokeino am *Altens*-Fluss und Assiuvarra auch Aviovara, welche durch den Grenzvertrag zwischen *Norwegen* und *Schweden* von 1751 an *Norwegen* gekommen sind, desgleichen den Capellen Caras Jok am Tanastrom und Masi am *Altens*-Fluss, sucht man im Innern des Landes Städte und Dörfer vergebens; denn nichts als Ströme und Gebirge füllen den übrigen leeren Raum aus. An eilf verschiedenen Stellen sind die Namen mit einer starken Schwefelfarbe überzogen worden, und zwar 7 in *West*- und 4 in *Ostfinnmark*. Die Stellen in Westfinnmark sind a) im Innern des Landes: 1) zwischen vorgedachtem Dorfe Kautokeino und der Masi-Capelle; das Wort *Altens Elv* (Altensfluss), b) an der Seeseite 2) *Talviig*, ein Stück des Meerbusens *Alten*, worinn sich der *Altensfluss* ergiesst, 3) die Insel *Loppen* 4) *Hasviig*, eine südwestliche Stelle auf der Insel Soroen 5) *Hammerfest* eine westliche Stelle auf der Insel Havalöe, 6) die Insel *Masöe* südwestlich vom Nordcap, und 7) *Kielvig* eine östliche Stelle auf der Insel Mageröe; in *Ostfinnmark* 8) *Kolleford* westlich auf der Insel Omgang, 9) die Insel *Wardöer*, 10) *Wadsöe* an der nördlichen Seite des *Waranger Fiords* und im Innern des Landes, 11) eine Stelle am *Tanastrom*. Die Karte giebt hierüber keine Erklärung. Bey genauerer Untersuchung und Vergleichung einer andern vom Canzleyrath Christoph *Hammer* 1786 herausgegebenen und von *Friedrich* gestochenen Karte vom Stifte Drontheim fand sich aber, dass diese schwefelgelbe Stellen Hauptkirchen der Missionairen, nach vorgedachter Karte (*Hoved Kirker*) vorstellen sollen, worinn jedoch No. 4. Hasviig nur als eine blosse Kapelle angegeben wird. Nach eben dieser Karte fehlt auf der unsrigen die Kapelle Reosnes am Reppefiord. In Ansehung der Grenze zwischen *Finnmark* und dem *Russischen Lappland*, weicht diese Karte gar sehr von den andern ab, und scheint mehr Glauben als jene zu verdienen. Wangenstein, dem *Büsching* und *Fabri* in ihren Erdbeschreibungen, und Güssefeld in seiner Karte gefolgt sind, giebt den *Paswigfluss*, welcher aus dem See Enara kömmt, und sich in den *Waranger Fiord* ergiesst, zur Grenze an. Hier aber geht die Grenze weit über besagten Fluss hinaus, und umfasst noch ein Stück Land von einigen 70 Q. Meilen. Der *Peitzons-Strom*, (nach Wangenstein Paitzen,) welcher unmittelbar auf den vorhergehenden folgt, gehöret noch zu *Ostfinnmarken*; zwey Meilen östlich von diesem läuft die Grenze in einer nordöstlichen Richtung zwischen den beiden Meerbusen *Wester*- ond *Oster-Bumands* fort, und verliert sich sodann bey Carels Gammen am Eismeer. Neben einem an dieser Grenzlinie lauffenden, in vorgedachten *Oster-Bumands*-Busen fallenden Fluss steht ausdrücklich, dass der Landvoigt bis hieher zur Einhebung der Steuern reisen muss. Nach dieser Karte, die wir für zuverlässig halten, enthält *Westfinnmarken* nach Abzug aller im Lande hereintretender Meerbusen 746, und *Ostfinnmarken* 634 geographische Quadratmeilen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 15. Februar 1791.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Stalker: *The present State of Hudsonsbay and its Furtrade*, with hints for its improvement, by *Edward Umfreville*, 1790. 230 S. 8.

Wir besitzen freylich von diesem rauhen Lande in Nordamerica verschiedene ausführliche Beschreibungen; allein da diese fast vor 40 Jahren aufgesetzt wurden, und sich seitdem besonders in dem Handel mit den Wilden manches verändert haben muss, so war es uns angenehm, in dem Vf. dieser vor uns liegenden Schrift einen neuen sachkundigen Beobachter dieser Gegenden auftreten zu sehen. Hr. U., der eilf Jahre in Diensten der Hudsonsbaygesellschaft stand, hat sich dort von 1771—1782 aufgehalten, und beschäftigte sich nachher vier Jahre mit dem Pelzhandel in Canada, den die Einwohner von Montreal seit vielen Jahren mit grossen Gewinn treiben. Sind seine Nachrichten gleich von beiden Ländern weniger umfassend, als was wir darüber schon von Ellis, Dobbs und Robson benutzen können, und verspricht diese Beschreibung gleich im Ganzen nur geringen Gewinn für die Kunde dieser Wüsteneyen, so enthält sie dagegen eine Menge nützlicher Nachrichten über die gegenwärtige Lage der Hudsonsbaygesellschaft, ihren dortigen Handel, und dessen Verminderung seit der nachtheiligen Concurrenz mit den canadischen Pelzhändlern. Ueberdem erläutert diese Beschreibung manches von dem Innern des ungeheuern Landes, jenseits der bisher bekannten Grenzen von Canada, dessen westliche Küsten seit 1785 so oft untersucht, und uns Europäern seit den letztern Händeln in Nutkasund, so allgemein interessant geworden.

Unser Vf., der, wie die meisten bisherigen Beobachter der Hudsonsbay von der Gesellschaft beleidigt wurde, und daher ihre Blössen, nur oft zu wortreich und mit zu vieler Strenge aufdeckt, wiederholt die Klage seiner Vorgänger, dass sie weder jenen Theil von Amerika genauer untersucht, noch ihren Handel zum Vortheil von Grossbrittanien vermehrt habe. Sie braucht jetzt zu ihrem Handel jährlich zwey Schiffe und eine Sloop, die zusammen kaum 600 Tonnen Ladung halten. Alle damit beschäftigte Leute steigen nicht über 315 Personen, von denen sich 240 in ihren nordamericanischen Factoreyen aufhalten. Dergleichen gehören ihr sechs an der Küste dieses Meerbusens, von denen Yorkfort und Churchill die wichtigsten sind. In der Gegend von Yorkfort 57 Gr. 2 Min. N. Br. steigt Fahrenheits Thermometer im Sommer oft 90 Gr. über 0. und fällt im Januar 50 Gr. unter jenes Zeichen. Franzbrantwein, Rum etc. frieren von November bis zum Frühlings-Aequinoctium zu einer honigähnlichen Masse. Die Erde thauet im Sommer nicht über 4 Fuss auf, und in den Holzungen dringt die Wärme kaum zwey Fuss durch. Die Wilden kommen, aller ihrer Vorkehrung ungeachtet, oft durch die Kälte um, und beyläufig schaltet der Vf. eine traurige Geschichte dreyer Engländer ein, die 1772 in der Nachbarschaft von Yorkfort von Hunger und Kälte auf die jämmerlichste Art ihre Leben verloren. Einer von ihnen lebt noch mit Verlust seiner Finger, Zehen und eines Theils der Nase, in den Orkneys, woher die Gesellschaft ihre meisten Matrosen und andere Bedienten zu holen pflegt. Bey Churchillfort, 59 Gr. N. Br. ist die ganze Gegend vom Ende Octobers bis mitten im May in Schnee und Eis begraben. Der Brantwein richtet unter den Wilden, welche des Handels wegen die englischen Niederlassungen besuchen, die schrecklichsten Verheerungen an, und im Trunk büsst mancher Nasen und Ohren bey den unter ihnen unvermeidlichen Handgemengen ein, ungeachtet bey dergleichen Gelagen alle Waffen und schädlichen Werkzeuge sorgfältig auf die Seite geschafft werden, wie hier mit mehreren Beyspielen gezeigt wird. Sie verehren ein höchstes gütiges Wesen, das sie *Kitche-Manito* d. i. den grossen Obern nennen, zuweilen mit Gesängen, aber nicht so oft als die böse Gottheit. Er ist zu gut, sagen sie vom ersten, als dass er uns schaden sollte. Aber für den andern, der bey ihnen *Whitico* heisst, und der sie ihrer Meynung nach immer plagt, giessen sie Brantwein, oder werfen ihm etwas von dem, was sie geniessen, ins Feuer, doch eben so oft, zumal wenn sie aufgebracht oder trunken sind, feuren sie ihre Gewehre auf den bösen Geist, um ihn zu tödten. Die Entdeckungsreise, welche die Hudsonsbaygesellschaft 1771 vom Churchillfluss Nordwärts anstellen liess, und die unsern Lesern aus einer Note in Cooks letzter Reise um die Welt bekannt ist, erzählt unser Vf. ebenfalls, und die dabey begangenen Grausamkeiten der englischen Bundsgenossen gegen die wehrlosen Esquimaux. Die Wilden, mit denen die englischen Factoreyen handeln, rauchen jedesmal bey ihrer Ankunft zur Erneurung der Freundschaft das Friedens Calumet (Calimot), welches der Vf. eben so beschreibt, als Hennepin vor hundert Jahren. Die Rede, welche der Wildenanführer bey solcher Gelegenheit hält, ist kunstlos, bündig, und wie die hier mitgetheilte Probe, ganz im Geiste eines rohen Volks.

Der gegenwärtige Handelszustand mit den Völkern an der Hudsonsbay, und den Wilden im äussersten Canada schildert der Vf. aus eigener Kenntniss anschaulich und treffend; er mischt auch überall Vorschläge zu dessen Verbesserung ein, und zeigt wie die Gesellschaft die Ausbreitung der Canadischen Kaufleute unter den Wilden verhindern könnte. Diese letztern haben seit 1773 den ganzen

ganzen Pelzhandel an sich gezogen, den die Gesellschaft sonst ausschliesslich mit den westlichen Wilden trieb, und sie schicken jährlich viermal mehr Pelzwerk nach England, als die Hudsonsgesellschaft jetzt im Stande ist. In dem einzigen Jahre 1780 wurden von Quebeck nach London für 127,423 Pf. St. eingeführt. Ungeachtet nun der Handel der Gesellschaft vermindert ist, so hat sie doch grössere Ausgaben gegen vorige Zeiten, weil sie jetzt mehr Leute in allen ihren Factoreyen braucht. So kostete ihr um 1748 Lohn und Kost der Mannschaft in Yorkfort, deren sie damals fünf und zwanzig in Diensten hatte, jährlich 470 Pf. St. und sie erhielt daher jährlich 30,000 Bieberfelle. Gegenwärtig werden ihre Geschäfte dort von hundert Personen betrieben, deren Besoldung 1860 Pf. St. beträgt, und mehr als 25000 Bieberfelle kann sie jährlich von dorther nicht erwarten; die angeführten Bieberfelle sind in beiden Fällen nicht lauter Bieber, weil die Gesellschaft alles dort eingetauschte feine und mittlere Pelzwerk nach Biebern, berechnet, und Bieber der allgemeine Maasstab für alle Waaren bey den Wilden sind. Die hier angeführten Preise der verschiedenen Waaren sind eben dieselben, welche Robson in seiner 1744 zu London gedruckten Beschreibung der Hudsonsbay angeführt hat. In dem Handel werden die Wilden gewaltig betrogen. Ein Gallon Brantewein zur Hälfte mit Wasser vermischt, das also nach der Taxe der Gesellschaft etwa 10 pence engl. werth ist, müssen sie mit acht Bieberfellen eintauschen, die in London sechs Pf. St. gelten. Für einen Vier-Pfenningskamm müssen sie ein Bärenfell geben, das nicht unter 2 Pf. St. verkauft wird. Die Pocken haben 1782 eine grose Zahl Wilden in diesen Gegenden aufgerieben, kaum einer kam von Funfzigen mit dem Leben davon. Merkwürdig aber ist es, dass die meisten ihrer Kinder von europäischen Vätern wieder genesen. Die ganze Hudsonsbaygesellschaft besteht nur aus sieben Personen, welche die Handelsvortheile eines Capitals von 103,950 L. unter sich theilen. Ehe die Canadischen Pelzhändler die westlichen jenseits der grofsen Seen wohnenden Wilden zu besuchen anfingen, durften die Bedienten der Gesellschaft nicht Landeinwärts die Wohnungen der Wilden besuchen, oder mit ihnen an Ort und Stelle handeln. Da diess aber jetzt geschieht, und die Gesellschaft weit von ihren bekannten Factoreyen fixirte Handelsplätze etablirt hat, um die Pelzwaaren, die sonst zu ihr nach der Seeküste gebracht wurden, unter den Wilden einzuhandeln; so wundern wir uns billig, hier nicht ein Wort von dem entferntesten, und zur Zeit einzig bekannten zu finden, nemlich *Hudsonshaus*, das 53° N. Br. und 106″ 27′ westl. Länge von London liegt, und häufig in den Seereisen nach der nordwestlichen Küste vorkommt. Die gemeinen und untersten Bediensten der Gesellschaft werden alle von den Einwohnern der Orkneys genommen, und haben jährlich nur 5 L. an Lohn. Sie werden auf fünf Jahr angenommen, und müssen auf der Heimfahrt als Matrosen ihre Fracht verdienen.

Während des Aufenthalts unsers Vf. in Yorkfort, ward dieses und Churchillfort 1782 von den Franzosen erobert und der ganze dortige Handel zerstört. Diese Expedition mufste den Franzosen verunglücken, wenn die Befehlshaber der Gesellschaft nur Leute von einiger Entschlossenheit gewesen wären, oder die Gesellschaft in ihren Hauptposten nur während des Krieges die benöthigte Mannschaft gehalten hätte. In Yorkfort befanden sich beym Anrücken der Franzosen, welche ihre Artillerie nicht bis an die Festung bringen konnten, 50 Engländer und zehn Wilde, und das Fort war mit allem benöthigten reichlichst versehen. Allein der Gouverneur verbot alle Gegenwehr, und ergab sich auf die erste Auffoderung, ohne dass von beiden Seiten ein Schuss geschahe. Churchillfort war noch viel stärker befestigt und mit einer zahlreichen Artillerie versehen. Allein um solches zu vertheidigen, waren wenigstens 400 Mann nöthig, und die ganze Besatzung bestand, wie la Peroise diesen Posten auffoderte, nur aus 39 Personen. Beide Forts wurden gänzlich zerstört, in beiden ein Schatz von Pelzwerken erbeutet, und die Gesellschaft erlitt einen enormen Verlust. Da der Vf. nachher von 1784—87. in Diensten canadischer Pelzhändler, die in Montreal unter dem Nahmen der nordwestlichen Gesellschaft sich vereinigt haben, die unbekannten Gegenden 700 englische Meilen jenseit des Cedersee besucht, so giebt er auch davon, ihrer natürlichen Beschaffenheit, ihren Einwohnern, und andern Merkwürdigkeiten Nachricht. Man findet dort Steinkohlen in Ueberfluss, deren Gebrauch aber den Wilden unbekannt ist. Das Land ist überhaupt fruchtbar und bringt mehr Früchte freywillig hervor, als die Wildnisse in Canada. Es ist hier auch nicht so kalt als an den Küsten der Hudsonsbay, daher von den Thieren auch kein so dichtes Pelzwerk fällt. Der americanische Büffel ist in diesen Gegenden zu Hause, und ein erwachsener wiegt 1000 Pfund. Er wird von den Wilden in sehr festen Einzäunungen beynahe wie die Elefanten in Ceilon mit groser Mühe gefangen, nur mit dem Unterschiede, dass der Elefant seinen Jägern lebendig in die Hände fällt, die Büffel hingegen von einer im Eingange des Platzes (*Buffals Pound.*) erhöhten Stelle todt, oder schwer verwundet über einander in die Einzäunung fallen Hr. *U.* giebt von mehrern Thieren Nachricht, die wir aber als bekannt aus andern Schriften hier nicht wiederholen mögen. Unter diesen nennen die Canadier eins, das wegen seiner schönen Gestalt und besondern Schnelligkeit, vielleicht künftig bekannter werden wird, denn aus der Beschreibung hier lässt sich nicht errathen, zu welcher Classe dasselbe gehören möchte, Cublanc, die Wilden aber Apis-to-chik-o-shish. Die Wölfe werden von den Wilden auf folgende Art gefangen. Sie erlegen einen Büffel, hauen ihn in kleinere Stücken und werfen diese umher. Die Wölfe, die sich bald einfinden, überfressen sich so sehr daran, dass sie kaum von der Stelle gehen können, und werden in diesem Zustande den andern Tag ohne Gefahr getödtet. Die Sitten und Gebräuche der dortigen Wilden stimmen freylich mit den Gewohnheiten der andern bekannten rohen Americaner überein, und wir vermutheten kaum, dass der Vf. nach Ellis, Carver und andern, neue Charakterzüge entdecken könnte. Die dortigen Wilden rauben von ihren Feinden häufig Weibspersonen, und verkaufen sie nach Canada. Der Vf. glaubt, dass dieses Verkehr dergleichen Räubereyen vermehre, oder gar veranlasse.

Uns

Uns scheint dies nicht so, und wir haben dergleichen Weiberraub bey mehrern nördlichen Wilden gefunden, und möchten beynahe aus diesem Weiberraub den Ursprung der Sklaverey, und des Sklavenhandels herleiten. Die wilde Frau, welche Hearne 1772 auf seiner nordamerikanischen Entdeckungsreise einsam in den dortigen Wüsteneyen fand, und die in ihrem Vaterlande nie Eisen gesehen hatte, (S. *Forsters* Cook der Entdecker S. 35) war von andern Wilden, die mit Canada kein Verkehr hatten, gefangen, und diesen entronnen. Diese Nordwestlichen Wilden bedienen sich der Pferde, die erst seit kurzen, bey einigen Stämmen bekannt geworden sind, und die Pferde erregen häufige Kriege bey jenen Völkern. Das Abhacken einiger Fingergelenke ist auch bey ihnen üblich, vorzüglich bey alten Leuten. Die vornehmsten Völkerschaften reden völlig verschiedne Sprachen, wie der Vf. mit Proben von fünf besondern Sprachen beweist. Auch die Benennungen der gewöhnlichsten Dinge haben nicht die mindeste Aehnlichkeit untereinander, und mit eben so verschiednen Namen werden fremde Gegenstände, wie Pferd, Flinten, Pulver und Brantwein bezeichnet. Die entferntesten westlichen Wilden haben vielleicht einiges Verkehr mit den äusserften spanischen Posten in Neumexico. Der Vf. sahe unter ihnen ein Pferd, dem lateinische Buchstaben eingebrannt waren, und bey andern einen Säbel mit spanischen Worten bezeichnet. Am Ende beschreibt der Vf. seine letzte Reise von Montreal bis Neuyork. Da gerade diese Gegend während des amerikanischen Krieges durch Bourgoines unglücklichen Zug berühmt genug geworden, und die vorzüglichsten Orte, die Hr. U. berührte, Lesern jener Kriegsgeschichte in Andenken sind, so mögen folgende Bemerkungen des Vf. genügen, den Werth oder Unwerth seiner Reisebemerkungen zu beurtheilen. Der spanische Thaler ist in den verschiedenen amerikanischen Provinzen von sehr ungleichen Werth. Im Canada wird er zu fünf, im Lande Vermont zu sechs, und in Neuyork zu acht Schilling angenommen. Bey Stillwater, in dessen Nachbarschaft Bourgoine mit seinem Heer das Gewehr strecken musste, sahe der Vf. ein Regiment Amerikaner manövriren. Es war aber in der grösten Unordnung und ohne alles militärische Ansehen. Viele Leute hatten nicht einmal Hüte, die Gewehre waren verrostet, und jeder ging nach seinem Vermögen oder seiner Phantasie gekleidet einher. Die ganze Gegend zwischen den Seen und Albany ist doch seit dem Kriege ziemlich angebauet. Zwischen Neuyork und Albany, dreissig englische Meilen vom letztern Ort, ist in einer angenehmen, und zum Handel sehr bequemen Gegend 1784 eine neue Stadt Namens *Hudson* erbauet worden. Sie hat jetzt schon 200 Häuser und wird Albany einmal vielen Abbruch thun. Die Schiffbarkeit des Hudsonflusses fand unser Vf. nicht so leicht und bequem, als man sie sonst zu rühmen pflegt. Schiffe, die acht Fuss Wasser haben müssen, bleiben häufig auf dem vielen Untiefen sitzen.

London, b. Lane: *Travels through the interior parts of America in a Series of letters by an Officer.* 1789. Vol. I. 467 S. Vol. II. 558 S. 8.

Der Vf., Hr. Capitain Anbury, diente unter Bourgoines Armee in Canada und hatte das Schicksal, bey Saratoga mit gefangen zu werden. In dieser Lage musste er unter den Amerikanern von 1777 bis 1781 verweilen, ward nebst seinen Mitgefangenen von einem Ende der dreyzehn Staaten bis zum andern transportirt, und hatte seinen Aufenthalt bald in Massachusetsbay, bald im innersten Virginien, bald in Connecticut. Bourgoines unglücklicher Zug ist freylich bekannt genug aus den allgemeinen Geschichten des amerikanischen Krieges und einzelnen Berichten der Theilnehmer dieser mislungenen Expedition; auch sind während und nach geendigten Kriege Reisen durch einzelne, oder die vornehmsten Freystaaten in ziemlicher Anzahl erschienen, dass der Leser dieser neuen Reisen schon im voraus erwarten kann, mit dem Hauptinhalt derselben, und mit dem mehresten Bemerkungen unsers Vf. ziemlich bekannt zu seyn, oder hier etwa nur Bestätigung und weitere Ausführung seiner frühern Lectüre vermuthen darf. Der Vf. ist freylich kein *Schöpf*, oder *Burnaby*, sondern ein junger angehender Reisender, dem fast alle Gegenstände gleich neu sind, den die Schnurrbärte und Grenadirmützen der deutschen Soldaten eben so sehr frappiren als der katholische Gottesdienst, die Blockhäuser der Amerikaner, oder die ungeheuren Waldungen, die einen grossen Theil des innern Landes bedecken. Und sollten wir zwischen ihm und seinen Vorgängern eine Parallele ziehen, so würden wir ihn mit *Robin* in eine Classe setzen, den unsere Leser aus einer deutschen Uebersetzung kennen werden. Mit diesem Franzosen stimmt unser Vf. in der leichten Darstellung der ihm aufgefallenen Gegenstände, dem muntern, amüsirenden Ton, der Kunst, geringfügige Umstände oder Alltagsbegebenheiten dem Leser interessant zu machen, überein, so dass selbst Leser, die länger als der Vf. in Amerika waren, sein Buch nicht ohne Vergnügen durchlesen werden, und die grosse Menge englischer Subscribenten scheint unsre Muthmasung zu bestätigen. Aber unser Vf. besitzt ausser der gefälligen Darstellung seiner in Nordamerika erlebten Mühseligkeiten, und Freuden, noch das Verdienst, die Drangsale der englischen Kriegsgefangenen in Neuengland und überall, in dem neuem Freystaat, die häufigen Ungerechtigkeiten und Feindseligkeiten, die sie von ihrem Feinden erdulden mussten, am genauesten, und unter allen Gestalten geschildert zu haben, und wie pünktlich die ungereimtesten Befehle des Congresses, ihrer Aufnahme wegen, vollzogen wurden. Da Hr. A. sich auch am längsten in Virginien aufhalten musste, so ist diese Provinz, die Lebensart ihrer Einwohner, und sonstige Merkwürdigkeiten von ihm am anschaulichsten beschrieben; über die politische Verfassung hat er sich aber bey keinem Lande eingelassen. Vom General Bourgoine ist Hr. A. ein grosser Verehrer, er vertheidigt alle seine in Canada getroffenen Maasregeln, und entschuldigt sein Unglück bey Saratoga, dass der General die gemessensten Befehle hatte, bis Albany fortzurücken, um sich mit Howe zu vereinigen. Dagegen behandelt er die deutschen Truppen bey seinem Corps mit weniger Schonung, er spricht ihnen Bravour in den Gefechten mit dem Amerikanern ab, und übertreibt die Anwerbung einiger Braunschweigischen

Regimenter. Wo sind wohl die Kirchen während des Gottesdienstes besetzt, und nachher aus der ganzen Gemeinde, diejenigen Männer gewaltsam ausgehoben worden, welche vorher als Soldaten gedient hatten? Manche Unfälle, die den Engländern während des Kriegs zustiessen, waren nothwendige Folgen, der zu oft vernachlässigten Oberaufsicht, und dass man in heimliche Verräther zu grosses Vertrauen setzte. So war der Capitain eines Transportschiffs, welches 1500 Tonnen Pulver und viel Ammunition am Bord hatte, ein declarirter Anhänger der Amerikaner. Er schlich sich daher heimlich 1776 von der Flotte weg, vertheidigte sich gewalthätig gegen die Schiffsböte, die ihn wieder einholen wollten, und lief mit seiner den Rebellen unschätzbaren Ladung in Boston ein. Die Führung eines so wichtigen Schiffs durfte einem Mann von so bekanntem Oppositionssystem nicht anvertrauet werden. Von einer sonderbaren Melancholie der deutschen Soldaten in Canada versichert der Vf. Augenzeuge gewesen zu seyn, von der indessen Niemand unter uns etwas wissen will. Sie fallen nemlich aus Vorgefühl, ihr Vaterland und ihre hinterlassenen Freunde nicht wiederzusehen, in Schwermuth, werden krank, und endigen traurig ihr Leben im Hospital. Den Namen Yankies, den besonders die Neuengländer spottweise bey ihren südlichen Nachbaren erhalten haben, und der während des letzten Krieges auf die ganze Provincialarmee ausgedehnt würde, leitet Hr. A. vom irokesischen Worte *yanke*. Poltron, feige Memme ab. Die Virginier erfanden diesen entehrenden Beynamen für die Neuengländer, weil sie von ihnen in einem Kriege mit den Wilden nicht unterstützt wurden. Ein amerikanischer General, der die Bedeckung der gefangenen Truppen von Saratoga bis Cambridge commandirte, verkaufte einem englischen Officier für eine Guinee seine Stiefeln auf dem Marsche gleich von den Füssen, und ritt unterdessen in Schuhen. Das amerikanische Papiergeld, wovon einige Arten in Kupfer abgebildet sind, fiel in den ersten Jahren des Kriegs ausserordentlich. Im J. 1778 war in Neuengland eine Guinee für 9 Papierthaler zu haben, sie stieg aber 1781 bis auf 500 Thaler. Der Vf. hat zur bessern Uebersicht des enormen Preises aller Lebensmittel gegen Papiergeld eine Maryländische Wirthsrechnung eingeschaltet, nach welcher er mit zwey andern Officiers und Bedienten, die insgesamt mässig lebten, binnen 8 Tagen 732 Pf. Sterl. für Kost und Logis schuldig ward, welche beträchtliche Summe er aber mit fünfthalb Guineen in Golde berichtigen konnte. Einer jeden Person wurden für Mittagsessen immer 15 Thaler angerechnet.

PHILOLOGIE.

Augsburg, b. Riegers Söhnens: *Grammaire Françoise, welche die Betrachtung und Anwendung der französischen Sprachlehre zeigt etc.* von *Franz Cellarius*. 1788. 8. 552 S.

Diese Grammaire ist eigentlich ein Auszug aus den Grammairen des *Restaut*, *Pratel*, *Canel*, *Curas*, *du Grain*, *Meunier*, *Peplier*, die der Vf. zum Gebrauch seines Privatunterrichts excerpirt, und endlich auf Bitte seiner Schüler der Presse, in gegenwärtiger Gestalt übergab. Bey so guten Quellen und Hülfsmitteln, lässt sich also nichts untaugliches erwarten. Der Vf. hat seine Excerpte im Ganzen gut zusammen gestellt, und seine Grammatik, wenn man sie auch nicht für die vorzüglichste erklären kann, gehört doch immer zu den brauchbaren Büchern in dieser Gattung.

LANDKARTEN.

Dansk geographisk og hydrographisk Hand-Atlas og Globe-Kort, bestaaende af 9 Zoner til en Klode af 13 Tom. Diameter beregnet. Fra Kiöbenhavns Meridian paa det nöiagtigste aflagt, stukket udgivet af H. Hansen. Dieser kleine Handatlas in Folio enthält 7 von dem Hn. Vf. gestochene oder vielmehr schlecht radirte Platten, auf welchen alle fünf Theile der Welt in abgesetzten Zonenstücken jedes von 20° Breite vorgestellt sind. Auf der *ersten* Platte findet man a) die Eiszone unter dem Nordpol von dem 70° N. Br. b) die temperirte Zone, das heisst, die vierte Zone vom Aequator N. Br. vom 50° incl. bis zum 70° N. Br. Die *zweyte* Platte enthält vier abgesetzte Stücke, jedes zu 90° Länge von der milden Zone, d. h. die dritte Zone N. Br. von 30° bis 50° N. Br. Die *dritte* Platte: die warme oder tropische Zone, das ist die zweyte Zone N. Br. von 10° bis 30° N. Br. in drey Stücken, jedes von 120° Länge. Auf der *vierten* Platte ist die heisse oder Aequatorszone ebenfalls in drey Abtheilungen, jede 120° Länge vorgestellt. Die *fünfte* und *sechste* Platte enthält, so wie die 3te und 2te die nördlichen, umgekehrt die südlichen Zonen in den nemlichen Abtheilungen und zwar auf erstere No 5 von 10 bis 30° S. Br. und auf letzterer No 6 von 30° S. Br. excl. bis zum 50° S. Br. incl. endlich die letzte oder *siebende* Platte a) die temperirte südliche Zone von 50° bis zum 70° S. Br. und b) die Eiszone. Rec. ist nicht mit dem Vf. einverstanden, dass Ungeübte sich aus diesen Zonen-Segmenten in Ansehung der Geographie werden Raths erhohlen können. Einmal machen den Schüler die vielen Absätze, anderntheils kan der schlechte Stich confus; und da auch die neuen Entdeckungen eines Portlocks, Dixon, Shortland, Marshall etc. fehlen, so wird gewiss einem jedem, der nicht viel auf dergleichen Karten verwenden kann, die 1778 zu Augsburg herausgekommene Lottersche Mappe-Monde in 2 Bogen, wo eben auch die neuen Entdeckungen fehlen, schon mehr Uebersicht als diese Zonen-Karten gewähren. Die Globen, wie der Verfasser haben will, damit zu bekleiden, ist wohl unmöglich. Wir möchten doch den sehen, der eine 20° Zone auf einer völlig runden Kugel, wenn er auch alle 7 Platten nach Hn. *H.* Vorschrift in 50 Stücke zerschneidet, bringen will. Die Unmöglichkeit ist leicht aus der vierten Platte zu ersehen; hier sind die Breitenzirkel 10° vom Aequator nördlich und 10° südlich mit gedachtem Aequator parallel und zwar in geraden Linien gleich lang gezogen. Wie ist es möglich, dass diese beiden Breitenzirkel, die doch im Umfange um 82 geographische Meilen kürzer als der Aequator sind, auf der Kugelfläche beym 10° Breite passen können? Bey den gemachten Proben hat Rec. gefunden, dass diese Zonen-Segmente zusammengesetzt Prismata geben, welche von 20 zu 20° Ecken haben. Die besten Segmente zur Beziehung der Globen, bleiben immer die, welche nach den Meridianen bis 70° nördlicher und eben so viel südlicher Breite und jedes Segment zu 30° Länge geschnitten werden. Dieser Methode haben sich zeither die *Engländer*, *Schweden* und *Franzosen* mit gutem Erfolg bedienet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 16. Februar 1791.

GESCHICHTE.

Pest, gedr. b. Patzko: *Martini Schwartner*, Bibl. R. Universitatis Pesthanae Custodis et Professoris artis diplomaticae et herald. *Introductio in artem diplomaticam praecipue Hungaricam*, cum III. tabulis aeri incisis. 1790. 342 S. 8.

Der Vf., ein Schüler Gatterers, hat hier die Diplomatik von einer Seite erweitert, wo ihre Kenntniss bisher noch ein blosses Stückwerk war. Sein Buch, von dem er selbst mit überaus vieler Bescheidenheit spricht, verdient, als Einleitung in die Diplomatik überhaupt, und als Einleitung in die Diplomatik von Ungarn, eine doppelte Rücksicht. Es lehrt aber in beider den Vf. als einen Mann kennen, der mit dem ganzen Gebiete der Wissenschaft bekannt, seinen eignen Weg wählt, und keine, auch noch so gefallende Bahn einschlät, so bald sie nicht gerade und kurz zu seinem Endzweck hinführt. Er folgt zwar im Ganzen Gatterers System, aber nicht mit so sklavischer Anhänglichkeit, dass er nicht hie und da die Stellung der Materien anders ordnen, einige Ideen, die Gatterern nur allein eigen bleiben müssen, wie die Idee von dem Linneismus graphicus, nicht ganz bey Seite setzen, und gewisse Begrffie näher bestimmen sollte. Man wird sich den ganzen Gang, den der Vf. genommen hat, aus der Folge von Bemerkungen abzeichnen können, die wir aus seinem Buche, als einer Diplomatik von Ungarn, mittheilen werden. Von dieser Seite genommen, ist es nicht allein für den gebornen Ungar, sondern für jeden Diplomatiker merkwürdig, weil der Vf. alle in den ungarischen Urkunden vorkommende Abweichungen und Eigenheiten auf das sorgfältigste bemerkt, und mit seinen mitgetheilten Bemerkungen, von welchen wir nur die wichtigsten auszeichnen wollen, wirklich eine grosse Lücke in der allgemeinen Diplomatik ausgefüllt hat.

Die älteste, in Ungarn vorhandene, auf Pergament geschriebene Urkunde, ist die Urkunde des heil. Stephans vom Jahre 1001, für die St. Martinsabtey. Eben diese, und die vom Pabst Sylvester II. ertheilte Bestätigungsbulle, veranlassten die ersten diplomatischen Streitigkeiten in Ungarn, wahrscheinlich schon darum, weil die Diplomatik des XI. und XII. Jahrh. von Ungarn, an Urkunden überaus arm ist. Die Urkundensprache in Ungarn ist allein die lateinische, und erst Joseph II. führte die ungarische Sprache in denselben ein. Die Minuskelschrift kommt in den wenigen Urkunden des XI. und XII. Jahrh bis auf Bela IV. vor, darauf schlich sich die Cursivschrift ein, und im XIV. und XV. Jahrh. herrschte die neugothische Schrift. Die *Siglae* erscheinen häufig in den Urkunden des XII. und XIII. Jahrhunderts, die arabischen Ziffern erst nach der Zeit Ladislaus II., und die Notae Tironis gar nicht, eine Bemerkung, die den von dem Cardinal Bembo an den Pabst Sylvester II. geschickten, in Notis Tiron. geschriebenen Codex, als ungarische Handschrift, sehr zweifelhaft macht. Die ungarischen Urkunden des XIII. Jahrhunderts gebrauchen alle das Ausrufungszeichen zum Punkte. Die Carolingische Schriftart war von den Benedictinern aus Italien und Deutschland nach Ungarn gebracht, und bis in das XIII. Jahrhundert in den Urkunden die herrschende. Von Carl Roberts Zeiten an strömten Abschreiber aus allen Landen nach Ungarn, und brachten eine ganz andre, vermischte Schriftart in die Urkunden, die mit der neugothischen beynahe einerley ist Die Ungarn gebrauchten bis in das XIV. Jahrhundert allein das Pergament zu den Urkunden, das bis in das XI. Jahrhundert, der äussern Form nach, mehr Breite als Länge hatte. Den Gebrauch des Linnenpapiers brachte Carl Robert von Neapolis nach Ungarn, von welchem der gelehrte Pray, nach einem dem Vf. gegebenen mündlichen Zeugnisse, ein Instrument vom J 1303, in dem königlichen Archive gesehen haben will; aber die erste Papiermühle wurde erst 1613, von Samuel Spillenberg, einem Doctor der Arzneykunst in Ungarn, errichtet. — Bey dem grossen Mangel ungarischer Urkunden aus dem XI. und XII. Jahrhundert, lässt sich von dem Gebrauche des Chrismon in denselben, nicht so bestimmt reden, wie von dem Gebrauche desselben in den Urkunden anderer Länder. Der bekannte, vom König Stephan der Benedictinerabtey auf dem Martinsberg gegebene Stiftungsbrief, hat das Chrismon der zweyten Classe, von welchem der Vf. eine Abbildung auf der erstern Kupfertafel gegeben hat. Auch der Gebrauch der Monogrammen ist in den ungarischen Urkunden etwas Seltenes, so, dass bis itzt nur die Monogr. zweyer Könige, des H. Stephans und Andreas I., beide aus dem XI. Jahrhundert, bekannt geworden sind, die der Vf. auch auf der ersten Kupfertafel mitgetheilt hat. Die Autorität der Siegel, von welchen der Vf. sehr reichhaltige Beobachtungen mittheilt, war hingegen in Ungarn äusserst wichtig, weil die Könige, bis auf Ladislaum Posthumum, die Urkunden weder mit ihres Namens Unterschrift, noch auch, wenn man die Urk. aus dem XI. Jahrh. ausnimmt, mit irgend einem andern solennen Schriftzeichen zu bekräftigen pflegten. Nicht allein die Könige und Kapitel, sondern auch der Adel bediente sich der Siegel statt der Unterschriften, so bald nur der Gebrauch der Siegel gemein geworden war.

war. In dem Archive des Geschlechts von Butka befindet sich eine Urkunde des Ladislaus Cumanus, von 1288, an welcher die Siegel vier vornehmer Reichsbarone hängen. Das Wahldiplom des K. Ladislaus I. ist mit 88, und seine Krönungsurkunde mit 65 Siegeln behangen. Ob die Stadt Szakoltza schon unter der Regierung Ludwigs I., 1382, das Recht, mit rothem Wachs zu siegeln, erhalten habe, bezweifelt der Vf. aus dem Grunde, weil dieses den andern Städten gegebene Recht, durchaus nicht über die Zeit Sigismunds hinausgeht. Nur die Baronen und Bischöffe siegelten zur Zeit Ludwigs I. mit rothem Wachs. Die Sigilla mixta, die in den ungarischen Urkunden des XIV. und XV. Jahrhunderts häufig vorkommen, sind von der einen Seite roth oder grün, und von der andern weiss. Das älteste Oblatensiegel in Ungarn, hat der Vf. unter den Handschriften der Universitätsbibliothek zu Pest, an einem den 18. März 1603 zu Brüssel ausgestellten Salveconductbriefe gefunden. Von Bela III. an, erscheinen die goldenen Bullen häufig, und nach Bela IV. haben sich wenige Könige derselben nicht bedient; erst nach Ferdinand I. fangen sie an seltener zu werden. Was indessen die Symbole auf der goldenen Bulle Andreas II. und auf den Siegeln des Ladislaus Cumanus, die Sonne, der Stern und die halben Monde, für eine Bedeutung haben sollen, hat der Vf. so wenig, wie andre, erforschen können. Von Silber, Zinn und Bley findet man in der Sphragistik von Ungarn gar keine Spur. Ob Erz von den Königen gebraucht worden sey? ist noch bis itzt eine streitige Frage, zu welcher *Mathias Bel* mit seiner von Andre s I. bekannt gemachten, ehernen Bulle Gelegenheit gegeben hat. Sowohl die Figur, als die Grösse der königlichen Siegel, war abwechselnd und verschieden. Das grösste ist das von Hn. R. Rath *Spiess* bekannt gemachte Siegel Andreas II. Die ältesten Siegel, so wie auch die meisten Siegelringe der Könige, haben die runde, die Siegelringe der Könige Sigismund und Mathias, die Oktogon- und unter allen Kapitelsiegeln das Siegel des Bisthums Zagrab die Oval-Figur. Die Majestätssiegel findet man ununterbrochen fort, bis in das XVI. Jahrhundert, an den königlichen Schenkungs- und Adelbriefen, und die Könige gerade in demselben ganzen Ornate auf denselben, wie die Kayser und Könige von Deutschland auf den ihrigen. Das doppelte Kreuz auf dem Reichsapfel hält aber der Vf. nicht, wie *Gruber*, für etwas Bedeutendes, sondern für eine in den damaligen Zeiten gewöhnliche, willkührliche Abweichung. Die Reutersiegel waren bey den alten Königen von Ungarn sehr üblich. Vorzüglich bedienten sich derselben die erstgebornen Prinzen der Könige, wie Bela, Fürst von Sclavonien, der Sohn Bela IV., dessen Reutersiegel der Vf. auf der ersten Kupfertafel beygefügt hat. — Das älteste Bild des königlichen Wapens sind, nach des Vf. Meynung, die acht Binden, deren Ursprung er aber weder bey den Hunnen, noch bey den Pannoniern, sondern in den Zeiten des K. Emericus aufsucht, weil die güldne Bulle desselben, vom J. 1202, das älteste Monument ist, auf welchem sie gefunden werden. Vor Andreas II. erscheint das erzbischöfliche Kreuz weder auf den Münzen, noch auf den Siegeln, und Andreas ist der erste, der es in das Wapen aufgenommen, und wahrscheinlich sein Auge auf seinen Kreuzzug dabey gehabt hat. Ludwig I. verband beyde Wapenbilder im Schilde zusammen, und führte in seinem Secretsiegel die Binden auf der rechten, und das gedoppelte Kreuz auf der linken Seite. Auch in dem Majestätssiegel des K. Sigismund waren beide Bilder auf der Vorseite vereinigt. Indessen sind leider zu viele Siegel der Könige von Andreas I. bis Bela III. verloren gegangen, als dass man mit Bestimmtheit vom Ganzen derselben reden kann. Die Umschriften waren in den ältesten Zeiten so einfach, wie der Titel, und wurden grösser, so wie sich der Umfang der Titel erweiterte. Des doppelten Siegels bediente sich Andreas II. zuerst. Wie aber die Siegel in der erstern Zeit abgedruckt gewesen, das bleibt wegen des Urkundenmangels in den ersten Jahrhunderten ungewiss. Nicht selten war der Gebrauch, dass die Siegel auf einige durch die Mitte der Urkunde gezogene pergamentne Streifen, entweder auf der Vor- oder Rückseite aufgedruckt wurden. In den Urkunden der Könige stehen die Siegel am Ende gerade in der Mitte. Angehangene Siegel findet man, wie es schon durch Lucius und Spiess bekannt ist, in Ungarn viel früher, als sie nach Gudens Zeugniss in Deutschland aufgefunden worden sind. Die Secret- und Gerichtssiegel der Könige von Ungarn sind einfach, enthalten blos die Reichsinsignien, und gehen nicht über das XIV. Jahrhundert. — Die Königinnen von Ungarn bedienten sich sowohl der Majestäts- als der Secret- und Ringsiegel. Man hat bis itzt die Siegel nur zweyer Königinnen, der K. Barbara und Anna gekannt; der Vf. vermehrt diese kleine Anzahl merklich, und nennt noch die Siegel der K. Fenenna, Agnes, Elisabeth, sowohl der Gem. Roberts, als Ludwigs I., der Maria, der Gem. Sigismunds, der Elisabeth, der Gem. Joh. Hunyads, und der Maria, Gem. Ludwigs II. Das Majestätssiegel der K. Maria, Gem. Sigismunds, hat der Vf. auf der zweyten Kupfertafel in Abdruck vorgelegt. — Die Siegel des hohen Adels scheinen vor Sigismund, der sie urkundenmäsig zu ertheilen pflegte, nicht fortdauernd gewesen zu seyn; aber doch bediente sich der vornehmere Adel der Siegel, obgleich selten, schon vor dieser Zeit. So viel Eignes und Gutes der Vf. von den Siegeln der Comitate, der Städte und des bürgerlichen Standes in Ungarn gesagt hat, so können wir doch, um den Raum zu schonen, von allen seinen neuen mitgetheilten Bemerkungen nichts sagen; aber seine Bemerkungen über die Siegel der päbstlichen, in Ungarn vorhandenen Urkunden, können wir nicht übergehen. So wie der Vf. in seiner Diplomatik durchaus auf die päbstlichen Urkunden Rücksicht genommen hat, so hat er es auch hier gethan, und über die päbstlichen Siegel so genaue und belehrende, aus den vielen in den ungarischen Archiven befindlichen Urkunden, mitgetheilt, dass sie über die ganze Materie ein ganz neues Licht verbreiten. Er nimmt nach den Urkunden, die ihm in Ungarn zu Gesicht gekommen sind, vier Epochen der päbstlichen Bullen an. Die Bullen der ersten Epoche, die bis auf Leo IX. fortgehen, haben

haben auf der Vorseite den Namen des Pabstes, und auf der Rückseite das Wort Papa; der P. Paul führte zwar schon die Köpfe Peters und Pauls auf den Bullen, aber keiner von seinen Nachfolgern gebrauchte sie, bis auf Leo IX. Die Bullen der zweyten Epoche, von P. Leo IX. bis Urban II., führen auf der einen Seite die Köpfe Pauls und Peters, mit dem Kreuze in der Mitte, und der Ueberschrift: S. PA. S. PE., jedoch mit gewissen Verschiedenheiten, die der Vf. auch angeführet hat; die Bullen der dritten Epoche, von P. Urban II. bis Clemens VI., dieselbigen Apostelköpfe, gerade so, auf der Vor- und auf der Rückseite den Namen des Pabstes, mit dem Worte Papa, und die Bullen der vierten Epoche, setzen von Clemens VI. an, zuweilen das Geschlechtswapen hinzu. — Siegel der Bischöffe und Erzbischöffe hat der Vf. schon aus dem XI. und XII. Jahrh. gesehen, aber keine Contrasiegel von denselben. Mit dem XIV. und XV. Jahrh. nehmen die Geschlechtswapen in den Siegeln der Bischöffe und Erzbischöffe ihren Anfang. Das älteste Capitelsiegel in Ungarn, das dem Vf. vor Augen gekommen ist, ist vom Jahre 1121. — Notariatszeichen kennt die ältere ungarische Diplomatik gar nicht. Die älteste Spur von einem öffentlichen Notarius in Ungarn, hat der Vf. in einem Instrumente von 1302, und in der Krönungsurkunde K. Carls I. gefunden, die er diesem Buche beygefügt hat. Erst unter der Regierung Siegismunds wurde der Gebrauch der Notarien in Ungarn häufiger. — Auch von den diplomatischen Formularien, die den dritten Theil der Diplomatik des Hn. *S.* ausmachen, haben wir viele eigene Bemerkungen gefunden. In den zwey ersten diplomatischen Jahrhunderten sprachen die Könige immer in der einfachen Zahl, und gebrauchten das simple *Ego.* Das *Nos* hat der Vf. zuerst in einer Bestätigungsurkunde Stephans V., von 1268 gefunden, in welcher eine Urkunde Bela IV. mit den Worten: *Nos Beli Dei gratia*, angeführt wird. In den Urkunden der Bischöffe hat es der Vf. früher bemerkt, und äussert daher den nicht unwahrscheinlichen Gedanken, dass es aus den Urkunden der Bischöffe in die königlichen aufgenommen worden. Die Majestät führte Ludwig I. zuerst in den Urkunden. Die Zunamen nahmen die Ungarn, gerade wie die Deutschen, und auch schon im XII. und XIII. Jahrh. von den Schlössern her; aber doch waren sie, wie der Vf. aus Urkunden beweist, in dem XIV. Jahrh. noch nicht allgemein. Die Benennung *Dominatio vestra*, hat der Vf. zuerst 1343 in einer Urkunde angetroffen; aber in keiner einzigen auch nur eine Spur vom Lehnrechte, nicht einmal das Wort *feudum*, ohngeachtet das Lehnrecht bald in Ungarn Eingang gefunden hat. Die Reichsbaronen, die es in ältern Zeiten nur vermöge ihres Amtes am Hofe waren, so, wie die Eintheilung des Reichs in Comitate, leitet der Vf. aus Deutschland her. Die Würden waren so wenig erblich, wie hier, und ein Emericus de Peren scheint unter Ladislaus II die ungarische gräfliche Würde zuerst erblich auf seine Familie gebracht zu haben. Die Imprecationen kommen in den Urkunden Stephans, Andreas I. und Bela III. vor, häufiger in den für geistliche Personen und Stifter ausstellten Urkunden, hörten aber schon im XIII. Jahrh. auf, und machten den ungleich vollwichtigeren Machtdrohungen der Könige Platz. Von der Zeit Andreas II. an, der sich zuerst unter den Königen eines doppelten Siegels bediente, wird des doppelten Siegels in den Urkunden gedacht. Das Secretum, wenn es angehangen ist, wird mehrentheils mit ausdrücklichen Worten angezeigt. Weil aber, wie schon einmal vom Vf. gesagt worden ist, die Könige schon im XII. Jahrhundert keinen Gefallen an Monogrammen trugen, die Siegel statt der Unterschriften galten, so wurde die eigne Unterschrift der Könige nur später, und noch späterer Gebrauch, als in Deutschland. Indessen setzt ihn der Vf. doch etwas weiter, als *Capriani* hinaus, und hält den K. Ladislaus, nach einer von ihm in Händen habenden Urkunde, von 1455, mit der Unterschrift: *Ladislaus rex manu propria*, für den ersten Urheber derselben. Die Unwissenheit der Ungarn, selbst der Geistlichen unter ihnen, im Schreiben, war so gross, dass noch 1323, von eilf Canonicis, sich nur vier mit eigner Hand in einer Urkunde unterschreiben konnten. Ungarn hatte seine Kanzler vom Anfang her; die Vicekanzler hingegen kommen, einige wenige Urkunden des K. Stephans ausgenommen, vor dem XIII. Jahrh. äusserst selten vor. Der Titel *Summus et Secretarius Cancellarius regis*, bey andern Nationen der Aelteste, findet vor der Zeit Sigismunds in Ungarn nicht statt. — Der Vf. widerspricht dem *Helwig*, dass die anni incarnationis und anni domini in den Urkunden unterschieden, jene nach ihrem Anfang auf dem 25. März, und diese auf den 25. Dec. gesetzt werden müssten, und nimmt für beide einen und denselben Anfang, den 25. Dec. an. Der Heiligenkalender schlich sich in dem XIII. Jahrh. in die Ungarischen Urkunden ein, wurde aber nicht so allgemein, dass man nicht viele nach dem römischen Kalender datirte Urkunden aus dem XIV. und XV. Jahrh. auffinden sollte. Die Könige von Ungarn fingen sehr frühe an, ihre Urkunden nach ihren Regierungsjahren zu datiren.

Wir haben von den vielen eignen Bemerkungen des Vf., nur die wichtigsten ausgehoben. Die Lehren von den Schreibmaterialien und den Siegeln, gerade die interessantesten, hat der Vf. vorzüglich gut ausgearbeitet, auch in der Bearbeitung derselben von der neusten Litteratur Gebrauch gemacht, nur dass wir Hn. Gerckens diplomatische Schriften ganz vermisst haben. Die drey beygefügten Kupfertafeln enthalten, ausser den in der Recension schon angezeigten Stücken, einige Bullen der Könige Emericus und Mathias, eine Bulle des Pabstes Bonifacius, das bischöfl. Zagrabische Ovalsiegel von 1227, und einige Notariatssignete. Der kleine Urkundenanhang fasst keine Merkwürdigkeiten für den Kenner, sondern nur Beyspiele für den Anfänger in der Diplomatik in sich.

Ohne Druckort. *Wahrhafte und beurkundete Erzählung der von dem abgelebten geheimen Rath, Cammerherrn und Generallieutenant, Philipp Ernst, regierenden Grafen zu Schaumburg-Lippe, gegen den geheimen Rath, Erbmarschall, Georg, Freyherrn* von

von Mönster-Beck, gemachten Verschwörung, Aufwiegelung und attentirten Meuchelmords, nebst der in Brüssel gesprochenen Sentenz und übrigen die Sache aufklärenden authentischen Actenstücken. 1789. 222 S. 8.

Peinlich war es dem Rec., diesen langen Titel, der eher eine Schmähschrift, als eine Rechtfertigung anzukündigen scheint, abschreiben zu müssen. Ungern fand er auch in der Schrift selbst noch Ausdrücke genug von jener Heftigkeit, die kaum in der ersten Aufwallung des Schmerzes verzeihlich wären, und nach Jahren nicht anders als missfallen können. Wer sich in einer solchen Lage nicht mehr mäsigen kann, sollte lieber die Feder eines Dritten borgen: nicht Invectiven, sondern Thatsachen, verlangt das Publicum. Und diese findet auch der Unbefangene, auf Zeugenaussagen, gerichtliche Attestate, Protocolle, Ministerialschreiben und einen richterlichen Ausspruch gestützt. Gröstentheils entbehrlich wird dadurch die viel zu leidenschaftliche Darstellung des Beleidigten: befriedigender ist seine Sammlung von XXX. Actenstücken, aus welchen sich der uneingenommene Leser selbst eine Geschichtserzählung zusammensetzen kann. Aus dieser Sammlung möchten wohl des K. Churf. Ministeriums zu Hannover Schreiben v. 23. May 1783 (Beyl. N. I, S. 55), die Zeugenaussagen (Beyl. N. II, S. 57—87), die beiden K. Preussl. Ministerialschreiben v. 9. Febr. 1784 (Beyl. N. XVII, S. 140) und 4. März deff. Jahrs (Beyl. N. XX, S. 154), und endlich die Sentenz v. 28. Jun., publ. den 25. Aug. 1788 (Beyl. N. XXVIII, S. 189—216) vorzugsweise zur aufmerksamen Beherzigung zu empfehlen seyn. Merkwürdig, höchst merkwürdig ist doch diese vollkommene Übereinstimmung im Wesentlichen der Vorstellungsart zu Hannover, zu Berlin, zu Brüssel, ohne alle vorhergehende Rücksprache, ohne alle Rücksicht auf Stand, Würde, Religion und politische Convenienz.

MELDORF u. LEIPZIG, b. Boie: *Peter Topp Wandalls*, Prof. und Unterbibliothekars in Kopenhagen, *Lebensbeschreibungen der verdienten Männer, die zu Jägerspriis durch Denksteine verewigt worden.* Aus dem Dänischen übersetzt von *Christ. Friedr. Ulrich Dau.* 1787. Erster Band, 320 Seiten in 8. Zweyter Band, 394 Seiten.

Da das Original, so weit solches heraus ist, (denn es ist immer nur noch der erste Band heraus) *in der* A. L. Z. 1785, B. II, S. 310 angezeigt ist, so sey es genug, von der Uebersetzung zu melden, dass sie aus einem Quartbande zwey Octavbände gemacht hat, dass sie, so viel Recensent sie mit dem Original hat vergleichen können, kleine Nachlässigkeiten ausgenommen, getreu und gut ist; dass sie aber des dem Original eignen Vorzugs der schönen Kupferstiche, welche die Denkmäler abbilden, einer wesentlichen Zierde des Werks, hat entbehren müssen. Freylich würde der Uebersetzer es schwerlich von einem deutschen Verleger erhalten haben, dass er die Kupferstiche, und besonders von eben der Feinheit und Güte, wie sie die Urschrift hat, hätte stechen lassen. Aber man sollte denken, dass Abdrücke von den für die Urschrift gestochenen Platten, zum Vortheil der Uebersetzung zu erhalten gewesen seyn würden, wenn darum gehörig nachgesucht worden wäre. Indessen kann das Werk, so, wie es ist, dem deutschen Leser immer noch eine unterhaltende und nützliche Lectüre gewähren.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Altona*, b. Eckhardt: *Vertheidigungs- und Erläuterungsschriften des Director Nissen, in Betreff der Eckerdtschen Untersuchungssache*, nebst den *königlichen Verfügungen wegen des Separat-Processes des Director Nissen wider die königl. Haupt-Nutzholz-Administration*, veranlasst durch die im vorigen Monat durch den Druck bekannt gemachte Gutachten und Erkenntnisse des Oberappellations-Senats des Königl. Preussl. Cammergerichts zu Berlin. 1788. 56 S. in Fol. ( ) Wir zeigen diese Schrift als einen Beweis von der Gerechtigkeitsliebe des Königs, von der Geradheit seines Justizministeriums, von der Misslichkeit, wenn Handlungssachen durch Räthe und Minister geführt werden etc., an. Bekanntlich hat die Königl. Administration an dem Hofrath Eckerdt einen Verlust von mehr als 900,000 Rthlr. erlitten. Der König wollte, wie billig, wissen, wer an diesem Verlust Schuld sey? Die Commission, anstatt sich zuerst in den Handlungsbüchern umzusehen, liess Nissen vorfodern, verhörte ihn acht ganzer Stunden, man zwang ihn, nach S. 20, über Sachen, die schon vor fünf und einem halben Jahre (so lang war er nicht mehr Director) geschehen waren, aus dem Gedächtniss und im Detail zu antworten, und nun erfolgte das Urthel, dass er über ausgestandenen Arrest, noch drey Jahre auf die Vestung solle. Mit vieler Mühe erlangte er die Herbeyschaffung der Handlungsbücher, und nun erweiset er daraus, und aus andern Stücken, wie er noch als Director von dem Administrationscollegium auf die Seite gesetzt, wie dennoch von ihm die königliche Kasse noch mit einem Ueberschuss von 112000 Rthlr. sicher gestellt worden, wie also der Verlust erst in den Jahren, *da er schon als Director entlassen gewesen sey*, entstanden seyn könne, und blos durch das verkehrte Betragen der Administration selbst, die nun ihn zum Sündenopfer machen wolle, entstanden seyn müsse, u. s. f. Wenn alle diese Data wahr sind, und einige scheinen wenigstens ausser Zweifel gesetzt, so darf sich Nissen einen guten Ausgang sicher versprechen. Aber ach! wie weit ist unsre Gesetz- und Processkunde noch zurück, dass Menschen so unschuldig eingesperrt werden, und Gefahr laufen, Opfer von Leidenschaften, Cabalen und Mangel an Kenntniss zu werden! Und wie viel Verlust, wenn nützliche, fleissige Bürger ihre Zeit mit Verantwortungen zubringen müssen!!!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 17. Februar 1791.

GESCHICHTE.

Paris, b. Garnery: *Du Massacre de la Saint-Barthélemi, et de l'Influence des Etrangers en France durant la Ligue:* discours historique avec les preuves et développemens, par *Gabriel Brizard*, Citoyen Français. D'une Imprimerie Nationale. L'an premier de la Liberté. P. I. Disc. hist. 101 S., Preuv. et Dével. 166 S.; P. II. 264 S. 8. (1 Rthl. 7 gr.)

Man muss sich nicht durch die ungewöhnliche Zeitbestimmung auf dem Titel zu einer ungünstigen Vormeynung gegen den Vf. dieses Werks einnehmen lassen. Warm eifert er gegen religiösen und politischen Druck, und warm für Befreyung von beiden, aber er verlangt keine Ungebundenheit; ein guter Bürger ist er, aber kein *Desmoulins*: heilig bleibt ihm die königliche Würde, hoher Achtung werth das Haus Bourbon, theuer die Person des wohlwollenden Monarchen. Männer seiner Denkungsart wären noch viel zu wünschen, wenn das geschehen soll, was er, am Schluss des empfindungsvollen Epilogs zum Discours, seinen Mitbürgern zuruft:

O passi graviora! dabit Deus his quoque finem.

Auch auf ihn wirkte die schauervolle Geschichte der sogenannten Bluthochzeit, wie sie auf jeden Mann von unverdorbener Empfindung wirken muss. Unbegreiflich war es ihm (nach seinem eigenen Ausdruck in der Vorrede), wie eine von Natur so sanfte, so menschenfreundliche Nation so tief habe sinken können; sein Herz fühlte sich dabey gepresst. Um die Beschuldigung: „*le* „*Français au fond est le peuple le plus cruel de l'Europe*" zu widerlegen, unterzog er sich einer vieljährigen, mühsamen Untersuchung in den Quellen selbst. So entstand der gegenwärtige Discours, den er, nebst einer gefühlvollen Zueignung an seine Nation, bereits vor sieben Jahren (am 16 Jan. 1783) in einer zahlreichen Versammlung von mehr als sechshundert Personen vorlas. Damals trug er Bedenken, ihn öffentlich bekannt zu machen: allein vor kurzem sah er Chenier's „*Ecole des Rois*"; und nun liess er ihn, nebst der Dedication und den historischen Beweisen und Erläuterungen *unverändert* drucken. Er glaubt darinn über jenes „Geheimniss der Finsterniss" ein neues Licht verbreitet, eine grosse Wahrheit aufgefasst zu haben, die er nun so, wie er sie fand, darzustellen sucht. Zu dieser Darstellung wäre freylich eine bequemere Form zu wünschen, als die gegenwärtige, wo Declamation so leicht die Stelle des historischen Beweises erschleicht, wo Thatsachen und Charakterzeichnungen, zum Theil im *Discours*, zum Theil in den *Preuves* und *Developpemens* zerstreut sind, wo also manches wiederholt und die Aufmerksamkeit getheilt wird. Wie schwankend auch der Gesichtspunkt des Ganzen sey, bedarf kaum einer Erinnerung, da schon der Titel einen doppelten Gegenstand ankündigt. Hatte Hr. B. zur Hauptabsicht die Rechtfertigung seiner Nation, den Erweis der Wahrheit, dass die ganze Schuld jener Abscheulichkeiten bloss auf Ausländer falle, so durfte der Einfluss der Ausländer *nicht weiter* entwickelt werden, *als bis* zum Jahre 1572. Was *nachher* vorfiel, gehört nicht hieher: oder man bekömmt zwey verschiedene Gegenstände, den einen von engerem, den anderen von weiterem Umfang, zwischen welchen sich das Interesse theilt, und also an Intension verliert. War die Absicht des Vf. seine Entwicklung des fremden Einflusses während der Ligue fortzuführen, so rückt er dadurch die Grenzen, die er sich selbst in der Vorr. und im Disc. vorgezeichnet hatte, viel zu weit hinaus, und sein Buch erscheinet alsdann in Gestalt von zerstreuten Bemerkungen ohne festes Resultat. Indessen da Hr. B. nun einmal seinem Werke *diesen* Umfang und *diese* Form gelassen hat, so bleibt dem Rec. freylich nichts anders übrig, als ihm erst in dem Gang des Discours nachzugehen, sodann aber die historischen Beweise und Erläuterungen damit zu vergleichen. Hier und da ein Wörtchen der Wiederholung in der Relation, wie in den Acten selbst, wird dabey unvermeidlich, aber auch, in Rücksicht auf die Wichtigkeit des Gegenstandes, verzeihlich seyn.

„*Excidat illa dies aevo!*" ruft auch Hr. B., nach einer kurzen, lebhaften Schilderung jener Scenen (I. Disc. S. 1 – 10) aus. „Aber, setzt er (S. 12. 13) hinzu, *Ausländer allein waren die Urheber des Bluturtheiles, und* „*nur Franzosen wurden die Opfer davon; — die ganze* „*Schande jener Greuelnacht fällt auf einige Wenige; sie* „*ist das Werk der Ausländer, nicht der Nation.*" — Hierinn besteht nun der Hauptsatz; die grosse Wahrheit, auf welche in der Vorrede (S. IV) hingedeutet wird. — Unter den Franzosen selbst gab es Männer, die stark genug waren die Blutbefehle des gemissbrauchten Monarchen unvollzogen zu lassen, oder wohl gar mit nachdrucksvollem Widerspruch zurückzuweisen; diese Männer werden (S. 13 29), grösstentheils nach de Thou, charakterisirt. Nach dieser Schilderung kehrt der Vf. (S. 29) zu seinem Hauptsatze, dem er sie entgegengestellt hatte, zurück, und beschreibt den unglücklichen Einfluss, den die Uebergewalt der Ausländer auf Frankreichs Schicksale gehabt hat. Ueberall hatten sie die wichtigsten Stellen an sich gezogen; im Grunde waren sie Regenten; Geld, Talente und Macht des Wahns unterwarfen ihnen alles; voll Neuerungssucht und Fanatismus, hatten sie ihre rastlose Ehrfucht, ihre Sitten, Laster und Vorurtheile über die Alpen mit sich herübergebracht;

bracht; durch dieſe unächte Miſchung wurde der urſprünglichen Nationalcharakter merklich verfälſcht und erniedrigt. Hiezu kam der hierarchiſche Despotismus des heiligen Stuhls; „in Rom war der Faden angeknüpft, der alle Köpfe zog.“ (S. 30—33). — Rom ſelbſt folgte wieder den gebieteriſchen Winken des Königs von Spanien, Philipps II, der nicht nur im Conſeil der Valois, ſondern auch in den Ständeverſammlungen ſogar den Ton des Mitregenten annahm (S. 33—34). — Nach dieſer allgemeinen Ueberſicht werden einzeln diejenigen Ausländer geſchildert, welchen vorzüglich Hr. B. das Unglück von Frankreich zuſchreibt. Obenan ſteht auch hier, wie ſie einſt im Leben ſtand, Catharina de Medici, „ſchwach und grauſam; gleichgültig gegen alle Meynungen, und dennoch abergläubiſch; die immer „die Religion im Munde führt, im Herzen aber keinen „andern Gott bekennt als ihren Ehrgeiz, u. ſ. w. (S. 35—40). Auf ſie folgt die Landsmannſchaft, die ſie nach Frankreich zog, wie z. B. das geſchmeidige Werkzeug ihres Willens, der Kanzler Birago, bey gänzlichem Mangel an Kenntniſs der franzöſiſchen Verfaſſung, dennoch der erſte Ausländer an dieſer wichtigen Stelle, immer bereit Auflagen zu unterzeichen: einer der erſten und vertrauteſten Mitwiſſer der Mordplans, der mehrmal geſagt hatte: um mit den Hugenotten ins Reine zu kommen, müſſe man nicht Soldaten, ſondern Köche, gebrauchen, etc. eine ganze Schaar von Italienern, die, zum Theil im Beſitze der Finanzen, ſich ohne Scheu auf Frankreichs Koſten bereicherten, zum Theil, mit mehr Anſtand, zu den erſten Stellen hinaufſchwangen (S. 40—45.) — In gleichem Grade verderblich wurde die ehrſüchtige Politik des Hauſes *Lothringen*, mit ſeinem ſo fein entworfenen und ſo beharrlich durchgeführten Syſteme von Erniedrigung der regierenden Familie und ſtufenweiſer Annäherung zu ihrem Thron; mit ſeinen Häuptern voll Geiſt und Talent; mit ſeinen reizenden, und eben dadurch doppelt gefährlichere Beförderinnen des groſsen Plans. Alle dieſe, zum Theil ſo ſehr hervorſtechende Charaktere werden (S. 46—65) mit Wahrheit, Leben und Stärke gezeichnet; Schilderungen, bey welchen vorzüglich der kundige Leſer nachdenkend verweilt. — Alle dieſe Ausländer hatten wieder eine zahlreiche Genoſſenſchaft von ausländiſchen Emiſſarien, Schützlingen, Lobrednern, Geſchäftsträgern u. dgl. m., die nur an ſich dachten, nichts für Frankreich, ſelbſt verdorben waren, und wieder andere verdarben. Zu dieſer Genoſſenſchaft gehören auch die geſchäftigen Lohnmörder, die Besme, Petrucci, Coconas u. dgl. m. (S. 65—71). — Freylich gab es auch *Franzoſen*, die nicht minder wild als dieſe Fremdlinge mordeten: allein die Meiſten davon waren doch Verführte, gefeſſelt durch italieniſche Superſtition. Reden, Schriften und Beyſpiele der Ausländer riſſen unaufhaltſam dahin. Vergiftet waren die Quellen des öffentlichen Unterrichts in den Schulen, auf der Kanzel, im Beichtſtuhl. Keine Art von Verführung blieb ungebraucht: Ceremonien voll Pomp, myſteriöſe Initationen, Brüderſchaften, feyerliche Umgänge von Büſsenden; kurz, alles, was nur auf die Phantaſie, und dadurch auf die Empfindung wirken kann und muſs. Zu den Füſsen fanatiſcher Mönche knieten und beteten die erſten Männer, die reizendſten Schönen der Zeit: war es Wunder, wenn der arme, gemeine Franzos ſo geſtimmt wurde, wie man ihn haben wollte? (S. 72—75) — Und nun, zu allen Mitteln der Verführung, noch Gewalt! Tief erſchütternd iſt das Gemählde, das hier aufgeſtellt wird. Kein Biedermann durfte ſich als ſolcher zeigen, ſonſt drohte ihm italieniſche und ſpaniſche Miliz. „Kaum wagten die Unterdrückten einen freyen Athemzug, geſchweige denn „Klagen. Jede Bewegung wurde anders gedeutet, jeder Blick anders erklärt, jede Thräne belauſcht. — „Das prächtige Paris glich einer eroberten Stadt; Dornen wuchſen und Ottern ziſchten auf den Straſsen. „Mitten unter dem allgemeinen Jammer, mitten unter „den Greueln der innerlichen Fehde, war nicht einmal der „Wunſch nach Frieden erlaubt. Jemand, dem die Worte: „der König“ ohne den Zuſatz: „*le Béarnois*“ oder: „*von Navarra*“ entfallen war, muſste dafür in einem düſtern Kerker büſsen.“ — „Dieſe fürchterliche Staatsinquiſition verbreitete Miſstrauen und Verwirrung in „den Familien. Anſtatt der franzöſiſchen Munterkeit „ſchwebte auf den Geſichtern trübſinniger Ernſt, Beſtürzung und Ausdruck bänglicher Ahndung.“ — „Ueberall herrſchten fremde Meynungen, fremde Sitten: „durch das beſtändige Reiben mit den Ausländern verwiſchte ſich das Eigenthümliche der Nation; die Franzoſen waren keine Franzoſen mehr.“ (S. 76—79). — Indeſſen gab es doch noch Seelen voll Kraft gegen den reiſsenden Strom; wieder ein Contraſt von innerem Adel gegen Wildheit roher und niedriger Leidenſchaften. Noch gab es einen *Heinrich* — (mit Recht erinnert Hr. B. voll Gefühl und Würde, an *dieſen* König, deſſen hoher Werth ſeit einem gewiſſen Tage bey den Nachkommen ſeines Volks im Schatten zu ſtehen ſcheint) — noch gab es „einen warmen Schutzredner der Freyheit, einen „d'Aubigné; einen Sully, „*den Freund des Vaterlands „und des Königs*; einen l'Hopital; und ſelbſt unter der Geiſtlichkeit einen Hennuyer, einen Beaune-Semblançay, „*Prelats-citoyens*“ in der Hauptſtadt aber die ehrwürdigen Morenne, Benoit, Cavagnac, „die mitten unter dem Toben des Fanatismus, Duldung und Verträglichkeit predigten;“ — noch gab es einen Amyot, Montagne und Charron, nutzbar für ihre Zeitgenoſſen, ſo wie auch für die Nachwelt; noch gab es manchen muthvollen Vertheidiger des Vaterlandes und der Freyheit gegen die Bedrückungen der Ausländer, einen Pasquier, Bodin, Montesquieu's Vorgänger u. a. m. Selbſt unter der Klaſſe der bloſsen Bürger fanden ſich Viele, die lieber alles aufopferten, als daſs ſie ihren Nacken unter das Joch der Ausländer gebeugt hätten; ja, ſogar Mädchen gaben Beyſpiele von Patriotismus im Geiſte der Bewohnerinnen des älteſten Roms (S. 79—74). „Ueberhaupt,“ ſagt hier der Vf. in einer kleinen Abſchweifung (S. 86—88) „geſchieht ſo manche heroiſche That, „die werth wäre, der entfernteſten Nachwelt aufbewahrt „zu werden, und die Geſchichtſchreiber gedenken ihrer kaum! Noch fehlt es an Nationaldenkmälern für „ſo manche Volkshelden, die Haſs gegen Sklaverey und „Ergebenheit gegen die Nation und den König aus friedſamen Bürgern in unerſchrockene Soldaten verwandel-

„habe.“ — (Hr. B. arbeitet an einer solchen Geschichte solcher Männer, die Heinrich IV, „immer über sein „Jahrhundert durch Geist und Herz erhaben,“ *Staatsmärtyrer* zu nennen pflegte.) — Zuletzt siegte doch der Patriotismus über fremden Druck: nicht Ausländer machten Heinrich IV zum König, sondern die Nation. Mit Recht wurde er ihr Liebling; und doch sah fast jedes Jahr eine neue Verschwörung wider sein Leben. Alle diese Versuche kamen von aussen her, von knechtischen Anhängern ultramontanischer Maximen, von schwärmerischen Mönchen in Brüssel und Löwen, die spanisches Geld zogen. Der letzte Versuch gelang; und auch bey diesem, wenn noch Dunkelheit darauf ruht, scheint der Aufschluss in den Verhältnissen der beiden königlichen Personen mit Concini und Leonoren gesucht werden zu müssen. Und hier sagt Hr. B., „endigte sich „die Verschwörung der Ausländer wider Frankreich.“ (S. 88—92.) Unerwartet sind daher, und mit allem Vorhergehenden, seine Einschränkungen und Entschuldigungen (S. 93), wenn er hinzusetzt: es sey fern von ihm, respectable Nationen in ein falsches Licht zu stellen; er habe bloss darthun wollen, dass seine Nation den Vorwurf der Grausamkeit nicht verdiene; dass die Schuld jener Abscheulichkeit weniger auf die Franzosen falle, als auf das Zeitalter; dass es ein allgemeiner Rausch des Wahnsinns gewesen sey, an welchem die Ausländer nicht weniger Antheil als die Franzosen gehabt; dass es ihm darum zu thun gewesen sey, das Unrecht seiner Mitbürger wo nicht zu entschuldigen, doch, nach Möglichkeit, geringer darzustellen. Wie sehr beschränkt er nicht hierdurch den Satz, dessen Erweis ihm so sehr am Herzen lag! Beynahe geht, durch dergleichen Subtractionen, die Summe, mit welcher er seine Nation in Vortheil gesetzt hatte, bis auf einen unbedeutenden Rest, wieder auf. Er scheint hier in der That gegen sich selbst zu reden, und aus richtigen Angaben falsch berechnet zu haben. Historisch gewiss sind doch die wichtigsten Data, auf die er seinen Discours gestützt hat; und die Belege dazu liefert er ja selbst, in den *Preuves* und *Developpemens*, mit ausgebreiteter Belesenheit und guter Beurtheilung. Trifft doch bey ihm der seltne Fall ein, dass der Mann, der erst, als Redner, zur Imagination und zum Herzen sprach, auch nun, da er, als Geschichtsforscher und Philosoph, zur Ueberzeugung sprechen will, die ernste historische Wahrheit auf seiner Seite hat. So ist — — um wenigstens auf *einige* von diesen Belegen hinzudeuten — historisch gewiss, dass keine Ausländer, sondern lauter Franzosen die Opfer der Blutnacht wurden (Pr. I. Ch. II. S. 8.); dass die Nation von jeher mit Abscheu und Wehmuth daran gedacht hat (S. 41), dass Karl IX und Heinrich III von ihrer unwürdigen Mutter durch öftern Anblick von Blutvergiessen grausam, durch Galanterie weichlich, durch Lehre und Beyspiel in der Verstellungskunst geübt gemacht wurden (ch. 4. S. 44—5); dass Catharina de Medici, in der Schule der Borgia erzogen, durchaus nach dem Ideal handelte, das sie (wie Viele nach ihr) in dem berufenen (vielleicht missverstandenen) Werke ihres Landmanns fand (S. 56 f.); dass sie durch so manche reizende Schülerinn in allen Künsten der Verführung, besonders durch ihr sogenanntes „*petit troupeau*“ von ausgewählten Landsmänninnen, so manchen Biedermann oder Helden zum weichlichen Hofmann oder niedrigen Werkzeug ihrer Absichten umschaffen liess (S. 61—71); dass sie, gegen die Nation, die sie mit Entzücken aufgenommen hatte, immer fremd und kalt, einer ganzen Schaar von Italienern, — die, besonders in Rücksicht auf ihren Antheil an den Greueln der Bartholomäusnacht, charakterisirt werden, den entschiedensten Vorzug gab (Ch. VI. S. 71—92, und Ch. VII. S. 93—113); dass unter den Regierungen der drey Brüder alle Erz- und Bissthümer in den südlichen Provinzen mit Italienern besetzt waren, die, voll ächten Inquisitionsgeistes, zuweilen Panzer, Bajonnete und Kanonen zu Hülfe nahmen (S. 96.); dass in alle Stellen, ja sogar in das Conseil, und selbst in die Ständeversammlungen, zum grössten Nachtheil für den Nationalgeist, Italiener eingeschoben wurden (S. 97). Historisch erwiesen ist ferner (in dem vorzüglich wichtigen Ch. VII) der italienische Einfluss auf die Sitten der Nation: durch Komödianten und Buffoni, mit ihren Stücken voll Intriguen und Anreizungen zur Wollust (S. 115); durch Sterndeuter und Marktschreyer und Magier, vorzüglich durch den Cagliostro seiner Zeit, den berüchtigten Ruggieri, den Liebling der bethörten Catharina, der die ganze Nation mit seinen Possen ansteckte, so dass man von nichts lieber hörte und sprach als von Talismanen, Hieroglyphen, geheimnissvollen Münzen, Zauberbildern, und dergleichen Albernheiten, die aber die Köpfe zur Liebe des Wunderbaren verdrehten; und was vermögen solche Köpfe nicht! (S. 117—123); — durch Hazardspiele, Spielsucht, Spielwuth, Spielzänkerey und deren Folge, den Gebrauch des vorher unbekannten italienischen Stilets (S. 123—126); durch politische Auskundschafterey, worüber der biedere Chavigny den Muth hatte, zu Karl IX zu sagen: „*Herr! ich weiss nicht, „ob die Kundschafter die Tyrannen, oder die Tyrannen die „Kundschafter machen*“ (S. 127); durch Moden aus Italien, (z. B. Parfums, Vapeurs, geistige Getränke), wobey die Franzosen auch Castraten, Aretin, Zungenschlag u. d. kennen lernten; alles unter dem Firniss von Frömmigkeit, oder vielmehr von italienischer Superstition und Mummerey (S. 128—136). Zwar zogen sich viele dieser italienischen Verführer oder Bedrücker nach dem Tode ihrer Gönnerin vom Hofe zurück; aber für die Nation wurde dadurch wenig gewonnen; ihr Gift war schon zu tief eingedrungen und zu weit verbreitet. — Erwiesen ist hierauf die Allgewalt des Hauses *Guise*, nebst den übrigen Zweigen des lothringischen Stamms, dessen Politik (S. 153) darin bestand, die Valois verächtlich, die Bourbons verhasst, und dadurch sich selbst so gross als möglich zu machen. Von der Geschichte und dem Familiensysteme dieses Hauses wird erst (S. 139 b. Z. E.) eine *allgemeine* Uebersicht gegeben, bey welcher jedoch zu bedauern ist, dass die Lebhaftigkeit der Darstellung sich zuweilen in Declamation verliert: dann folgt (in den beiden ersten Kapiteln des *zweyten* Bandes), mehr historisch, eine Reihe von *einzelnen* biographischen Fragmenten zur Charakteristik der vornehmsten Herren und Damen, sehr anziehend und lehrreich. Viel wäre hier auszuzeichnen; z. B. vom Kardinal von Lothringen, der die Bastil-

 le

le zum ordentlichen Staatsgefängniffe macht, die Lettres de Cachet erfindet, den Gebrauch der Kommiffionen vervielfältigt. für jeden Officier, der die Auszahlung feines rückftändigen Gehalts, oder für jeden Staatsgläubiger, der feine Schuld einfodert, im Schlofshofe zu Fontainebleau einen Galgen aufrichten läfst (S. 15, 17) u. f. w. – Erwiefen ift die Schädlichkeit der Creaturen des lothringifchen Haufes, unter andern auch durch Verkaufung ihrer feilen Feder, wie z. B. der trügerifche *Rofieres* einen Stammbaum zum Vortheil der Guifen entwarf, aber auch fein Werk im Confeil zerreiffen fehen, und in Gegenwart des Königs und der vornehmften Kronbeamten knieend bekennen mufste: in feinem Buche ftehe manches „*calomnieufement et contre la verite de l'hiftoire*" (S. 88); oder der Jefuit Wilhelm *Critton*, der Vf. einer *Apotheofe Karls IX.* (S. 97). — Umftändlich, wahr und lebhaft ift dargethan, wie verderblich auch Philipp II. und feine Spanier für Frankreich wurden, vorzüglich nach der Ermordung des Herzogs von Guife und dem Tode der Königin. „Die „fpanifchen Dublonen und Legionen vermochten dann „mehr als italiänifche Sitten und lothringifche Kreu„zer." — „Tracht, Sitten, Sprache, das ganze Benehmen „wurde fpanifch." (Hiezu ein fehr charakteriftifcher Beleg aus dem Wahrheitsfreunde Favyn, unterftützt durch den ernften Mornay, S. 107.) — Nicht weniger umftändlich und wahr zeigt Hr. B. (im XIV u. XV Kap.) den Einflufs der Geiftlichkeit von oben herunter. Erwiefen ift befonders der vielleicht nicht fo allgemein bekannte, oder nicht für fo wichtig gehaltene Einflufs der päbftlichen Vicelegaten zu Avignon, als dem Mittelpunkte der Intriguen, dem Sammelplatze aller Schwindelköpfe aus den füdlichen Provinzen, die am Hofe des vielvermögenden „*Monfignor*" ihre Sendung hohlten, und ihren Glauben zur Thätigkeit erwärmten; zu Avignon, als der Niederlage von ultramontanifchen Grundfätzen, Indulgenzen, Verketzerungsbullen, religiöfen Spielwerken, Proceffionen und Confraternitäten, die, durch die Beyfpiele eines Karls IX und Heinreichs III immer weiter verbreitet, auf einen grofsen Theil der Nation fo verderblich würkten (S. 181—187); — erwiefen der Einflufs der Cardinäle, diefer „*unmittelbaren Vafallen des heiligen „Stuhls*" die, wenn auch in Frankreich geboren, dennoch dem Staate fremd wurden, das Intereffe eines adoptiven dem Wohl ihres natürlichen Vaterlandes vorzogen, die italienifche *Inquifition* auch in Frankreich einzuführen fuchten u. f. w. (S. 187—208); — erwiefen endlich der mannichfaltige Einflufs der Mönche, als Lehrer, Beichtväter und Prediger, aber dem Lande, das fie erhielt, eben fo fremd, weil ihr Vaterland nicht Frankreich war, fondern — Rom.

Auf diefe und fo viele andere Thatfachen geftützt, durfte wohl Hr. B. (S. 253) ohne Einfchränkungen und Entfchuldigungen fagen: er habe ein mühevolles Werk vollendet: den Erweis des Einfluffes der Ausländer auf den Mordplan der Bartholomäusnacht und auf das Schickfal der Nation. Vermuthlich würde man diefes neue Produkt eines gelehrten, hellfehenden und billig denkenden Forfchers nicht ungern auf deutfchen Boden verpflanzt fehen. Nur wäre dabey wohl nöthig, dafs mancher Auswuchs, den man mit Mifsvergnügen daran bemerkt, abgefchnitten würde. Ohne Zweifel wird der Vf. einer Verdeutfchung, die wir davon zu erwarten haben, fich diefe Vorficht empfolen feyn laffen.

Willkommen, wie die gegenwärtige Arbeit des patriotifchen Verfaffers, werden wahrfcheinlich auch diejenigen feyn, die er, bereits ausgearbeitet, noch in Handfchrift liegen hat: eine *Gefchichte der päbftlichen Gewalt in Frankreich*, und ein ähnliches Werk *über die franzöfifche Inquifition* infonderheit.

LANDKARTEN.

Auftralien nach den neueften Entdeckungen entworfen und geftochen von *J. G. Geifsler*, Mitglied der Hall. Naturf. Gefellfch. 1790. Ein kleiner Bogen, worauf alle zum fünften Welttheil gehörige Infeln gelb, und was zu Afien gehöret, blau illuminiret ift. Die Quellen, woraus der Hr. Vf. beym Entwurf diefer Karte gefchöpft zu haben vorgiebt, find vorzüglich Cooks Karten. Einige Berichtigungen will derfelbe aus Philipps Reife nach Botany-Bay angebracht haben; allein dies findet fich bey genauerer Unterfuchung nicht. Die weftlichen Grenzen find nach Keate's Karte von dem Pelew Infeln gezeichnet. Es fehlt z. E. im füdlichen ftillen Meer der ganze Strich Landes von *Neu-Georgien* zwifchen den Königinn *Charlotten-Infeln* und *Neu-Irland*, den Capit. Shortland bey feiner Rückreife von Neu-Süd-Wallis entdeckt oder vielmehr berichtiget hat. Die weftliche Spitze diefes Landes, fo wie fie Cook vorftellt, ift wohl da, allein die ganze übrige nordweftliche Küfte von Shortlands-Strafse an bis Cap Sidiney fehlet. Da Hr. G. den Namen *Neu-Georgien* oder Simbo, wie es die Eingebohrnen nennen, hinfetzte, konnte er ja auch leicht die ganze Küfte fo wie fie Shortlands Karte angiebt, ergänzen und nachfolgende Infeln eintragen, als: Howes Infel entdeckt vom Lieut. Ball, und die nicht weit davon liegende Midletons Infel, ferner den Matthäus-Felfen und Charlottens Sandbank, die Infeln, welche Cap. Marshall auf feiner Rückreife nach England entdeckte: als Hopper's I. Woodle's I. Henderville's I. Clarks I. Touchings I. Gillespys I. Altens I. Smith I. Diefe liegen fämtlich von 0° bis 4° N. Br. 173° 43' öftl. Länge von Greenwich; desgleichen die Lord Mulgraves, Gilberts und Battons Infeln, Watts, Tindal, Dawfons I. u. dgl. m. Durch diefe Ergänzungen, welche leicht anzubringen find, würde die Karte doch einigermaafsen brauchbar werden, obgleich der Stich äuferft fchlecht, fowohl bey den Conturen der Infeln und Küften als bey den Namen, die man kaum lefen kann, gerathen ift. Wahrfcheinlich ift es der erfte Verfuch des Hn. G. es war aber wohl nicht fchicklich, damit gleich öffentlich aufzutreten.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags den 17 Februar 1791.

GESCHICHTE.

Dresden, auf Kosten des Vf. *Magazin der Sächsischen Geschichte auf das Jahr* 1789. Sechster Theil oder 61 — 72. Stück. 1789. S. 751. 8. (2 Rthlr 12 gr.)

Dieser Theil ist so wohl nach seiner ganzen Einrichtung, als nach der Wahl und Bearbeitung der einzelnen historischen Beyträge seinen ältern Brüdren vollkommen ähnlich. Als einzelne bearbeitete Theile der sächsischen Geschichte sind diese Beyträge schätzbar, weil sie nicht, bloss um Unterhaltung zu gewähren, oberflächlich abgehandelt, sondern für die Berichtigung und Erweiterung der Geschichte aus den Urkunden selbst geschöpft und ausgearbeitet sind. Wenn sie auch oft nichts als eine blosse Zusammenstellung unbeträchtlich scheinender Thatsachen ohne Verbindung sind, so sind sie doch ächter und brauchbarer Stoff für das Ganze, für den wahren Geschichtsforscher um so willkommener, weil er nur nach so bearbeiteten einzelnen Theilen in dem Ganzen mit Sicherheit fortzurücken im Stande ist. Zu solchen gehören in diesem Theile vorzüglich: *die Fortsetzung der Geschichte oder der diplomatischen Annalen der Burggrafen zu Meissen*, und die angefangene *diplomatische Geschichte des Nonnenklosters zu Nimptschen*, Marienthron genannt. Die erstre ist hier von 1308, von Hermann III. an bis auf Heinrich VII. aus dem Reussisch - Plauenschen Stamme fortgesetzt und durchaus mit den Urkunden bescheiniget. Die Wolfesbach-Hartensteinische Linie starb 1426 mit Heinrich I. aus. Wie die Grafschaft Hartenstein an die Herren zu Schönburg gekommen, davon giebt der Vf. gute Nachrichten; widerlegt aber das Vorgeben Müllers und Glafeys, dass schon Friedrich der Streitbare den Burggrafen den Frauenstein weggenommen habe, weil der Streit zwischen den Churfürsten und den Burggrafen erst 1437, also nach dem Tode Friedrichs des Streitbaren unter der Regierung Friedrichs des Sanftmüthigen in einen Krieg ausgebrochen sey. Wahrscheinlich rührt der Irthum des Annalisten Müllers daher, dass schon Friedrich der Streitbare nach dem Absterben der Hartensteinischen Linie das ganze Burggrafthum in Besitz nahm, wie der Vf. selbst erzählt. Ein Manuscr. von Weckens Hand, das der Vf. in Händen gehabt hat, bestätiget es indessen gewiss, dass der Frauenstein so wie das ganze Burggrafthum, nach dieser leeren Besitznehmung wieder in die Hände der Burggrafen Plauenscher Linie gekommen sey. Erst unter Churf. Friedrich dem Sanftmüthigen und Burggrafen Heinrich den II. wuchs die zwischen beiden Häusern lang geherrschte Feindschaft bis zu einer Erbitterung an, dass der erstre die Waffen ergrif und dem letztern den Frauenstein wegnahm und auch behielt. Von dieser Zeit an verlohren die Burggrafen nach der darauf erfolgten Böhmischen Achtserklärung einen Besitz und eine Gerechtsame nach der andern; das ganze Burggrafthum Meissen kam an Sachsen und der Hartenstein wurde ein Chursächsisches Afterlehn. Heinrich III, dessen Tod der Vf. in das Jahr 1490 setzt, wurde die Burggräfliche Würde, wieder zu führen erlaubt, die sich sein Enkel Heinrich V, oberster Canzler des Königreichs Böhmen, Rath und Oberschenk des Königs Ferdinand, von K. Karl V. aufs neue bestätigen liess und sie, wiewohl mit ausdrücklicher Verzichtleistung auf die Lande, nach ihrem ganzen äussern Glanze, als wirklicher Reichsfürst, bis an seinen Tod behauptete. Alle durch sein Ansehen und seine Klugheit seinem Hause erworbenen Vortheile gingen mit seinen hinterlassenen Voigtländischen Städten unter seinen zwey prachtliebenden Söhnen Heinrich VI und VII wieder verlohren. — *Die diplomatische Geschichte des Nonnenkl. Nimptschen* ist aus einem von dem fleissigen Schöttgen gesammleten und dem Vf. mitgetheilten Codex der Urkunden dieses Klosters ausgearbeitet. Das eigentliche Entstehungsjahr des Klosters ist ungewiss; doch nimmt der Vf. aus mehreren wahrscheinlichen Gründen 1240. dafür an. Markgr. Heinrich war der Stifter derselben, legte es zuerst zu Torgau an, verpflanzte es aber schon 1250, nach den Urkunden und Zeugnissen zu schliessen, wahrscheinlich um gewisser mit dem Rath zu Torgau entstandenen, Streitigkeiten willen nach Grimma, bis es sich das schön gelegene Dorf Nimtschen zu seinem festen Sitz wählte. Die Nonnen waren meist von adlichem Geschlechte, ihr steter Probst der Abt zu Pforte und ihre Anzahl in den blühendsten Zeitpunkt des Kl. wie der Vf. behauptet, 24 — 30. Nach den Bestätigungsbriefen von 1251 besass das Kl. schon damals das Patronatrecht über die vier Kirchen zu Wesenig, Torgau, Altbelgern und Grimma mit allen ihren Filialen und eingepfarrten Dörfern, deren Anzahl überaus beträchtlich war. Späterhin besass das Kl. diese Patronatrechte gewis, ob aber schon 1251? das bleibt nach genauer Vergleichung aller Zeugnisse zweifelhaft, und der ganze Bestätigungsbrief, wie der Vf. selbst zu vermuthen scheint, verdächtig. Die päbstliche Bestätigung dieser Patronatrechte ist um 20 Jahre später, 1274 ausgestellt. Durch Schenkungen, durch reichliche Ausstattungen der Klosterjungfrauen aus reichen

reichen adlichen Häusern, durch freygebig ertheilte Ablassbriefe, stieg das Kloster und seine Kirche zu Nimtschen schon in dem Stiftungsjahrhundert sehr hoch empor, wurde aber auch, weil es durch sein fortschreitendes Glück und Ansehen zu Eingriffen gegen benachbarte Klöster und Kirchen verleitet wurde, in mancherley Streitigkeiten mit den letztern, besonders mit den Klöstern Buch und Zelle und mit der Pfarrey zu Grimma verwickelt. Im J. 1296 nahm K. Adolph das Kl. in seinen Schutz und bestätigte alle Gerechtigkeiten desselben. Das für alle Klöster so günstige XIV Jahrhundert war auch für die Nonnen zu Nimtschen überaus erspriesslich. Ausser mehreren beträchtlichen Schenkungen, die hier alle beurkundet sind, hatte das Kloster das Glück, dass es so wohl vom Fürst Otto zu Anhalt, als vom Landgrafen Friedrich für unabhängig und frey von aller fremden Gerichtsbarkeit, erklärt und von dem letztern sogar mit dem Bergzehnden in dem damaligen Verstande beschenkt wurde. Gleiche Begünstigungen erfuhr es in dem folgenden Jahrhundert, besonders von den Bischöfen zu Naumburg und Meissen, die gegen diese geistlichen Mühmchen überaus freygebig waren, sobald ihre eignen Rechte nichts dabey verliehen konnten; In diesem Jahrhundert übte aber auch Kaiser Ludwig (1322) das Recht der erstern Bitte, und zwar zu Mutschen aus, wohin er einen Jakob von Mühlberg empfahl. Die bis in dieses Jahrh. fortgesetzte Geschichte des Klosters, deren Fortsetzung Rec. um mehrerer Ursachen wünscht, ist mit 46 Urkunden begleitet. Unter den übrigen in diesem Bande enthaltenen Beyträgen zur Geschichte zeichnen sich aus, der Aufsatz von *Churfürsten Moritzens Neigung zur Jagd und (zum) übermässigen Zorn.* Die Jagdlust war bey Moritz in sehr hohen Grade Leidenschaft. Er liess einen Bauer, der Wildieberey begangen hatte, zwischen das Geweih eines lebendigen Hirsches festbinden, den Hirsch mit Hunden in den Wald hetzen und so lange jagen, bis der Bauer von den Hecken und Gesträuchen durchaus zerfleischt war. Um einer dem K. Ferdinand zu Ehren angestellten Jagd willen musten alle Früchte vor der Zeit von dem Felde weggeschaft, so gar Häuser niedergerissen werden und selbst Ferdinand sah diese auf Unkosten des Unterthans gebrachten Opfer mit Widerwillen an. *Vertheidigung der Freydigerischen geheimen Geschichte Herzogs Heinrich des Frommen zu Sachsen*, von C. A. I. Der Vf. vertheydiget Freydigern, der erst als Cammerdiener und darauf als Secretair des Herzogs Heinrich den Charakter dieses Fürsten und die ganze Lage seines Hofes kennen konnte, schon darum die Glaubwürdigkeit vor sich hat und sie durch seine Freymüthigkeit noch mehr gewinnt, gegen die Beschuldigungen des neueren Lobredners des Herzogs, des verstorbenen *Strunz* zu Wittenberg. Der Vf. beweiset es mit andern aus dem Leben des Herzogs hergenommenen Thatsachen, dass Freydigers Freymüthigkeit, mit welcher er die guten und schwachen Seiten seines Fürsten vorlegte, nicht Verläumdung, sondern die Sprache der Wahrheit sey und streut manche richtige Bemerkung über die ganze damalige Lage und Denkungsart des Churfürstlichen und des Herzoglichen Sächs. Hofes ein. Gegen Hn. Prof. *Arnd* behauptet er, dass Melchior ab Ossa sein Responsum über Herz. Georgs Testament nicht aus Unkunde der Sächsischen Staatsgeschichte, sondern als Katholik gerade so aufgesetzt habe, und wenn mann sich alle Zeitumstände denkt, mit vieler Wahrscheinlichkeit. *Nachtrag der akademischen Stipendiengeschichte*, eine für die Geschichte der Chursächsischen Akademien und Schulen verdienstliche Arbeit. Der Kurfürst Johann Friedrich setzte von dem Einkommen der Stifter Altenburg, Eisenach und Gotha eine Summe von 112400 Fl. zur Unterhaltung von 50 Stipendenten, unter welche die Söhne theils des ärmeren Adels, theils der Prediger und Bürgermeister aufgenommen werden sollten, auf der Akademie Wittenberg aus, und Herzog Moritz schenkte zur Aufrichtung des Convicts zu Leipzig jährlich 600 Scheffel Korn. *Gespräch D. Hellriegels mit D. Gundermann*, ein an sich unbedeutendes Spottlied auf diesen unglüklichen Protector des so genannten Kryptocalvinismus, aus einer Handschrift mitgetheilt, aber nachher mit dem entdekten zu Leipzig gedrukten Originalexemplar verglichen und mit guten Anmerkungen begleitet. Die *kleine Nachlese zur Geschichte des unglüklichen Sächsischen Kanzlers D. Nic. Krell* von *M. Joh. Fr. Köhler* enthält verschiedene Berichtigungen zu den aus den Sammlungen zur sächsischen Geschichte bekannten Nachrichten und neue Zeugnisse, dass nicht Krell die Theologen, sondern die Theologen *Pierius*, *Salmut*, *Steierbach* und *Gundermann* ihn geleitet haben. *Project des chursächsischen Stadthalters, des Fürsten Egon von Fürstenberg an den König von Polen und Churfürsten von Sachsen wegen besserer Einricht. - und Regierung dero Lande.* Für den Verständigen enthält dieses Project bey der angenommenen Verschwiegenheit über die einzelnen Mängel doch Winke genug, wie verworren es damals mit der eigentlichen Landesregierung ausgesehen haben mag. Fürstenberg stimmt für ein Conseil von wenigen tüchtigen Mitgliedern, das dem König von allem den Vortrag thun aber auch von dem König in allem zu Rath gezogen werden soll. Es war Fürstenbergen darum zu thun, dass August mit eignen Augen sehen, mehr selbst regieren sollte. — Unter den jedem Monatsstücke beygefügten Miscellaneen und Dresdner Merkwürdigkeiten befinden sich manche kleinere interessante Beyträge und Nachrichten. Der Herausgeber, der nun in den Predigerstand versetzt worden ist, will zur Vollendung der Geschichte der Burggrafen zu Meissen und des Nonnenklosters zu Nimtschen noch einen Jahrgang folgen lassen, ihn aber, um sich mehrere Leser zu verschaffen, für die unterhaltende Lectüre ergiebiger machen.

London, b. Nicol: *Narrative of the military operations on the Coromandel Coast against the Combined Forces of the French Dutch and Hyder Ally Cawn* from the year 1780 to the peace in 1784 in a series of letters by *Innes Munro*. 1789. 392. S. 4. mit verschiedenen Planen der gelieferten Treffen.

De

Der Vf. dieser Geschichte des letztern Krieges der Engländer auf der Küste Coromandel, hat in seinem Vaterlande wegen seiner Arbeit verschiedene für seinen literarischen Ruhm nachtheilige Angriffe erlitten. Er ist unter andern im *Political Magazine* vom vor. J. (V. I p. 443. etc.) beschuldigt worden seine Schrift gröstentheils aus einer andern kürzlich über eben diesen Krieg in London gedruckten Geschichte *Memoirs of the War in Asia by an Officer of Col. Baillies Detachement* 1788. 2. Vol. 8. entlehnt, oder lezteres Werk bey den wichtigsten Vorfällen vor Augen gehabt zu haben, ohne desselben an irgend einer Stelle zu erwehnen. Wir haben jetzt beide Werke vor uns liegen, und nach mehrern von uns angestellten Vergleichungen ist jene Klage freylich völlig gegründet. Hr. *M.* stimmt nicht nur mit dem Vf. der *Memoirs of the War in Asia* in der Darstellung einzelner Vorfälle, sondern auch in Reflexionen, Anspielungen und eingeschalteten Episoden wörtlich überein; indessen enthalten beide Werke auch Unterschiede genug, um beide für besondere unabhängige Berichte über denselben Gegenstand zu halten. Die Memoirs behandeln den Krieg der Engländer in Ostindien ganz nach allen seinen Abwechselungen zu Lande und zu Wasser, Hr. *M.* hingegen schränkt sich vorzüglich auf die englischen Operationen in Decan gegen Hyder Ally und seine Alliirten ein. Der Vf. der Memoirs ist blos Augenzeuge bey dem in Tanjore von Baillie geführten Kriege; die andern Vorfälle hat er aber nach authentischen Berichten und häufig nach den Papieren beschrieben, die unter den Acten der ostindischen Campangnie von den englischen zur Untersuchung ihrer Angelegenheiten bestelten Commissarien in grosser Menge gedruckt sind. Hr. *M.* ist dagegen Augenzeuge bey den Bewegungen der englischen Hauptarmee, die unter Munro, dem verstorbenen Coote, und dem General Stuart in Carnatic gegen Hyder Ally agirte. Die Kriegsvorfälle in den andern Gegenden Indiens berührt der Vf. entweder gar nicht, wie den Maratten Krieg in Guzuratta, die Unruhen in Benares, oder auf keine Weise vollständig wie etwa Fullarton die leztern Unternehmungen der Engländer und Hannoveraner in den Provinzen jenseit des Cáleron, und den südlichen Gegenden von Misorn. Dahergegen hat Hr. *M.* sich ein grösres Verdienst um einige besondere Feldzüge dieses indischen Krieges, durch seine Darstellung, und seine im ganzen lichtvolle Manier, durch Weglassung geringfügiger Umstände, erworben, als der Vf. der Memoirs, dessen Vortrag sich nach seinem mehr und minder reichhaltigen Quellen ändert, und unter andern erzählt er die Behandlung der englischen Kriegsgefangenen, in den mysorischen Kerkern beynahe einzig in dem ganzen zweyten Theil. Ist nun gleich Munro's Werk keine vollständige Geschichte der letzten merkwürdigen ostindischen Kriege, welche der Titel auch nicht einmal verspricht; hat sich der Vf. gleich zu sichtbar mit fremden Federn geschmückt, die jedoch zuweilen nur so scheinen, weil beide Vf. an Ort und Stelle bey manchen Begebenheiten mitwirkten, oder beyde eben denselben Augenzeugen folgten, so verdient sie doch allerdings eine Stelle unter den Quellen des Krieges in Carnatik. Hr. *M.* bezeichnet darin mit lebendigen Farben, die Ursachen, welche nothwendig Hyder Allys Operatinen gegen die Engländer mit glücklichen Erfolge krönen musten, die elende Verfassung der englischen Heere, und den Eigennutz der Regierung in Madras und ihrer Officianten. Eben so anziehend wird diese in Briefen, welche gewöhnlich einen ganzen Feldzug beschreiben, verfasste Geschichte, durch die Sittenschilderungen der Eingebohrnen, die Vorschläge, welche Europäern gegeben werden, sich gegen Krankheiten zu sichern, und mehrere eingestreute Nachrichten über Ostindien, die uns zuweilen freylich aus dem *Mac Intosh* erborgt scheinen, jedoch manches enthalten, was Rec. wenigstens neu war, ungeachtet er sich rühmen kann, die wichtigsten neuern Schriften über Indien gelesen zu haben. Weil ein Auszug aus den jetzt vergessnen Kriegsoperationen, oder Prüfungen einzelner hier erzählten Begebenheiten nach andern eben so glaubwürdigen Augenzeugen, und Auszeichnungen von Hn. *M.* oft zu grosser Vorliebe für seine Nation deutsche Leser unmöglich interessiren können, so wollen wir unser allgemeines Urtheil mit einigen kurzen Bemerkungen, die der Vf. in seiner Geschichte hin und wieder verwebt hat, beschliessen. Die Hochländer des 73 Regiments, mit denen der Vf. nach Ostindien schiffte, hielten bey ihrer Ankunft in Madras, die Indier wegen ihrer Kleidung und feinen Gesichtsbildung für wirkliche Weiber, und unter andern wunderte sich einer von ihnen über einen corpulenten Mann, wie dieser sich so hoch schwanger habe an Bord wagen können. Madras kann in einer Belagerung ohne Beschwerden der Einwohner eine Garnison von 8000 Mann beherbergen, ungeachtet dort nur in Friedenszeiten, 200 Europäer, und 2 Bataillons Seapois liegen. Das Commando bey den letzten geschieht in englischer Sprache. Bey den englischen Regimenten in Carnatic muss ein Subalternofficier wenigstens zwölf Jahr dienen, ehe er eine Compagnie erlangt, und diese Ehre, sagt der Vf., wird buchstäblich im Schweiss des Angesichts erworben. Die Menge der indischen Bedienten nehmen einen grosen Theil des hohen Soldes wieder weg, und die nothwendigsten Bedürfnisse kosten einem Officier monatlich 36 Pagoden, oder über 14. Pf. St. Auch ein gemeiner Indier wird selten etwas mit den Händen von der Erde aufnehmen, sondern dies geschieht mit den Zehen, wenn er etwa ein Stück Geld oder ein Schnupftuch fallen läst. Die weissen Ameisen sind eine gewaltige Beschwerde dortiger Gegenden. Um sich gegen ihre Fressbegierde zu sichern, muss man die Bettpfosten in Gefässe mit Wasser angefüllt, und die Koffer auf Bouteillen stellen. Die Muscusratze, (*Bandicoot*) ist ein eben so beschwerliches Thier. Wenn sie etwa über ein Weinfass läuft, so verliert der Wein bis auf den letzten Tropfen den Geruch nicht. Die Malabaren hält der Vf. für eine eigne von den übrigen Indiern ganz verschiedene Kaste; allein seine blos oben abgeschöpften

en Gründe werden schwerlich irgend einen Leser überzeugen. Die Aerzte in Diensten der ostindischen Gesellschaft müssen auf der Küste Coromandel alle Europäer umsonst curiren, und erhalten dafür von ihren Obern ansehnliche Gehalte. Die Bequemlichkeit und der Hang zur Ruhe, ist bey den Indiern ausserordentlich. Der fremdeste Gegenstand vermag bey ihnen so wenig, dass sie den Kopf umdrehen, oder ihre Augen aufschlagen sollten. Es ist daher bey ihnen ein gewöhnliches Sprichwort: Gehen ist besser, als laufen, sitzen, besser als stehen, und liegen das allerbeste. Ihre festen Gebäude wie Pagoden, Schlösser u. a. von ihren aufgethürmten Steinmassen, erbauen sie mit vieler Mühe und Arbeit. Anstatt Gerüste anzubringen, so wie sich die Mauern erheben, so schütten sie eine Menge Erde um das Gebäude, rollen auf diesem Walle die schweren Steine herauf, und erhöhen den Erdhaufen, so wie die Mauern emporsteigen. Das ganze Gebäude scheint zuletzt in einem Berge vergraben zu seyn, welcher nachher, so bald das Gebäude fertig ist, wieder abgetragen wird. Der Umgang mit den Europäern macht sie in Beobachtung ihrer religiösen Ceremonien sehr nachlässig, und unter den englischen Seapois dienen jetzt Soldaten, aus allen Kasten, selbst von den Paregun, dem verworfensten Geschlecht, unter einander. Der Banian-Baum ist wegen seines grossen Umfanges und der Kühlung, die er den Eingebohrnen verschaft, diesen Gegenden äusserst wichtig. Der Vf. sagt, dass die Lauben, welche seine heruntersprossenden Zweige bilden, den Schutzsuchenden an die Gänge der gothischen Kirchen erinnern. Zwey Meilen von Cuddalore stehet ein solcher Baum, unter dem 2000 Personen Schatten finden können. In Carnatic ist der Preis eines Elefanten 1500 bis 2000 Pagoden; die Kriegselefanten tragen an ihrem Rüssel eine eiserne fünf bis sechs Ellen lange Kette, welche sie mit voller Wuth gegen aufmarschierte Glieder schleudern, und den Feind dadurch in Unordnung bringen. Die so genannten Raketten, (*Fouguettes,*) welche bey den indischen Heeren gebräuchlich sind, um die Reuterey in Unordnung zu bringen, und die in einer Entfernung von 500. Schritten mit grosen Erfolg unter die Feinde geworfen werden, beschreibt der Vf. folgendermassen. Sie bestehen aus eisernen Röhren sechs bis zwölf Pfunde schwer, an einem acht Fusslangen Bambusohr befestigt. Diese enthalten den Zunder und eine starke Ladung Pulver. Ganz deutlich wird uns dies indische Geschoss aus der obigen Beschreibung doch nicht, und nur durch Vergleichung dieser Nachricht mit einer andern bey Hyder Alys französischen Biographen kann man sich davon einen ungefehren Begriff machen. Da von diesem Werke bereits eine deutsche Uebersetzung angekündigt worden, so wollen wir wenigstens den Uebersetzer auf einen geographischen Fehler aufmerksam machen, den Hr. *M.* S. 127. bey Anfange des Krieges der Engländer mit Hyder Ally begangen hat. Er führt dort unter den Ursachen die Beleidigungen an, die Hyder von der Presidentschaft Madras erlitten hatte, dass seine Truppen durch seine nordliche Provinz *Coimbittore* ohne Anfrage durchmarschirt wären. Durch diese Provinz, die gerade eine von Hyders südlichen Ländern ist, wurden damals keine engl. Truppen geschickt, sondern durch das Nordwärts von Madras liegende Land *Cadapah*, Provinzen, welche ein in Europa lebender Schriftsteller wohl verwechseln konte, dergleichen aber von einem Augenzeugen dieses Krieges, der jene Gegenden zum Theil besuchte, schwerlich zu erwarten war.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRHEIT. *Leipzig* b. Saalbach: *Examen integritatis duorum priorum capitum Evangelii Matthaei. Auct. Jo. Frid. Schmid.* 1791. 4. S. 19. Der Vf. dieser Gelegenheitsschrift hat *erstens* die Gründe gegen die Aechtheit dieser Kapitel angeführt und wiederlegt; *zweytens* kritische und historische Beweise für dieselbe geliefert; *drittens* ein eignes grammatisches Argument noch beygefügt, welches ebenfalls für diese Authentie entscheiden soll. In der Kürze bekömmt der Leser eine leichtere volständige Uebersicht dessen, was andere schon über diese Materie gesagt haben; hin und wieder mit Bemerkungen unterstützt, die dem Vf. selbst angehören. Zu den letzten gehört der Beweis, den er daher entlehnt, dass das dritte Kapitel sich mit den Worten anfängt: Ἐν δὲ ταῖς ἡμέραις ἐκείναις κ. τ. λ.; dass diese Worte auf einen Zusammenhang mit vorher erzählten Geschichten zurückweisen, folglich nicht den Anfang des Matthäischen Geschichtsbuches ausmachen könnten. — Ganz grammatisch genau hätte Matthäus freylich sein Buch nicht so anfangen können; aber völlige Genauigkeit vermissen wir im Gebrauche dieser Formel auch dann, wenn sie unter Voraussetzung der Aechtheit der beiden ersten Kapitel, die Verbindung mit der nächstvorhergehenden Erzählung ausdrücken sollen. Denn unmittelbar vorher wird gemeldet, Joseph habe sich in Nazareth wohnhaft niedergelassen, und gleich darauf wird von den Vorbereitungen gesprochen, die Johannes zur Reformation der jüdischen Sitten durch Jesum machte. Zwischen beiden Begebenheiten muss doch eine gute Zeit verflossen seyn. — Belesenheit, gesundes kritisches Urtheil, und die Gabe einer kurzen und leichten Darstellung leuchten aus der ganzen kleinen Abh. des jungen Mannes hervor, der sie als das erste Product seines literarischen Fleisses mit dem bescheidensten Anstande dem Publikum übergiebt.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Riga: Rede bey der Beerdigung* weyl. Sr. Excellenz, des Hn. General-Majors, rigischen Ober-Commendanten — — *Peter Semenowitsch Begitschef*, gehalten d. 18. Sept. 1790. von dem Priester bey der russischen St. Peter-Paul Haupt-Kirche *Jacob Polonsky*. Aus dem russischen übersetzt von *J. G. v. Bellinghausen*. 1. Bogen in gr. 4. — Keine neue, aber ganz gute Gedanken über die Allgemeinheit des Todes, über seine wahre Gestalt, über das Heimkehren des unsterblichen Geistes zu Gott, u. d. g. findet man in dieser Rede, welche wir blos wegen ihres Vf. anzeigen, weil es eben keine alltägliche Erscheinung ist, dergleichen gelehrte Producte von einem russischen Popen zu lesen. Der Uebersetzer hat sich etliche kleine Sprachfehler entwischen lassen z. B. „Dieser Uebergang sichert uns für jede Schmach „für jedes Unrecht.“ Uebrigens ist die Uebersetzung fliessend.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 18. Februar 1791.

PHILOSOPHIE.

RIGA, b. Hartknoch: *Critik der reinen Vernunft* von *Immanuel Kant*, Professor in Königsberg und der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin Mitglied. *Zweyte* hin und wieder verbesserte Auflage. 1787. *Dritte Auflage.* 1790. 884 S. in gr. 8. XLIV S. Vorrede.

Die dritte Ausgabe ist ein unveränderter Abdruck der Zweyten, welche in Rückficht auf die Darstellung mehrere, nicht unbeträchtliche, Verbesserungen erhalten hat, und deren Anzeige in der A. L. Z. keinwegs durch die Schuld der Direction so lange verspätet worden ist. Bey diesem in so vielen Rücksichten Einzigen Werke, das durch sein ausserordentliches Schicksal auch ausserhalb der eigentlichen philosophischen Lesewelt nicht weniger Auffsehn erregt, als es innerhalb derselben durch seinen grosen Inhalt Epoche macht; und das wohl kein deutscher Philosoph von Profession ungelesen lassen dürfte, ohne seinen Anspruch auf diesen Namen in den Augen sowohl der Gegner als der Freunde der *Kantischen Philosophie*, oder welches itzt schon fast eben so viel heisst, in den Augen unsers philosophischen Publicums verdächtig zu machen — bey diesem Werke bedarf es keiner *Ankündigung*. Die *Beurtheilung* desselben ist gegenwärtig eine der ersten Angelegenheiten im hohen Rathe der Selbstdenker. Rec., der seine einzelne Stimme unter dem Namen eines ihm schätzbaren Institutes über die *neue Ausgabe* zu geben aufgefodert wurde, glaubte, da in derselben ein in seinen Hauptmomenten so sehr missverstandenes und bestrittenes System mit verbessernder Hand aufgestellt wird, einerseits den *Sinn* seines Auftrages zu verfehlen, wenn er sich blofs auf das *neuhinzugekommene* einschränkte; andererseits aber die Ehre desselben durch den Wunsch zu erwiedern, dass sein Urtheil durch die Zeit reifer werden möchte. Er glaubte sich endlich die Erfüllung dieses Wunsches um so eher erlauben zu müssen, je dringender ihm derselbe durch die zahlreichen Beyspiele unreifer Urtheile, womit sich so mancher allzeit fertige Recensent an dem Meisterstücke des philosophischen Geistes versündigt hat, ans Herz gelegt wurde.

In der neuen Vorrede (einer der merkwürdigsten kleinen philosophischen Abhandlungen in Rücksicht auf Einkleidung sowohl als Inhalt, die Rec. je gelesen zu haben sich erinnert,) wird die *Umänderung der Denkart*, welche durch die Kritik der reinen Vernunft *zunächst* der Metaphysik bevorsteht, unter einen äusserst glücklich gewählten Gesichtspunct gebracht, aus welchem sich ihr eigentlicher Charakter, ihre nächste Veranlassung, und ihre wichtigste Folge mit Einem Blicke und in einem überraschenden Lichte übersehen läfst. Wir glauben durch einen Auszug, der den *Hauptgedanken* des Vf. in möglichster Kürze, und durch einige der sinnreichsten Stellen darstellt, selbst diejenigen Leser zu verbinden, welche diese Vorrede mehr als einmal gelesen und durchdacht haben. Hr. K. geht von der Bemerkung aus, dass es der philosophirenden Vernunft bisher nur in der *Logik*, *Mathematik* und *Physik* gelungen habe, den *sicheren Gang einer Wissenschaft* einzuschlagen, der sich nach der Ueberzeugung des Rec. *lediglich* durch die unter den Kennern und Pflegern dieser Wissenschaften *allgemeingeltenden Grund- Lehr- und Folgesätze* derselben ankündiget. Die *Logik*, bey welcher die Vernunft von allen *Objecten* und den Unterschieden unter denselben abstrahiren kann und muss, um sich nur mit der Form des blosen Denkens zu beschäftigen, hat seit dem *Aristoteles* in Rücksicht auf ihren wesentlichen Inhalt keinen Schritt zurück thun dürfen. „Man darf nicht denken, dass es der Mathematik so leicht geworden, jenen königlichen Weg zu treffen, oder vielmehr sich selbst zu bahnen; vielmehr glaube ich, dass es lange mit ihr vornehmlich noch unter den Aegyptern beym *Herumtappen* geblieben ist, und diese Umänderung einer *Revolution* zuzuschreiben sey, welche der glückliche Einfall eines *einzigen* Mannes in einem Versuche zu Stand brachte" — — „Dem ersten, der den *gleichseitigen Triangel* demonstrirte (er mag nun *Thales* oder wie man will, geheissen haben) dem *gieng ein Licht auf*, denn er fand, dass er nicht dem, was er in der Figur sahe, oder auch dem blossen Begriffe derselben nachspüren, und gleichsam darinn ihre Eigenschaften ablernen; sondern durch das, was er nach Begriffen selbst *a priori* hineindachte und darstellte (durch Construction) hervorbringen müsse, und dass er, um sicher etwas *a priori* zu wissen, der Sache nichts beylegen müsse, als was aus dem nothwendig erfolgte, was er seinem Begriffe gemäss selbst in sie gelegt hat." — „Als *Galiläi* seine Kugeln die schiefe Fläche mit einer von ihm selbst gewählten Schwere herabrollen; oder *Torricelli* die Luft ein Gewicht, was er sich zum Voraus dem einer ihm bekannten Wassersäule gleich gedacht hatte, tragen liess; oder in noch späterer Zeit *Stahl* Metalle in Kalk, und diesen wieder in Metalle verwandelte, indem er ihnen etwas entzog und wiedergab: so gieng allen Naturforschern *ein Licht auf*. Sie begriffen, dass die Vernunft nur das einsieht, was sie selbst nach ihrem Entwurfe hervorbringt." — „Die Vernunft muss mit ihren Principien, nach denen allein übereinkommende Erscheinungen für Gesetze gelten können, in *einer* Hand, und mit dem Experiment, das sie *nach jenen* ausdachte, in der andern an die Natur gehen; zwar um von ihr belehrt zu

zu werden, aber nicht in der Qualität eines *Schülers*, der sich alles vorsagen lässt, was der Lehrer will; sondern eines *Richters*, der die Zeugen nöthiget, auf die Fragen zu antworten, die er ihnen vorlegt, und so hat sogar die *Physik* die so vortheilhafte Revolution ihrer Denkart lediglich dem Einfalle zu verdanken, demjenigen, was die Vernunft selbst in die Natur hineinlegt, gemäss, das in ihr zu suchen, nicht ihr anzudichten, was sie von dieser lernen muss, und wovon sie für sich selbst nichts wissen würde. Hiedurch ist Naturwissenschaft allererst in den sichern Gang der Wissenschaft gebracht worden, da sie so viele Jahrhunderte hindurch nichts weiter als ein blosses *Herumtappen* gewesen war." — Durch diesen Ausdruck wird auch sehr passend das bisherige Verfahren in der *Metaphysik* ausgedrückt, die, wie nach des Rec. Ueberzeugung *lediglich* aus dem gänzlichen Mangel der unter den Kennern und Pflegern dieser angeblichen Wissenschaft *allgemeingeltenden Grund-Lehr-* und *Folgesätze* einleuchtet, den sichern Gang der Wissenschaft noch nicht gefunden hat. — „Bisher nahm man an, alle unsere Erkenntniss müsse sich nach den Gegenständen richten," (wobey man die *vorgestellten Dinge* — die Dinge in wie ferne *Vorstellungen* auf sie bezogen werden — mit den *Dingen an sich* — den Dingen in wie ferne *keine* Vorstellungen auf sie bezogen werden — verwechselte.) „Aber alle Versuche, über sie etwas *a priori* auszumachen, wodurch unsere Erkenntniss erweitert würde, gingen unter dieser Voraussetzung zu nichte. Man versuche es daher einmal," (nach eben derselben Vorstellungsart, durch welche die, die Form der Wissenschaft herbeyführenden Revolutionen in der Mathematik und Physik veranlasst wurden) „ob wir nicht in den Aufgaben der Metaphysik besser damit fortkommen, dass wir annehmen, die Gegenstände," (in wie ferne sie *vorstellbar* sind, *Vorstellung* sich auf sie beziehen lässt,) „müssen sich nach unserer Erkenntniss richten, welches so schon besser mit der verlangten Möglichkeit einer Erkenntniss derselben *a priori* zusammenstimmt." — „Es ist hiemit eben so, als mit dem ersten Gedanken des *Copernikus* bewandt, der, nachdem es mit der Erklärung der Himmelsbewegungen nicht gut fort wollte, wenn er annahm, das ganze Sternenheer drehe sich um den Zuschauer, versuchte, ob es nicht besser gelingen möchte, wenn er den Zuschauer sich drehen, und dagegen die Sterne in Ruhe liesse. — „In jenem Versuche, das bisherige Verfahren der Metaphysik *umzuändern*, und dadurch, dass wir nach dem Beyspiele der Geometer und Naturforscher eine gänzliche Revolution mit derselben vornehmen, besteht nun das Geschäft dieser *Kritik der reinen Vernunft*."

So unübertreflich nun Hr. K. dieses Geschäft behandelt, und so vollkommen er dasselbe in Rücksicht auf die Gründung und Einleitung der nunmehr ganz unvermeidlichen Revolution vollendet hat; so wenig kann es nach der Ueberzeugung des Rec. bey demjenigen, was davon der Natur der Sache gemäss in der *Kritik der Vernunft* geleistet werden konnte, bewenden bleiben, wenn die Metaphysik dadurch wirklich auf den *sichern Gang der Wissenschaft* gebracht werden soll. Denn ungeachtet diese *Propadeutik* der Metaphysik an den durch sie entdeckten und erschöpften Formen der sinnlichen Vorstellungen, der Begriffe und der Ideen ursprünglich letzte *Elemente* aufgestellt hat, die in so ferne *allgemein gelten*, als sie in der Natur jedes menschlichen Geistes vorhanden und geschäftig sind, so hat sie doch keineswegs noch die eigentliche *Wissenschaft* dieser Elemente, oder welches eben so viel heisst, das *System der Elementarphilosophie* geliefert; noch keineswegs die Entwicklung und Darstellung jener *Formen* in solchen Lehr- und Folgesätzen unternommen, die aus *allgemeingeltenden* und nur in so ferne streng wissenschaftlichen, *Grundsätzen* erwiesen, und in wie ferne sie ein *systematisches* Ganzes ausmachen sollen, einem *einzigen ersten* und *allgemeingeltenden* Grundsatze untergeordnet wären. In wie ferne erst durch die Kritik der Vernunft die Entdeckung solcher allgemeingeltenden Principien *möglich* werden konnte, in so ferne konnte sie selbst freylich nicht von solchen *Principien* ausgehen. Allein, wenn die nach ihrem Plane aufzustellende Metaphysik *durch sie* vermittelst über kurz oder lang allgemeingeltender *Grund-Lehr-* und *Folgesätze* zum Rang einer Wissenschaft erhoben werden soll; so muss *sie selbst vorher* diesen Rang erhalten haben; ihr eigentliches *Fundament* muss gegen die zahllosen Missverständnisse, die es bisher von Gegnern und Freunden erfahren hat, gesichert, *feststehen*, und, wodurch dieses Feststehen allein denkbar ist, auf *allgemeingeltende Grundsätze* zurückgeführt seyn. Unter diesen muss Einer der *Erste* seyn; nicht der *Satz des Widerspruchs* (ein bloss *logisches* Princip, das selbst erst durch Elementarphilosophie gegen das Missverständniss, dem es bisher allgemein unterworfen war, gesichert werden kann), sondern ein Satz, der, in wie ferne er an der Spitze *aller* philosophischen Sätze stehen soll, weder eine Definition seyn, noch in Rücksicht auf seinen Inhalt einer Definition bedürfen, sondern ein *Factum* ausdrücken muss, und zwar dasjenige, woraus sich der ursprüngliche Begriff der *Vorstellung*, und folglich auch die *einzig mögliche Definition* derselben ergiebt, nemlich das *Bewusstseyn*.

Hr. Kant hat für die Begründung des Systems der kritischen Philosophie alles gethan, was sich durch die Angabe der *nächsten* Gründe seines Fundamentes thun liess, die insbesondere in der neuen Ausgabe mehr *Klarheit* erhalten haben. In der Einleitung, die nunmehr in sieben Abschnitte zerfällt, ist der Unterschied zwischen *reiner* und *empirischer Erkenntniss* bestimmter angegeben, die *Wirklichkeit* gewisser Erkenntnisse *a priori* ausführlicher behauptet und erläutert, das Bedürfniss einer Wissenschaft, welche die Möglichkeit, die Principien und den Umfang der Erkenntnisse *a priori* bestimme, der Unterschied zwischen analytischen und synthetischen Urtheilen, und das Vorhandenseyn synthetischer Urtheile *a priori* in allen Wissenschaften der Vernunft in ein helleres Licht gesetzt, und das ganze Geschäft der Kritik, wie schon in den *Prolegomenen zu jeder künftigen Metaphysik* geschehen ist, auf die allgemeine Aufgabe: *Wie sind synthetische Urtheile a priori möglich?* und durch dieselbe auf die besonderen Probleme: *„Wie ist Mathematik, Naturwissenschaft, und endlich Metaphysik möglich?* zurückgeführt.

Da das eigentliche Fundament, worüber das ganze Lehrgebäude der Kritik aufgeführt ist, in dieser Einl

tung vorgetragen wird, und da dieses Fundament, wie Rec. mit allen Freunden der kritischen Philosophie dafür hält, von allen Gegnern derselben verkannt, und wie er mit den letztern überzeugt ist, von ihren öffentlichen Vertheidigern nie geprüft worden ist: (Hr. Hofprediger *Schulz* stellt in dem bisher erschienenen *ersten Theile* seiner *Prüfung* jenes Fundament ohne *neue* Begründung, mit eben denselben Voraussetzungen und ohne Erörterung und Beweise desjenigen, was dabey als ausgemacht angenommen ist, auf,) so dürften wohl folgende prüfende Winke hier am rechten Orte stehen. Die *Voraussetzungen* auf welchen das in der Einleitung als ausgemacht aufgestellte, beruht, sind die Begriffe von *Erfahrung*, und von *absoluter Nothwendigkeit und Allgemeinheit*, und zwar nach Rec. völliger Ueberzeugung, die *richtigen* Begriffe, deren Richtigkeit aber gleichfalls vorausgesetzt ist, und welche selbst wieder nur solche Leser voraussetzt, die diese Begriffe ohne ein überflüssiges Merkmal in dieselben aufzunehmen, oder ein wesentliches aus denselben wegzulassen, oder, welches bey dem gegenwärtigen Zustande der speculativen Philosophie eben so viel heisst, dieselben *zufälligerweise*, genau so, wie Hr. K., zu denken gewohnt sind. Gleichwohl hangt von diesem einzigen Umstande die ganze Ueberzeugung der Leser, ihr Verstehen oder Missverstehen der Kantischen Behauptungen von dem Unterschiede zwischen *Erkenntnissen a posteriori* und *a priori*, und zwischen den *analytischen* und *synthetischen Urtheilen a priori*, und von dem *wirklichen Vorhandenseyn der letztern* eben so als von jenen Behauptungen die Erweislichkeit des Ganzen darauf gegründeten Systems, und der *durch* dasselbe nachmals durchgängig bestimmten Begriffe von *Erfahrung*, *Nothwendigkeit* und *Allgemeinheit* ab. Wer mit dem *Lockischen* Begriffe *von Erfahrung* die Kritik studirt, wird sich von dem *einen Fundamentalsatze*: dass Erfahrung (weder innere noch äussere) keine eigentliche Nothwendigkeit begründen könne; so wenig als der *Leibnitzianer*, der das Hervorgehen eines jeden vorgestellten Prädicats *aus* der Vorstellung des Subjects zur *innern* Erfahrung zählt, sich von dem *andern Fundamentalsatze*: dass es *synthetische* Urtheile a priori gebe, je überzeugen können: so wie für beide die ganze Widerlegung ihrer Begriffe von Erfahrung, und die vortrefliche Beleuchtung der Lockischen und Leibnitzischen Lehre vom *Ursprung der Vorstellungen* ganz verloren ist, weil alles dieses in der Kritik zuletzt auf *Voraussetzungen* beruht, die zwar der ganz Unbefangene zugeben wird, zu denen aber der Anhänger Lockes oder Leibnitzens den Beweis fodern muss. So lange also jene Voraussetzungen nicht unabhängig von der *Kritik der reinen Vernunft*, aus welcher sie nur durch einen *Cirkel* erweislich sind, erwiesen werden, oder so lange sich nicht etwa die in der Kritik zuerst entdeckten *Resultate* auf einem anderen Wege wiederfinden, der nicht von diesen Voraussetzungen ausgeht, oder welches in beiden Fällen eben dasselbe ist, so lange nicht das System der kritischen Philosophie die ihm noch fehlenden *allgemeingeltenden Prämissen* erhält, so lange wird das bisherige Schicksal dieser Philosophie, das aus diesem Mangel schon begreiflich genug wird, sich eher verschlimmern als verbessern müssen.

In der *transcendentalen Aesthetik* ist in der *Erörterung der Begriffe von Raum und Zeit* derjenige §., in welchem aus der *Priorität* von Raum und Zeit die Möglichkeit der Geometrie und Bewegungslehre als *synthetischer Erkenntnisse a priori* gezeigt ist, genauer entwickelt, und unter der Aufschrift *transcendentale Erörterung* von den übrigen, die nunmehr *metaphysische Erörterung* überschrieben sind, abgesondert. Auch sind die *allgemeinen Anmerkungen* zur transcendentalen Aesthetik durch drey neue vermehrt worden, in welchen 1) die Relativität alles desjenigen, was sich durch innern sowohl, als äussern Sinn, vorstellen lässt, 2) der Unterschied zwischen Erscheinung und Schein, 3) die Unmöglichkeit der Idee von der Gottheit als einem Wesen, dem die Bedingungen von Raum und Zeit widersprechen, unter der Voraussetzung, dass Raum und Zeit zu den Formen der *Dinge an sich* gehörten, entwickelt wird.

Der Umstand, dass *Raum* und *Zeit* bey jenen Erörterungen, so wie überhaupt im Verfolge des Werks, fast immer *Vorstellungen a priori* heissen; ungeachtet sie zwar Gegenstände solcher Vorstellungen sind, aber nie selbst Vorstellungen seyn können, hat bey den in aller bisherigen Philosophie herrschenden verworrenen Begriffen von *Vorstellung* und *Vorstellung a priori*, (wovon der eine in der Kritik ganz unentwickelt geblieben; der andere aber nur für diejenigen durchgängig bestimmt und festgesetzt ist, die das ganze Werk, und *nachdem* sie dasselbe verstanden haben,) unter andern auch die in so vielen Widerlegungen bekanntgewordene Misdeutung veranlasst, als ob die Kritik unter *Vorstellung a priori* eine solche verstanden wissen wollte, die der *Empirischen* vorhergehen müsste. Wie denn auch das Theorem: „Der Raum ist kein empirischer Begriff," (kein Object eines empirischen Begriffes,) „folgendermassen bewiesen wird: „Denn damit gewisse Empfindun- „dungen auf etwas ausser mir bezogen werden, (das ist, auf einen andern Ort des Raums, als in welchem ich mich befinde,) „ingleichen damit ich sie „(die Empfindungen oder die Gegenstände?) „ausser und neben ein- „ander, mithin nicht bloss verschieden, sondern als in „verschiedenen Orten, vorstellen könne, dazu muss die „*Vorstellung des Raums* schon zum Grunde liegen." Allein wenn auch der Sinn dieses in der Elementarlehre so wichtigen §. von den Lesern (wie wohl von den Wenigsten zu erwarten seyn dürfte,) dahin gedeutet wird, dass die bestimmte Möglichkeit, den *Raum* vorzustellen, im Gemüthe der Möglichkeit, *Dinge im Raume vorzustellen*, vorhergehen, d. h. hier, zum Grunde liegen müsse, so kann doch dieses, (wenn nicht etwa höhere Gründe, als in der Kritik bisher angegeben sind, im Wege stehen,) den *Lockianer* nicht hindern, die erste Möglichkeit, wie die zweyte, von *Eindrücken* abzuleiten, die mehr, als *Eine* Modification haben, von denen die Eine erst die Andere in der Vorstellung möglich macht, und folglich die eine zur andern schlechterdings *nothwendig* ist; den *Leibnitzianer* nicht hindern, den *Raum* für ein blosses Verhältniss zu erkennen, das zum Theil in der Art, wie die Dinge an sich unabhängig von unserer Vorstellungsart *coexistiren*, gegründet ist, und welches daher in keinem andern Sinne zur Vorstellung der Din-

Dinge im Raume vorausgesetzt werden dürfte, als in wieferne in dem *Verhältnisse* der *logische Grund* des Verhaltens der Gegenstände gedacht wird. Die in dem folgenden §. *behauptete* Möglichkeit, die Dinge aus dem Raume, und die Unmöglichkeit, den Raum selbst wegzudenken, kann vom Lockianer sowohl, als vom Leibnitzianer, zugegeben; aber von beiden daraus erklärt werden, dass er den Raum zu den allgemeinen Merkmalen der Dinge an sich zählt, woraus es sich ergäbe, dass der Raum ohne *bestimmte* Gegenstände, aber wenn er gleichwohl gedacht wird, nie ohne Beziehung auf mögliche Gegenstände gedacht werden könne. Sein nothwendiges Gedachtwerden sey daher eine Folge der vorgestellten *Möglichkeit der Objecte*, die sich nie wegdenken lasse. Endlich kann die *transscendentale Erörterung* nur diejenigen befriedigen, die 1) die *Priorität* der mathematischen Urtheile im Kantischen Sinne, 2) die *synthetische* Natur derselben zugeben, und folglich weder den Anhänger *Lockes*, noch *Leibnitzens*. Rec. gesteht, dass *ihn* die Kantischen Gründe der transcend. Aesthetik, nachdem er sie durch eine oft wiederholte Vergleichung mit den übrigen Theilen des Systems verstanden hat, vollkommen befriediget haben; aber er ist eben so sehr überzeugt, dass er den Sinn dieser Gründe noch itzt nicht gefasst haben würde, wenn er vorher ein entschiedener Anhänger Lockes oder Leibnitzens gewesen, und die zu jenen Gründen gehörigen Voraussetzungen nach dem Sinne seines Systems gedacht hätte.

In der *transscendentalen Analytik* ist der *dritte Abschnitt* des Leitfadens der Entdeckung aller reinen Verstandesbegriffe durch merkwürdige Betrachtungen über die Tafel der Categorien, aus denen sich aber hier kein Auszug machen läfst, bereichert worden. Man hat bald unter diesen Betrachtungen, bald aber in der darauffolgenden *Deduction der Categorien*, den Beweis vermifst: „Dass es nur *zwölf*, und gerade nur die *aufgestellten* Categorien geben könne." Allein dieser Beweis hätte nach unserm Dafürhalten unmittelbar für die *Formen*, und folglich für die Tafel, *der Urtheile* gegeben werden müssen. So lange diese Formen, ihrer Zahl sowohl, als ihrer Beschaffenheit nach, als ein blosses Factum aufgestellt sind; so lange ist die Ueberzeugung, dass die Tafel derselben erschöpfend und dabey nicht überzählig sey, unmöglich; eine Ueberzeugung, die zum Zweck der Kritik schlechterdings unentbehrlich ist, den wesentlichsten Punct der transcendentalen Analytik betrifft, und folglich nicht etwa erst beym Aufstellen des Systems der Metaphysik sich nachholen läfst.

In der *Deduction der Categorien* ist dasjenige, was in der *ersten Auflage* über die Eintheilung der Vermögen, welche die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung zunächst enthalten, nämlich *Sinn, Einbildungskraft* und *Apperception* gesagt wurde, gröfstentheils, und sind die Abhandlungen von der *Synthesis der Apprehension*, der *Reproduction in der Einbildungskraft* und der *Recognition im Begriffe* ganz der Kürze aufgeopfert, und die Categorien als Formen der objectiven Verknüpfung sinnlicher Anschauungen aus ihrer Unentbehrlichkeit in dieser Eigenschaft zur durchgängigen *Einheit des Selbstbewusstseyns* erwiesen worden. Diese Entwickelung hat unstreitig durch eine gröfsere Ausführlichkeit in Rücksicht auf ihre Hauptmomente, die in besondern §§. mit besondern Ueberschriften aufgestellt sind, beträchtlich gewonnen. Sollte sich aber aus dem Grundsatze der *Einheit der Apperception* die Unentbehrlichkeit vorherbestimmter Verknüpfungsarten der Verstandesbegriffe nicht eben sowohl, als der sinnlichen Anschauungen, und folglich die Priorität der *Formen der Ideen* nicht eben so gut, als der *Categorien* erweisen lassen? Freylich ist das *Eigenthümliche* der Categorien bey der Kantischen Deduction *durch ihre Beziehung* auf sinnliche Anschauung des innern und äussern Sinnes, *durch diese* auf Erscheinung, *durch diese* auf Erfahrung, vortrefflich charakterisirt; aber gewiss auch nur für diejenigen, welche mit dem Vf., was er bey dem unerörtert zum Grunde gelegten Begriffe der Erfahrung und bey seiner Erörterung der sinnlichen Vorstellung *voraussetzt*, gleich denken.

An den Veränderungen, welche bey der N. A. in der Darstellung der Beweise von den *Grundsätzen des reinen Verstandes* vorgenommen sind, ist uns die glückliche Bemühung, derselben gröfsere Evidenz zu geben, vorzüglich aufgefallen. Gleichwohl halten wir auch in dieser neuen (und jeder andern möglichen Darstellung) diese Beweise zwar für nützliche, und wie sie hier gegeben sind, meisterhafte *Erörterungen*, aber für keine eigentlichen *Beweise* jener *Grundsätze*, die uns als solche, eines Beweises, der nicht etwa, aber ganz in anderer Rücksicht, schon in der transc. Aesthetik und in der Deduction der Categorien gegeben wäre, weder fähig noch bedürftig scheinen. Denn ist einmal von Raum und *Zeit* erwiesen, dass sie die Formen der sinnlichen Anschauungen, und von den *Categorien*, dass sie die Formen der Verknüpfung derselben sind, durch welche die *empirischen* Anschauungen zur Erfahrung erhoben werden; wie denn dieses das Hauptgeschäft der transcendentalen Aesthetik und der Deduction der Categorien ist; so folgt unmittelbar daraus, dass die Formen der Anschauungen durch die Formen der Begriffe bestimmt, oder die *Schemate*, nothwendige und allgemeine Merkmale der Objecte seyn müssen, in wiefern dieselben eine *Erfahrung* ausmachen. Die Grundsätze des reinen Verstandes sind auch in der That nichts anders, als *Urtheile*, durch welche die *Schemate* als Merkmale (Prädicate) der Objecte der Erfahrung *ausgedrückt* sind. Als Beweis hingegen kann die Ableitung dieser Grundsätze aus der *a priori erkennbaren Form der Erfahrung* dem Vorwurfe eines *Cirkels* nicht entgehen, indem in jene Form der Erfahrung, wie sie bey diesem Beweise angenommen werden müfste, schon die Form der sinnlichen Vorstellung und der Begriffe im Kantischen Sinne hineingelegt werden müfste. So beginnt auch wirklich der Beweis von dem *Axiome der Anschauung*: S. 202. N. A. „Alle Erscheinungen enthalten der Form nach eine Anschauung in Raum und Zeit, welche ihnen insgesamt a priori zum Grunde liegt." etc.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 18. Februar 1791.

PHILOSOPHIE.

RIGA, b. Hartknoch: *Kritik der reinen Vernunft*, von *Immanuel Kant*, etc.

(Beschluss der im vor. St. abgebrochenen Recension.)

Die übrigen merkwürdigeren Veränderungen der neuen Ausgabe betreffen blos das *erste Hauptstück des II. B. der transc. Dialektik von den Paralogismen der reinen Vernunft*, das in Rücksicht der Darstellung durch mehreres Zusammenrücken, kürzeren und bestimmteren Ausdruck der Hauptmomente, und Weglassung einiger zwar lehrreichen, aber entbehrlichen Entwickelungen, fast ganz umgearbeitet ist.

Durch die *transcendentale Dialektik* ist es unserer Ueberzeugung nach unwidersprechlich erwiesen, dass die Uebertragung der Prädicate, wodurch wir unsere Seele als *Noumenon* denken, auf diese Seele als ein *Ding an sich* nur durch *Paralogismen* möglich sey, dass die Uebertragung der Prädicate, durch welche die Erscheinungen als eine absolute Totalität gedacht werden, auf die als ein Ding an sich angenommene Natur *Antinomien*, oder gerade herausgesagt, unvermeidliche *Widersprüche*, erzeugen müsse, dass die Uebertragung der Prädicate, durch welche das *Ideal* des allerrealsten Wesens gedacht wird, auf ein Ding an sich nur durch Verwechselung des Noumenons mit dem Dinge an sich geschehen könne, und dass folglich die theoretische Vernunft durch *keine Eigenthümlichkeit ihrer Natur* berechtiget sey, das Gebiet unserer Erkenntniss über die Sinnenwelt auszudehnen. Allein wenn es nicht erwiesen ist, *dass durch keine Idee ein Ding an sich als ein solches nicht nur* (wie in der Kritik geschehen ist,) *vorgestellt werde, sondern* (wie *nur* aus der Natur der Idee, in wiefern sie blosse Vorstellung ist, sich erweisen läst,) *auch nicht vorgestellt werden könne;* dann ist freylich nur die *Grundlosigkeit* nicht die *Unmöglichkeit* der Uebertragung der Formen der Ideen auf Dinge an sich, und zwar nur aus den Eigenthümlichkeiten der theoretischen Vernunft als einer solchen dargethan. Es bliebe dann insofern jedermann unbenommen, den Grund zu einer solchen Uebertragung ausserhalb jenen Eigenthümlichkeiten für möglich zu halten, und wohl gar aufzusuchen. Es würden sich auch bald *kritische* Philosophen finden, welche jenen Grund in der *praktischen* Vernunft entdeckt zu haben glauben. Aber die Folge dieses Grundes wird dann bey der vorausgesetzten *Nichtunmöglichkeit* der Vorstellung des Dinges an sich nicht mehr der *Kantische Vernunftglauben*, welcher der Gottheit die Merkmale, durch die er sie denkt, nur in Beziehung auf unsere Vernunft beylegt, sondern eine *neue Art von Erkenntniss* seyn, wobey jene Merkmale der Gottheit als *Dinge an sich* zukämen, und wir werden einen *neuen dogmatischen Theismus* mit den Schwierigkeiten des *Alten* haben. Es würden sich *kritische* Philosophen finden, die jenen Grund in den *Erscheinungen* entdeckt zu haben glauben, deren Wirklichkeit ihnen die Wirklichkeit des Dinges an sich verbürgt. Durch die Kritik der reinen Vernunft gewarnt, würden sie weder die Form der *psychologischen Idee* auf das vorstellende *endliche Ich*, noch die Formen der *Kosmologischen* Ideen auf den Inbegriff *der Erscheinungen* als Dingen an sich, noch die Form der *theologischen Idee* auf ein von dem endlichen Naturganzen und dem *Ich* unterschiedenes *Ding an sich*, welches *Gott* hiesse, übertragen; dafür aber die Form der Idee überhaupt, oder die *unbedingte Einheit* und die drey besondern Formen der Ideen, nämlich des *absoluten Subjects*, der *absoluten Ursache* und der *absoluten Gemeinschaft* für Merkmale des *wirklichen Dinges an sich* annehmen, das dadurch zur *einzigen*, *unendlichen*, *allesbefassenden Substanz* würde; und wir werden einen neuen, und zwar *Kantisch - spinozistischen Atheismus*, haben. Es würden sich *kritische* Philosophen einfinden, welche jenen Grund in der übernatürlichen *Offenbarung* entdeckt zu haben glauben, und wir werden einen neuen *Kantisch - philosophischen Supernaturalismus* haben. Es würden sich endlich kritische Philosophen finden, die, indem sie die durch praktische Vernunft mögliche objective Realität der Ideen, mit der Uebertragung ihrer Form auf Dinge an sich verwechseln, und entweder die eine oder die andere für unhaltbar ansehen, eine in jeder Rücksicht absolute Grundlosigkeit des Gebrauchs der Ideen ausser dem Gebiet der Erfahrung behaupten, und uns einen *neuen dogmatisch - kritischen Skepticismus* geben dürften; der wenigstens in den Augen des Rec. dadurch nichts vor dem *alten* voraus hat, dass er sich nur über das Gebiet der Moral und Religion verbreitet.

So lange es nicht ausgemacht ist, dass die *Form der Vorstellung überhaupt*, und *folglich* auch die Form der *Idee* (die unbedingte Einheit) dem *Dinge an sich nicht ohne Widerspruch* beygelegt werden könne, so lange wird auch der *Grund* von der Form der Idee in dem durch sie für *vorstellbar* gehaltenen *Dinge an sich* aufgesucht und gefunden werden; der *Spinozismus* wird, wie bisher, unter allen möglichen das consequenteste System seyn, und die *Handlung*, durch welche unbedingte Einheit in *unserm Bewusstseyn* gedacht wird, wird für eine Handlung des Dinges an sich, und zwar der Einzigen unendlichen Substanz, angesehen werden müssen; die dann *als solche* allein *praktische*, in ihren *Accidenzen*, oder aber den endlichen Wesen, in welchen sie als *vorstellend*

stellend erscheint, nur *theoretische Vernunft* äussert. Für die Menschen giebt es dann auch beym Wollen keinen andern als theoretischen Vernunftgebrauch, und der *Satz des Widerspruchs* ist der *erste Grundsatz der Moral*, wenn man anders die Wissenschaft des durch Vernunft theoretisch bestimmten Wollens *Moral* nennen kann. Auch wird die Vorstellung, und folglich jede Erkenntnifs, nie *Grund*, immer nur *Folge* eines *Entstehens* seyn, und die Verbesserung der Wissenschaften keinen *reellen* Einfluss auf Verbesserung der Gesetzgebung, Staatsverfassung, Wohl der Menschheit haben, sondern höchstens nur dieselbe begleiten können, wenn sie beide durch eine und ebendieselbe *Naturnothwendigkeit* herbeygeführt werden.

Rec. ist völlig überzeugt, dafs die Elemente der kritischen Philosophie auf keinem andern Wege, als den die Kritik der reinen Vernunft eingeschlagen hat, entdekt werden konnten, dafs der Stifter der kritischen Philosophie vermöge des *analytischen* Ganges, an den die philosophirende Vernunft bey ihren Fortschritten gebunden ist, die wissenschaftlichen Prämissen seiner Elementarlehre nur voraussetzen, nicht aufstellen konnte, und dafs jede künftige *Entdeckung* der *letzten* und höchsten Gründe unmöglich gewesen wäre, wenn *Er* nicht die *Nächsten* gefunden hätte. Allein so wie Rec. dies wiederholte öffentliche Geständnifs dem unsterblichen Verdienste dieses grosen Mannes schuldig zu seyn glaubt, eben so hält er sich durch das Interesse der Wissenschaft nicht weniger verpflichtet, die Freunde der kritischen Philosophie zu erinnern, dafs alle Erläuterung sowohl als Benutzung Kantischer Philosopheme eben so sehr, wie diese Philosopheme selbst, misverstanden werden, und dafs jede Widerlegung der Gegner, durch alles, was in der Kr. d. r. V. erwiesen ist, so lange vergeblich seyn *müsse*, als nicht die *Voraussetzungen*, *die demjenigen*, *was bey dem Fundamente des Kantischen Systems als ausgemacht angenommen ist*, *zum Grunde liegen*, entdeckt, entwickelt, und bis auf die letzten Gründe zurückgeführt sind. So lange die Freunde eben so wenig über die ersten Grundsätze der Lehre, die sie vertheidigen, als die Gegner über die Gründe, die sie derselben entgegensetzen, einig sind: so lange wird durch das, durch lauter Misverstand veranlafste und unterhaltene Streiten, zwischen *Kantianern* und *Antikantianern*, dessen die Zuschauer doch auch wohl endlich müde werden dürften, viel Zeit und Geisteskraft verloren; aber eben so wenig für die *neue Philosophie* als für die *alte* etwas gewonnen werden.

Berlin, b. Meyer: *Skolien oder Fragmente der Philosophie und der Critik*, von *J. Ascher*. *Erster Theil*. 1790. 200 S. 8. (12 gr.)

Diese Schrift ist ästhetischen Inhalts, und hat zum hauptsächlichen Zweck, die Gründe desjenigen Vergnügens ausfindig zu machen, welches von dem Erhabenen, Grosen, Edeln und Schönen entsteht. Die Abhandlungen selbst, deren 18 sind, und welche untereinander zusammenhängen, verrathen durchgehends einen Vf., der über die Materie gedacht hat, und mit vielen schönen Kunstwerken bekannt ist. Der Stil ist an den mehresten Stellen lebhaft und schön, und die grose Menge von geschickt eingewebten Beyspielen und mannichfaltigen Berufungen auf bekannte Werke der Kunst, machen das ganze Buch unterhaltend und anziehend, wenn man auch die Theorie, aus welcher der Vf. die Erscheinungen erklärt, nicht billigen, und wenn man gleich die mehresten Bemerkungen nicht neu finden sollte. Was der Vf. vom X — XIIIten Abschnitte vom Erhabenen, Grossen, Wunderbaren etc. sagt, ist gut und wahr, ob es gleich die Sache nicht erschöpft. Auch die Ausdrücke *Bewundern*, *Verwundern*, *Erstaunen* etc. scheinen dem Rec. gut bestimmt zu seyn. Der Vf. theilt S. 90. alle angenehme Bewegungen in ergötzende, erquickende und belustigende. Die Ursachen der ersteren sind *grosse*; der zweyten *schöne*; der dritten *kleine* Gegenstände. „Eine Kette von „Gebirgen, ein weitläufiges Meer, das von Schiffen belebt wird: Machtsprüche, die der Vorstellung, von der „sie kommen, entsprechen, versehen uns mit einer Bewegung, die uns ergötzt." S. 91 u. 92. sucht er die Modificationen der ergötzenden Bewegungen auf: „Wenn „einer von des Leonidas Mannschaft bey dem Gerüchte „von der zahlreichen persischen Armee und von der unzählbaren Menge ihrer Waffen, die selbst das Licht der „Sonne verdunkeln, ausruft: Wolan! so werden wir „im Schatten fechten; so stellen wir uns das spartanische „Heer vor, das dieser unzählbaren Menge widerstehen „soll. Unsre Phantasie bildet sich die Idee ihrer Herzhaftigkeit und ihres unerschrockenen Muthes. Wir können ihre grose Tapferkeit nicht überdenken. Hier „gerathen wir in Ehrfurcht, wir *bewundern*. — Wenn „Themistokles einem Seriphier, der ihm vorwarf, dafs „er seinen Ruhm nur seinem Vaterlande zu verdanken „hätte, zuruft: Recht! Aber du würdest weder als Athenienser, noch ich als Seriphier berühmt worden seyn: „so machen wir uns eine Vorstellung von dem stolzen „und zugleich edeln Themistokles. Wir stellen uns vor, „wie gerührt er durch diesen Vorwurf war, und wie er „ihm durch einen grosen Gedanken zu begegnen und zu „verdrängen suchte. Wir *verwundern* uns über seine Grösse, wir *erstaunen*. Wenn aber die Mutter des Coriolan, „der Rom mit einem Heere belagerte, mit diesen Worten „zu ihr ins Lager tritt: Ich mag keine Umarmung, bevor ich nicht weiss, ob ich zu einem Feinde oder zu einem Sohne komme: so *schätzen* wir eine solche Mutter etc. Sie flösst uns eine *Hochachtung* ein etc. Beym „ersten Falle ist es das Erhabene, beym zweyten ist es „das Grose, und bey der dritten ist es das Edle, das uns „ergötzt." Man kann diese Stelle zugleich als einen Beweis von der Manier des Vf. ansehen.

Was den Hauptgrundsatz des Vf., nemlich denjenigen, wodurch er den Ursprung des Vergnügens erklären will, betrifft, so möchte dieser wohl am wenigsten Stich halten. Ueberhaupt ist der metaphysische Theil der Abhandlungen der schwächste. Daher stechen die ersten sieben Abschnitte gegen die übrigen ausserordentlich ab. Sie sind voll dunkler, subtiler und falscher Stellen, meistentheils trocken und unfruchtbar. Zur Bestätigung dieses Urtheils wollen wir nur einige Stellen erwähnen. Dunkel und unfruchtbar ist die Erklärung von *Sittlich* S. 24., worauf der Vf. so viel bauet, und woraus nicht leicht jemand klug werden wird. Gleichen Tadel verdient das,

was

was S. 23, 28 — 30, 44, 45. etc. gesagt wird. Wir können unmöglich die Stellen selbst abschreiben, da sie zu vielen Raum wegnehmen würden. Um aber doch auch unser Urtheil in etwas zu rechtfertigen, wollen wir den Punct herausheben, auf welchen sich die ganze Theorie des Vf. stützt, und der die Entstehung des Vergnügens betrifft. Nachdem er nemlich S. 54 etc. die Meynung derer, welche alles Vergnügen von der Thätigkeit der Seele ableiten wollen, kritisirt und unzureichend befunden hat, so giebt er, wie er meynt, einen bessern Grund S. 57. an: „Ich suche die eigentliche Quelle aller unsrer Vergnügungen in der *Bestimmung* unsrer Seele. „Dies ist ein Zustand, durch welchen wir den Zweck der „Dinge oder unsrer Handlungen erkennen und empfinden." Wie dunkel und höchst unbestimmt ist der Ausdruck *Bestimmung der Seele*? Die Erklärung S. 63., dass sie „ein Resultat der Wirksamkeit der Seelenkräfte und „des Einflusses der Gegenstände auf sie sey," macht sie nicht verständlicher. Und dann, wenn man den Sinn gefasst hat, so wie er aus dem Ganzen erhellet, dass es nemlich die Folge davon seyn soll, wenn eine Kraft an einem Gegenstande Gelegenheit findet, sich nach ihren Gesetzen zu äussern, und ihre Bestimmung zu erreichen; so sieht man leicht ein, dass die Behauptung ganz falsch ist, und einen viel zu weiten Raum einschliesst. Ueberhaupt taugt die Methode nichts, nach der sich der Vf. bemüht, die Quellen der Lust und Unlust ausfindig zu machen. Er versucht dieses nemlich, wie mehrere seiner Vorgänger, a priori, und muss daher auf ungegründete Hypothesen verfallen, die jeder wieder verwirft, der eine neue Untersuchung über diese Gegenstände anstellt. Eben so unfruchtbar und dunkel ist das, was S. 27. gesagt wird: „Jede Modification erregt in uns Vergnügen, „die mit unsern Kräften im Verhältnisse steht; allein „Schmerz, wenn dieses Verhältniss nicht statt findet." Da hier nicht einmal bestimmt ist, was dieses für ein Verhältniss seyn müsse; denn es giebt ja deren unendlich viele, aus denen weder Lust noch Unlust entspringt, so ist dieses so viel als nichts gesagt. Der Schmerz entsteht ja ebenfalls von einer Modification die mit unsern Kräften im Verhältnisse steht; jede Erkenntniss und jedes Bewusstseyn einer Sache entsteht daher. Die *Baumgartensche* Definition der Schönheit wird S. 172 ohne Grund in Schutz genommen; denn sie ist ein blosses metaphysisches Merkmal derselben, und ist viel zu weit, weil sie auf jeden Gegenstand überhaupt bezogen werden kann.

Halle, b. Hemmerde und Schwetschke: *Handbuch der Moral für den Bürgerstand*, von D. *Carl Friedrich Bahrdt*. 1789. 333 S. (20 gr.) Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1791. 8. (16 gr.)

Zufälligerweise hat sich die Anzeige und Recension dieses Buchs so lange verzögert, dass bereits eine zweite und veränderte Ausgabe davon erschienen ist. Ein Umstand, der wenigstens so viel beweist, dass das Publicum von einem solchen Buche dieses Vf. keine geringen Erwartungen gehegt hat. Merkwürdig ist es selbst durch die Situation, worinn es geschrieben worden. *Bahrdt* schrieb es während seiner Gefangenschaft in Magdeburg, und eine Zeit von wenigen Wochen war ihm hinreichend, ein Werk zu vollenden, wozu ein gemeineres Talent wenigstens so viel Monathe gebraucht hätte, um es so zu liefern, wie es nun geworden ist, und worauf ein eben so fähiger Schriftsteller, der aber minder eilfertig seyn musste, ungleich mehr Zeit verwendet haben würde, um es seiner grossen Bestimmung noch näher zu bringen, als er ihr wirklich gekommen ist. Den Inhalt und Zweck des Buchs enthält sogleich die Anrede an seine Mitbürger, womit das Buch anhebt: „Ich „übergebe euch hier, liebe Mitbürger, ein Buch, das „ganz für euch und euren Stand gearbeitet ist, und wel„ches den wichtigen Zweck hat, euch theils eine voll„ständige und befriedigende Anweisung zu geben, wie „ein Bürger in seinem Stande ein recht glücklicher und „zufriedener Mensch werden kann, (welches im ersten Theile geschieht.) „theils euch insonderheit zu beleh„ren, wie ihr diese eure Glückseligkeit in allen euren „bürgerlichen Verhältnissen, Verbindungen, Geschäff„ten und Situationen zu eurem beständigen Augenmerk „machen, und was ihr in jedem einzelnen Falle eures „bürgerlichen Lebens thun müsset, um sie zu erhalten, „und für welche Gesinnungen, Gewohnheiten, Verir„rungen und Fehltritte ihr euch hüten müsset, um sie „nicht zu verscherzen," (welches den zweiten Theil ausmacht.) Dieser Ankündigung entspricht das Buch. Es behandelt daher hauptsächlich folgende Gegenstände: *Erster Theil.* Natur und Würdigung des Bürgerstandes; Glückseligkeit als das Ziel des bürgerlichen Lebens; Unentbehrlichkeit der Verstandesbildung für den Bürger; wie ein Mensch zur Wahrheit und Gewissheit gelangen kann; Inbegriff der nöthigen Kenntnisse für den Bürger, Religion, Weltkenntniss, Geschäfftskenntniss — Bildung des Herzens überhaupt; Menschenliebe, Heilighaltung der wechseitigen Rechte der Menschheit; Bildung des bürgerlichen Charakters insonderheit. *2ter Th.* Religionsübungen des Bürgers; Verhalten d. B. gegen den Staat und gegen die Obrigkeit des Orts; Oekonomie; Metier, Gerechtsame, Umgang; Klugheit des Bürgers gegen Feinde und durch Fehler lästige Mitbürger; bürgerliche Ergötzlichkeiten, Ehestand und Erziehung. — Die praktischen Begriffe und Grundsätze, die Hr. B. darin verbreitet, die Beweggründe, die er gebraucht, die Sprache, die er führt, die Seite, von welcher er moralische Vorschriften darstellt, diess alles kennt das Publikum, das solche Schriften liest, schon aus seinen frühern Arbeiten, und vornehmlich aus dem in mancher Rücksicht vortrefflichem *System der moralischen Religion*, das es von ihm besitzt. Alle die Vorzüge, aber auch die eignen Mängel, welche die eben genannte Schrift auszeichnen, sind ihr mit dieser *Bürgermoral* gemein. Wer überzeugt ist, dass selbst das raffinirteste Streben nach Genuss etwas ganz anderes ist, als die reine Gesinnung eines tugendhaften Menschen, und dass Handlungen, die lediglich aus dieser Quelle fliessen, eben darum des Charakters und höchsten Werthes tugendhafter Handlungen entbehren, der kann nicht einräumen, dass diese Glückseligkeitslehre die Stelle einer ächten Tugendlehre vertrete. Demohnerachtet wird er dem Vf. ein anderes, aber jenem untergeordnetes Verdienst zugestehen, dass er nämlich in die-

sem Buche alles gethan hat, was seine Menschenkenntniss, Witz, Scharfsinn und Beredtsamkeit vermochten, um das System der natürlichen, sinnlichen Neigungen des Menschen in der schönsten Harmonie mit seinem höchsten Zweck, der in einer reinen uneigennützigen und gemeinnützigen Denkungsart besteht, zu zeigen, und durch die Ueberzeugung von der Zusammenstimmung dessen, was den Menschen *veredelt*, mit demjenigen, was ihn *beglückt*, manches schädliche Vorurtheil gegen den Inhalt der Pflicht, zu widerlegen, den sinnlichen Menschen selbst durch Sinnlichkeit zu cultiviren, und in eine solche Lebensart einzuleiten, wodurch ihm, sobald seine moralische Kraft belebt und ausgebildet worden, die Aeusserung derselben merklich erleichtert wird. Auf diese Art kann der eine solche moralisch modificirte Glückseligkeitslehre die Tugend selbst mittelbarerweise befördern, deren Wesen sie nicht entwickelt, indem sie den *äussern* Mechanismus der Pflicht durch fremde Antriebe befördert. — Gedanken und Sprache des Buchs sind von der Art, dass nur der durch Lectüre etwas gebildete Theil des Bürgerstandes dasselbe verstehen und benutzen kann; für diesen kann es aber in der That sehr nützlich werden, weil es über die wichtigsten Verhältnisse des menschlichen und bürgerlichen Lebens die heilsamsten und bestimmtesten Rathschläge ertheilt. Lehrer des Bürgerstandes kann besonders der zweite Theil auf manchen wichtigen und bisher meist vernachlässigten Theil des moralischen Unterrichts für diese grosse Menschenklasse aufmerksam machen; ihnen liegt es ob, das unächte Princip von mancher trefflichen Vorschrift gegen einen edler motivirten Grundsatz umzutauschen, die hin und wieder vorkommende Schul- und Büchersprache, wie auch ausländische Wörter, in eine gemeinfassliche und durchaus rein deutsche Sprache zu übersetzen, und besonders alles den bestimmtesten Verhältnissen, Lagen, Fähigkeiten und Einsichten ihrer Zuhörer noch näher anzupassen, als es in einer Schrift für das Publicum geschehen konnte. So zweifeln wir gar nicht, dass auch diese Schrift eines in vielen Rücksichten für sein Zeitalter merkwürdigen und wohlthätigen Mannes zu Verbreitung nützlicher Einsichten und zur Cultur der Menschheit das Ihrige beytragen, und neben so manchen andern kürzlich erschienenen Volksbüchern seinen vorzüglichen Rang behaupten werde. Die *zweite Ausgabe* ist durch mehrere Abkürzungen des hin und wieder etwas weitschweifigen Vortrags und durch Herabsetzung des Preises noch gemeinnütziger geworden, als das Buch in seiner ersten Gestalt schon war.

Salzburg, b. Mayer: *Philosophische Abhandlungen über verschiedene wichtige Gegenstände*, von Mercier, dem Verfasser des Werks: das Jahr zweitausend vierhundert und vierzig. Aus dem Französischen übersetzt. I. B. 230 Seiten. II. B. 391 S. in 8. 1788. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wer seinen Lesern zumuthen kann, zu errathen, was *gerechte Geister* (I, S. 116,) oder *grossmüthige Wissenschaften* (S. 119) seyn sollen, wer sich an mehr als einem Orte die buchstäbliche Dolmetschung: *„in die einzelnen Umstände herabsteigen"* erlaubt, der hätte es wirklich nicht wagen sollen, eine philosophische Schrift von Mercier zu übersetzen. Wie will er, der nicht einmal das Allgemeine verständlich überzutragen weiss, Ersatz für Eigenthümlichkeiten leisten können? Man darf gar nicht viel von dieser Uebersetzung lesen, um zu sehen, dass man eine solche Foderung fallen lassen muss. Zufrieden würde man seyn, wenn sie nur nicht durch undeutsche Wendungen ohne Zahl, durch Vernachlässigung des Ausdrucks, (wie z. B. S. 35 *„der entsetzliche Unterschied* zwischen den Menschen,") durch „ey!" u. dgl. m. beleidigte. Bleibt doch ohnehin noch manche Berichtigung von mehr Erheblichkeit übrig; wofern man nicht etwa z. B. *Menschlichkeit* für Menschheit gelten lassen will!

LANDKARTEN.

Grätz, b. Müller, *Unterkärnten, oder Klagenfurter Kreis*, entworfen und gezeichnet von *Joseph Karl Kindermann*, gestochen zu Wien von *Christoph Junker*, 1790. (1 Rthlr.) In No. 389 des vor. J. der A. L. Z. haben wir nicht allein eine Nachricht von dem aus 12 Karten bestehenden Atlas von *Innerösterreich* gegeben, sondern auch zugleich die zuerst erschienene Karte vom Grätzer Kreis, welche dem Publicum zugleich als ein Muster vorgelegt worden, aus welchem es die Ausführung dieses Unternehmens ersehen sollte, beurtheilt. Gegenwärtig erscheint die zwote Karte No. 7, welche den Klagenfurter Kreis abbildet, in eben der Art und Grösse, als die erste vom Verfasser und Kupferstecher bearbeitet ist. Der längste Durchschnitt dieses Kreises ist 14½ geographische Meilen, jede zu 3910 Wiener Klafter gerechnet. Flächeninhalt 92½ Qu. Meilen. Nach der letzten Zählung im J. 1788 wurden in seinem Umfange 177,475 Seelen, also auf jeder Qu. Meile 1918 Einwohner gefunden; diese sind in 522 Gemeinden eingetheilt; darunter sind 9 Städte und 14 Märkte. Aus der westlichen grössern Hälfte des Klagenfurter Kreises (sammt dem ganzen Villacher Kreise) besteht das Bisthum Gurk, und aus der östlichen kleinern Hälfte (sammt dem ganzen Cillierkreise) das Bisthum Lavant. In der Gurkischen Diöces des Klagenfurter Kreises befinden sich 1 Dohmpfarre, 7 Dechanteyen und 93 Pfarreyen und Vicariate; in der Lavantischen Diöces, eine Dompfarre, 4 Dechanteyen und 53 Pfarreyen und Vicariate ausser verschiedenen Localcaplaneyen und Kuratien. Von beiden Diöcesen sind die Grenzen angegeben. Ferner finden sich 4 Commenthureyen, und 6 geistliche Stifter. Nach der oben erwähnten Zählung traf man 427 der evangelisch lutherischen Lehre zugethane Einwohner, welche 2 Bethäuser besitzen. Der ganze Kreis bestehet abwechselnd aus hohen und mittelmässigen Gebirgen, die sämmtlich auf der Karte im Grundriss angegeben sind. 1788 wurden der fruchtbringenden Gründe 732,121½ Joche gezählet, worunter sich viele Fichtenwaldungen, (die leider aber nicht bezeichnet worden sind,) weniger Wiesewachs und Getraideboden befanden. Das rechterhand angebrachte Verzeichniss giebt 1 Silberbergwerk, 1 Kupferbergwerk, 5 Bleybergwerke, 1 Bleyhochofen, 4 Eisenbergwerke, 15 Flossöfen, 38 Wallisch-Streck-Stahl- und Schwarzblech-Hammerwerke, nebst vielem Zämhämmern, Sensen-Pfannen-Hacken-Nagelschmieden, einige Drathzüge, 1 Gewehrfabrik, 2 Marmorbrüche, 2 Steinkohlenbrüche, 1 Torfbruch, 1 Salzanbruch, 2 Bäder und 6 Sauerbrunnen an, deren Lagen auf der Karte alle recht gut zu finden sind. Auch die Grenzen zwischen der deutschen und windischen Sprache sind hier angebracht worden. In der nördlichern grössern Hälfte wird die erste, und in der südlichen kleinern Hälfte die letztere gesprochen. Mathematisch bestimmte Standpuncte giebt es in diesem Kreise nicht; sonst ist noch ein Maasstab von zwey Strassenmeilen jede zu 4000 Klafter beygesetzt. Es ist zu beklagen, dass die einzelnen Karten dieses vortreflichen Atlasses so sparsam erscheinen. Wenn der Hr. Verleger so fortfährt, werden wenigstens zu der Beendigung desselben zwölf Jahre erfodert.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 19. Februar 1791.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, in der k. Buchdruckerey: *Journal historique du Voyage* de M. *Lesseps*, Consul de France, employé dans l'expédition de M. le Comte de la Pérouse en qualité d'interpréte du Roi; *depuis l'instant, où il a quitté les frégates Françoises au port St. Pierre et St. Paul du Kamtschatka, jusqu'à son arrivée en France.* 1790. I B. 280 S. II B. 380 S. mit einigen Karten.

Hrn. Lesseps hat wahrscheinlich ein sonderbarer Glücksfall von allen auf den französischen Fregatten Astrolabe und Boussole eingeschifft gewesenen Menschen *allein* am Leben erhalten; denn nach einer bangen Erwartung von mehr als zwey Jahren ist alle Hofnung fast verschwunden, den Grafen de la Pérouse von seiner so gut concertirten Entdeckungsreise zurückkehren zu sehen. Die edelsten, uneigennützigsten Bemühungen der Menschen, deren Zweck das Wohl der gesammten Gattung ist, haben also vor dem rhadamantischen Stuhl des Schicksals nichts mehr und nichts weniger von Schutz und Obhut zu hoffen, als jene verwegenen Unternehmungen der Herrschsucht und der Begierde nach Reichthum, die man jetzt gelingen, und jetzt nach unerforschlichen Gesetzen scheitern sieht! Am 29sten September 1787 empfing der Vf. aus den Händen des vorhingenannten Befehlshabers die Depeschen, die er über Land nach Frankreich bringen sollte, und am folgenden Morgen segelten die beiden Fregatten aus dem Hafen St. Peter und St. Paul in Kamtschatka. Diese Depeschen enthielten vermuthlich eine Abschrift des Journals der ganzen bis dahin zurückgelegten Reise, und dieses Journal ist auch wohl alles, was wir einst von den Bemühungen der französischen Entdecker zu sehen bekommen werden. Sie gingen von Kamtschatka wieder südwärts, wo der Befehlshaber des zweyten Schiffs, Hr. Vicomte de Langle in einem Handgemenge mit den Einwohnern der von Bougainville entdeckten *isles des Navigateurs* das Leben verlor. Hierauf liefen sie in Botanybay an der Ostküste von Neu-Holland ein, wo die englische Transportflotte mit den zur Niederlassung bestimmten Delinquenten einen Tag zuvor angekommen war — und nachdem sie diesen Hafen wieder verlassen hatten, ist weiter nichts von ihnen gehört worden. Hr. L. hatte auf seiner Landreise mit Kälte, Hunger und Gefahren von aller Art zu kämpfen. Vor dem Ende des folgenden Januars konnte er wegen der stürmischen Witterung Bolscheretsk nicht verlassen. Unterwegs verlor er die meisten Hunde, die seine Schlitten zogen, weil es an Lebensmitteln fehlte. Er sahe sich endlich genöthigt seinen Freund den Gouverneur Kasloff am 18 März zurückzulassen, und die Reise um die beiden Meerbusen von Penschina und Ingiga allein bis Ochotsk fortzusetzen, wo er erst den 5 May eintreffen konnte. Auf dieser schrecklichen Schlittenfahrt kam er einmal an ein steiles Meerufer, wo nur noch von dem aufgebrochnen Eise ein zwey Fuss breiter, an einigen Stellen sogar ganz fehlender Eisrand fest am Felsen sass und auf einer Strecke von drey Viertelstunden der einzige Weg war, den er nehmen konnte. Zum Glück legte er ihn ohne andern Verlust als den eines Hundes zurück. Vom 6sten Jun. bis 17 October vollendete der Vf. die ungeheure Reise durch die ganze Breite unseres festen Landes, über Jakutsk, Irkutsk, Tobolsk, Kasan, Petersburg und Berlin nach Versailles. Seine Kenntniss der russischen Sprache gab ihm Gelegenheit, manche ausführliche Details über den Zustand der östlichsten Gegenden von Sibirien einzusammlen; die man hier nebst seinen eigenen Bemerkungen über die Kamtschadalen, Koriäken, Tschuktschen, Jakuten und Tungusen liest. So wenig Zeit ihm auch übrig blieb, sich auf der Reise umzusehen; so scheint er sie doch sehr gut genutzt zu haben, um diese verschiedenen, jedoch mehr oder weniger verwandten, Völkerschaften nach ihren unterscheidenden Merkmalen charakterisiren zu können. Was er von ihnen erzählt, stimmt sehr gut mit den Nachrichten der russischen Akademiker zusammen, und besonders freut man sich, fast überall unter diesen ungebildeten Völkern auf Beyspiele von regem Gefühl, von Gutmüthigkeit und sogar durch Nachdenken veredelter Herzensgüte zu stossen, die man sich nach den Aussprüchen neuerer Menschenforscher ausser den Gränzen von Deutschland nicht mehr zu erwarten getraute. Der Ton des Vf. ist bescheiden, und zugleich von allem überflüssigen Prunk entblösst; er erzählt die Begebenheiten seiner Reise schnell nach einander fort und erweckt überall Theilnahme und Aufmerksamkeit. Im ersten Bande findet man eine Karte von Kamtschatka, im zweyten eine von der ganzen Reiseroute. Das einzige Verzierungskupfer stellt die Ankunft einer Anzahl mit Hunden bespannter Schlitten in einem Kamtschatkischen Dorfe vor.

LEIPZIG b. Schneider: *Beschreibung des Banats, der Walachey, Moldau*, und *der Königreiche Servien und Bosnien*, aus den besten Schriftstellern gezogen. Ein Beytrag zur nähern Kenntniss des gegenwärtigen Kriegsschauplatzes. 1790. 8. 96 S. (4 gr.)

Griselini's Geschichte des Temeswarer Banats, Sulzers Geschichte des transalpinischen Daciens und Schiemecks Beschreibung von Bosnien und Rama sind hier nach

nach einem sehr verjüngten Maasstabe zum Grunde gelegt. Gut ist dieser Auszug zu einer leichten Uebersicht von dem *damaligen* Zustande dieser Länder, besonders von dem Banat und dessen Militärgränzen. Es fehlet aberviel daran, dass der Vf. den Leser in den *gegenwärtigen* Kriegsschauplatz hineingeführt hätte, da in der ganzen Beschreibung keiner der neuesten erheblichen Kriegsvorfälle nur einmal erwähnt, vielweniger örtlich erläutert worden ist. —

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Crusius: *Sächsische Geschichte*, mit synchronistischen und genealogischen Tabellen von *G. A. Scheppach*, 1790. 2 Theile zusammen 223 S. 8. (18 gr.)

Eine so auffallende und doch so verkappte Freybeuterey, wie sie sich hier Hr. *S.* vor den Augen des ganzen lesenden Publicums erlaubt, hat noch wenige Beyspiele vor sich. Rec. hatte schon einen grossen Theil dieses, in seiner Art eignen Products so gar der kleinern aufgefallenen Bedenklichkeiten ungeachtet, mit Wohlgefallen durchlesen, ohne es zu ahnden, dass er in einem ihm ganz bekannten Felde sey, bis ihm Sprache, Gedanke und Vorstellungsart wieder so geläufig wurden, dass er auf *die einzige Quelle*, aus welcher Hr. *S.* alles geschöpft hat, von selbst stossen musste. Mit einem Worte, unser Schriftsteller liefert, ohne dem Leser nur ein Wort davon zu sagen oder merken zu lassen, nichts — als des Hrn. Hofr. *Heinrichs Sächsische Geschichte* en Miniature, nach derselben Form und Zusammensetzung, mit denselben nur verkürzteren und mehr zusammengeschobenen, freylich auch oft misslungenen Zügen, doch aber mit so anhänglicher Treue an das Original, dass er grösstentheils dieselben Pinselstriche geführt, d. h. Hrn. Heinrichs Geschichte von Wort zu Wort abgeschrieben hat. Allerdings eine harte Beschuldigung, deren Beweis wir aber auf das strengste ausführen können, dass der Vf. am Ende desselben sich weder über Partheylichkeit und Vorliebe, noch über Härte und Machtspruch beklagen wird.

Der Plan des Hn. Sch. ist dem Plane des Hn. HR. Heinrichs gleich, selbst den Theilen, Abtheilungen und sogar den Ueberschriften nach; er geht von diesem nur darinn ab, dass er die Abtheilungen, welche die ältre und mittlere Geschichte von Sachsen, Thüringen und Meissen in sich fassen, jedesmal zusammengestellt, und in der letztern Abtheilung die Geschichte eines jeden einzelnen Herzoglichen Hauses Gothaischer Linie als eine besondre Unterabtheilung angenommen hat, — im Grunde nur Abweichungen, die den Plan des Hn. HR. H. zwar um etwas verrücken, aber in nichts abändern. In der Ausführung aller dieser Abtheilungen selbst ist Hr. *S.*, sowohl was Darstellung und Erzählung als Beurtheilung der Thatsachen betrift, seinem Vorgänger von Fuss zu Fuss gefolgt, und hat ihn sogar von Wort zu Wort abgeschrieben. Nur einige der wichtigsten Stellen zum Beweise:

Hr. Hofr. H. sagt von den alten Sachsen, S. 4:	Hr. Sch. S. 4:
Die Sachsen waren, wie alle deutsche Völker, ein tapfres unternehmendes Volk, das vornehmlich von Krieg und Beute lebte, jedoch auch mit Jagd und Viehzucht sich beschäftigte.	Die alten Sachsen waren, wie alle deutsche Völker, tapfer und unternehmend, lebten von Krieg und Beute und beschäftigten sich mit Jagd und Viehzucht.
Hr. H. S. 5:	Hr. Sch.
Da die alten Sachsen das Land nicht baueten und also an bestimmte Wohnplätze nicht gebunden waren, so lebten sie in einer grossen Freyheit und vielleicht waren sie unter allen Deutschen die hartnäckigsten Vertheidiger derselben.	Da sie in Horden herumzogen, nur der Jagd und Weide nachgiengen, ohne das Land zu bauen und an einen gewissen Grund und Boden nicht gebunden waren, so lebten sie in einer grossen Freyheit und vielleicht waren sie unter allen deutschen Völkern die hartnäckigsten Vertheidiger derselben.
Hr. H. S. 6.	Hr. Sch. ebendaselbst:
Ihr Staat wurde durch die Vornehmsten der Nation, das ist, welche sich durch Erfahrung und Tapferkeit das meiste Ansehen erworben hatten, regieret: doch hatte das Volk selbst dabey den grössten Antheil. Jene waren nur in geringern Privathändeln die Richter: wichtigere und allgemeine Angelegenheiten entschied die ganze versammlete Nation, wozu alle diejenigen gehörten, die im Stande waren, die Waffen zu führen.	Ihr Staat wurde durch die Vornehmsten der Nation, die sich durch Erfahrung und Tapferkeit das meiste Ansehen erworben hatten, regieret; doch hatte das Volk selbst dabey den grössten Antheil. Jene waren nur in geringern Privathändeln die Richter; wichtigere und allgemeine Angelegenheiten entschied die ganze versammlete Nation, wozu alle diejenigen gehörten, die im Stande waren, die Waffen zu führen.

Man vergleiche, um nicht bloss beym Anfange stehen zu bleiben, noch Sch. S. 61. mit H. 1 Th. S. 264. f. — Sch. S. 78. mit H. S. 336 — Sch. S. 117. mit H. 2 Th. S. 112. Wo sich freylich die Menge der Thatsachen drängt, wo mehrere Ursachen einwirken, die mit ihren Wirkungen entwickelt werden müssen, wo ein Blick auf die ganze Geschichte zur Darstellung des Gangs einer Begebenheit nach allen ihren nähern und entfernteren Triebfedern erfodert wird, wo es Kunst gewesen seyn würde, das alles, so wie es Hr. H. mit wahrem historischen Blick auszuführen weiss, in einer gedrängten leicht zu überschauenden Verbindung zusammen zu stellen — da verläst unser Vf. seinen Meister. Viele der wichtigsten Theile der Sächsischen Geschichte, die Geschichte Heinrichs des Löwen, die Geschichte der Reformation, des Churfürsten Johann Friedrichs des Grossmüthigen, Joh. Friedrichs des Mittlern, des Herzogs Bernhard haben dadurch unendlich verlohren. Hr. *S.* begnügt sich mit einer nackten Zusammenstellung der die Sächsische Geschichte zunächst angehenden Begebenheiten nach der einfachsten Erzählung, weiss aber diese aus dem Werke seines Vorgängers so meisterhaft herauszuheben, dass er bey allem Beschneiden und Ablösen doch immer der getreueste Copiste bleibt. Indessen ist er doch bey seinen Abkürzungen oft so unglücklich, dass der Leser, wenn er nicht Hrn. Heinrichs Geschichte befragen kann, mit vielen Stellen ganz andre Begriffe und Vorstellungen verbinden wird, als er soll. Nur einige Proben auch davon:

Hr.

Hr. Heinr. schreibt S. 6. von den Gottheiten der *Deutschen*:	Hr. Sch. S. 5. von den Gottheiten der *Sachsen*:
Nach Caesars Bericht verehrten die alten Deutschen die Sonne, den Mond und das Feuer und Tacitus giebt die Erde als eine gemeinschaftliche Gottheit der nördlichen Deutschen an. *Vermuthlich* sind dies auch Gottheiten der alten Sachsen gewesen. Unter allen sächsischen Göttern aber war keiner so berühmt, als ihr Kriegsgott Othin oder Wodan, welchen die Sachsen, als sie unter Karln dem Grosen das Christenthum annahmen, ausdrücklich abschwören mussten. — Für seine Gemalin hat man die Göttin Freya ausgegeben. — — Von dem bekannten Abgott der Sachsen, der Irmensul, hat man sehr verschiedene Meynungen. — — Die Sachsen hielten es für unanständig, ihre Götter in Mauren einzuschliessen oder ihnen die Gestalt eines Menschen zu geben.	Ihre Gottheiten waren: Sonne, Mond, Feuer, Erde, der Kriegsgott Othin oder Wodan; dessen Gemalin war *die Göttin Freya*, *Abgott Irmensul*. Sie hielten es für unanständig, ihre Götter in Mauern einzuschliessen, oder ihnen die Gestalt eines Menschen zu geben.

Die Bemerkung bey Seite gesetzt, dass hier Hr. *S.* alles, was nach Hrn. H. Geständniss nur muthmassliche Sache ist, für gleich klare Gewissheit ausgiebt, sollte man nicht glauben, dass er die Göttin Freya und den Abgott die Irmensul, für eine und dieselbe Gottheit hielt? Dass die Sachsen schon zu Diokletians und Maximians Zeiten mit ihren Kapereyen nicht nur die nördlichen Völker, sondern auch die Römer selbst in ihren Provinzen beunruhigt, dass die Römer ernsthafte Anstalten dagegen gemacht, die Sachsen hingegen gegen Ende des dritten Jahrhunderts auch diesseits der Elbe gegen die Schelde und den Rhein sich ausgebreitet haben, stellt er aus Hrn. Heinrichs Geschichte so zusammen, dass man bey der ersten Uebersicht alles für Vorfälle einer und derselben Zeit halten sollte. Wir haben mehrere Stellen gefunden, in welchen er durch die Vernachlässigung der eigentlichen nähern Bestimmungen den Sachen eine ganz ungewisse Ansicht gegeben hat. So sagt

Hr. H. S. 46. und	Hr. Sch. S. 41.
Unter diesem Könige Ludwig (849) erwähnen die alten Jahrbücher eines gewissen Dachulf oder Thaculf, unter dem Namen *Dux limitis Sorabici. Limes Sorabicus* war allem Ansehen nach, eine Grenzfestung wider die Sorben, über welche ein Aufseher oder Markgraf gesetzt war. Ein solcher war Dachhulf, den wir auch ohne Bedenken einen Herzog von Thüringen nennen können, zumal da ihn die Fuldischen Annalen an einem andern Orte Graf und Herzog nennen.	Unter Ludwig dem Deutschen wird des *Limitis Sorabaci* erwehnt, über welche im Jahr 849 ein gewisser Dachhulf oder Thaculf als Aufseher oder Markgraf *gesetzt wurde*, den wir auch einen Herzog von Thüringen nennen können.

Eben so sagt Hr. *H.* von Bernhard von Askanien 172. ganz bestimmt: „er liess das Schloss Ertene„burg abbrechen und dafür an der andern Seite der El„be die sogenannte Lauenburg, den nachherigen Sitz „der Herzoge von Lauenburg aus dem askanischen „Hause erbauen“ und Hr. *S.* besonders für einen Anfänger in der Geschichte, durchaus unbestimmt: „er „erbauete aus den Trümmern der Festung Erteneburg „die sogenannte Lauenburg.“

Da Hr. *S.* diese Sächsische Geschichte um ein ganzes Decennium später, als Hr. HR. H. die seinige, geschrieben hat und der Forschungsgeist dieses Decenniums, wie er in der Vorrede selbst schreibt, zur Erweiterung und Berichtigung aller Kenntnisse, (und auch der Sächsischen Geschichte,) überaus vieles beygetragen hat, so hätte man wenigstens erwarten sollen, dass er manche seit 1780 mitgetheilten Beyträge benutzt oder doch wenigstens das Ganze da, wo sein Vorgänger aufhören musste, durchaus bis auf unsere Zeit fortgeführt haben würde. Aber er hat weder das eine, noch das andre gethan. Die einzige Geschichte der Albertinischen oder itzigen Chursächsischen Linie hat einen kleinen Zuwachs erhalten. Hingegen schliesst Hr. *S.* die Geschichte des itzigen Weimarischen Hauses eben da, wo Hr. *H.* sie schloss, nur mit dem Zusatze, dass der itztregierende Herzog 1787 von dem Könige von Preussen zum Generalmajor ernannt worden sey, schliesst die Geschichte des Gothaischen Hauses mit den Worten: „Ernst Ludwig folgte seinem Vater in der Regierung „und verwaltet sie seitdem mit grossem Ruhm,“ also nur mit andern Worten, als Hr. H. Th. II. S. 218.: „Ernst Ludwig — folgte nach Friedrichs Absterben in „der herzoglichen Regierung, die er seitdem mit gro„ssem Ruhm geführt hat,“ und endigt die Geschichte des Hildburghäusischen Hauses itzt nach 10 Jahren, nachdem der itzige Herzog die Regierung selbst angetreten hat und der Herzog Joseph gestorben ist, gerade wie dieser: „der Herzog Ernst Friedrich Karl starb den „22 Sept. 1780 in einem Alter von 53 Jahren und hin„terliess einen einzigen unmündigen Prinzen, Fried„rich, der ihm unter der Vormundschaft des Prinzen „Joseph Friedrich in der Regierung folgte.“

Es giebt, besonders in der Geschichte der Herzoglichen Sächsischen Häuser, noch manche kleine Irrthümer, denen auch Hr. Heinrich nicht ganz hat entgehen können, weil sie durch gewisse in einer Periode der Bitterkeit geschriebene Deductionen authorisirt worden sind. Diese schreibt Hr. S. getreulich nach. Er nennt, wie Hr. *H.* die erstre Gemalin des Herz. Anton Ulrichs von Meiningen, eine verm. *Schürmännin*, sagt, wie dieser, dass sich der Herzog wegen seiner vielen Kammerschulden stets in Frankfurth aufgehalten habe, da doch weder das eine noch das andre gegründet ist.

Was die Anzeigen der Quellen betrifft, so schreibt Hr. *S.* zwar im Vorbericht: „so entstanden die„se Bogen, die ich sehr leicht mit einigen hun„dert Citaten hätte vermehren können, die die we„nigsten meiner Leser nachschlagen mögen und können, „da ich durch die Güte der Herren Bibliothekare, die „vorzüglichsten gedruckten Quellen aus der churfürst„lichen Bibliothek erhalten habe“ und dieses wahrscheinlich zu seiner Rechtfertigung. Indessen hat er doch hie und da, obgleich sehr sparsam, ein Citatum

gemacht, sie aber, wenigstens gröſstentheils, wieder Hn. Heinrich abgeborgt und nur in sofern verbessert, daſs er die jedesmalige Ausgabe der gebrauchten Quelle genau angegeben hat. So z. B. S. 23. und Heinr. Geschichte S. 159. — S. 26. H. Gesch. S. 169. — S. 34. H. Gesch. S. 190. — S. 44. H. Gesch. S. 209. Freylich bleibt nach dieser Untersuchung von der ganzen Arbeit sehr wenig als wahres Eigenthum des Vf. übrig; höchstens nemlich einige wenige selbst gewagte Gedanken und Zeichnuugen, wie S. 104. von Luthern, und die Stellung der Begebenheiten durchaus nach den Jahren, da Hr. H. zuweilen früher und später vorgefallene Thatsachen um ihres Zusammenhangs willen zusammengestellt hat.

Die beygefügten genealogischen Tabellen scheinen nach dem Muster der 1786 im Heinsiusischen Verlage zu Leipzig herausgekommenen accuraten genealogischen Tabellen des ganzen Hauses Sachsen entworfen zu seyn, jedoch sind diese in mehreren Puncten bestimmter als die Tabellen des Vf. — Die synchronistischen Tabellen, die auf zwey Bogen die ganze ältre und neuere sächsische Geschichte in verschiedenen Columnen in sich fassen, sind die eigentliche Arbeit des Vf., die für Anfänger in der Geschichte, zumal da die in der Geschichte Deutschlands überhaupt merkwürdigsten Revolutionen auf denselben mitbezeichnet sind, allerdings ihren Nutzen haben kann.

LITERÄRGESCHICHTE.

GIESSEN, b. Krieger dem Jüng.: *Biographische Nachrichten aus dem XVI. Jahrhundert* von *Joh. Herm. Steubing*, zweyt. Pfarr. in Dillenburg. 1790. 8. S. 232.

Der geschickte und fleiſsige Vf. liefert in diesem Beytrag zur Kirchen- und Reformationsgeschichte mit vieler Treue und biographischen Sorgfalt Nachrichten von den Männern des XVI Jahrhunderts, welche das groſse und wichtige Werk der Reformation in den Nassauischen Landen angefangen, fortgesetzt und geendigt haben. Diese Männer waren 1. M. Erasmus *Sarcerius*, Generalsuperintendent und Reformator in der Nassau vom Jahre 1536 — 1548; an diesem Manne gefielen Rec. vorzüglich seine treffende, wohlgewählte und immer wirksame Maasregeln, und die hiermit verbundene feste Fortschreitung in diesem wichtigen Geschäfte der Kirchenverbesserung. 2. M. Bernhardus *Bernhardi*, vom 20 May 1555 — 1572 Nassau Katzenellenbogischer Superint. und Prädikant, erst zu Dillenburg, und darnach zu Siegen. Schade, daſs die Mitte und das Ende seines Lebens nicht dem guten Anfange gleich geblieben! 3. M. Christoph *Weickhart*, ein Mann von eiserner Standhaftigkeit, von schnell auffahrenden und hitzigen Temperamente, und unbiegsam in seinen einmal angenommenen Grundsätzen, aber auch eben darum weder in seinem Wirkungskreise so nützlich, noch in seinem Leben so gücklich, als er sonst hätte seyn können 4. Maximilian *Mörlin*, SS. Th. D., Dillenb. Hofprediger und Nassau Katzenellenbog. Generalsup. von 1570 — 1573. D. Luthers Schüler, Anhänger und mehr als eifriger Verfechter der Luth. Begriffe vom h. Abendmahl, starb zu Coburg den 20 Apr. 1584. und hat, wie Jöcher sagt, zur Concordienformul vieles beygetragen und sowohl dem Lichtenbergischen, als auch dem Torgauischen Convent beygewohnt. 5. Gerhard Eoban *Geldenhauer*, genannt Noviomagus, ein Mann von groſsen Einsichten, geradem Sinne, thätigen Eifer und groſser Redlichkeit, der aber leider an sich selbst erfahren muſste, welche viele schlimme und seelennagende Folgen für einen groſsen Mann ein einziger auffallender Lebensfehler nach sich ziehen kann: dennoch aber mitten unter dieser traurigen Erfahrung Geist, Wärme und reinen Eifer für Wahrheit bis an sein Ende behielt. Er starb zu Eltz am Neckar am 4 März 1614. Die Geschichte seines Lebens ist sehr lesenswürdig und lehrreich. 6. Christ. *Pezelius*, des Kryptocalvinismi in Sachsen beschuldigt, abgesetzt, nach Nassau flüchtig, vom Grafen *Johann* gnädig aufgenommen und angestellt, nachher als Lehrer von ihm dem Magistrat zu Bremen überlassen, ein Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, mit den Kirchenscribenten sehr bekannt, thätig und wirksam. Er erwarb sich um die Reformation von Bremen aus verschiedenen Gesichtspuncten nicht zu verkennende Verdienste. Als Pezel unter Begleitung vieler Studenten am $\frac{2}{10}$ Aug. 1574 aus Wittenberg ging, recitirte er beym Abschiednehmen auf dem Felde folgendes Distichon:

Exul erat Christus, comites nos exulis huius
Esse decet, cuius nos quoque membra sumus.

7. Friedrich *Wiedebram*, der an Pezels Meynungen und Leiden Theil nahm, auch mit ihm vertrieben und vom Grafen Johann aufgenommen wurde, kam 1577 in Nassau, ward Inspector und Pastor zu Dietz, machte dort vortrefliche Einrichtungen, wurde vom Pfalzgrafen Casimir 1584 nach Heidelberg als Kirchenrath berufen, folgte dem Ruf, starb aber schon am 2 May 1585 im 53 Jahr seines Alters an der Hektik. 8. Wolfgang *Crellius*, gehörte auch zu den vorigen, hatte mit Pezel und Wiedebram gleiches Schicksal, und kam mit diesen in die Nassau. Unter ihm ist die Ref. Lehre nach und nach, und das Brodbrechen beym Abendmahl 1579 eingeführet worden. Er starb zu Siegen den 8 Apr. 1593. 9. Andreas *Rauting* kam, da Pezel von Herborn nach Bremen ging, 1582 als Pastor und Inspector an dessen Stelle, ein überaus nützlicher, verdienter und auf seinem Posten geliebter Mann, starb aber schon am 1 Jenn. 1584. 10 Joh. *Scholl*, der gelehrten Welt unbekannt, stand schon 1570 zu Elsof im Hadamarischen als Specialsuperint. und war in folgenden Zeiten nebst Noviomag und Rauting zur Ausbreitung des Ref. Lehrbegriffs sehr beförderlich. 11. Joseph *Naso*, ein sonderbarer kraftvoller Mann, und eigener Schöpfer von theologischen Drangsalen und Unruhen, womit er sich fast sein ganzes Leben durch herumgetummelt hat, ausführlich und mit vielem Fleiſse beschrieben. Rec. hat aus diesen biographischen Nachrichten sowohl den in historischer Nachforschung unermüdeten Geist des Biographen, als auch seine kurze gedrängte und fruchtbare Darstellung mit Vergnügen wahrgenommen und wünscht deswegen, daſs, wie es aus einigen Stellen das Ansehen hat, man von ihm entweder einen Beytrag oder was noch besser wäre, eine vollständige Nassauische Reformationsgeschichte erhalten möchte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 21. Februar 1791.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Zetterberg: *Kongl. Vetenskaps Academiens Nya Handlingar. Tom. X. för månaderne Julius, Augustus, September.* År 1789. mit 2 Kupf. *Oct. Nov. Decemb.* År 1789. Der ganze Xte Band 320 S. 8. und 4 Kupfert.

Im dritten Quartal lesen wir zuerst Hn. *Hjelms* Untersuchung über die Menge der Feuerluft, welche der Braunstein giebt, wenn er für sich allein, oder mit andern Materien versetzt, aufgeglüht wird. Hr. H. hat hier 40 Versuche mitgetheilt, woraus er unter andern schliesst, dass guter Braunstein für sich allein das beste Mittel zur Vermehrung der Hitze sey. Diese Versuche scheinen *Scheeles* Theorie vom Braunstein sehr zu bestätigen. Hr. Apothek. *Julin* setzt sein zu *Uleåborg* gehaltenes Witterungs-Journal von 1776 bis 1787 fort. Die gröfste Wärme daselbst fiel den 4 Aug. 1786. ein, da der Thermometer im Schatten zu 27 Grad (+) stieg, und die stärkste Kälte, seit zwölf Jahren, den 17 Dec. 1781, da der Thermometer gegen Abend bey klarem Wetter und NOWind bis auf 40 Grad (—) fiel. Gewöhnlich ist die Kälte dort zwischen 25 bis 28 Gr. Die Mittelhöhe des Thermometers ist in Stockholm für das ganze Jahr 5, 79 oder gegen 6 Gr. der Wärme (+); aber in *Uleåborg* 1, 2 Gr. Kälte (—). Das Klima des nördlichen Theils von Ostbothnien ist also 7, 2 Grade kälter als in Schweden. In *Uleåborg* ist zwey Monat länger Winter, und ½ Monat kürzer Frühling; der Herbst aber ist fast eben so lang als in Stockholm, welches der Vf. den alsdann herrschenden südlichen und südwestlichen Winden zuschreibt. Hr. *A. I. Hagström* beschreibt eine chirurgische Operation, nämlich die Durchbohrung des *Processus Mamillaris*. Hn. Regimentschirurgus *Jassers* Versuch, den er damit zur Herstellung eines Recruten von einem heftigen Ohrenschmerz und darauf folgenden Verlust des Gehörs mit glücklichem Erfolg (S. *Schmuckers chirurgische Schriften.* 3 B.) angestellt, bewogen den Vf. erst an todten Körpern und hernach an einem, der auf beide Ohren taub war, anzustellen. Allein die durch die gemachte Oefnung geschehene Einsprützung drang hier nicht, so wie dort, durch die Nase, sondern der ganze Versuch war vergeblich. Hr. *H.* untersucht und bestimmt darauf die Fälle, in welchen diese Durchbohrung des Zitzenförmigen Fortsatzes eigentlich anwendbar und nützlich seyn könne. Nämlich wenn eine scharfe reitzende Materie oder die gewöhnliche schleimigte Flüssigkeit in der *Cellula mastoidea* gestockt ist, wenn von einer äussern Gewalt sich Blut darinn gesetzt hat, wenn die *Tuba Eustachii* von den angeführten Ursachen verstopft ist, nicht aber wenn ein polypenartiges Gewächs oder die Substanz des Knochens selbst diesen Kanal verstopft haben. So dient auch diese Operation, den Beinfrass in den Gehörknochen zu reinigen und die Häute und übrigen weichen Theile in der Höhle des Trommelfells, auch die Gelenke der Gehörknochen zu erweichen. Die dabey nöthigen Vorsichtsregeln werden angegeben. In einem Zusatz hält zwar Hr. *Acrel* die Operation an sich nicht für gefährlich, doch könne das geringste Versehen, wo man mit so zarten Theilen, wie die des innern Ohres, zu thun hat, es werden. Hr. *Murray* theilt darauf anatomische Anmerkungen mit, über die Durchbohrung der *Apophysis mastoidea*. Er zeigt die Fehler, die *Morgagni*, der diese Operation wiederräth, in seiner sonst so schönen Beschreibung dieser Theile begangen, und was man bey der Operation selbst in acht zu nehmen habe, die mehr Vorsicht erfodere, als die von einigen neuern Wundärzten vorgeschlagene und angewandte Durchbohrung der Eustachischen Röhre. Hr. *Odhelius* beschreibt eine besondere Art Würmer, die einem jungen Frauenzimmer abgegangen sind. *Reaumur* nennt sie *vers de queue de rat* und *Linne musca pendula*, die ihre Eyer gerne in Rahm oder Käserinde legt, woraus hernach diese Larven entstehen. Die Patientin ass gerne Milch und Käserinde, und hat sie vermuthlich damit verschluckt. Da sie, wie Hr. *v. Carlson* bemerkt, sogar in Weingeist leben können, so haben sie auch in den Eingeweiden sich lebendig erhalten können. Hr. Prof. *Nordmark* handelt vom Integral des veränderlichen Sectors in dem sogenannten Keplerschen Problem. Hr. *Bjerkander* beschreibt eine Art Fliege, welche die ganze Aehre des Getraides verzehrt, und Hr. *Bloch* in Berlin, zween ausländische Fische, *Scorpaena Plumieri, maculata capite cavernoso* und *Scorp. Königii pinnis fasciatis.* Endlich erzählt Hr. *Oedmann* von einem Puterhahn, der würklich da er Lust zum Sitzen gezeigt, eine Menge ihm untergelegte Hühnereyer ausgebrütet habe.

Im vierten Quartal setzt Hr. *Hjelm* seine Versuche mit Wasserbley und der Verfrischung seiner Erde fort. Es erhellet daraus klar, dass aus dem Wasserbley wirklich ein eignes, neues und von allen übrigen verschiedenes Metall, *Molybdenum*, könne erhalten werden. Hr. *N. I. Bergsten* handelt von den Elliptischen und Cirkel-Sectoren, die in einer arithmetischen Progession fortgehen und mit der ganzen Area commensurabel sind. Hr. A. *Modeer* beschreibt die durch *Forskål* entdeckte neue Gattung, *Physsophora*, und deren Character: *corpus polymorphum saepius gelatinoso - membranaceum, Vesica aerea aut terminatum ad superficiem aquae pendens, aut in totum inflatum supernatans. Tentacula cirrive plurima dependentia, fere retractilia difformia.* Diese gallertartige Thierchen, die sich in unzähliger Menge auf der Ober-

Oberfläche des Meers aufhalten, haben ihr Eingeweide nicht im Leibe sondern in den ausserhalb hängenden Fäden. Hr. *M.* giebt folgende Arten an: Phys. *hydrostatica, filiformis, rosacea* und *physalis.* Letztere findet man im grossen Ost- und Westindischen Ocean, sie ist zwar dem Namen nach (*Bidevindsegler*) bekannt, aber hier zuerst gut beschrieben und abgebildet. Hr. *O. Swartz* beschreibt eine neue Pflanzengattung *Stylosanthes*, mit deren Arten *procumbens, viscosa, elatior, guianensis,* die ersten 3 sind hier abgebildet. Hr. *Bjerkander* giebt ein Verzeichniss der Pflanzen, die im Novemb. des J. 1789 in Gresbäks Kirchspiel in Westgothland blüheten, nebst einer meteorologischen Tabelle für den November. Hr. *H. Nicander* beschreibt die Mondfinsterniss d. 3 Nov. observirt zu Stockholm; Hr. *A. Falk* ebendieselbe, nebst dem Durchgang des Merkurs d. 5 Nov. 1789, beobachtet zu Skara, und Hr. *A. Lidtgren* eben diesen Durchgang, so wie er zu Lund beobachtet worden. Hr. v. *Carlson* theilt einige Anmerkungen über die Schwalben mit. Sie ziehen im Herbst weg und kommen im Frühling wieder nach Beschaffenheit des Wetters; gemeiniglich in Schweden schon zwischen dem 15—31 Aug. Es sind also Zugvögel. Dass sie sich unterwegens gewisse Sammlungsplätze erwählen, ist nicht glaublich. Es ist aber auch nicht zu leugnen, dass viele, besonders die jungen Schwalben, welche die weite Reise noch nicht ausstehen können, zurückbleiben, und im Wasser in dem Grunde der Seen ihr Quartier nehmen, wo sie wie todt liegen, und bisweilen mit den Fischernetzen hervor gezogen werden.

Aus dem beygefügten Tagbuch der Akademie sieht man, dass dieselbe nicht nur ansehnliche Geschenke an Büchern, sondern auch an Gelde bekommen habe. Z. E. von Hn. *Rosenadler* 333 Rthlr. 16 Schl. vom Hn. v *Aerel* ein Capital von 1333 Rthlr. 16 Schl. zu Preisen für gute praktische Versuche in der Landwirthschaft bestimmt, von Hn. *Strandberg* ein Capital von 555 Rthlr. 26 Schl. zur Verbesserung des Gehalts der ersten Secretairs der Akademie. Hr. *Fahlberg* hat an dieselbe eine Menge Naturalien, Producte u. d. g. von der Insel *St. Barthelemy* eingesandt. Das wichtigste Geschenk aber ist die kostbare Carlsonsche Vogelsammlung, die nach ihres Besitzers Tode an die Akademie fallen soll.

Stockholm, b. Zetterberg: *Journalisten eller Utwalda Samlingar i Blandade Aemnen. Hämtade i synnerhet utur de nyaste och Bästa Engelska Journaler; till nytta och nöje för Medborgare af Bägge Könen.* 1790. in gr. 8. mit Kupf. Jeder Band kostet Pränum 2 Rthlr. Spec. und sonst 2½ Rthlr. Spec.

Da bey der grossen Menge Schriften, die in Schweden aus dem Französischen, Deutschen und Dänischen übersetzt werden, nur selten Schriften aus dem Englischen übersetzt erscheinen, und so viele schöne und interessante englische Journale, die es ihres Inhalts wegen doch wohl verdienen, nicht so wie andere ausländische dort genutzt werden; so haben sich der Secretair bey der Fortification, Hr. *I. F. Bagge* und der Doct. der Arzneik. Hr. *G. H. de Rogier* vorgenommen, diesem Mangel abzuhelfen. Sie haben aus den besten englischen Journalen eine Menge wichtiger und angenehmer Artikel, mit Vorbeylassung aller theologischen, politischen und gelehrten tiefsinnigen Untersuchungen und Grübeleyen, übersetzt, und aus diesem ihrem reichen Vorrath geben sie jetzt, unter dem Titel: *der Journalist* eine neue periodische Schrift heraus, davon alle Jahr ein Band von 12 Heften, jedes von 4 Bogen mit einem Kupf. zusammen also auf 2 Alph. 2 Bog. erscheinen wird. Sie enthält eine Sammlung von Aufsätzen, die in die Geschichte, Geographie, Baukunst, Physick, Astronomie, Moral, Naturhistorie, Erziehungskunst, in die freyen Künste, die Medicin, und Oekonomie einschlagen. Ferner: Reisebeschreibungen, Biographien, Charaktere, Anekdoten, Antiquitäten, sonderbare Begebenheiten, nützliche Versuche, und Entdeckungen, grossmüthige Handlungen, Satiren und endlich auch Recensionen von Büchern.

Leipzig, b. Jacobäer: *Neues Magazin für die neuere Geschichte, Erd- und Völkerkunde, als eine Fortsetzung des Büschingischen,* herausgegeben von *F. G. Canzler,* der Weltw. D. und Privatlehrer der historisch- und geographisch-statistischen Wissenschaften zu Göttingen. 384 S. 1790. 4.

Den Besitzern des Büschingischen Magazins, so wie allen Historikern und Geographen, kann es nicht anders als angenehm seyn, dass dieses für Geschichte und Erdkunde so nützliche Werk von einem Mann fortgesetzt wird, der schon manches gute Vorurtheil für sich hat. Gegenwärtiger Band entspricht ganz der Erwartung des Rec., und wenn Hr. C. in den folgenden Bänden seinen in der Vorrede geäusserten Entschluss „eine kritische Revision der vorhandenen Beschreibungen einzelner in Rücksicht auf Erdkunde wenig bekannten deutschen Staaten vorzunehmen, diese in ein System zu ordnen, und dann im Lande selbst durchsehen zu lassen" ausführt, so kann dieses Magazin selbst vor dem Büschingischen unläugbare Vorzüge erhalten. Dieser Band enthält I. *Unterthänigster Bericht, wie es dis Tags mit Stadt und Amt Bietigheim activè et passivè beschaffen, was gebaut und ungebaut; item was einzunehmen und zu bezahlen steht, auf deshalb, sub dato den 7 April 1655 ergangenen gnädigsten Befehl.* Eine äuserst wichtige Urkunde, und ein trauriger Beweis von den Verwüstungen, die Deutschland im 30jährigen Kriege erlitten. Nur einige Proben. In der Würtembergischen Stadt Bietigheim und den dazu gehörigen 3 Ortschaften war *ante occupationem* die Mannschaft stark 841 und 1655 nur 257: also Verlust 584. Urbar waren vorher 6191 Morgen Aecker, und 1655 lagen aus Mangel an Taglöhnern (in Bietigheim waren ihrer nicht mehr als 14) wüst und ungebaut, 2480 Morgen; von vorher gebauten 788 Morgen Weingärten lagen 1655 noch wüst 617 Morgen. An Wein und Geldgülten der Stadt und Commun gingen seit 1629 bis 1655 von 16684 Gulden Kapital verloren 9073; und an Gülten von Privatis gingen gar an 99,978 Gulden 91212 verloren, wovon, wie der Bericht sagt, kein einziger Batzen mehr zu gewarten; und noch dazu waren Stadt und Amt schuldig 41438 Gulden und Privatpersonen 14863 G. Im ganzen Amte gingen 331 Häuser zu Grunde, so dass man keinem Fremden Unterkommen geben konnte. Noch nützlicher würde diese Urkunde gewesen seyn, wenn Hr. C.

den gegenwärtigen Zustand des Amtes Bietigheim beygefügt hätte. *II. Lettres de Henri IV a Corizandre d'Andoins Comtesse de Guiche sa Maitresse; imprimées sur les originaux écrits de sa propre main.* Eine herrliche Sammlung von Briefen, die des guten Heinrichs Charakter so schön darstellen. Aber warum zeigt Hr. C. nicht an, wo diese Sammlung zuerst gedruckt worden? *III. Relation dessen, was wir im Nahmen der Pommerschen Landstände bey den Friedenstractaten zu Osnabrück 1645—1647 verrichtet.* Die noch nie gedruckte Relation, welcher schon *Oelrichs* in seinen Beyträgen zur Geschichte und Literatur gedacht hat, wie aus dem Innhalte zu ersehen, einen Marx von *Eichstedten* zum Verfasser, und ist ein trefflicher Beytrag zur Geschichte des Osnabrückischen Friedens, vorzüglich in Hinsicht auf die Schwedische Foderung *de puncto Satisfactionis. IV. Compte rendu au Roi au mois de Mars 1788 et publié par ses ordres.* Diese Urkunde, welche in Deutschland nur wenig bekannt ist, verbreitet viel Licht über den Zustand der Finanzen Frankreichs. Der Ertrag der Einkünfte von 1788 war 231,994.829 Livres, die Ausgabe hingegen betrug nach Abzug der Bonificationen und Einschränkungen, welche 30,823.837 Livres ausmachten, 286.834,369 Livres; folglich ergab sich ein reines Deficit von 54.839.540 Livres, das durch neue das Deficit nur vermehrende Anleihen gedeckt werden musste. Sehr richtig bemerkt Hr. C., das selbst das Neckersche *Compte rendu* nicht so ausführlich ist. Das abgedruckte beträgt 21 Bogen. *V. Description de la Bukowina.* Ein Auszug aus der Beschreibung der Bukowina vom Hn. Gen. *von Spleny* und Herrn *von Jenisch*, vermuthlich 1775 verfasst für das Wiener Ministerium in französischer Sprache. Der Vf. ist nicht genennt, die Beschreibung selbst aber für den Statistiken äusserst wichtig. Hr. C. verspricht eine Beschreibung vom nunmehrigen Zustande der Bukowina. *VI. Historische Aufklärung über den Zustand in Schweden unter Friedrich des Ersten Regierung.* Der Vf. ist der bekannte Graf *Bonde*, welcher bey den Revolutionen in Schweden eine so bedeutende Rolle spielte. Das Stück erschien zuerst 1779 in Stockholm, ist aber in Deutschland fast gar nicht bekannt, der Historiker wird daher Hn. C. für die Mittheilung desselben um so mehr Dank wissen, als es so viel Licht über die damalige Revolutionen verbreitet. Auf dem Titelblatte steht zwar nicht erster Band. Man sieht aber aus Vorrede und Unterschrift, dass mehrere Bände nachfolgen werden.

(Ohne Druckort) auf Kosten der Herausgeber und in Commission bey der litt. typogr. Gesellschaftsbuchhandlung zu Weissenburg: *Neues Magazin des neuesten Kirchen-Rechts und der Kirchengeschichte katholischer Staaten.* I B. I Heft. 1789. 208 S. 8. und 16 S. Titel, Vorrede u. Dedication. (16 gr.)

Bey der fast unübersehbaren Menge von kleinen und grösseren, das neueste deutsche katholische Kirchenrecht aufklärenden und verdunkelnden Schriften, welche vorzüglich seit dem Embser Congress und den Nuntiatur-Streitigkeiten erschienen, bey den so wichtigen Vorfällen und Veränderungen in der deutschen Kirche, vorzüglich seit 1780 u. 1785, war es allerdings Wunsch mehrerer Katholiken, dass ein aufgeklärter Katholik auftreten, mit unparteyischer Freymüthigkeit diese vielen Bücher beurtheilen, und sichten, und die grossen Begebenheiten in der deutschen Kirche mit staatsrechtlichen Augen betrachten möchte. Ein solches Magazin würde besonders unter Katholiken sehr viel Leser finden, und müsste viel Nutzen schaffen; und ein solches erwartete Rec. nach der vielversprechenden Anzeige und Vorrede der Herausgeber dieses Neuen Magazins. Aber seine Erwartung ward sehr getäuscht. Schon der Titel verspricht mehr, als die Herausgeber selbst zu halten Willens sind. Es soll nur Magazin für das Kirchenrecht u. s. w. der *deutschen* katholischen Staaten, nicht aller europäischen katholischen Staaten seyn. Die Herausg. liefern unter 4 Rubriken folgendes: I *Abhandlungen.* Diesmal nur ein 124 S. langer Aufsatz *über die kirchliche Regierungsform.* Der Vf. desselben fällt in den gewöhnlichen Fehler so vieler Katholiken, dass er in der Genealogie der Hierarchie bis auf Petrus und Christus hinaufgeht, und die Primatialrechte aus diesen Zeiten zu entwickeln sucht. Er gesteht selbst, dass unter den Katholiken über die wahre Eigenschaft des Primats kein Streit mehr sey, und doch plaudert er viele Bogen durch von nichts als von Erhebung des Apostels Petrus zum Primas der Kirche. Wozu also das? Warum entwickelt er nicht lieber die Rechte des Pabstes und dessen Verhältnisse gegen die deutschen Bischöfe aus den vorhandenen Verträgen? Warum lässt er sich nicht lieber über den Werth oder Unwerth dieser Verträge ein, worauf doch am Ende alles beruht, da diese Rechte und Verhältnisse in unsern Tagen mehr eine politische als religiöse Angelegenheit zu werden scheinen, und es auch im Grunde sind? Das ist aber des Mannes Sache nicht, dessen ganze Belesenheit sich auf einige Väter und Acten von Concilien, und auf *van Espen*, *de Marca*, und *Tomassini* beschränkt. Rec. räth daher den Herausg. in der Folge, wenn doch ja dieses Magazin fortgesetzt werden sollte, Aufsätze über specielle Gegenstände des Kirchenrechts und der deutschen Kirchengesch. zu liefern, wo durch sie weit mehr Beyfall einärndten und hundertmal mehr Nutzen schaffen werden. Unter der zweyten Rubrik liefern die Herausg. *Urkunden.* Hier die schon in zwanzig andern Schriften abgedruckten bekannte Schreiben des Kurfürsten von Mainz und des Erzb. von Salzburg nebst Antwort des Kaisers wegen der Nunciaturen. Auch die schon in vielen periodischen Schriften und andern Büchern bisher abgedruckten Quinquennal Facultäten der Bischöfe und Facultäten der Nuntien werden hier nochmals abgedruckt; und sonst liefern die Herausg. nicht eine einzige Urkunde!! Hat daher das Publikum nicht Recht, hierüber zu klagen, besonders da in der deutschen Kirche 1788 und 1789 sich so viel Vorfälle ereigneten, von denen die Urkunden dem Publikum willkommen gewesen wären? Unter der III Rubrik *Recensionen* erwartete Rec. eine vollständige freymüthige Darstellung der Literatur des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte der deutschen katholischen Staaten. Hier eine *einzige* Recension oder vielmehr ein vollständiger Auszug aus der bekannten Schrift: *de legatis.* Aus dieser Schrift von 102 Seiten ist hier ein Auszug von 43 Seiten

ten gemacht. Die Abh. *de legatis* selbst wird für 3 gr. verkauft, der Auszug kommt also noch höher zu stehen, als das Werk selbst. Unter der 4ten Rubrik liefern die Herausgeber aus Zeitungen und Journalen (die von Fulda ausgenommen) zusammengestoppelte sehr unwichtige Nachrichten von Bonn, Brüssel, Fulda, Mainz, Regensburg, Wien. Und das ist alles, was die Herausgeber in diesem Magazin liefern. Kein Wunder also, dass bis jetzt nichts weiter erschienen ist.

Kölln: *Supplement* (warum nicht Nachtrag?) *zu zu den hinterlassenen Werken Friedrichs des Zweiten (,) Königs von Preussen (,) welches verschiedene Aufsätze enthält, die man diesem erlauchten Autor* (vielleicht besser: königlichen Schriftsteller) *zuschreibt.* (Aus dem Französischen — sollte doch wohl hinzugesetzt seyn.) I B. VI u. 371 S.; II B. 467 S.; III B. 366 S.; IV B. 426 S. gr. 8. 1789. (5 Rthlr.)

Von diesen vier starken Bänden müssen vorerst die *Briefe* abgerechnet werden, die man aus der verbesserten Berliner Uebersetzung der N. W. in der zweyten und dritten Band aufzunehmen, d. h. bald nach der Erscheinung *nachdrucken* zu lassen, für gut befunden hat. Bey dem Uebrigen scheint man vergessen zu haben, dass nicht alles, was ein grosser Mann schreibt, nicht jedes Spiel seiner Laune, nach seinem Tode gedruckt, oder, wenn es doch gedruckt ist, durch Uebersetzung noch weiter verbreitet werden darf. Hätte man dies bedacht, so würde die gegenwärtige Sammlung, nach dem schon erwähnten Abzug, noch um ein Beträchtliches zusammengeschmolzen seyn. So wäre z. B. das *Palladium*, als ein Kabinetsstück, welches man lieber nur wenigen aufdeckte, als dem lüsternen Blicke der Neugier entgegenträgt, ganz unübersetzt geblieben. Und doch kömmt alles, was hier geleistet ist, nur darauf hinaus: für den Geschmack, der hier nicht bloss treue Verdollmetschung, sondern feine Nachbildung verlangte, ist nichts geschehen. Ermüdend ist der schleichende Gang der Uebersetzung, in reimlosen Jamben, unterbrochen durch zahllose *Enjambements;* verwischt alle Spur des Colorits vom Original.

Missvergnügt eilt man von dieser unpoetischen Dollmetscherey zu der Verdeutschung der prosaischen Aufsätze. Mit dieser kann der Leser, vorzüglich in der ernsthaftern Gattung, ungleich mehr zufrieden seyn; er findet sich nun von einem holprichten Wege auf eine gebahntere Strasse versetzt.

Berlin, b. Maurer: *Allgemeine Uebersicht des menschlichen Wissens.* Von *Johann Friedrich Zoellner*, Königl. Preuss. Oberconsistorialrath und Probst in Berlin. Aus den Wöchentlichen Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner besonders abgedruckt. 1790. 130 S. 8.

Der Hr. Vf. ist in der Hauptsache der berühmten Vorrede zur grossen französischen *Encyclopedie* gefolgt, hat fast immer getreu übersetzt, wo er ihr folgte, hin und wieder aber Zusätze und Anmerkungen beygefügt, oder einen eigenen Weg gewählt, wo grössere Popularität, oder neuere, wirkliche oder vermeynte Entdeckungen in den Wissenschaften es nöthig machten. Uebrigens hat diese Abhandlung den Beschluss seiner *Wöchentlichen Unterhaltungen* gemacht, deren Fortsetzung seine jetzigen Verhältnisse ihm nicht erlauben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schr. Ohne Druckort: *Dialogen über einige Gegenstände der politischen Oekonomie und Philosophie.* 1789. 8. 4½ Bog. Diese Dialogen, (die eigentlich keine Dialogen sind, denn beide Herren sind immer einerley Meynung,) haben zu Gegenständen: Schonung und Anpflanzung der Wälder; Bevölkerung; stehende Heere, und Gesetzgebung und Moral. Ueber alle diese Dinge denkt der Hr. Vf. ganz orthodox, d. h. *dismal*, ganz vernünftig. Er empfiehlt dringend Sorge für Erhaltung unserer Wälder, damit unsere Nachkommen nicht erfrieren; er schränkt den Grundsatz der Bevölkerung ein, und zeigt, dass kleine Staaten allerdings übervölkert werden können; er sucht das Gute der stehenden Heere auf in Ansehung der innern Ordnung und der vermehrten Verzehrung und Betriebsamkeit; und zeigt, (aber doch nur sehr flüchtig) dass die beste Gesetzgebung diejenige ist, welche die physischen Ursachen der Tugend wirksam zu machen, und die physischen Ursachen des Lasters aus dem Wege zu räumen bemüht ist. Eine gewisse Lebhaftigkeit ist diesen Dialogen um so weniger abzusprechen, da es sehr in die Augen fällt, wie sehr sie gesucht wird. Dies ist noch mehr der Fall bey dem Witze, und der Belesenheit, welche der Hr. Vf. allenthalben anbringen will. Dadurch wird das Büchelchen, das sonst in der Art dienen könnte, einem gewissen Theil des Publicums neue Begriffe und Stoff zum Nachdenken zu geben, fast ganz zwecklos, indem es für den Gelehrten nichts Neues, und für den Ungelehrten zu viel Gelehrtes enthält.

Offenbach, b. Weiss: *Mein Denkblatt an S. Gessner.* 1788. 8. 1 Bog. Declamationen bey Gessners Tode, von deren Tone und Zusammenhange eine kurze Stelle hinlängliche Vorstellung geben wird. „O Tugend! o Trennungen! (sagt S. 13 unten der Hr. Vf., der sich am Ende *Tobler (Jo.)* unterschreibt) o da meine Schwäche! o Hülfe des Allmächtigen! wie Verhängnissvoll war auch mein Leben! wie hast du ihn gross gemacht! Ich darf mir Lebenslang doch einen kleinen Stolz erlauben, weil Gessner mir an einigen meiner Blätter Vergnügen gefunden zu haben, unverdächtig versichert, einige Stellen darinn sogar „*delicios*" o Freundschaft! genennt hat." Das muss Ironie gewesen seyn! Dieses Denkblatt wenigstens, so herzlich gut es gemeynt zu seyn scheint, ist nichts weniger, als *delicios*, und könnte füglich zum Motto haben, was der Hr. Vf. S. 5 sagt: „*O wie laufen oft meine Gedanken wider einander!*"

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 22. Februar 1791.

ERDBESCHREIBUNG.

Dresden u. Leipzig, b. Breitkopf: Herrn *Wasilii Sujews*, k. russ. Kollegien - Assessors und der St. Petersb. k. Akad. d. W. ordentl. Mitgl. *Beschreibung seiner Reise von St. Petersburg nach Cherson in den Jahren 1781 und 1782.* Erster Theil. 1789. 196 S. 4. mit Kupfern.

Der Vf., der bereits unter Hn. Collegienrath *Pallas* durch das östliche Rufsland und Sibirien gereiset war, liefert hier meistens nur orologische und topographische Nachrichten von dem westlichsten Strich dieses grosen Reichs. Es ist ihm wahrscheinlich, dass die Gegend zwischen dem finnischen Meerbusen und dem Ladogasee, bis ans nördliche Eismeer, einst mit Wasser bedeckt war; dies schliesst er zunächst aus den parallelstreichenden Bänken, die man zwischen Ischora und Nowgorod bemerkt. Hierauf folgen die Granitgebirge von Waldai, die sich gegen Twer zu wieder verflächen und die ebene Gegend von Moskau bilden, deren Fruchtbarkeit und Anmuth der Vf. preiset, dagegen aber das Wasser, welches viel Kalk führt, zum Trinken überall schlecht findet. Die Kalkflötze, zum brennen und bauen, bestehen hier gänzlich aus Seeschalthieren und Seegewächsen. S. 14. erwähnt er eines kräuterkundigen Bauers im Dorfe Tschernischnaja, der Versuche mit den Heilkräften der Pflanzen anstellt, und viele Kräuter in seinem Garten zieht. Zwischen Moskau und Kaluga, ungeachtet die Flüsse südwärts laufen, haben die Thäler ihren Abhang gegen Norden und N. O., zum muthmasslichen Beweise, dass auch hier das Land grosse Revolutionen erlitten und ehemals unter Wasser gestanden habe. Kaluga an der Okka, der Sitz eines Statthalters, hat 3000 Häuser, 5000 Bürger, 374 Fuhrleute, zwey Zuckersiedereyen und viele andere Fabriken. Die I. Kupfertafel liefert einen Grundriss der ehemaligen alten Stadt, und Taf. II den einer nicht weit davon gelegenen ebenfalls nur noch in Ruinen vorhandenen. Im Dorfe Grjäsnoie fand Hr. *S.* eine Leinewand- und eine Seidenfabrik des Kaufmanns Mikulin, der die Seide aus Persien und der Bucharey enthält. Taf. III. ist der Grundriss des Platzes, wo die k. Gewehrfabrik bey Tula angelegt ist, von welcher der Vf. sehr ausführlich handelt. Seit 10 — 14 Jahren liefert sie jährlich für 100,000 Rubel Gewehre. In Tula giebt es eine besondere pietistische Religionssecte, die zwar die Kirchen besuchen, aber kein Fleisch, vor allem kein Schweinefleisch essen, die Bibel, sogar den historischen Theil, allegorisch und symbolisch verstehen, das beständige Gebet für das Wesen des geistlichen Lebens halten, und ihren Nächsten nicht tödten, mithin auch keine guten Soldaten seyn können. Fast scheint der Vf. ein wenig zu hart von diesen armen Schwärmern zu urtheilen. Ueber Mzensk nimmt er seinen Weg nach Orel, wo er die ganze dortige Statthalterschaft topographisch entwirft. In der dortigen Gegend findet er lauter Mergelschichten meistens ohne Versteinerungen. Dort fängt auch die hohe Ebene an, auf welcher die Okka und andere Flüsse entspringen, und welche sich bis nach Krementschug allmählich von hier verflächt. In einem dortigen Dorfe färben sich die Weiber ihre langen Röcke mit wilder Färberröthe. Auf dem Jahrmarkte beym Kloster Korennoja werden jährlich für drey Millionen Waaren umgesetzt. In der Statthalterschaft Kursk ist der Bandwurm bey Menschen und der Leberwurm beym Vieh sehr häufig. Das Klima ist daselbst milde und warm, und die Gegend um die Stadt Kursk bringt viel schönes Obst hervor. Bey der ehemaligen Gouvernements-, jetzigen Kreisstadt Bjelgorod sind Kreideberge, mit Belemniten und Ammoniten gefüllt. Die alte Stadt im Grundrisse liefert Taf. IV. — S. 124 folgt ein zahlreiches Wortverzeichniss der Ziegeunersprache, welches der Uebersetzer sehr zweckmässig mit dem Allgemeinen Wörterbuch der Kaiserinn, mit Hn. Grellmanns hist. Versuch über die Zigeuner und mit einem Zigeunerischen sogenannten Lexicon in der Beschreibung des Kursächs. allg. Zucht- und Waisenhauses in Waldheim, ersten und zweyten Nachr. Dresden und Leipz. 1726. 8. S. 147. verglichen hat. Von der fruchtbaren Statthalterschaft Charkow und ihrer gleichnahmigen Hauptstadt setzt der Vf. seinen Weg über das berühmte Poltawa, und die in Hn. Büschings Erdbeschreibung noch fehlende Nowosensharowskaja Krjepost' oder Stanitza, eine Kreisstadt des neurussischen Gouvernements, zwischen den Flüssen Worskla und Poluser'e, fort nach Krementschug am Dnepr, dem Hauptorte dieser Statthalterschaft. Aus dem der Krone gehörigen Melonengarten zu Krinkow, am jenseitigen Ufer des Dnepr, wohin eine Flossbrücke führt, liefert er eine Abbildung von *Cucurbita Melopepo* Linn. auf der V. Tafel. Das ganze neurussische Gouv. ist eine trockne, offene, ebene Steppe, zu deren künftiger besseren Benutzung Hr. S. einige Vorschläge thut. Die Heuschrecken und die Ziefelmäuse thun in dieser Gegend viel Schaden. Nach einer kurzen topographischen Skizze dieser Stadthalterschaft, und einer Beschreibung der netten ukrainischen Windmühlen, wovon die Abbildung T. VI. zu sehen ist, kömmt der Vf. an die Fälle des Dneprs. Die Aussicht auf den Nenasytezkoi Porog (Fall) findet man Taf. VII. gezeichnet. Der Obriste Faleew hat auf eigne Kosten die Reinigung des Dneprs unternommen, und der Fall Kardaz-

koi ist schon schiffbar, in dem die Felsen auf einer Weitung von zwey Faden hinweggeräumt sind. Mit dem Fall Nenasytezkoi ist er schon weit gekommen, und überdies legt er hier längs dem Ufer einen Kanal an, der bereits 170 Faden lang fortgerückt ist. Wenn gearbeitet wird, welches nur geschehen kann, solange das Wasser klein ist, kostet die Arbeit von 150—300 Menschen monatlich ungefähr 10,000 Rubel. Auf einem Kurgan oder Begräbnisshügel zwischen Kisshkas und Tomakowka fand Hr. S. eine umgeworfene aus Kalkstein gehauene weibliche Bildsäule, wovon T. VIII das Profil und die Ansicht von vorne liefert. Aehnliche kolossalische Bildsäulen aus dieser Gegend sind T. IX und X abgezeichnet. Von Krementschug reisete der Vf. am Ufer des Dneprs bis Nikopol' und sodann über die Steppe, nach Cherson. Der zweyte Theil seines Tagebuchs wird die Beschreibung dieser neuen Schöpfung Catharinens und einige Nachricht von der Krimm enthalten. Die Uebersetzung ist sehr genau und von einem sachkundigen Mann verfasst, der sie mit einigen Anmerkungen erläutert. Darüber können wir indessen nicht mit ihm einverstanden seyn, dass er den Laut des russischen Buchstaben (З) *Semlja*, oder des weichen *S* durch *Sz* ausdruckt, weil wir diese zwey Buchstaben als ein hartes oder doppeltes *ſ* in unserer Sprache zu lesen gewohnt sind, und das polnische *Sz* wie unser *Sch* ausgesprochen wird. Das Semlja lautet wie unser *ſ* in Reise, Weise, Sammt etc.; folglich müsste der Name des Vf. billig mit einfachem *S*, *Sujew* geschrieben werden. —

LONDON, b. Blamir: *Observations on the River Wye, and several Parts of south Wales etc. relative chiefly to picturesque Beauty;* made in the Summer of the Year 1770. Second Edition. By *William Gilpin*, M. A. Prebendary of Salisbury etc. 1789, 152 S. gr. 8. (7 Rthlr.)

Die erste Ausgabe dieses sehr schönen kleinen Werkes erschien 1782 als ein Vorläufer eines von dem Vf. projectirten, grössern und kostbarern, und als eine Anfrage beym Publikum wegen Unterstützung des letztern. Diese 2te Edition ist, besonders in artistischer Vergleichung, viel vorzüglicher: die Kupfer sind vermehrt, und die Behandlung derselben in aqua tinta ist schöner. Der Text ist, wie man das sonst in pittoresken Reisebeschr. findet, kein vernachlässigter Commentar zu den Kupfern, und nur etwa bloss der letztern wegen da. Er macht ein angenehmes gut geschriebnes und instructives Ganzes für sich aus; ist eine meisterhafte, frey entworfne Skizze, der wir hie und da nur mehr Ausführung wünschten. An sehr wenigen Stellen ist er, wegen des ganz Oertlichen, minder angenehm zu lesen, von der andern Seite aber nie überlästig, und, wie das ebenfalls bey solchen Beschreibungen oft geschieht, langweilig ausgesponnen. Der Vf. zeigt ein richtiges und feines, aesthetisch gebildetes, Gefühl für das Schöne von Naturscenen, und fasst den verschiednen Charakter desselben mit einem scharfen Blick. Er versteht die Kunst, der grossen Bildnerin der einzig wahren und höchsten Schönheit in den kleinsten Zügen ihrer schöpferischen Hand nachzuspüren, diese aufzufassen, und mit wenigen, aber treffenden, Zügen dem Auge des Kenners darzustellen. Der oft gedrängten Kürze ungeachtet, müsste ein Künstler von Talent, nach einzelnen Beschreibungen der Natur ähnliche Darstellungen malen können, ohne die Gegenden selbst gesehen zu haben. Auch über Behandlungen von Landschaftsgemälden nach der Natur, gibt der Vf. wie z. B. S. 25. 31. 95. 140 u. a. m. bedeutende Winke. — Was aber die Kunst am meisten interessirt, sind die Kupfer; — man könnte sie Handzeichnungen nennen, so sehr täuschend ähnlich sind sie behandelt, so wenig bemerkt man darin die Bearbeitung und den Abdruck der Kupferplatte. Sie sind in der angenehmen, das Auge so sehr schmeichelnden, Manier der Aqua tinta, und der beste dem Recens. jetzt bekannt gewordene Versuch dieser Art in Landschaftsdarstellungen. Die Manier scheint den einzigen Nachtheil zu haben, dass die Bearbeitung mit den Farben, und die Vertheilung von Licht und Schatten, nicht ganz in der Gewalt des Künstlers ist. Daher gerathen grosse Massen am besten, und die Entstehung harter und greller Stellen ist, so wie der Mangel an Haltung, nicht immer zu vermeiden. Es ist übrigens eine Behandlung der Kupferplatte, die der Weichheit des Pinselstrichs am nächsten kommt: doch würde Rec. die sanftere Manier mit schwärzlicher Tusche, der härtern mit Bister oder brauner Tusche, vorziehen. Von der erstern sind nur zwey unter den siebenzehn auf dem feinsten *papier velin* abgedruckten Kupfern, deren Meister Jukes heisst. — Rec. kann bey dieser Gelegenheit nicht umhin, seiner Seits den Wunsch zu wiederholen: dass sich doch auch für unsere herrlichen deutschen Gegenden des Rheins, der Elbe, Holsteins u. a. m., endlich einmal Unternehmer von Geist und Geschmack, mit Künstlern von Talenten verbinden, und uns, vom Publikum unterstützt, (das freylich in der Beförderung grosser und folglich sehr kostbarer Werke dieser Art dem zu London und Paris nicht gleicht, und aus mehreren Ursachen nicht gleichen kann,) mit einigen dieser trefflichen Aussichten unsers Vaterlandes zu beschenken. Von Ankündigungen auf Subscription, und andern nicht seltenen Behelfen der Gewinnsucht in solchen Unternehmungen darf hiebey nicht die Rede seyn. Man ist dadurch schon öfterer getäuscht und mistrauisch gemacht worden. Männer von Namen und Glauben beym Publikum müssten vors erste ein solches Werk auf ihre Kosten wagen. Ein Werk dieser Art in literarischer und artistischer Rücksicht, zum Beyspiel, nach dem Modell der obigen pittoresken Reise, von einem bekannten und uneigennützigen Gelehrten, und von geschickten Künstlern, unternommen und eingerichtet, müsste unfehlbar, sowohl in, als (besonders wenn zugleich eine französische Uebersetzung, mit besorgt würde), ausser Deutschland, Abnehmer genug finden, um die Kosten der Unternehmung vors erste reichlich zu ersetzen: und es würde zugleich als Probe, besonders des artistischen Theils dienen können, um dadurch den Weg zu grössern Werken dieser Art zu bahnen. —

Leipzig, b. Crusius: *Joseph Maria Galanti's neue historische und geographische Beschreibung beider Sicilien*, aus dem Italienischen übersetzt von *C. J. Jagemann.* — Erster Band. 1790. 472 S. 8.

Unsern Lesern ist dieses Werk schon aus der weitläuftigen und zweckmäsigen Anzeige des Originals von einem andern Recensenten im N. 257a und 257b der A. L. Z. v. 1788 hinlänglich bekannt; uns bleibt daher nichts übrig als Hn. J. im Namen des Publikums für die Uebersetzung zu danken. Da er bekanntlich hinlängliche Kenntniss der ital. Sprache hat; konnte man von ihm am ersten eine gute Uebersetzung dieses Werks erwarten. Allein er besitzt nur, wie uns scheint, nicht genug Geschmeidigkeit des Stils, um es den deutschen Leser vergessen zu machen, dass er ein Italienisches Original-Werk liest: der Periodenbau ist oft Italienisch, schleppend und dem Genius unsrer Sprache nicht angemessen z. B. in der Vorr. des Vf. S. XVII. „Die vor„nehmste Absicht meines Werks ist, die vielen Ursachen „bekannt zu machen, die uns verbinden, der gegenwär„tigen Regierung, und unserm Monarchen, deren einzi„ge Sorge ist, uns aus der Verwirrung und Ohnmacht „zu ziehen, in welche uns ein so langwieriges Elend ver„setzt hat, unsre ganze Liebe zu widmen." Rec. könnte noch weit auffallendere Beyspiele hersetzen, wenn er Lust zu tadeln hätte; bittet aber lieber den Hn. Ueb. diese leicht von ihm aufzufindenden Flecken in den folgenden Theilen, so viel ihm möglich ist, auszumerzen, unter andern auch das öfter wiederholte *Perfectum* zu vermeiden, wo wir Deutschen weit kürzer und kraftvoller das *Imperfectum* setzen, und fodert ihn auf, die folgenden Theile bald nachfolgen zu lassen. Anmerkungen hat übrigens Hr. J. nicht hinzugesetzt; aber wohl einige nothwendige Erläuterungen über Münzen, Maass, Gewicht und andre dergleichen Dinge, die dem deutschen Leser sehr willkommen seyn müssen.

Åbo. *Undersökning om Nyland och Tawastehus-Län i anseende til dess läge, vidd, climat, bärfloder, Sjoar och Vattenledår, Naturs förmåner och brister, Näringar, Folkrikhet, Politie och Cameral-Författningar, af P. A. Gadd,* Chem. Prof. a Åbo och Riddare af Kgl. Wasa-Orden. Del I. II. III. in 4. 1789.

Der durch so manche nützliche Schrift verdiente Hr. Prof. und Ritter *Gadd* in Åbo, ob er gleich schon für emeritus erklärt ist und vom Könige Dienstfreyheit erhalten hat, setzt dennoch, ausser den öffentlichen Vorlesungen, seine akademischen Arbeiten keinesweges ganz beyseite, und hat diese seine ökonomisch-statistische Abhandlung oder Untersuchung über *Nylands* und *Tawastehus* Lehn in Finnland in drey in schw. Sprache geschriebenen akadem. Abhandl. herausgegeben. Der König hatte ihm schon vor einigen Jahren aufgetragen, zur Kenntniss des Landes, seiner Producte und der Nahrungen daselbst, Reisen in Finnland anzustellen, und hier findet man die Resultate davon, was einen Theil Finnlands betrift, gesammelt, und in gewisse Paragraphen gebracht. Im 1. §. wird die geographische Lage und Beschaffenheit dieses Lehns bestimmt. Der 2. §. enthält dessen Hydrologie. Der 3. §. handelt vom Clima. Der Frühling ist zwar hier, so wie in ganz Finnland sehr angenehm, allein für die Gesundheit am gefährlichsten. Die Kälte ist im Winter dort nicht so stark als in Petersburg, ob dies gleich südlicher liegt. Im 4. §. von den Waldungen und deren Nutzung. 15 Schneidemühlen mit vielen Sägblättern, lieferten im J. 1780 allein 14,287 Zwölfter Bretter zum Verkauf nach den Städten. Eine sparsamere Haushaltung mit dem Holz, das hier überdem zu den Eisenwerken und zum Schiffsbau so nothwendig ist, wird doch sehr empfohlen, auch auf die Abschaffung des so schädlichen Schwendens gedrungen. Der 5. §. hat den Ackerbau zum Gegenstande. Bey geschehener Einschränkung des Schwendens, und bey Vermehrung der Volkszahl, könne jetzt nicht so viel Getraide zum Verkauf gebracht werden, als vor 20 bis 30 Jahren; in schlechten Jahren höchstens nur 14000, in guten 28000 Tonnen. Im 6. §. wird von den im Lande geschehenen Anpflanzungen geredet. Hanf und Flachs, auch Hopfen wird seit 10 Jahren über die Hälfte mehr und zwar an Flachs 11000 Lipf. gebrauet. Auch der Kartoffelbau hat zugenommen; ist aber lange noch nicht allgemein, noch zureichend. Der 7. §. handelt vom Wiesenbau; von den dort befindlichen Medicinalgewächsen und Färbekräutern, die durch Beyhülfe der Chemie noch weit besser genutzt werden könnten. Im 8. §. von der Viehzucht, die in den 10 Jahren von 1770 bis 1780 sehr zugenommen habe, daher auch mehrere Producte davon den Städten überlassen werden könne. Die dortige Wolle werde doch von den Bauern selbst zur Kleidung und sonst gebraucht. Die Anzahl der Ziegen, die in dortigen nördlichen Gegenden mit den wenigsten Kosten gehalten werden können und dem armen Landmann so vielen Nutzen schaffen, haben doch über ⅓ abgenommen. An verschiedenen Orten, wo es grosse Sandheiden giebt, mit Renthiermoos bewachsen, könnten auch Rennthiere gezogen werden. Im 9. §. von der Fischerey. Sie hat mehr zu- als abgenommen. Die Fischerey würde weit mehr zunehmen, wenn die Netze mit feinen Maschen abgeschafft, und die Fischerey im Frühling zur Laichzeit mehr eingeschränkt würde. Im 10. §. von der Jagd und dem Vogelfang. Im 11. §. von den Handarbeiten des Landmanns. Das Leinwandweben nimmt sehr zu, so wie dann überhaupt in Schweden solches viel allgemeiner als bey uns in Deutschland ist, wo selbst vornehme Frauenzimmer sich nicht schämen, den Lein selbst zu weben. Im 12. §. von den Gebäuden auf dem Lande. Rec. erinnert sich, dass sonst in Schweden nach Gesetz und Verordnung auf jedem Herren- oder Edelhofe gewisse Gebäude gehalten werden müssen; in Finnland scheint darauf nicht gesehen zu werden. Im 13. §. vom Handel des Landmanns. Hoch im Lande herauf, wo der Bauer oft 20 bis 30 Meilen zu fahren hat, ehe er sein Getraide in einer Stadt zu Markt bringen kann, besteht dessen grösster Absatz nur in Vieh und Victualien auf den Märkten, auf dem Lande. Sonst verkauft er auch Hopfen, Flachs und Hanf. Am besten steht sich in dem Fall der Bauer an der Seeküste, der Holz, Vieh, Hopfen und andere Waaren zu Wasser nach Stockholm führt. Im 14. §., von der Bergwerksnahrung, kommt eine

Orykrographie und Mineralogie von Finnland vor. Man findet hier Eisen, Kupfer, Zinkblende, Schwefel-, und Arsenik-Kiese, silberhaltigen Bleyglanz, Marmor und andere Steinbrüche u. s. w. Im 15. §. von den Eisenwerken und Städten in diesem Lehn. Die dortigen 13 Eisenwerke geben jährlich 11,767 Spf. 10 Lispf. Stangeneisen. Die Ausschmiedung gröberer Arten von Manufactur-Eisen würde den auswärtigen Handel damit sehr befördern. An Städten giebt es hier nur eine Stapelstadt, eine Seestadt und eine Landstadt. Die erste, nämlich *Helsingfors* hat einen guten Hafen, treibt mit Brettern und Eisen einen ansehnlichen, auswärtigen Handel, hat gute Tobackspflanzungen und Fabriken von Segeltuch, Sackleinwand u. d. g. Im 16. §. von der Bevölkerung. Im J. 1781 belief sich die Volkszahl daselbst auf 149,560; sie war also seit 1751 über 40000 gestiegen, und jetzt, glaubt Hr. G. müsse sie schon weit mehr zugenommen haben. Die Fruchtbarkeit ist in Finnland weit grösser, wie im südlichen Europa, wo man nur 4 Kinder auf die Ehe rechne, da hier auf 100 Ehen zwischen 650 und 500 Kinder kommen. Im 17. §. von der politischen Eintheilung in 6 Gerichtsstellen, und 8 Districtsgebiete, ingleichen von dortigen Einrichtungen in Ansehung öffentlicher Schulen, Lazarethe, Kirchspielsmagazine, Anlegung neuer Wege. Das ganze Lehn besteht aus 6579¼ sogenannte *Mantal*. Endlich im 18. §. von der dortigen Cameraleinrichtung, Bezahlung der Steuern und Abgaben und deren Beschaffenheit. Jetzt soll auf Königl. Verordnung ein neues bequemeres Grundbuch für dies Lehn verfasst werden. Wir haben auch von dem Hn. Vf. eine ausführliche Mineralhistorie von Finnland zu erwarten, wovon schon ein Theil gedruckt ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Erfurt*: Diss. inaug. med. *de morbis venereis larvatis*, auct. *Aloys. Gremler*. 1790. 20 S. 4. Der Vf. hat seinen Gegenstand nicht so einseitig und oberflächlich gefasst, dass er von verlarvten venerischen Krankheiten überhaupt spräche. Diese Benennung soll vier verschiedne Zustände umfassen. (Wir können von den hier genannten nur zwey gelten lassen. Complicationen mit der gewöhnlichen venerischen Krankheit machen diese nicht unkenntlich und werden nicht verlarvte vener. Krankheiten genannt. *Girtanner* leugnet diese Complicationen nicht, aber wohl *alle* verlarvten venerischen Krankheiten. — Alle Krankheiten, die Quecksilber heilt, halten allerdings einige für venerisch, wenn sie auch keinen Zufall haben, der auf venerisches Gift deutet. Aber diese Krankheiten fallen in die zweyte vom Vf. angenommene Classe, wo ein venerischer Krankheitszustand allein oder in Gesellschaft von vielen oder wenigen offenbaren venerischen Zufällen da ist, den dieses Gift sonst nicht hervorzubringen pflegt.) Ueber die Frage, ob die Lustseuche pathognomonische Zufälle habe, nie eine andere, als die gewöhnliche Krankheit sey, finden sich einige gute Erörtrungen. (Die Localzufälle beweisen nichts gegen eine bejahende Antwort, da die Frage so abgefasst ist, dass jene ausgeschlossen sind. Auch verwechselt der Vf. einigemahl die theoretische Untersuchung von Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der verlarvten vener. Krankheiten mit der praktischen, ob sie in einem individuellen Fall erkannt werden können. Ob eine Schwindsucht z. B. Folge der venerischen Ansteckung seyn kann, ist die grosse Frage. Die Zeichen, die die Wirklichkeit dieses Falles ausmitteln können, ausfindig zu machen, ist ein ganz andres, wenn auch gleich wichtiges, Geschäft. Ob die Krankheit denn zu den verlarvten vener. Krankheiten zu rechnen ist oder nicht, sollte jetzt nicht beschäftigen.) Die Folgen der venerischen Krankheit, die sich auf Schwäche der angegriffenen Theile gründen, die Schärfen, in die sie übergehen, die sie erzeugen soll, die das Quecksilber so gern nachlässt, werden scharfsinnig von den Folgen des Giftes unterschieden und als nicht venerisch dargestellt. Deutlichkeit und Bestimmtheit zeichnen den Vortrag in dieser kleinen Schrift aus. Nur in einem Abschnitt wird eine schlechte Sache mit schlechten Gründen vertheidigt und dieser sticht daher mit dem Ganzen nicht wenig ab. Der Vf. behauptet, venerisches Gift könne allerdings unwirksam im Körper ruhen. Es ginge immer schon eine Zeit von mehrern Tagen hin, ehe nach der Ansteckung eine venerische Krankheit sich zeige und andre ansteckenden Krankheitsstoffe, das Wuth- und Pestgift u. s. w. verweilten stets mehr oder weniger lang im Körper, ohne sich zu offenbaren. (Aber in dieser Zeit verbreiten sich diese Krankheitsstoffe und wirken so auf den Körper, dass die Krankheit nachher ausbricht. Wir bemerken ihre Thätigkeit nicht, aber sie ist warlich nicht gering. Diese Analogien beweisen also nichts.) Das venerische Gift wirke durch seinen Reiz. Dieser werde aber nicht erregt, wenn das Gift durch zähe schleimichte Säfte eingewickelt wäre oder der Körper nicht den gehörigen Grad von Reizbarkeit und Empfindlichkeit hätte, (das eingewickelte Gift wird dann doch als ein fremder Körper reizen, widernatürliche Zufälle erregen oder weggeschaft werden. Wenn man auch eine besondre Disposition für venerische Krankheiten annehmen will; die doch noch sehr streitig gemacht werden kann; so wird der menschliche Körper doch selten so herunter gekommen seyn, dass das venerische Gift eingewickelt oder uneingewickelt nicht als ein fremder oder gar als ein scharfer Stoff unsre Reizbarkeit und Unempfindlichkeit in Bewegung setzen sollte. Dass es unthätig zurückbleibe und ruhe, lässt sich nicht denken.) Der Vf. beruft sich noch auf die Autokratie der Natur. Uns blieb bey aller Anstrengung, ihn zu verstehen, dunkel, was er hier damit will. Er erinnert endlich noch, den Zeitraum, in dem das venerische Gift unthätig im Körper seyn könne, nicht zu lange anzunehmen. Aber er bestimmt ihn nicht und unterstützt seine Warnung mit keinen Gründen.

Geschichte. *Berlin*, in des Vf. Selbstverlage: *Friedrich des zweyten vollendete, und Friedrich Wilhelms II beginnende Regierungsepoke zur Beendigung des ersten Hefts der Annalen für 1786, v. Cranz.* ohne Jahrzahl. 78 S. 8. Man liest sich an des Einzigen Königs Leben nie satt, und so hat Rec. auch diese gutgeschriebene, mit kurzen Betrachtungen durchwebte, zusammengedrängte Uebersicht der grossen Geschichte mit neuem Vergnügen gelesen. Es giebt da über Friedrich II. keine lobrednerischen Tiraden, sondern nur ganz ungekünstelte Erzählung, folglich alles, was da nöthig ist, wo Thaten reden. Der Hr. Vf. scheuet sich auch nicht, die Regieverfassung eine wichtige Anomalie zu nennen; behauptet aber, dass das fehlerhafte schlechterdings nicht auf Rechnung des Königs komme. Wenn es nun aber nicht ganz geleugnet werden könnte, dass der grosse König über diesen Punct ein irriges System gehabt, und es vielleicht zu hartnäckig beybehalten habe; was wäre denn ein schwacher Schatten an einem Halbgott? Und ist denn die schwere Frage über das beste Steuersystem von den grössten Denkern aller Völker bis jetzt *entschieden?*

Auch die Uebereilung in der Arnoldischen Sache bemäntelt der Vf. nicht. Wozu auch, da selbst bey dieser Uebereilung etwas sehr lobenswürdiges zum Grunde lag?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 22. Februar 1791.

GESCHICHTE.

Breslau, b. Meyer: *Geschichte von Grossbrittannien, von der Revolution im Jahre 1688 bis zur Thronbesteigung Georgs des Ersten.* Nach der lateinischen Handschrift Alexander Cunningham's, Esq. Ministers Georgs I. bey der Republik Venedig, von *William Thomson*, d. R. D., *nebst dessen Einleitung von den Lebensumständen u. Schriften des Verfassers.* Herausgegeben von *Thomas Hollingbery*, D. d. Gg., Archidiaconus von Chichester, und ordentlichen Caplan Sr. M. des Königs von Grossbrittannien, Mitgliede der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften. Aus dem Engl. übersetzt. Erster Band. 1789. 2 Alph. und 5 Bogen. Zweyter Band. 1789. 2 Alph. und 7 Bogen in gr. 4. (4 Rthlr.)

Man würde es dem Hn. D. Hollingbery mehr Dank wissen, wenn er dem Publicum das lateinische Original dieses Werks vorgelegt hätte, als dass er es durch den Hn. D. Thomson, der schon aus seiner Fortsetzung der Watsonischen Geschichte vom spanischen König, Philipp dem Dritten, bekannt ist, englisch dolmetschen liess. Erst zwar war er Willens, jenes zu thun: „da ich aber, sagt er, bedachte, wie viele nicht „Gelehrsamkeit genug besitzen, und wie wenige dazu „aufgelegt sind, zwey Quartbände in lateinischer Sprache „durchzulesen, so anziehend und unterhaltend ihr Gegenstand auch immer seyn mag; so änderte ich meinen Vorsatz, u. s. w." Also um der Layen willen, sollen Kenner das Original entbehren, und mit der Uebersetzung vorlieb nehmen? Ob wir nun gleich nicht wissen, ob Cunningham, in Ansehung des lateinischen Ausdrucks, seinem Landsmanne Buchanan (denn auch er ist ein Schotte) an die Seite zu stellen sey (denn die sorglosen Britten haben nicht einmal ein Probestück des Originals gegeben); so schildert doch Hr. Thomson Cunningham's Schreibart so, dass man allerdings lüstern nach ihrem Genusse wird. Denn seiner Versicherung zu Folge, hat Hr. *C.* keinen Alten knechtisch nachgeahmt, sondern behauptet eine ihm eigenthümliche Manier; doch scheine er mehr nach der Stärke des Sallust, nach der Härte und Unregelmässigkeit des Tacitus, als nach dem schönen fliessenden Styl des Cicero oder Livius gestrebt zu haben; er erhebt ihn deswegen gewissermassen noch über den Buchanan. Um so mehr wäre die Erscheinung des Originals zu wünschen.

Was wir also vor uns haben, ist Uebersetzung aus Uebersetzung. Nach dieser zu urtheilen, gehört dann *C.* keineswegs unter die mittelmässigen, aber doch auch nicht unter die vorzüglichsten Historiker. In funfzehn Büchern beschreibt er die Geschichte jenes 26jährigen, auf dem Titel des Werks angedeuteten Zeitraumes so umständlich und offenherzig, als vor ihm keiner. Sein Werk fängt gerade da an, wo *Rapin* und *Hume* aufhören; doch schildert er in den beyden ersten Büchern, gleichsam Einleitungsweise, den Zustand Grossbrittanniens seit Cromwell. Man findet darinn gar manchen Umstand, viele Winke und Anecdoten, die vorher dem Publicum gar nicht bekannt waren, und solche, die zwar, einzeln für sich betrachtet, nicht neu, aber doch auf eine Art gewählt, angeordnet und dargestellt sind, die ihnen Reize der Neuheit ertheilt. Dass selbst Britten vieles dieser Art darinn finden, lehrt Hn. Thomsons Einleitung. Mit Recht sagt dieser: „Das „Ganze, Neues und Altes, ist durch eine vortrefliche „Verbindung in Ein interessantes Gemälde vereiniget, „das einen Eindruck von etwas Vollständigem und Ueber„stimmendem auf uns macht." Des Vf. grosser Zweck, wie er selbst zu verstehen giebt, besteht darinn, durch eine Reihe von Begebenheiten, die grösstentheils aus Einer Quelle fliessen, den Vorzug zusammenhängender Staaten vor zerstreuten Ländern, und übereinstimmender Maasregeln vor schwankenden Rathschlüssen und politischen Misshelligkeiten darzuthun. Die grossen Puncte, die er selten aus den Augen lässt, sind, in Ansehung des ersten Vorzuges, Frankreich und Grossbrittanien, und, in Ansehung des andern, die Regierungen Wilhelms (gewissermassen auch Ludwigs XIV.) und Annens. Er stellt die Wahrheit der grossen Lehre, welche die verschiedenen Perioden seiner Geschichte zu einem Ganzen verbindet, seinen Lesern unablässig vor, indem er ihnen die Standhaftigkeit der französischen Regierung, und die unermüdete Anstrengung aller ihrer Kräfte, unter dem drückendsten Unglück, auf der einen Seite zeigt, während er auf der andern die verschiedenen Grundzüge und Leidenschaften, die von dem Wesen der brittischen Verfassung unzertrennlich sind, und die natürliche Unbeständigkeit aller grossen Bündnisse beschreibt. Er verfährt dabey so unpartheyisch, als ein Britte verfahren kann. Denn, ob er gleich zur Parthey der Whigs gehörte; so verkennt er doch die Verdienste ausgezeichneter Personen von der Parthey der Tories keineswegs, wenigstens nie ganz. Er erhebet Wilhelms des Dritten Seelengrösse und Gelassenheit, mitten unter dem Toben der ihm abgeneigten Parthey, die seinem Herzen oft so unrecht wehe that, eben so sehr, als ihm die darauf erfolgte weibliche Regierung, und die während des spanischen Erbfolgekriegs ungeänderten Maasregeln Wilhelms, Unwillen auspressen. Sehr ins Detail gezeichnet sind die Hofintriguen, zumal unter der Regierung der Königin Anna, die

die Kabalen der Partheyen im Parlament, der unbegrenzte Ehr- und Geldgeiz gewisser Männer, besonders jene unbrittischen Köpfe, durch welche während jenes Krieges eine so grosse Veränderung in den Gesinnungen und Leidenschaften der englischen Nation vorging, die, der ununterbrochenen Reihe von Siegen müde, sich zu Ausschweifungen verleiten liess, laut nach Frieden schrie, und in ihrer blinden Raserey eben den Mann (*Marlborough*) zum Opfer verlangte, der ihren Ruhm bis auf den höchsten Gipfel gehoben hatte. Die eingestreuten scharfsinnigen Betrachtungen werden uns nie auf eine steife und gebieterische Art aufgedrungen, sondern ihr Urheber trägt sie entweder mit eben so grosser Schönheit, als gedrängter Kürze, in wenig Worten vor, oder er verwebt sie in die Erzählung selbst.

Dass C. selbst Staats- oder Geschäftsmann war, erhellet schon aus dem Titel seines Werks, noch mehr aber aus diesem selbst, wo er, wenn er mithandelte, oder, welches oft geschah; um seinen Rath befragt wurde, sich entweder durch *A. C.*, oder durch den Ausdruck: *ein gewisser Mann*, bezeichnet. Dass dies seiner Geschichte noch einen besondern Werth und Vorzug ertheile, brauchen wir wohl nicht zu bemerken. Genaue Nachrichten von ihm, oder eine förmliche Biographie, konnte Hr. Thomson, der sich deshalb erstaunlich viele Mühe gab, nicht liefern. Was er aber erfahren konnte, theilt er umständlich und kritisch in der Einleitung mit. Sicher ist, dass *C.* ein Schotte war, dass sein Vater Pfarrer in dem Kirchspiele Ettrik, in dem Presbyteriate von Selkirk gewesen ist, dass er, als Hofmeister vornehmer junger Schotten, viele fremde Länder, besonders Italien, gesehen, zum Theil genau gesehen hat; dass er eine Zeitlang englischer Gesandter zu Venedig war; dass er sich vor der Revolution in Holland aufgehalten; dass er in einem Alter von ungefähr achtzig Jahren gestorben ist, u. s. w. Vielen unsrer Leser wird ein scharfsinniger brittischer Humanist und Kritiker, der auch *Alex. Cunningham* hiess, und eine der besten Ausgaben Horazens besorgte, bekannt seyn. Ob dieser Kritiker, der zugleich als Pandektist berühmt ist, mit dem Historiker Eine Person sey, oder nicht, macht dem Hn. D. Thomson viel zu schaffen, und er stellt darüber umständliche Untersuchungen an, die ihn Anfangs zur Bejahung, endlich aber zum Zweifel, und fast zur völligen Verneinung leiten. In unsern Augen ist die darüber angestellte kritische Prüfung ein Meisterstück. Die zu lösenden Schwierigkeiten rühren hauptsächlich daher, dass, wenn es zwey verschiedene Personen waren, sie einerley Vaterland hatten, einerley Namen führten, zu einer Zeit lebten, dass beide berühmte Schachspieler waren, und dass beide ungefähr achtzig Jahre alt wurden.

Unter die Schwächen unsers Geschichtschreibers gehören gewisse vorgefasste Meynungen und Heftigkeiten, zu denen ihn jene verleiten. Er ergreift z. B. mit Wohlgefallen jede Gelegenheit, um von Geistlichen und vom weiblichen Geschlechte mit Verachtung und Widerwillen zu sprechen, oder zu urtheilen. Nie lässt er es daran fehlen, ihnen bey jedem Unglück, das den Staat betraf, ihren vollen Antheil an der Schuld, und vielleicht mehr, als ihnen von Rechts wegen zukommt, beyzumessen. Den berühmten D. und Bischof *Burnet* verfolgt er überall auf eine höchst beissende, und, fast möchten wir sagen, einem Geschichtschreiber unanständige Art.

In Ansehung der Chronologie ist der Vf. sehr nachlässig; man weiss oft, bey der Umständlichkeit seiner Erzählungen, nicht, wie man mit der Zeit daran ist. Hr. Thomson hätte diesem Mangel einigermassen abhelfen können, wenn er die Jahrzahlen an den Rand gesetzt hätte.

Oft, zumal in den ersten Büchern, scheint uns zu viel fremde Geschichte eingemischt zu seyn, besonders da, wo sie gar keinen Bezug auf die brittische hat. Bey italienischen Angelegenheiten verweilt der Vf. vorzüglich gern, vermuthlich, weil er lang in diesem Lande gelebt hatte. Man liest ihn freylich auch da gern, und erfährt Manches, das so bekannt eben nicht ist: aber hier war der Ort nicht dazu. Was soll (um nur ein Beyspiel anzuführen) die B. 1. S. 174 befindliche Erzählung von den Nonnen? So eine andre Nonnengeschichte S. 181? So die Geschichte des nordischen Kriegs B. 2. S. 75 u. ff.? Schön und treffend, aber nicht hierher gehörig, ist die Charakterschilderung Peters des Grossen (B. 1. S. 126).

Von Kayser Joseph I. urtheilt *C.* überaus ungünstig, so; dass er ihm fast nicht die mindeste gute Eigenschaft beylegt, sondern ihn immer als einen lockern, in Lüsten lebenden Fürsten beschreibt. Man sehe unter andern B. 1. S. 312. B. 2 S. 73. 74. 108. 127. Hingegen ist er, wie wir schon andeuteten, ein übertriebener Vertheidiger Wilhelms III. Ueberall zeigt er ihn von der vortheilhaftesten Seite, und schützt ihn gegen die, freylich oft sehr unbilligen, Kritiken der Engländer. Er sagt sogar S. 195: „Wenn irgend ein König sich in „seinen Entschliessungen und Handlungen nach den „glänzenden Beyspielen der berühmtesten Männer bil„den will, so kann er nicht allein in dem Leben dieses „Königes, sondern in den öffentlichen Urkunden der „englischen und holländischen Nation, das Bild eines „grossen Regenten und eines grossen Reichs finden." Selbst das Laster, das Wilhelms stärkste Bewunderer nicht verhehlen, das Laster des Geizes, giebt er nicht zu, vielmehr sagt er S. 197: „Er besass eine solche „Grösse der Seele, dass er weder Schätze für sich selbst „aufzuhäufen, noch den Geiz durch Kronen zu befrie„digen, sondern nur sich in Stand zu setzen suchte, „mehr Gutes zu würken."

Kleine Unrichtigkeiten kommen hier und da vor, ohne jedoch, eben weil sie klein sind, dem Ganzen Eintrag zu thun. So wird B. 1. S. 34 *Sasbach*, wo *Turenne* ums Leben kam, nach *Franken* versetzt. B. 1. S. 170 kommt ein *Graf von Gulenstein*, statt *General Guttenstein* vor. S. 260 heisst er *Gattenstein*. B. 1. S. 321 soll die portugiesische Landschaft Beira zwischen den Flüssen Minho und Duero liegen. B. 1. S. 263 heisst der Graf von *Marsigli Marsiglia*; er war auch nicht der erste Commandant zu Breysach, sondern der zweyte: jener war der Graf von *Arco*. Eben daselbst und anderwärts wird der Commandant zu Landau, Graf *Fritz*, statt

statt von *Friesen* genannt. Solche Fehler hätte der Uebersetzer verbessern sollen. — Wer nur einigermassen Geographie versteht, wird die Fehler in folgender Stelle (B. 2. S. 140) leicht entdecken: „Der Herzog von Noailles warb Truppen in *Navarra*, am Fusse „der pyrenäischen Gebürge, und führte sie — *durch* „*Languedoc* nach Spanien, um die Verbündeten noch „mehr in die Enge zu treiben. Endlich drang er *in* „*das Innere von Spanien*, und drohete *Girona* — mit „Belagerung."

Nun noch aus der Menge ausgezeichneter Stellen noch einige wenige, theils zu weiterem Nachdenken, theils zu Belegen unsres obigen Urtheils! — Neu war uns Cunningham's Nachricht (B. 1. S. 5), Ludwig XIV. habe von seiner frühesten Jugend an die heroischen Thaten Cromwells bewundert, und ihn zum Muster seiner Nachahmung gewählt. — Von der Regierung der Königin Anna, S. 202: „In England hat man we„der vorher noch nachher etwas gesehen, das dieser „weiblichen Regierung gleich käme, und der Geist der „Haubgier herrschte zu der Zeit so allgemein, dass „nicht allein schlechte Menschen gewinnsüchtig waren, „sondern auch Männer, die man für tugendhaft hielt, „bemühten sich, alles in Verwirrung zu bringen, um „dadurch Beförderungen, Reichthümer und Ehrenstel„len zu erhalten." — Im ersten Bande, S. 240, kommt der interessante kurhannöverische geheime Legationsrath *Robethon* vor, dessen Verdienste um die Gelangung des kurfürstlichen Hauses Braunschweig-Lüneburg auf den grossbrittanischen Thron, Hr. *Spittler* im Götting. hist. Magazin (B. 1. St. 3) bekannter gemacht hat. *Cunningham* scheint den wichtigen Mann nicht genug gekannt zu haben. Er sagt bloss: „Ein gewisser Robe„thon, den der Kurfürst, zu welcher Absicht aber, weiss „ich nicht, an seinem Hofe unterhielt." Er nennt ihn hernach einen Franzosen, der sich weder durch eine vornehme Abkunft, noch durch ausserordentliche Talente auszeichnete. Er giebt ihm auch Verläumdungen gegen Scot, einen gewissen Engländer, der sich damals in Hannover aufhielt, Schuld. *C.* war, nebst dem berühmten *Addison*, auch in Hannover, beschwert sich aber über die verächtliche Behandlung, die ihnen die Deutschen zugefügt hätten. — B. 2. S. 307, wird von dem ersten König von Preussen gesagt: er habe *mehr wegen der Vollkommenheiten seines Geistes*, als der Anmuth seiner Person hervorgeragt. Man vergleiche damit, *si lubet*, die Memoiren seines Enkels.

Endlich auch ein Wort von dem uns unbekannten Uebersetzer dieses Werks! So weit wir ohne sein englisches Vorbild urtheilen können, hat er sein Geschäfte gut ausgeführt. Aber eben von jenem Vorbilde hätte er einige Nachricht geben sollen. Uns ist nirgends etwas davon bekannt geworden; auch haben wir bis jetzt, da wir dieses schreiben, keine Recension dieser deutschen Uebersetzung gelesen. Nur einige Kleinigkeiten sind uns anstössig. B. 1. S. 137 sollte nicht *Brissac* statt *Breysach* stehen. B. 2. S. 111 heist es: Man *setzte* die feindlichen Magazine *unter Feuer.* B. 2. S. 116: Das Lager von einem Orte zum andern bewegen, u. s. w. Vermuthlich ist auch das *beyspielvolle* Betragen B. 2. S. 145 unrichtig übersetzt. *Umsonst*, statt *vergebens*, ist häufig gebraucht, so wie manche Lateiner *gratis* und *frustra* mit einander verwechseln.

LITERÄRGESCHICHTE.

Ulm, in der Wohlerischen Buchh.: *Aelteste Buchdruckergeschichte von Maynz*, von derselben Erfindung bis auf das Jahr 1499, von *Georg Wilhelm Zapf.* 1790. 46 u. 175 S. gr. 8.

Hn. Würdtweins *Bibliotheca Moguntina libris saeculo primo typographico impressis instructa* v. 1787, die auch 1790 zum zweytenmal, aber bloss mit Umdruckung des ersten Bogens, feil geboten wurde, ist bekannt. Auch der Rec. muss, ohne die übrigen anerkannten Verdienste des Hn. *W.* herabzuwürdigen, gestehen, dass er von diesem Werke mehr erwartet hätte, als darinn geleistet worden ist, welches doch Hn. *W.* desto leichter hätte seyn sollen, da schon so viel vorgearbeitet war, indem man sich ja allemal vorzüglich um die ersten Maynzer Drucke bekümmern musste, wenn man die Erfindung der Buchdruckerkunst in ein helleres Licht setzen wollte. Diese Hülfsmittel hätte Hr. *W.* vor allem fleissig gebrauchen sollen. Dass dieses aber nicht geschehen sey, ist bereits laut genug gesagt worden, auch Hr. *Zapf* führet in der Vorrede seines Werkes solches zu seiner Rechtfertigung bey dem Publicum an. Dass er bessere Hülfsmittel bey der Hand gehabt, und sie auch zu benutzen gesucht habe, beweiset wirklich der Augenschein. Ueberall sind die Schlussanzeigen vollständig und richtig angeführt worden; und die beygefügten Literarnotizen sind meistens so beschaffen, dass man damit zufrieden seyn kann. Zusätze konnten zu dem, was Hr. *W.* bis 1499 geliefert hat, nur wenige gemacht werden; desto mehrere aber zu den Schriften ohne Anzeige des Druckjahrs, die Hr. *W.* fast völlig übergangen hat. Auch die, als Einleitung vorausgeschickte kurze Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, die alles, was die Dilettanten davon zu wissen wünschen können, enthält, ist ein Vorzug, den Hr. *Z.* seinem Werke zu geben gesucht hat. Den Anfang des Werks selbst macht der Ablassbrief Pabst Nicol V., von 1454, über welchen wir von Hn. *Breitkopf* nähere Aufschlüsse zu erwarten haben. Dann folgt der *lateinische Psalter*, von 1457, als das allererste Buch, das eine ausdrückliche Anzeige des Druckers, Druckortes und Jahres hat. Von dieser Schlussanzeige hat schon Hr. *W.* eine ziemlich getreue, in Kupfer gestochene Copie geliefert. Abdrücke von der *nemlichen Kupferplatte* hat auch Hr. *Z.* seiner Schrift beylegen lassen. Das 1459 gedruckte *Rationale divinor. offic.* ist ein wahres Meisterstück der Kunst, und verdient die höchste Bewunderung. Als etwas ungemein Merkwürdiges hätte angezeigt werden sollen, dass nicht nur die kleinern Anfangsbuchstaben, sondern auch die Rubriken über den Büchern und Capiteln, mit rother Farbe ausgedruckt worden sind. Uebrigens hat Rec. in dem ganz vortreflichen Exemplar, das er vor sich gehabt hat, nicht 162, sondern nur 160 Bl. gezählet. Bey den *Constitut. Clement.* von 1460 hätte bemerkt werden können, dass der Text in zwo Columnen mit grössern, die denselben aber auf vier Seiten umgebenden Glossen mit kleinern Typen gedruckt sind. Einige der grossen

Buchstaben sind roth gedruckt, die meisten aber weggelassen worden. Mit gutem Grund hat Hr. *Z.* die noch von Hn. *W.* angeführte *deutsche Bibel, von* 1462, übergangen. Ob wirklich Exemplare von der ersten Ausgabe des *Libri VI. Decr.* von 1465 vorhanden sind, die in der Schlussanzeige schon den Zusatz haben: *Alma in urbe moguntina* u. s. w., davon wünschte Rec. mehrere Gewissheit zu erlangen. S. 32 und 35 würden wir bemerkt haben, dass sich die beiden Ausgaben von *Ciceron. Offic.* von 1465 und 1466 auch dadurch von einander unterscheiden, dass jene am Ende das bekannte rothgedruckte Zeichen hat, diese aber nicht. Von den *Rudiment. grammat.* S. 44. giebt *Gaignant's Catalog.* B. I. p. 365 u. f. Nachricht. Die fast bezweifelte Ausgabe des *Libri VI. Decr. von* 1470, wird nun Hr. *Z.* in Hn. *Helmschrott's* Verzeichniss, S. 5. n. 6., und daselbst auch die richtigere Schlussanzeige gefunden haben. Der *Johannes de Janua*, dessen *Catholicon* S. 63 angezeigt wird, hiess nicht *Baldi*, sondern *Balbi*, oder *de Balbis*, denn so nennt er sich in dieser seiner Compilation, unter dem Wort *Janua* selbst: *Johannes Januensis de Balbis*, welches auch in dem Register zu verbessern seyn möchte. Die S. 80. n. 39 vorkommende Unterschrift gehört, wie Rec. zuverlässig versichern kann, zu den *Constitut. Clem.*, aber nicht zu dem *Libro VI. Decr.*, folglich ist auch von diesem Werke nur die *einzige* von 1476 vorhanden, die auch n. 40 richtig angezeigt wird. Die Stelle, die Hr. *Z.* selbst aus den *Document.* des sel. *Schwarz* anführt, beweiset gerade das Gegentheil von dem, was Hr. *Z.* zu behaupten scheinet. Das S. 88 angeführte *Confessionale* des *Barth. Chaymis* von 1478, ist auch in einer, Rec. bekannten Bibliothek zu *Danzig*, so wie die n. 89 angeführte Ausgabe von *Gregor IX. Decretal.* von 1470, in einer vortreflichen Bibliothek zu *Zürich* befindlich. Der S. 91. n. 51 aus *Gerckens* Reisen aufgenommene *Herbarius*, von 1482, mag wohl kein anderer, als der von 1484 oder 1485 seyn. Rec. sagt es ungern, dass man Ursache habe, bey Hn. *Gerckens* Anzeige von Büchern, die er auf seinen Reisen *gesehen haben will*, sehr auf seiner Hut zu seyn, um von ihm nicht irre geführt zu werden. Wie Hr. *Z.* in der Beschreibung, die in den *Panzerischen Annalen* von dem 1485 gedruckten deutschen *Herbarius* vorkommt, habe lesen können, dass daselbst der Drucker nur *vermuthlich* angegeben worden sey, und wie er die daselbst mit *Cursivlettern* gedruckte Bemerkungen, in Ansehung des Druckerzeichens, habe übersehen können, ist schwer zu begreifen. S. 103 weiss Hr. *Z.* keinen Grund anzugeben, warum die Exemplare von den alten *Psalteriis* jetzt so selten sind. Er darf sich aber nur erinnern, dass dieselben meistens zum kirchlichen Gebrauch bestimmt gewesen sind, so wird er dieses Räthsel leicht auflösen können. Rec. wünschte die bey dieser, und bey andern Gelegenheiten gebrauchten derben Ausdrücke, nie lesen zu dürfen. Dass die S. 106. n. 66 angezeigte *Croniken der Sassen*, von 1492, (die von 1482 bey Hn. *W.* ist eine Fabel) wirklich die von Hn. *Z.* angeführte (rothgedruckte) Schlussanzeige habe, nur dass einige Buchstaben nicht richtig abgeschrieben oder gedruckt worden sind, kann Rec. aus dem Exemplar, das er selbst besitzet, versichern. Die, ohne Anzeige des Druckjahrs in Maynz gedruckten Bücher, machen von S. 123 — 163 den Beschluss. Hier hat Hr. *Z.*, wie schon erinnert worden ist, seinen Vorgänger sichtbar übertroffen. Durch das am Ende beygefügte Register ist der Gebrauch dieses Werks ziemlich erleichtert worden.

AMSTERDAM, b. Changuion u. den Hengst: *Catalogue des livres de la Bibliotheque de M. Pierre-Antoine Bolongaro-Crevenna*, I. *Vol.* Theologie LXXXIII. u. 258 S. II. Vol. Jurisprudence et Sciences et Arts. III. Vol. 264 S. Belles-Lettres, 254 u. 171 S. IV. Vol. Histoire, 250 u. 54 S. V. Vol. Table des Auteurs. 208 u. 175 S. 1789. gr. 8. (5 Rthlr.)

Die von Hn. *Crevenna*, einem gelehrten Kaufmann zu *Amsterdam*, mit grossen Kosten, gewiss aber auch mit grossem Glück angelegte, in dem bekannten, vortreflichen, in 5 Bänden 1776 erschienenen *Catalogue raisonné*, dem Literator mit den brauchbarsten Anmerkungen vor Augen gestellte prächtige Sammlung, hat nun endlich auch das fast allgemeine Schicksal der Zerstreuung, durch öffentliche Versteigerung, erfahren müssen. Der zu diesem Ende gedruckte, oben angezeigte Catalog, enthält nicht nur alles, wenigstens das allermeiste, was schon in der eben gedachten ersten Ausgabe angezeigt wurde, sondern auch einen ungemein beträchtlichen Zuwachs, den diese Bibliothek seit dieser Zeit, vorzüglich aus der Versteigerung der eben so wichtigen Sammlung des *Duc de la Valliere* in *Paris* erhalten hat. Das, was in der Vorrede gesagt wird, dass sie die zahlreicheste, auserlesenste und kostbarste Privatbibliothek in Europa seyn möchte, ist also wohl nicht übertrieben. Alle Classen sind mit den vorzüglichsten und seltensten Hauptwerken und Originalausgaben besetzt. Den grössten Glanz erhielt dieselbe durch die herrlichsten Handschriften, deren 260 gezählt werden, und durch die ersten Drucke, deren über 1000 Stücke sind, worunter sich die grössten Seltenheiten befinden. Da es bey einem so grossen Schatz schwer halten würde, auch nur das Merkwürdigste auszuzeichnen, so müssen wir den Literator auf den Catalog selbst verweisen, für welchen derselbe, auch nach der Zerstreuung der Bücher, vorzüglich wegen der beygefügten vortreflichen Literarnotizen, ohne dieses immer ein brauchbares Handbuch bleiben wird. Aus dem am Ende beygefügten Verzeichniss der Preise, um welche die Bücher verkauft worden sind, siehet man, dass zwar manche sehr theuer bezahlt, viele aber um einen ungemein geringen Preiss weggegangen, viele sogar, aus Mangel der Concurrenz, ganz liegen geblieben sind. Aus der Vorrede bemerken wir noch, dass wir von dem Vf. derselben (ob dieses Hr. *Crevenna* selbst, oder ein *anderer Gelehrter* seyn möchte?) eine ausführliche *Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst*, nächstens, und sobald die dazu bestimmten Kupferstiche zu Stande gekommen seyn werden, zu erwarten haben. Vielleicht ermuntert diese Nachricht Hn. *Breitkopf*, da sie ihm wohl nicht unbekannt wird geblieben seyn, zur *Ehre Deutschlands* jetzt mit der seinigen nicht länger zurücke zu halten. Dieses werden mit Rec. gewiss alle diejenigen wünschen, die es wissen, was sie von Hn. *Breitkopf* zu erwarten haben.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 23. Februar 1791.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN: *Berlinisches Journal für Aufklärung:* herausgegeben von G. N. *Fischer* und *A. Riem*. Dritter, vierter und fünfter Band. 1789. Sechster Band. erstes und zweites Stück. 1790. 348, 288, 288 und 192 S. in 8.

Im Ganzen, finden wir, hat diess Journal seinen innern und äussern Werth, den es gleich anfangs zeigte, noch bis jetzt behauptet, und die Monatsstücke, die eben angezeigt werden, enthalten im Durchschnitte eine Mannichfaltigkeit gutgedachter und geschriebener Aufsätze über interessante, an sich wichtige und zeitmäsige Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit Aufklärung liebender Leser verdienen, und für einige minder gute Stücke, die zugleich mit jenen aufgenommen worden sind, Nachsicht und Verzeihung auswürken können. Mit einer vollständigen Aufzählung und ängstlichen Kritik aller und jeder einzelnen Gedichtchen, Reden, Abhandlungen u. s. f., die ein jeder Monat geliefert hat, wird die A. L. Z. weder den engen Raum verschwenden, noch ihrer Leser Geduld ermüden. Nur nach Classen können wir im Allgemeinen urtheilen, und nur von einigen Aufsätzen, die uns besondere Erwähnung zu verdienen scheinen, nähere Rechenschaft ablegen.

Von dem wenigsten Belang sind die *poetischen* Stücke, womit in der Regel jedes Heft seinen Anfang nimmt. Den freyen Uebersetzungen oder Nachahmungen des Martial oder Catull von *Klamer Schmidt* fehlt gewöhnlich die freye, originelle Wendung, wodurch sich der alte epigrammatische Einfall an die Sitte und Denkweise unserer Zeiten anschliessen, und Lesern, die nicht bloss Liebhaber des Alterthums sind, empfehlen müsste. Unter den Gedichten auf *Friedrich* von *Mnioch*, *Blume* u. a. zeichnet sich das lyrische Gedicht vom Hn. Pred. *Jenisch* durch sorgfältige Bearbeitung aus. Seine Wirkung hat es aber doch hauptsächlich dem grossen Gegenstande selbst zu verdanken, der nur nach dem Gesetz der wahren Geschichte behandelt und lebendig dargestellt werden darf, um tiefe Eindrücke zu machen. Die *poetische Epistel* eines *Ungenannten: Was ist Wahrheit?* hat viele gute Eigenschaften eines Lehrgedichts, eine gleichmässige Stärke der Gedanken und Fülle der Empfindungen über und für die interessantesten Gegenstände des menschlichen Denkens. Auch das Lehrgedicht hat seinen Knoten; geknüpft ist es hier gut und natürlich; die Art der Lösung in folgenden Episteln muss den Werth des Ganzen bestimmen. Einige Fabeln von *Pfeffel* in der bekannten Manier dieses Fabeldichters stehen in einem für sie sehr vortheilhaften Contrast neben einer Fabel von I. G. v. W., die Hr. Prof. *Ramler* eingesandt hat, und die weder originell erfunden, noch neu gewandt, noch leicht und fliessend erzählt ist. Leichtigkeit und treffende angenehme Bilder charakterisiren einige Stücke von *Bouterwek;* aber eine gewisse Consistenz und Bündigkeit der Gedanken, ein stätiger, natürlicher Gang des Tons, und die Kürze, wovon die Stärke des Eindrucks so sehr abhängt, würde ihnen noch grösern Werth geben. Einzelne Stellen verrathen, dass er bey grösserm Fleisse ihnen diese Vollkommenheit verschaffen könnte. So z. B., wenn er in *Alonzo, einer philosophischen Phantasie* (B. III. St. 3) den thätigen Weisen schildert:

> So sah Alonzo stets in hellerm Licht
> Des Lebens Glück, des Lebens Pflicht.
> Er ward ein Mann, und Männer handeln,
> Wo Schwätzer auf und niederwandeln,
> In träger Kopfphilosophie.
> Ein Raum für Thaten ist das Leben.
> Wer immer will nach Weisheit streben,
> Erreicht den Zweck der Weisheit nie.
> Alonzo sah in Gottes grossem Garten
> Der wüsten Plätze ach! so viel,
> Der kranken Pflanzen ach! so viel,
> Die, jedes rauhen Zufalls Spiel,
> Auf Schutz und sanfte Pflege warten,
> Er sah' nicht lang; er gieng zur That. u. s. f.

Gelegenheitsgedichtchen, die nur in ihrer Situation individuelles Interesse und einen auszeichnenden Vorzug haben, sollten gar nicht in ein solches Journal als Lückenbüsser aufgenommen werden; dass sie gerade nicht schlecht sind, verdient ihnen hier noch keine Stelle.

Unter den *historischen Aufsätzen* ist die *geheime Instruction*, die Pabst Paul III dem Bischof Thomas Campeggi ertheilte, der als päbstlicher Commissarius zu dem Wormser Religionsgespräch im J. 1540 abgesandt wurde, als ein feines Pröbchen der alten römischen Politik interessant. *Etwas über die gegenwärtige Lage der vereinigten Staaten von Nordamerika,* aus dem Buche *de la France et des Etats Unis* etc. gezogen, berichtigt manches recht gut, was zum Nachtheil der amerikanischen Staaten gesagt worden, theils durch neue Thatsachen, theils durch unpartheyischere Erklärung und Beurtheilung dessen, was von der Gegenpartey als Thatsache angeführt wird. Ueber die eigenen Vorzüge der *preussischen Staaten* wird in einigen Reden von *Brunn* u. a. viel Wahres und Treffendes, aber mit einiger Partheylichkeit gegen andre Staa-

Staaten, gesagt. Ein Beweis, dafs der preufsische Staat der glücklichste unter allen in Europa ist, läfst sich nach der Natur der Sache nicht in strenger Allgemeinheit führen, wenn es gleich bey diesem Staate die wenigste Kunst erfodert, *eigene einzelne* Vorzüge desselben vor jedem andern einzelnen Staate aufzuweisen. Gewinnt die Wahrheit durch Uebertreibung? und wird nicht der gerechteste Lobspruch verdächtig, wenn er mit Declamationen, wie folgende, unterstützt wird: „Ach auch hier (es ist „von den übrigen 300 deutschen Staaten die Rede) sind „der glücklichen nur wenige. Die *meisten* deiner klei„nen Staaten werden beherrscht von kleinen Despoten „oder stolzen Aristokraten, die unweise sich einbilden, „die Unterthanen seyn nur gebohren, die Abgaben zu „entrichten, damit sie in Gemächlichkeit ihren schändli„chen Lüsten fröhnen, oder ihren lächerlichen Ehrgeiz „befriedigen, oder ihren lächerlichen Launen nachhän„gen könnten; die statt *Väter* Geisseln ihrer Völker, „oder unwürdige Schwächlinge sind, die sich von nie„drigen Schmeichlern am Gängelbande führen lassen, und „nicht werth sind der Stelle, die sie bekleiden!" — Der Auszug aus *Sacy* über das alte Ritterwesen ist nicht eindringende Untersuchung, aber lesbar. Von *Preuschens Typometrie und Stomometrie* ersieht man aus dem hier Gesagten viel zu wenig, um befriedigt zu werden, und *Brunn's Briefe über Carlsruhe* sind für den Statistiker zu unkritisch, da z. B. die Zahl der Einwohner und Gebäude dieser Stadt nur nach einem höchst unmafsgeblichen Ueberschlag angegeben wird. Hn. *Klingers* Beschreibung seiner optischen Glasschleifmaschine bezieht sich auf fehlende Figuren, ohne die sie ganz und gar unverständlich ist. Ueber *Jägers* Atlas von Deutschland wird eine lehrreiche und detaillirte Beurtheilung geliefert.

Bey den *philosophischen Abhandlungen*, die den wichtigsten und gröfsten Theil dieser Monatsschrift ausmachen, mufs unsre Anzeige etwas länger verweilen. Auch unter diesen sind einige etwas unbestimmt und weitschweifig; es wird zu viel darinn declamirt und zu wenig erwiesen; z. B. die Abh. über Religion und Theologie. Aber sie enthält doch *eine* gute Erinnerung, welche die Sprachmengerey einiger *neuern* Theologen in der Lehre von der Offenbarung betrifft, wo sie in diesem Begriffe gerade das Hauptmerkmal, nemlich des Natürlichen oder Uebernatürlichen, auf Schrauben stellen; eine Unbestimmtheit, die kein Wahrheitsfreund gut heissen kann. Was Hr. *Fischer* über *Aufklärung in der Religion* und ihre Kennzeichen sagt, ist zwar so einleuchtend und bekannt, dafs es sich billig von selbst verstehen sollte, — wird aber gleichwohl noch nicht immer und überall dafür erkannt. Der Vf. der *Skizze einer Geschichte der Moral* bittet vor Beendigung dieses Auffatzes kein Urtheil über denselben zu fällen. Er ist noch nicht beendigt; Rec. mufs gleichwohl nach dem Anfange urtheilen: dafs die Fortsetzung weniger gemeine Declamation, mehr Bestimmtheit und gründlichere Untersuchung enthalten müsse, wenn das Ganze den Beyfall derer erhalten soll, die vorjetzt die Moral nicht für zufällig, ein übersinnliches, allgemeines Sittengesetz für keine Chimäre, Liebe zum Eigenthum nicht für die erste Tugend u. s. w. halten. — *De Wailly* sagt viele kameralistische und ökonomische Wahrheiten, die sich grofsentheils ohne grofse Schwierigkeit anwenden lassen. *Bouterwek* nennt seinen Auffatz: *über die Temperamente* eine philosophische Grille, und will nicht darüber disputiren. Wer könnte und wollte diefs auch, da sie nichts Neues sagt? *E. G. Fischers* lehrreiche und anziehende *Betrachtungen über die Kometen* sind jetzt besonders gedruckt. — Gegen Hn. *Bruns* wird erwiesen, dafs das hebräische Wort צדקה den Begriff von *Tugend* keineswegs erschöpfe, sondern überhaupt: *Judenthum*, Moses Gesetz und Religion und alle die Rechte bedeute, welche nach jüdischer Einrichtung und Meynung damit verbunden waren, worunter freylich manches vorkommt, was nach gereinigten Begriffen nur ein Vorrecht der Tugend ist. Die Sache möchte wohl ausgemacht seyn, wenn gleich manche Stellen aus dem Talmud und den Rabbinen für die frühere jüdische Meynung zu keinem Beweise taugt. *Ueber Wahrheit* spricht Hr. *Salomon Maymon* als ein origineller und selbstdenkender Kopf, dem weiter nichts fehlt, als gröfsere Ausbildung seiner philosophischen Sprache, um unter den philosophischen Schriftstellern seiner Nation und seines Volks (er ist ein polnischer Jude) zu glänzen. Hr. *Tiefttrunk* spricht in Bezug auf jenen Auffatz bestimmt und deutlich über denselben Gegenstand. Fast vermuthen wir aber aus dem, was ein andrer Auffatz: (*Was sind Tropen?*) uns von dem Tiefsinn des Vf. ahnden läfst, dafs Hr. *T.* dem Hn. *M.* aus einem Mifsverstand widerspreche, den wir aber hier nicht zu berichtigen im Stande sind. — Den Begriff von *Tropen* hat Hn. M. (denn Sprache und Inhalt lassen ihn als Vf. nicht verkennen) mit einer Subtilität entwickelt, und die ersten Gründe zur Philosophie über ihre Natur mit einem Tiefsinn erörtert, als es noch nie geschehen war. Es sind, wie man nun *nach* der M. schen Entwickelung deutlich sieht, zwey Fälle sorgfältig zu unterscheiden; der *eine*, wenn man ein Wort wegen der *objectiven Aehnlichkeit* der übrigens verschiedenen Gegenstände nach und nach auf dieselben anwendet, in welchem Falle die Bedeutung der Worte in beiden Fällen eigentlich und ursprünglich, und nur die Anwendung verschieden ist; z. B. das Wort *Flüchtig* ist eben so wenig tropisch, wenn es von dem (nicht haltbaren, befestigten) *Gedanken*, als wenn es vom *Queckfilber* gebraucht wird, so wie *Roth* von dem Apfel *eigentlich* gesagt wird, wenn es auch ursprünglich von der *Kirsche* wäre gebraucht worden. Der *andre* Fall ist der, wo ein Ausdruck auf etwas anders übertragen wird, was nicht objectiv durch Einerleyheit und Aehnlichkeit, sondern *subjectiv*, nemlich durch die ursprünglichen Formen unsers Erkenntnifsvermögens mit dem erstbezeichneten verbunden ist, wie wenn z. B. der Ausdruck von der Substanz auf die Accidenz, von der Ursache auf die Wirkung übergeht. So entstehen eigentliche Tropen, z. B. die *ganze Stadt* für *alle ihre Einwohner*. Da nun alle diese mögliche Beziehungen der Dinge auf einander aus der Logik bestimmt und vollzählig gemacht werden können: so lassen sich auch alle möglichen Tropen nach diesem Princip a priori bestimmt angeben, und in einem Systeme vorstellen. — Die weitere Ausführung dieses Gedankens würde ein wichtiger Beytrag zu einer reinen Philosophie über die Sprache seyn. — Zum Schlufs ha-

haben wir seiner Vortreflichkeit wegen den (wahrscheinlich Tieftrunkischen) Aufsatz verspart: *Ueber den Geist der Gesetzgebung und das Verhältniss zwischen dem Unterthan und Souverain.* Eine ächte Moral für Staaten im Grundrisse. — Eine Regierung muss, um nicht die Menschheit zu erniedrigen, der Bestimmung u. dem Charakter der Menschheit entsprechen. Dieser ist gedoppelt: sinnlich und bedingt nothwendig; übersinnlich, geistig und schlechthin nothwendig. Beide gehören zusammen: der erstere ist aber dem letztern untergeordnet. Die sinnliche Wohlfahrt muss der Entwickelung des Geistes nachstehen. Der höchste Charakter des menschlichen Geistes ist Freyheit, nicht Gesetzlosigkeit und Willkühr, sondern unbedingte Befolgung seines eignen Gesetzes. Hierauf oder auf Moralität beruht alle innere Würde des Staates und seiner Glieder, des Regenten und des Unterthanen. Diess Gesetz in seiner natürlichen, sinnlichen Sphäre befolgen, ist die ganze Bestimmung des Menschen, und die Absicht aller Regierung und Gesetze kann und darf keine andere seyn, als *auf Erhebung des Geistes die Glückseligkeit der Gesellschaft zu gründen.* Das politische Gesetz muss mit der Selbstgesetzgebung *des Geistes* harmoniren, und sich vor dem *reinen* Willen der Bürger und Unterthanen rechtfertigen, wenn ihre und des Regenten eigene Menschenwürde behauptet werden, und williger Gehorsam möglich seyn soll. Sinnliche Wohlfahrt, als höchster Zweck aufgestellt, verwirret die ganze Bestimmung des Staates. Politik ohne Moralität entadelt die Menschheit, und untergräbt allmählich ihr eigenes Gebäude. Sie macht klug; Moralität aber edel. *Sittliche Vollkommenheit*, als der höchste und edelste Zweck des Staats; aus ihm lassen sich die übrigen Zwecke und Gegenstände der Regierung ableiten, nämlich *Verstandesbildung* der Nation; weil ohne Gebrauch des Verstandes, der ein Vermögen allgemeiner Vorstellungen ist, keine Kenntniss und Ausübung des Sittengesetzes möglich ist, und *Cultur* oder selbstthätige Behandlung der Natur, als Mittel der Verstandesbildung. Also ist die Cultur um des Verstandes willen, Verstandesbildung um des sittlichen Vermögens willen; dieses um sein selbst willen. Cultur befördert den Wohlstand; Verstandesübung macht klug; Tugend veredelt. Edelmuth, Einsicht und Geschäftigkeit hat also die Regierung zu befördern; keines getrennt von dem andern. — Gewalt darf der Regent nur dann anwenden, wenn nur das *sinnliche* Begehrungsvermögen des Menschen zum Widerstande geneigt macht, und die Strenge sich *als Pflicht* erweisen lässt. Der Gesetzgeber richtet sich nach dem Maasse der Cultur der Bürger, und verfasst nur das und soviel in Wort und Schrift, als der Bürger nicht durch sich selbst zum Ziele der gesetzlichen Beobachtung machen würde, um die freye Selbstmacht und eigne Bildung nicht einzuschränken. — Von dem Detail der Haupt- und Nebengedanken, von den treffenden Beyspielen und Gleichnissen, von der würdigen Sprache des Aufsatzes kann dieser Auszug keine Idee geben. Eine gereinigte Moral muss auch andere Principien der äusseren Gesetzgebung feststellen, als eine solche, die einen eingeschränkten Begriff von menschlicher Bestimmung zum Grunde legt. Wenn ja etwas zu erinnern wäre, so hätten vielleicht in der übrigens musterhaften Entwickelung der ersten Grundsätze manche metaphysische Subtilitäten können vermieden, und manches dagegen einfacher und leichter vorgestellt werden. Eine Hauptfrage ist ferner übergangen, nemlich wie weit die positive Gesetzgebung sich von der natürlichen entfernen könne und müsse? worüber Hr. D. *Hufeland* in seinem *Naturrecht* mit vieler Präcision sich erklärt hat. Endlich so scheint uns der Vf. die Fragen der *Staatsklugheit* mit den Problemen der *Staatsweisheit* oder der Moral für Staaten an einigen Stellen verwechselt zu haben. Wie könnte er sonst die Frage nach dem Werth der verschiedenen Regierungsformen durch ein gefundenes Ideal von einer zweckmässigen, d. h. moralisch richtigen Regierung überhaupt schon für entschieden, oder ihre besondere Auflösung als überflüssig abweisen? wie die moralischen Begriffe von bürgerlicher Freyheit überhaupt hinstellen, wo eigentlich von den Mitteln die Rede ist, wodurch sich die Freyheit als Zweck am vollständigsten bewirken und sichern lässt? Werden beide Wissenschaften, jene als ein Zweig der Moral, diese als ein Theil der Glückseligkeitslehre: jene als reine, diese als empirische Wissenschaft, nicht gehörig von einander getrennt, so ist des Misverstandes, des Streitens und der Verwirrung kein Ende, weil heterogene Aufgaben sich ihrer Natur nach, nicht aus einerley Principien einstimmig beurtheilen lassen.

GOTHA, b. Ettinger: *Ursprung, Verfassung, und Gesetze der Colonie zu St. Leucio.* Ein Beytrag zu den Schriften über Volkserziehung. 1791. 108 S. kl. 8. (14 gr.)

Das Original dieser kleinen merkwürdigen Schrift ward schon 1789 in Neapel gedruckt, und ihr Vf. ist der regierende König von Neapel, der schon 1773 den Grund zu dieser hier beschriebenen Colonie nahe bey Caserta legte. Der König wollte gern vom Geräusch des Hofes entfernt, seine Erholungsstunden nützlich für seine Unterthanen anwenden. Er verpflanzte also in der Nachbarschaft eines Jagdhauses einige Familien um das Haus, den dazu gehörigen Park und andere Anstalten zu besorgen, errichtete hier eine Erziehungsanstalt für die Kinder, wie sich die kleine Gesellschaft vermehrte, und verband damit zuletzt, um die Früchte seiner angewandten Sorgfalt nicht zu verlieren, und die jungen und alten Zöglinge zu beschäftigen, eine Seidenmanufactur, welche bis dahin im Königreiche schlecht betrieben wurde. Damit die neue Colonie in der Folge andern Einwohnern, wie Preussen zum Muster dienen könne, ward die Anstalt nach und nach erweitert; sie war schon bey Abfassung dieses mit seltner Unterthanenliebe und Kenntniss der Schwächen der ungebildeten niedern Stände entworfenen Werks 214 Seelen stark. Hierauf ertheilte der erhabene Stifter dieser neuen unverdorbenen betriebsamen Volkspflanzung väterliche Verordnungen, welche die künftige Lebensweise der Bewohner von St. Leucio bestimmten. Diese sind hier vollständig abgedruckt, sie enthalten so sichtbar den Umständen angemessene Vorschriften, und sind überall vom thätigsten Eifer belebt, Zwietracht,

Liederlichkeit und Unordnung unter den Coloniſten zu erſticken. Da dieſe Schrift gewiſs bald in den Händen aller aufgeklärten Volksfreunde und Beförderer der Volkserziehung ſeyn wird, ſo begnügen wir uns hier, einige für dieſe Colonie gemachten Geſetze anzuführen. Der Geſetzgeber verlangt eine vollkommene Gleichheit unter den Einwohnern, weil ſie alle Handwerker und Arbeitsleute ſeyn ſollen. Ihre Kleidung ſoll ſich nicht durch Pracht und Aufwand von einander unterſcheiden, ſondern ſo viel als möglich gleich ſeyn. Von jungen Leuten, die ſich verheirathen wollen, muſs der Bräutigam wenigſtens 20 und die Braut 16 Jahr alt ſeyn. Sie bekommen alsdann ein mit allem verſehenes neues Haus nebſt zweyen Weberſtühlen, um ihren täglichen Unterhalt verdienen zu können. Heirathet ein Mädchen auſserhalb der Geſellſchaft, ſo bekömmt ſie 50 Ducaten (etwas über 50 Thaler), und iſt von der Colonie ausgeſchloſſen. Ein junger Einwohner kann eine Fremde heirathen, wenn ſie ein Handwerk verſteht. Iſt ſie dazu nicht geſchickt, und der Liebhaber beſteht dennoch auf der Heirath, ſo muſs er die Geſellſchaft verlaſſen. Die vater- und mutterloſen Waiſen der Colonie werden aus einer beſondern Caſſe erhalten, die der König gröſstentheils fundirt hat, bis ſie ihr Brod verdienen können. Aus den älteſten im Volk werden jährlich fünf der weiſeſten und gerechteſten Greiſe erwählt, die mit dem Pfarrer ohne weitere Appellation in den bürgerlichen und das Fabrikweſen betreffenden Streitigkeiten entſcheiden, und für die weſentlichen Bedürfniſſe der ganzen Gemeinde ſorgen. Alles Spiel iſt den Gliedern verboten. Den kleinen Kindern werden zu beſtimmten Zeiten die Blattern eingeimpft, und alle gefährliche Kranken in einem beſondern Hauſe auf königliche Koſten verpflegt. Arme alte und ſchwache Glieder der Geſellſchaft werden aus einer Caſſe erhalten, wozu die übrigen nach ihrem täglichen Verdienſt einen monatlichen geringen Beytrag erlegen. Alle Trauerkleidungen ſind verboten, nur Aeltern und Ehegatten darf man einen Monat lang mit einem ſchwarzen Flor oder Tuch betrauren. An Feſttagen werden die tauglichen Mannsperſonen in den Waffen geübt, um bey feindlichem Einfall zur Vertheidigung des Reichs gebraucht zu werden. Fremde geſchickte Arbeiter werden nach zweyjährigem untadelhaften Aufenthalt Mitglieder der Geſellſchaft. Dieſen geſetzlichen Vorſchriften folgt ein kurzer Katechismus für die Normalſchulen in St. Leucio, der im Ganzen die vorzüglichſten Grundſätze der Religion und Moral enthält, uns aber doch für den niedern Stand hin und wieder zu abſtract ſcheint. Den Beſchluſs macht ein Stundenzeiger, welcher die Zeit zum Gebet und die Arbeitsſtunden vorzüglich für die jungen Glieder der Geſellſchaft angiebt denen wir etwas mehr Erholungszeit wünſchen möchten, und Regeln für die jüngern Arbeiter der königlichen Florfabrik. Die Ueberſetzung ſcheint mit Sprachkenntniſs, Fleiſs und Nachdenken gemacht zu ſeyn.

Leipzig, in der Waltherſchen Buchhandl.: *Moral in Beyſpielen für Frauenzimmer edler Erziehung.* Erſter Theil, mit Kupfern. 1789. 269 S. in 8. Zweyter Theil. 1790. 312 S.

Eigentlich kann jede Geſchichte, jede Erzählung freyer Handlungen mit ihren Folgen Moral in Beyſpielen genennet werden, inſofern ſie dem denkenden Leſer Anlaſs giebt, moraliſche Maximen oder Grundſätze von den erzählten Thatſachen zu abſtrahiren oder dadurch zu berichtigen und zu beſtätigen. Indeſſen giebt es freylich eine Gattung Leſer und Leſerinnen, für welche aus dem ganzen Vorrathe der Thatſachen, über die ſich moraliſiren läſst, erſt die brauchbarſten herausgeſucht, und auf eine ihrer Faſſung angemeſſene Art vorgetragen werden müſſen. Wer nun zu Begünſtigung ſolcher Leſer moraliſch erbauliche Beyſpiele ſammelt, der macht ſich, wie Rec. dünkt, das Verdienſt um ſie, daſs er ihnen dadurch die Wahl aus der Menge des mehr und minder Guten erleichtert, indem er alles zur Immoralität Verführende entweder gänzlich wegläſst, oder doch ſo ſtellt, daſs es durch den häſslichen Contraſt zur Empfehlung des Moraliſch guten mitwirkt. Dieſen Geſichtspunct hat der Herausgeber der vorliegenden Sammlung ganz wohl gefaſst, zu deren Veranſtaltung er durch ein vor zwey Jahren in Frankreich unter dem Titel: *Les Françaiſes* etc. erſchienenes Werk iſt veranlaſst worden; wiewohl er aus dieſem franzöſiſchen Werke ſelbſt, auſser der erſten Erzählung, nichts beybehalten hat. Der Ton der Erzählung iſt übrigens leicht, und der Ausdruck ungekünſtelt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Prag* und *Leipzig*, b. Diesbach: *Das Gewiſſen*, ein warnendes Gemälde in drey Aufzügen, nach den Paſtoren des Herrn Halbe. 1789. 66 S. 8. — Eine verübte Mordthat, die lange Jahre verborgen geblieben, wird durch einen Todtenkopf entdeckt, der, durch eine Kröte bewegt, den Todtengräber auf ſeine Beſchaffenheit aufmerkſam macht, und die Thäter, bey denen ſich das Gewiſſen ſchon vorher ſehr oft geregt hatte, werden durch den unvermutheten Anblick dieſes Schädels zum Geſtändniſs gebracht. Da die Thäter gleich in den erſten Scenen aufrichtige Reue blicken laſſen, die ſie in der Folge nach dem gethanenen Geſtändniſs noch ſtärker an den Tag legen, ſo werden gewiſs die meiſten Leſer erwarten und wünſchen, daſs ſie am Ende begnadigt werden. Dies erfolgt aber nicht, oder es bleibt doch wenigſtens ungewiſs, ob ſie Begnadigung erhalten; indem ſich das Stück damit endigt, daſs der Gerichtsdiener ihnen Feſſeln anlegt. So gute Gedanken über die Macht des Gewiſſens, und über das, was eine würdige Verwaltung des geiſtlichen Amtes vermag, auch in dieſem Stück vorkommen, ſo fehlt es doch dem Vf. an Talenten zu dem dramatiſchen Dialog. In den edeln Rollen findet man entweder affectirte Declamation, oder leeres fades Geſchwätz. Da klingt es entweder wie S. 11: „Wenn ſie an die Pforte der Ewigkeit klopfen, brüllt der Ver„dammungsdonner des Rächers ihnen ſchrecklich entgegen: „Verworfene, ihr habt eine Seele um ihre Glückſeligkeit ge„bracht!!" oder es lautet wie S. 34: „Herr Burgemeiſter, *de „mortuis non niſi bene;* im Gegentheil iſt es auch kein Vortheil „für die Heerde, wenn der Schäfer ein Schaf iſt." In den komiſchen Scenen, vornemlich in den Scenen der Todtengräber, wird der Vf. gar zu niedrig. Hier kommen auch unausſtehliche Provincialismnn vor, z. B. S. 7. *verknellen*, S. 13. *Mizzekatzel*, die der Ausländer gar nicht verſteht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 24 Februar 1791.

GESCHICHTE.

STOCKHOLM, b. Nordström: *Bibliotheca Historica Sveo-Gothica; eller Förtekning uppa Såval tryckte Som handskrifne Böcner, Tractater och Skritter, hoilka handla om Svenska Historien, eller däru tinnan kunna gifva ljus: med* critiska och historiska Anmärkningar: af C. G. *Warmholz*, Hof-Råd. *Femte Delen* 1790. 288. S. in gr. 8.

Lebhafter Dank von allen Freunden und Liebhabern der Geschichtskunde, gebührt der patriotischen Bemühung des Hn. Ass. Gjörwells, der uns von diesem vortreflichen Werk einen Theil nach dem andern in die Hände giebt. Der vierte von uns angezeigte im vor J. erschienene Th. enthielt bloss die Bücher und Schriften, die zur schwedischen Kirchengeschichte gehören. Dieser neulich ans Licht getretene 5te Th. enthält die Bücher und Schriften, die sowohl die schwedische politische Geschichte überhaupt als die Geschichte der Schwed. Könige, hier nur noch bis auf Christian II. oder bis 1520, betreffen, in allen zusammen 517. 1) die Vorbereitungsschriften und allgemeine Einleitungen in die schw. Geschichte. In der That hat Schweden, weniger als irgend ein Reich in der Welt Ursache, über Mangel an Urkunden und Nachrichten zu klagen. Hieher sind auch gerechnet die Schriften von der Chronologie und Genealogie der schwedischen Könige, worinn freylich viele grosse Fehler begangen sind und noch begangen werden, wie der Vf. bey Gelegenheit von *Gothenii Fundamentis Chronologiae Suio-Gothicae*, 1734, *Mag. Jac. Gislonis Chronologia* 1592. u. a. m. richtig bemerkt. Dieser Schriften sind 47 angezeigt. 2) Die Schriften, welche die Geschichte schwedischer Könige überhaupt abhandeln, in allen 101. Hier kommen zuerst die alten Reim-Chroniken vor *Erich Olai* schrieb seine *Historia Suecorum Gothorumque* auf K. Carl Cnutsons Befehl, und ward auch von ihm reichlich dafür beschenkt. Dass solche *mit Recht* als *glaubwürdig* und *richtig* gerühmt werde, möchte Rec. doch nicht sagen, Warmholz gesteht ja selbst, dass Erich Olai mehr Liebe für die Geistlichen als die Könige gehegt habe. *Krantz* in seiner Chronik wird von *Ornhielm* nicht unrecht: *auctor in rebus nostris coecutiens* genannt. *Joh. Magnus* hat eben so wie *Saxo* die zugleich regierende Könige, so wie die kleinern Nebenkönige, sowohl was ihre Namen als Thaten anbetrift, unter einander vermengt, und ihr Geschlechtsregister mehr selbst erdacht, als aufgesucht. Meister *Olof Petri* zog sich durch seine Chronik König Gustavs Ungnade zu. Er hatte darinn eine Menge wunderlicher und unglaublicher Historien aufgenommen, die den gemeinen Mann zur Unruhe und zum Ungehorsam verleiten konnten. *Messenii Scondia*, wovon nur XV. Bände gedruckt sind, bestand eigentlich aus XX Bänden. Warmholz beurtheilt ihn doch nicht so hart als *Gram* und *Gebhardi*. Unstreitig ist er dem Joh. Magnus gar zu leichtgläubig gefolgt. *Paulini Gothi Historiae arctoae*, haben jetzt, da man nicht mehr alle fabelhafte Berichte auf guten Glauben annimmt, ihren ehemaligen Werth verloren. *Loccenius* folgt keiner richtigen Zeitrechnung, ist aber doch in der neuern Geschichte zuverlässiger als in der alten. *Bet. Oernklow* in seinem *Theatrum Sueogothicum* Ms. ist ein so genauer Chronolog, dass er sogar den Tag, wenn die Sündfluth angefangen und aufgehört hat, bestimmt *Erich Benzelii Utkast* ist voller Fehler. *Henley History af Sweden*, 1723 ist eine elende Compilation. Der Vf. der deutschen Uebersetzung von (*Botins*) *Anmärkningar vid von Dalins Svea Rikes Historia* in Meusels Hist. Untersuch. 1. B. ist der Prof. Möller in Greifswald, welcher in dem Vorbericht den Werth der Dalinschen Reichshistorie sowol als dieser Kritik bestimmt, und vieles zu Dalins Entschuldigung anführt. *Göransson* war das gröste *ingenium luxurians* von der Welt, daher fehlt es seiner Historie von 1749, wie Warmholz hier gesteht, an Kritik und Geschmack. *The History of Sweden*, *London* 1761 ist voller Fehler und Unrichtigkeiten. *Lacombe Abregé*, 1763 ist fast nur ein fehlervoller Auszug aus Puffendorff: u. s. w. 3) Die Schriften, welche die Geschichte einzelner Königlichen Familien und Personen angehen. In den ersten 6 Abtheilungen der Oberdrotten vor C. G., der Ynglinger, des Iwarschen und Lodbrockischen Hauses, wo dann eine grosse Menge der bekannten Isländischen Sagen vorkommen, und des Stenkischen, Swenkerschen und Erichschen Hauses, theils überhaupt, theils einzeln, und dann in der 7ten die ausländischen Könige und einheimischen Regenten von Albrecht von Mecklenburg bis Christian den Tyrannen 1521. jeder in einem) besondern §. Dieser Schriften sind zusammen 517. Auch bey ihnen sind ausser dem vollständigen Titel, viele literarische und kritische, oft ausführliche, Nachrichten von den Ausgaben, dem Inhalt, dem Werth u. s. w. derselben beygefügt. Man sehe z. E. was bey *Peringsköld Historia Hialmari*, *Björners nordiska Kämpedater*, *Renhjelms Saga om Olof Tryggvasson*, *Snorre Sturlesons Heims Kringla*, *Saxo Historia Daniae*, *Corneri Chronica Novella*, *Meursii Historia Danica*, u. s. w. gesagt wird. Auch sind eine Menge Handschriften mit angeführt. Z. E. *A. Fr.* von *Bassewitz* Geschichte und Handlungen, die sich

fich in Schweden von 1470 bis 1503 zugetragen. Aus einem S. 235 angeführten Ms. fieht man, dafs K. *Carl Knutfon* der Stadt Danzig erft 15000 Mark Pr. und noch eine Summe gegen Unterpfand, und K. *Cafimirn* gleichfals eine anfehnliche Summe angeliehen habe. Carl ging hernach beides, fowol des Geldes als des erhaltenen Unterpfandes in Danzig verluftig. K. Carl XII. aber zwang die Stadt Danzig 240 Jahr nachher, der Gyllenftiernfchen Familie diefe alte Schuld wieder zu bezahlen. Ein gewiffer *Pet. Francke* foll vom K. *Chriftian* in Dänemark eine grofse Summe Geldes bekommen haben, um *Carl Knutfon* ums Leben zu bringen. Der Magiftrat in Danzig wollte es nicht glauben; als aber bemeldeter Frank arretirt ward, fand man bey ihm einen Brief, den K. Chriftian deswegen an ihn gefchrieben hatte u. d. m.

Leipzig, b. Weidmann; *Entwurf der allgemeinen Welt- u. Völkergefchichte der drey lezten Perioden von der Theilung der carolingifchen Monarchie bis auf die gegenwärtige Zeit*; von *Chriftian Dan. Beck.* 1790. S. 13. Bog.

Da Hr. *B.* die Vollendung feiner ausführlichern Weltgefchichte nicht übereilen wollte; fo gab er feinen Zuhörern diefen Entwurf in die Hände, nach welchem er fein gröfseres Werk ausarbeitet. Er ift voller Beweife nicht nur einer genauen und tief eindringenden Bekanntfchaft mit der neuern Gefchichte, und eines richtigen philofophifchen Blicks in die Natur der Begebenheiten felbft; fondern auch der Kunft, das wahrhaftig Wichtige, und Nothwendige aus dem weniger bedeutenden ausheben zu können. Rec. liefet ein Buch diefer Art und von einem fo gefchickten Manne niemals durch, um nach Fehlern zu hafchen; auch find ihm keine dergleichen aufgeftoſsen, die eine Anzeige verdienten. Ein paar Anmerkungen aber, die über das Ganze gehen, wird Hr. *B.* einem Veteran, der den Werth feiner Arbeit um defto mehr zu fchätzen weifs, da er felbft fich häufig mit ähnlichen abgegeben hat, erlauben. Es ift doch wohl ein unumftöfslicher Grundfatz, dafs wir da nur Einfchnitte in die Gefchichte machen dürfen, wo durch eine allgemein oder fehr ausgedehnt würkende Begebenheit, eine allgemeine oder fehr weit befonders über unfre hiftorifche Welt fich erftreckende Veränderung, und eine neue Reihe von Begebenheiten hervorgebracht wird. Diefe Einfchnitte fcheint aber Hr. *B.* nicht immer richtig gemacht zu haben. So weifs z. B. die europäifche Gefchichte, wenn wir Rufsland, das damals kaum zu Europa gehörte, und höchftens Polen und Ungarn ausnehmen, nichts von einer *mogolifchen Epoche.* Noch wichtiger ift es, dafs der Vf. die letzte Hauptperiode mit der Entdeckung von Amerika anfängt. Wir glauben, dafs diefes eben fo, und aus eben dem Grunde fehlerhaft fey, als wenn man die neue oder vielmehr die mittlere Gefchichte mit der Geburt Chrifti anfängt. Auch diefe letzte Begebenheit hatte ungemein grofse fich über ganz Europa erftreckende *politifche* Folgen; aber diefe traten erft zu Conftantins Zeiten ein, und daher kann diefe Begebenheit nicht der Anfang einer neuen Periode feyn. Eben fo treten die Würkungen der Entdeckung von Amerika erft zu Philipps II. Zeiten ein, und alles, was vorher gefchah, bringt keine Veränderung in Europa hervor, erregt nur eine geringe Aufmerkfamkeit in den Cabinetten und wirkt keine Kriege, wenn wir die unbedeutende Fehde zwifchen Spanien und Portugall ausnehmen. Will man alfo nicht mit der Reformation, mit den grofsen Regenten, die *damals* auf den Throne fo vieler Reiche fafsen, mit der Ueberlegenheit des Haufes Oeftreich, die *damals* den Anfang nahm, mit der Gröfse von England, die *damals* entftand, mit der beftändigen Trennung von Dänemark und Schweden, die *damals* eintrat, mit Rufslands Einwirkung in den europäifchen Norden, die *damals* mit Iwan II. begann, den Anfang der neuern Gefchichte machen, ungeachtet alle andern Verfuche gegen fo viele Gründe keinen grofsen Erfolg haben können; fo nehme man lieber die Epoche der franzöfifch - italienifchen Kriege, die wenigftens Europa zuerft in einen allgemeinen politifchen Zufammenhang brachten und in fofern allerdings Epoche machen. Was die Auswahl der Begebenheiten anbetrifft; fo ift fie im Ganzen fehr richtig und der ftärkfte Beweifs von Hn. *B.* grofsen hiftorifchen Kenntnifsen, und richtiger Beurtheilungskraft. Indeffen wären wir doch freylich, befonders in der erften Gefchichte, oft anders verfahren. So hätten wir bey aller angewandten Kürze nicht unterlaffen, im dreyfsigjährigen Kriege die Namen der Gr. von Mansfeld, Tilly's, und Wallenfteins zu nennen, und um dazu Platz zu gewinnen, anftatt: „dieser Krieg erzeugt auch das wichtige Buch des *Hippolytus a Lapide*;" gefagt: *Hippolytus a Lapide de ratione ftatus.* Viel unnöthigen Raum nimmt es in einem fo kurzen, und fo gedrängt gefchriebenen Buche weg dafs die berühmten Männer mit ihren Vornamen und Titeln genannt werden, z. B. *F. M. le Tellier, Marq. de Louvois*: wo *Louvois* allein genug gewefen wäre. Ein gröfserer Fehler der Auswahl ift die Länge der gelehrten Gefchichte befonders der allerneuften, wo eine Menge Namen ohne gute Auswahl gehäuft find. Befonders gilt das von dem Paragraph, der die Gefchichte enthält. Die Kirchengefchichtfchreiber und die hiftorifchen Kritiker (zu welchen Meufel, nicht zu den Statiftikern, gehörte,) find ganz vergeffen.

PHILOLOGIE.

Paris, b. Didot d. ält. *Demofthenis et Aefchinis quae fuperfunt omnia.* Juxta accuratiffimam omnium quotquot habent bibliothecae regia et Sangermanenfis codicum manufcriptorum et impreffforum infpectionem, iuxtaque autoritatem librorum quos adierunt Taylorus et Reifkius, *graece et latine edidit*, cum verfione nova triplici indice, variantibus lectionibus et brevioribus notis *Athanafius Auger.* Tom. I. continens univerfas quae ad Philippum pertinent conciones, et huius epiftolam. Typis graecis novis Firmini Didot 1790. 479 S. u. 21. S. Fol.

Diefe

Diese neue Ausgabe der beyden grösten griechischen Redner ist unter den gegenwärtigen Umständen in Frankreich unstreitig eine merkwürdige Erscheinung. Sie beweiset, wie mehrere andere ähnliche Werke, die wir zum Theil vor uns liegen haben, dass die Nation auch bey der allgemeinsten Gährung doch noch Sinn und Gefühl für die Werke *der* Völker beybehalten habe, die sie sich zum Muster genommen zu haben scheint. Hätte der Verleger *darauf* nicht rechnen dürfen, wie hätte er ein Unternehmen von dem Umfange, wie das gegenwärtige, wagen können? Denn Prachtliebe und Geschmack haben sich noch bey keiner Ausgabe eines griechischen Schriftstellers so mit einander vereinigt, und ein *schöneres* Opfer hätte Frankreich nie dem Genius der griechischen Beredsamkeit bringen können. Wir müssen billig bey der Anzeige dieses Werks von der Aussenseite anfangen, weil er es sich durch diese bey weitem am mehrsten empfiehlt, und seiner Bestimmung nach auch wohl am mehresten empfehlen sollte. Man ist es gewohnt, aus der Presse eines Didot nichts mittelmässiges Kommen zu sehn, aber für die griechische Typographie fängt mit diesem Werke dennoch gewissermasen eine neue Epoche an. Als man zuerst anfieng, Griechisch zu drucken; copirte man die Buchstaben genau nach den Handschriften. Am deutlichsten sieht man dieses bey der Florentinischen Ausgabe des Homers. Nach und nach verliess man diese erste Formen, die griechische Schrift ward mehr länglicht, und diess ist nachher ihr herrschender Charakter geblieben, auch selbst bey solchen Ausgaben, wo man auf Schönheit des Drucks vorzüglich Rücksicht nahm. Es kann seyn, dass das Auge sich jetzt daran gewöhnt hat, und aus dieser Ursache die neuere griechische Schrift der ältern vorzieht; aber gegen ihre Natur ist diese Form unleugbar. Das griechische Alphabet hat wenig gerade Züge; vielmehr sieht man ein sichtbares Streben, auch die geraden Züge zu verändern, zu biegen und immer mehr der Schlangenlinie zu nähern; wie z. B. ϑ, χ, λ etc. Es ist also seiner natürlichen Beschaffenheit nach weit mehr geründet als länglicht; und man erwies ihm einen schlechten Dienst damit, wenn man diese letzte Form zu der herrschenden machen wollte. — Wir wissen nicht, ob es Räsonnement, oder richtiges Gefühl, oder Bekanntschaft mit alten Drucken und Handschriften war, die Hn. *Didot* veranlasste, die bisherige Form zu verlassen, und seine neuen Lettern wieder der alten Form nahe zu bringen, oder vielmehr diese zu vervollkommnen. Auffallend aber ist die Aehnlichkeit, wenn man diesen neuen Druck mit einer guten Handschrift des XI oder XII. Jahrhunderts vergleicht. Der noch ungeübte Leser wird auf den ersten Blick glauben, ein ganz anders Alphabet vor sich zu haben; aber bald söhnt er sich damit aus, und empfindet die wohlthätige Wirkung, die er fürs Auge hat. Alle spitzen Winkel und scharfe Ecken sind sorgfältig vermieden, so wie alle hervorragende lange und gerade Striche; dagegen sind die Buchstaben breiter, mehr geründet, und die Zeilen sowohl nach oben als unten ebener. Einzelne Verbesserungen, z. B. bey dem langen σ und χ liessen sich noch vielleicht anbringen; aber wenn man zu den bisherigen Vorzügen noch das richtige Verhältniss und die Harmonie in allen Zwischenräumen, die schöne Form der Accente (nicht dünne und lange, sondern kurze und starke, keilförmige Striche) die Pracht des lateinischen Drucks in der Uebersetzung, der dem Bodonischen gewiss gleich kommt, vielleicht ihn noch übertrift, die Schwärze der Farbe, und Glätte des Papiers, so wie endlich das richtige Verhältniss, in dem die Grösse der Schrift mit der Grösse des Papiers steht, (worin Bodoni so oft fehlt,) — wenn man alles dieses zusammennimmt; so wird man unsre vorige Behauptung nicht übertrieben finden: dass seit der Erfindung der Buchdruckerey noch kein griechischer Schriftsteller zugleich mit so viel Pracht und richtigem Geschmack gedruckt die Presse verlassen habe.

Wir wünschten, dass wir eben dies von dem innern Werthe der Arbeit sagen könnten. Der Herausgeber, Hr. *Auger*, ist schon durch andere frühere Arbeiten, besonders durch seine Ausgabe des Isokrates, bekannt, und man konnte darnach schon abnehmen, was man zu erwarten hätte. Correctheit, Fleiss, tiefe Sprachkenntniss sind seine Sache nicht, und leider! finden sich davon in dieser Ausgabe noch mehrere Beweise als in seinen frühern Arbeiten. Freylich nach dem Apparat zu urtheilen, der Hn. *A.* zu Gebote stand, hätte man Wunder erwarten sollen, was geschehen würde! Nicht weniger denn 39 Handschriften aus der Königlichen und 4 aus der Sangermanensischen Bibliothek sind zu Rathe gezogen, und unter diesen 5 vom 10ten bis 12ten Jahrhundert; aber dieses zu Rathe ziehn, scheint nur in einer flüchtigen Einsicht, nicht in einer genauen Vergleichung bestanden zu haben, wenn gleich der Titel dies letztere ausdrücklich sagt. Denn unbegreiflich wäre es sonst, wie Hr. *A.* nur eine so geringe Ausbeute sollte gewonnen haben. Nur ganz einzeln finden wir eine abweichende Lesart unter dem Texte angeführt, und die *aliquot lectiones insignes*, die laut der Vorrede S. VIII. noch am Ende aus den Handschriften sollen gegeben werden, berechtigen uns auch wohl zu keinen grossen Erwartungen. An genauere Würdigung der Handschriften, an ihre Abstammung von einander, (worüber bey einer solchen Menge sich doch wohl etwas sagen liesse,) ist nicht gedacht. Und selbst bey den angeführten Lesarten ist Hr. *A.* so unverzeihlich nachlässig, dass er nur einzeln die Handschrift nennt, die sie hat, eben so oft aber den Kritiker bloss mit dem Beysatze *multi Codices* abfertigt. Von diesen neu aufgefundenen Lesarten hat Hr. *A.*, je nachdem es fiel, eine und andere in den Text aufgenommen; mehrentheils nach dunkelm Gefühl; befriedigende Gründe sind selten angegeben. Den grössten Theil von diesen findet man schon ohnehin in der Reiskischen Ausgabe, so dass das, was Hn. *A.* eigen bleibt, sehr zusammenschmilzt. Auch der billigste Beurtheiler muss daher gestehen, dass der Text in Rücksicht auf Kritik, ungeachtet aller vorräthigen Hülfsmittel, wenig oder nichts gewonnen habe. — Die erklärenden Noten, die

die hin und wieder dem Text untergesetzt sind, würden in einer Handausgabe für Schüler kaum erträglich seyn. Man findet sie da, wo man sie nicht sucht, und vermisst sie, wo man sie erwartete. So z. B. gleich zu Anfange der ersten olynthischen Rede: περὶ ὧν i. e. ἐν τούτοις περὶ ὧν bald nachher ἐξ ἁπάντων scilicet τῶν λεχθέντων, und so durchgehends. Solche winzige Anmerkungen machen mit dem prachtvollen Aeussern einen schlechten Contrast. — Ueber Mangel an Correctheit haben wir uns oben schon beklagt. Wir finden ihn zwar nicht so sehr in den Buchstaben und Wörtern, aber desto mehr in den Accenten. Wir führen zum Beweiss bloss die Fehler an, die wir gleich auf den ersten Seiten wahrnehmen. So gleich S. 11. l. 3. τῃ für τῇ. gleich darauf ὡν für ὧν. S. 12. l. 1. Eςι zu Anfange für ἔςι. S. 14. l. 9. ειπερ ποτε l. 16. μεχρὶ für μέχρι. l. 18. βέβαιαν für βεβαίαν. S. 16. l. 14. ῥᾶονι für ῥᾷονι u. s. w. Mangel an Correctheit ist bey Ausgaben, die durch ihr Aeusseres sich empfehlen sollen, wohl am wenigsten zu verzeihen; und wenn Fehler der Art auch den Sinn nicht stören, so unterbrechen sie doch das Vergnügen des Lesers, und bringen einen Uebelstand hervor. Dieser erste Band enthält bloss die Olynthischen und Philippischen Reden. Es wird also noch eine gute Reihe von Bänden folgen, und das Werk selbst nur in grossen Bibliotheken zu suchen seyn. Dass der Herausgeber die folgenden Bände besser ausstatten werde, erwarten wir nicht; aber für eine schärfere Correctur sollte doch billig der Verleger sorgen. — Vor diesem ersten Bande steht noch eine Abhandlung des Hn. *A. de scriptis veterum ab editore emendandis, observationes criticae*, von der wir um so weniger etwas sagen, da sie schon einmal französisch erschienen ist, und nachher lateinisch vor der Ausgabe des Lysias unsers Vf. sich findet. Der deutsche Kritiker wird wohl keine Versuchung finden, bey Hn. *A.* in die Schule zu gehn, und es wäre eine sehr undankbare Arbeit, eine Abhandlung der Art widerlegen oder berichtigen zu wollen. Sie ist ein Beweiss, dass man lateinisch über Kritik schreiben kann, ohne weder Latein noch Kritik zu verstehen.

ERLANGEN, b. Walther: *Ebräische Grammatik* von *August Friedrich Pfeiffer*, hochfürstlichen brandenburgisch Hofrath, der orientalischen Sprachen ord. Lehrer und Universitätsbibliothekar. Zweyte vermehrte Auflage. 1790. 240. S. 8.

Vor zehn Jahren erschien die erste Ausgabe dieser Sprachlehre, und Rec. freuet sich aufrichtig, dass der Beyfall, welchen sie erhielt, itzt die Zweite nothwendig gemacht hat. Denn ungeachtet diess Decenniums mehrere neue Anweisungen zur Erlernung der hebräischen Sprache aufzuweisen hat; so kann doch diese den besten unter ihnen sicher an die Seite gestellt werden und wird vor ihnen in mancher Rücksicht noch merkliche Vorzüge haben. Zur eignen weitern Belehrung mögen vielleicht auch andre Sprachlehren Anfängern eben so vortheilhaft in die Hände gegeben werden; aber unter der Leitung eines Lehrers die Sprache zu lernen und zu Vorlesungen wüsste Rec. durchaus keine bequemere Grammatik, als diese. Denn ausser der Richtigkeit der Sätze, welche man mit Recht verlangen kann, findet man hier Kürze mit Deutlichkeit verbunden, ohne alle Affectation des Ausdrucks. Man wird nicht leicht eine Materie, welche in das Gebiet der hebräischen Sprachlehre gehört, finden, welche unberührt geblieben wäre; aber keine ist dabey so erschöpft, dass sie dem Lehrer beym mündlichen Vortrage nicht noch reichlichen Stoff zu Erläuterungen übrig lassen sollte. Dabey hat sie den Vorzug, dass sie selbst beym Unterricht der ersten Anfänger bequem gebraucht werden kann. Denn das Unentbehrliche ist von dem für die ersten Anfänger minder Nothwendigen durch den Druck hinlänglich unterschieden, und wegen der bequemen Abtheilungen wird der Lehrer, ohne Verwirrung befürchten zu dürfen, leicht das ausheben können, was er den Fähigkeiten seiner Lehrlinge angemessen glaubt. Einige Vermehrungen hat diese Ausgabe vor der vorigen voraus, und was wichtiger als dieses ist, hin und wieder auch Verbesserungen. Doch ist manche Stelle, welche dem Rec. in der vorigen Ausgabe keine Gnüge leistete, und wo er Verbesserungen erwartete, unverändert geblieben, z. B. §. 13. vom Dagesch lene. Druck und Papier zeichnen sich auch vor dem sonst bey Compendien gewöhnlichen vorzüglich aus.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHOENE KÜNSTE. Ohne Druckort: *Die Böotier*, ein Gedicht in zwey Gesängen gesungen von *Franciscus, Jocosus.* 1790. 30. S. 8. (2 gr.) *Jocosus* behauptet zwar:

Das klügste sey, das Droll'ge komisch zu finden,
Seys übrigens so widrig, als es wolle —

gleichwohl können wir sein Gedicht nicht komisch finden; denn es ist nur widrig, nicht drollig. In dem Vorbericht verwahrt er sich gegen den Verdacht der Anspielungen auf Halle, — wo er, wie er selbst berichtet, unter „der Fahne der Themis" wahrscheinlich noch als Rekrut steht; — allein, wenn seine Gemälde nicht einmal das Verdienst von Portraits haben, so haben sie gar keins; denn als Kunstwerke verdienen sie keinen Blick. Die Schilderung der griechischen Grösse im 1 Gs. besteht aus einer Reihe unzusammenhängender Hyperbeln in holprichen Versen. Die Vermischung beider Reimgeschlechter muss der Vf. nicht leiden können; männliche und weibliche Reime stehen meist abgesondert in langen Reihen hintereinander. Der zweyte Gs. enthält die Beschreibung eines Kränzchens von Böotiern in Versen, durch die sich *Jocosus* selbst als ein arcadicus juvenis verräth, cui nil salit in laeva parte mamillae:

Dass wir die *Leutchens* aber komisch finden,
Und stets beym komischen die Lust zum Scherz empfinden,
Das andere die Natur, die uns den Sinn
An den Böotiern das *Droll'ge zu verstehen:*
Sie gerade, wie sie sind, zu sehen,
Vielleicht zu unserm Glücke gab. Was mich betrift, ich bin
(Welch ein Vers!)
Nicht Schuld daran, dass sie *den Hasenfuss*
Wie Barthel Schwalbe im Nacken führen,
Dass alle, die sie sehn, die Lust zum Ernst verlieren,
Und selbst ein Mann, ders abgeschworen, muss
Vor Lachen sich zu platzen hüthen u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 24. Februar 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

GÖTTINGEN im Vandenhoek-Ruprechtschen Verlage: *Registerzu Hrn. Hofr. Schlözers Staatsanzeigen.* Heft 25—48. von *Friedr. Ekhard,* Dr. der Weltw. — 1790. 183 S. 8.

Ebendaselbst: *Staatsanzeigen von A. L. Schlözer* D. K. Kurf. Hofr. u. Prof. der Staatsgelehrsamkeit in Göttingen — XIV B. 53—56 Heft. 1790. 512 S. XV B. 57 H. 128 S. 8.

Eben die planvolle Ordnung und Vollständigkeit, welche das Register zu den ersten 24 Heften bekanntlich charakterisirt, ist in diesem zweyten Register wieder sichtbar. Einige vorhin schon registrirte Namen sind diesmal noch genauer bestimmt. Auch ist hin und wieder, um den Zusammenhang mit verwandten Sachen und Personen zu knüpfen, auf einige frühere Hefte verwiesen.

In dem dazwischen erschienenen XIV B. der *Staatsanzeigen* ist mehr als die Hälfte desselben mit den merkwürdigsten *Beyträgen zur Geschichte der Revolution* und *Insurrectionen in Frankreich, Brabant, Lüttich* und *Ungarn* angefüllt. In Ansehung der vielen Pamphlets aber, die bey Gelegenheit der Französischen und Brabantischen Störungen zum Vorschein gekommen sind, hat es Hr. *S.* sich zum Plan gemacht, nur solche herauszuheben, und zu excerpiren, die einzelne wichtige Sätze des seit mehr als einem halben Jahrhundert äusserst vernachläfsigten *Allgemeinen Staatsrechts* (als Wissenschaft systematisch behandelt) betreffen, (S. 124). Ausserdem wird noch von verschiedenen *mündlichen Erzählungen respectabler Reisenden,* über den immer mehr zunehmenden ochlokratischen Despotismus in Frankreich Gebrauch gemacht. — Dass die S. 76 ausgezogene Schrift von Hn. *Bergasse* sey, wird bekanntlich bezweifelt. Mehrere Journale haben ebenfalls die von *Mounier* verfasste Erzählung von den gräfslichen Vorfallen vom 5 u. 6 Oct. in Versailles und Paris, bekannt gemacht; allein mit dem neuen Supplement dazu, den H. v. Orleans betreffend, und in dem Lichte, worin sie Hr. *S.* in seinen Noten betrachtet, (S. 184) gewinnt sie hier neues Interesse. Antiroyalistischer Seits folgen S. 230 einige Proben der berüchtigten unverschämt übertriebenen Schrift: *la France libre*, zu der sich *Des Moulins*, ein besonderer Freund von Mirabeau, bekennt. — *Berichtigungen* und *Rechtfertigungen:* die Stürmung von Paris war nicht in dem Plane des menschenfreundlichen Ludwig XVI (S. 117) die ganze epische Geschichte von der *Eroberung* der Bastille (auch heisst sie in der *Bastille devoilee* blofs *occupation*) ist eine Fabel und die Treulosigkeit von *Launay* eine Erdichtung. Die Rechtfertigung des Prinzen v. *Lambesc* durch einen deutschen Officier des Reg. *Royal Allemand* macht ihrem Vf. wahrhafte Ehre, und es gehört gewiss deutscher Muth dazu, trotz Laternenpfählen und Pobeldespotismus ein solches freymüthiges Geständnifs (S. 238) abzulegen. — Historisch treu und bieder schreibt endlich Hr. *S.* selbst, sein Glaubensbekenntnifs über die französische Staatsrevolution in Antwort an einen seiner Correspondenten S. 497 nieder. Unter andern heisst es hierinn: „Noch zur Zeit steht kein Werk vor unsern Augen da, das von seinem Meister zeigte. Es sind nichts als *politische Experimente;* die verwegensten, die je ein cultivirtes Volk gewagt hat. Unter hundert Pamphlets, die in Frankreich über die Sache existiren, sind kaum 50 einer Bekanntmachung in Deutschland würdig, und aus Pamphlets im eigentlichen Verstande lässt sich noch kein Urtheil finden. Hier ist blofs von Nichtvertuschen, von redlichen Abhören beider Parteyen die Rede, z. B. dafs; wenn dem deutschen Publicum treulich alles referirt wird, was *le comité des pensions* von dem *livre rouge* sagt, demselben auch die Observations von *Necker* und *Montmorin* nicht vorenthalten werden u. s. w. Aufrichtig wünschen wir sonst, dafs alles das Gute, was Ihre Partey hoffentlich erzielt, gelinge, und wenn auch noch zur Zeit gegen aller übrigen Welt Erwartung, *dauernd* seyn möge. Sicher hoffen wir, die Europäische Menschheit überhaupt, und die Deutsche insbesondere, werde auf jeden Fall von diesen *Versuchen* die wesentlichsten Vortheile ziehen, und unser Dank dafür wird um so pflichtmäfsiger und herzlicher seyn, weil *Ihre Nation die schweren Experimentirkosten dabey zu tragen, die Güte hat.*"

Ungern übergehen wir des Raumes wegen, die von neuen gesammelten Notizen und Actenstücke über die Unruhen in *Brabant, Lüttich* und *Ungarn,* die indessen der Aufmerksamkeit des pragmatischen Geschichtschreibers und dem Kenner des Staatsrechts nicht entgehen werden. Ausser diesen merken wir an: die Geschichte der Schwedischen Sicherheits-Acte nebst der ihrer wilden Ausdrücke wegen, seltsamen, zum Theil nie gedruckten Hofcorrespondenz zwischen Rufsland und Schweden im 16ten Jahrhundert (S. 266). Erörterungen der Landtagsstreitigkeiten in *Kurland* und des violenten Einflusses des russischen Hofes in die Regierung dieses Landes (S. 471). In Betreff *Deutschlands* wird die Discussion über die Natur der Klöster im südlichen Deutschland (S. 53) fortgesetzt. Schöne Erörterungen über deutsche Appanagen (S. 33). Sprechende Unschicklichkeiten des deutschen Canzleystyls aus den Sammlungen zur Geschichte und Staatswissenschaft des Hn. Prof. *Heinze.* — Se. Durchl. der regierende Fürst v. A. Zerbst verbietet zufolge Anschlags in den Fürstl. Landen (S. 120), dafs Jemand denenselben nachlaufe, oder durch unmittelbaren Antritt hochdieselben

ben behellige, bey Vermeidung unausbleiblicher Ahndung, und besonders der *Dienerschaft* bey Strafe der Cassation (!) — *Berichtigungen.* (S. 117) *Louvois* Mordbrenner, nicht *Louis XIV*. Ehrenrettung des Card. Prinzen *Louis v. Rohan*, vom Grafen v. *Schmettow*, seinem genauen Bekannten und Gesellschafter auf vielen Reisen in den J. 1776—78, gegen die Pasquillantischen Verläumdungen ungenannter Schriftsteller.

Im 1 Heft des XV Bandes ist (S. 16) *opinion et reclamation de Mr. l'Eveque de Nancy, depute de Lorraine*, gegen die Einziehung aller Französischen Kirchengüter, vielleicht das stärkste, was über die angebliche *Invasion* der geistlichen Grundstücke, der N. V. gesagt worden ist. — *Neue französische Kanzleysprache* in den *Lettres patentes du Roi sur un decrèt de l'assemblee nat. qui abolit la noblesse hereditaire* (S. 109), worinn es jetzt heisst: *Louis, par la grace de Dieu, et par la Loi constitutionelle de l'Etat, Roi des François — Salut: l'Assemblee nat. a decrété et Nous voulons et ordonnons, ce qui suit etc.*

Ausser andern merkwürdigen Notizen, erhält das Staatsrecht und die Statistik *Deutschlands* neue Erörterungen und Beyträge. S. 36 über das *Indigenatrecht* in *Mecklenburg*, dessen sich der ältere Adel anmasset. Ueber die Frage: was das *Positivrecht* von den *deutschen Klöstern* lehre. Ueber die *Bevölkerung* des F. *Bayreuth*, die Kirchenlisten und Zählungen zufolge, auf 180,000 Seelen angeschlagen werden muss. Einer der erheblichsten Staatsökonomischen Aufsätze in nächster Beziehung auf die Hessen-Casselschen Lande, ist unstreitig die genaue Berechnung über den *Schaden des Brandweins*, vom Hn. Canzleyrath *Hüpeden*.

Breslau, b. Löwe: *I. C. C. Löwe's*, Herzogl. Sachsen - Weimarschen Landkammerraths etc. *ökonomisch - kameralistische Schriften*, 2ter Theil. 1789. 238 S. 8.

Man sieht es diesen Beyträgen an, dass sie aus den Händen eines Mannes kommen, welchen eine vieljährige Verbindung hinlänglicher theoretischer Grundsätze mit ihrer wirklichen Ausübung und mit sorgfältiger Beobachtung ihres Erfolgs zur kameralistischen Autorschaft berechtiget. Auch diesmal unterhält der Hr. Vf. seine Leser eben so, wie im 1sten Theile, mit Untersuchungen, die zur Auflösung einiger kameralistischen Probleme, und mit Beschreibungen, die theils als belehrende Beyspiele des Verfahrens in einigen ökonomischen und kameralistischen Angelegenheiten, theils als Beyträge zur Botanik, Mineralogie, Technologie und Polizey genutzt werden können. Zur ersten Classe gehören die Abhandlung über die Zertheilung der Vorwerker in Rusticalgüter (Bauergüter), der die Waldbienenzucht betreffende Vorschlag, der Vorschlag zur Verminderung des Kindermordes und die Erinnerungen gegen Hn. *Jacobi* Schrift über die Aufhebung der Frohnen (Herrendienste); zur Zweyten die Vergleichung des Verhältnisses zwischen dem Preise der landwirthschaftlichen Handarbeiten durch die Robot - oder Hofegärtner (dienstpflichtige Unterthanen) bey den Landgütern in Schlesien nach den bisher gewöhnlichen Robotlohne und nach fremden Lohne, die Fortsetzung und der Beschluss der im 1sten Theile angefangenen Beschreibung eines gräflichen Gutes in Schlesien, die Berechnung des Vortheils und Nachtheils bey Unterhaltung einer Fohlenzucht, der Anschlag eines Gutes im Frankensteinischen nach 12jähriger Nutzung und die Gedanken über die Bildung der Oekonomen; und zur letzten Classe der Beschluss der im 1sten Theile angefangenen physikalisch - ökonomischen Bemerkungen einer Reise aufs Riesengebürge, und die Nachricht von den Getraidepreisen der Stadt Halle im Saalkreise von 90 Jahren. Aus diesen Aufsätzen blickt fast überall eine musterhafte Bedachtsamkeit in richtiger Bestimmung, vollständiger Darstellung und genauer Prüfung der behandelten Gegenstände, und nur zuweilen — nach des Rec. Urtheile — etwas zu viel Vorliebe für gewisse Lieblingsideen und aus einem gewissen Vorschlage ein Mangel völliger Reife hervor. Einen Beweis der Erstern giebt besonders die zweyte Abhandlung über die von einigen Kameralisten eben so sehr empfohlene, als von Andern widerrathene Vertheilung und Verwandlung der Domänengüter und herrschaftlichen Vorwerker in Rustical - oder Bauergüter. Nicht alle, aber doch die wichtigsten, Gründe der Vertheidiger und der Gegner hat der Hr. Vf. in lichtvoller Kürze angeführet, dieselben gegen einander abgewogen und daraus gerade die richtigste Folgerung gezogen; *dass eine solche Veränderung nicht allgemein und überall, wohl aber, nach den Localumständen, bey einigen Landgütern ausführbar und vortheilhaft sey*, und das Letztere durch ein Beyspiel und eine zweckmässige Berechnung bestätiget. Von dem Erstern hätte gleichfalls ein sehr auffallendes beweisendes Beyspiel angeführet werden können, nemlich die in den Königl. Preussischen Staaten unter der Regierung des K. Friedrich I. geschehene Verwandelung einer grossen Menge Domanengüter in Bauergüter, welche den unglücklichen Erfolg hatte, dass sein Nachfolger eine ungeheure Summe rückständiger Pachtgelder einbüssen, und mit einem noch grösseren Kostenaufwande die zerstückelten Königl. Aemter wieder herstellen musste. Auch Rec. lebt in einem Lande, wo man vor etwan 20 Jahren mit einigen wenigen grösseren und kleinern herrschaftlichen Landgütern gleiche Versuche gemacht, und nur bey den Letztern, aber nicht bey den Erstern, die Fortdauer der Vertheilung zuträglich gefunden hat. — Zum Muster der vollständigsten und zuverlässigsten Beschreibung eines grossen Landgutes in allen seinen Theilen dienet diejenige, welche der Hr. Vf. von dem gräflichen Gute Weigelsdorf mitgetheilet hat, worunter das vortrefliche Forstreglement eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdienet. — Die in dem Vorschlag zur Verminderung des Kindermordes angerathene Veranstaltung: dass die Findelkinder in der Hauptstadt jeder Provinz, oder Kreises aufgenommen, für dieselben besondere Zimmer gemiethet, ihre Verpflegung und Erziehung gewissen dazu bestellten Frauen anvertrauet und die deshalb erforderlichen Kosten entweder von jeder Provinz, oder Kreise, oder von dem Gutsherrn, aus dessen Gerichtsbarkeit der Findling überliefert wurde, herbeygeschaffet werden, ist mit vielen Schwierigkeiten verwickelt, auch die davon gegebene Idee noch viel zu roh und unbearbeitet.

Die

Die letzte Abhandlung von Aufhebung der Frohnen zeiget, wie leicht selbst der bedachtsamste Schriftsteller durch allzugrosse Anhänglichkeit an gewisse Meynungen irre geführet werden kann. Sie enthält Erinnerungen gegen des Hn. Landsydicus *Jacobi Zweifel gegen die Möglichkeit einer allgemeinen Aufhebung der Frohnen* etc. in der sichtbarsten Sprache der Bescheidenheit und Wahrheitsliebe, aber auch mit dem von dem Hn. Vf. schon im isten Theile geäusserten unwandelbaren Widerwillen gegen die Naturalableistung der Herrendienste. Auch Rec. war nie ein Freund dieses Ueberrestes deutscher Knechtschaft, kennt seine den Landmann drückenden Beschwerlichkeiten, und ist selbst von dem geringen Werthe der durch Spann- und Handdienste bestrittenen Arbeiten, im Verhältnisse gegen deren Verrichtung durch eigene, oder für Lohn herbeygeschafte Spannwerke und Handarbeiter überzeugt; kann aber doch dem Hn. Vf. durchaus nicht darinn beypflichten, dass der Naturalherrendienst nie zu etwas nütze, in allen Hinsichten schädlich, diese Schädlichkeit gar nicht zu vermindern und derselbe desshalb gänzlich und auf immer abzuschaffen sey. Die Grenzen einer Recension gestatten keinen ausführlichen Beweis dieses Widerspruchs und nur die Bezeichnung eines Gesichtspuncts, welchen Hr. J. sowohl, als Hr. L. übersehen haben, und aus welchen doch der Naturalfrohndienst nothwendig mit betrachtet werden muss. Es ist bekannt, dass die wichtigsten Verbesserungen der Landwirthschaft von den Besitzern grosser Landgüter angefangen und von diesen zu dem gemeinen Landmanne gekommen sind, und dass der letztere von dem Erstern die Mergelung, den Anban der Futterkräuter, die Stallfütterung, die bessere Benutzung der Brache, die vortheilhaftere Eintheilung der Felder etc. gelernet habe. Diese glückliche Revolution, welcher wir einen so merklich grösseren und besseren Ertrag unserer Aecker jetzt verdanken, würde gewiss nur einen sehr langsamen Fortgang gehabt haben, wenn dieser allein auf dem eigenen Triebe des Bauren zur Nachahmung neuer Versuche beruhet hätte. Dazu ist derselbe am allerwenigsten, hingegen zur Beybehaltung alter hergebrachter Methoden am stärksten geneigt. Aber zu seinen eigenen und des Staats Besten setzte ihn die Ableistung des Herrendienstes in die Nothwendigkeit, sich von den Fehlern seines Haushalts zu überzeugen und nicht nur die wichtigen Vortheile jener neuen Veranstaltungen, sondern auch die Hülfsmittel dazu und deren Gebrauch kennen zu lernen. Jedem Kenner der Landwirthschaft werden eben so, wie dem Rec. viele Dörfer bekannt seyn, welche bloss auf diesem Wege zu ihrem jetzigen, gegen ihre ehemalige Armseligkeit so sehr abstechenden Wohlstande gelanget sind. Wären auch die Vortheile der Aufhebung des Naturaldienstes so gross und gewiss; so müsste in den Dörfern, wo selbst einige Bauren vom Naturaldienste seit einigen Jahren befreyet, und andere denselben noch unterworfen sind, der Unterschied des Wohlstandes zwischen beiden sehr sichtbar seyn, welches aber durch die Erfahrung keinesweges bestätiget wird. Aus diesen Erfahrungssätzen glaubt Rec. die sichere Folgerung ziehen zu können, dass es weise und billig sey, nur diejenigen Bauren, welche Fleiss, Ordnung und Geschicklichkeit in ihren Haushaltungen beweisen, von dem Naturalherrendienste gegen Entrichtung eines Geldzinses, jedoch nicht auf immer und unwiderruflich, sondern so lange zu entledigen, als sie sich nicht der entgegengesetzten Fehler schuldig machen; hingegen den trägen, unordentlichen und unwissenden Bauren bey einem benachbarten geschickten Landwirthe so lange in der Schule des Herrendienstes zu lassen, bis er jenen gleich geworden ist.

Berlin, b. Unger: *Recueil des Deductions, Manifestes, Declarations, Traités et autres Actes et ecrits publics*, qui ont été redigés et publiés pour la Cour de Prusse, par le *Ministre d'etat, Comte de Hertzberg*, depuis l'année 1756 jusqu'á l'année 1775. *Seconde edition augmentée. Vol. I.* 493 S. 8. 1790.

Diese zweyte Ausgabe des ersten Bandes einer für den Geschichtforscher und Staatsmann itzt und künftig so merkwürdigen Sammlung enthält ausser dem, was die erste schon in sich fasste, zwey wichtige Zugaben, nemlich den *Friedensschluss zwischen Preussen und Russland vom 5. May 1762.* und das *Freundschafts- und Handlungs-Bündniss zwischen Preussen und der Osmannischen Pforte v. J. 1761.* Wer wünscht nicht, dass uns auch bald der *dritte* Band dieser für den Ruhm nicht bloss Preussens, sondern des ganzen Zeitalters charakteristischen Sammlung, welcher durch den Tractat von Reichenbach, und das, was demselben vor und nachgegangen, so wichtig werden wird, geschenkt werden möchte!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Göschen: *Vetter Jakobs Launen*, von *J. F. Jünger.* 4tes Bändchen. 8 Bog. 8.

Hr. J. erklärt in der Vorrede, (welche „ein Wort zu seiner Zeit" seyn soll, und worinn er auf die Recensenten schimpft, die er doch, wie er versichert, seit Jahren nicht lieset,) dass in diesem Bändchen, so wie in allen folgenden bey weiten das meiste von ihm selbst seyn wird. Das wird den Lesern gar nicht unangenehm seyn, wenn sie immer so unterhaltende Aufsätze erhalten werden, als sie hier einige finden.

In der einen Erzählung wettet der Gott der Eitelkeit und der Gott des Frohsinns über die Frage, welcher von ihnen den meisten Einfluss auf die Menschen habe. Sie wandern unter die Menschen, und Eitling, so nennt sich der erstere, gewinnt. Gut erzählt, und natürlich erdacht.

Die letztere, Wilhelmine, ist keine Laune, aber eine vortreffliche Geschichte, deren Eingang nur für sie zu komisch ist. Dass auch das beste und gesetzteste Mädchen, mit Liebe, erst selbst gewahr gewordener Liebe im Herzen gegen einen vollkommenen Jüngling, wenig Stunden, nachdem ihr unversehens ein ziemlich alter Mann, mit einer wächsernen Nase als ihr Bräutigam angekündigt wurde, ruhig schlafen könne; das

 san-

fanden geistvolle Frauenzimmer, also Kennerinnen, durchaus unwahrscheinlich und unmöglich. Aber über die Vortreflichkeit der Gesinnung, da Wilhelmine „es nicht machen will, wie so viele alberne Närrinnen, die eine Wollust darinn finden, sich unglücklich zu träumen, weil sie nicht Verstand genug haben, glücklich zu seyn," waren allen Stimmen einig.

Einige ganz kleine, zum Theil etwas mutwillige Erzählungen in Versen scheinen da zu seyn, um die prosaischen mehr herauszuheben.

Stendal, b. Franz u. Grosse: *Gedanken und Urtheile über philos. Moral u. polit. Gegenstände aus guten Schriften gezogen*, alph. geordnet u. herausgegeben von *C. L. F. Rabe*, königl. Cammerprotonarius, I. II St. 1790. 8.

Der Nutzen dieser Sammlung scheint uns nicht bedeutend, da nach der ganzen Einrichtung derselben von keinem Gegenstand auch nur das wichtigste; auch nur das, was zur Einsicht und zu gründlicher Eintheilung dessen erfodert wird, was der Vf. wirklich anführt, vorgetragen werden konnte. Wer kann z. B. einen deutlichen Begriff vom Verstand durch das erhalten, was S. 48. von demselben gesagt wird. Besonders nachtheilig ist es, dass, nach des Vf. Methode zu sammeln, die Gegenstände meistens nur von Einer Seite betrachtet werden, und also der Leser nur einseitig über dieselbe urtheilen lernt. So sind z. B. gleich im Anfang die Folgen, einer edlen Abkunft nur von Einer Seite geschildert. Ohnehin bleibt manches aus Mangel hinlänglicher Kenntniss des Zusammenhangs, welchen eine Stelle in der ausgezogenen Schrift hat, unverständlich. Was bedeutet z. B. die Stelle) wo es vom Genie heisst: Es ist Etwas in dem wahren Genie, was wesentlich mit der Menschheit verknüpft zu seyn scheint. Bey allen diesen Mängeln des Buchs, wollen wir nicht leugnen, das manche aus demselben einzelne gute Gedanken und Maximen lernen können.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Jena* b. Mauke: *Ueber die Untauglichkeit der allgemeinen und eigenen Glückseligkeit zum Grundgesetze der Sittlichkeit*, von M. *Gottlob Christian Rapp*. 1790. 8. 90 S. (6 gr.) Wenn gleich die Materie von dem reinen Sittengesetze, von dem Grundsatze der eigenen und der allgemeinen Glückseligkeit, und von ihrem Verhältnisse zu einander, der Hauptsache nach durch dasjenige bereits ins Reine gebracht worden, was *Kant* in seinen dahin einschlagenden Schriften darüber bestimmt hat: so kann man es dennoch lange nicht für eine überflüssige Bemühung halten, wenn selbstdenkende Kenner dieser Philosophie mit besonderer Hinsicht auf vorhandene Missverständnisse und auf scharfsinnig erregte Zweifel sie von neuem bearbeiten, manches näher zusammendrängen, manches andere weiter auseinandersetzen, ähnliche Vorstellungsarten genauer verglichen, abweichende schärfer gegenüber stellen, Dunkelheiten aufklären, entdeckte Mängel verbessern und ihr dadurch einen allgemeinern Eingang zu verschaffen suchen. Von dieser Seite angesehen, verdient auch die gegenwärtige Arbeit den Beyfall derer, die sich für eine solche Untersuchung interessiren. Sie ist zwar hauptsächlich gegen die Aufsätze eines Ungenannten in dem *Braunschweigischen Journale* (v. J. 1788. St. 12. u. a.) gerichtet, worinne das Princip der allgemeinen und eigenen Glückseligkeit gegen *Kant* zu retten gesucht wird; allein die Wahrheit zu sagen, hat der *Eodämonismus*, (wie das vermeynte Moralsystem der Selbstliebe Kürze halber genennt wird,) an unserm Vf. einen weit scharfsinnigern und beredtern Apologeten gefunden, als jener Ungenannte selbst war, und es ist diesem System kaum von irgend einem seiner Vertheidiger so viele Gerechtigkeit widerfahren und soviel Fleiss und Subtilität gewidmet worden, als ihm dieser sein Bestreiter und der Vertheidiger einer uneigennützigen Sittenlehre rühmlich erwiesen und gewidmet hat. Was auch nur den Schein von übertriebener Beschuldigung, von unbefugter Anklage oder überspannter Gegenbehauptung haben könnte, dies alles findet man hier so gänzlich vermieden; was jenes System Wahres und Gutes in sich hält, so willig und offen eingeräumt, und wo ihm die Selbstständigkeit und bündiger Zusammenhang fehlt, da findet man diesen Mangel so bestimmt, so fasslich, arglos und bescheiden angezeigt, dass vielleicht mancher einseitige und mehr mit Eifer als Einheit kämpfender Vertheidiger der reinen Sittenlehre unzufriedner mit dem Vf. seyn dürfte, als selbst sein Gegner, Von dem Innhalte selbst, so weit er im Wesentlichen nicht neu ist, geben wir keine nähere Anzeige. Nur auf dasjenige wollen wir besonders aufmerksam machen, was auch hierinn und nicht blos in der Darstellung dem Vf. eigenthümlich zu seyn scheint. Er räumt ein, dass das Princip der eigenen Glückseligkeit, ob es gleich nicht *Grundgesetz der Sittlichkeit* seyn kann, dennoch das *höchste Gesetz für alle unsre freyen Handlungen* sey, welches selbst das Gesetz der Sittlichkeit als seinen einen Bestandtheil in sich fasse. Wir vermissen dabey eine deutliche Erklärung, ob darunter ein *practisches* oder ein *Naturgesetz* verstanden werde. Als Naturgesetz möchte es wohl darum nicht das *erste* seyn, weil selbst vor dem Bestreben, ja sogar vor dem Begriff und der Vorstellung von Glückseligkeit und von Vergnügen, andere Thätigkeiten erst vorausgehen müssen, wodurch erst Vergnügen und Glückseligkeit selbst und zugleich die Vorstellung von ihnen möglich wird; vielleicht ist es gar nicht einmal als Gesetz des Begehrens überhaupt anzusehen, weil es sehr problematisch ist, ob wir die Handlungen um des Vergnügen willen vornehmen, oder ob das Vergnügen nicht bloss eine Folge von einer solchen Art zu handlen oder von einer gewissen Würksamkeit unsers Vorstellungsvermögens ist, worauf an sich, auch ohne den bestimmten und harmonischen Einfluss aufs Gefühl, unser Bestreben natürlich gerichtet wäre. Nimmt man aber den Grundsatz der Selbstliebe als *erstes praktisches* Gesetz an, wie es unser Vf. zu nehmen scheint, so zweifeln wir nicht nur, ob es sich als ein solches erweisen lasse, sondern auch ob nicht das reine Sittengesetz selbst dadurch verliere, und die Moral in Glückseligkeitslehre verwandelt werde, indem die moralische Glückseligkeit oder der *Selbstgenuss der Willensgüte* sodann in der Reihe der Zwecke über die *Willensgüte* selbst gesetzt und diese ihr untergeordnet werden müsste. Eine Folge, die unsres Bedünkens eben so unvermeidlich aus dieser Voraussetzung fliesst, als sie mit der übrigen Denkart und der ausdrücklichen Erklärung unsres Moralisten sich auf keine Weise verträgt. Wenn es endlich so ausgemacht wäre, als hier angenommen wird (S. 84), dass das Bewusstseyn seiner Güte schlechterdings die höchste Seligkeit und der Tugendhafteste auch der Glücklichste sey; wenn dies nicht nur unter gewissen hypothetischen Voraussetzungen, sondern an und für sich und vermöge der *erkennbaren* Natur der Sache und des natürlichen Verhältnisses, worinne das höchste Verstandgut unsrer Gefühle stünde, wahr und gültig seyn soll: so wünschten wir wohl zu erfahren, ob und in wiefern sich unter dieser Voraussetzung ein Bedürfniss des Glaubens an Gottheit und Unsterblichkeit entdecken, und ob sich auch noch die Nothwendigkeit einer Moraltheologie erweisen lasse. Scheinbar nähert sich diese Vorstellungsart eben so weit der *Stoischen*, als sie sich von der *Kantischen* entfernt, und es wäre allerdings der Mühe werth, dass die Sache noch tiefer untersucht und nach ihren nähern Bestimmungen, Gründen und Folgen weiter aus einander gesetzt würde, wozu wir unsern Vf. um so mehr ermuntern, je grösser die Erwartung ist, die er durch diesen ersten im Ganzen so wohlgerathenen Versuch erweckt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 25. Februar 1791.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Augsburg, b. Riegers Söhnen: P. *Beda Mayrs*. Benenedictiners zum heil. Kreutze in Donauwerd, *Vertheidigung der natürlichen, christlichen und katholischen Religion nach den Bedürfnissen unsrer Zeiten. Erster Theil.* Vertheidigung der natürlichen, und Einleitung in die geoffenbarte Religion. 1787. 531 S. *Zweyter Theil. Erste Abtheilung.* Vertheidigung der christlichen Religion. 1789. 808 S. *Zweyte Abtheilung.* Vertheidigung der christlichen Religion. 828 S. *Dritter und letzter Theil.* Vertheidigung der katholischen Religion, sammt einem Anhange von der Möglichkeit einer Vereinigung zwischen unserer und der evangelisch-lutherischen Kirche. 559 S. 8.

Was den *ersten und zweyten Theil* betrifft, so gesteht der Hr. Vf es ganz aufrichtig, dass er zum Behufe junger Leute und besonders jener Geistlichen, denen es an Hülfsmitteln gebricht, die Beweise, die ihm zur Vertheidigung der Religion wider ältre und neuere Gegner derselben die besten dünkten, gesammelt habe. Er nützte dabey vorzüglich die Schriften von *Less*, *Döderlein* und *Bergier*; es ist daher nicht nöthig, die ohnehin schon bekannten Beweise hier noch einmal zu prüfen.

Eine weitläuftigere Darstellung verdient der *letzte Theil*, in welchem Hr. M. die Nothwendigkeit, aber auch die Grenzen, der kirchlichen Unfehlbarkeit zu bestimmen sucht. Die Vorschläge zur Beschränkung der Unfehlbarkeit sind sehr freymüthig, und ihm ganz eigen, aber auch von der Art, dass sie das katholische System im Grunde erschüttern müssen. Hr. M. tritt daher auch sehr schüchtern, und mit wiederholter Protestation auf, dass er als Friedensstifter zwischen zwey streitenden Parteyen erscheine, der seine Privatmeynung bey Seite setzen, und nur darauf sehen müsse, wie er, ohne die unläugbaren Rechte eines Theils zu verletzen, durch Vorschläge beide Theile vereinigen könne. Wirklich greift Hr. M. die Sache an dem rechten Orte an. Wenn es dem Katholiken je Ernst seyn soll, sich mit andern christlichen Parteyen zu vereinigen; so muss der Anfang mit Verbesserung des Begriffs von der Unfehlbarkeit gemacht werden. So lange dieser Zaun nicht durchbrochen, oder auf eine Art erweitert wird, die das freye Forschen nach Wahrheit gestattet; so lange diese Stütze des Katholicismus für unbeweglich gehalten wird; so kann auch kein einziges katholisches Dogma aufgegeben, und alle Vorschläge zur Wiedervereinigung können für nichts anders gehalten werden, als für Foderungen, dass die Protestanten in den Schooss der alten Kirche zurückkehren sollen. Rec. glaubt zwar, dass es Hr. M. mit dem Vorschlage zur Wiedervereinigung ernstlich meyne; hält aber doch dafür, dass das Verdienst um die Verbesserung des Katholicismus, welche unter dem Vehiculum der Vereinigungsvorschläge unmittelbar bewirkt werden kann, weit grösser sey, als das, welches man sich durch die Erreichung dieses Zweckes selbst erwerben würde. Die christlichen Parteyen nähern sich dann von selbst, wenn sie sich in den Grundsätzen nähern. Eine äussre, prunkvolle, mit positiven Statuten verbundne, symbolische Uebereinkunft, über die vielleicht die folgende Generation wieder mit Recht klagen würde, ist nicht so sehr zu wünschen, als es heilsam ist, dass aufgeklärte Katholiken um der Schwachen willen die Maxime ergreifen, unter dem Vorwande der den Katholiken so schätzbaren Kirchenvereinigung eine freymüthigere Prüfung der katholischeu Dogmen, und besonders des Fundamentalartikels der Unfehlbarkeit zu veranlassen. Dadurch weichen sie der Gefahr aus, verketzert zu werden, und arbeiten auf die fruchtbarste Art an der Verbesserung der katholischen Dogmatik. Aus diesem Gesichtspuncte könnte man noch die Vorschläge des Hn. M. betrachten, und loben, wenn auch gezeigt werden kann, dass sie zur Begründung der Wiedervereinigung undienlich seyn. Es ist eine sehr grosse, bisher von Katholiken noch nie gewagte Erschütterung des Katholicismus, wenn Hr. M. zugiebt, dass die Kirche nur in nothwendigen Glaubensstücken unfehlbar sey, und dass sie manches als Dogma definirt habe, was sich auf eine unmittelbare Offenbarung nicht gründet. Dadurch wird dem katholischen Theologen ein weites Feld geöfnet, selbst zu untersuchen, ob ein Dogma zur Heilsordnung, wie sich Hr. M. ausdrückt, gehöre; ob es auf unmittelbarer Offenbarung beruhe. Die kirchliche Autorität bindet ihn nicht mehr, so bald er sich von einem oder dem andern nicht überzeugen kann. — Wir wollen nun näher untersuchen, wie Hr. M. seine Vorschläge ausgeführt habe. Dieser Theil hat *sechs Abschnitte* und einem *Anhang*. In den fünf ersten sucht er, ganz nach *Bergier*, auf die gewöhnliche Art der Polemiker zu zeigen *die Nothwendigkeit eines lebendigen unfehlbaren Glaubensrichters*, *die Existenz desselben*, *die Unfehlbarkeit dieses Glaubensrichters aus Vernunftgründen*, und *aus der Offenbarung*, zuletzt, *welche Kirche die unfehlbare sey*; dann werden in dem *sechsten Abschn. die Grenzen der Unfehlbarkeit* angegeben, und in dem Anhange die Unterscheidungslehren der katholischen und evangelisch-lutherischen Kirche so erklärt, dass sie dem Protestanten zwar annehmlich gemacht, aber doch nicht aufgedrungen werden. Man kann die erste Hälfte dieses Theils als Polemik wider die Protestanten, und die andre wider die Katholiken betrachten. In dem *ersten Abschnitte*

schnitte wird die Nothwendigkeit eines unfehlbaren Glaubensrichters auf die bekannte Art so bewiesen: die Bibel kann die alleinige Glaubensregel nicht seyn; denn man kann auch nach einer gewissenhaften Anwendung der Auslegungsregeln den Sinn derselben nicht mit Gewissheit bestimmen; weil die verschiednen Christenparteyen in der Auslegung derselben getheilt sind; und weil es von unsrer Vernunft nicht abhängen darf, zu bestimmen, was Gott geoffenbart hat. Folglich ist zur Gewissheit der biblischen Auslegungen ein unfehlbarer Richter nothwendig. Die mündliche Fortpflanzung des wahren Bibelsinnes durch die Kirche ist auch der schicklichste, und den Menschen angemessenste Weg, die Religion rein zu erhalten; denn mündlicher Unterricht und Leitung durch Autorität ist immer nothwenig: man ist daher am besten daran, wenn diese Unterweisung unfehlbar ist. Zudem werden wir durch die Kirche von der Existenz und Authenticität der Bibel belehrt; es war daher ganz schicklich, dass wir auf demselbigen Wege auch die wahre Einsicht in den Sinn der Bibel erhalten. Rec., der hier keine Lust hat, mit den Waffen eines Polemikers aufzutreten, bemerkt nur, dass Hr. M. hier merklich mehr zu beweisen suche, als er nöthig hat, und als er in der Folge selbst annimmt, wo er gesteht, dass die Protestanten wirklich alle nothwendigen Glaubensstücke, deren Annahme zum Christenthum und zur Vereinigung hinreichend ist, ganz rein aus der Bibel schöpfen. Ein unfehlbarer Glaubensrichter muss daher so nothwendig nicht seyn. Wenn die Bibel so dunkel ist, oder wenn die Verschiedenheit der Auslegungen ein Beweis der Dunkelheit ist; so folgt, dass die Unfehlbarkeit der Kirche auch nur sehr dunkel darinn enthalten seyn müsse, weil sich über diesen Punct die Christen am wenigsten vereinigen können. Wenn der ungelehrte Katholik vor dem ungelehrten Protestanten etwas zum voraus haben soll, so ist es nicht genug, dass derselbe sich schlechterdings auf ein unfehlbares Ansehen berufe, sondern er muss auch davon überzeugt seyn, und bey jedem Dogma gewiss wissen, dass es von der allgemeinen Kirche entschieden worden ist. Es springt aber in die Augen, dass diese Untersuchungen seinen Kräften eben so wenig, ja noch weniger angemessen sind, als das Auffinden der Dogmen in der Bibel. Man sieht auch leicht ein, dass die Existenz der Bibel weit leichter durch Zeugnisse bewiesen werden könne, als der Sinn derselben, und dass dort der Weg der Tradition weit nothwendiger sey, als hier, wo wir durch die Vernunft uns helfen können. Aber, sagt Hr. M., die Vernunft kann nicht bestimmen, was Gott geoffenbart hat! Sie kann freylich die Existenz der geoffenbarten Wahrheiten nicht a priori bestimmen; das soll sie auch nicht; aber den Sinn der Bibel kann und muss sie entdecken. Im *zweyten Abschn.* beweist er *die Existenz eines lebendigen Glaubensrichters* daher: die von den Aposteln aufgestellten Lehrer, und die von denselben unterrichteten Gemeinen kannten den wahren Sinn der Bibel; durch das fortdaurende einstimmige Zeugniss der Lehrer und Gemeinen konnte aber, und musste die wahre Auslegung bis auf uns fortgepflanzt werden. Diese allgemeine Tradition nun ist der lebendige Glaubensrichter. Hr. M. vermischt immer die Begriffe von Kirche und Tradition. Gesetzt auch, der Katholik hätte Recht zu fodern, dass die kirchlichen Dogmen in der allgemeinen und übereinstimmenden Tradition gegründet seyn müssen; so folgt daraus nur, dass die Tradition der Kirche die Entscheidungsgründe dargeben müsse, nicht aber, dass die Tradition selbst der lebendige Glaubensrichter sey. Die Kirche urtheilt ja über die Existenz der Traditionen; sie sondert die ächten von den unächten; oder es ist wenigstens die Frage, ob sich die Kirche allezeit an der alten Tradition halte? Hr. M. gesteht es selbst, dass die Kirche manchmal blosse Folgerungen aus der Offenbarung, bloss nützliche Wahrheiten, die nicht auf der allgemeinen Tradition beruhen, als Dogmen vorgetragen habe. Es mögen daher die Traditionen als Bedingniss der kirchlichen Entscheidungen betrachtet werden; die Kirche selbst sind sie nicht. Zudem nimmt der Katholik darum einen lebendigen Glaubensrichter an, um sich die Mühe zu ersparen, selbst den Sinn der dunkeln Bibel zu erforschen; oder um sich wenigstens darüber durch den Ausspruch der Kirche zu beruhigen; wenn er nun aber das, was die Kirche lehrt, in der allgemeinen Tradition, in den dunkeln Urkunden des Alterthums, in den widersprechenden Schriften der Väter aufsuchen müsste, wäre er nicht weit schlimmer daran, als der Protestant? Es scheint also dem Leser bloss Sand in die Augen gestreut zu werden, wenn man das Ansehen der Kirche dadurch zu empfehlen sucht, dass man voraussetzt, es sey weiter nichts, als die allgemeine Tradition. Durch diese Bemerkung ist nun der ganze Vernunftbeweis für die Unfehlbarkeit der Kirche, den Hr. M. im *dritten Abschn.* führt, entkräftet: Er sagt, es sey historisch, und im höchsten Grade moralisch gewiss, dass dieses Zeugniss, oder diese Tradition weder aus Unwissenheit, noch aus Bosheit, oder sonst aus einer zufälligen Ursache verfälscht worden sey: und glaubt, durch diesen einzigen Grund die Unfehlbarkeit der Kirche erwiesen zu haben; weswegen er diesen Beweis die *natürliche Unfehlbarkeit* nennt. Und doch fodert Hr. M. S. 171 eine besondre Fürsorge Jesu für seine Kirche. „Es war unmöglich, schreibt er, dass die Lehre Jesu, welche dem Fürwitz und der Wissbegierde der Menschen so missfällige Schranken setzet, und den Neigungen des menschlichen Herzens so sehr entgegen ist, nicht beständigen Anfällen, und theils heimlichen Verdrehungen, theils offenbaren Bestreitungen sollte ausgesetzt werden. Ohne eine besondre Fürsorge und Wachsamkeit ihres Stifters hätte sie sich nicht in ihrer Reinigkeit erhalten können." Alle a priori geführten Beweise vermögen nichts wider die bekanntesten Thatsachen. Nicht einmal die Sittenlehre, der fasslichste und wesentlichste Theil des Christenthums konnte sich lange rein erhalten, wie die aufgeklärtern Katholiken selbst eingestehen. Giebt man auch den Satz zu, dass es wahr sey, was in der allgemeinen und beständigen Tradition gegründet ist; so wird der Katholik nicht viel dabey gewinnen, dem es schwer fallen sollte, auch nur ein einziges unbiblisches Dogma auf diese Art zu erweisen. Hr. M. sieht sich daher gezwungen, S. 146. allerley Einschränkungen hinzuzufügen.

Im *vierten Abschn.* wird die *Unfehlbarkeit des Glaubensrichters aus der Offenbarung* durch diese Gründe erwiesen:

wiesen: a) die Lehrer der Kirche haben ihre Sendung von den Aposteln und ihren Nachfolgern; folglich ist sie göttlich in ihrem Ursprunge, und wird allezeit fortfahren, göttlich zu seyn, so lange die Succession derselben nicht unterbrochen wird. Die Lehrer der Kirche sind von Gott selbst aufgestellt als Zeugen der Offenbarung: ihr Zeugnifs ist aber darum unfehlbar! Die Lehrer haben den Auftrag von Jesus, Wahrheit zu lehren; können oder wollen sie darum ihre Pflicht erfüllen? Wenn der Lehrer wegen seiner göttlichen Sendung unfehlbar wird, so müssten es alle einzelne Lehrer schon seyn. Dies giebt doch kein Katholik zu. Die folgenden Lehrer, die ihre Sendung nicht mehr durch Wunder beweisen können, müssen sich dadurch legitimiren; dass sie zeigen, ihre Lehre stimme mit der Lehre Jesu überein, sie mögen von andern Lehrern oder von der Gemeine angestellt worden seyn. b) Die Lehre Jesu hätte sich ohne eine besondre Fürsorge nicht in ihrer Reinigkeit erhalten können. Hier bestreitet Hr. M. selbst den oben beygebrachten Vernunftbeweis für die Unfehlbarkeit der Kirche, bey welchem ihm die Verfalschung der Lehre eben so unmöglich dünkte, als hier die Reinerhaltung derselben ohne eine besondre Fürsorge. Nimmt man aber auch diese als nothwendig an; ist man darum im Stand, der göttlichen Providenz die einzig mögliche Art, die christliche Religion zu erhalten, so genau vorzuzeichnen? Ist die Unfehlbarkeit der Lehren das einzige Mittel? Könnte dieser Endzweck nicht durch das fortwährende Bibelstudium erreicht werden? Wir wissen gewiss, dass die Bibel hiezu ein Mittel ist. Wenn es der Zweck Jesu war, manche vorzüglich interessante und gemeinnützige Wahrheiten dadurch zu verbreiten; so bedarf es keiner besondern Fürsorge mehr. c) aus den bekannten Bibelstellen, die aber zu weitläufig wäre, hier zu erörtern. *Fünfter Abschn. Welche Kirche ist die unfehlbare?* Diese Frage wird so beantwortet: „Jene Kirche ist die wahre, von welcher sich entweder einzelne Menschen oder Gesellschaften trennten, oder die diese Menschen und Gesellschaften selbst von ihrer Gemeinschaft ausschloss, weil sie ihr Irrthümer Schuld gaben, Unter der Zahl jener Particularkirchen, von welcher sich andre getrennt, oder die andern neuern Secten ihre Gemeinschaft untersagt haben, war auch allezeit die römische Particularkirche. Diejenige Kirche ist also die wahre Kirche Christi, welche mit der römischen Particularkirche allezeit vereinigt war.“ Wir wollen, statt uns hier aufzuhalten, vielmehr sehen, wie Hr. M. im *sechsten Abschn. die Grenzen der Unfehlbarkeit* bestimmt. S. 269. Die Unfehlbarkeit der Kirche erstreckt sich nur auf zwey Dinge; sie muss 1) alles lehren, was zur Erlangung der Seligkeit der Gläubigen unentbehrlich nothwendig oder nützlich ist; sie darf 2) nichts lehren, was von der Heilsordnung abführt. Es schadet also, S. 270., der Unfehlbarkeit der Kirche nichts, wenn sie neben der Heilsordnung noch Etwas lehret; ja auch den Gläubigen als Mittel anbefiehlt, wenn dieses nur jener nicht entgegen, sondern auch zur Erreichung des Seelenheils ihnen nützlich ist. Es schadet 2) nichts, wenn die Kirche diese Mittel auch für solche ausgäbe, die Christus selbst vorgeschrieben hat, ungeachtet sie eigentlich nur von ihr herkämen. Die Kirche irrte, und verleitete die Gläubigen in so weit zum Irrthum, dass *Etwas für geoffenbart angesehen würde, was nicht geoffenbaret ist.* Aber dieser Irrthum änderte in der Heilsordnung nichts, weil er ihr nicht entgegen, und das vorgeschriebene Mittel noch zu leichterer Beförderung des Seelenheils nützlich ist. S. 281. Mehrere blos kirchliche Anstalten und Verordnungen wurden oft von der Kirche einer göttlichen Einsetzung zugeschrieben, die doch gewiss nicht unmittelbar von Gott geoffenbaret waren. Will man sie als gewisse Wahrheiten gelten lassen; so muss man sie nur als mittelbar geoffenbarte Wahrheiten betrachten, die zwar an sich richtig sind, aber nicht als nothwendige Folgerungssätze aus den unmittelbar geoffenbarten Wahrheiten herfliessen; als Wahrheiten, die ihren Grund in der unmittelbaren Offenbarung zu haben scheinen, und in der Vernunft gewiss haben, und die man auf das Ansehen der Kirche annimmt. Mit diesem Begriffe von Unfehlbarkeit glaubt nun Hr. *M.* sowohl Katholiken als Protestanten genug zu thun. S. 286. Die Kirche lehrt alle nothwendige Wahrheiten. Dies ist der einzige Endzweck, warum eine Kirche da ist, und dessentwegen sie die Gabe der Unfehlbarkeit hat. Wenn sie auch manche Lehren, die nicht geoffenbart sind, vorträgt, so kann man sich doch damit beruhigen, dass sie nichts lehre, was von der Seligkeit abführt. Dem Protestanten könnte nun die Kirche nicht allein in Disciplinarpuncten, sondern auch in Glaubenssachen nachgeben. Der Unterschied zwischen ihnen und den Katholiken wird nicht mehr *Glaubens-*, sondern *Kirchenlehren* betreffen. Die Protestanten könnten über den Punct weggehen, ob die Unterscheidungslehren alle unmittelbar geoffenbart seyen; denn das ist eine Nebenfrage, die in die Heilsordnung, welche beide Theile als von Christo vorgeschrieben annehmen, keinen Einfluss hat. Nach diesen Bemerkungen folgt nun S. 288 *der Plan zur Vereinigung:* I. Alle Glaubens- und Sittenlehren, welche allezeit, überall, und von allen als Lehren Christi und der Apostel angenommen wurden, sind Lehren, welche zur Heilsordnung nothwendig gehören. Diese nehmen die Protestanten ohnehin mit uns an. II. Alle Lehren, welche von den Katholiken allein angenommen werden, sind solche Lehren, die zur Heilsordnung nicht nothwendig gehören. Es steht noch im Zweifel, ob sie allezeit, überall, und von allen als von Gott unmittelbar geoffenbarte angesehen worden. III. Die Kirche dringt diese Lehren den Protestanten nicht als unmittelbar geoffenbarte auf. Und diese lassen es auch dahin gestellt seyn, ob sie unmittelbar geoffenbart seyn; weil es im Grunde nur darauf ankömmt, ob diese Lehren der Offenbarung nicht widersprechen, sondern sogar ihren Endzweck befördern, nicht aber darauf, ob sie unmittelbar geoffenbart seyn. IV. Die Katholiken zeigen, dass alle ihre Unterscheidungslehren der Offenbarung nicht widersprechen, sondern vielmehr ihren Endzweck befördern, und die Protestanten lassen selbige als solche gelten. V. Sind die Lehren blos speculativ; so soll es den Protestanten frey stehen, sie auf ihre Gefahr innerlich zu glauben, oder nicht; nur äusserlich sollen sie davon schweigen, und sie nicht bestreiten. Sind sie aber zugleich praktisch, so kömmt es wieder darauf an, ob

ob die auf die Lehre sich gründenden Uebungen von der Kirche blos als nützlich, oder als nothwendig vorgeschrieben werden. Zu den erstern sollen sie nicht, wohl aber zu den zweyten, gehalten seyn. VI. Werden die Protestanten diese Lehren nicht annehmen, und die darauf sich beziehenden Handlungen nicht ausüben; so darf man sie zwar nicht verketzern; aber doch ist die Kirche befugt, sie von ihrer äusserlichen Gemeinschaft auszuschliessen, weil sie ihrer Leitung nicht gehorchen. Rec. fürchtet sehr, dass dieser Vorschlag bey Katholiken so wenig als Protestanten Eingang finden werde. Die Protestanten, die die kirchliche Unfehlbarkeit in den zur Heilsordnung nothwendige Stücken annehmen sollen, werden mit Recht fragen: sind diese nothwendigen Stücke schon, ehe sie die Kirche bestimmt, als Religionswahrheiten bekannt, oder nicht? Im ersten Falle ist keine weitere Kirchenautorität nothwendig; im andern könnte sie nicht Statt haben, wenn nicht zum voraus bekannt wäre, welches die nothwendigen Stücke sind; oder auch die Einschränkung der K. Unfehlbarkeit auf blos nothwendigen Wahrheiten würde unzweckmässig. 2) Hr. *M.* gesteht, dass die Protestanten diese nothwengen Stücke mit dem Katholiken ohnehin annehmen: dies bestärkt den Protestanten in seiner Meynung, dass die Bibel die nothwendigen Wahrheiten klar enthalte, dass es weder nöthig, noch nützlich sey, mit grossem Umschweife noch das in der alten Tradition aufzusuchen, worüber schon die Bibel deutliche Belehrung giebt. 3) Ist es mir erlaubt, selbst zu untersuchen, welche Lehren allezeit, überall und von allen als Lehren Christi geglaubt worden sind, oder nicht? Im ersten Falle ist die K. Unfehlbarkeit wieder nicht nothwendig, im Andern nicht annehmlich, weil ich immer befürchten müsste, die Kirche entscheide, wider ihr Befugniss, solche Lehren, die nicht in der alten Tradition gegründet sind. 4) Die Protestanten sollen die blos kirchlichen Dogmen nicht bestreiten; sie sollen zur Ausübung der Vorschriften, die die Kirche für nothwendig hält, verbunden seyn. Aber warum soll sich der Protestant zur Annahme von Lehren und Vorschriften binden lassen, in deren Vortrage Hr. *M.* selbst gesteht, dass die Kirche nicht unfehlbar sey, deren Grund oder Ungrund jeder zu untersuchen befugt ist? Es kömmt nicht darauf an, ob die Kirche manche Uebungen für nothwendig hält, sondern ob sie es sind? Wenn der Protestant von der Schädlichkeit gewisser kirchlichen Anstalten überzeugt ist; warum soll er sie nicht bestreiten dürfen? Und warum soll die Kirche berechtigt seyn, ihn von ihrer Gemeinschaft auszuschliessen, weil er gewisse Uebungen nicht mitmacht, von denen es noch zweifelhaft ist, ob sie nützlich oder nothwendig sind? Hr. *M.* gesteht selbst S. 308., es könnte manche Uebung, an der sich die Protestanten stossen, jetzt gar unterbleiben. — Die Katholiken werden bey diesem Vorschlage vielleicht noch mehrere Bedenklichkeiten finden; weil ihre bisherige Polemik wider die Protestanten eine wesentliche Veränderung leiden muss. Die Katholiken müssen nun selbst bestimmen, welches die Grundartikel sind: sie müssen zugeben, dass diese die Bibel klar enthalte: die Unfehlbarkeit der Kirche wäre nicht mehr unbedingt; und eben darum dürfte jeder Christ untersuchen, ob die kirchlichen Entscheidungen mit der Schrift und Tradition übereinstimmen, ob etwas ein Glaubens- oder ein Kirchendogma sey, wie sich Hr. *M.* S. 294 ausdrückt. Diese Freyheit dürfte sich der Katholik dann noch herausnehmen, wenn schon die Kirche ausdrücklich sagte, dass eine gewisse Anstalt, z. B. die Ohrenbeicht, von Christus selbst eingesetzt sey. Auf diese Art hätte nun der Katholik an seiner Kirche das nicht mehr zum voraus, dass er der Mühe der Selbstprüfung überhoben wäre. Aber eben deswegen kann auch kein unfehlbarer Glaubensrichter mehr nothwendig seyn. — In dem *Anhang* geht Hr. *M.* alle Unterscheidungslehren durch, zeigt, in welchem Verhältnisse sie mit der Heilsordnung stehen, und sucht davon eine vortheilhafte Erklärung zu geben. Die hier vorgetragnen Ideen kann der Katholische Theolog, wenn er auch in dem Begriffe der Unfehlbarkeit mit H. *M.* nicht übereinstimmt, sehr gut nützen, weil H. *M.* seine Erklärungen immer mit der Kirchenautorität zu vereinbaren sucht. So bemerkt er von den *Deuterokanonischen* Büchern: man könne es dahin gestellt seyn lassen, ob sie kanonisch sind; von der *Vulgata*: sie sey nur durch eine provisorische Verordnung, welche die damaligen Umstände nothwendig machten, für eine ächte Uebersetzung erklärt worden; von *der Klarheit der h. Schrift*; an dieser Streitigkeit läge nicht viel. Und doch baute Hr. *M.* den ganzen Beweis der Unfehlbarkeit auf dieselbe! Von *der Kirche*: man solle nur jene Entscheidungen annehmen, die sich auf eine allgemeine und beständige Tradition gründen.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. Berlin, b. Pauli: *Der Christ am Ostermorgen*: Zur Erbauung für denkende Christen, von M. *Johann Karl Gottlob Cuno.* 1790. 48 S. 8. Nach einer harmonischen Erzählung der Auferstehungsgeschichte folgen in poetischer Prose in fünf Gesängen Empfindungen eines Christen am Ostermorgen voll Andacht und Wärme. Manche übertriebene Ausdrücke müssen wohl dadurch entschuldigt werden, dass es poetische Prose seyn soll, z. E. nachdem der Vf. im 2ten Gesange Jesum den Auferstandenen als eine hellere Sonne mit der am Ostermorgen aufgehenden Natursonne verglichen, sagt er: mein „blödsichtiges Maulwurfsauge konnte ihren (Christi) Flammen„strahl nicht vertragen, wärest du nicht ihr Ocean, darinn sie „ihn abkühlt." Was hat das für einen Sinn? Ferner „Cheru„bim haben ihn mit goldner Inschrift in des hohen Sternenthrons „Baldachin geätzt." S. 35 sagt er: „es wird vergebens seyn, „wenn Voltaire und *Lessinge* ihre Waffen wieder ihn aufheben." Das hat Lessing nicht gethan, er war nur Herausgeber der in der Wolfenbüttelschen Bibliothek liegenden Manuscripte, deren Vf. man weiss. Hätte er länger gelebt, so hätte er gewiss, (wie er wirklich versprach,) die gründlichste unter allen Widerlegungen selbst geschrieben. Der Vf. verbittet am Schluss der Vorrede jeden *unbefugten* Tadel; Rec. hofft, er werde das Erinnerte nicht dafür aufnehmen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 25. Februar 1791.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Augsburg, b. Riegers Söhnen: *I. Beda Mayrs, — Vertheidigung der natürlichen, christlichen und katholischen Religion*, etc.

(*Beschluss der im vor. St. abgebrochenen Recension.*)

Von *der Zahl der Sacramente*: er glaubt den Streit dadurch beyzulegen, dass man nur zwey *unmittelbar von Christo eingesetzte* annehme, die andern fünf blos *kirchliche* heisse. Nach Rec. Meynung kann der Protestant das immer gelten lassen, wenn nur auch die Wirkungsart dieser kirchlichen Gebräuche vernünftig erklärt wird. Es ist aber sehr zu zweifeln, dass der Protestant mit Hn. *M.* Erklärung S. 381 zufrieden seyn werde: „wenn wir sagen, die Sacramente wirken die Gnade *ex opere operato*; so heisst das so viel, sie hätten *an sich schon eine eigene Kraft*, die Gnade mitzutheilen, die nicht erst durch den Glauben, und die Vorbereitung desjenigen, der die Sacramente ausspendet, oder dessen, der sie empfängt, wirksam gemacht werden müsste." In *Danzers* Moral werden hievon weit richtigere Bestimmungen gegeben. Mit der *Transsubstantiation* kann Hr. *M.* nicht recht fortkommen. Auch die subtile Erklärung *Stattlers* hebt die Unbequemlichkeiten nicht; löset die Frage nicht: wozu denn die Entfernung der Brodtsubstanz, und das Einwirken Jesu auf unsre Sinne? Der Zweck des h. Abendmahls ist doch nur die Heiligung unsrer Seele: diese Wirkung bleibt dieselbige, ob noch Brodt zugegen ist, oder nicht. Könnte man nun nicht, nach Hr. *M.* Grundsätzen, sagen: die Lehre von der Transsubstantiation gehört zur Heilsordnung nicht: die Kirche konnte sich dabey, ihrer Unfehlbarkeit unbeschadet, irren? Könnte man dies nicht eher sagen, als was H. *M.* von dem *Abendmahl unter zwey Gestalten* schreibt, es sey kein Irrthum im Glauben, wenn die Kirche das Abendmahl nicht mehr so feyert, wie es Christus gefeyert hat? Das *Messopfer* soll nur in dem weitläuftigen Sinne des Worts gelten, nach welchem Opfer die Bestimmung einer Sache zu einem Gottgefälligen Gebrauche ist. Von der *Beichte* wird ausführlicher gehandelt, und der Glaubenssatz dahin beschränkt: Jesus will nur durch die Priester die Sünden vergeben; er machte dabey dem Sünder das Bekenntniss seiner Sünden zur Bedingung; bestimmte aber nicht, ob dies ein *allgemeines* oder *besonders* seyn sollte. Dies that die Kirche. Die Beicht ist eine nützliche und vernunftmäsige Anstalt, welcher sich die Protestanten auch unterwerfen müssen. Von der *Genugthuung* haben andre Katholiken auch schon bessre Begriffe aufgestellt. *Das Fegefeuer, das Gebet für die Verstorbenen*, gründen sich nicht auf eine unmittelbare Offenbarung. *Die Verehrung der Heiligen, der Bilder und Reliquien* ist nicht wider die Religion, wird aber auch nicht für eine nothwendige Uebung gehalten. Der *Ablass* ist blosse Nachlassung der Kirchenstrafe. *Der Primat und die Hierarchie* sollen zu der ursprünglichen Form reducirt werden. Den ehelosen Stand der Geistlichen, die lateinische Liturgie, das Abstinenzgebot, u. d. g. will der Hr. Vf. abgeschafft wissen. — Wenn H. *M.* auch seine Hauptabsicht, die Kirchenvereinigung, nicht erreichen wird; so kann er doch den gewiss nicht unbeträchtlichen Nutzen stiften, dass durch ihn manche heilsame Reforme in der Katholischen Dogmatik veranlasst wird.

Düsseldorf, b. Dänzer: *Nahum neu übersetzt* mit erklärenden Anmerkungen von *Heinrich Adolph Grimm*, Doctor und Prof. der Theologie zu Duisburg. 1790. 8. 140 S.

Eine vorangesetzte *Einleitung* handelt I. Von dem Zeitalter des Nahums und seinem Vaterlande, II. von dem Inhalt und der Erklärung seiner Weissagung. Der Vf. ist geneigt, den Propheten in das Zeitalter von Manasse, und zwar gegen das Ende seiner Regierung oder bald nachher, zu versetzen, und das Dorf Elkosch, in der Nähe von Mosul, für den Ort zu halten, von dem Nahum den Beynahmen האלקשי erhalten habe. (Der Umstand, dass der Vortheil von Ninive's Untergang nur auf Juda berechnet, I. 12. II. 1. und dass Israël nur Einmal, ohne ein merkliches Interesse, wie im Vorübergehen, genannt wird, ist der Meynung nicht vortheilhaft, dass der Prophet zu einem der zehen Stämme in der assyrischen Gefangenschaft gehört habe: der frohe Aufruf zu Anfange des 2 Cap. macht es vielmehr höchstwahrscheinlich, dass er ein Bewohner des Landes Juda gewesen seyn müsse.) Gegen Kalinsky's bekannte Hypothese, dass das 1 und 2 Capitel von dem Untergang des assyrischen Reichs unter dem Sardanapal durch Arbaces, das 3 aber von der spätern Eroberung und Zerstörung der Stadt Ninive durch Kyaxares rede, werden erhebliche Einwendungen gemacht; mit Recht wird die Meynung derer vorgezogen, welche das Ganze als eine Weissagung von der zwoten Eroberung durch Kyaxares erklären. Die *Uebersetzung* ist nicht in jenen poetischen Ton gestimmt, dass sie durch raschen, kraftvollen Ausdruck, durch freye ungewöhnliche Wortstellungen, oder auch nur durch ein Metrum, was weder grosse Mühe noch Kunst erfodert haben würde, ihren Werth erhalten soll: Einige werden sie daher kalt und unpoetisch finden, dafür werden Andre sie für natürlich und ungekünstelt halten. Die *Anmerkungen* sind gleichförmig, nicht mit überflüssiger Gelehrsamkeit überladen, aber meist befrie-

digend; auf die alten Ueberfetzungen ift fleifsig Rückficht genommen. Neue und eigenthümliche Erklärungen meynt Rec. nicht gefunden zu haben, aber nach feiner Einficht hat der Hr. Vf. aus dem vorhandenen Vorrath meiftens das Befte glücklich ausgehoben. Wir führen noch einige einzelne Stellen an.

I. 6. *Seine Hitze fchmilzt alles wie Feuer, er zertrümmert die Felfen.* Nach Dathe בתקבה, ftatt נתכה. Aber wird fich diefes auch für die andre Stelle 2 Chron. XXXIV. 21 fchicken? Warum follte es nicht heifsen können: Wird fein Zorn, als Feuer, ausgefchüttet; fo werden — Felfen von ihm zerfprengt? — I. 8. *Aber feine Gegner vertilgt er durch eine daher ftrömende Fluth.* מקימיו. Wenn ja מקומה nicht Statt haben foll; fo würde Rec. lieber מקימיו mit dem folgenden ואויביו in Verbindung fetzen. — I. 10. *Gänzlich werden fie ausgerottet werden.* Nach der angeblichen Lesart der LXX. כי עד יסודם כסחים. Nur כסח fchickt fich nicht zu יסוד, auch fteht χερσωθησεται fonft nicht für כסח. — I. 12. *Wären fie*, die Affyrier, *auch ungetheilt und mächtig, gewifs werden fie doch ausgerottet, gewifs werden fie vertilgt.* Mit einer ftarken Aenderung der Lesart. אם שלמים ורבים וכן כגוזו וכן עבר. — II. 2. *Es ziehet der Verwüfter herauf, um dich zu belagern.* Sehr richtig wird es als Anrede an Ninive genommen. Nur נצור מצורה würde Rec. lieber überfetzen: Befetze, bewache deine Werke! — II. 7. *Die Wafferthore werden geöfnet.* Dies feyen die Thore, die aus der Stadt nach dem Tigris giengen, und etwa von den Feinden zuerft eingenommen worden feyen. Man follte denken, der hebräifche Ausdruck, שערי נהרות נפתחו, bedeute eher: Schleufen der Ströme öfneten fich, d. i. Ströme traten aus, überfchwemmten die Gegend. Sollte nun nicht der Sinn diefer feyn: Um die Stadt lagerte fich ein Heer, als wären Ströme ausgetreten? Die Vergleichung eines Heers mit einer Fluth ift doch im Hebräifchen fo ganz gewöhnlich.

Oxford, a. d. Clarendonfchen Preffe, b. Prince u. Cooke und London b. Elmsly: *The Proverbs of Salomon translated from the Hebrew* by *Bernard Hodgfon* L. L. D. Principal of Hertford College 1788. 18 Bogen ohne Seitenzahl. 4.

Seitdem die Kennicottifche Bibel herausgekommen ift, hat man mehr, wie fonft, in England auf die Verbefferung der kirchlichen Ueberfetzung gedrungen, und Lowth, Blayney, Newcome u. a. haben jenes Hülfsmittel zu diefem Endzweck angewandt. Hr. H. tritt in ihre Fufstapfen, giebt eine neue Ueberfetzung, wobey auf die alte beftändig Rückficht genommen und diefe mit dem hebräifchen Original mehr übereinftimmend gemacht ift, und füget überdem noch Anmerkungen hinzu, worinn er die alte Ueberfetzung mit der neuern vergleicht, und die Gründe für die von ihm getroffenen Veränderungen anführt. Durch gründliche und tiefe Sprachgelehrfamkeit, und neue Erklärungen zeichnen fich diefe nicht aus. Die Kritiken über die alte Ueberfetzung können indeffen den Reviforen derfelben, wenn je das Parlament es für nöthig finden follte, die kirchliche Ueberfetzung revidiren zu laffen, fehr nutzbar werden, follten auch die Reviforen Bedenken tragen, der neuen Erklärung allenthalben beyzutreten. Wir wollen aus ein paar Proben die Art, wie der Vf. bey der Exegefe zu verfahren pflegt, dem Lefer anfchaulich machen. 5, 14 כמעט foll, wegen 10, 20, einen nichtswürdigen Menfchen, Delinquenten bedeuten — v. 16 wird fragweife genommen — 6, 2 wird die Lesart רחב ftatt רהב angenommen. *Bis dafs du deinen Freund befreyeft, erlaube deinen Augen keinen Schlaf.* Hier hätte doch wohl das Zeitwort in Hiphil ftehen müffen — v. 5 יד wird aus يدب *antertore pede illaqueata fuit präda* erläutert — 7, 22 vermuthet der Vf., dafs, wenn איל würklich die alte Lesart gewefen wäre, fie von Kenn. in einem der 694 für ihn collationirten Codd. gefunden feyn müfste. Kaum hätten wir gedacht, dafs noch folche hohe Foderung an diefe Codd. gemacht würde. Wäre der Vf. mit der ihm ausländifchen Literatur beffer bekannt, fo würde er den innern Gehalt diefer Codd. und ihrer Lesarten beffer zu würdigen wiffen — 8, 26 חוצות follen *Mond*, *Sonne*, *Planeten*, *der Himmel*, kurz alles, was die Erde umgiebt, feyn. Die alte Ueberfetzung hat richtiger *the fields* und am Rande *open places*, *offene Weideplätze*. Dathe *terram eiusque circuitus* will uns auch nicht gefallen. Man vergleiche nur Pf. 144, 13.

Leipzig, b. Crufius: *Unterhaltungen mit Gott in den Abendftunden auf jeden Tag des Jahres*, von M. *Johann Chriftian Förfter*, der hohen Stiftskirche zu Naumburg Domprediger und Schulinfpector. *Erfter Theil* 376 S. in gr. 8. 1790. (18 gr.)

Auf jeden Tag vom erften Jenner bis zum letzten Junius eine Betrachtung von 2 Seiten, die mit einem Liedervers anfängt und befchliefst auf eben die Art, wie des fel. *Sturms* Unterhaltungen mit Gott in den Morgenftunden; lehrreich und erbaulich.

Ebendafelbft: *Gefchichte der jüdifchen und chriftlichen Religion* für den erften Unterricht, von *Heinrich Philip Conrad Henke.* Zweyte verbefferte und vermehrte Auflage. 1789. 150 S. in 8.

Schon die erfte Ausgabe diefer fehr wohlgerathenen Religionsgefchichte erhielt allen verdienten Beyfall: Jetzt hat der Vf. manchen erheblichen Thatfachen, die entweder zu kurz abgefertigt, oder ganz übergangen waren, ihren verdienten Platz eingeräumt; die Schreibart verbeffert, und den Gang der Erzählung, die Anordnung und den Zufammenhang der Sachen, bemerklicher zu machen gefucht. Was uns noch zu wünfchen übrig bleibt, ift, dafs S. 72 fg. einige Winke gegeben worden wären, ob *Jefus* mehr als der Sohn einer frommen Jungfrau aus Davids Gefchlechte, ein Mann von aufserordentlichen Geiftesgaben und Kräften, ein Bevollmächtigter Gottes, und höchft verdienftvoller Lehrer gewefen fey; dafs wenigftens, da im Anfange der chriftlichen Religionsgefchichte von feiner göttlichen Würde nichts gefagt worden ift, vermuthlich weil es der Vf. für den erften Unterricht nicht nöthig hielt, auch in der Folge die Arianifchen und andern darüber entftandenen Streitigkeiten, die nun im Grunde unverftändlich find, weggelaffen wären; endlich auch einige Stellen der Erzählung verbeffert

setzt würden. So läfst sich S. 97 nicht im genauen Verstande sagen, dafs *Constantin d. Gr.* gar *keine Gewalt wider die Heiden* gebraucht habe: denn mit welchen andern Namen kann man es belegen, dafs er ihre Tempel ganz zerstören oder halb abtragen, ihre Götzenbilder verbrennen, oder öffentlich beschimpfen liefs, ihren Priestern den angewiesenen Unterhalt nahm? u. d. g. m. S. 114 werden zwischen den Jahren 720 u. 750. *Carlmann* und *Pipin Fränkische Könige* genannt, welches damals noch keiner von beyden war. Dafs nach S. 115 auch *Thüringen* ein Sitz *Slavischer Nationen* gewesen seyn sollte, ist unerweislich. Auch wird S. 116 fg. von dem Pabste so gesprochen, als wenn er gleich mit und seit der Schenkung *Pipins* aufgehört hätte, ein Unterthan der Fürsten zu seyn.

ALTONA, b. Hammerich: *Theologische Beyträge.* Erstes Stück. Von D. *J. C. R. Eckermann*, ordentl. Prof. d. Theol. zu Kiel. 1790. 220 S. 8.

Der Vf. beginnt seine Beyträge mit einer Erklärung der merkwürdigsten Stellen der drey ersten Evangelisten, worinn das A. T. angeführt oder erklaret wird. Die nächsten Stücke sollen in gleicher Hinsicht die vorigen Schriften des N. T. erläutern. Dann will der Vf. das Verhältnifs der biblischen Bücher und ihres Inhalts zu der daraus zu schöpfenden christlichen Religionslehre, und dann den biblischen Grund der Religionslehren selbst untersuchen. Sein Hauptzweck ist, so [illegible]möglich zur Unterscheidung der *Lehre* von der *Lehrform* beyzutragen; eine Unterscheidung, die eben so nothwendig als in mancher Hinsicht schwierig ist. Bey diesem wichtigen und interessanten Entwurfe, wünschten wir, dafs der Vf. nicht blofs auf die Citata des A. T. im N., sondern auf Lehrmethode Christi und der Apostel *überhaupt* Rücksicht nehmen möchte. — Nach des Vf. Ueberzeugung enthält das A. T. keine eigentlichen Weissagungen von unserm *Erlöser J. C.*, keine eigentlich auf *ihn* sich beziehenden Beschreibungen seiner *Person* und *Bestimmung*, seines *Lebens, Leidens* und *Todes*, seiner *Auferstehung* und *Erhöhung*, etc. Alle Beschreibungen des Messias und der Messianischen Zeit, welche die Propheten gegeben haben, sind Beschreibungen eines irdischen Königs aus Davids Familie, und eines irdischen Reichs. Der Beweis für die Messias-Würde Jesu beruhet vielmehr auf Jesu eigner Versicherung, dafs er derjenige sey, auf den durch die Messianischen Erwartungen und Hoffnungen im A. T., ja durch die ganze Mosaische und ältere Israelitische Religionsverfassung, vor[illegible] worden, und dafs keine andre Erfüllung der Messianischen Verheissungen zu erwarten sey. Wenn Jesus sagt: *ich bin der Messias*, so ist dies der Form nach eine locale und antithetische Redensart, die der irrigen Erwartung der Juden, von einem irdischen Regenten, entgegengesetzt ward; für uns aber will sie nur folgendes sagen: *die ganze ältere Israelitische Religionsverfassung kann als eine Vorbereitung auf die Einführung der christlichen Religion in die Welt, in welche jene sich auflösen sollte, angesehen werden.* Keine Stelle des A. T. wird im N. anders erklärt, als sie im A. T. selbst erklärt werden mufs. Wenn gleich die Stellen des A. T. zur Erbauung der Juden-Christen oder zum Theile bey ganz andern Gelegenheiten, auf ganz andre Umstände, Personen und Sachen, als wovon sie im A. T. handeln, angewendet werden; so werden wir doch die Anwendung immer ganz passend finden, wenn wir sie blofs als Anwendung, um Aufmerksamkeit zu erwecken, nur nicht als Anführung einer eigentlichen Weissagung betrachten, grade wie wir die Stellen der Bibel jetzt oft in Predigten behandeln. (Allein wie man mit diesen Grundsätzen bey solchen Stellen durchkommen soll, in welchen, besonders Paulus, absichtlich darauf ausgeht, gewisse Stellen des A. T. *ausdrücklich von Christo zu interpretiren*, sehen wir nicht gleich ein. Hier scheint es uns wahrscheinlicher, dafs Paulus wirklich nach dem damaligen Geiste der Interpretation solche Stellen von Christo verstand; und solche *Erklärungen* thaten zur Ueberzeugung des Juden-Christen Wunder.) — Hierauf folgt nun die Erklärung der Citate des A. T. selbst, wobey der Vf. neuere Interpreten mit kluger Auswahl benutzt, viele eigne und scharffinnige Bemerkungen beygebracht, kurz seinen Gegenstand so behandelt hat, dafs man überall die Spuren eines langen und tiefen Nachdenkens findet. — Nur eine Bemerkung erlauben wir uns noch über die *Einrichtung* des Ganzen. Unsrer Meynung nach wäre der Vf. ungleich sicherern Schrittes fortgegangen, und hätte über die ganze Materie von Citaten des A. T. im N. viel mehr Licht verbreitet, wenn er vorläufig, etwan in einzelnen Abhandlungen, folgende Fragen: was für Grundsätzen der Jude bey Erklärung des A. T. gefolgt sey? ob er den Allegationsformeln immer denselben oder einen verschiednen Sinn unterlegte? ob er gewisse Lieblingsschriften des A. T., oder auch einen gewissen Lieblingstext hatte, aus welchem er citirt? u. f. w. geflissentlich untersucht, und bey dieser Untersuchung die Allegate beym Josephus und Philo benutzt; dann die Citate selbst, nicht so wohl der Reihe nach, wie sie beym Schriftsteller folgen, erklärt, sondern vorher in gewissen Klassen, entweder den Sachen nach oder endlich dem Texte nach, aus welchem sie hergenommen sind, getheilet, und dann die Resultate der obigen Untersuchungen auf ihre Erklärung angewendet hatte. Vielleicht läfst sich von diesen Vorschlage, wenn ihm anders der würdige Vf. nicht überhaupt verwerflich findet, noch in der Folge Gebrauch machen.

MÜNSTER, b. Theissing: *Introductio in XIV Paulinas epistolas et VII Catholicas*, quam in usum auditorum suorum scribebat P. *Innocentius Gocken*, Franciscanus S. O. SS. theolog. Lector, in Univers. Monasteriensi Prof. P. et O. Appendix Positionum ex XIV. Paulinis et VII. Catholicis epistolis excerptarum et susius deductarum. 1789. 477 S. 8.

In dieser Einleitung in die Paulinische und katholische Briefe werden, wie man sich leicht vorstellen kann, die Fragen von der Göttlichkeit, von dem Vf., dem Zwecke und Inhalt dieser Briefe, von den Gemeinen, an die gerichtet, und dem Orte, wo sie geschrieben würden, erörtert. Der Hr. Vf. hielt sich durchgängig an Calmets Vorreden, und nützte nur mit grosser Schüchternheit Michaelis Einleitung; so entschuldigte er sich S. 219, dafs er nach demselben die Frage, wo der erste Brief des

des Petrus geschrieben worden sey, entschieden habe. Semler, Koppe, Storr u. a. scheinen ihm ganz unbekannt zu seyn. woraus man sich denn hier manche Lücke, und dort manche unverhältnissmasige Weitschweifigkeit erklären kann. So wird z. B. in der Einleitung zu dem Briefe an die Ephefer die Frage, ob derselbe an diese Gemeine insbesondre, oder als ein Circularschreiben an alle Kleinasiatischen Christengemeinen gerichtet worden sey, nicht berührt; aber dafür eine grosse Stelle aus Josephs zweyten Buche vom jüdischen Kriege abgeschrieben, worinn die Lebensart und Grundsätze der Essäner geschildert werden. Wenn Hr. G. die Aechtheit des Verses: 1 Joh. 5,7. vertheidigt, weil (S. 290) die Synode zu Trient erklärt hat, alle Schriftbücher seyn *cum omnibus suis partibus* für göttlich zu halten; so nimmt er diese Erklärung strenger als andre Katholiken, die dem Ausdruck *cum omnibus suis partibus* nur von grösern, zur Zeit der Synode streitigen, Bibeltheilen verstehen. In noch grösere Schwierigkeiten sieht er sich verwickelt, wenn er die Göttlichkeit des Briefs des Judas wider Michaelis vertheidigt, in welchem die Hurereyen der Engel mit Menschen und der Streit des Erzengels Michaels um den Leib des Moses aus apokryphischen Büchern angeführt werden, und gezwungen, darauf zu antworten, dass Judas diese Facta, als historisch wahre, aus unächten Büchern habe entnehmen können, ohne das Ansehen derselben zu bestätigen. In dem Anhange darf man auch nicht erwarten, dass die schwersten Stellen dieser Briefe besonders erklärt werden. Man findet da viele unwichtige und polemische Sätze. So sucht Hr. G. aus 1 Cor. 3, 14. das Fegfeuer, aus Jac. 5, 14. das Sacrament der letzten Oelung zu beweisen. Die Schreibart ist durchaus klar; nur ist sie hie und da mit unlateinischen Ausdrücken verunreinigt, z. B. *travestire, immanuare, characterizare, certitudinaliter, famosus scripturista* u. d. gl.

NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Crusius: *Delectus opusculorum ad scientiam naturalem spectantium.* Edidit *Christianus Frider. Ludwig* D. Historiae naturalis in univers. litt. Lips. Professor. *Volumen Primum.* 1790. 560 S. 8. mit 7 Kupfertafeln.

Die Reichhaltigkeit dieser Sammlung führte Rec. in Versuchung, ihre einzelnen Stücke so bestimmt anzuzeigen, als es ihr Werth verdient; er fand aber bald, dass, wenn er den Verfassern nur etwas Gerechtigkeit wiederfahren lassen wollte, es auf keine andre Art, als auf Unkosten der Anzeigen neuerer Schriften hätte geschehen können. Wir begnügen uns also, dem Herausgeber für sein verdienstliches Unternehmen unsern Dank zu sagen, den ihm auch bey allen Naturforschern der anerkannte Werth der hier vorkommenden Verfasser, oder doch der mehresten, und ihrer Abhandlungen verbürgen wird. In diesem ersten Bande befinden sich folgende: 1) *Car. Jos. Oehme* de Serie corporum naturalium continua. 2) *A. G. Kästner* et *Jo. Chr. Polyc. Erxleben* diiudicatio Systematum animalium mammalium. 3) *Gottl. Conr. Chr. Storr* et *Fr. Wolfer* prodromus methodi mammalium. 4) *Bl. Merrem* de animalibus scythicis apud Plinium. 5) *Jo. Ernst Hebenstreit* de insectorum natalibus. 6) *A. Broussonet* variae positiones circa respirationem. 7) *Jo. Dan. Titius* de paro minimo Polonorum Remiz, Bononiensium pendulino. 8) *Ge. Rud. Böhmer* de plantis in cultorum memoriam nominatis. 9) *Jo. Frid. Gmelin* irrit[illegible] vegetabilium in singulis plantarum partibus exp[illegible]. 10) *Jo. Phil. Wolff* de f[illegible]m seminibus. 11) *C. a Linné* et *Olof Schwarz* methodus muscorum illustrata. 12) *Ludwig* de sexu muscorum detecto. 13) *R. Behrens* de Dracone arbore Clusii. 14) *Car. Gottfr. Hayen* et *Nestor Kwiatkowsky* de ranunculis prussicis. 15) *Jo. Car. Gehler* de characteribus fossilium externis. 16) Idem, de fossilium physiognomia. 17) *A. G. Werneri* Systema regni mineralis anni 1788.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Züllichau*, b. Frommanns Erben: *Ist ein allgemeiner Landes-Katechismus nöthig? und wie müsste er beschaffen seyn?* 1790. 92 S. 8. Die erste Frage würde der Vf. verneinen, so bald die Prediger alle so wären, wie sie seyn sollten. (Aber doch entstünde Bedenklichkeit aus der zu häufigen Abwechselung der Systeme; und dann müssten nicht blos die Prediger, sondern auch die Schullehrer, besonders die Schulmeister auf dem Lande alle weit geschicktere Leute seyn, wenn ein allgemeiner Katechismus entbehrlich werden sollte.) Da inzwischen von der einen Seite, die Prediger theils zu gelehrt, theils zu einfältig, theils zu neuerungssüchtig, theils zu steiforthodox u. s. w, von der andern Seite auch die bisherigen Katechismen dem heutigen Zeitalter und seinen Bedürfnissen nicht einmahl den Behauptungen der Bibel selbst, angemessen sind, so hält der Vf. mit Recht einen verbesserten Landes-Katechismus für nöthig. Hierauf macht er sich den Entwurf: ob der Staat ein Recht habe, ein gewisses Lehrbuch zur allgemeinen Richtschnur vorzuschreiben? ob dies nicht Eingriff in die Gewissensrechte wäre? Seine Antwort ist folgende: „wie kann das heissen: über die Gewissen „befehlen, wenn der Staat Veranstaltungen trifft, dass die Ueberzeugung erleichtert, richtig geleitet, und durch sie das Gewissensgefühl gehörig geweckt und geordnet, dass Erleuchtung des „Verstandes befördert, und durch sie das Herz zum Guteswollen „und Gutesthun erwärmt werde. Und wenn dazu nun nichts „mehr beyträgt, als zweckmässiger Unterricht der Jugend, wenn „die bis jetzt vorhandenen eingeführten Lehrbücher nichts taugen, und die mehrsten Lehrer nicht Kraft oder Willen haben, „bessre zu entwerfen; soll darin der Staat nicht dafür sorgen, dass „solche Lehrbücher eingeführt werden, die diesem Zwecke entsprechen?" Hiermit bahnt sich der Vf. den Uebergang zur Beantwortung der zweyten Frage: wie ein allgemeiner Landes-Katechismus beschaffen seyn müsse? Er nimmt dabey auf *Sachen, Sprache* und *Ordnung* Rücksicht. Die *Sachen*, müssen aus der Bibel geschöpft, und zu Beweisstellen lauter authentische, deutliche und unzweydeutige Stellen hauptsächlich aus dem N. T. und vorzüglich aus Jesu eignen Reden entlehnt werden, die allenfalls undeutlich übersetzten aber doch wichtigen St[illegible] müsten gleich deutlicher ausgedrückt, oder durch Einschiebsel [illegible]t, Stellen aber, die sich auf die damaligen Christen beziehen und ohne gelehrte Vorkenntnisse unverständlich bleiben, lieber ausgelassen werden. *Sodann*, verlangt der Vf. mit Recht, sollten diese Stellen erst deutlich erklärt, und erst dann die Lehrsätze daraus hergeleitet werden, nicht in umgekehrter Ordnung, wie in den gewöhnlichen Lehrbüchern. In Rücksicht auf Einkleidung dieser Sachen kommen die Foderungen des Vf. auf folgende hinaus: die Sätze richtig zu bestimmen, keinen schon an sich undenkbaren Satz aufzunehmen, gründlich zu beweisen, jeden auch nur scheinbaren Widerspruch sorgfältig zu verhüten, und jeder Lehre gleich den praktischen Nutzen beyzufügen. Alles dies wird durch treffende Beyspiele erläutert. Zuletzt schlägt der Vf. eine sehr natürliche Ordnung vor, in welcher die Lehren sie abhandeln liessen. Ueber manches, vorzüglich über die erste Frage, liesse sich noch einiges erinnern, allein das würde uns hier zu weit führen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 26. Februar 1791.

GESCHICHTE.

VENEDIG, b. Pitteri und Sansoni: *Storia ragionata dei Turchi*, e degl' Imperatori di Costantinopoli, di Germania e di Russia, e d'altre Potenze Cristiane; dell' Abbate *Francesco Becattini*, Academico Apatista. T. I, 295 S.; T. II, 327 S.; T. III, 347 S.; T. IV, 297 S.; T. V, 275 S.; T. VI, (mit Einschluss eines Registers über das ganze Werk,) 280 S. 1788 und 1789. in 8. (2 Rthlr. 14 gr.)

Wer sich ein ernsthaftes Geschäfft daraus macht, das weite Gebiet der Geschichte mit Nachdenken über Bestimmung und Glück des menschlichen Geschlechts zu durchwandern, für den liegt gewiss ein vorzügliches Interesse in den Schicksalen des Otmannischen Reichs. Denke man sich, wie man will, der Menschheit langsames Fortschreiten zum entfernten Ziele ihrer möglichen Vollkommenheit, so berührt man auch hier einen Punct, wo die Bewegung völlig zu stocken scheint. Natürlich muss eine solche Erscheinung die Aufmerksamkeit des Beobachters festhalten, der weiter, als über den nächsten Gegenstand von ihm, und weiter, als über den gegenwärtigen Moment zu sehen gewohnt ist. Wichtig muss es ihm seyn, sich zu überzeugen, dass auch hier eben so wenig gänzliche Stockung seyn könne, als irgendwo im ganzen grossen All der Natur; wichtig muss es ihm seyn, die Möglichkeiten oder Wahrscheinlichkeiten, wie die scheinbare Stockung etwa gehoben werden könnte, aufzusuchen, zu prüfen, zu vergleichen; wichtig muss es ihm endlich auch seyn, wo möglich etwas von den Folgen zu ahnden, die, wenn sie nun auf irgend eine Art gehoben wäre, für die Welt zu erwarten seyn dürften. Kömmt ihm nun auf dem Wege seiner Untersuchungen der Vf. eines Werks von einigem Umfang entgegen, in welchem er wegen einer anlockenden *Storia ragionata* einen gleichdenkenden Gefährten zu finden glauben kann, so reicht er ihm die Hand, wie einem Führer auf einer Wanderung, wo so mancher Nebenpfad vom Wege abgeht. Aber unangenehm ist auch dann die Täuschung, wenn er seinen Gefährten anders denkend findet, wenn er, nach genauer Bekanntschaft mit ihm, eben so, wie vorher, sich selbst überlassen bleibt. Mit ähnlichen Empfindungen möchte wohl mancher Leser, dem Untersuchungen jener Art für Geist und Herz wichtig geworden sind, diese Storia ragionata wieder aus der Hand legen. Man schalte nur aus der Vorrede „*delle guerre*" auf dem Titel ein, so weiss man ihren Umfang, ihren Zweck und den Geist des Werks. Aus der Geschichte der ältern Kriege der Otmannen mit den ersten europäischen Mächten die Ursachen ihres gegenwärtigen Kriegs mit den beiden Kaiserhöfen zu entwickeln, darauf hat Hr. B. seinen Gesichtskreis beschränkt. Ueber wissenschaftliche und sittliche Aufklärung der Otmanlys; über den Einfluss dieser Stockung geistiger Kraft, nicht nur auf ihre Nachbaren und Ueberwundenen, sondern auch auf das Ganze der Welt; über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, von diesem Standorte aus betrachtet; darüber findet man hier nichts, oder höchstens einzelne Betrachtungen hier und da zerstreut; daher auch kein Schwung, der den Geist über die alltägliche, kleinliche Vorstellung vom Gange der Dinge mit sich emporhübe!

Indessen, wenn man höhere Foderungen und Erwartungen fallen lässt, wenn man nicht mehr verlangt, als Hr. B. zu geben für gut befunden hat, so lässt es sich schwerlich ableugnen, dass er nicht ein gutes, von mehr als einer Seite lehrreiches Buch geliefert habe. Vorzüglich interessant wird es freylich dem Kenner oder Liebhaber der Kriegswissenschaft seyn, der im Stande ist, die ältern Operationen grosser Feldherren, wie sie hier umständlich dargestellt sind, mit den neuesten Operationen, die zum Theil ihren Schauplatz mit jenen gemein haben, zu vergleichen; aber auch andere Leser finden dasjenige, was ihnen versprochen worden ist, nicht ohne Befriedigung für sie geleistet; gewiss, kein leichtes Tagewerk eines modischen Stopplers!

Man sieht, dass Hr. B. mit seinen Gewährsmännern bekannt ist, und mit Verstand weiss er sie zu seiner Absicht zu benutzen; schade nur, dass er sie nach gallischer Sitte in der Vorrede bloss flüchtig nennt, aber nicht, wo es seyn sollte, in jedem erheblichen Falle aufruft! Uebrigens hat man gar nicht Ursache, mit seiner Kritik unzufrieden zu seyn. Sie verwirft manche Bildersalsanekdote, wie z. B. die von Bajazeth im Käficht, von welcher er vielmehr (I, 56) just das Entgegengesetzte aus bessern Quellen versichert, Schonung nehmlich, und sogar ehrenvolle Behandlung des Gefangenen im Unglück. Eben so nimmt sie, beynahe unerwartet, manchen wichtigen Mann, den man in einem gehässigen Lichte zu sehen gewohnt ist, nicht ohne Wärme in Schutz, wie z. B. (I, 168) den Eroberer von Konstantinopel. Ueberhaupt ist Hr. B. nichts weniger, als Sklav von Vorurtheilen, politischer und religiöser Art. In Fällen, wo Verschiedenheit der Meynungen so sehr leicht zu leidenschaftlichen Urtheilen verstimmt, spricht er mit Mässigung und Ruhe. Ist die Rede von gewissen Verhältnissen, deren genaue Bestimmung von jeher dem Menschen so wichtig, aber auch so schwer war und bleibt, so erwärmt er sich für die Sache wohlverstandener Freyheit gegen alle Unterdrückung. Nicht selten erlaubt er sich, voll dieses warmen Eifers für Men-

Menschenglück, solche Betrachtungen, deren Freymüthigkeit in der That manchen Leser überraschen kann. So sagt er z. B. bey der Geschichte des Feldzugs im J. 1694: (III., 835) „Der Kaiser bezeigte seine vollkommene Zufriedenheit über alles, was er (Caprara) that. „Nach der damaligen Lage der Umstände hielt man zu „Wien einen Feldzug, in welchem man etwas eroberte, ohne in Ungarn einen Fuss breit zu verlieren, schon „für vortheilhaft. Auf den Krieg mit Frankreich war „Leopolds ganze Aufmerksamkeit gerichtet. Die christlichen Mächte schienen immer mehr gegen einander „erbittert zu werden. (Unübersetzbar ist hier das *accanite* des Originals.) „An Menschen und Geld erschöpft „schmachteten die Provinzen vor Hunger mitten unter „den Freudenfeyern und *Te Deum's*, die von beiden Seiten abgesungen wurden, um sie zu täuschen. (im Original steht gar *ingannarle*.) „Schwer wurden die Werbungen; drückend war die Erhebung der öffentlichen „Beyträge, und dennoch ungewiss; beynahe ganz lagen die Manufacturen; das baare Geld hatte sich in „Papier verwandelt; überall herrschte Theurung; dem „Lande fehlten fleissige Hände zum Anbau; der Unterthan fluchte den so hoch gepriesenen Siegen, die für „für ihn weiter nichts waren, als Ankündigungen neuer „Auflagen. Noch jammervoller war die Lage der Dinge in Spanien, je grösser dort die Erschlaffung der Nation und die Unwissenheit, die Geistlosigkeit (*materialità*) „der Minister war." etc. Betrachtungen dieser Art setzen doch wohl Grundsätze zum voraus, die ein aufmerksamer Leser ohne Mühe wird zusammenstellen können. Sollten ihm aber hier oder dort andere aufstossen, die er nicht vollkommen den übrigen anzupassen wüsste, (wie z. B. II, 260.) so möchte vielleicht der Grund dieses Mangels an Uebereinstimmung mit sich selbst darin zu suchen seyn, dass der Wohnort des Hn. Vf. kein anderer ist, als das reizende Florenz.

Seine Methode ist ein Synchronismus, der die Operationen der verbündeten Mächte in den verschiedenen Kriegen mit den Türken so vortheilhaft an einanderreiht, wieder trennt und von neuem zusammenstellt, dass man vollkommen befriedigend übersieht, ob und wie jene Operationen in einander eingreifen, ob und wie sie sich wechselweise unterstützen oder nicht. Durchaus erzählt Hr. B. mit einer Deutlichkeit, mit einer Bestimmtheit, die wirklich für charakteristische Eigenschaften seines Werks gelten können. Leicht und kunstlos ist seine Schreibart, von dem beschwerlichen Periodengewirre der meisten italienischen Prosaisten eben so weit entfernt, als von dem sogenannten *style coupé* vieler Franzosen und ihrer deutschen Nachahmer, so, dass sein Werk mit Recht zur Uebung in der Sprache empfohlen zu werden verdient.

Nicht die Folge der Regenten bestimmt die Abtheilung des Werks in Bücher und Kapitel, sondern Begebenheiten, deren Wirkungen fortdauernd und ausgebreitet waren.

Der *erste* Band umfasst in zwey Büchern den Zeitraum von der Gründung des Reichs der Otmannen an, bis zum Tode Solymans II, 1570.

Der *zweyte* Band zerfällt ebenfalls in zwey Bücher, von welchen das dritte die Geschichte bis zum Frieden mit Polen 1623 fortführt, das vierte aber mit der Beschreibung der Belagerung von Wien 1682 schliesst. — Vorzüglich interessant wird in diesem Zeitraum die Geschichte von Ungarn, so dass man öfters die Türken darüber vergisst, und nur die Ungarn im Gesichte behält.

Im *dritten* Bande enthält das fünfte Buch die Folgen des Entsatzes von Wien, bis zur Absetzung Mohammeds IV, 1688; das sechste aber bringt die Geschichte bis zum Absterben Achmets II, 1695. — Einleuchtend zeigt Hr. B. in beiden Büchern den nachtheiligen Einfluss, den Ludwig XIV. Entwürfe und deren Ausführung auf den Erfolg der Kriege mit den Türken hatten: Ludwig erscheint ihm vollkommen so, wie er war, und wie man ihn erst seit kurzem ins Gesicht zu fassen gewohnt wird. — Sehr richtig ist (III, 96 — 88) die Schilderung des Zustandes von Polen beym Schluss des unglücklichen Feldzugs 1684, wo K. Johann Sobiesky an seine Freunde schrieb, wie tief er das Sinken seines Ruhms fühle, wie sehr er wünschte, sein Leben beym Entsatz der Kaiserstadt gelassen zu haben. Nur darinn möchte wohl mancher Leser schwerlich dem Hn. Vf. beystimmen, wenn er hinzusetzt: „*tal' era, tale sarà, tale è sempre stata quella nazione*"; zu einem solchen *tale sarà* kann kein Volk auf diesem Erdenrunde bestimmt seyn. — Kurz, aber treffend, zeigt Hr. B. die vornehmsten Ursachen der Schwäche des otmannischen Reichs in den Jahren 1684 und 1685 (III, 100. — 102.) Und doch war das bald nach dem Triumphe der Türken, bald nach der Belagerung vor Wien.

Auch der *vierte* Band hat zwo Abhandlungen; die eine, oder das siebente Buch von Mustapha's hoffnungsvoller Thronbesteigung 1695, bis zum Frieden zu Carlowitz 1699; die andere, oder das achte Buch, von da bis zum Definitiv-Friedenstractat zwischen der Pforte und Russland 1725. — Sehr ausführlich zergliedert *Hr. B.* die Unterhandlungen vor dem Friedensschlusse zu Carlowitz, aber mit Einsicht, und aus guten Gründen, wegen seiner Wichtigkeit für die nachfolgenden Ereignisse, und weil hier die Ursachen erörtert werden mussten, aus welchen der Krieg entstand, indem man schon hier die Spuren der gegenwärtigen Irrungen entdecken kann (IV, 104); ein wichtiges Stück, dem vorzügliche Aufmerksamkeit gebührt. Mit einer guten Mischung von Ernst und Laune erzählt er dabey die „*ridicole gare*" die „*inezie e piccolezza*" der Rangsucht und Etikette zwischen den Gesandten der verbündeten Mächte; aber auch mit einem gewissen Gefühl von Erhabenheit über Vorurtheil und Nationalstolz, die Maassregeln der Gesandten unter einander. „Sonderbar, sagt er, war es zu sehen, wie „die christlichen Mächte, deren jeder nach Verschiedenheit ihres Interesse, verschiedene Gegenstände wichtig „waren, so mancherley Vorsicht brauchten; die Türken „hingegen keine, weil sie auf ihrer Seite *allein* waren, „folglich keine Veranlassung zum Misstrauen hatten." (IV, 111.) — In der Geschichte des, für die Republik Venedig so unglücklichen Feldzugs von 1715 übersehe man ja nicht (IV, 203 — 206) die schöne Anekdote von der grossmüthigen Dankbarkeit des edlen Pascha's *Cogis* gegen seinen vormaligen Herrn und Wohlthäter in der

Gefan-

Gefangenschaft, den tapfern Vertheidiger von Modone, *Vincenzo Pasta*. Züge dieser Art müsten sorgfältig aufbewahrt, und beym Fällen von Urtheilen über eine Nation nicht übersehen werden. — Interessant, vorzüglich jetzt, ist die Beschreibung der Belagerung von Belgrad 1717 (S. 257 ff.); anziehend die Schilderung des Helden Eugens, dessen Beyspiel seinen Truppen so lehrreich, und dadurch auch für die Nation nicht ohne Nutzen war (S. 273); unterrichtend, in mehr als einer Rücksicht, die Entwickelung, wie durch Alberoni's geheime Intriguen die volle Wirkung jener grosen Eroberung, just in einem Zeitpuncte des höchsten Flors der östreichischen, und des tiefsten Verfalls der türkischen Macht, auf die Vortheile des Friedensschlusses zu Passarowitz eingeschränkt blieb. (S. 274. b. z. E.)

Den ganzen *fünften* Band hat Hr. B. dem Kriege von 1736 bis 1739 gewidmet. Er hielt diese Ausführlichkeit für nöthig, weil jener Krieg fast eben die Ursachen wie der gegenwärtige gehabt hat, weil der Schauplatz von beiden ebenderselbe ist, weil zwischen manchen Begebenheiten in beiden eine so auffallende Aehnlichkeit herrscht. Eben wegen der wichtigen Folgen dieses Kriegs hat sich auch der Vf. vorzüglich angelegen seyn lassen, diesem Bande so viel als möglich Urkunden zur Erläuterung der wechselseitigen Ansprüche der interessirten Höfe beyzufügen. Unter diesen Urkunden erwähnt er (in einer kurzen Vorrede zu diesem B.) vorzugsweise des K. K. Manifestes nach dem Friedensschlusse zu Belgrad, „dessen tiefliegendes Geheimniss (wie er ebendaselbst sagt) „noch immer nicht ganz enthüllt ist."

Der *sechste* Band endlich liefert die neueste Geschichte, im eilften Buche bis zur Verbrennung der türkischen Flotte bey Tschesme, 1770; im zwölften bis 1784, wo mit der Besitznehmung der Krimm eine neue Ordnung der Dinge anzuheben scheint.

St. Petersburg, Riga u. Leipzig: *Lebensbeschreibung des General Feldmarschalls Grafen Boris Petrowitschj Scheremetew*, abgefasst von *Gerh. Friedr. Müller*. Aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt von *F. L. C. Bacmeister*, Russisch-kaiserl. Hofrath etc. XXXII u. 180 S. gr. 8.

Das russische Original macht den grössten Theil der Vorrede aus zu der Sammlung der Briefe Peters des Grossen an Scheremetew, die im J. 1774 erschien. Der Uebersetzer entschloss sich zur Verdeutschung, theils, weil der um die Geschichte Russlands so verdiente ehemalige Staatsrath Müller solches wünschte; theils weil der Graf Sch. einer der vornehmsten Feldherren Peters I. war, und weil in dieser Lebensbeschreibung manche Nachrichten und Urtheile vorkommen, welche nicht nur diesen Monarchen selbst und seine Regierung, sondern auch andere merkwürdige Personen und Vorfälle betreffen. Von den russischen Büchern, die in den Anmerkungen citirt, ingleichen von den Grundsätzen, die in der Schreibart russischer Namen und Wörter befolgt worden, giebt Hr. Hofr. B. in dem Vorberichte Erläuterung. Uebrigens hat er den Müllerischen Anmerkungen auch eigene Zusätze beygefügt, die alle zweckmässig und erheblich sind. Er gedenkt in einigen der Verwirrung des schwedischen Kalenders zu Anfang dieses Jahrhunderts, die aus der Weglassung des Schalttags im J. 1700 entstund, und erst 1712 durch Hinzufügung des 30sten Februars wieder mit dem Julianischen Kalender in gleichen Gang kam. Weil diese Sache, (von der auch in Schlözers schwedischer Biogr. 2. T. S. 385. etwas vorkommt,) vielen unbekannt geworden ist, oder von jeher unbemerkt blieb, so giebt er auch darüber in dem Vorberichte hinlängliche Auskunft, indem gerade bey diesem Theil der Geschichte in Absicht auf die Bestimmung der Monatstage viel darauf ankommt. Das russische Original hat keine Abtheilung, der Uebersetzer aber hat 3 Abschnitte gemacht, von den Vorfahren, von den Leben und von den Gemahlinnen, Nachkommen, Brüdern etc. des Grafen Scheremetew. Dieser war gebohren 1652, fing 1666 an, Kriegsdienste zu thun, schwung sich bis zur höchsten militärischen Ehrenstelle, und starb 1719. Zur Geschichte des nordischen Kriegs im Anfang des 18ten Jahrh. kommt besonders viel Merkwürdiges in dieser Lebensbeschreibung vor, und bey übrigens bekannten Dingen wird sehr oft der Tag der Ereigniss genauer, als man ihn bisher wusste, bestimmt. Neu, wenigstens nicht gemein, sind unter andern die Nachricht von Mazeppa und seiner Verbindung mit den polnischen Jesuiten S. 61. von der unrichtigen Angabe des Monatstags auf 5 Medaillen, die 1710 zum Andenken der Eroberung von Riga, Dünamünde, Pernau, Arensburg und Reval verfertigt wurden. Unter den von dem Uebersetzer beygefügten Anmerkungen verdient S. 143 die aus dem Moskauischen Archiv des Collegiums der auswärtigen Geschäfte genommene Nachricht von dem polnischen Reichstage 1717, und dem Verhalten gegen einige Magnaten, und besonders gegen die Dissidenten, angeführt zu werden. Gegen Gebhardi's dänische Historie wird S. 124 Peter I. und sein Verhalten in Koppenhagen ausführlich vertheidigt. Wenn es indessen mit den vom dänischen Geschichtschreiber erzählten Thatsachen seine Richtigkeit hat, so möchten Müllers Gründe wohl nicht allen Verdacht entfernen. Glücklicher ist Hr. B. in seiner Erläuterung S. 136. über die angeblichen russischen Absichten auf Travemünde. — Der deutsche Ausdruck der Uebersetzung ist untadelhaft. Nur das einigemal vorkommende *Grossgesandte* ist ungewöhnlich, wird aber gegen das Ende zu mit *Grossbothschafter* vertauscht. — Vor dem Titelblatt ist das schön gestochene Porträt des Gr. von Scheremetew, und am Ende das Malteserkreuz nebst dem voranstehenden Patent über dessen Aufnahme in diesen Orden im J. 1698 nach dem Original, ferner die Abbildung des goldnen Schlüssels, welchen er 1710 von der Stadt Riga erhielt, und 4 Geschlechtstafeln, die gräfl. Scheremetewische und einige mit dieser verwandte Familien betreffend.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Berlin*, in der königl. Realschulbuchh.: *Die ersten Gründe der christlichen Lehre.* Auf Befehl und mit allergnädigstem königl. Preussischem Privilegio. 1790. 60 S. in 8. Diess ist der Katechismus, der bey seiner Erschei-

nung zum allgemeinen lutherischen Landeskatechismus in den königl. Preussischen Staaten bestimmt war. Der Titel sollte eigentlich heissen: *Inbegriff der Vorstellungsart des Verfassers von der Lehre des Lutherthums.* Es scheint manchem so leicht, ein Lehrbuch der christlichen Religion *für andere*, für *alle* Lehrer und Bekenner einer herrschenden Kirche in einem Lande aufzusetzen, indem sie glauben, dazu gehöre weiter nichts, als ihre *Privateinsicht*, oder ihre auf das Wort oder Compendium eines ehemaligen Lehrers ein für allemal als unwidersprechlich richtig angenommene Summe von Lehrsätzen in einem beliebigen Zusammenhang zu ordnen, in Fragen und Antworten zu bringen, und das nun für die reine Summe christlicher Lehre auszugeben. Wenn man aber bedenkt, dass jeder Lehrer der römischkatholischen, der reformirten, der arminianischen, der socinischen, der griechischen Kirche und jeder kleinern kirchlichen Parthey so gut, wie jeder lutherische Lehrer, sein System von Religionslehren oder theologischen Sätzen für die *wahre christliche Lehre* hält und ausgiebt, und dass doch unter zwey, drey und mehrern sich einander widersprechenden Sätzen oder Vorstellungsarten *nur eine* objectiv wahr seyn kann; wenn man bedenkt, wie unter Lehrern jeder Kirche, sogar in der römischen, von einem mehr, von dem andern weniger Sätze und Bestimmungen zu der Summe christlicher Lehren als wesentlich, nothwendig und dem Sinne Jesu und der Apostel gemäss gerechnet werden, so kommt es bey einem Lehrbuch, das nun als das beste, richtigste, vollständigste, reinste von allen mit gutem Gewissen *ohne päbstlichen Zwang* angenommen und gelehrt werden soll, unleugbar auf folgende Eigenschaften an: 1) die Stellen der h. Schrift, aus welchen die Lehren hergeleitet und erwiesen werden sollen, müssen sprachrichtig aus dem Zusammenhange und der Absicht des Vf. erklärt, die verschiedenen *tropischen* Ausdrücke und mancherley Beschreibungen müssen auf die *eigentlichen unbildlichen*, auch im N. T. vorkommenden Ausdrücke und Beschreibungen zurückgeführt, und durch Vergleichung aller dieser Stellen muss in dem Kopf des Vf. erst das Resultat der Lehre entschieden seyn, welches Resultat dann im Lehrbuch seinen Platz findet. 2) Alles, was in den mosaischen Büchern sicher nur historische Tradition aus der Vorwelt, oder nur israelitische Volksgeschichte ist, gehört durchaus in kein christliches Lehrbuch; eben so wenig das, was Jesus und die Apostel nur zur Gewinnung jener am äussern Judenthum und an manchen sonst ganz unbiblischen Volksmeynungen hängenden Zeitgenossen damals zu sagen sehr gut und nöthig fanden, also alle Vergleichungen mit dem jüdischen Tempeldienst, Opfern, Hohenpriester u. s. w., welches alles durchaus nicht *nach dem Sinne Jesu* zu der *eigentlichen* für *alle Völker* bestimmten christlichen Religion zu allen Zeiten, also auch für uns nicht gehört, da wir erst die Historie des Judenthums lernen müssen, ehe wir jene Vergleichungen nur verstehen können. 3) Alle dogmatischen Bestimmungen und Kunstwörter, die ohne sichern biblischen Grund durch spätere neuplatonische Kirchenväter, Concilien, scholastische Lehrer, päbstliche Decrete und spätere dogmatische, selbst protestantische Schriftsteller, zu der reinbiblischen Lehre hinzugethan sind, gehören durchaus nicht in Volksunterricht und in ein Lehrbuch des Christenthums. Dann müssten 4) die Lehren in der fasslichsten Ordnung mit der schicklichsten Methode für Verstand und Gedächtniss vorgetragen, und 5) so praktisch abgehandelt und ausgedrückt seyn, dass die wirkliche Theilnehmung und Anwendung auf Herz und Gewissen erleichtert und befördert werde. Wäre nun ein solcher Katechismus für den *ersten* Jugendunterricht bestimmt, so gehörte eine *noch weisere Auswahl* dazu, dass er nach Ebr. 5, 6. nur Milch und nicht starke Speise, nur die ersten Buchstaben der göttlichen Worte enthielte. Nur ein solches Compendium, nur ein solcher Katechismus würde den Titel: *die ersten Gründe der christlichen Lehre*, verdienen. Ob obenbenannte Schrift ihn verdiene, ob sie in der Wahl der Materien, in ihren Erklärungen und Schriftbeweisen, in der logischen Ordnung und im Ausdruck das sey, was sie seyn sollte, hier in einer ausführlichen Recension zu prüfen, wäre eine undankbare Arbeit, die viel Raum erfoderte, da sie sich nicht über die gemeinsten Katechismen aus dem Anfange dieses Jahrhunderts erhebt. Wie verlautet, haben auch die gelehrten geistlichen Räthe des kön. Preuss. Oberconsistoriums die Unzweckmässigkeit dieses Büchleins so deutlich und gründlich dargethan, dass dessen beschlossengewesene Einführung in den preussischen Ländern unterblieben ist. Man hört zwar, dass an einem bessern und zweckmässigern Lehrbuch von ihnen gemeinschaftlich gearbeitet werden solle; nach des Rec. praktischer vieljähriger Erfahrung scheint es ihm aber überhaupt der Beförderung geistlicher Erkenntniss und Gesinnung unter den so sehr verschiedenen Gattungen und Ständen der Menschen nicht zuträglich, *einen und denselben* Entwurf zum Unterricht der Kinder, der Bauern und Tagelöhner, der aus gesittetern Ständen in Städten und des Adels, deren Verstand in Schulen, in Pensionen oder durch Hofmeister schon gebildeter und aufgeklärter wird, und dann gar der Jünglinge, die eine noch höhere Ausbildung durch andere Wissenschaften in Gymnasien oder sonst schon erhalten haben — und eben so für schwache sowohl, als für helle Köpfe, gesetzlich vorzuschreiben. Das allgemeine Praktische muss freylich bey allen gleich seyn; aber der Umfang von speciellen Lehrwahrheiten sowohl, als Lebenspflichten, wie sehr muss der nach der Verständesfähigkeit und Bedürfniss dieser Klassen verschieden seyn? Auf den jedesmaligen Lehrer kommt hier alles an, ob er bloss Fragen und Antworten auswendig lernen lassen, überhören und blosse Gedächtnissschriften bilden will, die dann wohl im politischen Sinn Lutheraner heissen, (zu welchem mechanischen Geschäfte man aber nicht Prediger, nicht einmal Schulmeister nöthig hätte,) oder ob er deutliche Erkenntniss, Ueberzeugung, Gewissensempfindung, Theilnehmung an der Religion Jesu und thätige Gottseligkeit erwecken und befördern, und also im eigentlichen Verstande evangeliche Christen zuziehen will und kann.

Philologie. *Breslau* u. *Hirschberg*, b. Korn dem ält.: *Virgils Eklogen.* Metrisch ins Deutsche übersetzt, und mit Anmerkungen erläutert, von *J. G. Gericke.* 1790. 90 S. 8. — *Diese Uebersetzung*, sagt der Vf. in der kurzen Vorrede, *soll in die Stelle des schlechten elenden Deutsches* (sic), *das sie in den schlechten Ausgaben des Virgils mit deutschen Noten vor sich haben, treten.* Diese Stelle kann sie in der That recht gut einnehmen; denn sie ist gerade in so elendem Deutsch geschrieben, als die elendesten Anmerkungen von Sincerus, Gottschling u. a. m. Wir nehmen die erste die beste Stelle zum Beweis:

> Eben Alcimedon hat mir zwey Becher geschnitzet
> Und die Griffen mit weichen Bärenklauen (!!) umwunden,
> Mitten den Orpheus gesetzt, und die ihm nachfolgenden Wälder
> Meine Lippen haben noch nie sie berührt. Sie verwahr ich.
> Siehst du auf meine Ruh', so darfst du die Becher nicht loben.

Hiebey sind denn nun auch Anmerkungen. Von diesen heisst es in der Vorrede: *Der Lehrer, der den Jünglingen diese Gedichte erklärt, wird ihnen ästhetische und Sacherklärungen vortragen, welche leicht dem jugendlichen Gedächtniss und der* E i n b i l d u n g s k r a f t *eingeprägt bleiben; aber nicht so leicht Namen und Namenkenntniss. In dieser Rücksicht nun habe ich bloss die Namen und zwar in möglichster Kürze, wer und was sie sind* (die Namen?) *angeführt.* Die Qualität dieser Anmerkungen kann aus einem Beyspiel erhellen: *Amphion, ein wegen seiner Musik berühmter König zu Theben, der so reizend auf der Zither spielen konnte, dass sich die Steine von selbst zur Erbauung der Stadtmauer hinbewegten.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 28. Februar 1791.

GESCHICHTE.

Leipzig, in der Weidmannschen Handlung: *Fragmente über Friedrich den Grossen, zur Geschichte seines Lebens, seiner Regierung und seines Characters, von dem Ritter v. Zimmermann.* 1790. Drey Theile. 8. Zusammen 3 Alph.

Von diesem Buche des Hn. Ritters *von Zimmermann* ist so viel gesprochen, es ist allenthalben so schnell angezeigt und beurtheilt, und so manches ist dagegen geschrieben worden, dass derjenige, dem seine Anzeige in der A. L. Z. aufgetragen wurde, sich sogleich vornahm, seine Meynung nicht eher zu sagen, bis der erste Sturm der Bewegung vorüber gegangen wäre, da es sehr schwer hält, während desselben nicht Parthey zu nehmen. Dieses ist nun zwar jetzt noch keineswegs der Fall; es ist aber unthunlich, die Anzeige länger aufzuhalten.

Des Hn. Ritters Buch hat dreyerley Inhalt: er erzählet viele Merkwürdigkeiten und Anekdoten aus des grossen Königs Leben; er lässt die Geschichte der Cur, die er mit diesem Prinzen vorgenommen hat, noch einmal abdrucken; und thut einen heftigen Angriff auf seine Gegner. Was das erste anbetrifft, so kann kein Unpartheyischer läugnen, dass unter Hn. *v. Z.* Erzählungen viel wichtige und interessante, unter seinen Bemerkungen viele ungemein feine und tiefdringende, und unter seinen Muthmassungen manche sehr wahrscheinliche und witzige sind. Unterdessen ist das Ganze keinesweges besser, als dergleichen Sammlungen überhaupt zu seyn pflegen. Verschiedene Erzählungen des Hn. Ritters sind ganz und gar falsch befunden; andre sind von der Art, dass ihr innerer Gehalt sie unwahrscheinlich, oder deutlich unwahrhaft macht. *Hr. v. Z.* führt für einige seiner Angaben grosse Autoritäten an, die er zum Theil nennt, zum Theil nicht nennen zu dürfen versichert. Von einer derselben muss Rec. demjenigen aus persönlicher Kenntniss beypflichten, was Hr. O. C. R. *Büsching* in den zuverlässigen Beyträgen zu der Regierungsgeschichte Friedrichs II. davon sagt: „nemlich dass zwar Ausländer sich viel von dieser Quelle versprechen möchten, derjenige aber, der den wahren Werth derselben recht und unpartheyisch zu beurtheilen im Stande sey, wisse, dass sie zwar nicht ganz unbrauchbar sey, aber mit sehr vieler Vorsichtigkeit und Klugheit gebraucht werden müsse." — Sich weiter hierüber zu erklären, verbietet Recensenten eben so die Bescheidenheit und Klugheit, als sie es Hn. *Büsching* verbot. Das eben jetzt genannte Buch dieses gelehrten Greises hat, in einem historischen Anhange, viele von dem Hn. *v. Z.* erzählte Merkwürdigkeiten untersucht, und grösstentheils unwidersprechlich die Falschheit und das Irrige derselben dargethan. Dahin gehört vornehmlich die kühne und so unwahrscheinliche Behauptung des Hn. Ritters, Th. 1. S. 23, dass die Angabe in den hinterlassenen Werken des Königs, von dem Schatze seines Vaters, der nur 8,700,000 Rthlr. betragen hätte, ein Schreib- oder Druckfehler sey, und dass der Hr. Pr. *Fischer* mehr Recht hätte, wenn er diesen Schatz zu 72, ja zu 100 Millionen angäbe. Hr. *B.* hat durch eine genaue Berechnung des Generaletats der Einnahme unter Friedrich Wilhelm, es bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit erwiesen, dass dieser König keine grössre Summe habe zurücklegen können. Ueberall muss man sich aber wundern, wie Hr. *v. Z.* dem ungenannten lächelnden Staatsmann, den er uns als Bürgen seiner Meynung anführt, hat glauben können, dass man in einer solchen Sache einen Schreib- oder Druckfehler stehen lassen würde! Uebrigens ist die Büschingische Bemerkung sehr gegründet, dass gerade die grosse Menge der Silbergeräthe auf dem Schlosse dazu diene, die übertriebene Meynung von dem Schatze K. Friedrich Wilh. zu widerlegen. Einer andern Erzählung des Hn. *v. Z.*, von gleicher Wichtigkeit, widerspricht Hr. *B.* nur dadurch, dass er sich auf das in der Beschreibung des Charakters des Königs Gesagte beruft. Hr. *v. Z.* sagt nemlich, der K. Friedrich habe seinem Vater entfliehen wollen, um nach Wien zu gehen, daselbst katholisch zu werden, und Marien Theresen zu heyrathen. Er gründet diese Erzählung theils auf die Grösse der Idee und ihre ausgedehnten Folgen, theils darauf, dass der Hr. Minister von Horst ihm gesagt habe: er erinnere sich noch ganz deutlich, gehört zu haben, dass der Graf von Münchow und der General von Borck diese Absicht dem grosen Könige beygelegt hätten. Ohne zu untersuchen, ob der Hr. von Horst damals, als diese Männer (seinem Vater, wie es scheint,) erzählten, schon hinlängliche Aufmerksamkeit genug auf Sachen dieser Art gewandt habe, kann man bloss bey der innern Wahrscheinlichkeit der Erzählung stehen bleiben, und es wird in die Augen fallen, dass nicht leicht ein Hof, der Ehrliebe und Gefühl seines Werths besitzet, am wenigsten aber ein Hof, der so viel Stolz hat, als der Wienerische zu Zeiten Carls VI., sich wider den Willen des Vaters, mit einem Kronprinzen heimlich einlassen werde, um ihm die Erbin von mehreren Kronen unter der Hand zuzufreyen, und dass man ihn sogar in der Absicht, ihn zum Gemahl derselben zu machen, auf der Flucht von seinem Vater habe aufnehmen wollen. Das einzige, was man sich, wenn die Sache besser bewiesen wäre, dabey den-

ken könnte, würde seyn, dass man mit dem preussischen Kronprinzen, und seinen Unterhändlern, hätte die nemliche Komödie spielen wollen, welche mit Don Carlos und dem Herzog von Ripperda gespielt wurde, wobey man aber annehmen muss, dass das Wienerische Ministerium niedrig genug gedacht hätte, einen zwiefachen schändlichen Betrug an Vater und Sohn zu begehen. Das Vorgeben des Hn. Ritters, dass Friedrich der Grosse zum Beyschlaf durch eine chirurgische Operation, keinesweges aber durch eine Entmannung, unfähig gemacht sey, und dass er durch Vorspiegelung eines Geschmacks an Knabenliebe, den er keinesweges wirklich gehabt habe, nur das schimpfliche Gerücht einer Entmannung habe verhindern wollen, widerlegt Hr. *B.* durch einen in dem angeführten Buche abgedruckten Brief des Hn. *Generalchirurgus Engel*, der die Reinigung des Körpers des Königes, nach seinem Tode, mit einigen Compagniechirurgis besorgte. Dieser Mann bezeugt, dass die sämmtlichen männlichen Theile des verstorbenen Königs, alle vollkommen und unverletzt gewesen, und dass man dieses am Könige, nach seinem Tode, ohne Irrthum habe bemerken können. Er unterläfst nicht, einige sehr derbe Verweise an den Hn. *v. Z.* hinzuzufügen, der in der That, ohne irgend einen Gewährsmann anzuführen, diese Erzählung mit einer Zuverlichtlichkeit vorträgt, die nun, da die Sache ungegründet ist, einen heftigen Argwohn gegen seine Glaubwürdigkeit erregen muss. Es liesse sich noch vieles von dieser Art anführen, wenn wir nicht noch einigen Raum für Betrachtungen einer andern Art aufbewahren müssten. So wie z. B. Hr. *v. Z.*, S. 139, einen Bischof von Ermeland creirt, aus der Familie *Grabowski*, (nicht Grabowsky, wie Hr. *v. Z.* schreibt,) da es doch der bekannte witzige und gutschreibende Graf *Krasicki* ist, von dem er reden will, so nennt er den Hn. *von Boskamp*, der den Hn. von Golz auf seiner Gesandtschaft nach der Crimm begleitete, S. 261 und im Register, *Bis*kamp. Hr. *v. Z.* wird vielleicht zugeben, dass ein Gesandtschaftsdolmetscher, der die Sprache in seiner Gewalt hat, und ein geschickter Mann ist, sich mehrern Antheil an den Verhandlungen mit einem tartarischen Prinzen erwerben kann, als der Gesandte selbst, wenn er vernimmt, dass der Hr. v. Boskamp *auch* Ritter ist. Diese und mehrere Fehler nehmen indessen mancher andern Erzählung und Untersuchung ihren Werth nicht, und man würde den Hn. *v. Z.* nicht schärfer beurtheilen, als jeden Schriftsteller, der die Geschichte eines lebenden merkwürdigen Mannes bearbeitet, wenn er selbst billiger zu Werke gienge. Doch, ehe wir davon reden, müssen wir noch erinnern, dass wir die Ursache nicht einsehen, warum Hr. *v. Z.* diejenigen, die die Geschichte seines Besuches bey dem Könige schon besassen, genöthigt hat, sie hier in der Gestalt des dritten Theils der Fragmente, noch einmal zu kaufen. War das Buch vergriffen, so konnte es ja für diejenigen, die es noch zu haben wünschten, neu aufgelegt werden. Aber auch diese Anmerkung würden wir unterdrücken, wenn sie uns nicht der Contrast abnöthigte, worinn dieses Verfahren mit der hohen und verächtlichen Miene steht, mit welcher der Hr. Ritter auf jede Buchhändlerspeculation herabsieht. Indessen ist doch dieses wirklich nur noch ein kleiner Fehler, in Vergleichung der übrigen Verfahrungsart, die Hr. *v. Z.* in diesem Buche beobachtet. Von der 6ten Seite desselben an, bis zu Ende, zwingt er seine Leser, einem beständigen Gezänke zuzuhören, das er nicht nur mit jedem Gelehrten anfängt, der ihm jemals in den Weg getreten ist, sondern wozu er manche, z. B. die Hn. *Büsching* und *Nicolai* herbeyzieht, ohne dass wenigstens die gelehrte Welt wird begreifen können, warum er diese Männer, und selbst ihren Stand und ihre bürgerlichen Geschäfte zum Gegenstande seines Hohns und seines bittern Spottes macht. Vermuthlich sind es indessen diese Männer, die seinen Zorn noch nie gereizet haben, welche er S. 7 im Sinne hat, und die er *gutmüthig* und *gelinde* zu behandeln verspricht. Denn wo nicht Gutmüthigkeit, doch Gelindigkeit ist das Verfahren gegen sie, wenn wir es mit dem vergleichen, womit er seine wahren oder eingebildeten Gegner behandelt. Er redet in einer Sprache, und bedient sich solcher Scheltwörter, die nicht nur sehr tief unter der Würde eines Gelehrten sind, sondern die es auch unmöglich machen, dass Leser aus der feinen Welt nicht darüber gegen ihn Verachtung fühlen sollten, besonders wenn er sie gegen Männer ausstösst, wie derjenige ist, der Th. 1. S. 171 gemeinet ist. Wir hätten zu Hn. *v. Z.* Ehre gewünscht, er hätte zu Friedrichs Lebzeiten geschrieben. Er sagt an einem Orte, der Hr. von Lucchesini hätte dem Könige aus *deutschen* Büchern vortragen müssen; hätte er damals geschrieben, so hätte gewiss die Ueberzeugung, die er von seinem eignen grossen Werth hat, in ihm bey jeder Periode den Gedanken rege erhalten, dass Lucchesini auch aus *seinem* Buche dem Könige vortragen würde, und alsdann hätte er sich der niedrigen Scheltwörter, und des ganzen unanständigen Betragens enthalten, aus Furcht, dass der Hr. Ritter dem Könige eben so *bengelhaft* erscheinen möchte, als ihm, wie er S. 175 sagt, deutsche Gelehrte vorgekommen wären, aus deren Federn gleichwohl schwerlich ein so äusserst grobes Wort jemals geflossen ist. Was für ein Publicum dachte sich Hr. *v. Z.*, für das er schreiben wollte, dass er sein ganzes Buch mit Stellen dieser Art anfüllete, so dass man, wenn man glaubt, eine Zeitlang ruhig fortlesen zu können, stets wieder auf eine neue Unart stösst, und mit Unwillen das Buch weglegt? Und dennoch ist dieses nicht das Schlimmste. Hr. *v. Z.* affectirt, ein strenger, rechtgläubiger und orthodoxer Christ zu seyn. Fiel es ihm nicht ein, als er das 31ste Cap. schrieb, wie sehr er gegen die erste Vorschrift des Christenthums handelte, dass er nicht Irrthümer oder Thorheiten von Gelehrten darinn untersucht, sondern, dass er gegen Männer, die nur eine literarische Fehde gegen ihn haben, fiscalisch auftritt, und sie vor den Augen ihres Regenten und ihrer Vorgesetzten, für Volksverführer, Prediger des Aufruhrs und Zerstörer der bürgerlichen Ruhe erklärt? Diese Männer haben mit einer weisen und gerechten Regierung zu thun; aber wie, wenn sie es nicht gehabt hätten? Wenn der christliche und orthodoxe Hr. Ritter ihre bürgerliche

Glück-

Glückseligkeit zerstöret, ihnen durch seine Anklage von Brod und Ruhe geholfen, und sie wirklich in die gefängliche Haft gebracht hätte, womit er ihnen an mehrern Stellen droht? Und wie, wenn nun auch der weit grösre Theil vernünftiger und einsichtsvoller Gelehrten Recht hätte, die gegen Hn. *v. Z.* und die mit ihm sind, behaupten, dass diese Männer nicht allein diese Beschimpfungen und Anklagen nicht verdienen, sondern dass wir ihnen vielmehr allerdings einen beträchtlichen Theil der Fortschritte unsrer Kenntnisse zuschreiben müssen, und dass sie sich gerade durch dasjenige um die Welt verdient gemacht haben, wodurch Hr. *v. Z.* ihnen den Untergang zuzubereiten sucht, — wenn alsdenn in einem anderweitigen Anfall hypochondrischer Abwesenheit, worinn dieses wüthende Capitel gewiss geschrieben ist, des Hn. Ritters Gewissen eben so heftig aufwachte, und ihm nun die Folgen seines Autorhasses, den er mit dem Mantel der Religion ganz vergeblich zuzudecken sucht, in ihrer ganzen Stärke vor Augen stellte? In diesen traurigen Augenblicken würde er vielleicht sich an die vernünftigen *grossen Männer* erinnern, deren er Th. 3. S. 280 erwähnt, und die ihm eben so rechtschaffen, als freundschaftlich riethen, diesen ganzen Abschnitt wegzulassen. Sie waren wahre Freunde seiner Ehre, welche er durch dieses Kapitel sehr aufs Spiel gesetzt hat. Denn er mag es sich nicht verheelen, dass in einem aufgeklärten Zeitalter, hämische Verfolgung der anders denkenden, sich niemals Hochachtung erworben hat. In gelehrten Untersuchungen ist es nur erlaubt, mit Gründen der Vernunft zu streiten, und weder Scheltwörter, noch fiscalische Anklagen von Unglauben, und Absichten, Empörungen anzurichten, entscheiden etwas. Noch ist es eine allgemeine Eigenschaft, die durch dieses ganze Buch herrscht, dass Hr. *v. Z.* in dem Augenblicke, wo er mit allen deutschen Gelehrten zankt, die Schweizer und einige göttingische Professoren ausgenommen, allen grossen Herren tiefe Bücklinge macht, und den Rauchdampf der Schmeicheleyen in dicken Wolken vor ihnen aufsteigen lässt.

Hannover, b. Helwing: *Vertheidigung Friedrichs des Grossen, gegen Mirabeau; nebst einigen Anmerkungen über andere Gegenstände*, von dem *Ritter von Zimmermann*. gr. 8. 4 Bogen.

Die Geringfügigkeit dieser Schrift, hat vermuthlich veranlasst, dass man sie in der A. L. Z. bisher nicht angezeigt hat. Der bekannte Brief des Gr. v. Mirabeau an den jetzt regierenden König von Preussen, enthielt unter einigem Gutem, so vieles Fehlerhafte; er verrieth einen so völligen Mangel an Kenntniss der preussischen Staatsverfassung, und der Gründe des Verfahrens des grossen verstorbenen Regenten, dass seine Widerlegung ganz unnöthig, oder wenigstens ungemein leicht war. Hr. *v. Z.* vertheidigt die Einrichtung des Königs zur Ergänzung seiner Armee durch fremde Werbung, das Verbot, adliche Güter an bürgerliche zu veräussern, die Aufnahme der Lotterien und Lottos in seinen Staaten, die dem Hn. Ritter keine so schädliche Sache zu seyn dünken, giebt der allgemeinen Toleranz, und dem dadurch ungestittet gewordenen Berlin einen Seitenhieb, zeigt, dass Mirabeau die Sperrung des Landes gegen die Einfuhr von fremden Manufacturen irrig für Monopolien erkläre, und dass die preussische Staatsökonomie, in Absicht der Verwaltung der Domainen, sehr vortheilhaft sey, und erzählt auch hier das lächerliche Benehmen der Franzosen, die der König zur Verwaltung seiner Finanzen in seine Staaten rief. Hr. *v. Z.* sagt: Man wisse es mit höchster Wahrscheinlichkeit, dass M. der Vf. der französischen Noten zu den geheimen Briefen über Preussens Staatsverfassung sey; in der Folge nimmt er es als ausgemacht an, und vertheidigt alle darinn angegriffene Hauptpersonen, durch entgegengesetzte Lobeserhebungen und durch Schelten auf die Aufklärer. Er beschuldigt M. der Rache, weil er den *schönen* Augen zweyer Fräulein, (die ihm für die Galanterie, dass er sie namentlich in ihres Vaters Streitigkeiten mischt, schwerlich werden verbunden seyn) nicht habe gefallen können, und unterlässt nicht, sein liebes Ich auch hier dem Leser vorzuführen, indem er erzählt, dass eine von diesen Fräulein ihn versichert, sie sey nicht reich genug, alle Tage in die Komödie zu gehen. — Es gehört zum Vertheidigen vornehmer Leute viele Feinheit und Vorsicht, wenn man nicht den Verdacht der Schmeicheley erregen will. Gegen Mirabeau's Brief und die gedachten Noten, (die aber Mirabeau bekanntlich geradezu abgeläugnet hat,) hätte es aber wahrlich keiner Vertheidigung bedurft.

London: *Zimmermann der I. und Friedrich II.*, von *Joh. Heinr. Friedr. Quittenbaum, Bildschnitzer in Hannover, in ritterlicher Assistenz eines Leipziger Magisters.* 1790. 8. 14 Bogen.

Hr. Ritter *Zimmermann* hat so wenig Zurückhaltung seiner bösen Laune in seinen letzten Schriften bewiesen, und an der andern Seite denjenigen, die Lust haben, sich zu rächen, so viele Blösse aller Art gegeben, dass es kein Wunder ist, wenn ihm Zurechtweisungen in vielerley Gestalt und in sehr verschiedenem Tone gegeben werden. Die vorliegende Schrift ist eine fortgesetzte Persiflage, und man muss dem Vf. derselben die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass er die Laune, die zu solchen Schriften nöthig ist, niemals verliert, selbst einen leisen Anstrich davon behält, wenn er ernsthaft redet, welches er stets mit grossen Blicken von Verstand, Einsicht und richtiger Beurtheilung thut. Am wenigsten gefällt uns die Hauptidee, nach welcher einem Bildschnitzer, unter dem Vorwande, dass er zu den Portraiten, die Hr. *Zimmermann* von sich selbst und von dem Könige gemalt hat, Rahmen machen wolle, der ganze Spott in den Mund gelegt wird. Das, was der Vf. sagt, ist mit dieser Hauptidee so selten zusammenhängend, dass es jeder andern hätte angepasst werden können; auch kömmt er nur hin und wieder darauf zurück. Der Leipziger Magister macht gegen Herrn *Zimmermanns* Lob ernsthafte Einwürfe, die Herr Quittenbaum durch neue Beweise der Zimmermannschen Grösse, aus seinen Fragmenten genommen, widerlegt. Eines Auszugs ist übrigens ein Buch, dieser Art nicht fähig.

Von

Von derberm Gehalt ist folgende Schrift:

Mit dem Hn. (von) Zimmermann, Ritter des Wladimir-Ordens von der dritten Klasse, Königl. Leibarzt u. s. w. (der ganze lange Titel ist hergesetzt) *deutsch gesprochen, von D. Carl Friedr. Bahrdt, auf keiner der deutschen Universitäten weder ordentl. noch ausserordentl. Professor, keines Hofes Rath, keines Ordens Ritter, weder von der ersten, noch dritten Klasse, keiner Academie der Wissenschaften, wie auch keiner gelehrten und ungelehrten Societät Mitgliede, etc.* 1790. 8vo. 8 Bogen.

Wer Vergnügen an Gemälden, die Küchenscenen vorstellen, findet, dem giebt diese Schrift Befriedigung. Die Musen des Hn. Ritters *v. Zimmermann*, und des Hn. D. *Bahrdts*, sind so thracisch, dass der gesittete Mann vor ihnen erschrickt. Freylich kann man nicht sagen, dass Hr. *B.* die äusserst grobe und unanständige Sprache, die in seiner Schrift herrscht, allein redete, oder zuerst angestimmt hätte; er hat vielmehr in derselben ein Verzeichniss von den pöbelhaftesten Schimpfwörtern und niedrigsten und schmuzigsten Ausdrücken, die vielleicht jemals aus der Feder eines Leibarztes, Hofraths und Ritters geflossen sind, aus den Zimmermannschen Fragmenten abdrucken lassen. Aber deswegen ist Hr. *B.* nicht minder zu tadeln, dass er in eben der Sprache redet, und da Wahrheit und Recht an den mehrsten Orten auf seiner Seite ist, und was die Sache selbst betrifft, der Hr. *v. Z.* hier so scharf gefasst ist, wie irgend sonst wo; so ist es zu bedauren, dass er seinen Gegnern eine solche Gelegenheit giebt, aller Widerlegung dadurch auszuweichen, dass sie seine Schrift geradezu für unwürdig erklären, dass ein feiner Mann davon Notiz nähme. Auch hatte er es desto weniger nöthig, da er an andern Orten beweist, wie ihm bald die muthwilligste, bald die feinste Satire zu Gebote steht, und er alles gewonnen haben würde, wenn er sich ihrer allein bedient hätte. Ausfälle auf die Religionssysteme ist man in allen Bahrdtischen Schriften schon gewohnt; aber auch diese gehen hier weiter, als jemals. Schwerlich findet man auch ein deutsches Buch, mit den Namen des Vf., worinn, wie hier S. 63, der Ausdruck: *die armen Tröpfe, die Apostel*, steht.

Unter dem Druckort HOHENZOLLERN: *Briefe eines alten preussischen Officiers, verschiedene Charakterzüge Friedrich des Einzigen betreffend; mit Rücksicht auf das Zimmermannsche Werk über eben diesen Gegenstand.* 1790. 8 9 Bogen.

Der Vf. dieser Schrift ist gut unterrichtet, aber sein Buch gewährt einen sonderbaren Contrast. Er fängt mit einer starken Declamation über die Schande an, die es uns Deutschen bringe, dass wir uns von dem Hn. v. Guibert hätten zuvorkommen lassen, dem grossen Könige eine Lobrede zu halten, und alsdann lässt er eine Reihe von Anekdoten folgen, von denen eine den Charakter des Königs, als Mensch, immer in ein noch schwärzeres Licht setzt, als die andre. Wenn also einmal ein deutscher Lobredner des Königs auftreten will, so muss er sich von dieser Einleitung nicht verführen lassen, Materialien dazu in einem Buche zu suchen, das Erzählungen enthält, von denen der Vf. selbst sagt: wenn Guibert diesen Zug gewusst hätte, würde ihm nicht die Feder mehrere Male aus der Hand gefallen seyn! Rec. will aber damit gar nicht sagen, dass der Vf. dem Könige Unrecht thue, oder zu hart von ihm urtheile. Denn ungeachtet er ihn, als König, beynahe uneingeschränkt bewundert, so hat er ihn doch nie für einen guten Menschen gehalten, da ihm viele von dem in diesem Buche erzählten harten, einzelne Menschen und ganze Familien unglücklich machenden Handlungen, schon bekannt waren. Ein so glücklicher Regent, mit so vieler aus Gefühl seines über andre Menschen hervorragenden Werths und langem Kriegsleben entstandenen Geneigtheit zur Despotie, gewöhnte sich begreiflicher Weise sehr leicht, den Menschen blos als ein Werkzeug anzusehen, durch welches er seiner Hände Werk zu Stande bringen könnte, und das er wegwarf, wenn er einen Fehler daran zu bemerken glaubte, da sich so viele darboten, die er anstatt desselben ergreifen konnte. Unterdessen glauben wir doch auch, dass viele von den Handlungen, die der Vf. hier als Beyspiele der Undankbarkeit und Grausamkeit (es ist sein Ausdruck) des Königs anführt, und unter denen verschiedene sind, die das Gefühl jedes freyen und guten Menschen empören, eine andre Gestalt gewinnen, ja gar als blosse Handlungen der Gerechtigkeit erscheinen würden, wenn es ein Tribunal der Menschlichkeit gäbe, vor das man auch diesen grossen König hätte fodern können, um die Rechtfertigung seiner That zu vernehmen. Besonders muss man dabey nicht vergessen, dass er öfters von einer Kleinigkeit Gelegenheit nahm, jemanden mit einer harten Strafe zu belegen, die er wegen einer andern wichtigen Vergehung verdient hatte, welche aber dem Könige die Klugheit damals nicht zuzulassen schien. Dieses war nun zwar nicht nach den Vorschriften des strengen Rechts verfahren, aber man kann es doch auch nicht mit dem Namen der Grausamkeit belegen. Auch der bittre Spott, mit welchem der König so manchen rechtschaffenen Mann kränkte, wird hier mit Recht gerügt. Es ist bekannt, dass der König es nicht übel nahm, wenn man sich vertheidigte. Als er sich einsmals gegen den Bischof von Ermeland über einen schlecht ausgedruckten Adler in seinem Wappen beklagte, so antwortete dieser witzige Prälat: Man sieht es gleichwohl ganz deutlich, Sire! dass es ein Raubvogel seyn soll. Sehr merkwürdig ist auch die Erzählung, wie der König den russischen General Tschernischew bewog, bey ihm stehen zu bleiben, als dieser nach Peters III. Tode schon den Befehl zum Rückmarsch empfangen hatte. Dieses Buch, welches zu denjenigen gehört, die man aus dem vielen Geschreibe über den grossen König ausheben muss, beschäftigt sich, ausser einigen kleinen Seitenblicken, nur auf den letzten Blättern mit dem Hn. v. Zimmermann. Wenn wir auch darinn nicht mit ihm übereinstimmen, dass die Fragmente überall nichts in der Lebensgeschichte des Königs aufklären; so ist doch sein übriger Tadel des Fehlerhaften und Ungesitteten desselben, sehr gegründet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 28. Februar 1791.

GESCHICHTE.

Frankfurt u. Leipzig: *Schreiben an den Hn. Ritter von Zimmermann in Hannover, über das 31ste Capitel seiner Fragmente über Friedrich den Grossen.* 1790. 8. 5 Bogen.

Diese Schrift ist eben so heftig und wenig schonend, als die Bahrdtische. Ihr Vf. erklärt sich aber gleich anfangs, dass Hr. *v. Z.*, den er als Schriftsteller stets geschätzt hätte, ihm, als Mensch, sogleich beym ersten Anblick Missfallen erregt habe, welches natürlicher Weise zugenommen haben muss, da Hr. *v. Z.* in Pyrmont, wo die Bekanntschaft gemacht wurde, sich, diesem Buche nach, um keinen der gegenwärtigen Gelehrten bekümmerte, sondern sich bloss an fürstliche Personen und den Adel schloss. Man muss also wohl vieles, was der Vf. von dem Charakter des Hn. Ritters sagt, auf diesen Widerwillen abrechnen. Indessen ist doch die Beschreibung, welche er von dem Stufengange der Zimmermannschen Seelenkrankheit, dem Stolze, macht, augenscheinlich richtig. Schon nach der letzten Ausgabe des Werks über die Einsamkeit, sagt er, flohen in Hannover alle gute Menschen den Hn. *v. Z.*, und verachteten ihn. Als Catharina II. seiner Eitelkeit kleine Opfer brachte, verlor er alle Besinnungskraft, und vergass selbst Zimmermann über den beräucherten Ritter. Vielleicht hätte ihn indessen eine etwas heroische Cur gerettet, wenn Friedrich der Einzige ihm nicht den letzten Stoss gegeben hätte. Er geht darauf die Curgeschichte dieses grossen Königs durch, und macht besonders dem Hrn. Ritter den unbeantwortlichen Vorwurf, der auch der stärkste in der Bahrdtschen Schrift ist, dass er unterlassen habe, dasjenige von dem Könige mit Ernst und Würde zu verlangen, was das Leben desselben vielleicht noch auf einige Zeit hätte fristen können, eine strenge Diät. Beide sagen mit Recht: Zimmermann, nicht des Königs Unterthan, nicht besoldeter Arzt, sondern ein freyer Mann, konnte und musste hier frey reden. Aber er fürchtete sich, alsdenn wie die andern Aerzte verabschiedet zu werden, und opferte seine Pflicht und seine wahre Ehre, der eingebildeten auf, ein paar Tage länger vor dem Stule des Königs stehen zu dürfen. Die Art, wie der Vf. dem Hn. *v. Z.* sein ungesittetes ungewissenhaftes Verfahren gegen seine Gegner verweisst, ist gründlich, und ohne Nachahmung der bäurischen Grobheit, wodurch sich diese Schrift sehr von der Bahrdtschen unterscheidet, ob er gleich mit vieler Schärfe zu Werke geht.

Breslau, b. Korn: *D. Balth. Ludw. Tralles aufrichtige Erzählung seiner mit Friedrich dem Grossen, mit Maria Theresia, und der Herzogin von Sachsen-Gotha, Louise Dorothee, gehaltenen Unterredungen.* 1789. 8. 10 Bogen.

Die Freundlichkeit der Grossen hat eine Zauberkraft, der wenige Menschen widerstehen können, und besonders wenn nicht bloss Hoheit des Standes unsre Ehrfurcht für sie erregt. Der geschickte und verehrungswürdige Greis, der uns seine Gespräche mit den auf dem Titel genannten vornehmen Personen hier erzählt, ist dabey von eben diesen Empfindungen durchdrungen. Wenn man auch zugiebt, dass das Beyspiel ihn aufgemuntert hat, diese Bogen drucken zu lassen; so wäre es doch unrecht, ihm deswegen eine lächerliche Nachahmungssucht aufzubürden. Eben so muss man es mit seinen Jahren und mit der Betrachtung entschuldigen, dass dem Erzähler einer ihn selbst angehenden Begebenheit Umstände wichtig sind, die dem Zuhörer Kleinigkeiten zu seyn dünken, wenn Hr. *T.* eine grosse Umständlichkeit beobachtet. Die Unterredung mit dem Könige von Preussen geschah an dem Bette des Prinzen Ferdinands, des Königs Bruder, gieng bloss auf die Cur der Krankheit, die ein gefährliches Entzündungsfieber war, und dauerte eine Stunde. Der König zeigte von dieser Zeit an viel Zutrauen gegen Hn. *T.* Die Kayserin Königin sprach er im Lager zwischen Kuttenberg und Collin 1750 zum erstenmale, und das zweytemal zwanzig Jahre hernach in Wien. Ungeachtet es beidemale Hofaudienzen waren; so siehet man doch aus der Länge der Unterredungen, und dem Tone, der darinne herrscht, dass der treuherzige deutsche Mann der Kayserin gefallen hat. Als er das erstemal vor sie gelassen wurde, hätte er ihre Hand, die sie ihm darreichte, küssen sollen, ohne sie zu berühren. „Aber, sagt er, ich nahm diese schöne, weisse und weiche Hand in meine beide, und küsste sie mit vieler Inbrunst vielemal.“ An den sächsisch-gothaischen Hof wurde er 1767 gerufen, um die gottesfürchtige und einsichtsvolle Fürstin, Louise Dorothee, an einer Lungenkrankheit zu curiren, die schon so weit eingerissen war, dass keine Mittel mehr anschlagen wollten. Hr. *T.* erhielt nach ihrem Tode, der bald, und bey seinem Daseyn erfolgte, einen Ruf an den dortigen Hof unter vortheilhaften Bedingungen, den er ausschlug, hauptsächlich aus der Ursache, weil man von ihm verlangte, dass er den Ronneburgischen Gesundbrunnen durch eine Lobschrift in die Höhe bringen sollte, den er doch aus eigner Erfahrung für bloss eisenhaltig erkannte. Da Hr. *T.* manche Begebenheit seines

seines Lebens in die Erzählung eingemischt hat; so wird sie denen willkommen seyn, die Lebensbeschreibungen berühmter Aerzte sammeln.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Beer: *Christian August Clodius neue vermischte Schriften.* Nach des Vf. Tode herausgegeben von *Julie Clodius*, geb. *Stölzel*. 5ter Theil 1 Alph. 6ter Theil 22½ Bogen. 8. 1787. (Der 5te und 6te Theil 1 Rthlr. 20 gr.)

Gedichte und prosaische Aufsätze wechseln mit einander ab; des Vf. Manier in beiden, ist den Lesern seiner Schriften schon aus den vorhergehenden Theilen bekannt. In keiner ist er zwar ein Schriftsteller vom ersten Range, aber man lieset doch das mehrste mit Vergnügen. Wir wollen das Vorzüglichste dieser beiden Theile dem Inhalte nach anzeigen, und dann und wann ein kurzes Urtheil hinzufügen; die mehresten kleineren Aufsätze aber müssen wir ganz übergehen. Den Anfang des 5ten macht ein Gedicht an den vorigen König v. Preussen. Das Wort *Monarch*, dem der König selbst nicht hold war, kömmt sehr oft darinn vor. Wir haben keine sehr hervorstechende Stelle darinn bemerkt. — Urtheil über Montaigne. In diesem Aufsatze verfällt der Vf. in einen Fehler, der bey ihm nur zu häufig vorkömmt: das Gewöhnliche durch gesuchten Ausdruck und Schimmer von Belesenheit aufzustutzen. Der Vf. vertheidigt Montaigne, dass er so viel von sich selbst sprach, und hält dies jedem Schriftsteller für erlaubt. Dawider haben wir nichts. Auf das *wie*, oder die Art, dünkt uns, kömmt alles an. Montaigne und der Ritter *Zimmermann* sprechen beide in ihren Schriften von sich; aber wie verschieden, obgleich beide Philosophen sind! *Brantome*, erzählt auch oft, was er mit den Grosen dieser Welt gesprochen hat, und sie an ihn geschrieben haben. Aber man lieset das mit ganz andern Gefühl. Es ist eine grosse Kunst, ohne Egoismus zu sprechen! — An Fräulein Minna. Im Geschmack der Gellertschen Briefe, doch haben die Schmeicheleyen nicht ganz Gellerts Feinheit. — Ueber den edlen Stolz. Gut, nur nicht tief genug gedacht. — Hedlinger. Ein lesenswürdiger Aufsatz über diesen berühmten Medailleur, der aber gröfstentheils aus den *Oeuvres du Cheval. Hedlinger etc.*, die auch in einer Note angeführt sind, genommen zu seyn scheint. — Uebersetzung des Briefes von Bonfadio an Grimaldi. — Ueber Melanchtons Leben von Camerarius, nebst einer kleinen Erzählung in Versen, die uns gefallen hat. — Der nordische Adler, eine heroische Allegorie (auf die bekannte Regierungsveränderung in Schweden) dem König Gustav dem Dritten gewidmet, (dem der Vf. öfter Weihrauch streut.) Die Versification des Vf. ist fast immer harmonisch, desto unverzeihlicher ist eine Zeile, wie die folgende, zumal von einem Prof. der Dichtkunst:

> Er sieht mit edlem Grimm zu'n Füssen.

Und es war doch so natürlich (und richtiger) zu setzen:

> Er sieht mit edlem Grimme zu den Füssen.

Poëtisch-kritische Erklärung der dritten Theokritischen Idylle. Die Manier des Vf. ist aus seiner Abhandlung über den Geist des Theokrit, in dem 4ten Stücke seiner Versuche aus der Liter. und Moral, bekannt. Dies ist eine Fortsetzung davon. — Ueber den Geist des Theokrits und der Idylle. Diesen Aufsatz scheint der Vf. Arethusa's (Hr. Graf v. Finkenstein) nicht gekannt zu haben. Um den Lesern, die mit des Vf. Muse nicht bekannt seyn möchten, eine Probe von seiner Art zu erzählen, und seiner Versification zu geben, setzen wir folgende Erzählung zur Probe her:

> Ein Heer der Guelfen warf Bombarden ohne Zahl,
> Schnell wie der Blitz, und wirksam, wie sein Strahl,
> Auf stolze Tempel, und auf marmorne Palläste
> Der alten königlichen Veste.
> „Um Gottes willen, rief der tapfre General,
> Der Dohm ist schon im Brand; der Flammen Flut strömt heller,
> Eins rettet, das Archiv; — wo ist der Archivar?"
> Der Archivar? der Archivar?
> Wo soll er seyn? da, wo er immer war.
> „Und wo?" Er sitzt — „Wo sitzt er denn?" Im Keller.
> „Was thut er da?" Er löscht. „Wie kann das möglich seyn?
> Was löscht er?" Seinen Durst. „Womit?" Mit Cyperwein.

Schade, dass die letzte Frage dem Einfalle vieles von seinem vorigen Werthe benimmt; denn lässt sich es denken, dass der General noch neugierig seyn konnte, zu wissen, *womit* der Archivar seinen Durst löschte? Aber solche kleine Flecken hat fast jedes poëtische Gemälde von des Vf. Hand. — Ueber Fraquar's Epitaph auf Wateau. — In den Dialogen, worinn Gellert die Hauptperson ist, lässt der Vf. den natürlichen Gellert, mitunter, in gesuchten Phrasen reden. G. hätte z. B. gewiss nicht gesagt: Lesen Sie mir Ihren Schattenriss vor! — Eine Uebersetzung in Prose, von einer Ode des Horaz, lässt sich wohl mit einem Schattenrisse vergleichen; aber nun im gesellschaftlichen Gespräche zu sagen: Lesen Sie mir Ihren Schattenriss vor! Man hört dann nicht Gellert, sondern den Schriftsteller Clodius. — Ismael, ein Dialog, der uns um des edlen Charakters des alten Juden willen sehr wohl gefallen hat. — Ideen über die wahre Polymathie etc., gut (wenn gleich nicht tief) gedacht und gesagt; sie hat einen jungen Rechtsgelehrten aus Danzig, Hn. Martens, zum Verfasser. — Von S. 237 an, bis S. 276, folgen Theaterreden, die noch nicht den leichten, gefälligen Ton haben, als nachher die Herren Gotter, Michaelis, Engel etc. dieser Dichtart gaben. Manche sind in ziemlich schwerfälligen Alexandrinern abgefasst. Wir übergehen die literarischen Briefe an Thunmann und einige andere prosaische und poetische Aufsätze, die alle gelesen zu werden verdienen, ob man gleich von keinem sagen kann, dass er in seiner Art vortreflich sey.

Das Titelblatt des sechsten Theils hat das Bildniss des jetztregierendes Herzogs von Würtemberg, en Medaillon, zur Verzierung. Dessen jetziger Gemahlin ist er von der Wittwe des Vf. zugeeignet worden. Der Vf. selbst war willens gewesen, ihn dem Herzoge zu widmen. Auf die kurze Vorrede der Frau Herausgeberin, folgen einige Nachrichten von dem verstorbenen Ver-

Verfasser, woraus wir die Hauptumstände ausziehen wollen. *C. A. Clodius* war 1738 zu Annaberg geboren, und ein Sohn des dasigen Rectors, der aber zwey Jahre nach dieses Sohnes Geburt als Rector nach Zwickau versetzt wurde. Hier blieb unser *Clodius* bis 1756, wo er die Academie zu Leipzig bezog, und anfangs Theologie studierte. Nach zwey Jahren fiel er über den Tod seiner Mutter in eine Krankheit, gieng nach Zwickau zurück, und errichtete hier mit dem Dichter *Kleist*, der dort im Winterquartiere stand, die erste Bekanntschaft, und Kleist gewann ihn so lieb, dass er ihn immer um sich hatte. Er gieng nach Leipzig zurück, widmete sich unter *Gellert* vorzüglich den schönen Wissenschaften, ward 1759 Magister, hielt Vorlesungen, ward im 22sten Jahre ausserordentlicher Professor, übernahm die Aufsicht über einige Studierende aus adlichen Häusern, und gab 1767 die Versuche über die Literatur und Moral heraus. Um diese Zeit schrieb er seinen Medon für das Theater. (Rec. erinnert sich, der ersten Vorstellung dieses Schauspiels aus dem Manuscript, beygewohnt zu haben. Die Kochische Gesellschaft, damals die beste in Deutschland, that ihr Möglichstes, das Stück zu heben. Aber es gefiel dennoch nur wenig, und wird, unsers Wissens, gar nicht mehr aufgeführt; vielleicht, weil man ihm mehr die Studierstube, als die wirkliche Welt anmerkt.) Das Vorspiel: der Patriot, machte auf der Leipziger Bühne mehr Glück, als Medon, weil ein Localinteresse dazu kam. Cl. selbst war ein grosser Patriot, and daher Demopater und Augusta, nebst einigen Cantaten bey der Huldigung und der Anwesenheit der Landesherrschaft in Leipzig, seine Lieblingslieder. (Rec. läst diesen Grund bey dem sel. C. gelten, weiss aber von einem andern Dichter, der seine Singstücke, ob sie gleich seine schwächsten Arbeiten sind, allen seinen poetischen Werken vorzog, einen andern Grund anzugeben, dass sie nämlich seiner Eitelkeit am mehresten geschmeichelt hatten, wenn sie in seiner Gegenwart vor einer glänzenden Versammlung aufgeführt und gelobt waren.) Im J. 1764 ward Cl. ordentl. Professor der Philosophie, 1771 Collegiat des grosen Fürstencollegiums. Nach seiner Verheirathung (1771) errichtete er in seinem Hause eine Pensionsanstalt, an der nach und nach 70 Jünglinge Antheil genommen haben. 1778 ward er Professor der Logik, 1782 Rector der Universität, und bald darauf erhielt er die erledigte Professur der Dichtkunst. Jetzt war er endlich in der rechten Stelle, und er würde sein Leben mit Zufriedenheit genossen haben, wenn nicht ein kränklicher Körper die Heiterkeit seines Geistes oft getrübt hätte. Das ist so oft der Fall bey Gelehrten, die in jüngern Jahren, aus Noth, ihre Kräfte zu sehr anstrengen müssen! — Als Fortsetzung seiner vier Bände vermischter Schriften, fieng er 1784 eine Monatsschrift unter dem Namen *Odeum* an. Aber schon in dem nemlichen Jahre, am 30. November, starb er im 47sten Jahre seines Lebens. Er hat einen Sohn nachgelassen.

Auf die Biographie des Vf. folgt ein Verzeichniss seiner Schriften, das für die Reihe von Jahren, die der sel. C. sich den Wissenschaften gewidmet hat, und in Vergleichung mit der Zahl von Schriften, die so vielen andern Namen im *Hamberger* und *Meusel* folget, in der That nicht gross ist.

In diesem Bande werden die Briefe an Thunmann fortgesetzt. Sie betreffen zum Theil die Wichtigkeit der Wortforschung. Der 7te Brief hätte füglich wegbleiben können. S. 407 wird eine anziehende Anekdote von Benserade und Scarron erzählt, von der Rec. sich nicht erinnert, sie schon sonst wo gelesen zu haben. Der junge Löwe, eine Allegorie in fliessenden Versen; in der wir ungern S. 420 *geruft*, statt *gerufen*, bemerkt haben. Beyspiele der Griechen, zur Erläuterung der Ideen, die der Vf. im Odeum über den Dialogen geäussert hatte; auch hat er den Dialog zwischen Eteokles und Polynices, aus den Phönissen des Euripides, übersetzt. — Ideen über die weibliche Erziehung, in Briefen an Clementine K. (Sehr gute moralische Lehren, ohne aber tief in den Gegenstand einzudringen.) Es folgt nun das Vorspiel zu Cronegks Codrus, *der Patriot*, das schon zu lange bekannt ist, als dass es hier noch eines Urtheils darüber bedürfte. Fragmente einiger Vorlesungen: Ueber die Verschwendung der Zeit; über die Spielsucht; über die Wollust; über Verschwendung des Vermögens; von der Gleichgültigkeit gegen die Religion; über den Stolz auf Geburt.

Vielleicht fällt einem oder dem andern Leser wieder ein, dass er diesen oder jenen Aufsatz schon im Odeum gelesen hat. Rec. hielt es aber für billig, das Publicum bey dieser Gelegenheit an jene Monatschrift zu erinnern, deren Herausgeber doch immer unter die guten, wenn gleich nicht classischen Schriftsteller unsers Vaterlandes gehört, und dessen Andenken erhalten zu werden verdient.

Prag, gedruckt mit Prusischen Schriften: *Gottfried Immanuel Wenzels dramatische Werke.* 1788. Erster Band. S. 447. Zweyter Band. S. 378.

Der erste Band enthält folgende Stücke: 1) Gertrude und Rheinhold, ein dramatisches Gedicht in vier Acten. 2) Die Fürstendiener, oder die Verstellungskunst, ein städtisches Sittengemälde in drey Acten. 3) Der Hofrath zahlt die Schulden, ein Familiengemälde in drey Acten. Der zweyte Band: 1) Masaniello, ein Geschichtstrauerspiel in fünf Acten. 2) Verbrechen aus Infamie, eine theatralische Menschenschilderung für Richter und Psichologen, in drey Acten. 3) Der Geisterseher, ein dramatisches Fragment in drey Acten. Keines dieser Schauspiele zeichnet sich durch eine interessante Begebenheit, oder merkwürdige Charaktere, oder guten Dialog aus. S. 12 sagt Gertrude, die Frau des Rheinhold, Ritters vom *ersten* Range, indem sie im Walde, unter Donnern und Blitzen, ihren Gemahl, sich nicht von ihr zu entfernen, bewegen will: „Sieh „Rheinhold! die Eiche dort bin ich, in der Liebe für „Dich, Mann, bin ich sie, der Boden bist Du, die Wur„zeln mein Herz, trennst Du Dich, so sinkt Deine Gertru„de, fällt darnieder. Aber so, wie die gesunde Eiche da„hin wär, trennte sich der sie haltende Boden aus seinen „Fugen; so wärs mit mir, verliesse Rheinhold mich — „rächte nicht Rheinhold mich" (ihn mit Innbrunst küssend, und schnell abgehend) u. dgl. m. Thut man Un-

Unrecht, wenn man aus *einer solchen Tirade* auf das Uebrige schliesst?

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Weidmanns: *Marcus Valerius Martialis*, in einem Auszuge, lateinisch und deutsch, von *Karl Wilh. Ramler.* Zweyter Theil, 1788. 393 S. Dritter Theil. 1789. 366 S. (1 Rthlr.) Vierter Theil. 1790. 428 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der erste Theil dieser Uebersetzung ist in der A. L. Z. 1787. von einem andern Mitarbeiter angezeigt worden. In einem Auszuge erwartet man den Kern, das Witzigste und Feinste von Martials Sinngedichten, und dieses hat auch der Vf. auf deutschen Boden verpflanzt. Dass er viele Sinngedichte in die Sammlung aufgenommen hat, deren Inhalt zu local oder individuel ist, um für uns Reiz zu haben, und manche andre, denen es ganz an Stachel fehlt, darf man wohl dem Bestreben, Martials Muse mit allen ihren Eigenheiten und Unvollkommenheiten darzustellen, beymessen. In so kleinen Gedichten, die nicht immer durch einen auffallenden Gedanken, durch Spannung und eine unerwartete Auflösung derselben, gefallen, sondern oft eine Exposition einer ganz gewöhnlichen Sache oder Empfindung enthalten, muss die gute Diction und eine leichte, fliessende Versification dem Inhalt zu Hülfe kommen, und diese ist also auch eine unerlassliche Bedingung für Martials Unbersetzer, welche in gegenwärtiger Uebersetzung noch nicht überall erfüllt worden ist. Viele Stücke sind unverbesserlich übersetzt, in vielen ist der Versbau vernachlässigt, und der deutsche Hexameter hat von seiner ihm eigenen Sprödigkeit unter der Hand dieses Meisters nicht alles verloren. Z. B. 8, 45, 5 f.: *Dann, o Flaccus, wann dich mir Cytherens Eyland zurückführt, hab ich aufs neue zur aus — schweifendsten Fröhlichkeit Recht.* Wir haben über dreyssig Stellen gefunden, wo ein Wort beym Abschnitt des Pentameters in der Mitte abgebrochen, und in die letzte Hälfte, wie hier, hinübergezogen wird. Eine Härte der Art hätte ein Martial sich nicht zu Schulden kommen lassen!

Die dem Text untergelegten Anmerkungen, scheinen zunächst dem der alten Literatur unkundigen Leser bestimmt zu seyn, und erläutern alle historische, mythologische, antiquarische Schwierigkeiten. Auch einige Bemerkungen über alte, aus dem Gebrauche gekommene, wieder aufgenommene Wörter, wird man mit Vergnügen lesen. Callimachus Gedicht: αἴτια 10, 4, 12 wird übersetzt *Callimachus Fratzen*, und dabey angemerkt: *Dieser Callimachus soll von dem Ursprung und den Ursachen der Opfergebräuche sehr dunkel und verwirrt geschrieben haben.* Dieses dunkle Werk des berühmten Callimachus handelte vielmehr in vier Büchern von den Ursachen der alten Fabeln überhaupt. Der Arzt Callimachus, der von den Kränzen geschrieben hat, gehörte nicht in diese Anmerkung.

Strasburg, mit Dannbachischen Schriften: *PUBLI VIRGILI MARONIS Bucolica Georgica et Aeneis.* 1789. 430 S. gr. 4. (9 Rthlr. 12 gr.)

Eben die grosse Sorgfalt der Correction, welche an der kleinen Brunkischen Ausgabe (A. L. Z. 1785. N. 82) gerühmt worden, herrscht auch in diesem durch grössere Lettern und schöneres Papier noch prächtigern Abdrucke, der freylich bloss für Liebhaber des typographischen Luxus bestimmt seyn kann. Aenderungen haben wir eben nicht bemerkt, ausser einigen Kleinigkeiten, die zur Pünktlichkeit der Orthographie gehören. Statt dass in der Octavausgabe Hr. Brunk sich über mehrere Veränderungen in der Lesart erklärt hatte, ist hier bloss ein Elenchus der herausgeworfenen Verse auf einem Quartblatt beygefügt. Sonst stimmt auch darinn diese Ausgabe mit jener überein, dass am Rande keine Verszahlen gesetzt, sondern blos im Columnentitel die Zahl des ersten auf der Seite stehenden Verses angegeben ist, eine Einrichtung, die die Bequemlichkeit des Nachschlagens gewiss nicht befördert.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Potsdam: Anti-Trenk, oder Fragmente zur Charakteristik des grossen Königs*, von *Leopold Baron Hirschen*, einem seiner Verehrer. 1788. 4 Bogen. 8. Der grösste Theil dieser kleinen Schrift ist eine begeisterte Lobrede auf den grossen König, die dem Herzen des Vf. Ehre macht, weil er die Ungnade des Königs unverdient erfahren hat. Die Hauptsache von dem, was gegen *Trenk* gesagt wird, ist, dass sein Briefwechsel mit seinem Vetter, dem Partheygänger *Trenk*, nicht so unschuldig gewesen sey, als er vorgiebt, dass er dabey den geheimen Wunsch gehabt habe, durch seinen Vetter sein Glück in dem österreichischen Dienste zu machen. Der Vf. sucht dieses von S. 39 — 53 zu erweisen, und dadurch das Verfahren des Königs zu rechtfertigen. Die Vermuthung hat Wahrscheinlichkeit, indessen ist sie immer blosse Vermuthung, und mit unter nicht sehr billige. Dass Trenk aus Glatz gewaltthätig entwich, ist, wie uns dünkt, in seiner Lebensbeschreibung hinlänglich motivirt: und ob er durch einen *flehenden* Brief an den König mehr ausgerichtet haben würde, als durch einen *trotzigen*, steht dahin; der flehende dürfte seine Unschuld leicht verdächtiger gemacht haben, als der trotzige. Ueberhaupt bedürfte es aller dieser Vermuthungen nicht, wenn der Vf. die Geschichte documentiren könnte, die er S. 64 f. erzählt: „Der König *soll* den „Briefwechsel des *Baron Trenk* mit dem bekannten *Obrist Trenk* „erfahren, und ersterem solchen aufs strengste verboten haben, „und da er ihn nachhero hat beobachten lassen, so *sind* dem „Könige einige Briefe von B. Tr. an seinem Vetter, und die Antworten des erstern in die Hände gefallen, die der König aber „immer — *hat* ordentlich an den Ort ihrer Bestimmung abgehen lassen. — Endlich *hat* der König den B. Tr. gefragt: ob „er noch mit seinem Vetter correspondirte? welches aber B. Tr. „geläugnet, und das auch immer auf ferner wiederholtes Fragen „des Königs; darauf *habe* ihm der König sein Wort gegeben, „dass Er ihm diese Correspondenz so wenig, als seinen Ungehorsam ahnden würde. Aber Tr. *hat* immer — feste geläugnet, darauf erst *hätte* ihm der König die Abschrift der Briefe „gezeigt, und ihn auch gleich nach Glatz geschickt." — S. 55 f. wird einleuchtend behauptet, dass es falsch sey, dass der Glatzer Commendant *Doo*, noch als Platzmajor, die Tochter des General *Fouquet* geschwächt und hernach geehlicht habe. Fouquet's einzige Tochter war an den braven Oberst *Nimschewsky* verheyrathet, und nie haftete ein solcher Flecken auf ihrem Namen. Eine Unwahrheit, die freylich dem Baron Trenk keine Ehre bringt, aber darum doch noch nicht seine ganze übrige Erzählung unglaublich macht: noch eher möchte es durch die S. 26 gerügte Unglaublichkeit, die schon mehreren aufgefallen ist, dass er so viel ausgegrabene Erde, als Staub, unbemerkt weggeblasen habe, glaublich werden, dass er bisweilen seinen Lesern Staub in die Augen bläst.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 1. März 1791.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Lissabon, in der Buchdruckerey der königl. Ak. d. Wiss.: *Memorias oeconomicas da academia real das Sciencias de Lisboa para adiantamento da Agricultura, das artes e da Industria em Portugal e suas conquistas.* T. I. 1789. 421 S. 4.

Bekanntlich stiftete die jetztregierende Königin von Portugal 1780 eine Akademie der Wissenschaften, die sich ausser physischen und mathematischen Wissenschaften mit der portugisischen Geschichte, Poesie und Sprache, vorzüglich mit der Verbesserung des Ackerbaues, der Künste und Volksindustrie beschäftigt. Sie zählt eine Menge Mitglieder aus allen Ständen in Portugal und dessen weitläuftigen Nebenländern, auch Ausländer, durch Wissenschaften berühmt, wie *Banks*, *la Grange Pallas*, *Kästner* etc., und weil wir hier nicht die Geschichte und Einrichtung dieser für Portugals Aufklärung äusserst wirksamen Gesellschaft beschreiben können, so verweisen wir unsere Leser auf eine kleine deutsche Schrift: *Etwas Neues aus Portugal*, Stendal 1781., welche das wichtigste über diese Materie enthält.

Die Akademie liess ihre Memoiren in zwey verschiedenen Sammlungen erscheinen. Die erste, von der wir jetzt den ersten Theil anzeigen wollen, enthält die ökonomischen Abhandlungen, oder die eingelaufenen Aufsätze der Mitglieder, über Vermehrung des portugisischen Ackerbaues, der Künste und Industrie, und sie kann Ausländern zur Hauptquelle dienen, den innern Zustand des Reichs zu erfahren. In der andern sind die in den übrigen Fächern der Wissenschaften vorgelesenen Abhandlungen nebst den Acten der Gesellschaft gesammlet, auch schon im vorigen Jahre der erste Band gedruckt worden. Dieser erste vor uns liegende ökonomische Theil besteht aus 20 Memoiren, von deren Inhalt wir hier das wichtigste anführen wollen: 1) J. H. *Ferreiras* Abhandl. über die *Guaxima*. So heisst ein Gesträuch in Rio Janeiro, das zum Geschlecht der *Decandria monogynia* gehört, aus dessen Rinde die Eingebornen allerley Stricke verfertigen, aus welcher sich auch, wenn sie vorher in Wasser macerirt wird, Zeuge weben lassen. Der Vf. hat aus dieser Pflanze auf der königlichen Reiferbahn Schiffstaue verschiedener Art machen lassen, mancherley Versuche über ihre Stärke angestellt, und diese mit der Kraft der gewöhnlichen Hanftaue verglichen. Sie waren fast von gleicher Stärke mit den besten Hanftauen, und von längerer Dauer, wie Erfahrungen auf Schiffen bewiesen haben. Hanf wächst nicht in Brasilien, und Guaxima überall in unangebauten Gegenden. Der Vf. räth daher, deren Cultur zu befördern, und mehrere Versuche mit der Rinde dieser Pflanze anzustellen. 2) *Vandelli* über den Schaden, den Olivenbäume von einem noch nicht genau bestimmten Insecte leiden. 3) *Da Barros* über die Vortheile von den Salzwerken, und die Vorzüge des Salzes von Setubal vor dem französischen, sardinischen, und dem spanischen Salze von Cadix, nach angestellten Versuchen. Letzteres ist für den Käufer 13 p. C. schlechter als das von Setubal, welches sich weit langsamer auflöst, und nach dem Vf. mehrere Vortheile beym Einsalzen hat. 4) *T. de Loureiro* von der Baumwolle, ihrer Cultur und Verarbeitung. Meist allgemein naturhistorische Bemerkungen über das Vaterland, die Verschiedenheiten dieser Europa jetzt so nützlichen Pflanze, ohne die mancherley Gattungen genau zu unterscheiden. Er berührt auch den Baumwollenbau in den königlichen Nebenländern. Die Wichtigkeit aber der Brasilischen Cultur scheint ihm unbekannt gewesen zu seyn. Dies Land exportirte 1789 bloss nach England beynahe 5 Millionen Pfund. 5) *de Silveira* über den Ackerbau und die Bevölkerung der Provinz Alemtejo. Ein sehr interessanter Aufsatz, der nicht nur wichtige Nachrichten zur genauen Kenntniss dieser Provinz, sondern der innern Verfassung des ganzen Königreichs enthält. Der Vf. untersucht vorzüglich die Ursachen des geringen Anbaues und der wenigen Bevölkerung dieser Provinz im Verhältniss gegen andre. Alemtejo ist 36 port. Meilen lang und eben so breit. Sie enthält 4 grosse Städte, 105 kleinere und Flecken, 358 Kirchspiele und 300,000 Einwohner. Dagegen leben in dem viel kleinern *Entre Minho e Douro* 900,000 Seelen, und noch dazu liegt in der ersten Provinz der dritte Theil der portugisischen Kriegsmacht; 10 Reg. Inf. und 4 Reg Cavallerie in Garnison. Allein sie hat Mangel an Wasser, jedoch nicht überall, wie der Vf. beweist, zu viel Communen zu gemeinschaftlicher Benutzung gehörige Felder. Die Betteley ist dort grösser als irgendwo im Königreich. Sie ziehen schaarenweise umher, und belagern bey Kindtaufen, Hochzeiten zu Hunderten die Thüren der Landleute, wozu die Gewohnheit im Reiche viel beyträgt, dass Bettler im Namen besonderer Brüderschaften für die Seelen im Fegefeuer Almosen sammeln dürfen; z. B. die Brüderschaft *das Almas da Corte* in Lissabon erlaubt diese Betteley geringen Leuten, die ihr von 100,000 Reis erhaltenen Almosen 80,000 R. bezahlen. Die Vornehmen und Reichen besitzen die besten Ländereyen, und benutzen sie vorzüglich zur Viehzucht. Auch den überhandnehmenden Luxus rechnet der Vf. mit zu den Ursachen des Verfalls von Alemtejo, nur bestimmt er ihn für die niedern Classen nicht genau genug. Er sagt nur, dass die spanische Stadt *Bajadoz* für 100,000 Crusaden jährlich den Portugiesen an Seidenwaaren verkauft. Verschiedene andere Ursachen, welche diese

Provinz herunterbringen, wie der Trieb nach höheren Ständen, die allzugrofse Menge der Feyertage treffen ganz Portugal eben so sehr; überhaupt verliert sich Hr. *S.*, wie mehrere Mitglieder dieser Gesellschaft, zu sehr in Gemeinplätzen, in der Geschichte voriger Zeiten, und Episoden, die nicht zur Hauptfrage gehören, daher manche Abhandlungen ohne diese fremden Einschiebsel gewaltig zusammenschwinden würden. 6) *da Barros* über die Ursachen der verschiedenen Bevölkerung Portugals in ältern und neuern Zeiten. Ein wichtiger Auffatz, der über ein bisher äusserst ungewisses statistisches Factum zwar nur allgemeine, aber sehr viel neue, Aufschlüsse giebt. Nach Hn. B. hat die Volksmenge dieses Reichs von seiner Independenz zugenommen; von Johann I bis Emmanuel war ihre Zu- und Abnahme wenig merklich, sie fiel aber sehr von dieser Regierung bis zu Ende der spanischen Herrschaft, unter den Königen aber aus dem Hause Braganza ist sie wieder ausserordentlich gestiegen. Nach Sebastians Tode fand man kaum eine Million Einwohner im Reich, denn man zählte damals ohne den Adel und andere, die zu Pferde dienen konnten, (vermuthlich auch ohne die Geistlichkeit,) nur 18000 streitbare Portugiesen der niedern Stände von 18 bis 50 Jahren. Die jetzige Bevölkerung von Portugal bestimmt der Vf. zwar nicht aus wirklichen Zählungen, sondern nach der Zahl der Feuerstellen, die 1776 von der Regierung und einer andern, die von der Geistlichkeit aufgenommen worden. Nach beiden Berechnungen ist Portugal weit bevölkerter, als unsere Statistiker gewöhnlich glauben, und die Zahl der Einwohner beträgt wenigstens 3 Millionen Einwohner. Barros möchte zwar lieber diese Zahl um 606,000 Seelen erhöhen, Allein er rechnet auf jede Feuerstelle fünf Seelen, welches nach den Listen, die Rec. vor sich hat, für das ganze Reich zu viel ist, selbst in der Hauptstadt, wenn ihre Bevölkerung nicht über 127,000 Seelen steigt, kann man nicht so viel Menschen auf jede Feuerstelle annehmen. Um die jetzige Bevölkerung mit alten Zeiten zu vergleichen, finden wir hier noch eine Tabelle von 1417 eingeschaltet, worinn eine besondere Art portugiesischer Ritter (*Besteiros do Conto*) nach den Provinzen und Districten aufgeführt sind. Sie muss indessen noch andere Data der damaligen Bevölkerung enthalten, z. B. die Volksmenge der vornehmsten Städte, wie wir an einer andern Stelle dieser Abhandlung sehen. Lissabon hatte damals nur 63,750 Seelen, jetzt 127,000. Porto damals 8500, jetzt 30,000 Einwohner. 7) *Loureiro* über Verpflanzung nützlicher Pflanzen von entfernten Weltgegenden. Nach einer kurzen Anzeige der vornehmsten bekannten Pflanzenwanderungen fern von ihrem mütterlichen Boden, beweist er aus eigener Erfahrung und andern Nachrichten die Verpflanzung der Gewürzbäume ausser ihrer ursprünglichen Heimath. Eine Meile nordwärts von Bahia steht noch auf einem Gute der ehemaligen Jesuiten ein alter Zimmtbaum, der vorlängst aus Indien dahin gebracht worden. Er hat sich aber nicht fortgepflanzt. Poivres Verpflanzung der Nelken- und Muscatbäume nach Isle de France wird ausführlich beschrieben, und mit derselben die leichtere Einfuhr der Gewürzbäume von der portugiesischen Insel Timor nach Brasilien bewiesen. Auch Sandelholz, wovon Timor mehr erzeugt, als irgend ein anderes Land, glaubt er, werde in Brasilien fortkommen; die Chinesen verbrauchen sehr viel von der weissen Art, und bezahlen die Arrobe mit 3—4000 Rees. 8) *Vandelli* über den Landbau in Portugal und dessen Nebenländern. Der Vf. nennt im Allgemeinen die fehlenden Producte, nebst den Ursachen, welche in Portugal die Verbesserung des Ackerbaues verhindern. Die Oelbäume wachsen gewöhnlich ohne alle Sorgfalt, Hanf und Flachs werden beynahe gar nicht gebaut. Weisse Maulbeerbäume sind noch im Reiche selten, daher es jährlich fremde Seide und Seidenwaaren braucht. Nur ein zwanzigster Theil des Königreichs, gut bebaut, würde hinlänglich Getreide für ganz Portugal hervorbringen. Die gesammte Consumtion des Königreichs an Brod, Korn, Viehfutter und Aussaat schätzt er auf 900,000 Mojos, welche von 616,000 Arbeitern auf 13 portugis. Quadratmeilen bequem gewonnen werden könnten. Die ökonomischen Schilderungen der Colonien enthalten nichts Unbekanntes, und unter den Ursachen des in Portugal so sehr heruntergekommenen Landbaues finden wir eben dieselben wieder, welche der Vf. des Auffatzes 5. bey Alemtejo angeführt hat. 9) *Ebenderselbe* von einigen portugiesischen Producten, die fürs Reich besser benutzt werden könnten. Hr. V. specificirt die aus dem Mineralreich sehr mühsam und genau. Bey Colares wird weisser Marmor gefunden, der dem von Paros und Carrara nichts nachgiebt. Bleyminen finden sich bey Lamego und Mursa, das Erz der erstern enthält 60 Arrateis im Centner; (128 Arr. machen einen Centner,) noch eine andere bey Coja, die 48 Arrateis Bley vom Cntr. giebt. Zinnbergwerke besitzt P. drey bey Viseu, Montforte, bey Portalegra und Braganza; sie werden aber wahrscheinlich nicht bearbeitet. Noch werden eine Menge Kupfer- und Eisenbergwerke genannt, ohne ihren Ertrag anzugeben, nebst vielen Artikeln aus den andern Naturreichen. 10) *Ebenderselbe* von verschiedenen Producten der portugiesischen Nebenländer, die entweder unbekannt sind, oder noch gar nicht benutzt werden. Reiss und Indigo könnten in Brasilien mehr gewonnen werden. Die guineischen Schafe in Angola sollte man in Brasilien einzuführen und zu vermehren suchen. Der Wallfischfang bey S. Catarina und der Allerheiligen-Bay würde längst der ganzen Küste eine gute Ausbeute geben. Zur Zeit werden in St. Catarina, Minasgeraes und St. Paul nur einige Pfunde Cochenille gewonnen. Die brasilischen Holzarten werden hier auch wegen ihrer Verschiedenheit und mannichfaltigen Benutzung in einem langen Verzeichniss beschrieben, auch von einigen in einer besondern Tabelle das Verhältniss ihrer Schwere nach angestellten Versuchen bestimmt. Sonst gieng von der Insel St. Thomé sehr viel Pimento nach Antwerpen; seitdem aber dieser Handel verboten worden, weil er dem königlichen Pfeffermonopol nachtheilig war, wächst er hier wild, ohne den Einwohnern Nutzen zu schaffen. Ein gleiches kann man von den meisten sehr nützlichen medicinischen Pflanzen in Brasilien sagen. Die brasilischen Diamanten werden, wie die ostindischen, in einer eisenhaltigen Mutter gefunden, wie der Vf. mit vielen Proben im Cabinet des Marq. von Angeja beweist.

weist. Man sucht sie mit unglaublicher Mühe aus dem Flussande heraus; in den höhern Gebirgen steht aber eine bessere Ausbeute zu erwarten. Er nennt noch eine grosse Zahl brasilischer Kupfer- und Eisenminen, die, ungeachtet des Holzüberflusses der dortigen Gegenden, nicht bearbeitet werden. Von Caxoeira in der Provinz Bahia hat man vor wenigen Jahren ein Stück gediegenes Kupfer herübergebracht, das 1666 Arrateis wiegt, und im königl. Museum verwahrt wird. Bey einigen brasilischen Goldbergwerken bedient man sich der Feuermaschinen, um sie vom Wasser zu befreyen. 11) *Da Silva* über die wahren Ursachen, warum der Luxus in Portugal so nachtheilige Folgen hatte, redet meist in Gemeinplätzen, excerpirt einige Landesgesetze wider Aufwand und Pracht; dringt aber in die eigentliche Frage keinesweges ein. 12) *Vandelli* von den Producten Portugals und seiner Eroberungen, welche das erste Material zu Fabriken und Manufacturen abgeben. Diese Abhandlung wiederholt grösstentheils, was eben der Vf. schon im 9ten und 10ten Aufsatz über Portugals Producte gesammelt hatte. Eben diese werden hier nach den verschiedenen Naturreichen abermals aufgezählt. 13) *Coutinho* über den Einfluss, den reiche Bergwerke auf die Industrie einer Nation haben, und auf die portugiesische hatten. Die Ausführung entspricht dem Titel keinesweges, und nur ganz beyläufig bemerkt der Vf., unter welcher Regierung Brasiliens Bergwerke zuerst grosse Ausbeute gaben, ohne sich über diese Ausbeute einzulassen, und welche Zweige der Industrie in Portugal dadurch verfielen. 14) *Vandelli* über die Vorzüge, die Portugal dem Ackerbau vor den Fabriken geben muss. 15) *Sias Baptista* Versuch einer physischen und ökonomischen Beschreibung von Coimbra und der umliegenden Gegend. Diese Abhandlung hat 1783 den Preis erhalten, und ist mit groser Genauigkeit, Localkenntniss und vielem Fleisse verfasst; sie leidet keinen Auszug. Alle Producte der drey Unterreiche sind nach dem Linneischen System geordnet, auch ist vom Zustand des Ackerbaues, der bürgerlichen Gewerbe und des Handels Nachricht gegeben. Bey den Einwohnern fasst er sich zu kurz, sie werden weder nach ihren Beschäftigungen, noch nach dem Alter, vertheilt, sondern von der Stadt Coimbra wird nur bemerkt, dass sie ungefähr 9000 Einwohner habe. Obstbäume wachsen in dieser Gegend in groser Anzahl; aber von ihrem jährlichen Ertrage haben wir nichts gefunden. Vom Acker- und Weinbaue desgleichen; doch wird das gewöhnliche Verfahren der Einwohner bey diesen und andern Feldarbeiten ausführlich beschrieben. Das vornehmste Gewerbe der Stadt besteht in Verfertigung der Fayance und anderer Töpferwaaren, die auch ausser dem Reiche geführt werden. 16) *Judice* über ein altes Alaunwerk auf der azorischen Insel St. Michael. Es ward seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts bearbeitet. 1566 wurden aus diesem Werke 680 Centner Alaun nach Porugal gesandt, später gar 1600 Ctnr. wovon selbst die Engländer etwas kauften. Seit 1574 kam das Werk durch Unschicklichkeit, Betrügerey und Unverträglichkeit der Arbeiter ganz herunter, und gab seitdem keine Ausbeute; man denkt aber jetzt daran, die Arbeit wieder anzufangen. 17) *Da Camara* Versuch einer physikalischen und ökonomischen Beschreibung der Comorca *dos Ilheos* in Brasilien. Auch diess ist, wie No. 15 eine von der Akademie gekrönte Preisschrift, die durch Beschreibung eines einzelnen Districts sich vor andern auszeichnete, und wenn die Akademie mehrere dergleichen erhält, so wird sich die allgemeine portugiesische Staatskenntniss bald aus ihrer bisherigen Dunkelheit erheben. In derselben sind sieben Flecken belegen, und die Einwohner wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt. Das Klima ist sehr milde, und dem Wachsthum der Pflanzen beförderlich. Die dortigen Bäume tragen Blüthen, reife und unreife Frucht zu gleicher Zeit, und wenn man die Weinstöcke zu verschiedenen Zeiten verpflanzt, kann man das ganze Jahr hindurch Weintrauben haben. Zucker und Tabak wird noch wenig gebauet, und Zucker nur für die Rumbrennereyen; desto mehr Reis gewinnen die Einwohner, und der Boden ist dieser Pflanze so angemessen, dass die Aussaat gewöhnlich 300fältige Erndte giebt. Der Cacaobau wird zwar von der Regierung ermuntert; aber von den Einwohnern noch sehr verabsäumt. Die brasilischen Zuckerplantagen geben doch den Gewinn nicht, den man dort erwarten sollte. Ein fleissiger Zuckerpflanzer kann jährlich nicht mehr, als 3000 Arroben gewinnen, diese verkauft er in Bahia für 9000 Crusaden. Wenn er nun seine Kosten davon abzieht, bleiben ihm nur 1200 Rees oder 3 Crusaden als reiner Gewinn übrig, eine Rechnung, die wir auf keine Art erklären können. Der brasilische Nelkenbaum (*cravo de Maranhaõ*) findet sich auch in Ilheos; aber seine Frucht wird wenig benutzt. Wir sind wegen Mangel des Raums gezwungen, nur mit ein Paar Worten anzuzeigen, dass der Vf. dieser Abhandlung eine Menge fruchtbarer Bemerkungen über andere brasilische Producte, den Zuckerbau, das Fällen des Färbeholzes, den Wallfischfang u. dgl. m. der Akademie vorgelegt hat. 18) *Da Castra* agronomische Abhandlung über den District von Chaves. Sie besteht grösstentheils aus Vorschlägen, den Landbau zu verbessern, und die gegenwärtige Beschaffenheit des Districts wird nur beyläufig berührt; doch enthält sie einzelne wichtige Beyträge zur genauern Kenntniss von Portugal. Der ganze District ist 28 portugisische Quadratmeilen gross, in welchem 7073 Feuerstellen und 33800 Einwohner vorhanden. Die Stadt Chaves ist eine Grenzfestung, und hat eine Besatzung von zwey Regimentern Reuter, einem Reg. Infanterie und einem Commando Artillerie. Sie zählt nur 3650 Seelen, und hat wenig Gewerbe. Zwey Fünftheile des ganzen Districts sind mit Castanienbäumen und andern Holzarten bewachsen, ein Theil liegt ganz unangebaut, und die beiden übrigen werden so schlecht bearbeitet, dass sie jährlich nicht mehr, als 1,270,000 Scheffel Getraide, Castanien und Kartoffeln (Batatas) liefern. Die Viehzucht ist so unbedeutend, dass das mehreste Rindvieh aus Gallizien eingeführt wird, und die Schafe haben wenige und schlechte Wolle. 19) *Feijo* über eine königliche Indigofabrik auf der Insel St. Anton, die in der elendesten Verfassung ist, und jährlich nur 40—50 Arroben liefert. 20) *Beltrao* über ein Bleybergwerk am Flusse

Pisco, in der Nachbarschaft von Pinhel. Es ward 1740 zufällig entdeckt, und ist zur Zeit noch nicht recht bearbeitet worden; ungeachtet das Erz dort im Ueberflusse vorhanden ist, und der Centner 92 Pfunde Bley und 2 Loth Silber giebt.

Mainz: *Mainzer Monatschrift von geistlichen Sachen*, herausgegeben von einer Gesellschaft. 2ten Jahrgangs I. und II. Band. 1786. nebst zwo Beylagen und einer Zugabe. (1230 S.) 3ten Jahrg. I. u. II. Band, 1787. nebst zwo Beylagen. (1074 S.) 4ten Jahrg. I. und II. B. 1788. (1084 S.) 5ten Jahrg. I. und II. B. 1789. (1096 S.) in 8. (jeder Jahrgang 3 Rthlr.)

Rec. findet keine hinreichende Ursache, auch in Hinsicht dieser vier Jahrgänge von dem Urtheile, im Ganzen genommen, abzugehen, welches er vom ersten Jahrgange in der A. L. Z. von 1786. No. 48 b. S. 401 f. fällte; doch muss er unpartheyisch gestehen, dass die Herausgeber sich in einigen Stücken gebessert. Zwar enthält diese Monatschrift noch immer nicht eine vollständige Sammlung der wichtigsten geistlichen Verordnungen; aber doch ist die Auswahl strenger, und die Sammlung erstreckt sich nicht mehr so sehr auf bloss *Mainzische*, wie im ersten Jahrg. Die Vorerinnerungen zu den geistlichen Befehlen sind aber noch immer im nämlichen Tone abgefasst, wie ehemals. Wo sie der weltlichen Macht einen Seitenhieb versetzen können, sparen sie es selten. Wichtige Reichshofraths- und kammergerichtliche Urtheile sind allerdings hie und da abgedruckt; aber mit unter auch solche, die von geringer Bedeutung sind, und in eine geistliche Monatschrift nicht passen, z. B. Jahrg. 1787 S. 466 u. s. w. Ueberhaupt hätten die Herausgeber den Wink befolgen sollen, bey wichtigen Conclusen auch die Species facti dem lesenden Publikum vorzulegen; damit es in den Stand wäre gesetzt worden, immer richtige Urtheile zu fällen. Die Recensionen sind noch immer elend; noch immer hören sie nicht auf, allen Mainzer Producten ohne Unterschied Weihrauch anzuzünden. Wie sehr würden sich aber die Herausgeber den Dank des katholischen Publicums verdienen, wenn sie vollständig und systematisch *alle* in ihr Fach einschlagende Bücher anzeigten? So bleibt aber z. B. eine Menge Bücher, die von dem Nunciaturstreite handeln, unangezeigt; die, welche die Metropolitangerechtsamen vertheidigen, werden mit vollen Backen angepriesen, und die entgegengesetzten immer mit einem verachtenden Tone angezeigt, den sie nicht allezeit verdienen. Im vierten Artikel haben sie sich am meisten gebessert, nämlich in dem Artikel von Nachrichten und Berichtigungen; der aber auch manchmal der dritte, und dann und wann der fünfte ist. Im fünften Artikel, der gewöhnlich der zweite ist, wo sie Nachrichten von Religions- und geistlichen Staatsangelegenheiten liefern, kommen allerdings manche wichtige Cabinetsnachrichten und Urkunden, besonders von Mainz, vor, die ohne diese Monatschrift sonst vielleicht nicht bekannt geworden wären; aber grösstentheils liefern sie doch Zeitungsnachrichten, und noch dazu ohne Wahl. Wie gehört z. B. die Nachricht „dass der pfalzbaiersche Minister zu Rom Audienz beym Pabste gehabt, und zwar *vermuthlich* wegen der Nunciatur," (Jahrg. 1787. S. 501) in eine Monatsschrift von geistlichen Sachen, und zwar unter die Rubrik von geistlichen *Staatsangelegenheiten*? Wenn die Herausgeber statt solcher unbedeutenden Zeitungsnachrichten und oft unzeitiger Raisonnements noch mehrere Urkunden und geistliche Verordnungen lieferten, an denen doch wahrlich in einem Zeitalter kein Mangel ist, wo so viele Bischöfe in der katholischen Kirche aufzuräumen bemüht sind, wo die ganze Hierarchie mit einander im Streite liegt; wenn sie statt der Anzeigen kleiner, unbedeutender theologischer Programmen, vollständig alle über geistliche Staatsangelegenheiten erschienene Schriften unpartheyisch beurtheilten, so würden sie dann nicht nur auf den Beyfall und die Unterstützung des katholischen, sondern auch wahrscheinlich des protestantischen Publicums, sichere Rechnung machen können. —

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Neapel*, b. Porcelli: *Riflessioni sulla vendita de Feudi* umiliate a S. R. M. da *Melchiore Delfico*. 1790. 63 S. 8. — Hr. Delfico, Vf. mehrerer Abhandlungen über verschiedne ökonomische Gegenstände, die das Königreich Neapel betreffen, giebt gegenwärtig seine Bemerkungen über den Verkauf verschiedner Lehne, die zur Krone gehören, unter diesem Titel heraus. Er betrachtet den Verkauf der Lehne nicht bloss von der ökonomischen, sondern auch von der juristischen und politischen Seite, und untersucht besonders, ob es bey heimgefallnen Lehnen zulänglich sey, sie entweder als Lehne oder als Allodien zu verkaufen. Die Schrift hat drey Abschnitte. Im *ersten* zeigt der Vf., dass die Lehne noch die Kennzeichen der Barbarey und Irrthümer jener Zeiten an sich tragen, worinn sie ihren Ursprung nahmen. Dass bey ihrer Stiftung eine wesentliche Ungerechtigkeit zum Grunde lag, dass, weil die Feudalverfassung mit der guten Constitution einer Monarchie streite, man ihre Vermehrung verhindern müsse, dass also beym Heimfall, die Güter und Personen in die bürgerlichen Rechte des Staats zurückkehren, und das *Jus Postliminii* bey ihnen statt haben müsse. Im *zweyten* Abschnitt beweist er, nachdem er untersucht hat, ob es für die Krone und die Nation nützlich sey, Domainen zu besitzen, oder nicht, dass man sie nicht im Ganzen und mit allen Lehnseigenschaften, sondern wie Allodien und in einzelnen Stücken verkaufen müsse, doch dadurch das Eigenthum wieder frey werde, die Eigenthümer sich vervielfältigen, die liegenden Gründe einen grössern Werth bekommen, und dieser durch die Mehrheit der Käufer immer steigen müsse. Im *dritten* Abschnitte untersucht er die Lehnsgerichtsbarkeit, hält sie für eine uneigentliche Theilung der gesetzgebenden Macht, die den Grundsätzen der Gesellschaft entgegenstehe, und folgert daraus, dass der Staat dadurch geschwächt, und die Rechte der Völker vermindert werden. Der gegebene Anhang dient zum Beweise, wie bekannt der Vf. mit richtigen Grundsätzen der Politik ist, und wie sehr er sein Vaterland und die Menschheit liebt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 2. März 1791.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Voss u. Sohn: *Gelehrter Briefwechsel zwischen D. Joh. Jac. Reiske, Moses Mendelssohn und Gotth. Ephr. Lessing. Erster Theil.* 1789. 348 S. *Zweyter Theil. 1r Abschnitt*, oder: *Gelehrter Briefwechsel zwischen D. J. J. Reiske, Conrad Arnold Schmid, und G. E. Lessing, 2r Abschnitt. Gel. Briefwechsel zwischen J. A. Ebert und G. E. Lessing.* 277 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Ebendas.: *Freundschaftlicher Briefwechsel zwischen Gotth. Ephr. Lessing und seiner Frau. Erster Theil.* 1789. 412 S. *Zweyter Theil.* 316 S. 8. (2 Rthlr. 2 gr.)

Dass es dem vertrauten und gelehrten Briefwechsel eines Lessings nicht an Interesse fehlen würde, dies liess sich voraussehen, ungeachtet seine Abneigung für das Briefschreiben nicht das günstigste Vorurtheil für diese Sammlung erwecken konnte.

Der *erste Theil* des gel. Briefwechsels enthält keine Briefe vom sel. *Reiske*, wie der Titel sagt, wohl aber von Hn. *Nicolai* in Berlin, welches der Titel nicht sagt. Er begreift einen Zeitraum von 25 Jahren, worinn Lessing sich erst von Leipzig aus, vom J. 1755—58; dann aus Breslau vom J. 60., aus Hamburg vom J. 68., und aus Wolfenbüttel vom J. 70 bis 80 mit Mendelssohn, und einige Zeit mit Nicolai, unterhält. Der Inhalt des Briefwechsels ist gröstentheils ästhetisch-philosophisch, oder betrifft gemeinschaftliche literärische Angelegenheiten. Ob der Mendelsohn-Lessingische Briefwechsel vollständig ist, daran darf man wohl zweifeln: nicht sowohl, weil Lücken von ganzen Jahren darin vorkommen, welches von einem so lässigen Briefsteller, wie Lessing war, keinesweges befremdlich ist, sondern, weil vertraute Freunde Lessings und Mendelssohns wirklich noch mehrere und andre Briefe gelesen zu haben versichern. Was aber denen, welche an das engste Herzensverein zwischen Mendelssohn und Lessing glauben, noch auffallender seyn muss; es spricht in diesen Briefen fast immer nur die Seele des Verstandes, selten die Seele des Herzens: man findet gar wenig Spuren, dass sich diese zwey Freunde, die einander durch vieljährige Bekanntschaft erprobt und bewährt gefunden hatten, ihre Herzen wechselseitig aufschliessen, ihre geheimsten, innersten Empfindungen, ihre esoterischen Ueberzeugungen einander eröffnen: alles, was aus diesen Briefen hervorleuchtet, ist eine Freundschaft von der Art, wie sie sich auf Gleichheit der Studien und Beschäftigungen, auf gewisse Berührungspuncte in Ueberzeugungen und Meynungen von philosophischen Gegenständen und auf eine von beiden Seiten anerkannte Biederkeit und Rechtschaffenheit des Charakters gründet.

Man liest mit Vergnügen, vorzüglich in der ersten Hälfte des Briefwechsels, die angestellten Betrachtungen über verschiedne Gegenstände der praktischen Philosophie, besonders, insofern sie die Philosophie der Dichtkunst und überhaupt der schönen Wissenschaften betreffen; noch unreife oder nicht genug geläuterte Ideen werden durch wechselsweise Austauschung der Gedanken ausgebildet, entwickelt, berichtigt, und so findet man hier die ersten Keime, die nachher in den Literaturbriefen und in Lessings und Mendelssohns Schriften in einer weit vollkommnern Gestalt als reife Früchte sich zeigen. Von der Art sind die Untersuchungen über den Schmerz, über Perfectibilität, über das Burleske, über Bewunderung, die in einer Reihe von Briefen der Herren Lessing, Mendelssohn und Nicolai durchgeführten Betrachtungen über den Zweck und das Wesen des Trauerspiels. Ueber damals erschienene Werke des Geistes und des Geschmacks findet man hie und da merkwürdige Urtheile, wovon aber freylich einige den zum Theil noch lebenden Verfassern jener Schriften wehe thun dürften!

Merkwürdig sind einige zwischen Mendelssohn und Lessing gewechselte Briefe über die Aehnlichkeit der Leibnitzischen vorherbestimmten Harmonie mit Spinoza's System. Wenn Hr. Pr. *Heydenreich* glaubte, Mendelssohn habe diese Entdeckung aus *Joh. Lange* entlehnt; und von Wolf sagt: er habe sehr bündig erwiesen, dass man eher aus Feuer Wasser, als aus Spinoza Leibnitzens Harmonie herleiten könne; so hat gegen ihn schon *Jacobi* üb. d. Lehre des Spinoza S. 381 ff. (neue Ausg.) einige Aehnlichkeit zwischen dieser Leibnitzischen Hypothese und Spinoza's Grundsätzen dargethan. Dass aber Mendelssohn die Beweise für seine Meynung auf Stellen in Spinoza's Werken selbst gründete, beweisen diese Briefe, deren Hauptinhalt wir darlegen wollen. Lessing setzte dem Mendelssohnischen Winke über die Aehnlichkeit beider Systeme entgegen (S. 293): Leibnitz wolle durch seine Harmonie das Räthsel der Vereinigung zweyer so verschiedner Wesen, als Leib und Seele sind, auflösen, Spinoza hingegen sehe nichts verschiednes, also keine Vereinigung, kein Räthsel, das aufzulösen wäre. Darauf antwortet Mendelss. S. 301 ff. „Nach Sp. sind L. und S. verschiedne Modificationen einer Substanz. *Ausdehnung* und *Denken* sind zwey verschiedne Attribute derselben, deren jedes für sich muss begriffen werden können, ohne den Begriff eines andern *Attributs* zu involviren. Daraus folgt, dass sich keine

keine Bewegung durch das Denken, und wiederum kein Denken durch die Bewegung begreifen lasse, sondern die Begriffe folgen aus Begriffen, und die Bewegungen aus Bewegungen, doch so, dass sie *harmoniren*.“ In diesen Briefen, die im J. 1763 geschrieben sind, sieht man noch keine Spur, dass Lessing schon dem Spinozismus oder Pantheismus ergeben gewesen, welchem System er sich freylich, nach Jacobi, erst in den letzten Tagen seines Lebens ganz hingegeben haben soll, ohne seine jüngsten Ueberzeugungen seinem Freund Mendelssohn zu offenbaren. Indess, mit einem Theile des Spinozischen Systems war Lessing schon früher bekannt; — dies beweist sein Briefwechsel — und es bedurfte nur gewisser Umstände, die es ihm unter die Ansichten brachte, wodurch es ihm das einzig sichre und überzeugende System wurde!

Ein paar Briefe über die *Wolfenbüttelschen Fragmente* verdienen besonders bemerkt zu werden. Der Herausgeber erzählt in einer Anm. von den zum Theil bekannten Schicksalen derselben folgendes. Lessing wollte sie anfangs in Berlin drucken lassen; allein die theologische Censur wollte den Druck, zwar nicht verhindern noch unterdrücken, aber auch ihr *Vidi* nicht darunter setzen. Lessing gab darauf *Bruchstücke* von der Handschrift heraus, erhielt aber bey dem sich durch dieselben erhebenden Streit vom Braunschweigischen Ministerium Befehl, nichts mehr davon herauszugeben; auch musste er demselben das ganze Ms. ausliefern. Lessings Bruder foderte es als ein Stück von Lessings Nachlass zurück, erhielt aber vom Hn. Geh. Rath *v. Praun* abschlägige Antwort. Es ist merkwürdig, dass Mendelssohn über diese gegen die Offenbarung gerichteten Schriften weit vorsichtiger, behutsamer und unpartheyischer urtheilt, als der aufbrausende und durch Pfaffenwahn erbitterte Lessing. Es ist unverbesserlich, was jener darüber S. 319 unter andern sagt: „Der Vf. der Fragmente ist eben so sehr wider gewisse Charaktere eingenommen, als andre für dieselben. Er leitet alles aus bösen, grausamen, menschenfeindlichen Absichten her. — Wenn alles menschlich zugegangen seyn soll, so müssen wir auch den Menschen nehmen, wie er in jenen Zeiten, nach den damals so sehr eingeschränkten Einsichten vom Völkerrecht, allgemeiner Gerechtigkeit und Liebe zu dem menschlichen Geschlecht, hat seyn können! — Wir sollten uns der Neigung nicht überlassen, gewisse Dinge zu sehr herunter zu setzen, weil sie andre zu sehr erhoben haben; denn dadurch bringen wir nur die Schalen in ein beständiges Schwanken, und niemals ins Gleichgewicht.“ *Lessing* dagegen billigt weit mehr das Verfahren des Fragmentisten S. 325 f., obgleich vorzüglich nur, insofern uns die Patriarchen und Propheten als höchste Tugendmuster, und ihre Geschichte, als in Absicht auf eine gewisse göttliche Oekonomie aufgezeichnet, aufgedrungen werden.

Von einer andern Seite sind diejenigen Züge in diesen Briefen anziehend und lehrreich, welche uns mit den Briefstellern als *Menschen*, mit ihren Empfindungen, Verhältnissen, Schicksalen, bekannt machen. Mendelssohn erblicken wir als den Weisen, der die Metaphysik mit der Philosophie der Grazien vereint, der, bey einer sehr eingezognen Lebensart, doch der geselligen Freundschaft einiger weniger Edlen Opfer bringt, der mit Kränklichkeit zu kämpfen hat, und sich über seine Pflichtgeschäfte als Buchhalter beklagt. „Die lästigen Geschäfte, sagt er S. 297, drücken mich zu Boden, und verzehren die Kräfte meiner besten Jahre. Wie ein Lastthier schleiche ich mit beschwertem Rücken meine Lebenszeit hindurch, und zum Unglück sagt mir die Eigenliebe oft ins Ohr, dass mich die Natur vielleicht zum Paradepferd geschaffen hat.“ *Lessing* dagegen erscheint überall als der gerade, freymüthige, jovialische, aber auch oft von übler Laune und Hypochondrie gequälte, Mann, unruhig, veränderlich, und selten, oder doch sehr unterbrochen, mit seinem Geschick und seiner Lage zufrieden. In gewissen Anwandlungen von übler Laune oder in besondern Seelenstimmungen liest man auch wohl Urtheile von ihm, die gewiss nicht bey ihm herrschend und dauerhaft waren. So schreibt er an M. S. 245: „Den schönen Wissenschaften sollte nur ein Theil unserer Jugend gehören; wir haben uns in wichtigern Dingen zu üben, ehe wir sterben. Ein Alter, der seine ganze Lebenszeit nichts, als gereimt, und ein Alter, der seine ganze Lebenszeit nichts gethan, als dass er seinen Athem in ein Holz mit Löchern gelassen; von solchen Alten zweifle ich sehr, ob sie ihre Bestimmung erreicht haben.“ *Reimen*, und mit den schönen Wissenschaften oder mit der Dichtkunst sich beschäftigen, kann ein Lessing unmöglich anders als in einem Moment des Unmuths und des Verdrusses, der uns bisweilen auch bey unsern Lieblingsbeschäftigungen überfällt, mit einander verwechselt haben. Eben so einseitig oder in einem verstimmten Zustande des Gemüths sagt dieser geschmackvolle und philosophische Alterthumsforscher (S. 311.) „Ich schätze das Studium der Alterthümer gerade so viel, als es werth ist: ein Steckenpferd mehr, sich die Reise des Lebens zu verkürzen. Mit allen zu unserer wahren Besserung wesentlichen Studien ist man so bald fertig, dass einem Zeit und Weile lang wird.“ Eine sehr rührende Stelle, in welcher wir erblicken, was bisweilen in dem Geist eines Mannes vorging, der sein Leben der Untersuchung der verborgenen Wahrheit gewidmet hatte, und oft den Satz bestätigte, dass Zuwachs an Kenntniss Zuwachs an Schmerz ist, wird man hier gern wiederholt lesen, und vielleicht durch Selbsterfahrung bestätigen können. „Wenn man lange nicht denkt, sagt Lessing S. 324 f., so kann man am Ende nicht mehr denken. Ist es aber auch wohl gut, Wahrheit zu denken, sich ernstlich mit Wahrheit zu beschäftigen, in deren beständigem Widerspruche wir nun schon einmal leben, und zu unsrer Ruhe beständig fortleben müssen? Und von dergleichen Wahrheiten sehe ich in dem Engländer (*Ferguson*) schon manche von weitem. Wie auch solche, die ich längst für keine Wahrheiten mehr gehalten. *Doch, ich besorge es nicht erst seit gestern, dass, indem ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wieder holen müssen.* Dass ich es zum Theil nicht schon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen

Unrath

Unrath wieder in das Haus zu schleppen. Es ist unendlich schwer, zu wissen, wenn und wo man bleiben soll, und Tausenden für Einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden"!

Der erste Abschnitt des zweyten Theils enthält den Briefwechsel Lessings mit *Reiske* und *Schmid* vom J. 1769—80. Literärische Bedürfnisse brachten *Reisken* zu Lessing, die Bekanntschaft gieng durch beider Eifer für die Literatur, insonderheit die griechische, durch wechselseitige Dienstleistungen und durch manche Homogeneitäten in beider Charakter in Freundschaft über. Der zu bängliche Complimentirton und die Steifheit in Reiskens Briefstil sticht stark gegen Lessings klassische Briefe ab, obgleich Lessing der Reiskischen Verdeutschung des Demosthenes in Absicht auf seinen deutschen Ausdruck alle Gerechtigkeit widerfahren läfst. Die Hauptgegenstände seines Briefwechsels mit Lessing sind die alte Literatur; viele betreffen die Reiskische Ausgabe der griechischen Redner, für welche sich Lessing mit Rath und That verwendete. Auch des sel. Reiske verehrungswürdige Gattin erscheint in diesen Briefen, wie man sie schon kennt, als thätige Gehülfin der gelehrten Arbeiten ihres Mannes und als Kennerin der alten Literatur. Weit interessanter waren für uns die Briefe des nun vollendeten Conf. Rth. *Schmid* in Braunschweig, der mit Lessing in einer sehr genauen Vereinigung des Geistes und Herzens lebte, dessen Briefwechsel mit Lessing aber freylich mehr in einer Menge kleiner Blätter und Billets, welche die altdeutsche, vorzüglich die Literatur des Mittelalters, zum vornehmsten Gegenstand haben, besteht, als in ausführlichen Erörterungen und wechselseitigen Geistes- und Herzensergiefsungen, welche diese so nahe bey einander lebenden Männer wohl auf ihre persönlichen Zusammenkünfte verspärten. Den Charakter, den der aufgeklärte und liebenswürdige Schmid in seinem ganzen Leben behauptete, verleugnet er in diesen Briefen nicht. Allenthalben erkennt man den gelehrten und mit historischen Untersuchungen vertrauten, den behutsamen, gutmüthigen, jovialischen, sanften Mann. Dieser Geist, der in allen seinen Briefen und Brieflein ausgegossen ist, empfiehlt sie dem Leser; der Inhalt derselben mag ihm noch so fremd oder uninteressant seyn. Der Charakter der Furchtsamkeit in Aeufserung seiner hellern, mit Lessing einstimmigen, Grundsätze, der seinem ganzen Wesen eingeprägt war, zeigt sich in verschiednen seiner Warnungen an Lessing. So bewundert er S. 169 f. Lessings *Duplik*, mag aber nicht an dessen Stelle seyn, weil ihm gewisse Herren übel mitspielen möchten. „Sie müssen, setzt er hinzu, es nicht besorgen, *sonst säsen Sie längst mit mir in einem Mauseloche; und verzehrten Ihre Käserinde in aller Stille.*" Desgleichen S. 172: „Halten Sie sich nur die theologische Reichsarmee, die sich von allen Seiten gegen Sie zusammenzieht, vom Leibe, oder, wenn Sie Unrath merken, dafs das Ding zu arg werden will, so nehmen Sie bey Zeiten das Reisaus, *wie ich längst gethan hätte.*" Wir sind dem Herausgeber für die Bekanntmachung *dieser* Briefe um so mehr verbunden, je sparsamer der bescheidne, zu wenig bekannt gewordne, aber von seinen Freunden innigst geschätzte, Urheber derselben, das Publicum mit Producten *seines* Geistes beschenkt hat!

Im zweyten Abschnitt befinden sich die zwischen Lessing und Hn. Hofr. *Ebert* in Braunschweig gewechselten Briefe vom J. 1768—80. Sie drehen sich grossentheils um den Antrag herum, den Lessing erhielt, nach Wolfenbüttel als Bibliothecar zu kommen, und enthalten die deswegen mit Lessing vom damaligen Erbprinzen von Braunschweig gepflognen Unterhandlungen, dessen Geschäftsträger Ebert war, der Lessings Sache als die Sache eines mit Enthusiasmus geliebten Freundes mit doppeltem Eifer betrieb. Durchaus erscheint Ebert, welches seinem Herzen Ehre bringt, als der wärmste, theilnehmendste Freund Lessings, der sich, bey so mancher Verschiedenheit der Grundsätze, in den Ausdrücken schmelzender Gefühle und einer begeisterten Gemüthsstimmung, von seinem Freunde vernehmen läfst. Man lese nur den Brief, worinn Ebert die ausserordentliche Erschütterung mit lebendigen Farben schildert, welche die erste Aufführung von *Emilia Galotti* in Braunschweig in seinem Geist und Körper hervorgebracht hat S. 251—54!

Der *freundschaftliche* Briefwechsel zwischen Lessing und einer verwittweten Madame *König* in Hamburg, welche nachmals Lessings Gattin wurde, begreift einen Zeitraum von 4 Jahren, vom J. 1772—76. Diese seine Freundin war eine verständige, thätige, rechtschaffne Frau; sie drückt sich ganz gut in ihren Briefen aus, schmiegt sich an Lessing an, und weiss sich in seine Launen zu schicken; sie ist eine zärtliche Mutter und treue Freundin. Diefs und nicht mehr scheint Lessing von seiner Gesellschafterin und Ehegenossin gewünscht zu haben, er, der im geselligen Umgang sich abzuspannen suchte, und, ohne grosse Ansprüche zu machen, in der Gesellschaft mit muntern, aufgeweckten Personen Erhohlung und Vergnügen fand. Man würde es dem Herausgeber sehr gern verziehen haben, wenn er, minder freygebig, einen Theil dieses Briefwechsels beschnitten hätte. Die Erzählungen von Familienangelegenheiten, von den Fabriken der Mad. *König*, die beynahe wöchentlichen Nachrichten über die Zahlenlotterien, in welche sie gemeinschaftlich zu setzen pflegten, über Gewinnst und Verlust, können das Publicum keinesweges interessiren.

WITTENBERG, b. Kühne: *Der Zuschauer an der Elbe*, von D. *K. H. v. Römer*, Heft 1, März, April; Heft 2, May, Junii, 1790. 8. 256 S.

Das wäre denn wieder einmal eine Wochenschrift, eine Gattung die von unsern Monatsschriften fast verdrängt worden war, und doch auch manches eigenthümliche Gute haben kann, besonders wenn sie auf einen bestimmten, nicht zu weiten, Wirkungskreis berechnet wird. Indessen ist diese nicht, wie die meisten ehemaligen, moralischen, sondern politischen Inhalts. Und ob der Hr. Vf. gleich die merkwürdigsten neuen Vorfälle in allen Ländern und Staaten erzählen zu wollen scheint, so ist es ihm doch wohl weniger um chronikenmäfsige Vollständigkeit, als um Entwickelung, und Beurtheilung dessen, was er erzählt, zu thun. Hierin und durch die wöchentliche Ablieferung unterscheidet sich sein Blatt vom Hambur-

burger Polit. Journale; wozu noch kommt, dass der Hr. Vf. gänzlich von der unerträglichen Selbstgefälligkeit entfernt ist, welche das Polit. Journal, so mancher anderer Gebrechen hier nicht zu gedenken, jedem Leser von Geschmack ekelhaft macht. Er erzählt kurz und deutlich, seine Vermuthungen sind meistens wahrscheinlich, seine Entwickelungen behutsam, seine Urtheile bescheiden. Nur die Schreibart ist nicht richtig genug, und zuweilen zu platt. Hier und da zeigt sich auch zu viel Aengstlichkeit, und der Grad von theologischer und politischer Denk- und Censurfreyheit, welcher in dem Lande herrscht, wo er lebt. Dies sieht man besonders bey seinem Eingange zur Darstellung der Belgischen Unruhen S. 23, bey seiner Erzählung der Lütticher Executionssache S. 49, und sonst. Auch er seufzt da und an andern Orten über die arme Aufklärung, und sagt: Die Menschen wären in der Religion zu überklug geworden, (was doch warlich Belgiens Fall nicht ist); *daher* ihr Widerwille gegen alle bürgerliche Oberherrschaft. Den Lüttichern schreibt er vor, sie sollten ihre Beschwerden, die er, trotz dem Hn. v. Dohm, *vorgeblich* nennt, auf dem Wege Rechtens suchen.

Zuweilen giebt der Hr. Vf. auch Anekdoten. Wozu die vom Schäfer, der den Bauern den Klee in den Brachfeldern abhütet, und darüber vom Landesfürsten mit hoher Strafe bedrohet wird, da er doch die Hutung der Brachfelder mit im Pacht hat, dienen soll, ist nicht wohl abzusehen; denn es war doch immer ungerecht vom Landesherrn, den Kleebau auf des Pachters Kosten zu begünstigen?

Solcher kleinen Mängel unangeachtet kann dieses Wochenblatt in Verbindung mit einer guten politischen Zeitung für einen grossen Theil des Publikums in dieser Art von Leserey völlig hinlänglich seyn.

Regensburg, b. Montag: *Isaak Alexander*, Rabbiners zu Regensburg, *kleine Schriften*. 1789. 168 S. 8. (12 gr.)

Diese Schriften sind ein redender Beweis, dass die Aufklärung, die Mendelssohn zu bewirken suchte, sich immer mehr bey seiner Nation verbreitet. Zwar leuchtet aus diesen Abhandlungen nicht so viel philosophischer Scharfsinn hervor, als aus den Mendelssohnischen; aber der Vf. wollte auch, wie es scheint, nicht sowohl tiefe philosophische Untersuchungen anstellen, als vielmehr seinen Landsleuten Begriffe von nützlichen Gegenständen in einem rednerischen Vortrage mittheilen. Daher drückt er sich z. B. über die *Freyheit* des Menschen, von welcher die erste Abhandlung handelt, also aus: *Die Freyheit ist die Königin unter den Kräften und Vermögen des Geistes. — Sie führt das Scepter über Verstand und Vernunft und setzt dem Willen Grenzen. — Die wahre Freyheit des Geistes ist eine aus freyer Entschliessung bestimmte Wahl des Guten.* Der Vf. folgt auch der, bey den Juden immer gewöhnlichen, Methode, alles aus dem alten Testamente zu erläutern, welches an sich betrachtet, sehr zu billigen ist. Auch für uns würden diese Abhandlungen unterhaltend seyn, wenn Hr. A. nicht noch zu sehr der Auslegungskunst der alten Rabbinen folgte. Z. B. S. 21. 28. 155. Daher kommen auch noch solche Behauptungen vor: *Die ganze Sprache ist ein Abdruck von den wesentlichsten Eigenschaften der Dinge, und mit Recht heisst sie die heilige.* Deswegen wird man sich auch nicht wundern, dass er Hn. *Michaelis* mosaisches Recht zu widerlegen sucht. S. 136. f. In der zweyten Abhandlung, welche überschrieben ist: *Wahrheiten zur göttlichen Weisheit* sucht Hr. A. vorzüglich den Vorzug der Offenbahrung vor der Vernunft darzuthun. Die dritte enthält *Anmerkungen über die erste Geschichte der Menschheit nach dem Zeugniss Mosis.* Die Schreibart ist blühend und gewählt. Nur selten werden ganz verschiedene Tropen zusammengestellt, z. B. S. 34. Eben so selten kommen, ungewöhnliche Redensarten vor, z. B. S. 32. keinesweges ist der Schöpfer *daran* die Ursache. Auch stösst man nicht sogar oft auf grammaticalische Unrichtigkeiten, wie S. 24. gleich einem *Tyrann.* Kurz, diese Abhandlungen werden bey Juden viel Nutzen stiften. Und die allegorische Erzählung S. 59—72. wird jeder Leser unterhaltend finden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Danzig.* Im Namen des dasigen geistlichen Stadtministerii ist bey der Amtsjubelfeyer des Hn. D. *Hellers* eine Glückwünschungsschrift auf 12 S. in 4. gedruckt worden, in welcher *de antiquorum studio promovendae et stabiliendae Unitatis adspectabilis Ecclesiae* gehandelt wird. Es sind einige zwar bekannte, aber richtige Bemerkungen über diese Materie in dieser kleinen Schrift enthalten.

Pädagogik. *Riga: Ueber Spiel, Tanz und Theater, in Beziehung auf die erwachsnere Jugend.* Erster Abschnitt. Bey der Einladung zum Dimissionsactus — — von *K. G. Sonntag*, des Lyceums Rector. — 1790. 22 S. in 4. Der Hr. Vf. beweiset, dass Karten- und Würfelspiele dem Jüngling schädlich sind, und dass alle zu deren Vertheidigung vorgebrachten Gründe nicht Stich halten. Tanz und Theater wird er künftig in einer ähnlichen Schrift beleuchten. —

Geschichte. *Prag,* b. Walenta: *Regentenabsicht und Völkerglück in einer rührenden Geschichte aus dem gegenwärtigen Zeitalter.* 1791. 66 S. 8. (4 gr.) Wer sollte unter diesem Titel wohl das vermuthen, was man im Büchlein selbst findet? — Eine Biographie Kaiser Josephs II! Aber freylich ist es auch eine Biographie, wie Preis, Titel, Löschpapier, und Umfang es vermuthen lassen. Ein elender Zeitungs-Auszug, ohne Saft und Kraft, hier und da mit Reflexionen verwebt, die sentimentalisch klingen sollen, und so fade als möglich sind. — Alle Reisen des Kaisers z. B. vor dem Tode seiner Mutter fasst er in die einzige Zeile zusammen. „1777. reisste Joseph nach Frankreich unter „dem Namen eines Grafen von Falkenstein." — Alles ist blosses Lob ohne Untersuchung. Gegen das Ende von Josephs Leben ist der Vf. noch am weitläufigsten; weil ihm — natürlicher weise die letzten Wiener und Prager Zeitungen noch am besten im Gedächtniss schwebten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags den 3 März 1791.

PHILOLOGIE.

GÖTTINGEN, b. Barmeyer: *Anweisung zur englischen Aussprache*, von *K. Fr. Chr. Wagner*, Doctor der Philosophie. 1789. S. 60 8. (4 gr.)

Etwas vollständiges, oder auch nur vorzügliches muss man hier nicht finden wollen. Der Vf. erinnert selbst in der Vorrede, dass er diese Tabellen nur zu seiner eignen Uebung und Anweisung aufgesetzt habe. Wenn wir sie mit andern, bereits existirenden vergleichen, so finden wir freylich nicht, dass ihrem Vf. viel eignes übrig bleibt, nicht einmal das Verdienst der deutlichen Auseinandersetzung und des leichten Vortrags der Regeln. Dass er zu schnell gearbeitet, beweisen häufige Nachläsigkeiten, die zwar hernach zum Theil für Druckfehler ausgegeben werden, und vorzüglich die Nachlese — von 10 Seiten zu einem Text von 40! Als neu, wenigstens als auffallend bewerken wir, dass der Vf den Buchstaben W bald zu den Konsonanten, bald zu den Vocalen zählt; letzteres zu Ende der Wörter, wenn er nicht ausgesprochen wird. Z. B. in bow, law, new. (Auf diese Weise könnte h auch für einen Selbstlauter gelten. Er hätte sagen können: w (doppelt u) besteht eigentlich aus u und v; und in den Wörtern, die auf w ausgehen, wird bisweilen nur der Vocal u ausgesprochen). Als Ausnahmen führt er oft Wörter an, wie sie im gemeinen Leben ausgesprochen werden. Ueberhaupt sollte, bey einer Anweisung zur englischen Aussprache, sorgfältig auf die doppelte, *vollständige* und *abgekürzte* Aussprache Rücksicht genommen werden, weil wohl keine Nation verschiedener ausspricht, als die englische. Daher weiss sich der Vf. bey den verschiedenen Aussprachen von *creature*, *of*, *either* und *neither* und vieler andern, nicht zu helfen. Doch am auffallendsten ist wohl das, was er über die Aussprache des Artikels the schreibt. Er nennt ihn, „den geglaubten (?) Stein des Anstosses in der englischen Sprache, obgleich d (?) und „g (?) ohnweit mehr Aufmerksamkeit erfodert." — Ein beygefügter *Anfang* von Regeln für den Accent aus *Johnson* und *Sheridan* gezogen, enthält das allgemeinste über diese Materie, nur dass es hier, wie in der ganzen Anweisung, gut für den Anfänger gewesen wäre, neben den englischen (schwerern) Wörtern die deutsche Uebersetzung zu finden, welches eben keinen Raum genommen haben, und dem Gedächtniss sehr zu Statten gekommen seyn würde. Nützlich kann dieses Werkchen für den Anfänger, als Repertorium für die Aussprache seyn; es ist aber bey weitem nicht das, was es bey den vielen vorhandenen Hülfsquellen zur englischen Sprachkunde, hätte werden können.

LITERÄRGESCHICHTE.

BRIXEN, b. Weger: *Verzeichniss typographischer Denkmäler aus dem funfzehenten Jahrhundert*, welche sich in der Bibliothek des regulirten Korherrenstiftes des heil. Augustin *zu Neustift in Tyrol* befinden. 1789. 269. S. 5½ Bl. Reg. mit 6. Kupfertaf. 4.

Ebendaselbst: *Verzeichniss einiger Büchermerkwürdigkeiten* aus dem sechzehenten und siebenzehenten Jahrhunderten, welche sich — zu *Neustift in Tyrol* befinden. 1790. 282. S. 3. Bl. Reg. mit 6. Kupfertaf. 4.

Dass man seit einiger Zeit auch in dem katholischen Deutschland, besonders in den Klöstern, angefangen hat, den rühmlichen Vorschritten der Protestanten, auch in Rücksicht der ehehin nur gar zu sehr vernachläsigten Literatur nachzufolgen, indem verschiedene würdige Männer, die unter ihrer Aufsicht stehenden, bisher fast völlig vergessenem Schätze, für sich, und auch für andere durch die dem Publikum vor Augen gelegten Verzeichnisse derselben, gemeinnütziger zu machen gesucht haben, verdient gewiss allen Beyfall. Und diesen kann sich auch der Vf. des gegenwärtigen doppelten Verzeichnisses, Hr. *Franz Grass*, regulirter Chorherr und Bibliothekar zu Neustift in Tyrol, sicher versprechen. Es war zwar schon ein solches Verzeichniss, was 1777 (nicht 1779 wie es in der Vorr. heisst) unter dem seltsamen Titel: *Raritas librorum in bibliotheca Novacellensi delitescentium luci publicae proposita* zu *Brixen* in 8. heraus kam, vorhanden. Allein, ungerechnet, dass dasselbe nur die blossen Titel der Bücher anzeigte, nicht ganz zuverlässig, auch nicht vollständig war, hatten sich auch die Exemplare davon völlig vergriffen. Der Entschluss war also sehr lobenswürdig, dieses Verzeichniss, bey einer wiederholten Ausgabe, noch brauchbarer zu machen. Das erste, welches die Bücher aus dem 15ten Jahrhundert enthält, hat zwey Abschnitte. In dem ersten sind diejenigen Bücher, die eine Anzeige des Druckjahrs haben, bis 1499 nach chronologischer Ordnung angezeigt worden. Der Zweyte enthält diejenigen, die ohne Bemerkung des Jahrs erschienen sind. Im ersten Abschnitt sind die Schlussanzeigen genau angegeben, auch das nöthigste, in Ansehung der Typen, des Papiers, der Bogenzahl u. d. beygebracht worden. Die beygefügten literarischen Anmerkungen würden vielleicht etwas reichhaltiger

haltiger geworden seyn, wenn der Hr. Vf. mehrere und bessere Quellen hätte benutzen können, — woran er aber ganz unschuldig ist. Um die, in dem zweyten Abschnitt stehende Bücher hat sich Hr. *G.* ein besonderes Verdienst dadurch erworben, dass er bey den meisten den Drucker und Druckort entdeckte, wozu ihm die Schrifftproben, die er aus solchen Büchern, die eine Anzeige des jedesmaligen Druckers haben, genau copirte, die nützlichsten Dienste leisteten. Diese Schriftproben hat er selbst in Kupfer gestochen, und solche auf 6 Tafeln seinem Wercke beygefügt. Rec. hat die meisten derselben mit den Originalen verglichen, und sie fast insgesammt richtig, folglich sehr brauchbar, befunden. Nur macht das Aufsuchen der Drucker, denen diese Typen eigen waren, in dem Werke selbst, einige Mühe. Was die Sammlung selbst betrift, so harmonirt sie so ziemlich, mit andern Klosterbibliotheken, so wie auch der, in den damaligen Zeiten, in Klöstern herschende Geschmack meistens harmonisch war. Doch zeichnet sich dieselbe durch einige schätzbare Ausgaben der Classicker aus, wenn sie gleich keine Editiones principes aufzuweisen hat. Den Beschluss macht ein doppeltes brauchbares Register über die Namen der Drucker und Verfasser. Wir setzen noch einige Bemerkungen hinzu, die wir bey Durchlesung des ersten Verzeichnisses zu machen Gelegenheit hatten. Mit den Constitut Clement Mogont. 1460. Fol. wird der Anfang gemacht. Dieses ist also das älteste Buch, dass diese Bibliothek besitzet. S. 3 wird *Heinrich Rummel* noch immer zu einem — und wohl gar zum ältesten Nürnbergischen Drucker gemacht. Das angezeigte Buch kam aus *Sensenschmids* und *Kefers* Presse. Die 5. 4. vorkommende Ausgabe von des Duranti Speculo iudic. ist die zweyte. *Ulrich Han* druckte 1473 zu Rom die erste. S. 16. kommt ein Bartholomeus Ebur als Drucker zu *Cremona* von 1473. vor. Hier hat sich der Hr. V. von Hn. Braun, der in seiner Notitia P. I. p. 153. ein zu *Cremona per Barthol. Ebur* 1478. gedrucktes Buch beschreibet, irre führen lassen. Im Jahr 1473. war wohl noch keine Druckerey in *Cremona*; der *Barthol. Ebur* aber, hat seine Entstehung, dem übel verstandenen, in dem am Schluss des recensirten Buchs stehenden Hexastichon vorkommenden *Phidiacum hinc superat Bartholomeus ebur* zu danken. *Juvenals* 82 Satire v. 103 mag den Aufschluss geben. S. 17. *Catonis Ethica* u. S. 18. *Summa Pisanella*, sind Augspurger Drucke, iene von „*Anton Sorg*, und diese von *Günther Zainer*. S. 64. wird der *Veroneser* Original Ausgabe von *Rob. Vacturii libb. de re milit.* gedacht und gesagt, Johann, ein Sohn des Nicolaus eines *Chirurgus* habe sie gedrucket. Im Original heisst es: *Johannes ex Verona oriundus Nicolai cyrugie (sic) medici filius* u. s. w. Der S. 86. angeführte *Herbarius Patauie impressus Anno LXXXXV.* ist bisher immer für ein italiänisches Product gehalten worden. Rec. aber vermuthet nicht ohne Grund, dass diese, so, wie die folgende Ausgabe von 1486. zu *Passau* von *Johann Alcraw* und *Benedict Mair* gedruckt worden sind. Das S. 113. angeführte Exemplar von der *Versehung* u. s. w. ist sicher defect, und fehlt demselben das letzte Blatt, wo *Nürnberg* als der Druckort angegeben worden ist, wo dieses Buch auch 1483. vermuthlich von *Georg Stuchs* gedruckt wurde. Wir bemerken dieses, um zu verhüten, dass nicht zwo Ausgaben von einem Jahre angenommen werden. Von der 1491 zu *Sevilla* gedruckt seyn sollenden *lateinischen Bibel*, deren der Vf. S. 141. gedenckt; und die man bloss aus *Weislingers armamentar.* kennt, wünschte Rec. sichere Nachrichten zu erhalten. Bis dahin zweifelt er an der Existenz derselben, und glaubt, dass ein Ungeweihter den unter dem Titel *El tostado sobre sant matheo* vorhandenen und zu *Sevilla* 1491 gedruckten lateinischen, Commentar über den Mathäus, in zween dicken Bänden, für eine lateinische Bibel angesehen habe. Die unter den Büchern ohne Anzeige des Jahrs S. 213. angeführte Biblia c. glossa ordin. Voll. IV. fol. m. wird dem *Anton Koburger* in *Nürnberg*, ohne allen Grund zugeschrieben. Rec. glaubt auf einer bessern Spur zu seyn, wovon er bey einer andern Gelegenheit Nachricht geben wird. Die S. 216. angezeigte ganz griechische Ausgabe von *Chrysol. erotemat.* ohne Jahr, ist äusserst selten, und vermuthlich entweder 1480 zu *Mayland*, oder etwas später zu *Florenz* gedruckt worden. Die erste Ausgabe der lateinischen Uebersetzung des *Rimicius* von *Aesops* Leben und Fabeln S. 225 ist nicht erst 1476. sondern schon 1474 zu *Mayland* erschienen. Freylich eine bisher in Deutschland ganz unbekannt gebliebene Seltenheit, die Rec. eben vor sich hat, und die er fast zu gleicher Zeit in dem sehr schätzbaren Catalogo Biblioth. Nic. Rossii. Romae 1786 antraf. Doch Rec. muss hier abbrechen, um noch des zweyten, oben angezeigten Verzeichnisses gedenken zu können. Was dasselbe enthält, ist aus dem Titel zu ersehen. Die mit gleichem Fleiss beschriebenen meistens merkwürdigen Bücher folgen in alphabetischer Ordnung auf einander. Von vorzüglichem Werthe ist die erste Ausgabe der *Peinl. Halsger. Ordn. Maynz bey Jac. Schöffer* in *Hornung* 1533. Fol. ingleichen die erste Ausgabe von *Rixners Thurnierbuch von* 1530 Fol. Der Hr. Vf. hat diesem Verzeichn. abermals verschiedene Schriftarten älterer Drucker, auf 6. Tafeln, von seiner eigenen Kunst beygefügt. Diese sind durch die in der Vorrede angezeigten Namen der Drucker, noch brauchbarer gemacht worden, als die ersten. Den Beschluss macht ein Register der Drucker.

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath u. Kussler: *Neue Beyträge zur Literatur* besonders des sechszehnten Jahrhunderts — von *Georg Theodor Strobel*, Pastor zu Wöhrd. Ersten Bandes 1. und 2. Stück 1790. 190. 191 S. 8.

Freunden der Literatur, und besonders der Reformationsgeschichte, muss es ein wahres Vergnügen seyn, dass Hr. P. *Strobel* — — ein Mann, der mit den besten Quellen so ganz vertraut ist — — auch in diesen *neuen Beyträgen* fortfährt, sie, wie er es bisher, vorzüglich in seinen schätzbaren *Miscellaneen* und *Beyträgen zur Literatur* zu thun gewohnt war, durch die Mannichfal-

Mannichfaltigkeit der darinn enthaltenen Gegenstän de auf die angenehmste und nützlichste Art zu unterhalten. Eine kurze Anzeige der in den beiden vor uns liegenden Stücken enthaltenen Artikel, wird diese unsere Aeusserung, aber auch den Wunsch einer langen, ununterbrochenen Fortsetzung, rechtfertigen können. *Das 1. St. des 1. Bandes* enthält 1. *Nachricht von Michael Stiefels Leben* und *Schriften*. Das, was wir bisher von diesem, in seiner Art allerdings merkwürdigen Manne wussten, war so unbefriedigend, dass Hr. S. dadurch, dass er die hin und wieder von ihm befindlichen Nachrichten, in ein Ganzes gebracht hat, ein sehr verdienstliches Werk gethan. Das meiste ist aus seinen, grösstentheils sehr seltenen Schriften und andern guten Quellen genommen worden. *Stiefel* wurde 1487. zu *Esslingen* gebohren, und trat frühzeitig in den Augustiner Orden. Er wurde aber bald Luthers Freund und dann einer von den ersten Reformatoren in Schwaben. Durch eine zur Vertheidigung Luthers und seiner Lehre herausgegebene Schrift bekam er mit dem berufenen *Thomas Murner* Händel; aber er musste auch, um leicht vorauszusehenden Verfolgungen auszuweichen, sein Kloster verlassen. Er fand seine Versorgung bey dem bekannten *Hartmuth* von *Cronberg*, dessen Prediger er wurde, musste aber, nach dem die *Sickingische* Fehde einen so widrigen Ausgang genommen hatte, *Cronberg* wieder verlassen. Hierauf gieng er nach Wittenberg, wo ihm *Luther* Kost und Aufenthalt gab. Bald hernach wurde er Hofprediger zu Mansfeld. Aber auch hier war sein Aufenthalt von kurzer Dauer, er kam wieder zu Luthern, der dann fur seine weitere Beförderung sorgte. Er bekleidete nach und nach verschiedene Predigerstellen in *Oestreich*, *Sachsen* und *Preussen* und starb endlich, wie Hr. Str. vermuthet, als Professor der Arithmetik in *Jena* 1567. in 80ten Jahr seines Alters. Ein unglücklicher Einfall, den jüngsten Tag auszurechnen, den er auf den 3 Oct. 1533. Morgens um 8 Uhr festsetzte, wo er ihn auch mit seinen tollgemachten Bauern, die vorher alles das Ihrige verschenkt hatten, feyerlich, aber freylich vergeblich, erwartete, hat seinen Namen auch unter den Schwärmern verewigt. 2 *Protocoll eines wegen des Osiandrismi zu Nürnberg gehaltenen Gesprächs von J.* 1554. Eigentlich waren es *Leonhard Culmann*, Pred. bey S. Sebald u. *Joh. Fabrizius* bey S. Lor. über die bey diesem Congress (denn ein Religionsgespräch war es wohl nicht) auf Antrieb ihrer sie verketzernden Amtsbrüder, eine obrigkeitliche scharfe Lauge ausgegossen werden sollte, die aber die gewünschte Wirkung nicht that, man müsste dann die Absicht gehabt haben, den ketzerischen *Culmann* um Amt und Brod zu bringen, welche auch glücklich erreicht wurde. 3. *Wittenbergischer Lectionscatalogus vom Jahr* 1561. Vermuthlich die älteste bisher bekannt gewordene Anzeige akademischer Vorlesungen die freylich mit denen, die wir jetzt zu lesen bekommen, sehr contrastiret. 4. *Verzeichniss einiger Schriften, woran Melanchthon Antheil hatte.* Ein solches Verzeichniss konnte wohl nur Hr. *S.*— der Vertraute Melanchthons — liefern. Erwägt man dasjenige, was der bey dieser Gelegenheit in dem Vorbericht nur ganz kurz von Melanchthons Schriften sagt, so wird man ihm gerne beystimmen, dass dieser eben so fleissige, als grosse Mann unter den Polygraphen den ersten Rang verdiene, und in dieser Rücksicht selbst Luthern (dem aber auch ein kürzeres Ziel gesetzt war) übertroffen habe. Von den Schriften Melanchthons, die, wie Hr. *S.* vielleicht nicht ohne Grund, klaget, wenige mehr gelesen werden, sind doch wohl seine *vortreflichen Briefe* ausgenommen, — von denen uns doch *hoffentlich* Hr. *S.* mit der Zeit eine vollständige Ausgabe schenken wird. 5 *Einzelne kleine literarische Bemerkungen vermischten Inhalts.* Darunter fielen uns besonders *Erasmi* Prahlereyen mit seiner Correspondenz auf. Sie sind in der That arg; indessen war doch Erasmus ein grosser Mann. Wie, wenn sich nun gar wirklich kleine Männer eines gleichen Fehlers schuldig machen? Das *zweyte* St. dieses 1ten Bandes enthält: 1. *Die kranke und sterbende Messe ein satirisches Gespräch.* In dem Vorbericht giebt Hr. *S.* nachdem er von der katholischen Messe überhaupt, und besonders von den Bewegungen, die dagegen, vorzüglich zur Zeit der Reformation von den Protestanten gemacht wurden, geredet, von der Satire auf dieselbe, die er unter obigen Titel wieder abdrucken liess, ausführliche Nachricht. Er hatte drey Ausgaben von derselben bey der Hand, die schon in Ansehung des Titels von einander abweichen. *Ein kleglich Botschaft dem Bapst zukummen, antreffend des ganzen Bapstumbs weydung* u. s. w. — *Ein klegliche Botschaft an Babst, die Selmes betreffendt* v. s. w. *Ein kleglich Botschaft — auss Frankreich zukummen* u. s. w. Die beiden ersten sind hier, weil sie von einander abweichen, gegen einander über abgedruckt worden. Den Beschluss macht das *Testament* der sterbenden Messe, welches der dritten Ausgabe noch beygefügt ist. Sehr komisch und beissend mit einem, den damaligen Zeiten ganz angemessenen Witze, lässt der Vf., den Hn. *S.* für einen Schweizer hält, verschiedene Personen unter den wunderbarsten Namen auftreten, welche die kranke Messe durch allerley Mittel noch zu retten suchen, die sie aber doch endlich, zu ihrem grossen Leidwesen müssen sterben sehen. Aus dem Vorbericht siehet man, dass Herr *Strobel* Herausgeber von den 1784. erschienen Opusculis Satyricis et ludicris tempore reformationis scriptis sey, — die aber leider! aus Mangel des Absatzes nicht fortgesetzt werden konnten. 2. *Recension der Scriptorum publice propositorum a Professoribus in Acad. Wittenberg. mit wichtigen Excerpten.* Gewiss ein sehr schätzbarer Beytrag zur gelehrten Geschichte der damaligen Zeiten überhaupt und vorzüglich der Wittenbergischen Lehrer. Die Excerpten, womit Hr. *S.* die Lectüre dieser Recension sehr unterhaltend zu machen gewusst hat, enthalten in der That viele wichtige Umstände. Dass von dieser Sammlung noch ein *achter Band* vorhanden seyn soll, erinnert sich Rec. irgendwo gelesen zu haben. 3. *Beytrag zur Geschichte des Schmalkaldischen Kriegs aus Briefen Melanchthons.* Wie so ganz Hr. *S.* mit Melanchthons Briefen vertraut sey, beweisen diese Auszüge aus demselben aufs neue. Er ist besonders

auch deswegen schätzbar, weil man dadurch in den Stand gesetzt wird, von dem Anfang und Fortgang dieses so merkwürdigen Krieges, von den dabey interessirt gewesenen Hauptpersonen, von denen Melanchthon die genauesten Kenntnisse hatte, ein richtiges Urtheil zu fällen. Den Beschluss macht eine der ältesten *Copulationsformeln* von 1525. die *Vrb. Regius* zum Vf. hat, bey welcher Gelegenheit auch ein Beytrag zu dem Leben des *Johann Frosch*, der als Prediger bei St. Sebald in Nürnberg, 1533 starb, geliefert wird. Die beiden, bereits abgedruckten Stücke des zweyten Bandes werden wir nächstens anzeigen.

EICHSTADT, mit Schmidtschen Schriften: *Opera rariora, quae latitant in Bibliotheca* Canon. Reg. Colligiatae ecclesiae ad S. Joh. Bapt. in *Rebdorf* Collegit, notis illustravit et edidit eiusdem Collegii Bibliothecarius 1790. 342. S. 4.

Hr. Cononik. *Strauss* erfüllet hiermit sein Versprechen, auch die übrigen Seltenheiten der Bibliothek des Stiffts *Rebdorf* zu beschreiben. Es geschiehet dieses auf eben die Art, und mit eben dem Fleiss, der schon bey der Anzeige seiner 1787. herausgegebenen *Monumentor. typograph.* in diesen Blättern gerühmet worden ist. Die beygefügten literarischen Notizen sind hier noch reichhaltiger, und aus bessern Quellen geschöpft, als bey dem ersten gedachten Werke. Wir finden daher nicht nur die übrigen, in den Monument. noch nicht beschriebenen Bücher aus dem 15. Jahrh. bis 1500. (einige ältere, womit die Bibliothek neuerdings bereichert worden ist, ungerechnet) sondern auch eine beträchtliche Anzahl der schätzbarsten grösern und kleinern Werke aus dem folgenden Jahrhundert, die Hr. Str. nach den Wissenschaften geordnet hat. Voran stehen einige vorzügliche Stücke, die keine Anzeige des Druckjahrs haben, worunter die, um 1480. von *Michael Ryser* oder *Reyser zu Eichstadt* gedruckten Vitae philosophorum besonders merkwürdig sind. Die S. 11. angezeigte Aurecla S. Hieronymi ist von *Audiffredi* S. 362. beschrieben, und ebenfalls dem *Eucharius Franck* oder *Silber* in Rom zugeeignet worden. Rec. hat dieses Werkchen ebenfals vor sich gehabt. Bey Schriften von der Art, wie *Hugo de S. Vict. de Sacram.* ist, könnte wohl die Anmerkung: *paucissimis bibliographorum nota* erspart werden. Ueberhaupt muss man vieles gelesen haben, ehe man so etwas sagen darf. Das *Neue Testam. Augsp.* 1533. *durch Heinr. Steiner* S. 58. ist eine bisher unbekannt gebliebene, Seltenheit. Unter den so genannten Autographis Luthers, seiner Freunde und Feinde, werden ebenfals manche Seltenheiten in dieser Bibliothek aufbewahret. Doch ist wohl der Originaldruck von *Luthers bekannten Thesibus* von 1517 in Fol. S. 133. das wichtigste und schätzbareste. Sie stehen unter dem Titel in zwo Columnen. Die erste enthält 48 Positiones und die zweyte 47. Darunter steht M. D. XVij. Die Zahl der Sätze ist am Rand mit arabischen Zahlen angezeigt. Von den Händeln, die *Reuchlin* wegen des getauften *Pfefferkorns* bekommen hat, und deren S. 317. gedacht wird, hat *May* im Leben *Reuchlins* am ausführlichsten gehandelt; auch sind die meisten dahin gehörigen Schriften in den *Panzerischen Annalen* angeführt werden. Uebrigens muss Rec. bemerken, dass zwar die meisten von den angezeigten Büchern unter die bekannten gehören, dass er aber doch unter denen aus dem 15ten Jahrh. etliche angetroffen habe, die selbst in Hn. *Denis* Supplement übergangen worden sind. Den Beschluss macht ein kurzes Register über die angezeigten Bücher.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Leipzig*, aus der Klaubarth. Druckerey: *Analysis trigonometrica commoda atque facilis problematis astronomici, data ascensione recta et declinatione cuiuslibet stellae, longitudinem eius et latitudinem atque vicissim, determinare* quam a. ph. o. auctorit. d. XI. Aug. 1790. h. l. q. c. ad disceptandum proponit *M. Christianus Fr. Rüdiger.* Lips. respond. *Jo. Mich. Pflug*, Iuterb. Sax. 24 S. 1 Kupf. 4. In der Vorrede erwehnt der Hr. Vf. der Formeln, welche Hr. Hofr. *Kästner* zur Auflösung eben dieses Problems gegeben hat, vergleicht auch am Ende seine Resultate mit den Kästnerschen und zeigt wie beide mit einander übereinstimmen, glaubt aber, dass sich nach den seinigen bequemer rechnen lasse. Er fängt seine Arbeit mit Betrachtung eines Kugeldreyecks an, wo ausser den gegebnen Dingen die der Titel nennt, auch hier, noch die Schiefe der Ekliptik, als bekannt angesehen wird. Zuerst wird die Regel für den Fall entwickelt, wo Abweichung und Breite des Sterns nördlich sind und Rectascension und Länge in die ersten Quadranten des Aequators und der Ekliptik fallen. Die Rectasc. heisst in den Formeln α; die Abweich. δ; die Schiefe der Ekl. θ; die Länge λ und die Breite β. Für die Länge findet sich am Ende des Calculs diese Formel: $\text{tang } \lambda = \text{Cos. } \theta. \text{ tang. } \alpha \left(\frac{\text{tang. } \delta \text{ tang. } \theta}{\text{Sin } \alpha} \times 1 \right)$. Der Bequemlichkeit wegen soll man zuerst den Werth von $\frac{\text{tang. } \delta. \text{ tang. } \theta}{\text{Sin } \alpha}$ suchen und ihn $\text{tang } u^2$ nennen; dann wird aus der obigen Formel diese:

$$\begin{aligned} \text{tang. } \lambda &= \text{Cos. } \theta. \text{ tang } \alpha. \left((\text{tang. } u^2) \times 1 \right) \\ &= \text{Cos. } \theta. \text{ tang } \alpha. (\text{sec. } u)^2 \\ &= \frac{\text{Cos. } \theta. \text{ tang } \alpha}{(\text{Cos. } u)^2} \end{aligned}$$

Beygebrachte Exempel mit Anwendung der Logarithmen machen den Gebrauch jedem Anfänger völlig deutlich. Nun giebt der V. auch Regeln für diejenigen Fälle, wo der Stern in den übrigen Quadranten steht und südliche Abweichung hat, wobey verschiedenes, was aus der Trigonometrie hiebey zu Hülfe genommen werden muss, mit angeführt, der Beweiss aber weggelassen worden ist. Bey Berechnung der Breite erhält der Vf. $\text{sin. } \beta = \text{Cos. } \theta. \text{ sin. } \delta. \left(1 - \frac{\text{tang. } \theta \text{ sin. } \alpha}{\text{tang. } \delta} \right)$ Findet sich der Werth von $\frac{\text{tang. } \theta. \text{ sin } \alpha}{\text{tang. } \delta}$ bejahend und kleiner als 1, so nimmt man $\text{Cos. } x = \sqrt{\frac{\text{tang } \theta. \text{ sin } \alpha}{\text{tang. } \delta}}$ und erhält alsdenn $\text{sin. } \beta = \text{Cos. } \theta. \text{ sin. } \delta. (\text{sin. } x)^2$ kommt der erwehnte Werth bejahend, aber grösser als 1, so nimmt man sec. x oder $\frac{1}{\text{Cos. } x} = \sqrt{\frac{\text{tang. } \theta. \text{ sin } \alpha}{\text{tang } \delta}}$ und erhält $\text{sin } \beta = -\text{Cos. } \theta \text{ sin } \delta. (\text{tang } x)^2$. Kommt endlich eben dieser Werth verneinend, so kann man nehmen: $\text{tang } x = \sqrt{\frac{-\text{tang. } \theta. \text{ sin } \alpha.}{\text{tang. } \delta}}$ woraus sich ergiebt: $\text{sin. } \beta = \frac{\text{Cos. } \theta. \text{ sin } \delta.}{(\text{Cos. } x)^2}$ Es folgt nun die zweite Aufgabe, wo aus Länge, Breite und Schiefe der Ekliptik Rectascension, und Declination gesucht wird, welche der Vf. mit gleichem Scharfsinn behandelt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 4. März 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

(*Fernere Anzeige der Schriften über die französische Revolution.* *))

Vor allen andern Schriften, welche die französischen Staatsangelegenheiten angehen, hat Rec. die versprochene Nachricht von einem Werke zu geben, welches schon, ehe es noch erschien, durch den Namen des Vf. die gröſste Aufmerksamkeit erregt hat, und nächstdem selbst in dessen Vaterlande vom Publicum mit einem Interesse aufgenommen worden, dergleichen wenig Schriften jemals erregt haben.

London, b. Dodsley: *Reflections on the Revolution in France, and on the Proceedings in certain Societies in London relative to that event, in a Letter intended to have been sent to a Gentleman in Paris*, by the Right Honourable *Edmund Burke*. The fourth Edition. 1790. 364 S. in 8.

Dieſs ist das Werk, nicht eines speculativen Gelehrten, sondern eines Mannes, der ein langes Leben in ununterbrochener Beschäftigung mit den wichtigsten Angelegenheiten des gemeinen Wesens zugebracht hat: eines alten erfahrnen praktischen Staatsmanns. Seit vielen Jahren ist er nicht nur Mitglied des Parlements, sondern einer von den vorzüglich thätigen Repräsentanten der Nation. Wenige Angelegenheiten von Wichtigkeit sind im *House of Commons* verhandelt worden, über welche *Burke* nicht öffentlich geredet: und jeder aufmerksame Leser der englischen Zeitschriften weiſs es, daſs seine Reden eine der vorzüglichsten Quellen von Belehrung über die grosſen Nationalangelegenheiten sind. Den gröſsten Theil seines Lebens hindurch ist die politische Parthey, mit der er verbunden ist, in Opposition gegen das Ministerium gewesen. In andern Ländern schützt sich das Ministerium mit dem Willen des Regenten, von dem es sein Ansehn erhält. Auch da, wo es dem Einzelnen erlaubt ist, durch Druckschriften zu tadeln; wo aber kein grosſes Corps existirt, das eine mächtige Stimme erheben könnte, ist der Wille des Herrn doch am Ende ein hinreichendes Argument. In England muſs das Ministerium für jeden Schritt den Männern Rede stehen, die sich durch ihre Censur den Weg zu den erhabenen Posten, welche jene bekleiden, zu öffnen denken. Da kann sich nur ein Mann von grosſem Ansehen, persönlichem Gewichte und Connexionen aller Art, und von ausgezeichneten Qualitäten im Ministerio behaupten. Noch weit mehr aber muſs derjenige in sich vereinigen, der sich als Gegner einer auf diese Art mächtigen Administration auszeichnen will. Nur ein Mann von grosſem Genie, von viel umfassendem Blicke, vorzüglicher Einsicht in die Angelegenheiten des Staats, von ausnehmender Kenntniſs der Menschen, und der mit allen diesen seltenen Vorzügen die Gabe des Vortrags in eminentem Grade verbindet; nur ein solcher kann die Rolle eines Censors der Minister mit Erfolg spielen. Die Lage eines solchen Hauptes der Opposition reizt zu einer unauflöslichen Spannung aller Geisteskräfte; sie zwingt dazu, alles aufzubieten, um das persönliche Ansehen zu behaupten, welches allein der Ministerialwürde entgegengesetzt werden kann. Das ganze Leben eines solchen Mannes ist der schärfsten Prüfung alles dessen gewidmet, was in Staatsangelegenheiten geschieht. Burke hat aber auch mehreremale; obgleich jedesmal nur kurze Zeit, an der Administration selbst Antheil gehabt. Er ist nicht bloſs der misvergnügte Tadler aller Maasregeln, die von andern herrühren: durch eigene Thätigkeit hat er den Staat auch von der Seite ansehen gelernt, die sich dem nur zeigt, der in dem Gedränge mannichfaltiger Bedürfnisse und Schwierigkeiten hat handeln müssen. Von ihm rührt ein Gesetz her, durch welches viele Misbräuche in der Verwaltung reformirt, und Ersparnisse in den Staatsausgaben angeordnet worden sind: er hat einen vorzüglichen Antheil an den berühmten Bemühungen seines Freundes, des grosſen Staatsmanns *Fox*, Ostindien ein besseres Gouvernement zu geben, gehabt, und er hat gegenwärtig einen sehr beträchtlichen Theil an der Sache, die eine der wichtigsten Angelegenheiten ausmacht, welche seit langer Zeit in England betrieben worden, an dem Hastingischen Processe. Dieser Mann, dem seine Jahre das ganze Gewicht langer Erfahrung und Beobachtung geben, ohne das jugendliche Feuer der Vorstellungen und der Beredtsamkeit gedämpft zu haben, theilt hier seine Beobachtungen über die Revolution in Frankreich, über die Ursachen, die sie hervorgebracht, und ihr die eigenthümliche Richtung gegeben haben, und über die neue Staaatsverfassung mit, welche daraus entsprungen ist.

Es war nöthig, den Vf. zu charakterisiren, um zu zeigen, was von dieser Schrift zu erwarten ist. Solche Männer schreiben in Deutschland selten. Männer, die in Geschäften stehen, sind mehrentheils viel zu sehr mit Berufsarbeiten überhäuft, als daſs in ihnen der Gedanke entstehen könnte, ihre ausgebreiteten Einsichten so durchzugehen, zu ordnen, zu concentriren, daſs sie

*) S. No. 192 bis 201 und 391 bis 395 dieser Blätter vom vorigen Jahre.

sie für das grosse Publicum verständlich und lehrreich würden. Die mehresten werden sogar durch ein unendliches Detail in den Geschäften verhindert, sich zu dieser Höhe der Gedanken zu erheben. Gelehrte hingegen sind zu weit von den Geschäften entfernt: in manchen Staaten ist es ihnen zwar leicht, Kenntnisse davon zu erlangen; aber doch nur einzelne Data. Was man statistische Kenntnisse nennt, ist in Deutschland sehr hoch getrieben. Politische Einsicht dagegen ist desto seltner, und dieses ist sehr begreiflich, denn in Rücksicht auf den Staat wird so wenig öffentlich gehandelt. Die vorzüglichsten deutschen philosophischen Schriftsteller, die Beobachtung und Kenntnifs des einzelnen Menschen in dem ausgezeichnetesten Grade besitzen und beweisen, erheben sich sehr selten zu politischen Gesichtspuncten, und in den mehresten politischen Schriften, selbst in den besten, die sich durch bündige Raisonnements und Kenntnifs der *Sachen* auszeichnen, vermisst man Rücksicht auf die Menschen, durch welche doch alle Angelegenheiten des Staats geführt werden müssen.

Burke geht von diesen aus. Die erste und gröfste Hälfte seines Werks enthält die treffendsten Bemerkungen über die Gesinnungen und die Verhältnisse der verschiedenen Stände und Classen von Menschen in Frankreich vor und nach der Revolution, und über diejenigen, welche den gröfsten Antheil an dem gewaltsamen Umsturze des Reichs haben. Nachdem er gezeigt, wie von diesen der verderbliche Gedanke herrühren konnte und mufste, den ganzen Staat zu zerstören und neu zu erschaffen, geht er zu der Beurtheilung der neuen Verfassung über. Er zeigt, dafs die ganze Staatsverfassung durchaus nicht, gleich einer Handelscompagnie, von der Willkühr der jetztlebenden Interessenten ohne alle Rücksicht auf die vergangenen und künftigen Generationen abhänge; dafs vielmehr die bürgerliche Gesellschaft, der das menschliche Geschlecht alle seine intellectuelle und sittliche Ausbildung verdankt, ein Heiligthum sey, welches die Vorfahren uns übergeben, damit wir es der Nachkommenschaft wieder hinterlassen: dafs alle Bemühungen ihrer Gewalthaber dahin gehen; aber auch sich darauf einschränken müssen, sie zu verbessern; nicht aber zu zerstören, um eine neue zu schaffen: dafs es unmöglich sey, eine neue bürgerliche Gesellschaft in einem alten Volke zu bilden, weil eben auf dem allmähligen Entstehen und Fortpflanzung durch mehrere Generationen das Wesen und die Vollkommenheit aller bürgerlichen Einrichtungen beruhen. Er redet hierauf von den verschiedenen Ständen, welche durch die neue Verfassung vernichtet worden. Er zeigt, dafs die Geistlichkeit und der Adel keineswegs unverbesserlichen Radicalfehlern unterworfen waren, und dafs es eine unerhörte Gewaltthätigkeit ist, sie aus ihren alten Rechten zu vertreiben. Er zeigt, dafs die neue Verfassung, vermöge deren Frankreich eine grosse Conföderation von Municipalitäten seyn soll, nach ganz widersinnigen Grundsätzen angelegt worden, indem der verhältnifsmäfsige Antheil jedes Districts an der Gesetzgebung, unerachtet des falschen Scheins von mathematischer Genauigkeit, und eben wegen dieser Anwendung mathematischer Verhältnisse auf Gegenstände, die solchen gar nicht unterworfen werden können, ihren Endzweck ganz verfehlt; dafs sie aber auch unmöglich bestehen kann, weil alle Mittel, welche die Nationalversammlung anwendet, diese ungeheure Menge von Republiken zu einem grofsen Staate zu vereinigen, unzulänglich sind. Diese Mittel bestehen in folgendem: 1) die Confiscation der geistlichen Güter, an der das ganze Reich Theil nehmen soll, und wodurch dasselbe zwar vorjetzt genöthigt wird, die Revolution aufrecht zu erhalten; welches aber zu diesem Zwecke ganz unwirksam wird, sobald diese Güter den neuen Eigenthümern überliefert seyn werden. Ueber die Ungerechtigkeit, Grausamkeit und Schädlichkeit dieser Confiscation verbreitet sich der Vf. vorzüglich. 2) Das Uebergewicht der Stadt Paris, welches für die Provinzen so drückend werden wird, dafs es unmöglich lange dauern kann: und 3) die Armee. Die jetzt herrschende Partey hat damit anfangen müssen, alle Bande der Subordination im Militair selbst aufzulösen, und ist nunmehr ganz unfähig, sie wieder aufs neue zu binden. Die unkräftigen Maafsregeln, die dazu ergriffen werden, wirken sogar auf die entgegengesetzte Seite, indem der Soldat seine Independenz dadurch immer lebhafter fühlt. B. zeigt endlich, wie die Nationalversammlung dagegen alle Mittel zu einer wahren Verbindung des ganzen Reichs, theils vernachläfsigt, theils selbst vorsetzlich zerstört hat: nemlich das königliche Ansehen, welches unter gehörigen Einschränkungen unentbehrlich dazu war. Hier sind vortrefliche Bemerkungen über die schädlichen Folgen des demokratischen Systems, welches einen König zum Scheine beybehält, und ihm allen Einflufs nimmt: z. B. über die Wirkung des Decrets, dadurch das Recht, Krieg und Frieden zu schliefsen, nicht bey dem Könige, sondern bey der Nationalversammlung stehen soll, wodurch denn die auswärtigen Mächte angewiesen werden, sich in alle innere Angelegenheiten des Reichs zu mischen, und in Verbindungen mit den angesehensten Mitgliedern der Nationalversammlung zu treten, und dieselben zu bestechen, (wovon die Geschichte von Schweden so lange ein merkwürdiges Beyspiel gegeben.) Ein andres Mittel wäre ein Senat, der in allen andern Demokratien das einzige Mittel war, einige Stabilität in Verfassung und Verwaltung zu bringen. Ein andres wäre ein aristokratischer Einflufs in die Wahl der Repräsentanten des Volks, welcher speculativen falschen Grundsätzen zufolge, in Frankreich so sehr mit Unrecht verabscheuet wird. Er zeigt vortreflich, wie die neue Verfassung ganz darauf hinausgeht, dafs nicht Vernunft und Gesetze herrschen, (wie die Grundsätze doch ausdrücklich wollen, welche so manchen gutmeynenden Mann verführt haben, dieses verderbliche System anzunehmen,) sondern dafs der Wille der Menge geschehe. Er schliefst endlich mit einem sehr heftigen Tadel der Finanzeinrichtungen. (Auch dieser Theil enthält ungemein viel treffendes und sehr scharf gesagtes, ist aber doch der schwächste. Rec. billigt das System der Assignate keinesweges: aber um es mit hinlänglichen Gründen zu verwerfen, dazu gehört eine genauere Prüfung, die Rec. an einem andern Orte mittheilen wird.) Alles dieses ist mit Bemerkungen über die Geschichte und über verwandte Gegenstände durchwebt. Der Vortrag ist hinreifsen-

reissende Beredsamkeit; an einigen Stellen, z. E. in der oben erwähnten Stelle von der Natur und dem Werthe der bürgerlichen Gesellschaft, höchst erhaben; hin und wieder ergiesst sie sich mit dem Ungestüme eines Waldstroms. Die Ausdrücke sind äusserst heftig. Unwillen hat im Ganzen, und lebhafter Abscheu an vielen Stellen, den Ton gestimmt. Aber der Vf. schreibt auch nicht über einen fremden speculativen Gegenstand. Der unverständige Beyfall, den die Revolution in England bey einer gewissen Societät, (von der Rec. in einem frühern Blatte bereits Nachricht gegeben hat,) gefunden, und den die gefährlichen Absichten einer politischen Partey missbrauchen könnte, in England Unruhen hervorzubringen, haben die ganze Schrift veranlasst. Von dieser Partey geht er aus. Er zeigt gleich anfangs, dass folgende Grundsätze, welche sie sich bemühet auszubreiten, und welche namentlich Dr. Price in der Predigt aufstellt, die er am Tage der Gedächtnissfeyer der englischen Revolution von 1688 gehalten, und die in den erwähnten *Acts of the Revolution society* gedruckt ist, als da sind: 1) dass das Volk das Recht habe, seine Regenten zu wählen, 2) dass es sie wegen schlechten Betragens absetzen könne, und 3) dass es seine Regierungsform nach Gutdünken festsetzen könne, dem englischen Staatsrechte ganz zuwider seyen; dass diesem zufolge vielmehr 1) die Monarchie erblich sey, und dass das Verfahren des Parlements bey der Revolution im Jahre 1688 beweise, dass sich die Nation auch damals kein Wahlrecht angemasst habe: dass 2) ein Recht, den Monarchen abzusetzen, gar nicht zu der Verfassung des Reichs gehöre: dass ein solcher Schritt vielmehr die schrecklichste Maassregel sey, die nur die Nothwendigkeit, die alle menschlichen Gesetze und Anordnungen zu brechen zwingt, veranlassen könne, und 3) dass das Recht des Volks in Absicht auf die Verfassung, sich auf Verbesserung des Alten einschränke. Es ist also durchaus der englische Patriot, der redet. Und eben deswegen ist es unmöglich, dass dies vortrefliche Werk den Beyfall, den es in England gefunden hat, (Rec. hat die 4te Ausgabe vor sich, die innerhalb wenigen Wochen nach der ersten erschienen,) in gleicher Maasse auch ausserhalb Grossbrittannien allgemein erhalte. Eine Schrift, welche für Deutschland im Allgemeinen das leisten sollte, was Burke für England ist, müsste seine Bemerkungen nutzen, aber ihnen das Locale nehmen, und sie anders vortragen. Die Prüfung müsste vielleicht von dem Systeme ausgehen, welches die Nationalversammlung adoptirt hat, und dasselbe in allen seinen Theilen und seinem Zusammenhange darstellen und widerlegen; denn wissenschaftliche Einsicht ist doch dasjenige, was den vorzüglichsten Theilen des deutschen Publicums am angemessensten und am meisten willkommen ist: aber eben dadurch würde wieder ein grosser und vortreflicher Theil der englischen Schrift, und das eigenthümliche, welches ihr den grössten Reiz giebt, verloren gehen. Ferner zeigen die Umstände dem deutschen Schriftsteller einen ganz andern Gesichtspunct an, als den englischen. England hat eine vortrefliche Verfassung zu verlieren. In einem grossen Theile von Deutschland sind wenig Spuren guter Verfassungen. In dem übrigen bedürfen sie grosser Verbesserungen. In England ist ein allgemeiner Geist der Freyheit die mächtigste Schutzwehr gegen Unterdrückung. In Deutschland sind die gebildete Gesinnung der höhern Classen, und die Vollkommenheit der Staatsverwaltung die einzige Schutzwehr der persönlichen Freyheit. Ja sogar in einigen Provinzen giebt es keine, und alle Uebel, deren unerträglicher Druck die französische Nation zwang, endlich eine Abänderung des alten uneingeschränkten Ministerialdespotismus zu fordern, sind in voller Maasse wirksam. Der englische Schriftsteller darf die Vortreflichkeit der Verfassung seines Landes, der unordentlichen Begierde nach Neuerung entgegenstellen. In manchen andern Ländern ist es der Beruf des rechtschaffnen Bürgers, nicht auf neue Schutzwehren für das alte zu denken, welches nichts als Verewigung der Missbräuche seyn würde, die Indolenz und Hoffarth der höchsten Stände verursachen, sondern diese Stände aus ihrem Todtenschlafe zu wecken, und ihnen zu zeigen, dass das einzige sichre Mittel, Revolutionen, gleich der französischen, entgegen zu arbeiten, darinn besteht, wenn von oben herab reformirt wird, ehe das Volk anfängt, sich mit Nachdruck darein zu mischen. Hierinn liegt ein grosser Beruf für deutsche Schriftsteller. Denn die französische Revolution hat offenbar die Sache der Freyheit verdorben. Man hört schon sehr laut Schutzreden für das alte aristokratische wollüstige Lager des Herkommens, auf dem sich so sanft ruhet, bis unerwartet der Donner des Aufruhrs weckt; und Hohnsprechen gegen jede verlangte Verbesserung und Mitwirkung des Volks, die, wie die Grossen sagen, nie etwas gutes wirkt, da doch sie allein, unter gehörigen Bestimmungen etwas wirklich Gutes hervorzubringen vermag. — Das Werk, von dem hier Rechenschaft gegeben worden, setzt einige Kenntniss des englischen Staatsrechts, der englischen Geschichte, und der besondern Umstände Englands in gegenwärtigen Zeiten voraus, um ganz verstanden zu werden. Sollte eine deutsche Uebersetzung davon erscheinen, so ist daher zu wünschen, dass ein Kenner der englischen Geschichte und Staatsverfassung, der dabey mit der Denkungsart der Engländer und den Zeitumständen wohl bekannt wäre, dasselbe mit einigen Erläuterungen begleite. Ohne dieses wird es dem grossem Publico in Deutschland nicht sehr nutzbar werden. Es finden sich auch Veranlassungen zu einigen nicht ganz unbedeutenden Berichtigungen. Burke giebt nemlich einige Verfügungen, die in der Nat. Verf. von verschiednen Comités nur vorgeschlagen, aber nicht adoptirt worden sind, als wirkliche Decrete an. Diese sind, ein Decret über eine durch drey Stufen gehende Wahl der Deputirten zur Nationalversammlung: die Disposition, dadurch die geistlichen Güter erst 12 Jahre nach dem Verkaufe ganz bezahlt werden sollen, welche abgeändert worden, nachdem sie bereits festgesetzt war: und ein Decret, wodurch die Mitglieder der Nationalversammlung von der nächsten Legislatur ausgeschlossen, und erst in der zweiten folgenden wieder wahlfähig seyn sollten.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Leipzig*, b. Klaubarth: *Car. Fr. Hindenburg Pr, ostenditur calorem et phlogiston non esse materias absolute leves* 1790. 20 S. 4. — Die bereits von Scheffer und de Morveau gewagte, und vom Hn. Prof. Gren ebenfalls nicht bloss angenommene, sondern mit wichtigen Gründen und neuen sinnreichen Versuchen unterstützte Hypothese von einer negativen Schwere des Wärmestoffs und Phlogistons wird hier mit grosser chemischer und physischmathematischer Gelehrsamkeit angegriffen, und nichts unversucht gelassen, sie gänzlich zu Boden zu stürzen. Hr. *G.* scheint sich besonders deshalb ihrer angenommen zu haben, um die bey den phlogistischen Processen vorkommenden Erscheinungen befriedigender als es bisher geschahe, zu erklären. Hr. *H.* glaubt, dass man die Grenische Lehre füglich in folgende 3 Sätze zusammenfassen könne; 1) Der Wärme- und Lichtstoff sind nach den Versuchen des Hn. Fordyce beide absolut leicht; und da nach Gren aus einer chemischen Verbindung beider Stoffe das Phlogiston entsteht, so muss auch dieses absolut leicht seyn. 2) Die Vermehrung des absoluten Gewichts eines dephlogistisirten Körpers, der bey einem phlogistischen Process zurück bleibt, ist bloss der Trennung des Phlogistons vom Körper zuzuschreiben. 3) Die Verminderung des Gewichts und Volumens, der aus einem phlog. Process zurückgebliebenen Luft, kommt lediglich von der Verbindung des Phlogistons mit der Luft her. Den ersten Satz als die Hauptstütze des ganzen Systems entkräftet der Vf. dadurch, dass er bemerkt, Fordyce habe beym Leichterwerden des stark erhitzten reinen Goldes nicht mit auf die entstandene Vergrösserung des Umfangs des erhitzten Körpers und die Verdünnung der ihn umgebenden Luft, Rücksicht genommen. Ein andrer Versuch von Fordyce, nach welchem Wasser in hermetisch verschlossenen gläsernen Gefässen beym Gefrieren am Gewicht zunahm, ist von F. selbst nicht für eine negativ schwere Materie benutzt worden; es kommt vielmehr das vermehrte Gewicht beym Gefrieren von Verkleinerung des Volumens der Gefässe; von den an die äussern Wände derselben fahrenden Dünsten und von der Erkältung der Luft, die nun dem Gewicht des Gefässes nicht mehr so stark entgegenwirken kann, her. Der Umstand, dass auch im luftleeren Raume der Wärmestoff in die Höhe steige, könne eben so erklärt werden, wie Hr. H. Kästner den auswärts gehenden Druck der Luft aus dem niederwärtsgehenden der benachbarten erklärt habe. Das, was man dem Boerhavischen bloss schwerlosen Feuer schon entgegensetzte, dass es bald gänzlich von der Erde würde entfernt seyn, könne man noch mehr dem negativ schweren Grenischen Phlogiston entgegensetzen. Hr. Gr. scheint diesen Einwurf schon vorausgesehen zu haben, und begegnet ihm durch die Bemerkung, dass das Feuer wegen seiner chemischen Verbindung mit andern Körpern auf der Erde zurückgehalten werde, und setzt noch fragweise hinzu: „Wie, wenn wir auch hier auf Spuren eines Kreislaufs und einer Communication zwischen entfernten Weltkörpern kämen? Wenn der gebundene Wärmestoff, vielleicht als Phlogiston, wieder zur Sonne in dem Maasse zurückkehrte, in welchem er als freyes Feuer von ihr zu den Planeten geht?" — Unser Hr. Vf. antwortet hierauf nichts, als dass es Hr. Gren damit wohl nicht ernstlich gemeynt habe. — Dem Rec. hat aber dieser Umstand immer bedeutend und der Aufmerksamkeit werth geschienen. Gr. sagt, wenn man seine Meynung auch nur als Hypothese ansehen wolle, so müsse man doch zugestehen, dass sie auf sichern Erfahrungsgründen beruhe, keinem allgemein angenommenen Naturgesetz widerspreche, und eine gründliche und vollständige Erklärung der dahin gehörigen Erscheinungen gewähre. — Aber auch von diesem will unser Vf. nicht das mindeste zugeben, und beruft sich erstlich auf das, was er oben über die angezognen Versuche bemerkt hat. Zweytens, sagt er, dass diese Hypothese gegen die Regel verstosse, nach welcher man ohne wichtige Ursache nicht von der Analogie abweichen, mithin auch keine Ausnahme von der allgemeinen Gravitation machen dürfe. Dem Rec. dünkt aber doch, dass Hr. Gr. nicht gegen die Analogie verstosse, denn man findet ja vielfältig in der Natur Anziehungen und Abstossungen, warum wäre also eine Materie unnatürlich, die eben so von der ganzen Erde abgestossen würde, wie andere von ihr angezogen werden? Auch ist die negative Schwere des Phlogistons nicht gegen die allgemeine Gravitation, denn das Phlogiston kann wirklich gegen die Sonne positiv schwer seyn. Was nun aber Hr. Hindenb. weiter vom Widerspruch dieser Hypothese mit andern Naturgesetzen beybringt, ist wirklich so wichtig, dass Rec. nicht sieht, wie sich Hr. Gr. da wird heraushelfen können. Die Sätze der Mechanik nemlich, dass mit der Vermehrung der Masse auch Gewicht, Dichtigkeit, eigenthümliche Schwere, freye und gehinderte Bewegung zunehmen, könnten itzt nicht mehr wahr bleiben. Der Vf. bringt hier eine Stelle aus Gehlers physischem Wörterbuche bey, die er mit vielem Scharfsinn noch weiter ausführt. Der wichtigste Einwurf gegen die Grenische Hypothese ist aber wohl der, dass nach ihr Pendel von phlogistisirten Stoffen, alles Uebrige gleich gesetzt, langsamer schwingen müssten, als die aus dephlogistisirten. Hr. Hofr. Mayer hat diesen Einwurf schon mit grosser Stärke vorgetragen, und Rec. glaubt, dass ihn Hr. *Gr.* durch das, was er in seinem Journal der Physik dagegen sagt, nicht gehoben habe. Hr. *H.* trägt diesen Einwurf gleichfalls nach seiner eignen Manier vor, und nimmt, so wie Hr. Mayer, als ausgemacht an, dass *phlogistisirte* und *dephlogistisirte* Pendel gleiche Schwingungen machen. Hr. Gr. scheint dieses in seinem Journal der Physik zuzugeben; allein Rec. glaubt, dass es noch die Frage sey, ob man wirklich mit *solchen verschiedenen* Pendeln genaue Versuche angestellt habe, und würde an Hn. Grens Stelle alle anderen Stützen der Hypothese aufgeben, und nur noch auf solche genaue Pendelversuche provociren; diese müssten alles auf einmal völlig entscheiden. Grens Beantwortung des Einwurfs wegen der Pendel, wo er *Gewicht* und *niedertreibende Kraft der Schwere* unterscheidet und behauptet, dass durch Beymischung des Phlogistons nur das erstere, nicht aber die letztere vermindert werde, führt auf Folgen, die gegen die entschiedensten und selbst von Hn. Gr. in seiner Naturlehre vorgetragenen physischen Wahrheiten verstossen. Dies hat unser Vf. treflich auseinandergesetzt und sehr anschaulich gemacht. Es ist endlich noch die befriedigende und vollständige Erklärung der Erscheinungen übrig, welche Hr. Gr. von seiner Hypothese rühmt. Dabey bemerkt aber der Vf. wieder, dass die Zunahme des Gewichts bey den Metallkalken eben so gut und noch wahrscheinlicher aus dem Beytritt von dephlogistisirter oder fixer Luft, Wasser etc. nach Priestleys u. a. Versuchen, als durch eine Entweichung des Phlogistons, erklärt werden könne. Die Abnahme des Gewichts der Luft, worinn die Verkalkung geschehen ist, wäre zwar aus einem Beytritt des aus dem Metall gegangenen Phlogistons begreiflich, keineswegs aber die zugleich mit erfolgende Verminderung des Volumens derselben; hierzu sey die Veränderung der specifischen Elasticität der Luft schlechterdings nothwendig. Liesse sich also nicht durch die sichersten Versuche zeigen, dass das Phlogiston durch seine Einmischung zugleich diese specifische Elasticität der Luft schwäche, so könne die Grenische Hypothese auch zu dieser Erklärung nicht gebraucht werden. Hr. *H.* glaubt, dass solche Versuche vielmehr eine Verstärkung zeigen, und so gerade das Gegentheil beweisen würden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 4. März 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

(Fortgesetzte Anzeige der Schriften über die französische Revolution.)

Zu gleicher Zeit ist ein andres Werk erschienen, das zwar weder in Ansehung des Reichthums und Gehalts der Bemerkungen, noch der Kraft des Vortrags, mit jenem zu vergleichen ist, aber doch grosse Aufmerksamkeit verdient.

LONDON (u. PARIS) b. Laurent: *De l'Etat de la France present et à venir* par Mr. *de Calonne* Ministre d'Etat.

Rec. hat eine Nouvelle Edition *corrigée et augmentée par l'Auteur* vom October 1790 vor sich. XVI u. 460 S. 8. Dieses Werk ist in Frankreich, wie zu erwarten war, mit Abscheu aufgenommen, noch ehe man es daselbst gelesen hatte. Wie man aber auch über den Charakter des Verfassers, über seine politischen Grundsätze, über seine Administration denken mag, so verdient allemal ein Mann, der Jahre lang an der Spitze der Administration stand, gehört zu werden. Quellen von Belehrung über die innern und äussern Verhältnisse des Reichs, haben ihm zu Gebote gestanden, dergleichen wenige andre nützen können, und, ihm der so lange im Mittelpunkte stand, muss alles in mannichfaltigen grossen Verhältnissen erscheinen, und Aussichten öffnen, die andern verborgen sind. So viel gegen die Redlichkeit seiner Angaben in Finanzsachen, da wo es seine eigne Verwaltung angeht, erinnert worden (und Rec. scheint es, mit Grunde) so haben selbst seine Feinde ihm den Namen eines Mannes von Verstande und Einsichten, nicht streitig machen können. Ein heller Blick, und die Gabe leichter Darstellung und Vortrags zeichnen ihn aus. Und dies alles beweiset er auch in diesem lehrreichen Werke. Den Mann, der selbst in den Staatsgeschäften gearbeitet, und an der Spitze der Administration gestanden hat, erkennt man gleich anfangs in der Bemerkung: „*N'est-il pas etrange à l'excès, que dans une Assemblée qui se dit chargée de refondre le regime de l'administration dans toutes ses branches, il y ait prodigieusement de curés, prodigieusement d'Avocats et de praticiens, beaucoup de militaires, beaucoup de gens de lettres, d'academiciens et de medecins, quelques magistrats, quelques banquiers, quelques commerçans, quelques fermiers, et pas un seul administrateur, pas un des membres du Conseil qui ont exercé les fonctions d'Intendans de Provinces, pas un de ceux qui ont été à la tête de quelques departements de finance?*" Hier findet Rec. endlich eine treffende Bemerkung über die erste Quelle des häufigen Verzuges in allen Berathschlagungen, die die Staatsverwaltung angehen, und der unzäligen Misgriffe, welche die Nationalversammlung in solchen gethan, welche *Necker*, unter dessen Ministerio diese grosse und merkwürdige Versammlung berufen ward, nicht einmal geahndet haben muss, und welche Rec. bisher in allen Schriften über die Revolution, die von Franzosen herrühren, vergeblich gesucht hat. Die Schwierigkeiten in der Ausführung der Projecte der Nat. V. welche einer solchen in Administrationssachen ganz unerfahrnen Versammlung verborgen bleiben, wenn sie auch gleich noch so auffallend sind, und auf den einfachsten Beobachtungen beruhen, sind in dieser Schrift des Hn. v. Calonne an vielen Stellen sehr gut entwickelt: und überhaupt ist sein Gesichtspunkt durch seine ehemalige Situation bestimmt. *Burke* beurtheilt das, was in Frankreich geschehen ist, die Ursachen, welche diese grossen Bewegungen hervorgebracht haben, und die neue Verfassung in ihren gegenwärtigen innern Verhältnissen und künftigen Folgen, als ein fremder Beobachter, und in beständiger Rücksicht auf die politischen Grundsätze, welche sein Antheil an der gesetzgebenden Macht in seinem Vaterlande gebildet. *Calonne* sieht mehr auf das, was hätte geschehen sollen, und jetzt geschehen müsste, um die Sache besser einzuleiten. Der Plan seines Buchs ist also dieser:

Er zeigt, dass die willkührlich bestimmten und ganz neugeschaffnen Grundsätze der Verwaltung und Einrichtung der Stellen, denen diese aufgetragen worden, so übel zusammenstimmen, und so viel Schwierigkeiten in der Ausführung haben werden, dass die künftige Nat. Vers. sich unmöglich in den Schranken wird halten können, welche ihr die gegenwärtige vorschreibt, die sich ausschliesslich ein *Pouvoir constituant* anmaasst: dass also die neue Verfassung die Stabilität nicht erhalten könne, die zu einer guten und kräftigen Verfassung unumgänglich nöthig ist: und dass das einzige Mittel, dazu zu gelangen, dieses sey: die National-Versammlung zu ihrer ursprünglichen Bestimmung, und auf den Weg zurückzuführen, der in ihrer Vollmacht, welche sie selbst eigenmächtiger Weise zernichtet hat, in den Cahiers, vorgeschrieben war.

Er zeigt die unüberwindlichen Schwierigkeiten, des Verfahrens der Nat. Vers. im einzelnen, und handelt zuerst, von den Finanzen.

In diesem Abschnitte kommt der Vf. natürlicher Weise mehreremale auf die Plane zurück, welche er im Jahre 1787 der ersten damals berufnen *Assemblée de Notables* vorlegte. Freylich war in diesen vieles, vielleicht das mehreste von dem Guten enthalten, was nächstdem adoptirt worden. Im Grunde waren die Mittel, die Finanzen herzustellen, sehr einfach und klar. So sehr, dass Calonne, Brienne, und Necker, die einander folgten, und in allem persönlichen so sehr entgegengesetzt waren, in vielen wichtigen Punkten übereinstimmten.

Dem ohnerachtet hatte die Nation, (oder die Notables, die ihre Stelle damals vertreten sollten) nicht unrecht, denselben Vorschlag zu verwerfen, der in der Folge angenommen ward, nachdem er von einem oder dem andern Minister herrührte. Es ist nicht gleichgültig, wer eine Sache ausführt, und wie sie geschieht. Die Nation konnte glücklich und zufrieden werden, wenn auch selbst ihre Lasten dieselben blieben, und nur die Art sie zu bewilligen und sie zu erheben, verändert ward. Von der Versammlung ihrer Stände, welche so kräftig ist, Missbräuche abzuschaffen, konnte sie sich neue Lasten aufbürden lassen, die sie, mit Recht, sich weigerte zu ertragen, da der Antrag von einem eigenmächtig verfahrenden Minister geschahe, der eine Versammlung der Notabeln blos deswegen berief, damit es den Anschein erhielte, eine öffentliche Discussion, die er im Ernste weder verlangte noch erwartete, und Einwilligung des Publicums, sey vorhergegangen. Die Nation, welche gutwillig neue Lasten übernimmt, wenn sie ihr von einem Minister aufgelegt werden, der die genaueste Oekonomie wirklich einführt; von dem sie versichert ist, dass er nicht mehr von ihr fodert, als was die strengste Nothwendigkeit verlangt; widersetzt sich mit Recht gegen dieselben Auflagen, wenn sie von einem Mann gefodert werden, der nur zum Scheine von Einschränkungen der Ausgaben redet, und die mannigfaltigen Depradationen der Finanzen duldet, um sich dadurch eine mächtige Parthie zu machen, und sich in seinem Posten zu erhalten. Der persönliche Charakter der Männer, die an der Spitze stehen, ist also nicht gleichgültig, wie manche glauben, die nur Sachen und nicht Menschen kennen, und die Kunst zu regieren, ohne alle moralische Rücksichten, wie eine physische Wissenschaft betrachten.

Calonne's Rechnung beweiset im Ganzen, dass das Volk in der neuen Ordnung weit mehr wird bezahlen müssen, als bisher: dass die Unordnungen der letzten Jahre die Schuldenlast sehr vermehrt haben: und dass die Mittel, welche die National-Versammlung bis jetzt angegeben, unzulänglich sind, dieses alles zu tragen. In einzelnen Angaben wird er viel Widerspruch finden. Es ist überhaupt sehr schwer, die verschiedenen Rechnungen Neckers, des *Comite de finances*, und andere, zu vergleichen, und zu einem festen Resultate zu kommen: denn erstlich, wird durch die verschiedne Art, die Rechnungen aufzustellen, eine genaue Vergleichung unmöglich, die nur dann statt fände, wenn jede der verschiednen Partheyen eine einzige General-Rechnung formirten, und zweytens sind manche Punkte noch im Dunkeln, da selbst Necker, der immer alles öffentlich zu rechtfertigen verspricht, und dieses in der That mehrentheils thut, einige Artikel, z. E. den Posten von 40 Millionen Livres für Kornankauf, nicht deutlich gemacht hat, woher denn sein Gegner hier Gelegenheit zu den bittersten und gehässigsten Insinuationen nimmt.

Nächstdem geht C. zu der neuen Verfassung des Reichs über. Er zeigt, dass einige Decrete, in welchen die Nat. Verf. zwar weit mehr gethan, als die Cahiers von ihr ver[illegible] welche diesen aber nicht gerade zu widersprе[illegible]s Decret, wodurch die Nat. Verf. permanent [illegible]den, das Decret über die *Loi martiale*, die Einführung der Geschwornen in Criminalfällen, die neue Eintheilung des Reichs, die Reduction der Bisthümer und das neueingeführte Recht, die Bischöfe zu wählen, auf die Art, wie sie jetzt gemacht sind, nicht bestehen können, und einer Revision bedürfen: dass aber andre, und zwar die wichtigsten Decrete, den Cahiers, den Vollmachten der Deputirten, ganz zuwider und daher vollkommen ungesetzlich sind. Dahin gehören: 1) Drey Decrete über die Regierungsform: nehmlich, das Decret, dadurch der König in dem, was die Constitution angeht, gar keine Stimme, und in andern Dingen nur ein *veto suspensif* haben soll, da er doch den einmüthigen Aussprüchen der Cahiers, mithin den Gesinnungen des Volks zu Folge, (des einzigen wahren Souverains nach den eignen Grundsätzen der Nat. Verf.) wenigstens einen Theil der gesetzgebenden Gewalt ausmacht: die Aufhebung der Stände der Geistlichkeit und des Adels: und das Decret dadurch das Recht Krieg und Frieden zu machen, der Nat. Verf. beygelegt worden. Hier sind die grossen Inconvenienzen dieses letzten Gesetzes ausführlich und sehr gut auseinandergesetzt. Ferner zeigt C. dass die Decrete der Nat. Verf., weit entfernt die persönliche Freyheit des Staatsbürgers zu schützen, wie die Cahiers verlangten, vielmehr durch die Egalisirung aller Stände, Bewafnung des ganzen Volks, Aufhebung aller Subordination; durch die Anmaassung aller Gewalt (gegen die eignen Grundsätze der N. V. denen zufolge die *Pouvoirs judiciaire and executif* von der Legislation auf das strengste getrennt seyn sollten), durch ihre eigenmächtige und vollkommen despotischen und tyrannischen Proceduren (wovon viele Beyspiele aufgezählt werden,) vorzüglich der verschiednen *Comités de Recherches*, ganz vernichtet worden; *drittens*, dass das Eigenthum aller Classen von Einwohnern angegriffen worden: der Geistlichkeit, des Adels, der Magistratspersonen, aller Art von Personen, die Einkünfte aus dem öffentlichen Schatze hatten, (hier eine weitläuftige Erörterung des illusorischen Rapport des *Comité des Pensions*, durch welchen das Publicum, vermittelst der schändlichsten Verdrehungen und zum Theil gar durch Erdichtungen, gegen den König, die Minister und gegen die ganze Classe der Pensionairs aufgebracht werden sollte, zu welcher letztern doch die würdigsten Männer gehören, z. E. die alten verdienten Militairpersonen): *viertens*, dass die neue Verfassung des Justizwesens den Wünschen der Nation gerade zu widerspreche: dass diese eine zuverlässige feste und unabhängige Verwaltung derselben verlangte, die neue Einrichtung aber das Gegentheil von dem allen erzeugen müsse. Hier wieder viele sehr gute Bemerkungen über die Fehler der neuen Justizverfassung.

Alle diese grossen Neuerungen sind vermöge des angemaassten *Pouvoir constituant* gemacht. Der Vf. kommt also auf dieses zurück, und zeigt, dass die Nat. Verf. ihren eignen Grundsätzen zufolge, nach denen die Nation selbst allein das Recht hat, ihre Regierungsform zu bestimmen, in Rücksicht auf diese Grundzüge der Verfassung nichts zu thun befugt sey, ohne dass das Volk es nachmals ratificire: dass diese Ratification aber nicht von den neuangeordneten Versammlungen der Departements erfolgen könne, als über deren Rechtmässigkeit erst

erst entschieden werden müsse, sondern von den ehemaligen Ständen, welche die gegenwärtigen Deputirten erwählt haben. Hier eine vortrefliche Bemerkung über die neuen *Assemblées de Departement*. In den Versammlungen der *Electeurs* der Departements residirt die wahre Souverainetät, denn sie wählen alle Personen, von deren Autorität etwas abhängt, sie wählen die Deputirten zur Nat. Verf., die Administrationen der Departements, von denen die Districte dependiren, und die Richter. Verbinden sich diese Versammlungen von *Electeurs* unter einander, und erklären sich für ein einziges Corps, das nur in 83 verschiednen Kammern sitze, (so wie es die Parlamente bey den grosen Bewegungen in den letzten Regierungs-Jahren *Louis XV* machten) so sind sie unwiderstehlich. Wollen sie hingegen sich von einander trennen, so ist die Auflösung des Reichs da, welches durch kein einziges kräftiges Band mehr verbunden ist. Dieser Abschnitt ist ganz vorzüglich lesenswerth.

Endlich zeigt der Vf. dass der im Februar 1790 der Nation aufgelegte Eid, diese Verfassung aufrecht erhalten zu wollen, in sich selbst nichtig und unfähig sey, die Nation an diese Constitution zu binden, die ihr so widerrechtlich aufgedrungen wird. Er ruft alle Männer von Ansehen und Gewicht auf, sich zu vereinigen, um die Nat. Verf. dazu zurückzuführen, was die Nation von ihr in den Cahiers verlangte. (Aber wie ist es möglich, dass die Stände nach alter Form sich versammeln, um so, wie es Calonne an sich selbst zwar mit guten Grunde, fodert, den Decreten, die dem Wunsche der Nation gemäss sind, die Ratification zu ertheilen, und diejenigen zu cassiren, welche die aste Verfassung des Reichs zerstört haben, statt sie zu verbessern, wie aufgegeben war. Versammlungen der Geistlichkeit und des Adels, sind unmöglich, und selbst der alte *Tiers état* würde sich nicht formiren dürfen, so lange die Gewalt in den Händen der untersten Volksklasse ist. Es bleibt also nichts übrig, als dass ein groses Haupt aufstehe, an das sich alles anschliesse, das durch Gewalt auszuführen, was der Theil der Nation, der allein für Bürger gezählt werden kann, wünscht: und dies ist denn auch der Schluss von dem Werke, von dem hier die Rede ist). C. fodert am Ende den *Comte d'Artois* an, dass er die Nation aufrufe, sich an ihn zu schliessen, um den König und das Volk von der Faction zu befreyen, die jetzt das ganze Reich mit despotischer Gewalt beherrscht, indem sie dem Pöbel freyen Willen läst, seine Ausschweifungen duldet, und nach Gelegenheit, zu Beförderung ihrer Absichten erregt. Dieser Schluss wird den Eindruck, den das Buch in Frankreich unfehlbar machen musste, sehr schwächen. Das Publicum ist zwar noch nicht im Stande, ein *bestimmtes* Urtheil über den Grund der Gesinnungen zu fällen, welche die französische Nation gegen die Königinn, gegen den Grafen von Artois, und den Exminister Calonne hegt. Es ist überhaupt sehr schwer, in der Zeit selbst zuverläsig zu erfahren, was im Innern der Höfe und Cabinetter uneingeschränkt monarchischer Staaten vorgeht, und in Frankreich mehr als in jedem andern, gerade weil das Pariser Publicum sich so lebhaft dafür interessirt, und so gut unterrichtet zu seyn meint. Der wahre Zusammenhang der Hofintriguen in den letzten Jahren, ist nicht bekannt. Es ist noch sehr im Dunkeln, was dem Vf. des Buchs, von dem hier Rechenschaft gegeben wird, zur Last gelegt werden kann, und wie viel Antheil der Graf von Artois an der schlechten Verwaltung der Finanzen gehabt haben mag. Es läst sich aber nicht allein doch schon behaupten, dass die Gesinnungen des Volks nicht *ohne Grund* sind: (das rothe Buch hat neuerlich einige authentische Beweise von der Verschwendung des Gr. von A. gegeben) und, worauf es hier fast allein ankommt: jene Gesinnungen sind einmal allgemein. Die Nation wird sich schwerlich überreden lassen, dass sie ihr Heil von der Hand desjenigen empfangen könne, von dem sie glaubt, so viel Ungemach erlitten zu haben. Es kommt bey einem solchen Unternehmen, als dasjenige, wozu Calonne den Grafen v. A. auffodert, alles auf den Charakter dessen an, der sich an die Spitze stellt. Die Beurtheilung des Charakters eines lebenden Prinzen ist litterarischen Blättern ganz fremd: und wenn Rec. die genaueste und zuverläsigste Kenntniss davon hätte, (welche in Deutschland ganz fehlt) so würde hier nicht der Ort seyn, sie mitzutheilen. Alles, was er hier hinzuzufügen vermag, ist also dieses. Die zahllosen Pasquille, welche der Hunger und die Bosheit in Paris täglich erzeugen, sind hier billig mit gänzlichen Stillschweigen übergangen worden. Sie sind unter der Notiz des verständigen und gutgesinnten Publicums: sie verdienen als litterarische Producte nicht bemerkt zu werden, denn sie sind ekelhaft, unwitzig und höchst elend geschrieben. Als historische Quellen sind sie eben so wenig werth, denn sie tragen das Gepräge der Erdichtung und der elendesten Volkssage an der Stirne. Sobald hingegen eine Schrift erscheinen wird, in welcher der Prinz welcher hier zum Retter seines Vaterlandes aufgefodert wird, von einer Seite, die ihn dazu einigermasen empfiehlt, nur mit einigem Scheine der Wahrheit dargestellt wird, so soll dieselbe sofort in diesen Blättern angezeigt, und wenn es mit Grunde geschehen kann, empfohlen werden.

Es muss hier bemerkt werden, dass eine Schrift welche unter dem Namen *Calonne*, mit dem Titel *Observations sur les Finances à l'assemblée* London 1790. 24 S. 4. herausgekommen ist, von ihm für untergeschoben erklärt wird. Gleichfalls ist eine andre unter dem Titel: *de l'Etat de la France, tel qu'il peut et qu'il doit etre; par M. de Calonne, Min. d'Etat pour faire suite à l'Etat de la France present et à venir.* Londres et Paris, chez tous les marchands des nouveautés 1790. 80 S. 8. offenbar untergeschoben.

Das so eben beurtheilte Werk führt auf eine frühere Schrift des Vf., die noch nachzuholen ist.

London, b. Spilsbury: *Lettre addressée au Roi* par M. *de Calonne le* 9 *Fevrier*. 1789. 296 S. 8.

Dieser Brief ist geschrieben, da die vorläufige *Assemblée de Notables* geendigt war, und die Berufung der *Etats Géneraux* bevorstand. Er tadelt zuerst sehr nachdrücklich die falschen Schritte, zu denen die Minister den König bewogen: das Ausschreiben von 5 Julius 1788 (unter Brienne), wodurch das Publikum aufgefodert ward, Untersuchungen über die Form der *Etats*

Généraux und die Wahl der Deputirten mitzutheilen: den Verzug in der Berufung, der nur den Schreyern Zeit gelassen, eine Menge Prätensionen zu machen, im Volk Einfluss zu gewinnen, und festen Fuss zu fassen: die Voreiligkeit vorzüglich mit, welcher Necker im Namen des Königs alle diejenigen Grundsätze und Entschlüsse ankündigte, welche das Resultat der *Etats Généraux* hätten seyn müssen, welche nunmehr nur dadurch aufgefodert wurden, noch viel weiter zu gehen. (Alles ganz auffallend wahr.) Er insistirt auf Beybehaltung des Unterschieds der Stände, und räth, Geistlichkeit und Adel zu vereinigen, um dadurch der alten Verfassung der *Etats Généraux* eine bessre Form zu geben, ohne dass der dritte Stand eine Ueberlegenheit erhalte. (deren schlimme Wirkungen sich nur zu sehr in den folgenden Begebenheiten bewiesen haben.) Aber nun weiter, zeigt er: dass die Könige von Frankreich ein ausschliessliches Recht der Gesetzgebung beständig besessen. Er geht, dies zu beweisen bis auf Karl den Grossen zurück, führt flüchtig einige Facta aus verschiedenen Jahrhunderten an, und insistirt zuletzt auf Beyspielen Ludwig des XIV und XV (die der ganzen Nation verabscheuungswürdig und gewiss dem gerechten, billigen, wohlwollenden Ludwig XVI nicht weniger zuwider seyn mussten.) Er behauptet hierauf, der König könne diesen Grundsatz des französischen Staatsrechts, welches in den *Etats Généraux* nur Rathgeber nicht Theilnehmer an der Gesetzgebung erkenne, gar nicht aufgeben, er sey verpflichtet, ihn seinen Nachkommen unverletzt zu erhalten: und dieses sey für die Nation selbst sehr wohlthätig: denn sie können den verlangten Antheil an der Gesetzgebung nicht ausüben, und nicht in dem Besitze desselben sich erhalten, weil der französischen Verfassung diejenigen Mittel fehlen, wodurch sich die englische erhält. König auf einer, und Volk auf der andern Seite habe immer nur innere Unruhen und Bürgerkriege veranlasst. Eine dreyfache Vertheilung der gesetzgebenden Macht, wie in England, sey das einzige Mittel, dieses Hin- und Herreissen des ewigen Streits über Gewalt zu mässigen: (sehr treffend) eine von Zeit zu Zeit aus allen Ecken eines so grossen Reichs zusammenberufene Versammlung könne allein die Gesetzgebung nicht verwalten, intermediaire Autorität des Königs aber sey das Mittel die Rechte der Nation in jener Supposition wieder zu zerstören. Anstatt aber nunmehro zu zeigen, wie diejenige Verfassung einer eingeschränkten Monarchie (welche die des Drucks überdrüssige französische Nation laut und unwiderruflich foderte) die er für die einzige solide erkennt, nach den Umständen Frankreichs modificirt, und errichtet werden könnte, beschliesst er mit einer weitläuftigen Ausführung, dass alles Gute, welches der König für die Nation thun wollen, füglich ohne Neuerung, geschehen könne, dafern nur die Grundsätze der wahren Monarchie, wodurch sie sich vom Despotismus unterscheidet, befestigt würden. Dazu sey erfoderlich, dass jedes Gesetz nach vorgängiger Prüfung in bestimmter Form gegeben werde. Diejenigen, welche die Verfassung des Reichs angehen, und auch diejenigen, welche auf beständige Zeiten gelten sollen, müssten die Einwilligung der *Etats Généraux* haben, über diejenigen, welche das bürgerliche Recht angehen, müsste das *Parlement de Paris* bis auf dreymal Vorstellungen thun dürfen: und die einzelnen Verfügungen, welche zu keiner der ersten beiden Classen von Edicten gehören, müssten dem Parlamente mitgetheilt werden, damit dieses im Falle sie gegen constitutionelle Gesetze stritten, die Sache an die Stände bringen könnten. (Man sieht, dass in diesem höchst verwickelten Plane alles im Grunde auf dem Parlamente beruhet, welches durch sein ganzes Betragen seit Jahrhunderten bewiesen hat, wie wenig ein solcher Gerichtshof dazu geschickt ist, die Constitution des Reichs zu bewachen, und die politischen Rechte des Volks zu vertreten. Durch den ganzen Plan konnte der Vf. also nichts anders erreichen, und auch wohl nichts anders beabsichten, als dieses mächtige Collegium für sich zu gewinnen, und darauf einen letzten Versuch zu gründen, wieder in seine vorige Stelle einzurücken, die er denn ganz augenscheinlich, so wie es immer seine Idee gewesen ist, gebraucht haben würde, durch Palliativ-Mittel und Ränke die Wünsche der Nation, eine dauerhafte Gegenwehr gegen den eingerissnen Ministerialdespotismus zu erhalten, ganz zu vereiteln. Bey einer so offenbaren Absicht konnte alles Gute, was die Schrift enthält, wohl keinen Eindruck machen: und überhaupt wäre es vielleicht in der Lage des Vf. patriotischer gewesen, damals ganz zu schweigen, damit das gute, was er etwa zu sagen und zu empfehlen hatte, nicht dadurch decreditirt wurde, dass *Er* es sagte.) Der Vf. verfällt denn auch in der letztern Hälfte der Schrift, in welcher er die Verbesserungen des Finanzwesens (mit eingemischten heftigen, gegründeten Tadel der Administration, die unmittelbar auf die seinige folgte) der Criminal-Verfassung, und einiger andern Punkte, von Zeit zu Zeit immer wieder in eine Rechtfertigung seiner selbst, deren er doch am Anfange sich hier ganz enthalten zu wollen ankündigte. Vergebliche Versuche, das Vertrauen der Nation und des Königs wieder zu gewinnen, und seine vorige Stelle wieder einzunehmen! Denn wenn der Vf. sich auch vollkommen zu rechtfertigen vermöchte (und vor dem bürgerlichen Richter vermag das leicht ein Minister, wenn er auch noch so sehr politisch schlecht gehandelt hätte); so war der Zeitpunkt längst vorüber, die von der Laune des Schicksals abhängende Stimmung der Zeit für sich zu gewinnen, welche sich in einem Menschenleben selten mehr auf einmal für denselben erklärt.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 5. März 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

(Fortgesetzte Anzeige der Schriften über die französische Revolution.)

Zu den Original-Documenten von denen in den vorigen Blättern Nachricht gegeben worden, sind folgende hinzugekommen:

Paris, b. Baudoin: *Procès verbal des Seances et deliberations de l'Assemblée générale des Electeurs de Paris, reunis à l'hotel de ville de 14 de Juillet, 1789,* redigé depuis le 26 Avril jusqu'au 21 May 1789 par M. *Bailly*, premier elû President de cette assemblée, et depuis le 22 Mai jusqu'au 30 Juillet 1789 par M. *Duveyrier*, Sécretaire de cette Assemblée. 3 Vol. 479. 536. 402 S. 8.

Diese authenthische Nachricht von den Verhandlungen der Wahldeputirten der Stadt Paris (*intra muros*) enthält ein sehr weitläuftiges Detail, grossentheils ganz uninteressanter Begebenheiten und Verfügungen; aber auch vorzüglich im ersten Bande, viel merkwürdiges und lehrreiches. Den Anfang machen die Protocolle ihrer Versammlungen zur Wahl der Deputirten zu den Etats généraux. Diese sind voll merkwürdiger Beweise des freundschaftlichsten und patriotischsten Betragens des Adels gegen den Tiers Etat. In den Deliberationen dieses letztern, finden sich schon die Keime der folgenden Begebenheiten, die sich grossentheils auf das Verhältniss der Nat. Verf. zu der Stadt Paris gründen. Die versammelten Wahldeputirten haben gleich damit angefangen, den *Lieutenant civil* als königl. Commissarius, der ihrer Versammlung präsidiren sollte, zu verwerfen und selbst Präsidenten zu wählen. Sie deliberirten hierauf darüber, ob Geistliche und Adeliche *fähig* seyn sollten, vom dritten Stande gewählt zu werden, um ihn zu repräsentiren: eine Frage, deren Entscheidung durchaus nicht den einzelnen Baillages zukam: sie nahmen sogar Deputationen der Colonie Saint Domingo an und deliberirten darüber, ob diese Colonie Repräsentanten in der Versammlung der Stände haben solle. Eine Frage, die vollends gar nicht ihrer Competenz war. Sie fassten endlich eigenmächtig den Entschluss, ihre Versammlungen nach geschehener Wahl noch zu verlängern, und mit ihren Deputirten in der Nat. Verf. in ordentlicher Verbindung zu bleiben: ein Entschluss, den der König sofort hätte cassiren müssen, wenn Frankreich nicht so, wie es geschehen ist, in eine Föderation vieler Municipalitäten verwandelt werden sollte, unter denen das grosse Paris allmächtig werden musste. Diese Versammlung hat denn auch fortgefahren, in den bekannten unruhigen Tagen des Julius 1789, sich selbst eigenmächtig in die prätendirten allgemeinen Rechte einer Commune, wieder einzusetzen, sich des Directoriums der Stadt bemächtigt, und das bisherige Stadtregiment aufgehoben.

In diesen Tagen des allgemeinen Aufstandes, der Besitznehmung der Bastille u. s. w. war diese Versammlung der Mittelpunct aller Thätigkeit, und der Ordnung, so weit sie in dieser Zeit noch zu erhalten war. Die Nachrichten welche hier von diesen grossen Begebenheiten authentisch mitgetheilt werden, enthalten daher viel wichtiges, und es wird nunmehr, nach deren Bekanntmachung erst möglich, eine völlig zuverlässige und einigermassen vollständige Geschichte derselben zu schreiben. Die Erzählung der Entstehung der Unruhen im ersten Theile, ist ausserordentlich interessant. Man sieht darin sehr deutlich, wie es bey einem grossen Volksauflaufe zugeht: wie oft falsche Nachrichten, muthwillig ausgesprengt, oder aus Missverstand entsprungen, panisches Schrecken, und zuweilen ganz unerklärliche Bewegungen, die Quellen der grössten Begebenheiten werden. Einzelne Umstände werden hier gegen alle bisher geglaubten Angaben erzählt. So ist z. E. nach diesen Nachrichten, auch der so oft und mit solcher Gewissheit versicherte Umstand von dem Billette, welches der unglückliche Flesselles an Launay geschrieben haben sollte, und welches in den Zeitungen als die Ursache seines Todes angegeben, und von voreiligen Geschichtschreibern nachgeschrieben worden, ganz falsch.

Einen Theil der merkwürdigen Züge aus diesem Werke enthält folgendes im Auszuge:

Paris, b. Debure d. ält.: *De l'Insurrection Parisienne, et de la prise de la Bastille.* Discours historique prononcé par extrait dans l'assemblée nationale par M. *Dusaulx*, de l'acad. des belles Lettres, l'un des électeurs réunis le 14 Juillet 1789, réprésentant de la Commune de Paris, et l'un des Commissaires actuels du Comité de la Bastille. 1790. XVI u. 269 S. 8.

Der Vf. redet in den auf dem Titel angegebenen Qualitäten, als Augenzeuge, und seine Angaben sind mehrentheils aus dem eben angezeigten Procès verbal genommen. Sein Vortrag ist aber auf eine unerträgliche Weise mit schriftstellerischen, seynsollenden Schmucke, und rednerischen Zugaben aufgeschwellt.

An den erwähnten Procès verbal schliesst sich an:

Paris, b. Lottin: *Exposé des travaux de l'assemblée générale des Representans de la Commune de Paris, depuis le 25 Juillet 1789, jusqu'au mois d'Octobre 1790, époque de l'organisation definitive de la Municipalité;* fait par Ordre de l'Assemblée; redigé par M. *Godard*, Avocat ancien Président de l'Assemblée des

des Représentans de la Commune; et inprimé aux fraix des Représentans. 1790. 248 S. 8.

Eine kluge Erzählung aller Bemühungen der von der Stadt Paris zur Verwaltung der Municipalität-Angelegenheiten erwählten Personen, an der Zahl zuerst 120, darauf 180, endlich 300, welche die Stelle des obgedachten Collegii der Electeurs einnahmen, welches sich, ohne autorisirt zu seyn, der öffentlichen Angelegenheiten, in den Zeiten der ersten Unruhen angenommen hatte. Diese Bemühungen sind natürlicher Weise von sehr grosen Umfange. Die Versorgung einer solchen Stadt mit Lebensmitteln ist in so unruhigen Zeiten allein schon eine sehr weitläuftige und schwere Sache. Man findet hier ferner alle einzelnen Unruhen aufgezählt, welche in der Stadt Paris entstanden, und zum Theile noch vor dem Ausbruche gedämpft worden sind. Ueber den 5ten October giebt diese Erzählung wenig aber doch einige Aufklärung. Es werden nemlich Umstände angegeben, aus denen begreiflich wird, wie auch schon ohne Complotte und Intriguen wirklich *einiger* Mangel an Getraide gerade damals entstanden: andre, die sehr wahrscheinlich machen, dass Machinationen und Complotte denselben vergrössert; vom Auflaufe selbst aber solche, die beweisen, dass der wahre Ursprung durchaus noch unbekannt ist. Ein Heer Weiber wollen das Rathhaus besetzen, erklären, dass sie nach Versailles ziehn werden, und *wollen durchaus keine Mannspersonen unter sich leiden.* Gleich darauf findet sich ein grosses Heer Gesindel ein und fängt an das Rathhaus zu plündern und in Brand stecken zu wollen. Der Zug nach Versailles heisst auch hier, *l'incomprehensible Voyage de Versailles.*

In der Erzählung der spätern Vorfälle ist das merkwürdigste der Kampf um die oberste Gewalt, zwischen den Versammlungen der Districte, und der Versammlung der Repräsentanten der ganzen Stadt. Die letztern haben unstreitig darinn Recht, dass in der eigenmächtig und widerrechtlich angemassten Autorität jener die Quelle der grösten Uebel liegt, und noch weit grössere damals hätten entstehn können. Es ist die natürliche Folge einer durch Mitwirkung des Volks entstandnen Revolution, dass dies Volk die einmal ergriffne Gewalt nicht wieder fahren lassen, und sich nicht der gesetzmässigen Gewalt, wenn gleich selbstgewählter Obern unterwerfen will. Durch die Versammlungen der Districte sind gegen die Versammlungen der Repräsentanten, die Klagen und Beschuldigungen erhoben, welche ihrem Credit im Publicum sehr geschadet, und das Werk veranlasst haben, von dem hier Rechenschaft gegeben wird. Gegen den Maire *Bailly* werden in sehr bescheidenen und anständigen Ausdrücken, Klagen geführt, dass er jene Versammlungen der Districte favorisirt, und sich dem Collegio entzogen, welchem er präsidiren sollte, und dem die Administration der Municipalität-Angelegenheiten zukam. Die weitere Erörterung dieser Klagen wird für die Geschichte der Revolution nicht ganz unbedeutend seyn.

PARIS: *Procè du Prince de Lambesc, Résumé général de ce Procès, ou Resultat des Reflexions qu'il fait naître d'après le rapprochement de chaque deposition.* 1790. 127 u. 90 S. 8.

enthält erstlich die Zeugenverhöre in dem Processe, welcher über den Prince de Lambesc wegen des angeschuldigten *Crime de Lèze-nation*, *in contumaciam* gesucht worden, und ist also insofern ein Actenstück. Ein Résumé dieser Aussagen von einem Ungenannten, ist angehängt. Es erhellt aus der ganzen Untersuchung, dass der Pr. de L., nicht wie man anfangs sagte, am 12ten Julius 1789 unbewaffnete Leute in den Thuilerien angegriffen, sondern bloss einen Menschen leicht verwundet hat, der ihm den Ausgang über die Brücke versperren wollte. Die ganze Sache ist an sich unbedeutend. Man weiss überhaupt nicht recht, was man bey dem *Crime de Lèze-nation* denken soll. Das angeschuldigte Verbrechen, von dem hier die Rede ist, konnte vollends auf keine Art Hochverrath heissen. Da aber so viel Geschrey darüber erhoben worden, da es so oft als ein vorzüglich charakteristischer Zug gebraucht worden, um die Insurrection der Stadt Paris zu rechtfertigen, und die Grossen verhasst zu machen: da die Geschichte in dieser Absicht in den mehresten frühern Schriften über die Revolution figurirt, (im Braunschweigischen Almanach fürs erste Jahr der Freyheit, ist sie auf einem Kupferstiche zu sehen) so ist es doch der Mühe werth, zu wissen, dass die Sache untersucht worden, und ungegründet befunden ist.

Die Processe über den *Marquis de Favras* und über den *Comte de Maillebois*, *Bonne-Savardin* u. s. w. sind für die Geschichte des Ganzen so wenig lehrreich, die Facta sind so isolirt, und bey dem letztern ist so wenig herausgekommen, dass es hinreichend ist, anzuzeigen, dass die Acten davon gedruckt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

HANDLUNGSWISSENSCHAFT.

GÖTTINGEN, bey Vandenhoek und Ruprecht: *Anleitung zur Handlungswissenschaft, vornehmlich zum Gebrauche derer, welche sich mit Policey, Cameralwissenschaft, Geschichte und Statistik beschäftigen wollen,* nebst Entwurf zur Handlungsbibliothek, von *Johann Beckmann,* Hofrath und ord. Prof. der ökonomischen Wissenschaften. 1789. 150 S. 8. (8 gr.)

Kürze und Einfalt, zwey Haupteigenschaften eines guten Lehrbuches, sind an diesem so auffallend, dass es sich dadurch vor vielen andern auszeichnet, und in dieser Absicht eine vortrefliche Grundlage zum mündlichen Unterricht abgeben kann. Das ganze an sich weitläuftige Lehrgebäude ist nach einer kurzen Einleitung in acht Abschnitte gebracht, 1) von der Handlung überhaupt, 2) dem Waaren- 3) See- und 4) Wechselhandel 5) den Banken 6) Handlungsgesellschaften 7) dem Bankerott und 8) Buchhalten. Von jedem dieser Gegenstände ist in kurzen Sätzen das nöthige beygebracht und besonders eine hinreichende Menge Kunstwörter erkläret, so dass Anfänger dadurch zu deutlichen Begriffen und richtigen festen Grundsätzen geleitet werden. Das einzige, was noch

noch dem Tadel ausgesetzt seyn möchte, ist eine gewisse Unvollständigkeit der Materien selbst, welche hauptsächlich in dem von Hn. B. angenommenen an sich ganz richtigen Unterschiede der Handlungswissenschaft und Handelskunde ihren Grund zu haben scheint. Er rechnet nämlich zu letzterer alles, was den gegenwärtigen Zustand der einzelnen Länder betrift, ihre Waaren, Münze, Maafs, Anstalten, Verträge u. s. w. Diese konnten nun freylich in einem Lehrbuche dieser Art nicht vollständig aufgezählt werden. Aber die allgemeinen Lehren davon vermisset man doch ungern, z. B. von den Eintheilungen der Waaren, vom Gelde, Agio, Curs, Zinsen. Auch wären einige zusammengedrängte historische Nachrichten zur Deutlichkeit eben so nöthig gewesen, als bey den Banken und Handelsgesellschaften, von welchen die vornehmsten kurz berührt sind. Ausserdem fehlen selbst einige Stücke ganz, die doch nach der strengsten Einschränkung des Begriffs der Handlungswissenschaft dazu gezogen werden müssen, weil sie wesentlich und praktisch sind, z. B. der Handwechsel mit baarem Gelde in verschiedenen Sorten, die Versteigerungen, der Briefwechsel und das Intelligenzwesen. Die angehängte Bücherkenntnifs ist nach Verhältnifs des kleinen Buches sehr vollständig und enthält in 20 Classen die Titel der vornehmsten Schriften, von welchem aber die besondern wohl schicklicher unter die Abschnitte, welche sie betreffen, zu vertheilen gewesen wären. Die unter den Lehrbüchern aufgeführte Einleitung zu einer vollkommenen (in die *Stats*) Commerzwissenschaft. Berlin 1777. 8. gehöret blofs zur Policey der Handlung, wie schon der hier vermuthlich nach Müllers ökonomischphysikalischer Bücherkunde unrichtig angeführte Titel zeiget.

Hamburg, b. Treder: *Ein Wort zu seiner Zeit über die Hamburgische Bank* von *J. G. Büsch*, Prof. Im December 1790. 60 S. 8.

Die im November 1790 bekannt gemachte äufserst bedenkliche Verfügung der Direction der Amsterdamer Bank, nach welcher sie ihren Interessenten den Preis ihres in der Bank stehenden Silbers willkührlich um fast 10 Procent erhöht, und folglich den Werth ihres Bankgeldes willkührlich um eben so viel herabwürdigt, auch selbst zu diesem Preise die Herausnehmung des Silbers nur denen frey läfst, die für mehr als 2500 Gulden bey der Bank interessirt sind, und sich überdies die Veränderung des Silberpreises von Monat zu Monat vorbehält, veranlafst Hn. B. zu der wichtigen Untersuchung, ob man, wenn dergleichen in *Amsterdam* geschieht, noch irgend einer Bank, und namentlich der *Hamburgischen*, trauen könne? Dafs die Möglichkeit eines solchen Fehlgriffs bey der letztern überall nicht denkbar sey, beweist er mit einleuchtender Gründlichkeit aus der ganzen Organisation dieser Bank, und aus der detaillirten Geschichte derjenigen Katastrophen, durch welche sich die itzige Organisation derselben fest und unerschütterlich bildete. Diese unerschütterliche Zuverläfsigkeit setzt er hauptsächlich darinn, dafs der Werth, der nicht als Münze, sondern blofs als ein bestimmtes Quantum ungemünzten feinen Silbers vorhandenen Bank-Thalers unveränderlich auf 1/27 einer Mark feinen Silbers gestellt bleibt; dafs folglich dieser Bank-Thaler allen bey cursirenden Münzen entstehenden Veränderungen und Verringerungen nie unterworfen ist; dafs die Casse der Bank nie geschlossen werden darf, sondern jedem Interessenten zu jeder Zeit frey steht, seinen ganzen Antheil an dem Fonds in seinem Silber zu vorgedachtem unveränderlichen Preise herauszunehmen; und dafs die Direction sowohl in Absicht der Art als des Umfangs der Berechnung an durchaus unbedenkliche Grundsätze unabweichlich gebunden ist. Die ganze Schrift ist ein wichtiger Beytrag zu des Vf. bekannten Abhandlung *von Banken*, und leitet nicht nur zu einem richtigen Urtheil über den vorerwähnten Schritt der Amsterdamer Bank, sondern auch über den eigentlichen Geist dieser Anstalten überhaupt, und besonders derjenigen, deren Erläuterung für Unkundige — denn dem Interessenten der Bank und dem Negocianten ist dieselbe ohnehin bekannt — der Vf. hier zunächst zum Zweck hat. Sie kann zugleich manche unsrer Romanenschreiber, die ihre Helden nach ausgestandenen Fährlichkeiten zu Wasser und zu Lande, nicht selten zuletzt einen ihnen vom Glück zugeworfenen Schatz in der Amsterdamer oder Hamburger Bank *zinsbar belegen* lassen, über diesen lächerlichen Verstofs eines bessern belehren, wenn anders diese Herren es der Mühe werth achten, Schriften dieser Art zu lesen und verstehen zu lernen.

Leipzig, b. Hilscher: *Lesebuch für Kaufleute*, herausgegeben durch *Johann Christian Sinapius*. 1788. 448 S. 8. (18 gr.)

Nichts mehr und nichts weniger als die bereits im Jahr 1783 *bey Matthiessen in Hamburg* unter diesem Titel herausgekommene Compilation, mit blofser Vorlegung eines neuen Titelblatts. Wer daher in dem sogenannten *Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Handlung eine Uebersicht* von dem itzigen Zustand derselben, in dem Aufsatz *über Bettler und Hausarme* eine Nachricht von der itzigen Hamburgischen Armenversorgung etc. zu finden glaubt, findet sich sehr betrogen. Alles historische im ganzen Buch ist Antiquität, von dem auf das auf dem Titel angegebne Jahr 1788 nichts zutrift. Gleich die erste Periode des Buchs, welche mit den Worten: „*Der nun seit kurzen beendigte Seekrieg*" — anfängt, bewährt dieses Urtheil zur Genüge.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Leiden*, b. Luchtmanns und *Leipzig* in Commission bey Weidmanns Erben: *Marii Servii Honorati Centimetrum, ex vetustissimis exemplaribus ebritectum.* 1788. 74 S. 8. u. ein Blatt, welches die Eintheilung, Dimensionen u. Benennungen

gen der Füsse enthält. Diesen überaus niedlichen mit Geschmack und kritischer Genauigkeit veranstalteten Abdruck eines, in verschiedenen Sammlungen zur Zeit mit vielen Unrichtigkeiten wiederholten kleinen metrischen Handbuchs, das der Vf. *Centimetrum* überschrieben hat, weil er es just hundert verschiedene Metra enthalten lässt, verdankt man dem Hn. *van Santen* zu Leiden. Der Zweck war, es sollte *Handbuch* bleiben und daher ist auch der Text mit keinen andern Noten versehen, als die unmittelbar auf Berichtigung desselben abzielen. Die Quellen der getroffenen Abänderungen und Verbesserungen sind seine kritische Eustochie; alte Handschriften (wir finden einen *Codicem Leidensem* und einen *Codicem Pauli Merulae* genannt), alte Ausgaben und unter diesen vorzüglich die *praestantissima Calliensis* vom Jahr 1476, aus der er, unter andern, S. 15. im vierten Kap, das in andern Ausgaben, und in der *Putschiana* S. 1822, verdorbene:

Sua munera fert Venus alma rosas juveni cineri udelete

in:

Sua munera fert Venus alma, rosas, juveni Cinyrâ genito

abändert. *Cinarae juveni* fand Rec. auch schon in einem alten Exemplar, dem Caspar Barth seine Correctionen und Muthmassungen beygeschrieben hatte. In der Zuschrift an den Albinus, vermuthet Hr. v. S.: *callo* statt: *velut*, weil eine Handschrift: *callae* hatte. Bald nachher im Eingang; *ratione* statt: *rationem*. Kap. I, S. 7. (Putsch. p. 1818):

Marcent lucernae; sol propinquat; non tamen vocas,

wo Putsch: *Vacas* liesst, hat die Handschrift des Merula dafür:

nunc viro vacas,

den Aldina und der nach ihr gemachte Abdruck des Centimetri in der Baseler Ausgabe des Horaz bey Andr. Cratander 1520. 8. die wir vor uns haben, p. 345. am nächsten kommen: *nunc vero vacas*. In eben diesem Kapitel S. 8. ist abgedruckt:

Hic finis est; Jambe, salve, vindicis doctor meli,

wo Aldina und Bas. ohne Verstand lesen: *Vindicis dolor meli.* Hr. v. S. vermuthet aber noch: *ductor* statt: *doctor*; ein passender Sinn; *du meines strafenden Liedes Führer!* Vielleicht gar mit Anspielung auf den Präcentor oder Vortänzer. Kap. IV. p. 14. (Putsch. p. 1821) haben die Handschriften und alten Ausgaben eine Benennung eines Metri, das niemand kennt: *Thinicum, Thirinicium.* Hr. v. S. vermuthet: *Phrynichium*; ob er gleich im Text *Trinicium* hat abdrucken lassen. Wir hatten uns beygeschrieben, dass *Hadrianus Junius ad Senecam ludo Claudii* pag. 457. ed. Amst. 1619. 8. zu verbessern gesucht habe: *Threnicum*; das Buch ist uns aber itzt nicht zur Hand, um seine Meynung näher einzusehen. Cap. VI. pag. 17. (Putsch. p. 1823) wieder ein verdorbener terminus technicus: *Panicum, Phaunicum*; Hr. v. S. schlägt vor: *Phallicum*. Cap. IX. p. 21. (Putsch. p. 1824) verbessert er: *Aeolicum*, wo die ältern Ausgaben lauter monströse Benennungen geben: *Eulogiacum, Eulogicium, Euloicum*. S. 22 (Putsch. 1825.) wieder eine treffende Vermuthung von Hn. v. S.:

Fontes rigabant gramina laetifici

statt der Vulgata:

Fontes ligabant gramina laetificos.

Und kurz vorher: *Archilochium constat Partheniaco*, wo er aus der Lesart der Leidner Handschrift: *parchemiaco* auf: *Paroemiaco* gebracht wird. Wir ergreifen diese Gelegenheit um zu bemerken, dass Caspar Barth in dem 168sten Buch seiner noch im Manuscript vorhandenen Adversarien im vorletzten Kapitel dieses ganze Tractätchen des *Servius* philologisch und kritisch erläutert habe. Könnten denn nicht noch einmal die beiden bis jetzt unedirten und in einer Sächsischen Bibliothek versteckt seyn sollenden Theile dieses Barthischen Magazins, das doch gewiss keinem Philologen gleichgültig seyn darf, durch eine zu errichtende Subscription in England, Holland, Frankreich, Italien, Deutschland, vom gänzlichen Verderben, das ihnen bevorsteht, gerettet werden? Hier nur eine einzige Stelle zur Probe seiner Kritiken: Der Schluss des Büchelchens heisst, wie er bey Putsch gefasst ist: *Habes, lector, manualem in compendio discendi libellum, quem magis probabis, si tibi usus scribendi voluntas exoluat.* Diese letzten nicht recht verständlichen Worte ändert Barth so ab: *Versus scribendi voluntas exeat.* Wo uns wenigstens das *versus* getroffen scheint.

Magdeburg, b. Creuz: *Kurze Anleitung zur deutschen Rechtschreibung und Sprachrichtigkeit* nebst einem alphabetischen Verzeichniss von Wörtern *nach einer Schreibart, die sich durch deutliche, gewisse und sichere Gründe rechtfertigen lässt*, von M. *Joh. Christoph Vollbeding.* 1789. 52 S. 8. (3 gr.) Der Vermuthung nach konnte ein Büchlein dieser Art und Grösse nur für Lehrlinge, Frauenzimmer und Ungelehrte bestimmt seyn, zumal da Hr. V. sonst schon den Volksschriftsteller macht, wie seine im No. 24. der A. L. Z. d. J. angezeigte *Bildung des Bürgers* zeiget. Aber die Vorrede giebt einen höheren Endzweck an. Hr. V. will fleissigen Sammlern und angehenden Forschern der deutschen Sprache etwas übergeben, wonach sie ihre Reinigkeit und Richtigkeit beurtheilen und den Geschmack bilden können. Er beschäftiget sich mit der Berichtigung unserer Muttersprache, weil sie zwar als Schriftsprache in allen Fällen bestimmte Analogie habe, aber doch auch bey den schätzbarsten Schriftstellern manchmal fehlerhaft und in den besten Gesellschaften weder rein noch edel genug, sondern durch Fremdheiten verderbt und verunstaltet sey. Dieses Unternehmen berechtiget zu hohen Erwartungen, welche aber das hier geleistete schwerlich erfüllen kann. In Absicht der Rechtschreibung sind die gemeinen Grundsätze, Aussprache, Abstammung und Gebrauch angenommen, aber nicht vollständig insbesondre ausgeführt, sondern nur in einigen Beyspielen zu Vermeidung mancher Fehler und unzeitiger Neuerungen angewendet. Darauf folgen einzelne Bemerkungen über die Bildung des Plural, den Unterschied des Vor und Für, der thätigen Zeitwörter von Neutris und des Dativ und Accusativ bey Vorwörtern, die Construction mit den Zeitwörtern und den Gebrauch der Mittelwörter. Den Beschluss macht ein Verzeichniss von merkwürdigen Wörtern mit allerley kurzen Zusätzen über ihre Rechtschreibung, Ableitung und Bildung. Ueberhaupt findet man durchgängig zwar meistens auf Nachdenken gegründete richtige Urtheile, aber doch auch nirgends etwas neues und sonderliches zur Verbesserung der Sprachkunde. Hr. V. scheint Anlage und kritisches Gefühl zur Sprachforschung zu besitzen, aber er muss sie erst mit mehrerem Fleiss üben, um Fehler des gemeinen Lebens und Einfälle zu gewaltsamen Veränderungen meiden zu lernen, damit er nicht so oft in ungegründete Seltsamkeiten verfalle, wie hier in seinem ersten Versuch und wie es allen jungen Welt- und Sprachverbesserern anfänglich zu gehen pflegt, z. B. nach S. 12. ist das Heken und *die* Sieke für Er und Sie, das plattdeutsche Verkleinerungswort. S. 20. *füllende* Sacht, S. 40. *argwähnig*. S. 47. *leidselig*. S. 51. Unbüssllichkeit und S. 52 *zwelf* sind viel zu geziert. S. 42. ist der oder die *Fase* für Faser niedersächsisch, und elfenbeinen ohne r, eng und feig ohne e wohl richtiger. Nach S. 52. soll man Zehlen schreiben, weil davon erst Zahl abstamme und nicht jenes von diesem. Das dürfte wohl dem natürlichen Fortgang der Sprache und Veränderung der Selbstlaute nicht gemäss seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 5. März 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

(Fortgesetzte Anzeige der Schriften über die französische Revolution.)

PARIS, b. Baudoin: *Procedure criminelle instruite au Chatelet de Paris, sur la Denonciation des faits arrivés à Versailles dans la Journée du 6 Octobre 1789.* Imprimée par ordre de l'Assemblée nationale. 2 voll. 8.

Dieses Werk ist von der grössten Wichtigkeit für die ganze Geschichte der Revolution. Es enthält die eidlich bekräftigten Aussagen über die auf dem Titel angegebnen Begebenheiten, welche 394 Personen aller Art, vor den Richtern abgelegt haben. Natürlicher Weise enthalten eine grosse Menge derselben gar nichts, andre nichts als unbestimmte Nachrichten und allgemein bekannte Dinge: man findet daneben immer unzählige Wiederholungen. Durch alles dieses wird das Ganze nicht allein eine zum Theil unangenehme Lectüre, sondern es entsteht daraus beym flüchtigen Durchlesen nur ein unbestimmter verwirrter Eindruck, und man hält mit Mühe die wichtigsten Puncte fest. Ein ernsthafter Gebrauch des Buchs zur Prüfung des einzelnen ist beschwerlich, da gar keine Hülfe dazu da ist, nicht einmal ein Index.

Den mehresten Lesern würde daher ein guter Auszug, der die wichtigsten Zeugnisse in extenso, und die interessantesten Puncte aus den übrigen enthielte, sehr willkommen seyn. Ein bloss raisonnirender Auszug ist zu sehr dem Einflusse des Urtheils des Verfassers, oder gar seiner vorgefassten Meynung ausgesetzt, als dass dem Leser, der über die Thatsachen selbst urtheilen möchte, damit gedient seyn könnte. Es ist zwar ein Auszug erschienen, der das leisten soll, was vorhin erwähnt worden, unter der Aufschrift:

PARIS, b. Gueffier: *Abregé de la Procédure criminelle au Chatelet de Paris sur la denonciation des faits arrivés à Versailles dans la journée du 6 Octobre 1789. Contenant les Pieces les plus interessantes, relatives à cette Procedure:* 1790. 78 S. 8.

Derselbe ist aber gar nicht zu gebrauchen. Er enthält zwar einige der wichtigsten Aussagen wörtlich: andre aber sind verstümmelt, und manche der wichtigsten ganz übergangen, vorzüglich von denen, die den Herzog von Orleans inculpiren. Die Auszüge aus den übrigen sind unvollständig und höchst nachlässig gemacht.

Der Werth des ganzen Zeugenverhörs muss sehr verschieden angegeben werden, nach dem Gesichtspuncte, aus dem es angesehen wird, und nach dem Endzwecke, zu dem es gebraucht werden soll. Es ist in der Absicht angestellt worden, die Verbrechen aufzuklären, welche am 5 u. 6ten October 1789 in Versailles zum Theil begangen, und zum Theil attentirt worden sind, die Schuldigen, und vorzüglich ihre Anstifter herauszubringen. In dieser *juristischen* Absicht ist nun das Verfahren noch höchst unvollkommen. Es sind hier bloss die ersten summarischen Verhöre mitgeheilt, auf welche der Gerichtshof sein ferneres Verfahren bauen wollte. Wir haben bloss die Aussagen, die gutwillig auf die erste Vorladung geschahen. Kein einziges articulirtes Verhör, keine Confrontation widersprechender Zeugen. Das ganze weitere Verfahren, wodurch man auf bestimmte und erwiesene Data hätte kommen können, müssen wir gänzlich entbehren, da das Verfahren des Chatelets sistirt worden, ehe es dazu kommen konnte. Die Untersuchung führte nemlich natürlicher Weise auf viele Umstände, die vor den Begebenheiten selbst, welche den Gegenstand der Untersuchung ausmachen, vorhergegangen waren, und auf verknüpfte Dinge. Als der Gerichtshof Aussagen annahm, welche die wahre Quelle des Vorfalls in Versailles, nemlich die vorhergegangenen Unruhen in Paris betrafen, fing das Publicum an zu schreyen, man wolle der Revolution den Process machen: die mächtige Stimme des Pariser Volks, welche in diesen unruhigen Zeiten auf den Gang aller öffentlichen Angelegenheiten so grossen Einfluss gehabt hat, machte es also den Richtern schon sehr schwer, fortzufahren. Als aber zwey Mitglieder der Nationalversammlung, der Herzog von Orleans und der Graf von Mirabeau inculpirt wurden, und der Gerichtshof, den Decreten der Nationalversammlung zufolge, die Untersuchung gegen diese selbst nicht weiter anstellen durfte, ohne von ihr die Erlaubniss dazu zu haben, so erkannte die Nat. Verf., nachdem in ihr eine Relation abgelegt worden, von der weiter unten mehr gesagt werden wird, dass kein Grund zu einer Inculpation gegen die benannten Personen vorhanden sey: und nahm dem Chatelet die ganze Untersuchung, welche nunmehro von der künftig zu errichtenden haute Cour nationale würde fortgesetzt werden müssen, aber wohl ohne Zweifel nie fortgesetzt werden wird, wenn das herrschende System und die jetzt herrschende Partey sich anders erhalten.

In *historischer* Absicht aber ist auch dies erste summarische Verhör schon von der grössten Wichtigkeit. Es würde zwar eine sehr weitläuftige, und in vielen Puncten unmögliche Arbeit seyn, die Glaubwürdigkeit jedes einzelnen Zeugen, und den Werth jeder einzelnen Aussagen zu prüfen, und sie mit einander zu vergleichen. Sehr vieles muss bis zu künftigen Aufklärungen, die vielleicht

leicht nie kommen werden, dahin gestellt bleiben. Aus der allgemeinen Uebersicht der Aussagen lassen sich aber schon sehr viele Data für die Geschichte als hinlänglich glaubwürdig ausziehen. Es befinden sich unter den Zeugen eine Menge solcher, die wegen ihrer persönlichen Verhältnisse, besondre Kenntnisse aller Art von den schändlichen Begebenheiten haben konnten, über welche sie befragt wurden. Personen vom ersten Range, die sich bey dem Könige und der Königin befanden, die *Gardes du Corps*, welche die letzte mit eigner gröfster Gefahr vertheidigten, allerley Schlofsbediente, Mitglieder der Nat. Verf., Officiere der Regimenter, die in Versailles standen, Mitglieder der Nationalgarden, sowohl von Paris als Versailles, und viele Personen vom Pöbel beiderley Geschlechts, welche den Zug mitgemacht hatten. Man kann daher aus den übereinstimmenden Zeugnissen und den weitläuftigen Erzählungen einiger derselben, (z. E. des *Maillard*, der an der Spitze der Weiber stand, die in der Nat. Verf. vorgelassen wurden.) eine genaue Geschichte eines beträchtlichen Theils der Begebenheit herausziehen: und nach der Einsicht des Rec. wird es auch nicht schwer seyn, viele widersprochene Puncte derselben klar zu machen, da der widersprechenden Zeugnisse nicht allein weniger sind, sondern diese sich auch oft selbst verrathen, und Anzeigen genug enthalten, warum sie die Sache anders erzählen: sehr oft aber nur Zeugnisse auf Hörensagen; (deren unendlich viele vorkommen,) den directen Zeugnissen entgegengesetzt werden. Folgende Hauptpuncte scheinen durch die Uebereinstimmung mannichfaltiger und bestimmter Zeugnisse ausser Zweifel gesetzt zu werden.

Von der ungeheuren Menge Volks, Männer und Weiber, Nationalgarden und Pöbel, welche unter einander gemischt hinauszogen, ist ein grosser Theil gezwungen worden, mitzugehen, und vielleicht bey weitem der gröfste Theil hat gar nicht gewufst, wozu er eigentlich hinausgienge. Wenn nur erst eine gewisse Zahl in Bewegung gesetzt worden, so wächst der Haufe begreiflicher Weise in jeder Minute. Das heftige Geschrey, die Lebhaftigkeit des Tumults reifst mit sich fort, und eine grofse Menge Volks wird in eine Leidenschaft versetzt, die sie zu den schändlichsten Unordnungen führen kann, ohne dass sie selbst weiss, was sie will. Der Vorwand oder die Ursachen, welche angegeben wurden, waren in den verschiednen Haufen von Menschen sehr verschieden. Die Weiber, die den ersten Zug ausmachten, redeten nur vom Brodmangel, die Nationalgarden von der durch die *Gardes du Corps* beschimpften Nationalversammlung; und verlangten, die Wache des Königs, die viele unter ihnen als *Gardes françaises* ehemals besetzt hatten, solle ihnen wieder gegeben werden. Von dem Gastmale der *Gardes du Corps* am 1ten October, welches damals so allgemein gemissbilligt ward, sagen alle Zeugen, die gegenwärtig gewesen sind, aus, es sey dieses Gastmal nur so, wie immer bey dem französischen Militair, gebräuchlich gewesen, zu Ehren des neuangekommenen Regiment *de Flandres* gegeben, die National-Cocarde sey auf demselben nicht beschimpft worden, und es sey überhaupt mit gehörigem Anstande in Ansehung der Nationalversammlung u. s. w. zugegangen, obgleich viele Gäste betrunken gewesen. Gegen diese directen Zeugnisse gelten alle entgegenstehenden gar nichts, denn dieselben sind insgesamt nur auf Hörensagen gegründet. In den damaligen Zeiten waren ferner alle öffentlichen Blätter voll von der projectirten Entführung des Königs nach Metz. Hievon wissen nur sehr wenige der befragten Zeugen. Nur ein paar darunter haben davon etwas gehört. Es ist also höchst wahrscheinlich die ganze Nachricht von diesem Complotte in den Zeitschriften so viel und so oft erwähnt, um der Sache einen blossen Anstrich zu geben: im Volke scheint sie wenig gewirkt zu haben. Unzählige Zeugnisse beweisen, dass unter dem Haufen des Pöbels eine Menge verkleideter Mannspersonen gewesen, und dass der Pöbel beyderley Geschlechts (auch unter demselben Personen von höhern Stande) auf allerley Art bewafnet gewesen.

Was die Thätlichkeiten in Versailles anlangt, so wollen zwar eine Menge derjenigen Schriftsteller, und öffentlichen Redner, welche der demokratischen Parthey anhängen, das Publicum überreden, als seyen die wüthenden Anfälle auf die *Gardes du Corps* von diesen veranlasst worden, ja wohl gar die ersten Thätlichkeiten hätten von diesen hergerührt. Allein es findet sich unter allen den abgehörten Zeugen nur ein einziger, der behauptet, es sey ein Mensch vom Volke, durch einen Schuss aus einem Fenster des Schlosses gefallen. Mehrere andre bezeugen dagegen ausdrücklich, dass dieser nemliche Mensch durch einen Schuss, der aus dem unordentlichen gemischten Haufen gekommen, welcher umher stand, (vielleicht gar absichtlos) getroffen worden. Wenn man hiezu das ganze Betragen der *Gardes du Corps* nimmt, welche den Befehl, keine Gewalt zu gebrauchen, mit der heldenmüthigsten Selbstverleugnung vom Anfange an bis zuletzt befolgten, so ist wohl kein Zweifel, dass jener einzelne Zeuge nicht recht gesehen, welches in der Verwirrung so leicht möglich ist, oder gar absichtlich falsch ausgesagt habe.

Die feindseligen Absichten giengen ganz unstreitig auf die Königin. Eine Menge der bestimmtesten Aussagen über die Imprecationen, die auf dem Wege nach Versailles und in Versailles selbst, gegen sie ausgestossen worden, über die Drohungen, die in den bestimmtesten Ausdrücken ausgesprochen worden und mit dem Einbruche ins Schloss so genau harmoniren, beweisen, dass es die Absicht einer Parthey im Volke war, sie zu ermorden.

Die Geschichte des Einbruchs selbst ins Schloss am Morgen des 6ten Octobers ist noch nicht ganz klar. Man findet noch keinen directen Beweis, wo die Bewaffneten eingedrungen, und die genauern kleinen Umstände werden wohl schwerlich jemals ganz ausgemacht werden, denn wie viele Menschen giebt es wohl, die von einem so schrecklichen Auftritte nach der Zeit vollkommen genaue Rechenschaft geben können? und wie viele von denen, die da waren, werden die Wahrheit sagen wollen? Was die Personen anbetrifft, so ist ein einziges höchst merkwürdiges Zeugniss da. Der Chevalier *de la Serre*, Brigadier des armées du Roi, sagt aus, er habe gesehen, dass der Herzog von Orleans dem bewaffneten Pöbel den Weg zu der Kammer der Königin gezeigt. Diess wird von niemanden für einen Be-

Beweis angenommen worden? Allein eine höchst merkwürdige Angabe ist es unstreitig, und es ist nicht zu begreifen, dass ein so beschuldigter Prinz, der sich seiner Unschuld bewasst wäre, nicht auf die genaueste Untersuchung gedrungen, statt dass sich die Parthey des Herzogs von Orleans alle mögliche Mühe gegeben, die Untersuchung zu verhindern und zu vereiteln.

Nach allem, was zu Anfange gesagt worden, bedarf es wohl kaum einer Bemerkung, dass die ganze Begebenheit nicht, wie so viele das Publicum so gern überreden möchten, ein zufälliger Auflauf gewesen. Es sind auch noch verschiedene ausdrückliche, aber zum Theil nicht ganz erklärliche Aussagen da, dass von verschiedenen Personen mehrere Tage vor der Begebenheit, und sogar vor dem berufenen Gastmale der Gardes du Corps vorhergesagt worden, die Pariser werden kommen, und den König holen. An sich selbst würde diess wenig bedeuten; aber die Personen, die 8 Tage vorher so bestimmt sagen, was geschehen wird, haben doch wohl höchst wahrscheinlich schon damals gewusst, was vor war.

Was nun die verborgenen Ursachen betrifft, durch welche die ganze ungeheure Masse in Bewegung gesetzt worden, so wird es aus der Vergleichung der Zeugenaussagen höchst wahrscheinlich, dass zwo verschiedene mächtige Partheyen dabey thätig waren, welche in einigen Puncten mit einander harmonirten, in einigen aber nicht gemeinschaftlich handelten. Die strenge demokratische Parthey wollte den König zur Acceptation der Decrete vom 8ten August zwingen, und vermuthlich nach Paris zu gehen nöthigen, damit er und die Nationalversammlung daselbst unter der unmittelbaren Aufsicht derjenigen Personen bliebe, die das Volk in Paris beherrschten, und in jedem Augenblicke zu einer Erneuerung der Scene vom 14ten Julius bewegen konnten. Eine andere Parthey wollte die Absichten dieser ersten und ihr Gewicht beym Volke, die Bewegungen, die zu Gunsten abstracter Principien und der allgemeinen Rechte der Menschheit gegen die Privilegien einzelner Stände gemacht wurden, misbrauchen, um einzelne Personen zu heben. Von vielen Seiten her ertönte das Geschrey, es sey dem Staate nicht anders zu helfen, als wenn der Herzog von Orleans zum Lieutenant général du Royaume erklärt würde: und diese Absicht hieng offenbar mit den Attentaten gegen die Königin zusammen, denn in dem nehmlichen Haufen, der die schrecklichsten Verwünschungen gegen diese ausstiess, ward immer gerufen: *Vive le Duc d'Orleans, vive le Roi d'Orleans*, (sagen gar manche Zeugen,) *notre pere* etc. Und wenn so viele Zeugen sagen, dass sie ihn selbst unter diesem Volke lächelnd umhergehen gesehen haben, da der treue Unterthan jene Ausbrüche auf das nachdrücklichste hätte reprimiren müssen, so darf man wohl dreist behaupten, dass jene Bewegungen des Volks zu seinem Vortheile ihm nicht wider Willen aufgedrungen wurden.

Die Aussagen enthalten weiter eine Menge der merkwürdigsten Hinweisungen auf zusammenhängende Bemühungen zu Gunsten des Herzogs von Orleans vom Julius an und auf eine geheime Verbindung dieser Parthey mit den Volksbewegungen während der ganzen Zeit. Einer von den abgehörten Zeugen, der Marquis *de la Queuille*, meynt, auch sogar der Auflauf gegen Reveillon im May 1789, welchen man damals den geheimen Machinationen des Grafen von Artois zuschrieb, sey ein Präludium der folgenden Auftritte gewesen. Dass aber wenigstens die Scenen im Julius 1789 schon zum Theile mit in jener Absicht erregt worden sind, wird durch die merkwürdigsten Zeugnisse höchst wahrscheinlich. Mehrere Personen sagen aus, dass ein Deputirter aus Bretagne, *Coroller* (oder Corollaire, wie ihn andre schreiben) *du Moustier* ihnen am 17ten Julius, da sie den König nach Paris begleiteten, bestimmt gesagt habe, seine Partey sey in Correspondenz mit allen Regimentern, sey des Abfalls der Gardes françaises gewiss gewesen, und würde die Revolution bewirkt haben, wenn der Hof auch den Fehler nicht begangen, Necker zu verabschieden: in diesem Falle würde der Auflauf nur zween Tage später angefangen haben, und das Palais de Bourbon zu dem Ende in Brand gesteckt worden seyn. Dieser Sache durfte nun das Chatelet nicht weiter nachforschen: das würde geheissen haben, der gesegneten Revolution den Process machen. Mehrere Personen sagen aus, dass Mirabeau ihnen schon damals und in der Folge wieder gesagt, der Herzog von Orleans müsse zum Lieutenant général du Royaume erklärt werden. Er ist auch am 5ten Oct. mit einem Säbel in der Hand unter den Soldaten des Regiments de Flandres gesehen worden, und soll dieselben invitirt haben, sich aufzulehnen. Das letzte ist zwar nicht bestimmt von Ohrenzeugen selbst ausgesagt: aber jenes, dass er in dem bemerkten Aufzuge unter den Soldaten gewesen, bezeugt der Obristlieutnant vom Regimente, und sagt zugleich die Worte, die er mit ihm gesprochen. Das ist wieder eine Aussage, die den rechtschaffnen unschuldigen Mann bewegen würde, auf genaue Untersuchung zu dringen, und sich selbst zu stellen. Statt dessen hat Mirabeau nur gesucht, die Aussage lächerlich zu machen, und dies selbst wird in den Augen der uneingenommenen nur ein neuer Beweis seyn.

Es ist hier nicht der Ort, einen Auszug von allem dem, was für den Geschichtschreiber in dieser höchst wichtigen Quelle enthalten ist, zu liefern. Dieses würde die weitläuftige oben angegebene vorgängige Arbeit erfodern. Nur die wichtigsten Puncte aus dem Resultate der Lectüre dieses Werks, werden hier angegeben, um den Werth desselben zu zeigen, und die Vorstellungen über die grossen Begebenheiten, welche es betrifft, so viel jetzt möglich ist, zu fixiren.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

PARIS, b. Desenne: *Du divorce.* Seconde Edition. 1789. (9½ Bogen.)

Gute Gründe und ein angenehmer Vortrag vereinigen sich hier, den an sich vernünftigen Vorschlägen des ungenannten Vf. einen leichtern Eingang zu verschaffen. Nachdem er gezeigt hat, dass die christliche Kirche nicht zu allen Zeiten die Gesetze, welche die Ehescheidung zulassen, gemisbilliget habe, entwickelt er die bekannten Gründe, welche für diese Gesetze streiten. Dabey will er aber der Würde des Ehestandes nichts vergeben;

ben; vielmehr fucht er den Misbräuchen und den schlimmen Folgen, welche daraus für die Sitten, für die geschiedenen Ehegatten und für deren Kinder entstehen könnten, nach Möglichkeit vorzubeugen. Um öffentliche Aergernisse und die Einmischung des Richters in Familiengeheimnisse zu verhindern: sollen die Ehescheidungssachen nur alsdann gerichtlich verhandelt werden, wenn der Grund der Ehescheidung ohnediess offenbar ist; nämlich 1) wenn der andere Ehegatte bürgerlich todt ist, 2) wenn derselbe zu einer infamirenden Strafe, oder 3) zu einem langwierigen Gefängniss verurtheilt worden, oder wenn er sich 4) sonst in einer Gefangenschaft befindet, deren Ende nicht abzusehen ist, 5) wenn er des Landes verwiesen worden, oder 6) sein Aufenthalt nach einer langen Abwesenheit nicht ausgeforscht werden kann, 7) wegen Wahnsinns, oder 8) im Falle einer unheilbaren Krankheit, welche die Fortpflanzung des Geschlechts hindert. Dagegen soll ein aus sechs Personen bestehendes Familiengericht aus den nächsten Anverwandten errichtet werden, wenn 1) wegen irgend eines Verbrechens des andern Theils, 2) wegen Ehebruchs, 3) wegen ausschweifender Lebensart, oder 4) wegen Unverträglichkeit der Gemüther gesucht wird. Finden die Verwandten die Ehescheidung zulässig, so wird die von ihnen darüber ausgefertigte Urkunde dem Richter übergeben, welches hierauf die Scheidung von Tisch und Bette ohne weitere Untersuchung verfügt. Nach Verlauf dreyer Monate wird ein neues Familiengericht zusammenberufen. Besteht auch dieses auf der Ehescheidung, so wird sein Ausspruch dem Richter überreicht, welcher sogleich die provisorische, und nach einer abermaligen Zwischenzeit von drey Monaten die endliche Ehescheidungssentenz eröffnet. — Diese Einrichtung, welche den Eheleuten und den Verwandten Zeit zur Aussöhnung liesse, wäre vortrefflich, wenn es nur nicht schiene, als ob die Wahl der Richter unter den Verwandten lediglich von dem klagenden Theile abhängen sollte. Wenigstens müsste dem andern Ehegatten ein gleiches Recht, und einem jeden die Befugniss eingeräumt werden, die Hälfte derer, welche der andere vorgeschlagen hätte, zu verwerfen. — Uebrigens würde zwar, nach dem Vorschlage des Vf., der geschiedene Ehegatte wenigstens die Hälfte der Vortheile erhalten, welche ihm bey fortgesetzter Ehe zugefallen wären; welches ganz billig zu seyn scheint, wenn man zugleich auf die durch die Ehescheidung bewirkte Befreyung von allen Lasten Rücksicht nimmt, welche während der Ehe mit diesen Vortheilen verbunden sind. Gerechter ist jedoch das preussische Ehescheidungsedict vom 17ten Nov. 1782, welches die Schadloshaltung für den unschuldigen Theil dem schuldigen als eine Strafe auflegt, und eben dadurch den Eheleuten wirksame Gründe zu einem guten Betragen gegen einander an die Hand giebt. Auch für die Kinder wird darin besser gesorgt, indem es die Trennung einer Ehe, aus welcher Kinder vorhanden sind, erschwert, dem unschuldigen Theile ein grösseres Recht auf diese Kinder zugesteht, und den schuldigen Ehegatten verpflichtet, den Kindern einen Pflichttheil auszusetzen.

Gegen diese Schrift ist herausgekommen:

PARIS, b. Crapart: *Lettres sur le divorce, à un Député de l'Assemblée nationale, par l'Abbé de Barruel;* ou bien Refutation d'un ouvrage ayant pour titre *Du Divorce.* 1789. (Der erste Theil hat 35; der zweyte 37 Seiten.)

Dieses geschmacklose Product eines unverständigen Eiferers dürfte der vorher angezeigten Schrift wenig Abbruch thun. Den Geist, welcher in dieser sogenannten Widerlegueg herrscht, wird man an folgenden Stellen bald erkennen: *Enfin voici un homme, qui vient solliciter cette même Assemblée de porter des loix en faveur du Divorce. La prend-il donc pour un Synode de Dordrecht, de Geneve, ou d'Augsbourg? Pour un composé heterodoxe de Lutheriens, de Calvinistes, de Zwingliens, de Sociniens, d'Antibaptistes, ou de Philosophastres, de Politiques anti-chretiens?* P. I. p. 5, ingleichen p. 7., wo es heisst: *Des lors voyes, M., ce qui résulteroit de cette opposition entre vos loix et nos leçons.* (Es ist ein Abbé, welcher spricht) *Vous nous ordonneriez de nous taire, et Dieu nous ordonneroit de parler; nous ne sçaurions pas nous défendre, mais nous sçaurions mourir, car enfin il est un homme, ou il faut bien sçavoir le faire: et qu'y auroit gagné l'Assemblée? l'opprobre d'avoir fait des martyrs, nous la gloire de l'etre.*

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Dresden*, in der Hilscherschen Buchh.: *Unterricht für angehende Künstler der Malerey, von A. J. Anconi.* 1790. 62 S. 8. — Hn. A. Zweck ist, durch diese Schrift dem Künstler einen Leitfaden, oder einen systematischen Unterricht in die Hände zu liefern, wie er seinen Stil nach der Antike bilden könne etc. etc. So brauchbar ein solches Buch seyn könnte, wenn es wirklich dasjenige umfasste, was dazu dienen kann, einen jungen Künstler auf den rechten Weg zu leiten, so wenig scheint, uns das gegenwärtige nur einigermassen den Foderungen Genuge zu leisten, zu denen ein solcher Endzweck berechtigt. Selbst als Compendium beym Unterrichte junger Künstler möchte das Ganze wegen der Unvollständigkeit des Planes nicht zu gebrauchen seyn. Die abgehandelten Materien sind folgende: Endzweck der Malerey. Von der Zeichnung. Von Licht und Schatten. Von der Proportion. Anatomie, und zwar Osteologie, und Myologie. Von der Zeichnung der Alten. Von der Handlung und Wirkung der Figuren, und von der Physionomie. Die Anatomie scheint Lieblingsmaterie des Vf. zu seyn, da sie auch den grössten Theil der Schrift einnimmt. Sie ist aber dessen ungeachtet sehr mangelhaft; der Künstler, der Anatomie studiren will, muss seine Zuflucht zu Cadavern, anatomischen Gypsfiguren, und zu einigen Werken nehmen, die bloss in dieser Rücksicht geschrieben sind. Aus diesem Buche wird er kaum die Namen der Theile recht lernen können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 7. März 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

(*Fortgesetzte Anzeige der Schriften über die französische Revolution.*)

Und hier kann sich der Rec. nicht enthalten, eine Bemerkung über die unverantwortliche Voreiligkeit und Leichtsinnigkeit mancher Schriftsteller hinzuzufügen, welche das Publicum durch ihre Werke nur irre führen. Zeitungen machen bekannt, was an dem Tage für Wahrheit gilt, widerrufen in einem folgenden Blatte das, was im Vorhergehenden gesagt war. Auch mögen sich Schriftsteller, die gleich Fabrikarbeitern für das Bedürfniss des Tages, ihrer Leser sowohl, als ihr eigenes, arbeiten, immerhin nicht schämen, eben so unzuverlässig zu seyn, als Zeitungsschreiber. Wer hingegen auf den Namen eines Geschichtschreibers Anspruch machen will, schreibt nicht eher, als bis zuverlässige Quellen da sind, und nur über Gegenstände, über welche sie ihm offen stehen. In einem frühern Blatte ist von der fortgesetzten Geschichte der Revolution, welche Hr. Schulz im braunschweigischen Almanach fürs Jahr 1791 geliefert, Nachricht gegeben worden. Diese Schrift ist mit solcher Eilfertigkeit ins Publicum gebracht, damit ja vor Neujahr 1791 jedermann damit versehen sey. Und nun erscheint noch vor dem Termin, den der Calender dem Schriftsteller setzte, ein Werk, durch welches die Geschichte der Begebenheiten des Octobers, die darin enthalten ist, ein ganz anderes Licht erhält, und die Vermuthungen über den Zusammenhang derselben, welche von den mehresten Uneingenommenen schon damals gehegt wurden, zur höchsten Wahrscheinlichkeit gebracht werden. Diejenigen Anhänger der demokratischen Parthey, welche allen Zusammenhang leugnen, und alles für blosse Effervescenz des Volks ausgeben möchten, (es sind aber bey weitem nicht alle Anhänger des demokratischen Systems dabey interessirt, diese Vorstellungen zu verbreiten,) werden sich wohl auf den Vortrag stützen, der in der Nationalversammlung über die Sache gehalten worden, und der deshalb hier beurtheilt werden muss.

Rapport de la Procedure du Chatelet sur l'affaire du 5. et 6. Octobre fait à l'Assemblée nationale par M. Charles Chabroud, Membre du Comité des Rapports. Imprimé par Ordre de l'ass. nat. à Paris, de l'Imprimerie nationale. 1790. 118 S. in 8. benebst 69 S. *Pieces justificatives.*

Der Beruf des Rapporteurs war eigentlich, aus der *Procedure du Chatelet* die Indicia auszuziehen, die den Herzog von Orleans und den Hn. v. Mirabeau angehen, und sie zu beurtheilen, damit die Nat. Verf. in den Stand gesetzt werde, zu entscheiden, ob Grund vorhanden sey, gegen diese Personen zu inquiriren. Statt dessen macht *Chabroud* einen Rapport über den ganzen Inhalt der Procedure, und sucht zu beweisen, dass das Ganze ein Haufen nichtsbedeutender Klätschereyen sey: dass die angeblichen Ursachen, der Brodmangel und das Festin der Gardes du Corps allein den Tumult hervorgebracht, er insinuirt, dass ruchtbar gewordene aristokratische Complotte noch Veranlassungen gegeben, er leugnet, dass gegen die Königin etwas vorgewesen, ja, er leugnet sogar, dass man in ihre Kammer gedrungen, und nachdem ihm also alle Verbrechen verschwinden, deren Urheber gesucht werden, so fallen von selbst die Beschuldigungen gegen den Herzog von Orleans und Grafen von Mirabeau weg. In der That, man muss erstaunen, wenn man lieset, wie der Rapporteur diese Taschenspielerkünste macht. Man hat so viele bestimmte Zeugnisse in der Procedure gelesen, diese läugnet Chabroud ganz schlechthin. Er macht lächerlich, er erklärt, er geht ganz vorbey, nachdem es ihm gefällt. Er geht mit der grössten Weitläuftigkeit und im wichtigsten Tone die nichtsbedeutendsten Aussagen und die unerwiesensten und isolirtesten Erzählungen von einzelnen sonderbaren Vorfällen durch, die Beziehung auf die Sache haben, und wohl gar erdichtet seyn mögen. Um das zu beweisen, was er wahr machen will, ist ihm dagegen jedes Zeugniss auf Hörensagen gut genug und wichtig. Die Aussagen der Personen, die durch ihr ganzes Betragen selbst höchst verdächtig sind, gelten ihm fast ausschliesslich. Schon der Ton, in dem sein Vortrag abgefasst ist, kündigt an, was zu erwarten ist. Halb elend rednerisch, halb elend witzig und epigrammatisch: Winke, Ausrufungen. Wenn die herrschende Parthey in der Nationalversammlung die Beklagten ohne Unterschied frey wissen wollte, so hätte doch der Anstand erfodert, dass diess auf einen weniger auffallend schlechten und partheyischen Vortrag geschehen wäre.

Die *Pièces justificatives* enthalten einige Protocolle von der Municipalität Versailles, dem Stabe der Nationalgarde daselbst, Depositionen vor dem *Comité des Recherches de la ville de Paris* und ein paar Concepte von Briefen des *Comte d'Estaing* an die Königin: mehrentheils interessante Stücke für die Geschichte der merkwürdigen Tage. Unter den Aussagen ist die wichtigste die von *Le Cointre, Lieutenant Colonel de la Garde nationale de Versailles*. Auf diese insistirt Chabroud vorzüglich. Es wird darin das Gastmal der Gardes du Corps mit den nachtheiligsten Umständen erzählt. Aber der Zeuge war nicht gegenwärtig, und beruft sich immer auf

auf Hörensagen von Personen, die nicht abgehört worden sind. Er erzählt, er habe gesehen, dass einige Tage nach dem Gastmahle auf dem Schlosse von Frauenspersonen weisse Cocarden ausgetheilt worden; aber auch diese Personen sind nicht abgehört. Den Auflauf zu Versailles erzählt er ebenfalls auf das Nachtheiligste für die Gardes du Corps. Unzählige Umstände versichert er mit der grössten Zuversicht, ohne jemals bestimmt anzugeben, was er selbst gesehen. Mit der ganzen Aussage ist also nichts zu machen, und es leuchtet allenthalben so viel Hass gegen die Gardes du Corps, und so viel Partheysucht hervor, dass sie auch in dem verdächtig wird, was er selbst bezeugen kann, und dazu erzählt er nichts rein ohne Beymischung gehässiger Erklärungen. Das Betragen des Grafen von Estaing ist noch unerklärlich, da er selbst nicht abgehört worden. Er soll hier beschuldigt werden, als habe er den König entfernen wollen. Eine Ordre, die er von der Municipalität Versailles am 5ten Nachmittags vor 4 Uhr bekommen haben soll, worin enthalten, er möge sorgen, dass der König sobald möglich nach Versailles zurückkehre, ist das wichtigste. Allein das Original dieser Ordre ist auf dem Rathhause nicht zu finden gewesen, und zudem müsste erst noch die Beziehung derselben aufgeklärt werden. Seine Briefe an die Königin sind sehr interessant. Man sieht daraus, dass höchst wahrscheinlich Plane gemacht worden, eine Contrerevolution zu bewirken, und in der That, es wäre sonderbar, wenn das nicht wäre. Aber wohin eigentlich diese Plane zielten, ist nicht klar. Er warnt die Königin vor falschen Schritte, und die Rathschläge, welche er ihr ertheilt, sind eines ächten Patrioten würdig. Er will alle Mitwirkung fremder Mächte entfernen, und bloss durch unmittelbaren persönlichen Einfluss des Königs und der Königin, wie es scheint, den Angelegenheiten eine andre Wendung geben.

Nachdem der Rapport de M. Chabroud die Sache für den Herzog von Orleans so günstig eingeleitet hatte, liess dieser ein

Memoire à consulter et Consultation pour M. Louis — Philippe — Joseph d'Orleans. Paris. Houry. 79 S. 8.

drucken, in welchem er sich von Rechtsgelehrten ein Bedenken ausstellen lässt, was er zu thun habe, um von dem Gerichtshofe, der gegen ihn inquiriren wollen, und besonders von dem Procureur du Roi, der den Vortrag des Chatelet an die Nat. Verf. abgefasst, Genugthuung zu erhalten. In dieser Consultation, welche unterschrieben ist, Paris, 29 Octobre 1790. P. J. Bonhome, Comeyras, Hom, A. V. Rozier, wird das Verfahren des Gerichtshofes natürlicher Weise als ganz pflichtwidrig, höchst parteyisch, und aus blossem Hasse entsprungen, dargestellt. Es heisst, derselbe habe alle Personen, die von irgend einem Zeugen angegeben worden, der dem Herzog von Orleans oder dessen Freunde inculpiren wollen, abgehört: (als ob es nicht Pflicht des Gerichtshofes wäre, in einer so verwickelten und dunkeln Sache jeden abzuhören, von dem sich irgend einige Aufklärung erwarten liesse,) diese Zeugen werden zum Theil als wegen ihrer antipatriotischen Gesinnungen verdächtig, theils als unzuverlässig geschildert, (als ob das Chatelet schon eine Relation abgelegt hätte, da doch alle einzelne Prüfung noch ausgesetzt war,) es wird ihm ein Verbrechen daraus gemacht, dass nicht sogleich auch alle die Personen abgehört worden sind, welche den Herzog von Orleans hätten disculpiren können, (als ob es dem Beklagten nicht immer noch frey gestanden hätte, Zeugen für sich aufzuführen,) und dass viele Zeugen, welche das Comité de Recherches de Paris in seiner Denunciation genannt und vorgeschagen, nicht abgehört worden sind. Unter diesen sind der Comte d'Estaing und Lecointre. (dessen Aussage nun, wie oben erwähnt worden, bekannt ist) die wichtigsten. (Ueber diesen Punct hat sich das Chatelet oder etwa eins seiner Glieder bis jetzt noch nicht gerechtfertigt. Es ist indessen sehr begreiflich, dass dies in der Crise, in welcher sich der Gerichtshof befunden, nicht geschehen). Die Vf. schliessen also damit, dass die ganze Procedur darauf angelegt sey, den Herz. v. O. verhasst zu machen, und dadurch den Grund zu einer Contrerevolution zu legen: dass es daher patriotische Pflicht des Herzogs sey, den Procureur du Roi, der die Klage gegen ihn in der Nat. Verf. angebracht, und alle Personen, die, (wie diese Rechtsgelehrte sagen,) erdichtete Zeugnisse gegen ihn vorgebracht, zur gebührenden Strafe zu ziehen.

Aus dieser Schrift ersieht Rec., dass *Pelletier*, der erste Zeuge, der in der Proc. crim. aufgeführt ist, (dessen Aussage nichts als Hörensagen enthält,) der Vf. der Schrift: Domine salvum fac regem ist, welche in Nr. 200. v. J. dieser Blätter erwähnt worden.

In einem *Rapprochement des depositions dans l'affaire du 5 au 6 Octobre 1789, d'où l'on tire le resultat de la procedure.* Paris Khan 1790. 42 S. 8. unterzeichnet: *Salon*, Avocat, sind die Hauptpuncte der Aussagen, in so fern sie die Begebenheiten der benannten Tage selbst angehen, ziemlich gut zusammengestellt, und daraus gezeigt, dass wirklich ein Complott existirt haben müsse, und dass schwere Anzeigen gegen den Herzog von Orleans vorhanden sind, die eine weitere Untersuchung zu begründen, hinlänglich wären. Der Vf. schränkt sich auf die Vorfälle selbst ein, ohne sich auf ihren Zusammenhang mit vorhergehenden einzulassen.

Authentische Nachrichten von den Deliberationen in der Nationalversammlung sind die wichtigste Quelle von Kenntniss der Personen, der Grundsätze und der Veranlassungen der Decrete, durch welche die neue Verfassung bestimmt wird. Es verdient daher erwähnt zu werden, dass von Zeit zu Zeit Protocolle, welche eine Gesellschaft von Geschwindschreibern in der Versammlung von Wort zu Wort aufnehmen, gedruckt werden. Rec. übergeht diejenigen, welche weniger wichtige Debatten angehen, die nur durch besondre persönliche Ursachen auf einige Zeit interessiren. Eine der vornehmsten ist die über das Recht, Krieg und Frieden zu machen, welche unter dem Titel:

Du Droit de la Paix et de la Guerre, ou Recueil des discours prononcés à l'Assemblée pendant la semaine memorable ou cette question a été agité. Paris b. Garnery, l'an second de la liberté auf 261 S. 8. gedruckt

ist, und nicht allein wegen der Grösse ihres Gegenstandes, sondern auch wegen der ansehnlichen Zahl von

Red-

Rednern, welche daran Theil genommen, und die man daraus kennen lernt, merkwürdig ist.

Zu den Urkunden gehört noch:

Mémoire envoyé le 18 Juin 1790 au Comité des Rapports de l'Assemblée nationale par M. de la Luzerne, Ministre et Secrétaire d'Etat. à Paris de l'Imprimerie Royale. 1790. 117, 67 und 84 S. 4.

Es enthält eine ausführliche Rechtfertigung des Ministers gegen eine Menge zum Theile geringfügiger, zum Theil unbestimmter Beschuldigungen einiger Deputirten der Colonie Saint Domingo mit Pieces justificatives.

Zur Geschichte der Zeiten sind ausser diesen Urkunden noch andre Werke als Quellen zu gebrauchen. Eine *Relation très exacte des Evenemens du 5 et 6 Octobre par un témoin oculaire et desinteressé.* 40 S. 8. ist zwar von einem Ungenannten, harmonirt aber mit dem von glaubwürdigen Zeugen bekräftigten Erzählungen, und enthält einiges Detail der Grausamkeiten des Pöbels und des undisciplinirten Haufens unter den Gardes nationales. Von dem grössten Werthe ist folgendes Werk:

Rélation exacte et impartiale de ce qui s'est passé à Nancy le 31 Aout et les Jours precedens avec un detail circonstancie des évenemens, qui ont precedé et accompagné l'insurrection de la Garnison et d'une partie de la Garde Citoyenne et qui l'ont occasionné. Le tout appuyé de pièces justificatives. Par M. de Léonard, Officier au Regiment du Mestre de Camp, General de la Cavalerie. à Strasbourg, chez Treuttel etc. 1790. 188 S. 4to.

Eine höchst interessante Erzählung des Aufruhrs dreyer Regimenter, welche endlich durch den General de Bouillé bezwungen worden; von einem Augenzeugen, der vermöge seiner Stelle als Officier in einem dieser Regimenter die fürchterlichen Scenen in der Nähe gesehen, und die Schrecken getheilt hat, welche ein Aufruhr der Soldaten über eine Stadt bringt, ohne dass derselbe jedoch auf irgend eine Art besonders in die Sache verflochten gewesen. Ausserdem sind die wichtigsten Puncte durch wörtliche Auszüge aus den Protocollen der Municipalität, und der Regimentschefs, bewährt: und das Werk daher höchst glaubwürdig.

Die Erzählung der Mishandlungen, welche viele Officiere dieser Regimenter erlitten, der noch weit grössern Gefahren, denen mehrere ausgesetzt gewesen, der Gegenwart des Geistes, der Unerschrockenheit, mit der sie sich aus denselben gezogen, der grossmüthigsten Bemühungen mancher tapferer und edeldenkender Männer von Stande, und von Menschen aus den geringsten Classen, das alles macht die Geschichte dieser fürchterlichen Begebenheiten, schaudervoll anziehend. Eben das grosse Detail der Erzählung macht sie sehr lehrreich. Erstlich für die Freunde der Revolutionen, denen hier ein Auftritt vor die Augen gebracht wird, dergleichen immer die grossen innern Bewegungen der Nationen begleiten: und zweytens für den Liebhaber der Geschichte, der hier eine genaue Darstellung einer Begebenheit findet, dergleichen er vorzüglich in der alten Geschichte des römischen Reichs von den Zeiten des militairischen Despotismus, da Legionen gegen Legionen aufstanden, unzählige findet, und hier im einzelnen lieset, was eine solche Begebenheit alles in sich fasst. Man sieht hier, wie allmählig der Geist des Aufruhrs um sich greift, wie viel geringfügige Umstände dazu beytragen, ihn zu verbreiten, durch was für Mittel übelgesinnte Menschen ihn anflammen: wie hier insbesondre missverstandne Decrete der Nat. Versammlung, (die zu solchen Missverständnissen nur allzuviel Veranlassung enthalten,) dazu gebraucht worden sind; und endlich, wie es zugeht, dass die Anstifter der Verbrecher immer verborgen, oder doch wenigstens ungestraft, bleiben. Folgende Stelle giebt überhaupt Aufschluss über die ganze Geschichte aller Untersuchungen, die über solche Begebenheiten angestellt werden: „*D'après la maniere, dont se fait la Procedure, l'on verra, qu'il est difficile de trouver des Coupables. Beaucoup de Citoyens, qui pourroient avoir de fortes depositions à faire, s'en gardent bien, dans la crainte de se faire des ennemis, de se brouiller avec toute une famille, avec tous les parens de celui, contre lequel ils seroient à meme de deposer. La crainte de la Vengeance de l'accusé est encore une forte raison pour les empecher de suivre les impulsions de leur conscience. Trois, quatre temoins dignes de foi viennent-ils faire une déposition contre un Citoyen, aussitôt il se presente douze faux temoins qui affirment le contraire. Il faut cependant faire le serment de dire verité: mais personne n'ignore que maintenant c'est une bagatelle et un jeu: Se trouve-t-il des gens fortement inculpés, dignes de la corde et de la roue, aussitôt de complaisans Avocats entrent dans les prisons, endoctrinent ces malheureux, et leur disent: Il n'y a qu'un moyen de Vous sauver: soutenez fortement, que Vous avez cru, que c'etait une Contrerevolution, que Vous ne Vous êtes armés que pour la defense de la Patrie, que Votre Action, bien loin d'être blamable, est au contraire très louable; que Vos intentions ont toujours ete pures, et que Vous n'avez cessé d'etre fidelles à la Nation, à la Loi et au Roi. Bientôt on pourra tuer, voler, assassiner, et l'on donnera pour excuse de tous ces forfaits, c'etait pour empecher une Contrerevolution.*"

Dieser bittere, aber gerechte, verspottende Tadel, trifft in der That das Verfahren der Nationalversammlung selbst in den mehresten Vorfällen, wo Gewaltthätigkeiten vom Pöbel oder von geringen Bürgerklassen verübt worden sind. Die Darstellung des Vf. wird durch die Bewegungen, die die unglücklichen Begebenheiten zu Nancy im ganzen Volke, vorzüglich in Paris, verursacht hat, durch das Benehmen der Journalisten und durch die Debatten in der Nat. Verf. bestätigt. Es ist eine kleine Schrift, welche unter einem Haufen unbedeutender Broschüren dem Rec. gleich nachdem er das erwähnte höchst interessante Werk gelesen, in die Hände fiel, in dieser Hinsicht sehr merkwürdig. Sie führt die Aufschrift:

Le sens commun du bon homme Richard sur l'affaire de Nancy. A Philadelphie l'an second de la liberté française. 21 S. in 8.

(Der französische Demagoge hat doch noch etwas mehr

Discretion, als die deutschen Almanachschreiber. Er zählt doch noch die Jahre, nicht der Freyheit, sondern der französischen Freyheit.)

Sie enthält in dem treuherzigsten, dem Anschein nach gutmüthigen, gemäsigten Tone anständiger Schreibart, (sie ist nicht für den Pöbel, schon für bessere Klassen des Volks,) die Betrachtung, dass das gute Militair zu Nancy irre geführt, (nämlich von Antirevolutionairen,) aufgehetzt worden, und gegen den Willen der Nationalversammlung am Ende das Opfer des rachsüchtigen und grausamen Bouillé geworden. Um sich bey dem gutgesinnten, ordnungliebenden Theile der Nation Eingang zu verschaffen, vertheidigt der Vf. die Insurgenten nicht; er giebt nur zu verstehen, dass ihr Benehmen falsch vorgestellt worden, unleugbare Thatsachen schiebt er sanft zur Seite, setzt Dinge, die ganz offenbar falsch sind, als bekannte Wahrheit voraus: greift ja nicht den La Fayette an, sondern nur den Bouillé, als den man zu dieser Sache nicht habe gebrauchen sollen, da er ein bekannter Aristokrate sey, u. s. w. Seine 20 Seiten werden indessen in Paris von Tausenden gelesen, die Léonards Erzählung nie zu sehen bekommen, und wirken auf das allgemeine Urtheil mehr, als Erzählungen von Augenzeugen, als officielle Berichte, als Decrete, die erschlichen genannt werden, sobald sie nicht mit dem Sinne der Nation, wie es heisst, harmoniren. Welche standhafte Aufopferung und unerschütterliche Liebe zur Gerechtigkeit, zur Pflicht und Ordnung gehört nicht dazu, mit eigner Gefahr für das allgemeine Wohl der Nation zu arbeiten, wenn man nicht einmal sicher ist, in dem allgemeinen Urtheile eines dankbaren Volks den Lohn für diese Aufopferung zu finden.

Die *Zeitungen* sind zwar wegen ihres grosen Einflusses auf die Gesinnungen des Volks und auf die Begebenheiten des Tages in politischer Rücksicht von ausserordentlicher Wichtigkeit; Rec. hat aber doch bisher keine Erwähnung von solchen Blättern gethan, weil sie nicht so eigentlich als literarische Producte angesehen werden können. Es ist wohl schwerlich eines dieser Blätter ganz treu; wenigstens existirt gewiss keines, welches eine vollkommen befriedigende Nachricht von den Discussionen in der Nationalversammlung gäbe. Die Gesinnungen des Redacteurs werden natürlicherweise immer einen beträchtlichen Einfluss auf die Darstellung haben; wenn er aber nur redlich verfährt, so sieht der weniger eingenommene Leser in wichtigen Dingen aus der Erzählung selbst, wo sie etwa fehlt, und das Uebrige sind unvermeidliche Unvollkommenheiten, denn ein Redacteur, der so wenig selbst dächte, dass er gar keine Parthey genommen, wäre vermuthlich der allerungeschickteste zu einer wahren Erzählung. Rec. ist daher z. E. mit den Nachrichten, die im *Journal de Paris* von den Verhandlungen der Nationalversammlung gegeben werden, ziemlich gut zufrieden gewesen, wenn er gleich mit den Gesinnungen des Vf. dieser Artikel sehr wenig harmonirt. Andere Blätter aber werden des wüthenden Partheygeistes wegen, der in ihnen herrscht, und alles entstellt, was darinn vorgetragen wird, ganz unbrauchbar, und an Ort und Stelle höchst gefährlich. Unter diesen zeichnet Rec. eines aus, wegen des Namens des Herausgebers:

Annales patriotiques et literaires de la France et affaires politiques de l'Europe. Journal libre, par une societé d'Ecrivains patriotes, et dirigé par M. Mercier.

Mercier hat sich durch viele bekannte Bücher einen Namen gemacht, und nicht ganz ohne Grund; ob es gleich Rec. immer geschienen hat, dass selbst seine geschätztesten Schriften den Beyfall, den sie erhalten haben, in der Maasse nicht verdienen. Seine philosophischen und politischen Grundsätze sind immer nur eine seichte und im Grunde geschmacklose Declamation gewesen. Diesen Blättern leihet er nun, einem Avertissement zufolge, (in No. 342 derselben,) nur seinen Namen; er ist nur Redacteur, und schreibt keine Zeile darin. Die Vf. sind *Carra*, (der Vf. des *Orateur des Etats generaux*, welches in No. 200 dieser v. J. Blätter angezeigt worden,) *Guyot* und *Villebrune*. Es ist nicht möglich, mit mehr Heftigkeit, (mit mehr Wuth, ist vielmehr der treffendere Ausdruck,) mit mehr hämischem, bösen Willen gegen die Administration, gegen die Personen der Minister und aller derjenigen, die Antheil an dem *Pouvoir executif* haben, zu schreiben, als in diesen Blättern täglich geschieht. Das Ministerium heisst darin immer *le Comite Autrichien de S. Cloud*, (um die Königin und das Ministerium zugleich verhasst zu machen,) die Minister *les Greffiers du Pouvoir executif*; jeder Aufstand, jede Gewaltthätigkeit des schlechtesten Gesindels wird als Ausbruch des Freyheitsgeistes vertheidigt, jede kräftige Maasregel zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit als Gewaltthätigkeit des Despotismus verschrieen, jede elende Broschüre gelobt, wenn sie nur in dem Geiste geschrieben ist, der in den Producten des Carra, Desmoulins und Marat herrscht; fast jeder rechtschaffene Mann, wenn er nur durch Rang, Geburt, Ansehn, Stelle oder Charakter etwas über den grosen Haufen erhaben ist, wird beschimpft. So tief ist die Cultur in Frankreich gesunken, dass einer von den wenigen Schriftstellern, die noch einiges Ansehen hatten, sich an der Spitze einer solchen Bande nennt!

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Dresden*, b. Gerlach: *Kurze und deutliche Anweisung, wie man - - - eine sichere Wetterableitung anlegen kann.* Dritte verbesserte Aufl. 1790. 24 S. in 8. Meistens so gut, als gerade abgedruckt, aus *Reimarus Vorschrift zur Anlage eines Blitzableiters an allerley Gebäuden.* Hamb. 1778; doch mit Weglassung des letzten Fünftels und mit *Weglassung der Nachricht*: „dass man die Gründe der hiesigen Vorschriften in Hn. Reim. grösserm Werke zu suchen habe. Ueberhaupt ist des Hn. Reim. mit keinem Worte gedacht. Von ihm selbst ist gegenwärtige Ausgabe nicht, das sieht man wohl; aber weiss er überhaupt warum? Hat man bey ihm über diesen Nachgebrauch angefragt?

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 7. März 1791.

STAATSWISSENSCHAFT.

(Fortgesetzte Anzeige der Schriften über die französische Revolution.)

Bisher ist der Wirkungskreis solcher wüthenden Partheyschriften noch mehrentheils auf Frankreich eingeschränkt gewesen. Ihr Inhalt ist in Deutschland wenig bekannt geworden. Ueberhaupt ist unser Publicum von dieser Seite sehr schlecht versorgt. Kaum werden die allerwichtigsten Artikel der zuverläsigen französischen Zeitschriften bekannt. Unsre politischen Blätter raffen gewöhnlich ohne Wahl einige unzuverläsige Nachrichten auf. In ihrem Verfahren ist gar kein Zusammenhang, und dies ist in der That noch das beste dabey. So widerfährt zwar keiner Classe von Menschen und keiner Parthey Gerechtigkeit, aber auch keine wird ausschliesslich angeschwärzt, oder gepriesen. Es wäre zu wünschen, dass wir durch ein überlegt und wohl geschriebnes Blatt von den wichtigsten Begebenheiten sichre Nachrichten erhalten möchten. Am besten geschähe dieses von Paris selbst aus, durch einen Fremden, der nicht unmittelbar interessirt wäre. Allein es gehört zu einem solchen Unternehmen weit mehr, als diejenigen glauben mögen, von denen etwa zu erwarten seyn dürfte, dass sie sich damit befassen würden. Die mehresten Fremden lassen sich in Paris von der herrschenden Parthey ganz einnehmen, ganz verblenden, und das ist sehr natürlich: denn zu genauen Verbindungen mit politisch einsichtsvollen Männern haben sie wohl wenige Gelegenheit. Das elendeste Club- und Caffeegeschwätz ist also die Schule in der sie sich bilden. Sie können zwar den Berathschlagungen der grosen Clubs, denen auch Mitglieder der National-Versammlung beywohnen, welche gegenwärtig Frankreich im eigentlichsten Verstande regieren. Allein eben deswegen, weil dies öffentliche Berathschlagungen sehr zahlreicher Versammlungen sind, so ist leicht zu erachten, dass daselbst in diesen unruhigen Zeiten der Freyheit, wo alles erlaubt ist, nur nicht *frey* seine Meinung zu sagen, nichts anders gehört wird, als was dem Geschmacke des Publicums angemessen ist. Und welches Publicums? Des gemischten Haufens, der theils aus müssigen, theils aus unruhigen Menschen besteht, die sich anmaassen, alles zu beurtheilen, wovon es bisher schien, dass es nur der Einsicht von Männern, die ausserordentliche Talente mit ungewöhnlichen Kenntnissen verbänden, überlassen werden müsse: theils aus solchen, die gedungen, oder auf irgend eine Art interessirt sind. Der Nachhall eines solchen Publicums ist etwas so verächtliches und so gefährliches, dass uns besser wäre, schlechterdings unwissend zu bleiben.

Das im December des Neuen Merkurs vom vorigen Jahre angekündigte *Pariser Tagebuch* wird, wie die daselbst mitgetheilte Probe augenscheinlich beweist, gerade nichts als einen solchen Nachhall des *Club des Jacobins* liefern. Diese wenigen Blätter enthalten schon Beweise der unglaublichsten Unwissenheit und Partheylichkeit. Nach dem, was Rec. oben aus der *Procedure criminelle au Chatelet* ausgezogen hat, ist der Machtspruch über die Unschuld des Herzogs von Orleans sehr befremdend. Doch das möchte als ein kritischer Punct, darüber niemand unpartheyisch zu urtheilen im Stande sey, ganz ausgesetzt bleiben. Aber die enorme Lüge, dass unter der vorigen Administration, jährlich 119 Millionen Livres ausgegeben worden, die unter gar keine Benennung in den Rechnungen gebracht werden können, benimmt diesen Blättern schon im voraus alle Autorität in Sachen, die die Administration angehen. Die Schreibart ist in der Probe gleichfalls so dem schlechten neuen französischen Tone nachgeahmt, dass sie in Deutschland hoffentlich keinen Beyfall finden wird.

Die Zeitumstände veranlassen noch immer kleine Schriften, doch bey weitem nicht mehr so viele als am Anfange. Unter den Blättern, welche gegen die Nat. Vers. gerichtet sind, zeichnen sich ein paar aus, die dem *Duval d'Epresmenil* zugeschrieben werden, (welcher als eines der letzten Opfer des Ministerialdepotismus bekannt ist. Er ward als einer der thätigsten Urheber der Widersetzlichkeit des Parlaments gegen den Principal-Minister *Brienne* im Jahre 1788 auf das Schloss zu *Pierre-Encise* gesetzt.)

Nullité et Despotisme de l'assemblée pretendue nationale. Paris 1790. 36 S. 8.

Es wird darinn kurz und bündig gezeigt, dass die Mitglieder der gegenwärtigen National-Versammlung ihre rechtmäsige auf die Wahlreglements und Vollmachten gegründete Gewalt, sehr weit überschritten, indem sie die alten ehemaligen Stände des Reichs aufgehoben, und eine ganz neue Verfassung gegen den Willen ihrer Constituenten eingeführt. Ferner, dass sie sich eine despotische Gewalt über das ganze Reich, die sie in dem vorhin eingeschlichenen uneingeschränkt monarchischen Systeme so sehr verabscheuet, selbst angemaasst, indem sie die executive Gewalt, die ihren eignen Grundsätzen zufolge, von der legislativen getrennt seyn sollte, an sich gerissen, und sich sogar Eingriffe in das Richteramt erlaubt.

L'Etat actuel de la France, par l'auteur de Nullité et Despotisme de la pretendue Assemblée nationale. Paris 1790. 63 S. 8.

Eine Vergleichung der neuen Verfassung mit alten und neue

neuen Republiken, um zu zeigen, dass die Grundsätze, auf denen die Verfassungen derselben beruhen, auf dies grosse Reich gar nicht anwendbar sind. Ferner eine Darstellung der Ungerechtigkeiten, welche die Nat. Verf. theils selbst begangen hat, theils geschehen lassen müssen, um die falschen und verderblichen Grundsätze, auf denen diese Verfassung beruhet, zu behaupten. Die ganze Schrift besteht aus lauter kurzen Sätzen in 20 kleine Capitel getheilt. Im Tone ist *Montesquieu* copirt. Für eine gründliche zusammenhängende Erörterung ist diese Methode nicht vortheilhaft, aber die Schrift enthält eine Menge richtiger und treffender Bemerkungen.

Compte rendu par le Bailli de Flachslanden, Deputé aux Etats généraux, à toute la province d'Alsace, et particulièrement aux bailliages de Haguenau et de Wissembourg. Protestation contre les decrets de l'assemblée pretendue nationale, et Denonciation des infractions faites aux droits de cette province par les traités de paix, comme ottentoires à sa liberté et destructives de sa prosperité. 1790. 26 S. 8.

Der Vf. dieser Schrift geht darinn in einem sehr anständigen Tone und in gedrungener Kürze die grosse Menge von Maasregeln durch, womit die Nat. Verf. alte Verfassungen, Rechte und Verhältnisse, Einrichtungen und Stiftungen zerstört hat, und zeigt, wie viel Ungemach daraus insbesondre für den Elsass entspringt. Er zeigt seinen Committenten an, dass er die Deputirten-Stelle aufgebe, da es ihm ganz unmöglich geworden, einen wirksamen Widerstand zu thun.

Ein kleines Buch: *I. I. Rousseau Aristocrate, à Paris* 1790. 109 S. 8. verdient einiger Erwähnung. Der Vf. zeigt ausführlich und mit wörtlichen Belegen aus Rousseaus Schriften, dass die Lehren dieses grossen Schriftstellers, dessen Werke so viel dazu beygetragen, den Geist der Freyheit und des Raisonnements über Staatsverfassung auszubreiten, in den wichtigsten Stücken, den Grundsätzen, welche die Majorität der Nat. Verf. befolgt, ganz entgegengesetzt sind; dass er selbst sein System einer Staatsverfassung, welche auf die ursprüngliche vollkommene Gleichheit der Menschen gebauet wäre, nur für ein Ideal gehalten, und am allerwenigsten es für möglich angesehen, eine solche in grossen Reichen einzuführen; und dass er ein solches Verfahren, als dasjenige, durch welches die neue Verfassung von Frankreich eingeführt worden, in unzähligen Stellen mit den auffallendesten und treffendesten Bemerkungen tadelt.

Nunmehr müssten auch diejenigen Schriften angezeigt werden, welche das Verfahren der Nationalversammlung rechtfertigen und vertheidigen. Rec. hat bereits die einigermassen merkwürdigen Schriften angezeigt, in denen die Grundsätze dieser neuen Verfassung in ihrem speculativen Zusammenhange vorgetragen werden. Aber er sieht sich vorzüglich nach einer andern Classe um: nach solchen, in denen aus der Lage von Frankreich, den besondern Umständen und innern Verhältnissen des Reichs erwiesen würde, dass eine Verbesserung des alten unmöglich oder unzulänglich gewesen wäre, und dass es also durchaus nothwendig oder doch höchst vortheilhaft war, ein ganz neues System einzuführen. Solche Schriften allein könnten einem ruhig nachdenkenden, uneingenommenen Manne, der dem mit sich fortreissenden Geschrey des Haufens und leerer Declamation widersteht, und nur Gründen nachgiebt, die Gesinnungen mittheilen, welche in der Nationalversammlung herrschen; denn alle Theorie heisst gar nichts, wenn von dem die Rede ist, was geschehen soll. Die Grundgesetze von allgemeinem Wohl, Freyheit u. s. w. sind einfach und sehr leicht zu allgemeiner Ueberzeugung zu bringen; aber die Art, wie der Nation die erwünschten Wohlthaten erwiesen werden können, ist allein durch Localkenntnisse und specielle Untersuchungen zu bestimmen. Und solche Werke von der herrschenden Parthey, aus denen in dieser Rücksicht zu lernen wäre, hat Rec. nicht gefunden. Es ist begreiflich, dass diejenigen Männer, welche mit der Ausführung eines so grossen Plans beschaftiget sind, nicht schreiben. Man findet das, was sie dem Publicum zu sagen hätten, in den Debatten der Versammlung und in den Rapports der Comités; aber natürlicher Weise wird in allen diesen doch nur einzeln das vorgetragen, was auf das jedesmalige Bedürfniss des Augenblicks, auf jede einzelne Deliberation Beziehung hat. Sie leisten also das gar nicht, was ein Schriftsteller statt ihrer thun könnte und müsste: sie liefern nicht eine Rechtfertigung des ganzen Plans, als welche sie voraussetzen, und wie wenig Rücksicht sie auf die Umstände Frankreichs in allen constitutionellen Fragen genommen, ist in den ersten Blättern des Rec. gezeigt.

Die Arbeiten der Nationalversammlung im einzelnen, im Militair, im Justizwesen und einigen andern verwandten Fächern, wie auch die Schriften, welche dahin gehören, überlässt Rec. Andern zu prüfen, und geht nunmehro zu denjenigen über, welche die grossen Operationen der Nationalversammlung im Finanzwesen veranlasst haben.

Es ist in No. 373 des vor. J. von einigen Schriften Rechenschaft gegeben worden, welche die französischen Finanzangelegenheiten vom Anfange des Jahres 1790 veranlasst hatten, und welche sich auf die erste Creation von 400 Millionen Assignatsmonnoye bezogen. Eine weit grössere Operation ist gefolgt, welche nicht nur sehr wichtige Debatten in der Nationalversammlung, Reden, Memoires, welche unter den Beylagen zum Procès verbal de l'assemblée nationale enthalten sind, sondern auch noch eine Menge von Schriften veranlasst haben, von denen einige über die Lage der Sachen in Frankreich und über die ganze höchst wichtige Angelegenheit so viel Licht verbreiten, dass sie auch für auswärtige Leser lehrreich sind.

Es sollte dazu geschritten werden, den grossen Plan auszuführen, der Nation vermittelst Verkauf der Nationalgüter und Tilgung eines beträchtlichen Theils ihrer Schulden, eine wesentliche Erleichterung zu verschaffen. Aber der unmittelbare Verkauf war unter den Umständen der Nation, und bey dem erstaunlichen Geldmangel, wo nicht unmöglich, wie viele behaupten, doch sehr schwer.

Es

Es musste daher dieser Verkauf, durch andre Mittel befördert, und die Capitalisten genöthigt werden, ihre Forderungen an die Nation, von denen sie hohe Zinsen genossen, gegen den Besitz von Gütern zu vertauschen, die nach dem Anschlage, und wenn die Nation sie mit Vortheil verkaufen wollte, von weit geringerem Ertrage waren. Unter den Vorschlägen zu solchen Veranstaltungen, sind folgende drey die wichtigsten.

Der Bischof von Autun, ein Mitglied der Nationalversammlung, und des *Comité des Finances*, trug in einer Rede, welche sich im 22ten Theile des *Procès verbal de l'Assemblée nationale* findet, darauf an, die Foderungen der sämtlichen Nationalgläubiger, von welcher Art sie auch seyn möchten, beym Verkaufe der Güter als Bezahlung anzunehmen.

Eine andre Parthey in der Nationalversammlung, an deren Spitze *Mirabeau* stand, wollte hingegen noch mehr *Assignats monnoye* gemacht wissen, Zettel, die im Handel und Wandel statt baaren Geldes dienen sollten, denen forthin *keine Zinsen* beygelegt, die beym Verkaufe der Nationalgüter angenommen, und sodann cassirt würden. Mit diesen Zetteln sollte sofort ein Theil der Forderungen an die Nation bezahlt werden, welcher dem Werthe der zu verkaufenden Güter nahe käme. Einige trugen darauf an, dass ihre Summe sogleich auf 2000 Millionen Livres gesetzt würde. Andre auf weniger.

Necker endlich, dessen Vorschläge schon damals wenig Aufmerksamkeit mehr erregten, dessen Mitwürkung man nicht mehr verlangte, den man vielmehr zu entfernen wünschte, that in seinen letzten an die Nat. Vers. gerichteten Aufsätzen, einige Vorschläge, wie man den Endzweck erreichen könnte, ohne solche Ungerechtigkeiten zu begehen, und solche Zerrüttungen zu erregen, als er und viele andre, bey dem Systeme der Assignate befürchteten. Er nahm zwar im Ganzen das wesentlichste von des Bischofs von Autun Vorschlägen an, wollte aber durch mancherley Modificationen, deren er viele angab, den Unbequemlichkeiten dieses Plans abhelfen.

So viel musste hier nothwendig vorausgeschickt werden, um von den Schriften, welche diese Angelegenheit veranlasst hat, kurz Rechenschaft geben zu können.

Unter den Schriftstellern über diesen Gegenstand, ist einer von den vorzüglichsten, *Claviere*, ein Genfer, von dem eigentlich der Plan der Assignate herzurühren scheint, und der sich schon durch frühere Schriften bekannt gemacht hat, welche zu bessrer Uebersicht seiner Ideen nachgeholt werden müssen.

Schon im Jahre 1788 war von ihm erschienen:

*De la foi publique envers les Créanciers de l'Etat, Lettres à M. Linguet sur le Nr. CXVI de ses annales par M. ***. Ouvrage dans lequel après avoir indiqué l'etat le plus modique du revenû general de la France, on prouve que la banqueroute n'est ni necessaire, ni utile ni politique, et que la confiance doit ranimer l'esprit public suivi de plusieurs notes importantes.* Londres. 1788. 184 S. 8.

Die unüberlegten und gefährlichen Aeusserungen eines durch seichte aber oft glänzende Vertheidigung von Paradoxen bekannten Schriftstellers, über die Rechtmässigkeit und Nützlichkeit eines Staatsbankrotts, waren zwar im Publicum mit Unwillen aufgenommen, und vom Parlamente zu Paris öffentlich verdammt. Allein eben das grosse Aufsehen welches sie erregten, machte es nöthig, das Publicum darüber zu beruhigen, dass nicht etwa die Bedrängnisse der Lage, diesen Entschluss erzeugen würden, gegen den sich alles mit so vieler Heftigkeit erhob, eben weil man befürchtete, er könne erfolgen. Der Vf. dieser Briefe zeigt die Unstatthaftigkeit aller der Grundsätze und Voraussetzungen, durch welche Linguet beweisen wollte, die französische Nation sey nicht verbunden, die Schulden anzuerkennen, welche die Könige, ohne dazu bevollmächtigt zu seyn, contrahirt hätten. Er zeigt ferner, dass diese Schulden mit dem Vermögen der Nation verglichen, nicht von solchem Belang seyn, dass eine gewaltsame Operation nöthig wäre. Die Rechnungen über Nationaleinkommen (dergleichen der Vf. hier aufstellt) sind überhaupt nicht viel werth. Wenn man alles auf Geld reducirt hat, eine Operation, die selbst schon schwerlich mit Zuverlässigkeit geschehen kann, so muss man wieder alle Umstände betrachten, welche den Werth des Geldes bestimmen.

Den Hauptgrundsatz, dass die Zinsen der National-Schuld, welche im Lande bleiben, das National-Einkommen nicht vermindern, kann man nur unter grossen Einschränkungen gelten lassen, da es hier vorzüglich auf die Auflagen, durch welche die Zinsen bezahlt werden, und deren Einfluss auf das Gewerbe und den auswärtigen Handel ankommt. Die neuerlich so beliebte Methode, die Politik auf Zahlen zu reduciren, ist daher auch selbst in ökonomischer Absicht höchst unvollkommen. Indessen ergiebt sich das Resultat des Vf., dass die Nation ihrer Schuld gewachsen war, auch schon aus seinen allgemeinen Reflexionen.

Opinions d'un Créancier de l'Etat, sur quelques matieres de finance importantes dans le moment actuel, par M. *Clavière*. Londres und Paris, chez Buisson, Juin 1789. 151 S. und *Reflexiones preliminaires*. 69 S. 8.

Nachdem der Staatsbankrott von den versammelten Ständen für unzulässig, und die Rechtmässigkeit der ganzen Nationalschuld anerkannt war, so kamen doch allerley Vorschläge zum Vorscheine, die einem partiellen Bankrotte gleich zu achten waren: nemlich eine Reduction der hohen Zinsen, eine erzwungne Verwandlung der Leibrenten in Obligationen auf Capitalien zu 5 pro Cent: und eine Auflage auf die Zinsen der öffentlichen Schulden. Der Vf. zeigt, dass alle diese willkührlichen, und erzwungnen Maasregeln, Wortbrüche, Ungerechtigkeiten seyn, und sehr zum Bedruck der Gläubiger gereichen würden. Er beweiset hierauf, dass das Interesse der Staatsgläubiger und des ganzen Volks, im Grunde das nemliche sey: dass jene die erwünschte Sicherheit des ihrigen nur dadurch erhalten können, dass der ganze Staat und seine Finanzen in eine ruhige Lage kommen: dass alle Mittel, die man damals vorgeschlagen hatte, ihrem Endzwecke entgegen wirken wür-

würden, weil sie nur der Habsucht der Agioteurs schmeicheln und im Grunde der Nation äusserst schädlich sind: dass eine privilegirte Nationalbank in Paris, die guten Wirkungen der Banken überhaupt nicht haben, und nur dazu dienen würde, die Capitalien noch mehr in die öffentlichen Anleihen und in Geldspeculationen zu treiben, statt dass sie das Gewerbe befördern sollten; dass neue Anleihen den Ackerbau und alles Gewerbe zurücksetzen, indem sie den Zinsfuss erhöhen, dass Frankreich zu diesen reellen Bedürfnissen zu wenig Geld besitze, und dass beides den Bedürfnissen der Nation und des Schatzes durch andre Mittel zugleich abgeholfen werden müsse. Er thut hier Vorschläge, welche er im erstgedachten Werke bereits mit wenigem vorläufig erwähnt hatte. Das erste dieser Mittel ist dieses: die Schatzkammer solle Papiere statt Geld ausgeben, so wie das berühmte Arret du 18 Aout 1788 anordnete, aber mit dem Unterschiede, dass vermöge dieses Arrets die Gläubiger gezwungen wurden, und dass er sie durch die öffentliche allgemeine Ueberzeugung der künftigen besser Ordnung und genauern Zahlung, bewegen will, freywillig Papiere statt Geld vors erste anzunehmen. Das zweyte Mittel ist, die Nation zu bewegen, das goldne und silberne Geräthe in Münze zu verwandeln. Er stellt hier eine sehr scheinbare Rechnung auf, wodurch der Werth des metallnen Geräths in Frankreich erstaunlich hoch angegeben wird, allein dergleichen Rechnungen sind überhaupt sehr fehlsam, und es ist daher nicht recht zu beurtheilen, ob der geringe Ertrag dieser Operation (die in der Folge wirklich gemacht worden) daher rührt, dass die Rechnung übertrieben ist, oder ob die Nation so sehr an diesem Luxus hängt, dass sie nur einen ganz geringen Theil ihres überflüssigen Geräths in die Münze geschickt hat.

In der ganzen Schrift herrschen überhaupt richtige Grundsätze, und es finden sich darin viele gute Bemerkungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Berlin*, b. Mylius: *Drey Briefe, mineralogischen Inhalts*, an den *Freyherrn von Racknitz*, Churf. Sächs. Cammerherrn, geschrieben von *Joh. Jacob Ferber*, Königl. Preuss. Oberbergrath etc. 1789. 70 S. 8. Der verstorbene Vf. giebt in diesen drey Briefen Rechenschaft von dem, was er auf seiner letzten Reise von Bern nach Paris, und von da bis Mannheim bemerkte. Die niedrigere Bergkette um Bern bestehet aus Sandstein, mit dessen Schichten, Schichten von der bekannten Schweitzerischen *Nagelfluh* abwechseln. Man findet darinn, wiewohl selten, Glossopetren, und bedient sich seiner übrigens zu Quadern. Hinter dieser Sandsteinkette ziehet sich ein höheres Kalkgebirge fort, welches nach mehrern Beobachtungen unter dem Sandstein einschiessen soll, obwohl es dem Hr. Vf. am Thunersee auch schien, als ob hier Kalkstein auf Nagelfluh aufgesetzt sey. Es wäre zu wünschen, dass hier eine genauere Beschreibung von beiden geliefert worden wäre, denn man findet in andern Ländern ebenfalls bald diesen über jenen, und bald jenen über diesen; der genaue Beobachter wird aber in solchen Fällen gewiss auch bemerken, dass es nicht ein und eben dieselbe Art Kalkstein sey, sondern dass sie sich in irgend etwas unterscheidet. S. 10. widerlegt Hr. *F.* die Nachricht, dass die Gebirge im Grindelwalde, Oberhasli, Pays de Vaud etc. vom Fuss bis auf die Spitze aus Kalkstein bestehen sollen, denn er fand unter denselben Thonschiefer, und grobgemengten Gneiss, und bemerkt dabey, dass die französischen Schriftsteller diese Gebirgsart überhaupt Roche granitique nennten. Auch fände man, dass der sogenannte Geisberger Stein öfter Gneiss als Granit sey. Auf den hohen Kalkbergen am Thunersee, wird ein im Kalk liegendes 15 Schuh mächtiges Steinkohlenflötz behauet, auch findet man in eben diesen Gegenden weiches Erdharz im Kalkstein. Diese Umstände nebst einem im Kalk befindlichen mit Versteinerungen angefüllten mächtigen Eisensteinflötz bestimmen S. 24 den Hn. Vf., die Kalkalpen als wahre Flötzgebirge anzusehen, die jedoch ein höheres Alter als die übrigen haben können. Die Salzquelle bey Bex ergiesst sich zwar aus Gips, soll aber aus Thonschieferlagen (vielleicht schiefrigen Thon?), die zwischen denselben einschiessen, erst in den Gips kommen. Bey Sablin bricht natürlicher Schwefel so häufig im Gips, dass ihn eine Gewerkschaft gewinnen und zu gute machen läst. Der zweyte Brief enthält Nachrichten von Pariser Gelehrten und verschiedenen dasigen Mineraliensammlungen. In dem dritten Briefe, von Mannheim aus geschrieben, erzählt der Hr. Vf., was er auf seiner Reise, von Paris bis dahin angetroffen; um Paris nemlich tuffartigen Flötzkalk, hierauf Sandstein bis Darmont, und von da bis Chalons Kreide und weissen Kalkstein, die weiter nach Metz zu mehr verhärtet waren. Bey Saar Louis Granit, Thon, Sandstein und Kalkstein, in welcher Gegend sich auch viele theils verlassene, theils noch gangbare Bergwerke befinden. Zum Schluss werden noch einige litterarische Nachrichten beygefügt.

LITERÄRGESCHICHTE. *Onolzbach*: *Beytrag zu den Nachrichten von alten Handschriften.* Erste Fortsetzung; ein Programm von *Joh. Friedr. Degen*, bisherigen Lehrer der vierten Klasse (an dem Gymnasium zu Anspach) und designirten Professor, Rector und Inspector der Fürstenschule zu Neustadt an der Aisch. 1790. 4 Bogen in 4. — Schon 1785 gab Hr. *D.* ein merkwürdiges Programm heraus, worinn er von einer vorher nicht benutzten reichen litterarischen Fundgrube, der gräfl. Schönbornischen Bibliothek zu Gaybach in Franken, Nachricht gab und einige dort befindliche Handschriften recensirte. In diesem Geschäfte fährt er nun fort, und beschreibt erst einen Codex, worinn ein Stück von *Sedulli Carmine paschali*, von *Prudentii Psychomachia*, von *Horazens* Briefen, und einige andre Sachen befindlich sind. Künftige Herausgeber dieser Dichter werden es dem Hrn. Prof. Dank wissen, dass er sie auf diese unbenutzten Handschriften aufmerksam machte. Denn die hier vorgelegten Proben zeigen, dass sie manche nicht zu verachtende Varianten darbieten. S. 8 würden wir die Abbreviatur: *Sbbō aū letāe* nicht lesen: *subscribe omnes Laetare*, sondern vielmehr: *Sabbato ante Laetare.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 8. März 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

(Fortgesetzte Anzeige der Schriften über die französische Revolution.)

Als der Verkauf der geistlichen Güter beschlossen war, und die oben erwähnten Plane zu diesem Behufe, bekannt wurden, erschien zuerst:

Dissection du projet de M. l'Eveque d'Autun sur l'echange universel et direct des creances de l'Etat contre les biens nationaux; à laquelle on a joint de nouvelles considerations tant sur la Convenance d'une grande emission d'Assignats-Monnoye que sur les arrangemens de finance, les plus convenables aux circonstances et une Lettre de l'Auteur à Mr. Cerutti, sur la parallele que Mr Bergasse a fait des billets de Law et des Ass. monnoye. Par M. Clavière. Paris, de l'Impr. du Patriote français. 3 Juillet. 1790. 132 S. 8.

Hier zeigt der Vf. dass die vom Bischofe von Autun vorgeschlagne Methode die geistlichen Güter zu verkaufen, die Zahl der Käufer sehr einschränken würde, dass sie nur Besitzern groser Summen zufallen können, weil Stadtbewohner die nur ein kleines Capital anzulegen haben, dasselbe nie recht nutzen können, wenn sie Ländereyen dafür kaufen: es aber für das Interesse der Nation vortheilhaft sey, wenn geringe Landbewohner kleine Portionen der Güter kaufen: dass der Ankauf der Güter auf die vorgeschlagne Art, eine Speculation zum Wiederverkauf werden müsse, die den letzten Käufern sowohl als der Nation nachtheilig wird: dass ferner nur solche Staatsobligationen, welche sehr geringe Zinsen tragen, zu dem Ankaufe verwandt werden würden, wenn sie nach dem Werthe der in der Obligation ausgedrückt worden, angenommen werden: und dass es gegen die ausdrücklichen Erklärungen der Nat. Vers. und eine offenbare Ungerechtigkeit seyn würde, wenn sie, wie der Bischof wollte, nur nach dem Fusse einer Reduction nach dem Zinsfusse zu 5 pro Cent, angenommen würden: (Hier thut er dem Vorschlage des Bischofs Unrecht, denn es sollte demselben zufolge den Inhabern der Obligationen, die nur 2½ pro Cent Zinsen trugen, *frey stehen*, sie nach dem Werthe, den sie zu 5 pro Cent, im Capitale reducirt, hätten, als baare Zahlung anzugeben: es war also keine erzwungene Reduction des Capitals) dass die Bezahlung der exigiblen Schuld auf diese Art durch den Verkauf der Güter nicht bewerkstelligt werde, da vielmehr solche Schulden dadurch abgetragen werden, die die letzten in der Ordnung seyn sollten: dass diese Operation einen unermesslichen Handel mit Papieren veranlassen würde, wodurch der Werth aller Foderungen an den Staat höchst unsicher wird, und nur die Agioteurs der Hauptstadt gewinnen können.

Er empfiehlt hierauf statt dieses Plans, eine Vermehrung der Assignate mit 600 Mill. ähnlicher, (die also auch 3 pro Cent Zinsen tragen sollten) die Bezahlung der exigiblen Schuld, so wie sie fällig wird, und den Verkauf der Güter, wodurch diese Papiere wieder allmählig aus der Circulation gezogen würden. Der angehängte Brief an Cerutti ist der nemliche, der in dessen Idées etc. wovon im No. 373 v. J. Rechenschaft gegeben worden, bereits mit enthalten ist.

Der Plan des Bischofs von Autun ward vertheidigt, in:

Calcul du Capital de la dette publique: Reflexions sur les Causes du discredit; et discussion de la Motion de M. l'Eveque d'Autun, et des autres projets publiés sur le mode de paiement des biens nationaux, par M. Ducloz Dufresnoy, Notaire et Suppléant de la Deputation de Paris. a Paris, de l'Imprimerie nationale. 1 Aout. 1790. 104 S. 4.

Die erste und grösere Hälfte dieser Schrift, worin der Belang der Nationalschuld angegeben, der Ungrund des Vorurtheils gegen die Gläubiger des Staats, und die Ursache des Discredits gezeigt wird, enthält viele lehrreiche Erörterungen aus der Geschichte der öffentlichen Schulden. In der letztern vertheidigt er den Plan des Bischofs von Autun mit folgenden Gründen. Die *Dette constituee* sey den Creations-Edicten zufolge, eben sowohl exigibel als die andre. Gewaltthätige Verfügungen haben sie zu verschiednen Zeiten reducirt. Es sey also billig, dass sie eben sowohl, als die jetzt exigible Schuld, beym Verkauf der Güter angenommen werde, damit die Eigenthümer zu den ihrigen kommen. (Allein die jetzigen Besitzer haben nie den Gedanken gehabt, vom Staate nach ihrer Willkühr die Capitalien zurück zu erhalten, und die Ungerechtigkeit, dadurch das Remboursement eines Theils dieser Capitalien welches verfügt war, aufgehoben worden, hätte auf andre Art wieder redressirt werden können.) Man hatte den Grund gebraucht, die schon vorhandenen Assignate würden in ihrem Werthe fallen, wenn die Staatsobligationen durch das Project des Bischofs, mit in Curs gesetzt würden. Hierauf antwortet der Vf., dass durch die vorgeschlagne Operation keineswegs Obligationen und Assignate einander völlig gleich gemacht würden, da diese als Münze cursiren, dass sie also auch nicht nach Proportion mit jenen gleich steigen und fallen müssen.

sen. Die Vermehrung des Agiotirens, sagt er, entsteht vorzüglich durch die Vorzüge welche gewissen Papieren in gewisser Rücksicht ertheilt werden; es wird also auch dieser Nachtheil nicht zu befürchten seyn. (Gewisse Arten des Agiotirens freylich nicht, allein dasselbe wird doch überhaupt durch die Menge käuflicher Papiere vermehrt.)

Hierauf folgte:

Lettres écrites à M. Cerutti par Mr Clavière sur les prochains arrangements de finance. Paris, de l'Impr. du Patriote français. *Premiere Publication 6 Aout. Seconde 19 Aout. Derniere 4 Sept. 1790.* zusammen. 159 S. 8.

In dem ersten Hefte dieser Briefe, welches unstreitig zu den lesenswürdigsten Schriften der Art gehört, sind vortrefliche allgemeine Betrachtungen über den Finanzzustand von Frankreich enthalten. Seit dem Jahre 1783, sagt der Vf., ist eine höchst nachtheilige Veränderung vorgegangen. Eine ungeheure Schuldenlast, die nach dem Frieden durch Liquidation aller Rückstände noch schleunig anwachsen musste, und die fortwährende Verschwendung, welcher der Hof nicht entsagen wollte, hat den Minister Calonne veranlasst, alle Kunstgriffe zu gebrauchen, um Geld zu erhalten, und denen welche Capitalien hergeben konnten, übertriebne Vortheile zuzugestehen, wodurch zum gröfsten Nachtheile aller Gewerbe, der Geldreichthum der Nation gröfstentheils in die öffentlichen Fonds, und zu Unternehmungen, welche sich darauf beziehen, geleitet, und der Zinsfufs gewaltsam erhöhet worden. Sollen die geistlichen Güter verkauft werden, und soll dieser Verkauf der Nation wirklich vortheilhaft seyn, so müssen Maasregeln vorhergehen, welche den Zinsfufs erniedrigen, denn sichre Obligationen (wie denn alle Staatspapiere sicher sind, seit die Nat. Verf. erklärt hat, dass kein Bankrott statt finden solle) die 5 pro Cent tragen, werden von wenigen Personen gegen Güter weggegeben werden, die nur 3 pro Cent einbringen. (Dies ist doch nicht so ganz unzweifelhaft.) In dem Augenblicke, da der Vf. schrieb, waren, fährt er fort, nur 700 Mill. billets au porteur im Handel. Durch das Projet des Bischofs von Autun würden noch 3,500 Mill. andrer Schulden in solche billets au porteur verwandelt, und dadurch der Handel mit Papieren unendlich vermehrt, der Verkauf der Güter nicht erleichtert, die wenigen Capitalien, die noch in Manufacturen und im Handel stecken, vollends in jenen Handel mit Staatspapieren getrieben werden, und so alle Gewerbe noch mehr leiden, ohne dass der Verkauf der Nat. Güter dadurch zu Stande käme.

Statt die Menge der käuflichen Papiere zu vergröfsern, muss man also vielmehr das Geld zu vermehren suchen, womit jener Handel getrieben wird, die Concurrenz unter den Käufern, nicht unter Verkäufern, vermehren. Man muss also eine beträchtliche Menge jener Obligationen und Foderungen realisiren: und dies kann bey dem Geldmangel nur mit Papiergelde geschehen, weil das Papiergeld durch die Hypothek auf die geistlichen Güter, die ihm ertheilt worden, vollen Werth hat, und sich in der Circulation vermittelst des Gesetzes, welches es dem Gelde gleich macht, erhalten kann. (Ist das letzte so unbezweifelt wahr?) Diese Assignate (Lettre 5me.) müssen nicht blofs auf grofse Summen gestellt werden, sondern es müssen kleine, bis auf einen Louis herab gemacht werden, weil die Circulation deren bedarf, und sie durch die Schwierigkeiten der Verwechslung der grofsen Assignate gegen baare Münze immer schadet. Im 6ten Br. schlägt er eine Anstalt vor, dadurch die kleinen Assignate unter solchen Bedingungen und Einrichtungen verwechselt werden sollen, dafs das Speculiren auf Geld dadurch nicht befördert wird. Der 7te Br. ist gegen die obenerwähnte Schrift des Ducloz Dufresnoy, *Calcul de la dette publique* gerichtet, insofern sie den Plan des Bischofs von Autun vertheidigt. Diese Antwort aber setzt in ihren wichtigsten Theilen voraus, dafs alle Staatsgläubiger gezwungen würden, *Contrats au porteur* zu 5 pro Cent für ihre alten Obligationen anzunehmen, und ist also nicht ganz zutreffend.

Gegen die Assignate sind verschiedne kleine Schriften erschienen, unter denen die vorzüglichste etwa seyn mag:

Sur la proposition d'acquitter la dette exigible en assignats par M. Condorcet. Paris, b. Baudoin. 1790.

Der Vf. zeigt, dafs das System der Assignate, eine Ungerechtigkeit gegen die Gläubiger des Staats, und grofse Unbequemlichkeiten für das ganze Publikum enthalte. Jene verlieren nemlich die ihnen gebührenden Zinsen bis dahin dafs das Papier wieder in die Staatscasse zurückfliefst, zum Theile, oder ganz: (nachdem die Assignate nur 3 pr. Cent oder gar keine Zinsen tragen sollen.) und nächst dem das Agio, welches das Papier gegen Geld verlieren wird, entweder unmittelbar oder mittelbar, durch den in Verhältnifs mit andern für Geld kauflichen Gütern erhöheten Preis der Nationalgüter, die mit jenen Papieren bezahlt werden können. Das Publicum leidet ebenfalls, und zwar vorzüglich die Landleute in den entlegenen Gegenden, die bey der Bezahlung der etwa gekauften Güter, von den Agioteurs abhängig werden. Ueberhaupt hat die Bezahlung einer so grofsen Masse von Gütern durch ein Papier, welches dem Agio so sehr unterworfen, und dessen Werth daher so unsicher ist, grofse Nachtheile. Der Vf. zeigt dafs die gerühmten Vortheile der Assignate sich unter einander widersprechen, und empfiehlt dagegen die Bezahlung der exigiblen Schuld sowohl durch Obligationen zu 5 pro Cent, die bey der Bezahlung der Güter wieder angenommen würden, als durch Assignate, nach Wahl der Gläubiger: da denn das wahre Bedürfnifs alles aufs vortheilhafteste reguliren würde: er schliefst mit der Bemerkung, dafs es *vielleicht* noch möglich sey, die ganze Operation durch ein *papier non forcé* zu verrichten, welches denn unstreitig der beste Weg wäre. Diese Schrift enthält gute Gedanken, allein es fehlt dem Vf. die Gabe des klaren und leichten Vortrags gar sehr, und diese ist doch vorzüglich nothwendig, wenn man schwere, verwickelte und bisher vor dem grofsen Publicum

blicum noch wenig erörterte Dinge, der allgemeinen Einsicht nahe bringen will.

In einer andern Schrift *Sur la fixation de l'Impot par M. Condorcet.* 30 S. 8. schlägt der Vf. vor, die Verminderung der Nat. Schuld auf diejenigen Erleichterungen einzuschränken, die aus dem Verkaufe der Güter und dadurch reducirten hohen Zinsen entspringen, ohne weitere Amortisationsfonds vermittelst erhöheter Auflagen zu errichten. Er wiederholt, dass bey diesem Verkaufe die Staatsobligationen directe zugelassen werden möchten. Das Agiotiren welches man befürchte, werde nur durch die Verordnung, dass baar Geld gleichfalls in den Zahlungen angenommen werden solle, gehoben werden. Dadurch werde sich nemlich der Preis aller zugelassnen Papiere gehörig reguliren.

Necker übergab bekanntlich einen Auffatz an die Nat. Verf. worin er seine Bedenklichkeiten gegen die Emission einer grofsen Menge von Assignaten mittheilte. Dieses veranlasste den obgedachten Vertheidiger derselben zu folgender Schrift:

Reponse au Mémoire de M. Necker concernant les Assignats, et à d'autres propositions contre une création qui les porte à deux milliards: par M. Claviere. Paris, de l'Imp. du Patriote françois. Premiere Partie 15 Sept. Seconde Partie 28 Sept. 1790. 208 S. 8.

Er insistirt hier durchweg auf die Solidität der Assignate, wegen der Hypothek auf die geistlichen Güter, und auf das Bedürfniss der Circulation, welche für die jetzt verschlossenen Summen Münze, neues Geld geschafft werden müsse. Unter der Voraussetzung, dass die Assignate durch diese Umstände hinlänglich gegen Discredit gesichert seyn, ist es freylich leicht, sie zu vertheidigen: aber der Vf. geht gar nicht gehörig in das Detail der Umstände, auf denen die Möglichkeit, grofse Summen in Papiere zu circuliren, und die Bestimmung des Quanti dieser Summe beruhet.

Auf dieser Voraussetzung, dass die Assignate in der Circulation dem Gelde beynahe gleich bleiben werden, beruhet die Beantwortung der obgedachten Schrift von Condorcet, welche den gröfsten Theil der 2ten Partie ausmacht. In derselben werden aufserdem noch eine Menge anderer, und schlechter Einwürfe beantwortet, welche vorzüglich in der Nat. Verf. gegen den Plan des Vf. gemacht worden. Es ist in der That merkwürdig, dass in der öffentlichen Discussion, welche in Rücksicht auf alle Angelegenheiten der Nationen so wohlthätig ist, wenn die deliberirenden Corpora erst zu einer solchen Lage gekommen sind, dass wahre Einsichten in ihnen einen herrschenden Einfluss haben, in Frankreich über diese grofse Sache, so wenig gutes vorgebracht ist.

Der wichtigste Vortrag darüber ist der, welcher unter der Aufschrift:

Discours et replique sur les assignats-monnoye, prononcés par M. Mirabeau l'ainé dans l'assemblée nationale. Paris, b. Le Jay auf 104 S. 8. gedruckt ist.

Er enthält aber nur in dem weitläuftigen, wortreichen, unordentlichen Vortrage, der bey einem Manne, welcher so viel öffentlich redet, und so wenig ruhig nachdenkt, natürlich ist, das was in Clavieres Schriften besser gesagt ist.

Es kommt wie bisher gezeigt worden in der ganzen Sache alles darauf an, ob die Assignate sich in der Circulation mit dem Gelde al pari erhalten können, bis sie in der Caisse de l'Extraordinaire wieder verschwinden: und hierüber ist von den Vertheidigern des Systems nichts gesagt. Clavière verspricht am Ende seiner letztgedachten Antwort an Necker, eine *3te Partie* worin er die Mittel angeben will, jenes zu bewirken.

Die Bemerkung welche Rec. oben über Burke's Werk gemacht hat, dass es nothwendig einiger Erläuterungen und Zusätze bedürfe, wenn es auf unser Publicum etwas wirken soll, trift auch die besten französischen Schriften, welche die grofsen Begebenheiten unsrer Tage veranlasst haben. Je mehr der Vf. einer Schrift selbst Antheil an denselben genommen, je mehr sein Werk sich durch eignen Geist der selbst gedacht und beobachtet hat, auszeichnet, je interessanter es an sich selbst daher ist, desto mehr setzt es allemal im Lesen voraus. Die genauere Entwicklung der Begriffe, und das zusammenhängende Raisonnement erleichtern es, den Gedanken eines Schriftstellers zu fassen, und ihm zu folgen. Und eben dieses ist am wenigsten solchen eigen, die durch Umstände der Zeiten veranlasst, aus der Fülle eines Kopfes, in dem sich Beobachtungen u. Reflexionen drängen, und eines durch Begierde gutes zu nützen, belebten Herzens, schreiben. Der Leser der blos durch ruhiges Nachdenken lernen soll, und dem vielleicht kaum die Geschichte in der Einbildungskraft zu Hülfe kommt, stöfst gemeiniglich bey den ersten Begriffen an, die jene Schriftsteller öfter voraussetzen als erweisen.— Einer der vorzüglichsten unter den neuern Franzosen, und in Absicht auf Theorie der vorzüglichste, ist *Mounier.* Es ist daher dem Rec. sehr angenehm zu sehen, dass die im Nr. 196. dieser Blätter v. J. gerühmten *Considerations* etc. desselben, durch eine solche Behandlung für deutsche Leser nutzbarer gemacht worden sind:

Jena, b. Mauke: *Mounier's Betrachtungen über die Staatsverfassungen, vorzüglich über diejenige, welche dem französischen Staate angemessen ist.* Aus dem Französischen übersetzt. Mit einer Einleitung, Anmerkungen und Zusätzen von D. *Gottlieb Hufeland,* ordentl. öffentl. Lehrer der Rechte zu Jena. 1791. X. und 214 S. 8.

In der Vorrede giebt der Uebersetzer einige Nachricht vom Vf. In der Einleitung beantwortet er folgende Fragen: 1) Ist es gut, Untersuchungen über Regierungsformen öffentlich bekannt zu machen? Er zeigt dass diese Frage, die allerdings mit vielem Scheine, von Männern der vortreflichsten Gesinnungen und Einsichten, verneint werden kann, aus folgendem Grunde bejahet werden müsse. Die Achtung des Volks gegen seine Verfassung

fung und Regierung, von welcher die öffentliche Ruhe abhängt, welcher zu Liebe jene Männer die Freyheit des Urtheils einschränken möchten, beruhet am Ende nicht auf dieser oder jener Meinung, sondern auf der Allgemeinheit und Gleichförmigkeit der Ueberzeugungen im Volke, welche nur durch freye Untersuchung und öffentliche Mittheilung in ruhigen Zeiten, hervorgebracht werden kann. 2) Was ist von einem Staate zu erwarten? und was soll er leisten? Diese Frage durch welche der Vf. auch in andern Schriften sich schon einen eignen Weg der Untersuchung angewiesen, führt hier auf eine genauere Bestimmung, in welchem Sinne *Freyheit* allgemeiner und höchster Zweck aller Staaten heissen könne? nehmlich in so fern darunter allgemeine Ausbildung des Menschen verstanden wird. Diese Erörterung nebst der folgenden damit zusammenhängenden, ist vorzüglich nützlich: denn der Ausdruck Freyheit, ist in politischer Anwendung so vieldeutig, und bey dem unbestimmten Raisonnement über Freyheit, welches gewöhnlich da herrscht, wo wenig Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten möglich ist, entspringt bey dem lebhaftesten Enthusiasmus gemeiniglich nur eine ganz unglückliche und unwirksame Denkungsart, aus jenen Vorstellungen. 3) Worauf kommt es bey Beurtheilung der Regierungsformen an? Hier zeigt der Vf. dass das Problem guter Verfassungen darinn besteht, den Staatsbürger gegen alle mögliche Eingriffe zu schützen. (Wie manche Regenten schränken dagegen den ganzen Endzweck der Staatsorganisation auf Macht gegen *äussern* Feind ein!) Diesen Grundsatz wendet der Vf. auf manche Theile des Staats an. Er zeigt, dass dieser Endzweck selbst, auf der Einsicht der Vernunft beruhe: dass aber die Mittel, ihn zu erreichen, Veranstaltungen menschlicher Klugheit sind, welche sich also auf Beobachtung und Erfahrung stützen muss: und vorzüglich insistirt er darauf, dass die Ausführung aller Anstalten, Menschen aufgetragen werden müssen, dass man also nie die Grundsätze, auf denen eine todte Maschine etwa beruhen möchte, für hinreichend halten, sondern immer den lebendigen Gewalthaber, im Auge haben müsse. Eine Beobachtung, welche unter uns nicht zu viel eingeschärft werden kann, denn die Theoretiker denken im Systeme gewöhnlich nur an Gesetz, und praktischere Politiker an *Befehl*, das Gesetz auszuführen.

In Anmerkungen unter dem Texte selbst, sind theils eigne treffende Bemerkungen mitgetheilt, welche den französischen Schriftsteller erläutern, theils die besten Stellen aus den Aufsätzen des Bergasse, von denen zu seiner Zeit geredet worden, und welche mit den Grundzügen von Mouniers System harmoniren, beygebracht.

Ein Abschnitt aus einem andern Werke von Mounier, (*Exposé de la Conduite etc.* S. Nr. 199 dieser Blätter vorigen Jahrs) worinn dieser seine Grundsätze weiter vertheidigt, ist hinzugefügt: und zum Beschlusse eine kurze Ausführung des Uebersetzers, über die Abänderung der Staatsverfassung, worin er die Gefahren einer Staatsveränderung zeigt, die vom Volke ausgeht, und auf die Ausbreitung richtiger Begriffe in der höhern Volksclasse als die einzige reine Quelle wahrer Verbesserungen zurückführt. So schliesst sich dieses Resultat der ganzen Untersuchung wieder an den Punct an, von dem Hr. Hufeland in der Einleitung ausgieng.

(Der Beschluss folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Zürich*, bey Gessner: *Helvetischer Calender für das Jahr 1789.* 5 Bogen. — derselbe *für das Jahr 1790.* 5 B. 12. (12 gr.) Mit Vergnügen sieht Rec. der jedesmaligen Erscheinung, dieses durch Interesse und Nutzen, sich, (mit nur seltnen Ausnahmen eines oder des andern weniger sorgfältig gewählten Aufsatzes,) in gleichem Werth erhaltenden Taschenbuches, entgegen. Die beiden vor uns liegenden Kalender enthalten, wie ihre Vorgänger, gute Beyträge zur nähern Kenntniss einzelner Theile der Schweiz, und zur Charakteristik ihrer Bewohner, und liefern ausser dem gewöhnlichen Inhalt des Kalenders, des Regierungs- Kirchen- Kriegs- und Literatur-Etats, die Reiserouten durch die Schweiz u. dgl. folgende zum Theil aus schon zerstreut gedruckten Nachrichten gezogene Aufsätze, 1. Etwas zur Charakteristik der Einwohner des Bernerschen Oberlandes; und der Gegend von Untersee, und den Thälern von Lauterbrunn und Grindelwald. 2. Die Gefahren der Bergreisen. 3. Eine Dosis gesunden Menschenverstandes aus den Bergen. Aus dem Tagebuche des armen Mannes im Tockenburg. Seine Empfindungen sind wohl hie und da etwas schwatzhaft, witzelnd, und alltäglich: doch findet man auch manchen zur ächten Philosophie des Lebens hinleitenden Erfahrungssatz, manchen aus einem biedern Herzen hervorquellenden guten Gedanken.) 3. Der Wallenstädter See. Aus dem Mscpt eines Reisenden. 4. Biographie des bekannten Mathematikers und Naturforschers J. H. Lambert. — Der Almanach von 1790 enthält ausser ein Paar Gedichten: 1. das Malerisch - Schöne der Italienischen Schweiz. Aus dem Mscpt eines Reisenden. Treffliche Landschaftsdarstellungen nach der erhaben schönen Natur dieser Gegenden gezeichnet. 2. Thomas Platters Jugendgeschichte. Von ihm selbst geschrieben. — (Ein merkwürdiger Beytrag zur Erziehungs - und Lebensart, und zu den Sitten des 16ten Jahrhunderts.) — Die 12 Kupfer in diesen Almanachen, sind von Hess und Meyer, in der artigen Manier S. Gessners radirt. — Der Anblick der wohlgetroffenen Gegend des Sihlewaldes mit der Sommerwohnung des sel. Gessners war Rec. eine wehmüthig angenehme Rückerinnerung der, mit diesem Unvergesslichen hier verlebten, glücklichen Stunden. Die übrigen Kupfer sind grösstentheils Gegenden der innern Cantons. —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 8. März 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

(Beschluss der Anzeige der Schriften über die französische Revolution.)

Rec. hat in No. 353. dieser Blätter, vorigen Jahrs von einer Sammlung Auszüge aus ältern politischen Schriften Nachricht gegeben, welche in Paris verfertigt wird. Die Zeitumstände haben ein andres Werk veranlasst, davon die Idee wenigstens jenem sehr weit vorzuziehen ist.

Discussions importantes debatues au Parlament d'Angleterre par les plus celebres Orateurs depuis trente ans: renfermant un choix de Discours, Motions, Adresses, Repliques etc. accompagné de Reflexions politiques analogues à la Situation de la France depuis les Etats Generaux. Ouvrage traduit de l'Anglois. à Paris, chez Maradan et Perlet. IV Vol. 8. 399, 478. 505 und 418 S.

Rec. hat sich bereits bey mehreren Gelegenheiten über den ausserordentlichen Werth der englischen Parlementsdebatten in Rücksicht auf alle Theile der Politik erklärt.

Sie sind eine äusserst reichhaltige Quelle von Kenntniss der innern Verhältnisse eines grosen und mächtigen Reichs, allgemeiner Grundsätze über die Staatsverfassung, und der höchst merkwürdigen und zum Theil sehr feinen und verwickelten Schwierigkeiten, welche deren Anwendung und Ausführung begleiten, der Geschichte und der wahren Ursachen ihrer grosen Begebenheiten: von Kenntniss der Sachen und der Menschen, durch welche jene entstehen. Ein Auszug der vorzüglichsten Reden würde eines der nützlichsten Werke für solche seyn, welche an den grosen Begebegenheiten des menschlichen Geschlechts ein mehreres Interesse nehmen, als das Geschwätz über die Zeitungen des Tages erregt. Für Frankreich würde es durch die Vergleichung der Gesinnungen, welche im englischen Parlemente geäusert worden, mit den Grundsätzen, welche nach der Revolution von der französischen Nat. Verf. befolgt werden, noch ein neues ganz vorzügliches Interesse erhalten. Um den vorgesetzten Endzweck ganz zu erreichen, müssten aber nicht allein die Reden mit groser Sorgfalt ausgewählt, und die meisten sehr verkürzt werden, indem natürlicher Weise aus dem Stegreife gehaltene Vorträge viel gedehntes, viel überflüssiges, und viele Widersprüche enthalten, welches im Lesen Ueberdruss erregt, sondern es müsste billig, wo nicht jeder, doch den mehresten eine Einleitung vorausgehen, worinn der Gegenstand, über welchen jetzt geredet wird, erklärt, und die besondern Verhältnisse des Redners angezeigt würden; denn es ist ein groser Unterschied unter der Art, Grundsätze zu äusern, und Ideen vorzutragen, wenn sie bloss, so wie Schriftsteller thun, in ganz allgemeiner Absicht zu untersuchen und zu belehren, ausgeführt werden, oder wenn sie in gewissen besondern Umständen und zu eigner Absicht gebraucht werden. In manchen Reden, auch der vorzüglichsten Staatsmänner, welche sie in dem Augenblicke hielten, da sie zu der Oppositionspartey gehörten, und im Begriffe waren, die Ministerialpartey zu überwinden, ist natürlicher Weise vieles enthalten, was derselbe Mann in einer andern Lage, wenigstens nicht auf dieselbe Art und in demselben Maase, geäusert haben würde. Persönliche Ursachen, Parteygeist, Heftigkeit des Augenblicks, wirken in einem mehr als im andern, allein ganz frey von dem allen ist kein Mann in der Welt, der sein ganzes Leben und die besten Kräfte seines Geistes der politischen Laufbahn widmet. Der Kenner der englischen Geschichte denkt sich beym Lesen dies alles hinzu. Für den Leser, der mit derselben weniger bekannt ist, müsste es ausdrücklich bemerkt werden. Dies ist in der französischen Sammlung, welche hier angezeigt wird, nicht geschehen: und überhaupt ist die ganze Ausführung höchst elend. Es sind sogar die vorgeschlagnen *Bills*, über welche jedesmal geredet wird, nicht einmal genau angegeben, und manche Stellen sind daher nicht einmal vollkommen verständlich. Nur selten sind ganze Debatten über einen Gegenstand mitgetheilt. Oft nicht einmal die Reden, auf welche sich die Vorträge unmittelbar beziehen. Die Auswahl ist nicht mit gehöriger Sorgfalt angestellt, und die Anordnung ist fehlerhaft. Die Reden mehrerer Personen von entgegengesetzten Parteyen sind zwar ohne ausschliessliche Vorliebe zu einer derselben mitgetheilt: aber es laufen auch sehr viele unbedeutende mit durch. Unter der allgemeinen Ueberschrift: *Constitution Britannique*, kommen zuerst allerley Debatten über Gegenstände vor, die unter einzelne folgende Rubriken gehörten. Unter der folgenden *Du Roi d'Angleterre* erwartet man eine Sammlung von Reden, die die Prärogative des Königs, seinen Antheil an der Gesetzgebung, und sein Verhältniss zu dem Parlemente und dem Volke angiengen: man findet aber manche ganz uninteressante Reden mit eingerückt, die bloss Begebenheiten betreffen, die sich in der königlichen Familie ereignet: Adressen an den König, Proclamationen u. dgl. m. In dem dritten Abschnitte *du Parlement d'Angleterre* sind eine Menge Dinge, die die Verfassung und Rechte des Parlements gar nichts angehen, mit enthalten. Vieles, das den Krieg mit Frankreich und Spanien vom Jahre 1780 betrifft. Eine kleine Notiz vom Kurfürstenthum Hannover, welche der Vf. zur Erläuterung einschal-

schaltet, macht seinen Kenntnissen wenig Ehre. Es sind darinn Thatsachen aus einem Aufsatze in Spittlers histor. Magazin, die das Kurfürstenthum *Calenberg* angehen, mit andern Notizen über die sämmtlichen deutschen Länder des Königs von England auf die ungereimteste Weise vermischt. In den Artikeln 5, 6 u. 7. *du Ministère, du Militaire, de la marine*, kommt vieles vor, welches nicht die Constitution und Verhältnisse derselben zum Staate, sondern die Vorfalle der Geschichte angeht. Der achte Abschnitt, *du Commerce*, nimmt nur 34 Seiten ein, und enthält nichts bedeutendes, ausser einigen ausser allem Zusammenhange unverständlichen und nicht lehrreichen Reden, die Ostindische Compagnie betreffend. In diesem Abschnitte hätte doch ausserordentlich viel wichtiges mitgetheilt werden können. Der 9te Abschnitt, *Finance*, enthält keine Discussionen des eigenthümlichen der englischen Finanzen, über einzelne Auflagen u. s. w., sondern nur Debatten über die Bewilligung der Subsidien überhaupt, was in den 10ten (Amerikanischer Krieg) gehörte. Der 9te, *Affaires de Religion*, enthält einige merkwürdige Debatten, die Katholiken betreffend. Der 10te und weitläuftigste geht den *Krieg mit Amerika* an: enthält ausser Reden im Parlemente noch mancherley andre Actenstücke. Der 11te, *Accusations intentées contre quelques particuliers*, vorzüglich Sachen, den Process über die Admirale, Keppel und Palliser betreffend. Der 12te, *Affaires d'Irlande*, den Anfang der Uneinigkeiten zwischen Irland und England im Jahre 1779 und 80; hier laufen wieder Dinge mit unter, welche die englische Administration und Begebenheiten des Kriegs angehen. Im 13ten, *Emeutes*, einige Reden über Aufläufe, besonders den bekannten Tumult, welchen Lord George Gordon 1780 zu London erregte. Der 14te enthält allerley Briefe verschiedner Personen und andre Stücke, zum Theil blosse Ceremonialien. In der 15ten, *sur divers Sujets*, sind allerley Reden zusammengeworfen, welche unter vorhergehende Artikel gehören. Der 16te endlich, *Liberté de la Presse*, enthält einige unzusammenhängende Reden und andre Publicationen theils im Allgemeinen über die Pressfreyheit, theils über einige dahin gehörige Processe. Dieser Gegenstand, die Pressfreyheit, welche von den Engländern selbst für eine der vornehmsten Schutzwehren ihrer Freyheit und Constitution erkannt wird, verdiente ganz vorzüglich ins Licht gesetzt zu werden. Der unermessliche Einfluss der Druckschriften macht die Grundsätze, welche über diesen Gegenstand in England herrschen, und welche durch langjährige Erfahrung und mannichfaltige Anwendungen geprüft sind, in Frankreich und auch in Deutschland, wo diese Sache täglich wichtiger wird, höchst interessant. Es wäre leicht gewesen, durch vollständige Auszüge aus einigen der berühmtesten Processe dieser Art, Kenntniss der englischen Gesetze, und der Art, wie sie angewendet werden, mitzutheilen, anstatt dass diese elende Compilation nur die Begierde nach Belehrung reizt.

Die Artikel der ganzen Sammlung erstrecken sich vom Jahre 1730 bis 1780. Die mehresten sind aus den Zeiten des amerikanischen Krieges. Nur wenige aus dem ganzen vorhergehenden Zeitraume. Unter diesen sind die interessantesten Stücke aus den Zeiten der heftigen Opposition gegen Robert Walpole. Von den interessantesten Gegenständen, welche seit 1780 im Parlemente verhandelt worden, und welche für unsre Zeiten die lehrreichsten sind, als von den Debatten über das englische Gouvernement in Ostindien, über die Verhältnisse mit Irland, den Commerztractat mit Frankreich, die Regentschaft während des Königs Krankheit, findet man hier nichts. Es wäre zu wünschen, dass ein recht guter Auszug aus allen diesen neuern Verhandlungen die Bekanntschaft mit ihren wichtigen Gegenständen, allgemein machen möchte.

Der Einfluss, den die Bekanntschaft mit den vereinigten Staaten von Amerika auf die französische Revolution gehabt hat, und die unzeitige Nachahmung eines so ganz verschiedenen Staates, ist mehreremale erwähnt worden. Die nähere Kenntniss der neuen Verfassung jener Republiken ist daher nicht nur in Frankreich, sondern auch für den dritten Beobachter, dem sie an sich selbst schon sehr interessant war, noch lehrreicher geworden. Der neue Congress hat die Acten seiner ersten Session bekannt machen lassen, von welcher Sammlung denn auch eine französische Uebersetzung erschienen ist, unter dem Titel:

Actes passés à un Congrès des Etats-Unis de l'Amerique commencé et tenu dans la ville de New-York le mercredi quatre Mars de l'année 1789. et la treizieme de l'independance des Etats unis, traduits par M. Hubert, Avocat en Parlement. à Paris, Hotel de Thou 1790. 275 S. in 8.

Da das Original in Europa wohl nicht leicht zu haben seyn mag, ist diese Uebersetzung wichtig. An der Spitze steht die neue Constitution, wodurch die vereinigten Staaten aus einer Föderation von souverainen Staaten in eine einzige Republik consolidirt sind. Unter den Acten der ersten Sitzung sind einige, wodurch die Einrichtung der Administration und executiven Gewalt des neuen grossen Staates regulirt wird, und einige andere, die das Verhältniss der einzelnen Colonieen und ihr neues Finanzsystem betreffen.

Die Einmüthigkeit und ausserordentliche Ruhe, womit die neue Verfassung eingeführt worden, ist sehr auffallend; aber es fällt auch eben so sehr in die Augen, dass Frankreich nicht hoffen durfte, auf gleiche Weise ein neues Gouvernement zu errichten, weil von allen grossen Hindernissen in Amerika fast keines existirte. Ferner ist sehr merkwürdig, dass die Franzosen auch von diesem Freystaate, der ihnen zuerst das non plus ultra einer freyen Verfassung zu seyn schien, wieder in sehr vielen Puncten kein Beyspiel nehmen wollen, und ungleich mehr für die Freyheit nöthig erachtet, welches die Amerikaner, eben um der Freyheit willen, nicht wollten.

Die Schriften über den Pariser und Versailler Auflauf vom 25sten und 26sten October 1789, welche in No. 74 u. 75. dieser Blätter beurtheilt worden, und diese grossen Begebenheiten selbst, sind in den höchst lesenswerthen Werken eines Mannes beleuchtet worden, der wegen der Lage, in welcher er sich damals befand, vorzüglich fähig ist, die bekannten Umstände zu würdigen, und die geheimen Quellen derselben zu entdecken,

und

und der durch die ehrenvolle Verfolgung, die ihm von den Häuptern der Faction, welche die Unruhen erregt, wiederfahren ist, besonders aufgefodert wird, ihre Verbrechen an den Tag zu bringen.

Appel au Tribunal de l'opinion publique du Rapport de M. Chabroud et du Decret rendu par l'assemblée nationale le 2 Octobre 1790. Examen du Memoire du Duc d'Orleans et du Plaidoyer du Comte de Mirabeau, et nouveaux Eclaircissemens sur les crimes du 5 et du 6 Octobre 1789. par M. Mounier. Londres, 1791. 351 S. in 8.

Der Vf. folgt dem Rapport Schritt vor Schritt, und beweiset gegen denselben durch eine sorgfältige und sehr genaue Vergleichung der relevanten Zeugnisse, dass der Auflauf zu Paris und Versailles Folge eines lange und von weitem her angelegten Planes gewesen, dass es die Absicht eines sehr thätigen Complotts gewesen, die Königin aus dem Wege zu räumen, den Herzog von Orleans zum Lieutenant general du Royaume zu machen, dass die anscheinenden Widersprüche in der Anlage dieser Plane sich daraus erklären, dass die Häupter dieser Faction nothwendig Rücksicht auf die verschiednen möglichen Entschlüsse nehmen müssen, zu denen der König etwa bewogen werden würde: dass der Herzog von Orleans und der Graf von Mirabeau wenigstens höchst verdächtig sind, und vollkommen hinreichender Grund da war, eine Untersuchung gegen sie anzustellen. Die Ausführung ist mit der Genauigkeit einer Criminalrelation abgefasst, und geht daher in das kleinste Detail; aber das Interesse der schrecklichen Begebenheiten, die sie betrifft, ist so gross, dass demohnerachtet der grösste Theil des Buches wenigstens die Aufmerksamkeit des Lesers unaufhaltsam fesselt. Ausserdem sind einzelne Bemerkungen und die Erzählung einiger Umstände mit eingeschlossen, welche auf den ganzen Vorgang und seine Verbindung mit frühern Begebenheiten sehr vieles Licht werfen. Unter diesen verdient als ganz vorzüglich wichtig folgendes hier ausgezeichnet zu werden:

Gleich zu Anfange bestätigt der Vf. die Angabe des Bergasse, nach der der Gr. von Mirabeau zu Mounier bereits im Julius 1789 gesagt hat: *Qu'importe que nous ayons Louis XVII au lieu de Louis XVI, et qu'avons-nous besoin d'un bambin pour nous gouverner?* und ähnliche Sachen.

Er sagt ausdrücklich, dass er, da er als Präsident der Nationalversammlung am 5ten October 1789 von 4 bis 9 Uhr beym Könige war, nicht bloss mit der Bewirkung der so sehr gewünschten Sanction einiger Decrete beschäfftigt gewesen, und man sieht, worin die Rathschläge bestanden, die er gegeben. Er fügt nämlich hinzu, was der König und die Minister seiner Meynung nach hätten thun sollen. Es ist gewiss sehr merkwürdig, was ein solcher Mann, der aus unmittelbar anschauender Kenntniss die Stimmung des Volks und die Umstände zu beurtheilen wusste, damals für rathsam hielt. Er wünschte, der König möchte die Nationalversammlung auffordern, sich mit ihm zu vereinigen, um dem bewafneten Haufen, der von Paris ankam, zu gebieten, friedlich nach Hause zu gehen, wodurch denn die heimlichen Feinde des Königs in die Verlegenheit gerathen seyn würden, sich zu früh erklären, oder gegen ihre eigenen Plane handeln zu müssen. M. versichert, damals sey die Corruption, die stündlich zunahm, noch nicht so gross gewesen, dass die Achtung der Franzosen gegen die königliche Würde und die Liebe zu der Person Ludwig des XVI. nicht noch wirksam genug gewesen wären, einen blutigen Auftritt zu verhindern, den ohnehin der Charakter der Häupter der Faction nicht wahrscheinlich machten. Und wäre es dazu gekommen, so wäre es höchst wahrscheinlich eine heilsame Crisis gewesen.

Mounier rechtfertigt seinen Entschluss, die Nationalversammlung bald darauf zu verlassen, eine Eröffnung, die er bis dahin aus guten Gründen verschweigen müssen. Er hatte sich mit einer beträchtlichen Zahl von Deputirten, die mit ihm gleiche Gesinnungen hegten, verabredet, jeder in seine Provinz zu reisen, die Nation daselbst über die wahre Lage der Sachen, über das Verhältniss des Reichs zu der Stadt Paris, des Königs und der Nat. Verf. erzwungene Lage, zu belehren und zu bewirken, dass der König veranlasst würde, eine neue Versammlung an einen andern freyen Ort zu berufen. Dieser Plan, der einzige damals mögliche, die wahre Sache der Freyheit wieder herzustellen, ist durch die Nationalversammlung vereitelt worden, welche anfieng, die Reisepässe zu versagen, da sie merkte, wie viele Deputirte sich entfernen wollten.

Die Prüfung des Betragens des Grafen von Mirabeau ist sehr interessant, und bestätigt vollkommen das Urtheil, welches in diesen Blättern mehreremale über den Antheil gefällt worden, den dieser merkwürdige Mann an der Revolution gehabt hat. Die ausführliche Erzählung so vieler kleinen Umstände in seinem Betragen und die Vergleichung derselben von dem Vf. des angezeigten Werks, der die politische Wirksamkeit des Mannes so gut kennen muss, beweiset in jeder Zeile, dass Rec. mit gutem Grunde die Erklärung beliebter Schriftsteller und die vorgefasste Meynung eines grossen Theils des Publikums, wodurch jener berühmte Demagoge zu einer Haupttriebfeder der Revolution gemacht wird, grundfalsch erklärt hat, dass derselbe vielmehr ein Spiel der Umstände und ein Diener der mächtigen Menge als ein Herr derselben gewesen, dass ein uneingeschränkter Ehrgeiz ihn bewogen, nach dem wandelbaren Interesse des Augenblicks und mit jedem Anscheine neuer Conjuncturen neue Maasregeln zu ergreifen, um seine eigene persönliche Erhebung zu erhalten, die den einzigen Zweck aller seiner Bemühungen ausmacht. Noch von einer andern sehr merkwürdigen Seite schildert ihn Monier. Er führt eine Menge interessanter Proben seiner unbegreiflichen Indiscretion an, in Dingen, die es ihm selbst sehr wichtig hätte seyn müssen, recht verborgen zu halten.

Eine Stelle des Werks am Schlusse, wo der Vf. eine Menge rechtschaffener Patrioten nennt, mit denen er zu politischen Absichten verbunden, und die mit ihm gleich gesinnt gewesen, erregt eine Betrachtung, die mitgetheilt zu werden verdient. Den einzigen Bischof

Langres ausgenommen, ist unter allen diesen kein ziger Name einer grossen Familie oder Würde, die es politischen Parthey grosses Gewicht geben können.

Leipzig, b. Crusius: *Joh. Phil. Franks*, b. R. D. u. Privatlehrers a. d. hohen Schule zu Erlangen, *System der landwirthschaftlichen Polizey, besonders in Hinsicht auf Deutschland nach den besten Verordnungen, Vorschlägen und Anstalten.* Erster Theil. 1789. 514 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Bey dem langen Ausbleiben ähnlicher Werke, die von Hinze zu Helmstädt und Niemann zu Kiel versprochen sind, muss Hn. Frank sein früheres Hervortreten Absicht der guten Aufnahme sehr zu statten kommen. hat sein Lehrbuch zur Wiederholung des akademisch. rtrags bestimmt, hoffet aber zugleich mit Recht, dass h künftige Regenten und Staatsmänner, ja vielleicht n jetzt manche Regierungen, Gedanken zu nützlichen Anstalten und Verbesserungen daraus schöpfen werden.

Dieser erste Theil betrifft vorzüglich den Landbau. ey allgemeine Hauptstücke enthalten 1) die Grundbegriffe von der Polizey, und 2) ihrer Gesetzgebung, der amten, 3) ökonomischen Gesellschaften und Aufseern. Im ersten Buche handelt der erste Abschnitt von antniss des Landes durch 1) Vermessung, 2) Lagerher und 3) Beschreibungen; der zweyte aber von bereitung des Bodens durch 1) zweckmässige Eintheilung, 2) Ableitung des schädlichen Gewässers, 3) n Verhältnis der Wälder, Urbarmachen der Heiden, d 4) dem Damm- und Teichwesen. Das zweyte Buch trifft theils noch allgemeine Beschäftigungen, wie 1) Besserung des Bodens, Düngung; 2) die Abtheilung r Beete, Ackervieh und Geräthe, Aerndte und Scheuna, Ackerumschlag, 3) die Ausrottung des Unkrauts d schädlicher Thiere, theils im zweyten Abschnitt 1) n Wiesen- und Futterbau, 2) Brache und Hütung, 3) treidebau, 4) Magazine und Handel, 5) Aerndteassecuranz. 6) Feld- und *Gartengewächse*, 7) Weinbau, 8) nführung *fremder Gewächse*, 9) *Fortsetzung* vom Garnbau, 10) *Obstbäume*, und 11) das Forstwesen. Darf folgt im dritten Buch 1) die Jagd, und 2) Fischerey, d im vierten 1) die Bienenzucht, und 2) der Seidenbau. hon diese Uebersicht des Inhalts aller Hauptstücke zeit im Ganzen eine gute Anlage des Lehrgebäudes, zueich aber doch auch, dass im Einzelnen wohl manches ch besser zu ordnen gewesen wäre. Die beiden letzten icher sind nach Verhältniss gegen das zweyte zu kurz d einfach, daher sie vielmehr nur Abschnitte der veruthlich im zweyten Bande folgenden Hauptabtheilung n der Thiernutzung hätten ausmachen sollen. Auch die Trennung des Gartenbaus und der fremden Gewächse von den einheimischen unschicklich. Die Verütung des Brandes ist unter den allgemeinen Beschäftigungen aufgeführt, und gehört doch offenbar allein zum etreidebau.

In der besondern Ausführung ist zwar über die meisten Gegenstände eine Menge nützlicher Sachen gesammelt, und in guter Ordnung vorgetragen; aber hin und wieder ist doch nicht genug Rücksicht auf das Verhältniss der Wichtigkeit genommen, z. B. unter den Feld- und Gartengewächsen wird umständlich von Kartoffeln und Krapp gehandelt, hingegen der Rüben, des Hopfens, Rübsaamens und Kümmels wird kaum mit einigen Worten, der Seidenpflanze, Nessel- und Sonnenblume aber, und der Eisenschen Kunst, die Küchengewächse zu trocknen, gar nicht gedacht. Bisweilen gehet dieses bis zu einer ganz zwecklosen Weitläuftigkeit, z. B. von der Aerndteassecuranz ist fast auf einem ganzen Bogen gehandelt, und eben so viel Rechnungsmuster aus Bergius eingerückt, aber doch die grosse Schwierigkeit eines billigen Beytrags hoch und niedrig liegender Güter bey Wasserschäden nicht einmal berührt. Ueber Vertilgung der Sperlinge, Einsperrung der Tauben, Hütung der Ziegen, Ausrottung der Wucherblumen und Anpflanzung der Obstbäume, sind Hessische, Badensche, Braunschweigische und Preussische Verordnungen wörtlich abgedruckt, die ganze Seiten einnehmen.

In Absicht der Grundsätze und Maassregeln zu Erreichung guter Absichten neiget sich Hr. *F.* mehr zur Strenge durch Verordnungen und Strafbefehle als dem natürlichen Wege der guten Ordnung und Freyheit mit Aufklärung, Unterricht und Aufmunterung durch Beyspiele und Hülfsanstalten. So will er z. B., die Regierung solle zwar nicht bey jeder Theurung, aber doch bey Mangel und befürchteter Hungersnoth, zum Verkauf des Getreides nach einer Taxe zwingen. Allein wie lässt sich da eine Grenzlinie finden? Die Kornhändler sollen nicht auf dem Lande und auf den Märkten nicht vor 10 Uhr kaufen dürfen. Aber wer kann dieses verhüten, da sie oft zugleich Bäcker oder grosse Consumenten sind? Und warum soll es verhütet werden, da sie zu Versorgung der übrigen kaufen, und bey ihrer Speculation sowohl einbüssen, als gewinnen können? Beckern, Brauern und Brandtweinbrennern soll eine Taxe gesetzt werden, weil sich ihr Gewinn bey Heller und Pfennig berechnen lasse. Da wäre Hr. F. wirklich ein grosser ökonomischer Apollo, und könnte nicht mehr gewinnen, als wenn er diese Gewerbe wenigstens für einige Reichskreise allein übernähme, und alle die Stümper verdrängte, welche sich oft um viele Thaler verrechnen. Ueber das *fade Geschlürf* des Caffee, welches *unerhörte* Krankheiten hervorbringe, wird bey der Cichorie nicht nur ein vaterländisches Bardengeschrey erhoben, sondern sogar das Darmstädtische und Hildesheimsche Verbot für Landleute, und dass alle Schulden für Caffee unklagbar seyn sollen, als Muster aufgestellet. Auch wird überhaupt zu Verminderung des Gebrauchs fremder Luxuswaaren als Mittel vorgeschlagen, die Gerechtigkeit, damit zu handeln, seltener zu ertheilen, ihre Güte zu untersuchen, und den tauglichen nach den Zeitumständen eine Taxe vorzuschreiben. Aber wäre da nicht das Monopol ein neuer Druck fürs Publicum, die Untersuchung Quälerey für die Kaufleute, und billige Taxe für sie sowohl als die Polizey-Obrigkeiten eine Unmöglichkeit?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 9. März 1791.

FREYMAUREREY.

Leipzig, b. Jacobäer: *Notuma nicht Exjesuit über das Ganze der Maurerey. Einzige ächte umgearbeitete Ausgabe.* Erster Theil XL und 264 S. Zweyter Theil XII. und 194 S. 1788. Dritter Th. XXIV. und 264 S. 1789. 8.

Die erste Ausgabe des Buchs *über das Ganze der M.* erschien 1782; eine zweyte verbesserte mit Zusätzen versehene in der Weygandschen Buchhandlung 1786 ohne Vorwissen des Vf.; diese letztere veranlasste ihn zur gegenwärtigen. Nur der erste Theil dieses *Notuma*, welches das Anagramm von *Aumont*, einem Grossmeister der Tempelherrn, ist, enthält das, was den Inhalt der ersten Ausgabe *über das Ganze der M.* ausmachte. Einige Briefe jener Ausgabe sind jetzt weggelassen, andre neue hinzugekommen, viele umgeschmolzen, berichtigende und kritische Anmerkungen über die Urtheile, welche in Journalen und Zeitungen über die erste Ausgabe gefallet worden, zwischen den Text der Briefe eingeschoben, und manchen derselben sogar weggelassene Stellen aus den Briefen der ersten Ausgabe angehängt worden, welches der Zusammenhang der Briefe unterbricht und dem Buche ein seltsames Ansehen giebt. Die Namen der Briefsteller *von Fürstenstein* und *von Stralenberg* in der ersten Ausgabe sind in dieser weggelassen; beide sind, wie im Vorbericht gesagt wird, nur eine Person, nemlich der nun verstorbene Vf., Hr. *v. Gone* selbst, der die in diesen Briefen enthaltene Beschreibung seiner Reisen zum Vehikel gebraucht hat, das Publicum mit seinen maurerischen Erfahrungen und Kenntnissen bekannt zu machen. Deswegen sind auch die Nachrichten, die der Vf. von andern auf seinen Reisen ihm aufgestossenen Gegenständen mitgetheilt hat, nur unbeträchtliche Nebensache. Auch das, was im ersten Theile von den Logen in dieser oder jener Stadt, von Brüdern und dem Fr. M. O. gesagt wird, ist entweder unwichtig oder schon bekannt, oder auch so erzählt, dass es niemand, ausser denen, die darum wissen, verstehen kann; für das unmaurerische Publicum also unnütz und für unterrichtete überflüssig. So heisst es z. B. S. 132. „Ich bin nun wirklich *hoher Ordensbruder*. Eine feyerliche Aufnahme! Die Erblickung des *Lichts ohne Decke*, die Wegnehmung des Schurzfelles — — — — mit einem von unserm Stande — — — — — — — — — — — — — und dabey die Anmerkung: „Diese Striche bedeuten Chiffer!" Wozu kann das sonst dienen, als über den Vf. zu lächeln und den Kopf zu schütteln, wenn man dazu weiter unten liesst, dass ihn die Benedictinermönche, wie wir gleich hören werden, nicht für voll ansahen? Und von diesem Schlage sind, wir können es ohne Einschränkung sagen, *alle* seine Offenbarungen über maurerische Dinge. Uebrigens athmet der Vf. in seinem Buche die steifste Orthodoxie, und je höher er im Orden steigt, desto heftiger wird seine Geheimnissucht und sein Verlangen nach dem Geheimniss des *hohen* Ordens. Ein schwedischer Bruder, von Assum, begleitete ihn nach einer Benedictiner-Prälatur zu Pirmensenz, deren Geistliche alle Fr. M. seyn sollen. Er gab ihnen die Zeichen aller Grade, die er im Orden erstiegen hatte; sie beantworteten sie nicht, gaben aber durch ihr Lächeln zu verstehen, dass sie sie kannten. Nur als er ihnen das geheimste Zeichen gab, das ihm der Br. v. Assum gegen ein abgelegtes feyerliches Gelübde der Verschwiegenheit nur erst jetzt und sonst weiter nichts offenbarte, erwiederten sie solches. „Bruder, schreibt er, das ist zum rasend werden, sich dem Lichte so nahe zu wissen, und dennoch im Finstern zu tappen!" Ey, ey! und aus dieser Finsterniss spricht der Vf. gleichwohl so zuverlässig von der Wichtigkeit und Grösse eines Geheimnisses der Fr. M.! von Erblickung des Lichts ohne Decke! — Welche schöne Grundsätze und Maximen der V. im Fr. M. Orden gesucht haben mag, davon zeugt die Antwort, die er einem Türken gegeben hat, der in den Orden aufgenommen zu werden wünschte: „Als *Mensch* schätze ich dich, aber als *Maurer* bin ich dein *Erbfeind*!" welch ein abscheulicher Gegensatz und Widerspruch! und diese Maxime soll aus der christlichen Religion folgen, nach welcher der Maurer, dass *Gott* für uns Mensch geworden und gestorben sey, glauben, und also Juden, Heiden und Türken von der Theilnahme an dem Orden ausschliessen und als Erbfeinde verfolgen müsse! — Und was soll man sagen, wenn man das Geständniss des Vf. von seiner Unwissenheit in Ansehung des Geheimnisses des hohen O. in der Fr. M. mit seinem Benehmen in der Presburger Loge, die ihm und seinen zwey Wienerischen Freunden und Begleitern zu Ehren gehalten wurde, zusammenhält: „Wir Wiener, sagt er, (S. 218) verabredeten, uns für Lehrlinge auszugeben: die Presburger Brüder sahen also mit Bedauren auf uns herab, weil sie gerade eine Meisteraufnahme vorzunehmen im Begriff standen. Uebrigens wurde uns brüderlich und artig begegnet. Das änderte sich in etwas, als S. erklärte: wenn sie erlauben wollten, so würden wir doch bey der Meisterloge zugegen seyn: wir könnten uns legitimiren. Dieses machte Aufsehn; zumal als ich auf Verlangen der Wiener Brüder eine Rede hielt. Sie erkundigten sich: ob wir vielleicht gar Schotten wären? — Also Schottische Loge. Wieder eine Rede, über deren Dunkelheit sich die Presburger mit Recht beschwerten, ohngeachtet sie den Vortrag gut genug fanden. S. sieht die kleine Schalkheit, die

die Achsel zu zucken, und sich zu beklagen, dass ich zu deutlich geredet habe. *Anmerk.* Meine Rede war ganz Hieroglyphe, in Worte fremder Bedeutung verwandelt. Gern konnten sie es uns nicht verzeihen, dass wir als Lehrlinge aufgetreten wären. Der Graf (einer seiner Begleiter) setzte noch hinzu: dass er sich kaum würdig erkenne, einen Lehrling in der Maurerey, zu figuriren."

Der zweyte Theil dieses Buchs enthält die Apologie des erst. Theils, gegen die Berlin. Mon. Schrift Dec. 1786 nebst Auszügen aus zwey andern Schriften des Vf. dem Roman *Franz von Rotenfels*. Leipz. 1780. und *Gedanken von Monarchie und Republik*. Braunschweig und Wolfenbüttel 1775., die zu demselben Behuf dienen sollen; 2) Von der mystischen Maurerey und 3) Beurtheilung einiger neuern deutschen F. M. Schriften. Zuletzt ein Anhang: Freymaurer Reden. Um den Geist jener Apologie kennbar zu machen, zeichnen wir nur einiges aus. Auf den Vorwurf, dass der Vf. gar keine genaue Nachrichten von irgend einem maurerischen System liefere, dafür aber genug unverständliche Winke von dem unbekannten *hohen Orden*, in welchem *geheime Wissenschaften* zu finden seyn sollen; antwortet derselbe sehr seltsam: dass er *historisch berichtet* habe, was ihm von andern Brüdern *gesagt* worden. (Was für ein Unterschied mag da wohl zwischen unbestimmten unsichern Sagen und historischen Berichten seyn?) Der Anmerk. des Rec. dass die *eigentlichen* Sitze dieser hoch begabten geprüften Orden sämmtlich in katholischen Orten wären, setzt der Vf. die Fragen entgegen: „Hab ich nicht ausdrücklich die Schweden angeführt? Hab ich den andern protestantischen Ländern diese Wissenschaften abgesprochen? Ich will zugeben, dass in England einige, obwohl sehr wenige, gute Logen befindlich. Und sind denn die Schotten alle katholisch? (Aber durch diese Fragen ist der Schwierigkeit, dass die *eigentlichen* ursprünglichen Sitze dieser sogenannten Wissenschaften in katholischen Orten wären, noch nicht abgeholfen; und eben so gut könnte man, wenn man so wie der Vf. chicaniren wollte, dagegen wieder fragen: Sind denn die Schweden *alle* protestantisch?) Was mögen das wohl für *geistliche* oder *klerikalische Tempelherrn* gewesen seyn, von welchen der Vf. S. 8. zu *wissen* behauptet, dass viele Klöster derselben bey Aufhebung des Ordens den Benedictinern einverleibt worden wären, wodurch ein kleiner Theil der Wissenschaften jenes Ordens gerettet seyn könnte? S. 9 widerruft der Vf. eine im ersten Theil *historisch berichtete* Sage, dass der Hr. O. H. P. *Stark* seine maurerischen Kenntnisse den Geistlichen in Auvergne verdanke, weil ihn der gelehrte Mann schriftlich versichere, dass er solche von Protestanten habe. Die Sache ist also nun völlig historisch richtig und glaubwürdig! — Der Grund, dass die Hieroglyphen in der Fr. M. kein Kinderspiel wären, liegt nach dem Vf. darinn, weil sie sich, einige ausgenommen, in das graueste Alterthum verlören. Sonderbar ist die Stelle S. 11. Durch die Frage: „Wer hat aber behauptet, dass die Häupter dieser Gesellschaft die kathol. Geistlichen in Auvergne seyn sollen?" scheint der Vf. dem Vorwurf, dass er dieses behauptet habe, widersprechen zu wollen; aber nein! er bestätiget es vielmehr; denn gleich unmittelbar darauf sagt er: „Mir wurde dieses gesagt, und ich fand nichts unverständliches darinn — Ob sie (diese Erzählung) wahr oder falsch, gewiss oder wahrscheinlich; dies wäre eine andere Untersuchung, (dies war aber seine Sorge nicht, er *berichtete* nur *historisch*.) Ich erzählte wieder, was ich von Leuten, die mir glaubwürdig geschienen, gehört hatte, und jetzt bin ich *fast geneigt* (also doch nicht ganz? also hat der Vf. doch noch Gründe für das Gegentheil?) der Erzählung keinen weitern Glauben beyzufügen" (man muss gestehen, dass dergleichen zweydeutige Recantationen auf die Glaubhaftigkeit der übrigen *historischen Berichte aus Hörensagen* eben kein günstiges Licht werfen.) Wenn ihm in der Berliner Mon. Schrift vorgehalten wird, dass er den katholischen Gottesdienst und alle Ceremonien desselben auf das lebhafteste empfohlen habe, so antwortet er nicht allein ganz trocken: „Empfohlen nun *just* nicht, *aber* rührend gefunden;" sondern er empfiehlt sogar die Ceremonie des Fusswaschens in einer zu Frankfurt gehaltenen und hier mitgetheilten Rede, in der wir einen wahrhaften Messpfaffen zu hören glauben, wirklich. „Wir sind hier versammelt, hebt er an, die von dem Erlöser so hoch begnadigte, obgleich *von der übrigen Kirche* vergessne, Handlung des Fusswaschens feyerlich zu begehen. Wenn ich mich nicht überzeugt hielte, dass sie alle in der seligen Fassung sich befänden, welche die mit dieser Handlung verbundene *Gnade* voraussetzt, so würd' ich lieber sofort mich dieser Versammlung entziehen, u. s. w." Mit einer wahrhaft unverschämten Dreustigkeit wiederholt der Vf. abermal sein Urtheil, dass mehr Redlichkeit und Treue bey den Katholiken zu finden sey, als bey den Protestanten. „Nicht bloss von dem gemeinen Haufen gilt solches, sagt er, sondern auch vom Staatsmann: zeigt sich auf dem Reichstage, und hat sich sehr deutlich bey der jüngsten Kammergerichtsvisitation ausgewiesen, die durch die Winkelzüge gewisser protestantischer Subdelegaten zerrissen wurde:" (den Grund dieses hämischen Zugs, und die in ihm liegende Anspielung werden sich diejenigen, die das Verhältniss, in welchem der Vf. zur Zeit jener Visitation zu Wetzlar mit einem gewissen Subdeleg. gestanden hat, leicht erklären können.) Wofür soll man endlich den Vf. halten, wenn man auf die Anmerk. des Recens. in der Berl. M. Schrift: „Daher wissen auch die Helden, welche der Vf. aufstellt, in jedem Leiden, das ihnen aufstösst, keine bessere Zuflucht, als *katholisch zu werden*, und ins *Kloster* zu gehen" — folgendes erwiedert findet; „Den Trost, sein Elend in der Einsamkeit verweinen zu können, und die Seele *zu einem bessern Loose* zuzubereiten, sollte doch billig jedem Leidenden gelassen werden. Ich will hier nicht der überhäuften Zahl katholischer Klöster das Wort geredet haben; aber einige dergleichen Zufluchtsörter sollten doch den leidenden *Protestanten* offen stehen." Und nach solchen unverblümten Aeusserungen soll es doch nicht erlaubt seyn, auf Gefahr aufmerksam zu machen! — Wozu die angehängten Fragmente aus dem Roman und den Gedanken von Monarchie und Republik, die eben kein Verlangen einer nähern Bekanntschaft mit diesen uns unbekannten Büchern erwecken, hier dienen sollen; können wir nicht begreifen. Will der Vf. vielleicht gar die Wahrheit seiner *historischen*

Berichte

Berichte durch *erdichtete* Zeugen und Erzählungen und durch politische Raisonnements bekräftigen? — Der Abschnitt von der mystischen Maurerey enthält Auszüge aus den Büchern des *Erreurs et de la Verite* und dem *Tableau naturel*, nebst sparsamen und in der That seltsamen und lächerlichen Urtheilen über die extrahirten Stellen, welche der Erwartung nicht entsprechen, die der Vf. durch sein in der Einleitung geäusertes „Ich entschloss mich — und in der That, die Mühe ist nicht gering, durch diese Finsternis zu brechen," erregt hat. Er ist durchgebrochen, aber ohne den geringsten Schein von Licht hineingebracht zu haben. Er glaubt das Urtheil des Vf. des *Beytrags zur neuesten Geschichte des Freymaurer Ordens* unterschreiben zu können, der den Zusammenhang dieser Schriften sehr bestimmt und grosse und neue Blicke in die Natur der Dinge darin gefunden hat. Wenn man freylich die Bedeutung der Worte nicht weiss oder wissen will, die die Chiffresprache des Vf. dieser Bücher ausmachen, und mit denselben immer den gemeinen und gewöhnlichen Sinn verbindet, so ist nicht zu verwundern, wenn man vieles unbegreiflich, zweifelhaft, und den angenommenen Meynungen und gegründetesten Ueberzeugungen zuwiderlaufend findet; aber eben so wenig darf es uns befremden, wenn es sich durch Zufall trifft, dass ein Satz auch einen Sinn nach der gewöhnlichen Bedeutung der Worte zulässt. Der Vf. würde bey der Stelle, wo von der *thätigen* und *verständigen Ursache* gesagt wird, „dass sie kein chimärisches und eingebildetes Wesen sey, sondern dass es *Menschen* gebe, die sie physisch erkannt haben, und dass alle sie *eben* so erkennen würden, wenn sie ihr Vertrauen auf sie setzten, und sichs mehr zu Herzen nähmen, ihren Willen zu reinigen und zu stärken," seine drey- und vierfachen Verwunderungszeichen erspart haben, wenn er eingesehen hätte, dass der Vf. unter jener thätigen und verständigen Ursache etwas von ganz anderm Schrot und Korn, als dasjenige ist, was man sich gewöhnlich darunter denkt, habe anzeigen wollen. Hätte er diese erkannt, so würde er unter manchen andern die Frage: ob der Fürst den Unterthan von dem Eide der Treue entbinden könne, nicht entbehrlich, so wie folgende Gedanken mehr als blos schön, sehr sehr bedeutend gefunden haben: „Alle die göttlichen *Kräfte* (vertus), welche das *grosse Grundwesen* (principe) verordnet hat, um an der Wiederherstellung des *Menschen* mitzuwürken, sind beständig um uns vorhanden, uns nahe, und *weichen niemals aus dem Umkreise*, in dem wir eingeschlossen sind." —

Den *dritten Theil* füllt gröstentheils ein Freymaurer Roman, dessen Schauplatz ein Gasthof zu K. ist, in welchem einheimische und fremde Brüder auf- und abtreten, Bekanntschaften gemacht und Logen gehalten werden. Das geht so vom Anfange bis zum Ende fort. Der Vf. führt hier Brüder von allen Graden, insonderheit auch einen Rosenkreutzer und Magier, als Hauptpersonen, und selbst den Grafen *Cagliostro* auf, der sich zuletzt noch einfindet. Um seinem Vortrage mehr Anziehendes zu geben, hat er Erzählungen häufig mit Dialogen, ja sogar mit Fr. M. Reden und Liedern abwechseln lassen und das Grau in Grau seiner Erdichtung durch Liebesepisoden aufzuheitern gesucht. Dennoch muss Rec. gestehen, diesen Roman sehr langweilig gefunden habe. Hier ist weder eine Verkettung von Begebenheiten, die auf den Ausgang begierig machte, noch Handlungen, die auf eine Einheit abzweckten, noch Situationen, die Einbildungskraft zu beschäftigen vermöchten; selbst in Ansehung der Charaktere ist keine der handelnden Personen hervorstechend; alle sind von gewöhnlichem Schlage und treten blos auf und ab, um wieder andern Platz zu machen. Auch die Gegenstände der Unterredungen zwischen den von dem Vf. aufgeführten Brüdern übersteigen den Horizont ganz gewöhnlicher Maurer nicht. Selbst die Schreibart des Vf. ist oft unrein, incorrect und affectirt, so wie sein Geschmack in Schilderung der Gefühle und in der Poesie nicht gebildet und fein. Z. B. S. 12. der Meister v. St. war bald wieder in seiner vorigen *Assiette*. S. 15. *energique* Erklärung. S. 38. er lebt *solitair*. S. 39. *dekouvriret*. S. 46. *Entree*. S. 50. *Badinage*, und sogar *adret*; — ich beklage, dass ich nicht die Gelegenheit sehe, *Sie* dazu zu verhelfen etc. — Schüchternheit verwandelte sich gemach in Vertraulichkeit, diese in Freundschaft, und endlich hies es: *Sous le nom d'amitie, Louise, je vous adore.* — In den zwey mit ihrer musical. Composition hier abgedruckten Fr. M. Liedern, lautet die zweyte Strophe des zweyten also:

> Brüder! lernet Wissenschaft,
> Lernet edle Künste schätzen:
> Eifer schaff, Euch, Muth und Kraft,
> Euch am Schönen zu ergötzen,
> Vor erst ein Problem *erwischt*,
> Dann, dann werd' auch aufgetischt.

Die übrigen in diesem dritten Theile enthaltenen Stücke sind: der Freymaurer, der Herrnhuter, der Exjesuit, ein Dialog aus der Unterwelt; Constitutionspuncte der praktischen Loge zum vierfachen Bunde zu Wien, (mit der Anmerkung: die Loge ruht) und ein Anhang; enthaltend vier Zuschriften an den Vf. des St. Nicaise und des Anti-St. Nic. an die Verfasser der Werke: *des Erreurs et de la Vérité*, und des *Tableau naturel*, und an den Ritter Aumont, unsterblichen Gedächtnisses. Mittelst der dritten Zuschrift theilt der Vf. jenen zwey franz. Autoren eine Stelle aus dem Timaeus Locrus, nebst Anmerkungen dazu von Batteux und aus Marsil. Ficini Comp. in Tim. mit, um daraus dasjenige, was sie von dem pythagoraeischen Zahlensystem nur unvollständig beygebracht hätten, nunmehr vollständig zu machen, durch welches Benehmen sich der Vf. gegen die oder den Verfasser jener zwey Bücher und den des Inhalts derselben kundigen Theil des Publicums in eine wirklich komische Stellung setzt.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. Eleutheropolis (Kopenhagen) b. Pelt: *Nysa, oder historisch philosophische Abhandlung über Gen. 2. 3.* Nach einem Dänischen noch ungedruckten Original. 1790. 96 S. 8. m. 2 K.

Ebendaselbst, b. Morthorst: *Nysa aller Filosofisk-Historisk Undersögelse om Gen. 2. 3.* med. 2. Kobb. *Anhang til Nysa anbelangende Kritikerne over samme.* 1790. 68 u. 52 S. 8. Nachdem der Vf. im J. 1780 durch des vortreflichen *Jerusalems* Betrachtungen über die Lehre des alten Testaments vom Sündenfall und die darauf gepfropfte Erbsünde überzeugt wurde, dass diese Vorstellungen mit würdigen Begriffen von dem höchsten Wesen nicht übereinstimmen, und auch von Christus keinesweges angenommen sind, befand er sich viele Jahre lang in grosser Verlegenheit, eine andere, vernünftige Erklärung des Fragments zu finden, welches die beiden angeführten Kapitel des 1 B. Moses enthalten. Weder die Orthodoxen noch die Heterodoxen gaben ihm eine für den unbefangenen Beobachter befriedigende Auskunft, obgleich *Rosenmuller* und *Hezel* ihn auf eine Spur leiteten, die er nachmals auf einem eigenen Wege weiter verfolgte, da er zufälliger Weise, bey der Untersuchung über Ursprung der Sprache und Schrift, im J. 1787 auf die Stelle im zweyten Theile von *Warburtons göttlicher Sendung Moses* stiess, wo die Erzählung Diodors des Sikulers von *Osiris* und *Nysa* angeführt wird. Die auffallende Gleichheit dieser Geschichte mit dem angezogenen Fragment war ihm desto einleuchtender, je länger er sich vergeblich mit letzterm beschäftigt hatte; er ward also dadurch veranlasst, den Verbindungspuncten nachzuspüren, welche ihm Art und Weise anzeigen könnten, wie jene Erzählung in die Bücher Moses gekommen sey. Ueberzeugt, dass Moses nicht selbst der Verfasser der Bücher gewesen sey, welche seinen Namen mit eben dem Recht führen, womit die Bücher der Richter und der Könige nach ihrem Stoff benannt sind, war ihm Hezels Hypothese sehr wahrscheinlich, dass der Vf. der ersten 11 Capitel des ersten Buchs den Inhalt aus der alten egyptischen Bilderschrift genommen habe, welche bekanntlich viel älter ist als alle Buchstabenschrift. Es war ihm also klar, dass Gen. 2. 3. Erklärung einer Hieroglyphe sind, welches auch insonderheit durch den ganzen Stil dieses Fragments noch mehr bestätiget wird; und dass diese Erklärung unrichtig seyn müsse, schien ihm eben der Inhalt desselben zu beweisen, welcher noch nie durch irgend eine Auslegung der gesunden Vernunft annehmlich gemacht ward. Sehr leicht kann auch der, welcher sich nur einigermassen mit Untersuchung der Bilderschrift beschäftiget hat, sich es erklären, wie sie falsch verstanden werden kann. Der Gegenstand wird von dem einen so, von dem andern anders beurtheilt, giebt auch zu vielen auf die individuellen Vorstellungen des Auslegers sich gründenden Degressionen Anlass; wie man z. B. an der von *la Hontan* B. 2. S. 191 mitgetheilten Probe deutlich sieht. Der Vf. versuchte also nach der Analogie jene Erklärung wieder auf die Bilder zurück zu führen, welche der Urheber derselben wahrscheinlich vor Augen hatte. Nachdem er schon ziemlich weit damit gekommen war, fand er in *Nordens Reise* Tab. 58 die Abbildung eines Hieroglyphen, welche so sehr mit den von ihm herausgebrachten Figuren übereinstimmte, dass er unmöglich Bedenken tragen konnte, diesen für das Gemählde anzunehmen, welches in jenen Kapiteln erklärt werden sollte. Man sieht auf diesem Kupfer, wovon der Vf. einen Abdruck stechen lassen, auf der ersten Tafel, welche nach oben zu abgebrochen ist, die Untertheile kleiner menschlichen Figuren, welche nackt sind, und wovon zwey gegen einander gekehrt sind; alsdann in der Mitte verschiedene Thiere, insonderheit Vögel und eine Schlange, Geräthschaften zum Ackerbau gehörig, einen Fluss mit verschiedenen Armen; ferner unten fünf kleinere menschliche Figuren, einige mit blossen Gürteln, andere mit Kleidern. Auf der zweyten Tafel befindet sich ein grosser Baum mit einer Tafel, welchem zur Seite eine grössere männliche Figur steht, so wie an der andern eine sitzende weibliche Figur von gleicher Grösse; beide kehren das Gesicht dem Baum zu und streckten die eine Hand dahin aus. Hinter der Frau steht noch ein andrer Mann, auch von gleicher Grösse, welcher das Gesicht aufmerksam auf jene richtet. Wahrscheinlich ist es, auch aus der Gestalt der 1sten abgebrochenen Tafel, dass sie unter der zweyten gestanden habe, und dass also alle darauf befindliche Figuren zur Erläuterung des Hauptgemähldes, der drey grösseren Figuren und des Baums, bestimmt waren. Da es nun ferner fast erwiesen ist, dass alle egyptische Hieroglyphen Fragmente der Geschichte ihrer ältesten Könige enthalten, so kam es nur noch darauf an, in letzterer die Personen zu finden, deren Begebenheiten durch jene Figuren nach der natürlichen allegorischen Bedeutung derselben (z. B. dass *eine Schlange* Klugheit und Verschmitztheit, *ein offenes Auge* Aufklärung und Unterricht u. s. w.) erkläret werden konnten. Diese Personen fand der Vf. in *Osiris, Isis* und *Horus*, deren Geschichte, die weit älter als die Geburt Moses ist, *Diodor* uns nach dem, was *auf Säulen mit Bilderschrift eingehauen war*, erzählt und zwar insonderheit L. I. c. 13 sqq. Da also diese Erzählung in hohem Grade mit der wahren Erklärung jener kleineren Figuren übereinstimmt, so nimmt er an, dass diese drey Figuren in dem Buche Moses irrig *Jehovah* (der auch dort ganz menschlich handelt), *Adam* und *Eva* genannt sind; so wie auch die Vergleichung der Erzählung Diodors mit der Auslegung jenes Schriftstellers beweiset, dass beide sich auf einerley Nebenfiguren gründen, welchen der letztere nur zum Theil eine falsche Deutung beylegte, weil er sich von den Hauptfiguren nicht die richtige Vorstellung machte. Ja, er ist geneigt zu vermuthen, dass überhaupt das 2te bis 11te Capitel des 1 B. Moses Stücke aus der Geschichte des Osiris sind, welche der Vf. derselben irrig erklärte; und diese Hypothese ward, wie man leicht sieht, dadurch nicht entkräftet, dass man über die Aechtheit jenes von *Norden* gefundenen Hieroglyphen Zweifel hat, weil es hier nicht auf die innere Wahrheit desselben, sondern nur darauf ankömmt, was derjenige vor sich hatte, der jene Capitel schrieb.

Diese umständliche Entwickelung einer neuen und scharfsinnigen Hypothese wird hoffentlich auf den Inhalt des Buchs jeden aufmerksam machen, der Neigung und Talent hat, sich mit der nähern Untersuchung desselben zu beschäftigen. Wir wünschen dieses um desto mehr, da unseres Bedünkens diese Erklärung manche *innere* Wahrscheinlichkeit für sich hat, und daher, wie wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, genaue Untersuchung verdient.

Ohne Zweifel wollte der Vf. der von uns angezeigten Schrift, Hr. Prof. *Gamborg*, der sich während seines Aufenthalts zu Leipzig und Göttingen die Freundschaft und Achtung vieler würdiger Männer erworben hat, auch blos auf eine solche unpartheiische Untersuchung hinleiten; und darum liess er seine Schrift ohne Namen und in deutscher Sprache erscheinen. Da man ihn aber in dänischen kritischen Journalen nicht mit Gründen, sondern mit elenden Wortklaubereyen und pöbelhaftem Spotte angriffen, deren sich jeder ehrliebende Recensent billig schämen muss, — ja da diese Angriffe bis zu den beleidigendsten Persönlichkeiten stiegen, als man es entdeckt hatte, dass *er* der Vf. wäre — so änderte er seinen Vorsatz, unbekannt zu bleiben, gab das Original unter seinem Namen heraus und fügte einen Anhang hinzu, worinn er die Blösse und Unwissenheit seiner Recensenten hinlänglich aufdeckt, zuweilen aber auch selbst in einen Ton verfällt, den man ihm nur in Rücksicht auf die ihm zugefügte äusserst unbillige Kränkung verzeihen kann.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 10. März 1791.

NATURGESCHICHTE.

Paris, b. Cuchet: *Essais ou recueil de memoires, sur plusieurs points de Minéralogie, avec la description des pieces déposées chez le Roi, la Fig[illegible], et l'Analyse chimique de celles qui sont les plus intéressantes, et la Topographie de Moscow.* Après un voyage fait au Nord par ordre du Gouvernement. Par M. *Macquart*, Docteur-Régent de la Faculté de [illegible]dicine de Paris etc. 1789. 580 S. gr. 8.

Frankfurt a. M., in der Herrmannischen Buchh.: *Beschreibung einer auf Befehl der Regierung nach dem Norden gemachten Reise*; enthaltend: *Abhandlungen über mehrere Gegenstände der Mineralogie; Beschreibung der in die königliche Sammlung abgegebenen merkwürdigen Stücke; eine Ortbeschreibung von Moskau*, mit vielen interessanten statistischen Bemerkungen von Herrn *Macquart*, etc. Aus dem Französischen übersetzt. Mit Anmerkungen begleitet von *Fibig* und *Nau*. Mit 7 Kupfern. 1790. 628 S. in 8.

Aus der sehr weitschweifig geschriebenen Einleitung erfahren wir, dass Hr. *Macquart* 1783 auf Befehl der französischen Regierung eine Reise nach dem Norden vornehmen musste, um daselbst mineralogische Untersuchungen anzustellen, und selbige nachmals bekannt zu machen, welches hier geschehen ist.

Das Ganze enthält folgende Aufsätze: 1) *Ueber die besonderen Abänderungen verschiedener Gipsarten in Polen, welche sich in Chalcedon verwandeln. (se convertissent.)* Eine Menge von Abänderungen, beider, vorzüglich bey *Krakau* anzutreffenden Fossilien, werden beschrieben, und vermeyntliche bestätigende Bemerkungen über Carosi's längst mit triftigen Gründen bestrittene Hypothese von der Verwandlung dieses Gipses in Chalcedon hinzugefügt.

2) *Ueber das berühmte bey Wieliczka brechende Steinsalz und über die Sibirischen Salzarten.* — Dem Mineralogischen ist eine Beschreibung des Salzwerks bey Wieliczka selbst, und der Art, wie man hineingelangt, vorangesetzt, welche Rec. grösstentheils für wahr und genau ausgeben kann. Mit Recht werden die ehemaligen Märchen von einer daselbst unter der Erde befindlichen Stadt widerlegt, und dieses kann in der That nicht zu laut und zu oft geschehen, da man selbst in dem benachbarten Polen diese Fabel noch vielfältig anführen hört. Mit Unrecht leugnet der Vf. aber, dass gar niemand darin wohne; da diess allerdings bey den Knechten der Fall ist, welche zur Wartung der unten arbeitenden Pferde bestimmt sind. — Aus eigner, vor wenig Jahren angestellten Erfahrung kann Rec. versichern, dass es jetzt bey weitem nicht mehr so schwer hält, die Erlaubniss zur Befahrung zu bekommen, als es nach des Vf. und anderer Schriftsteller Erzählung vorher und im J. 1783 der Fall gewesen seyn muss. — Die hier brechenden Fossilien sind ziemlich genau beschrieben. — Das Mehreste von den Sibirischen Salzwerken ist aus *Gmelins* Reisen entlehnt.

3) *Beschreibung und chemische Untersuchung des goldhaltigen Eisenerzes von Beresof in Sibirien.* — Der *Schwefelkies*, welcher auf trocknem und nassem Wege behandelt ward, gab 27 Gran Schwefel, 40 Gran Eisen und 4 Gran Kieselerde; aber keine Spur von Gold.

4) *Chem. Untersuchung des Eisenlebererzes.* Aus der Beschreibung des Vf. ersieht man, dass er theils den würflich krystallisirten braunen Glaskopf, theils die etwas verwitterten, braun angelaufenen Schwefelkieswürfel darunter versteht. Bey der Zergliederung muss er jenes genommen haben, denn er giebt bloss verkalktes Eisen (*oxide de fer*) mit ein wenig Salzsäure zu Bestandtheilen an.

5) *Ueber die physische Beschaffenheit des Sibirischen rothen Bleyerzes.* Was *Pallas* und *Lehmann* darüber gesagt haben, findet man hier angeführt, und mit Beschreibungen seiner verschiedenen Krystallgestalten, seiner Gemengtheile und der Exemplare begleitet, welche Hr. M. zu sammeln Gelegenheit hatte. Die Idee, es zur *orangengelben Farbe* zu benutzen, ist an sich recht gut; allein vorher wird man es noch in grössern Parthieen und an mehrern Orten entdecken müssen, ehe selbige ausgeführt werden kann.

6) *Chemische Untersuchung desselben Fossils.* Der Vf. hatte zu dieser Arbeit 4 Unzen beysammen, und war dadurch in den Stand gesetzt, eine Reihe von Versuchen auf trocknem und nassem Wege anzustellen, deren Zahl allerdings den Fleiss des Vf. bezeuget; welche aber deutsche Chemisten ohne Zweifel zweckmässiger angeordnet haben würden. Nach den Resultaten hätte nun dieses Fossil folgende Bestandtheile: 1.36½ Bley, 37½ Luftsäure, 24⅛ Eisen und 2 Theile Alaun in 100 Theilen. An dem letztern zweifeln wir gar sehr, und halten es dagegen für desto wahrscheinlicher, dass durch Zergliederung dieses Fossils von einem geübtern Chemisten vielleicht eine mineralische Säure darin angetroffen werden möchte, wie diess noch kürzlich bey dem *gelben Bleyerze* der Fall gewesen ist.

7) *Ueber die Sibirischen Kupfererze.* Die schönen *Malachite, rothen Kupfererze, Kupferlasure*, Stücke von *gediegenem Kupfer* etc., von den *Gumeschefskoi-, Wassiliefskoi-* und *Trolotskoigruben* des Katharinenburger Gebie-

Gebiets, werden mit französischem Enthusiasmus beschrieben.

8) *Ueber die Sibirischen Eisenerze.* Hr. M. beschreibt das gediegene Eisen, den dichten braunen Eisenstein, den braunen Glaskopf, den magnetischen Eisenstein, spathigen Eisenstein, Eisenglanz u. s. w., nächst ihren äussern Verhältnissen oryktognostisch. — Die vorzüglichsten Eisenhütten besitzt die Familie *Demidoff* seit dem Anfange dieses Jahrhunderts. — Hr. M. läugnet, dass das von Pallas am Jenisei gefundene Eisen *gediegen* sey, und hält es für ein Product der Kunst. Er schliesst es mit Mehrern daher, weil es Spuren von den Einwirkungen des Feuers zeige; aber gesetzt auch, dass sich dieses bestätigte, bringt denn die Natur *nichts durchs Feuer* hervor? Es ist auffallend, was über diesen Gegenstand häufig für schiefe Urtheile gefället werden.

9) *Ueber das durchsichtige weisse Bleyerz von Nertschinsk.* Es bricht auf der chinesischen Gränze. Nach der hier angeführten Untersuchung soll es in 100 Theilen 67 Theile Bleykalk, 24 Th. Luftsäure, 6 Th. Lebensluft und 3 Th. Wasser enthalten; jene möchte aber wohl erst aus diesen entwickelt werden. — Nun folgen noch

10) *Nachrichten über verschiedene Sibirische Fossilien,* als da sind: grün Bleyerz, Berill, Amethist, Bergkrystall, Agath, Jaspis, Chalcedon, Speckstein, Granit, Schörl, Flussspath, Lasurstein, Asbest, Amianth, Talk u. s. w., theils mit, theils ohne Vergleichungen ähnlicher Fossilien in andern Ländern; sodann

11) *Die Topographie von Moskau.* Die Stadt im Allgemeinen, das Findelhaus, Beschaffenheit des Dunstkreises, Erzeugnisse des Bodens, Gesundheitszustand der Einwohner, Unbequemlichkeiten bey dem Baden, Erziehung der Jugend, herrschende Krankheiten in den verschiedenen Jahreszeiten, Stillen der Kinder, Art und Weise, die russischen Getränke zu bereiten, Verzeichniss einiger durch ihre Beeren sehr nützlichen Pflanzen, über das russische Maas, Gewicht und Geld. — Diess sind alle hier in der aufgeführten buntscheckigen Art behandelte Gegenstände. Den Beschluss machen

12) *Die in der Nachbarschaft von Moskau befindlichen Mineralien.* — Lauter Flözgebirgsarten, und vorzüglich *Flözkalkstein.*

Aus dieser kurzen Inhaltsanzeige werden unsere Leser schon abnehmen können, dass manches Interessante in Hn. *Macquarts* Werke ist, was man von Seiten des deutschen Publicums mit vielem Danke aufgenommen haben würde; aber darum durfte doch nicht gerade das ganze Werk übersetzt werden. Die Hn. Herausgeber hätten ohne Nachtheil manches weglassen können, z. B. die *ganze* erste sehr uninteressante Abhandlung, und in der Folge hätte sich vieles zweckmässig zusammenziehen lassen. Die Uebersetzung hat manche *steife,* undeutsche Wortfügungen, z. B. S. 181: „und ich will „den Anfang damit machen, dass ich der Beschreibung „dieses Naturforschers viele Anmerkungen beyfüge, die „mir durch die in meinen Händen befindliche und zu „Ende dieser Abhandlung beschriebene Stücke *eingegeben* worden sind. — *Lasst uns* aber vorher" u. s. w. Auch an *Unrichtigkeiten* fehlt es nicht, besonders bey bergmännischen und mineralogischen Ausdrücken, z. B. die Worte: *roue, ouverture de la mine, noeuds, sangle* u. dgl. m., (S. 47 des Originals,) sind (S. 80) in der Uebersetzung fälschlich durch *Rad, Mundloch, Knoten, Sprosse* gegeben, statt *Göpel, Oeffnung,* (denn es ist von einem *Schachte,* von keinem *Stolen,* die Rede,) *Schlinge, Siele.* Diess hätte der Uebersetzer theils schon nach den Worten, theils aus dem Zusammenhange, beurtheilen können. — *En masse* heisst in der Oryktognosie niemals *in Stücken,* wie es der Uebersetzer (S. 155) verdeutscht hat, sondern *derb.* — Selten sind auch die Anmerkungen von besonderm Werthe; einige werden den ungeübten Leser nur noch mehr irre führen, z. E. die S. 415—417, woraus man ersieht, dass Hr. *Fibig* noch nicht einmal weiss, dass aller sogenannter Sibirischer Aquamarin zum *Berill* gehört.

BRAUNSCHWEIG, in der Schulbuchhandl.: *Mineralogische Beobachtungen über einige Basalte am Rhein.* Mit vorangeschickten zerstreuten Bemerkungen *über den Basalt der ältern und neuern Schriftsteller.* 1790. 126 S. in 8.

Diese kleine Schrift unterscheidet sich von mehreren grösseren und kleinern Werken von ähnlichem Inhalte auf die vortheilhafteste Weise: durch *Genauigkeit* der Beobachtungen, durch *Scharfsinn* und *Massigung* in den Urtheilen, und zuletzt selbst durch einen fliessenden angenehmen Stil. Der bescheidene Vf. derselben, welcher sich unter der Vorrede nur durch die Buchstaben H—t (v. Humbolt,) und durch seine freundschaftliche Zueignung dieser Blätter an Hn. *Georg Forster* in Mainz, mit dem er vor einiger Zeit eine Reise nach England unternahm, kenntlich macht, beginnt mit *zerstreuten Bemerkungen über den Basalt der ältern und neuern Schriftsteller.* (S. 1—74.) Den Anfang macht hierbey eine *kurze Geschichte* des Basalts, welche nicht weniger *wahr,* als *lebhaft,* ausgefallen ist, mit *Zweifel gegen einige neue Theorieen über den Basalt.* Letztere beziehen sich auf *v. Beroldingen's* Ideen von den pfälzischen und zweibrückischen Gebirgen; auf des Abt *Giraud-Soulavie* schwärmerische Vorstellungen von dem *Einflusse des Basalts auf die moralische Beschaffenheit* des Menschen, und zuletzt auf *Witte's Hypothese über die ägyptischen Pyramiden.* Letztere bestreitet er sowohl durch die Waffen der Geognosie, als auch der Sprach- und Alterthumskenntniss. [So weit Hr. W. seine Behauptungen auf Basalt stützt, kann die Widerlegung derselben nicht schwer werden; allein die Frage: sind wir auch durch alle bisherigen Nachrichten von jenen grossen Werken des Orients so ganz gewiss, dass sie (zumal in ihren wichtigsten Bestandtheilen,) Kunstwerke und nicht Producte der Natur sind? ist ganz verschieden von der: ob sie aus Basalt bestehen? und noch mehr von der: ob sie gerade vulkanischen Ursprungs sind? Es wäre sehr zu wünschen, dass diejenigen Gelehrten, die gegen Hn. W. sich erklären, diese beiden Fragen nicht vermischten, und nicht glaubten, jene zu bestreiten, wenn sie diese widerlegen.] — Diess führte ihn weiter zu Bemerkungen *über den Syenites der Alten;* (weil der Syenit von Vielen unter den basaltischen Steinarten aufgeführt wird;) zu einem

einem *kritischen Versuch über den Basalt des Plinius und den Säulenstein des Strabo*, und über die λιθος ηρακλεια der Alten. Der Vf. läst es bey dem *Syenit* unentschieden, ob er zu den Graniten oder Porphyren gehöre, giebt aber (S. 41) zu erkennen, dass er *Werners Syenit* nicht mit dem der Alten für einerley Steinart halte. In den Exemplaren, welche Hr. v. H. jedoch selbst vertheilt, hat selbiger diese Stelle schon als irrig ausgestrichen. In Rücksicht des *Basalts* beweist er, theils durch oryktognostische, theils durch philologische Vergleichungen der griechischen und römischen Klassiker, sowohl unter sich, als auch mit neuern Schriften, dass:

1) kein Grund darin vorhanden ist, warum von des Plinius *Basalt*, mit dem *Syenites*, *Basanites*, *lapis lydius* und *lapis aethiopicus* verwechseln sollte.

2) man *nicht apodictisch* behaupten könne, unser Basalt sey mit dem des Pl. *einerley*, sondern vielmehr

3) jetzt unmöglich sey, *bestimmt zu entscheiden*, welchen Stein Pl. Basalt nenne.

4) der vermeyntliche *Basalt des Strabo Granit* ist.

Von der λιθος ηρακλεια zeigt er vorzüglich gegen Hn. *Widenmann*, dass jene Steinart nach allen darüber beygebrachten Stellen der Alten unmöglich für Basalt gehalten werden könne. S. 77 gehen erst die *mineralogischen Beobachtungen über einige Basalte am Rhein* an. Es werden hier nur solche erwähnt, welche der Vf. von der Stadt *Linz* an bis *Unkel* anzustellen Gelegenheit hatte. *Basalt* ist überall das Losungswort, er mag nun in regelmässigen oder unregelmässigen, grosen oder kleinen, gleichlaufenden oder auseinanderlaufenden Säulen, vorkommen. Nächst diesem werden die Thonschieferberge, welche daran gränzen, und sich von *Linzhausen* nach *Erpel* ziehen, näher nach ihren äusseren und inneren Verhältnissen beschrieben, und man muss gestehen, dass dem Vf. die Darstellung seiner Beobachtungen eben so gut geglückt ist, als er bey letzteren selbst zweckmässig und genau verfahren zu haben scheint. Hauptsächlich hat er sich, und das mit Recht, bey dem *Unkeler* Steinbruch aufgehalten, denn die älteren Beschäftigungen eines *Collini* und *de Luc* sind zwar bekannt; allein theils sind ihre Beschreibungen davon sehr kurz, oder wenigstens nicht ganz unpartheyisch ausgefallen; theils sind auch die Felsmassen daselbst seit der Zeit so abgebaut, dass ihr jetziges Ansehen dem ehemaligen sehr unähnlich seyn muss. Zu den merkwürdigsten Erscheinungen gehört ohne Zweifel die S. 115 angeführte, wonach die dasigen prismatischen Basalte 2 bis 3 Zoll breite Höhlen haben, die *mit dem reinsten Wasser* angefüllt sind. Hr. v. H. sah zwar, weil in seiner Gegenwart keine frische Saulen losgebrochen wurden, *nur die Höhlen* noch, das *ausgelaufene Wasser* nicht; allein die Arbeiter erzählten ihm dieses als eine *ganz gewöhnliche* Erfahrung. — Rec. trägt um so weniger Bedenken, es für wahr zu halten, da er *selbst* vor einigen Jahren etwas ganz Aehnliches in den Steinbrüchen bey Frankfurt am Main gesehen hat. Er erinnert sich jedoch genau, dass die dortigen Höhlungen *nicht mehr ganz* voll, sondern *kaum zur Hälfte*, mit Wasser gefüllt waren. —

Wir schliessen diese Anzeige mit der Bemerkung für die Leser, dass Hr. v. H. weder der vulkanischen, noch der neptunischen Parthey, ganz zugethan ist, sondern bisher bloss *Facta* gesammelt und erzählt hat; dem Vf. empfehlen wir aber wegen der *äussern Beschreibungen* künftig einen Unterschied zu machen, je nachdem der Gegenstand desselben besondere *Arten* oder nur *eigene Abänderungen* enthält; da denn in letzterm Falle *nur diejenigen* äussern Kennzeichen angeführt zu werden brauchen, wodurch sich ein Fossil von einem andern *derselben* Art *wirklich unterscheidet*.

KLEINE SCHRIFTEN.

Verm. Schriften. *Kopenhagen*, b. Holm: *Frimodige Tanker over Indtoget.* 1790. 16 S. 8.

2) Ebend., b. Thiele: *Afstvungen Erindring til Forfattaren af de Frimodige* u. s. w. 1790. 8 S. 8.

3) bey Gyldendal: *Noget om Formälingen samt den ditto datto i samme Anledning til Kronprindsen detacherede Jydske Ambassade.* 1790. 24 S. 8.

4) bey Thiele: *Svar til Forfatteren — — om den jydske Ambassade.* 15 S. 8.

5) bey Schultz: *Betragtninger i Anledning af endeel jydske Jorddrotters Klage til Hans Kongelige Hoihed Kronprindsen over deres Eiendommes Krönkeese* m. v. Helligede den oplyste Merneskelighed, den bergerlige Frihed og det danske Folk af *Christian Colbiörnsen*, Deputeret i det Danske Cancellie, General-Procureur etc. 1790. 84 S. 8.

6) bey Schultz: *Skrivelse Fra Kammerherre Beenfeldt til nogle Jordegodseiere i Jylland.* 1790. 4 S. 8.

7) bey Popp: *Billig Aumärkning over een Post i Colbiörnsens Betragtninger*, helliget den nogne Sandhed, den virkelige Merneske-Kierlighed og det upartiske Danske Folk. 1790. 15 S. 8.

8) bey Hegelund: *Breve til Colbiörnsen i Anledning af Landboesagerne.* 1790. 24 S. 8.

9) bey Thiele: *Til Publicum om Staensbaandets Lösning og Bondens Frihed* Fra Conference Raad *Fleischer.* 1790. 7. S. 8.

10) bey Schultz: *Svar paa* (Fädrenelandets sande Venn) *Fleischers til Publ.* 1790. 4 S. 8.

11) *Adskilligt til Forsvar imod Colbiörnsens Betragtninger* etc. af *L. R. H. Petersen.* 1790. 39 S. 8. — Ungeachtet die meisten der obenstehenden Schriften einen bloss localen, ja zum Theil einen individuellen Gegenstand betreffen, so gehört doch eine räsonnirte Anzeige derselben unstreitig in den Plan eines allgemeinen Repertoriums der Literatur, in wie weit nemlich *Geschichte der menschlichen Cultur* einer der allerwichtigsten Gesichtspuncte der Aufmerksamkeit eines jeden nachdenkenden Kopfes

pfes feyn mufs. Es ift ja auch nicht unmöglich, dafs manche adliche Gutsbefitzer in andern Ländern eben fo illiberal denken, als die Helden, welche in dem gegenwärtigen Kampfe auftreten; und fo mag denn das gerechte Urtheil der Schande und Verachtung, welches das Publicum gegen die Feinde der Handhabung der Menfchenrechte in Anfehung der Bauern in Jütland ausfpricht, doch wohl manchen fchrecken, dafs er fich nicht öffentlich Preis gebe.

Am 18ten Auguft 1790 übergaben zwey (fogenannte) Deputirte des (bekanntlich nicht als *Stand* exiftirenden) jütländifchen Proprietärftandes, Hr. Kammerherr und Landftallmeifter *von Beenfeldt*, und Hr. Kammerherr *von Lüttichau*, dem Kronprinzen bey Gelegenheit feiner Vermählung, wozu fie ihm Glück wünfchten, eine Klage gegen die neuen Einrichtungen im Landwefen. Der wortführende Gefandte nannte fie nach feinem eigenen Bericht N. 6. eine *zutrauliche Schrift*, und erklärte dem Kronprinzen, der fich nach dem Inhalt erkundigte, kürzlich den grofsen Nachtheil, welchen diefe Anordnungen dem Lande zufügten, da fie eine *allgemeine Verwirrung, ja beynahe Aufruhr! bey den Bauern!* verurfachten. Der Prinz antwortete: „*Der Bauer folle frey feyn, und bleiben*, aber deswegen dürfte „kein Gutsbefitzer in feinen Gerechtfamen gekränkt werden, „welches fie aus einem neuerlichen Beyfpiel einer gegen unge„horfame Bauern erkannte Strafe fehen könnten; fie möchten „fich alfo nur in einem folchen Falle an die Collegien wenden;" Der Gefandte wandte dagegen ein, dafs die Collegien oft Sachen mit dem Befcheide abfertigten, dafs nichts dabey zu thun wäre, oder dafs fie folche nicht vorftellen könnten. Darauf erwiederte der Prinz ganz in dem ihm fo fehr eigenen menfchenfreundlichen Tone: „Sie möchten fich, wenn die Collegien ih„nen Unrecht thäten, an *ihn felbft* wenden; er wolle dann ihre „Sache bey dem Könige führen; da er wüfste, dafs es der Wil„le des Königs wäre, dafs jedem *ohne Anfehn der Perfon* Recht „widerfahren follte." Mit diefem Trofte wurden fie entlaffen, ohne dafs ihnen zur Abfchaffung den anftöfsigen Verordnungen die mindefte Hoffnung gemacht ward. Inzwifchen hörte man in Dänemark, und infonderheit in dem freyer denkenden Kopenhagen, die Nachricht von diefer Ambaffade, welche das dienftfertige Gerücht pfeilfchnell ausbreitete und gefährlich machte, mit allgemeinem Unwillen. Die Vf. von N. 1 u. 3. hatten ein folches Verfahren mit der gröfsten Wärme, welches denn auch infonderheit unter den Zeitumftänden und bey einer allgemeinen Freude des ganzen Landes, für ein doppeltes Verbrechen gegen die Sache der Menfchlichkeit anzufehen ift. — No. 2 und 4 find Widerlegungen, wie man fie in einer folchen Sache und von fo aufgeklärten Männern erwarten kann.

No. 5 enthält einen getreuen Abdruck der Klage, welche im Auguft gefchrieben, und von *ein hundert und dreyen* Gutsbefitzern unterfchrieben ift. Hr. Etatsrath *Colbiörnfen* geht fie ftückweife durch, und zeigt fehr gründlich, dafs die neuen Verordnungen ganz dem Geift des älteren Gefetzes entfprechen, über deffen Abänderung fie fich fo fehr befchweren; da die angeblichen Rechte, welche fie jetzt gefchmälert glaubten, nur auf einer widerrechtlichen Anmafsung beruheten. Zugleich verbreitet er fich mit einer, diefem Gegenftande fehr angemeffenen Wärme, über die unleugbaren glücklichen Wirkungen der Veränderung, über die innere Gerechtigkeit und Billigkeit derfelben, und über den Ungrund und die Sträflichkeit der durchaus falfchen Vorfpiegelungen von einer dadurch bewirkten Auffätzigkeit der Bauern. Wir glauben, dafs es, um den Geift der Klage zu charakterifiren, hinlänglich ift, anzuführen, dafs fie recht gefliffentlich an mehreren Stellen die Furcht zu erregen fuchen, dafs es von Seiten der Bauern! zu folchen Auftritten kommen könnte, als man jetzt in Frankreich erlebt; gleich als ob das Volk, wenn es fieht, dafs die Regierung auf alle Weife es in Schutz nimmt, *für* feine bisherigen Unterdrücker die Waffen ergreifen follte. Was hingegen den Grund oder Ungrund der Klage betrifft, fo wiffen wir unferen Lefern keinen untrüglicheren Gefichtspunct anzuweifen, als wenn wir kürzlich die Verordnungen anzeigen, worüber fie fich befchweren: 1) *V. vom 8 Jun. 1787*, dafs a) der Gutsbefitzer dem Pachtbauer Hof und Inventarium, nicht nach einem Privatverzeichnifs übergeben werden darf, fondern nach einem gerichtlichen Inftrum. b) dafs bey einer Execution wegen Schuldfoderungen der Gutsbefitzer nicht eigenmächtig, fondern gerichtlich die Effecten verzeichnen laffen kann; c) dafs nicht der Gutsbefitzer, fondern der Richter, über des erfteren Foderungen an eine Sterbmaffe erkennen foll; d) dafs der Gutsbefitzer den Bauern nicht eigenmächtig und ohne Urtheil und Recht mishandeln, ans Halseifen ftellen, oder auf ähnliche Weife beftrafen darf; 2) *V. vom 11 Jun. 1788*, dafs ein jeder nach eigenem Gefallen, und *nicht blofs die jütländifchen adlichen* Gutsbefitzer, *Ochfen fett machen*, und geradezu, an wen er will, alfo *nicht* blos an die gedachten Herren, *verkaufen* darf; 3) *V. vom 20 Jun. 1788*, dafs die Bauern nicht mehr zum Aufenthalt auf dem Gute, und auch nur während der Zeit, die fie als Landfoldaten dienen müffen; zum Aufenthalt innerhalb des Amtes verpflichtet find; welche Freyheit doch in einem gewiffen genau beftimmten Verhältnifs zunimmt, und erft im Juny 1800 allgemein feyn wird; 4) *V. vom 16 Jan. 1789*, dafs die Gutsbefitzer dem Pachter unter dem Vorwand den Hof felbft bewohnen zu wollen, nur dann austreiben können, wenn fie dies wirklich in Ausübung bringen 5) *V. vom 19 März 1790*, dafs fie die Höfe nicht auf gewiffe Jahre oder mit willkührlicher Auffagung verpachten dürfen. — In Betracht diefer *höchft wichtigen Beeinträchtigungen* bitten fie denn, bey dem gefchützt zu werden, was ihre Vorfahren durch Aufopferung an Leib und Leben fich erworben haben, nemlich bey den Gerechtfamen, die ihnen nach dem Gefetz zukommen; ingleichen, wie billig, dafs alle die vom Thron verwiefen werden, welche mit folchen fchädlichen Vorfchlägen auftreten, und ohne die befondere Landesverfaffung zu kennen, darinn rathen wollen.

Ungeachtet nun diefe Widerlegung allgemeinen Beyfall fand, fo ftand doch ein elender Pasquillant auf, der in N. 7. der Vf. wegen eines Nebenpuncts angriff, ohne dafs er fich zu nennen wagte, da jener ihn, unter dem Verfprechen, fich alsdann zu vertheidigen, dazu auffoderte. Dagegen redet der Vf. von No. 8 in einem ungemein befcheidenen Tone den Gutsbefitzern das Wort dahin, dafs es ihnen freyftehen müffe, ihre Höfe, an wen fie wollen, zu verpachten; eine Freyheit, die allerdings den Foderungen des natürlichen Rechts und der Billigkeit entfpricht, der aber unter den gegenwärtigen Umftänden die gröfste Verwirrung verurfachen und alles umftürzen würde.

In No. 9. hüllet fich ein Mann, den man allgemein für keinen Bauernfreund gehalten hatte, in das fromme Gewand der menfchenfreundlichften Wärme für Menfchenfreundlichkeit. Ihm verfichert der Vf. von No. 10, dafs er in die Aufrichtigkeit feiner Verficherung keinen Zweifel fetze. Eben fo will der Vf. von No. 11 die Kläger gegen Colbiörnfen rechtfertigen, oder fie vielmehr unter der angenommenen Maske ihres Schutzpatrons auf die bitterfte Weife perfifliren.

Schlüfslich müffen wir noch einen Umftand anführen, den die Juriften ohne Unterfchied der Perfon ziemlich hart zu beurtheilen pflegen, und der, nach dem Urtheile aller Lefer, eben von keiner *adelichen* Denkungsart zeugt, wenn nämlich diefs altdeutfche Wort für ein Synonym von *edel* gebraucht wird. Von den 103 unterfchriebenen Klägern haben fchon *drey* förmlich proteftirt, dafs fie die Klage nie gefehen; viel weniger unterfchrieben hätten, und *einer* wird hier als lebend aufgeführt, der im *Julius* fchon geftorben war. Diefe befondere negotiorum geftio ift bey Gelegenheit der Schrift No. 5 zur Sprache gekommen, und es ift gegenwärtig eine königl. Commiffion nach Jütland abgegangen, um die eigentliche Befchaffenheit diefer Sache näher zu unterfuchen, auf deren Ausgang das dänifche Publicum mit der gröfsten Begierde wartet.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 11. März 1791.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LISSABON, aus der Buchdruckerey der Akad. der Wiss.: *Paschalis Josephi Mellii Freirii*, Prof. Jur. in Academia Conimbricensi ordinarii, *Historiae juris civilis Lusitani liber singularis; acc. de Jureconsultis Lusitanis et recta patrii juris interpretandi ratione* capita duo. 1788. ohne Vorrede und Druckfehlerverzeichniss. 221 S. 4.

Eine Geschichte des portugiesischen Rechts würde schon als Beleg für die bessere Cultur seines Studiums dem Literator willkommen seyn, wenn auch die Ausführung weniger gut gerathen wäre; allein mit Vergnügen können wir unsern Lesern versichern, dass das gegenwärtige Lehrbuch mit unverkennbarem Fleisse ausgearbeitet ist, und die Erwartungen des deutschen Lesers durch seinen, für Portugal seltnen, freymüthigen Ton aufs angenehmste überrascht. Hätte der Vf. mehr Zeit auf die Benutzung der Archive verwenden können; (eine Unvollkommenheit, die er selbst in der Vorrede eingesteht:) hätte er durch Absonderung der verschiedenartigen Rechtsquellen die unbequemen Folgen einer ganz chronologischen Darstellung glücklicher vermieden, hätte er endlich die Ursachen der einzelnen Gesetze und ihre Verhältnisse zum Ganzen öfterer und genauer entwickelt, so würde er bey einem Vortrage, der sich vom gewöhnlichen Compendienstile wirklich auszeichnet, die Foderungen der strengsten Kritik befriedigt haben. Doch kann ein Theil dieser Fehler, inwiefern sie Folgen des Plans sind, dem Vf. darum nicht beygemessen werden, weil sein Lehrbuch ganz nach den unter dem Pombalschen Ministerium für die Universität Coimbra entworfenen Dispositionen eingerichtet ist, und auch in dieser Rücksicht Aufmerksamkeit verdient, da es noch das einzige nach denselben verfertigte akademische Lehrbuch ist. Auser der Geschichte des ursprünglich portugiesischen Rechts, die der Vf. in ihrem ganzen Umfange abgehandelt hat, findet man die interessantesten Nachrichten von der Einführung des römischen und kanonischen Rechts in Portugal, und von dem ehemaligen sowohl, als gegenwärtigen Zustande des juristischen Studiums daselbst. Die Hauptdata sind in Paragraphen geordnet, und in den Anmerkungen stehen Citaten, statistische Erläuterungen und Beyspiele. Die eigentliche Rechtsgeschichte ist in den ersten 11 Kapiteln enthalten, welche nach den merkwürdigern politischen Revolutionen und Regierungen abgetheilt sind. Was der Vf. von den frühesten Zeiten vor Ankunft der Römer gesagt hat, ist die älteste Geschichte der Gesetzgebung aller Völker, und hätte schon in dieser Rücksicht weggelassen werden können. Wichtiger ist Portugals Lage unter römischer Herrschaft: das römische Recht galt nun in den Colonien neben den vaterländischen Sitten der Municipalstädte. Von letztern hätten mehrere aus *Spanhem Orbis Rom.* angeführt werden können, den der Vf. zwar gekannt, aber nicht benutzt zu haben scheint. Das *Breviarium Alaricianum* ist zu kurz angezeigt, da es doch vor 650 die einzige Norm für die zur *Lex Romana* sich bekennenden Einwohner Lusitaniens seyn musste. Im 4. und 5. Kapitel vertreten grösstentheils historische und publicistische Digressionen die Stelle der Rechtsgeschichte vor und unter der Regierung Heinrichs, Grafens von Portugal, dessen Ansprüche auf den Thron mit den gewöhnlichen Gründen portugiesischer Geschichtschreiber gerechtfertigt werden. Erst unter seinem Nachfolger, Alphons I, erhält Portugal allgemeine Reichsgesetze, da man bisher entweder Westgothisches Recht, oder die Gesetze des Königs von Leon, Alphons V, oder höchstens einzelne Municipalstatuten in den Gerichten zum Grunde gelegt hatte. Noch aber war die Justizverfassung nicht so regulirt, wie sie es unter Alphons II wurde, dessen Standhaftigkeit in Einschränkung der geistlichen Macht der Vf. vollkommen Gerechtigkeit wiederfahren läst. König Dionysius führte das Studium des römischen und kanonischen Rechts in Portugal ein, obgleich die Geschichte des Landes von beiden Gesetzgebungen auch frühere Spuren enthält. Demungeachtet stand anfänglich das römische Recht bey weitem noch nicht in dem Ansehen, welches man ihm nach der Zeit beylegte, als man es auch in Portugal bequemer gefunden hatte, aus der allumfassenden Glosse, als aus den einfachern vaterländischen Gesetzen zu entscheiden. In dieser Absicht verfertigte Johanns I Kanzler, Johann das Regras, eigentlich de Aregas, eine portugiesische Uebersetzung des Justinianeischen Codex mit Accursius und Bartolus Glossen, die einstweilen die Stelle eines damals schon projectirten portugiesischen Gesetzcodex vertreten sollte. Heut zu Tage ist diese Uebersetzung nicht mehr vorhanden, weil wahrscheinlich die spätern Gesetzbücher Alphons V, Emanuels und Philipps II sie verdrängt haben; und wenn der Vf. der *Bibliotheca Lusitana* und einige andere portugiesische Literatoren behaupten, dass sie in den Jahren 1514 und 1521 unter dem Titel: *Ordenações do Reyno de Portugal* gedruckt sey, so verwechseln sie das Werk des de Aregas offenbar mit den verschiedenen Ausgaben des Emanuelschen Codex. Von dem ebenfalls unter Johanns Regierung gegebenen merkwürdigen *Mentalgesetze* verspricht der Vf. an einem andern Orte nähere Nachrichten, die Rec. gerade in der gegenwärtigen Schrift ungern vermisst. Alphons V führte endlich, aus

aus, was seine Vorgänger vergebens versucht hatten, und publicirte den ersten portugiesischen Gesetzcodex in fünf Büchern, wovon das erste von den obrigkeitlichen Personen, das zweyte von den Majestätsrechten, das dritte vom Processe, das vierte von Contracten und letzten Willen, das fünfte von Verbrechen und Strafen handelt: ein Plan, den man auch bey den spätern Gesetzsammlungen in der Hauptsache zum Grunde gelegt hat. Wahrscheinlich ist dieser, noch während Alphonsens Minderjährigkeit, also ehe Portugal Buchdruckereyen hatte, verfertigte Codex bloss handschriftlich vorhanden, obgleich der Vf. sich darüber nirgends deutlich erklärt hat. Ueberhaupt scheint es, dass die Unvollständigkeit der literarischen Nachrichten von den wichtigsten portugiesischen Gesetzbüchern mehr der Gleichgültigkeit, womit die Nation ehedem wenigstens solche Anstalten der Regierung aufgenommen haben mag, als der Nachlässigkeit des Vf. beygemessen werden muss. So weiss in der Folge der Vf. weder die erste Ausgabe von Emanuels Gesetzbuche noch die Gelehrten mit Gewissheit anzugeben, die daran gearbeitet haben. Uebrigens ist der Einfluss, den das römische und kanonische Recht vorzüglich auf diesen zweyten Codex gehabt haben, unverkennbar; und um desto mehr wäre zu wünschen gewesen, dass der Vf. die S. 90. angefangene Vergleichung zwischen dem ältern und neuern, durch fremde Rechte abgeänderten, portugiesischen Processe nicht so bald abgebrochen hätte. Auch über die Criminalgesetze eilt er zu geschwind hinweg. Die nachfolgenden Regierungen liefern grösstentheils ein trocknes Verzeichniss einzelner Gesetze bis auf Philipp II, welchem Portugal seinen dritten, noch jetzt gültigen, allgemeinen Gesetzcodex zu verdanken hat. Nur einige Zusätze aus den neuern Verordnungen der Nachfolger Emanuels unterscheiden diese Sammlung von den beiden ältern; Plan und Inhalt sind dieselben. Je weniger unter solchen Umständen Antinomien vermieden werden konnten: desto gerechter sind S. 102 und 103. die Klagen des Vf. über die Fehler dieses Gesetzbuchs; und es ist kaum glaublich, mit welcher Sorglosigkeit man die widersprechendsten Gesetze neben einander stehen liess, um nur der alten, wohlhergebrachten Form nichts zu vergeben. Selbst das Studium des Civilrechts, das in Portugal schon die glücklichsten Fortschritte gemacht hatte, ward unter Philipp II und III von der Barbarey der Gesetzgebung angesteckt; indem durch die der Universität Coimbra 1597 und 1612 gegebenen Vorschriften die Cuiaciussische Methode ausdrücklich verboten, und die Bartolische wieder eingeführt wurde. Kein Wunder also, dass durch diesen bis 1770 fortdauernden literarischen Despotismus aller gute Geschmack unter den portugiesischen Rechtsgelehrten verbannt, und das ohnedies so sehr zurückgesetzte Land auch von dieser Seite tief unter seinen Nachbarn bleiben musste! Vom Zeitalter der Philippe an bis zur gegenwärtigen Regierung hat Portugal zwar eine Menge neuer Gesetze, aber noch kein zweckmässiger eingerichtetes Gesetzbuch erhalten, und die neueste Ausgabe des Philippischen Codex von 1747, deren Fehler S. 110. ff. freymüthig geschildert sind, ist ein redender Beweis, wie weit noch immer die Gesetzgebung dort zurück ist. Vielleicht würde Pombals längere Verwaltung auch diesem Mangel abgeholfen haben; wenigstens versprach das merkwürdige Gesetz vom 18 August 1769 der portugiesischen Justiz die glücklichste Reform, indem dadurch das römische Recht selbst für den subsidiarischen Gerichtsgebrauch abgeschafft, und da, wo vaterländische Gesetze schweigen, einzig und allein nach dem Naturrechte zu entscheiden befohlen wurde. Allein Rec. zweifelt, dass diese weise Anstalt, die den wissenschaftlichen Gebrauch des römischen Rechts nichts weniger als herabsetzte, sondern vielmehr durch einen höchst vortheilhaften Studienplan beförderte, in Portugal je realisirt worden ist: so viel auch das Studium des vaterländischen Rechts, für welches bey eben der Gelegenheit eigne Lehrämter errichtet wurden, seitdem gewonnen haben mag. Die beiden letzten Kapitel gehören nicht mehr zur eigentlichen Rechtsgeschichte, sondern enthalten theils Nachrichten von berühmten portugiesischen Rechtsgelehrten, theils Regeln für die Auslegung der vaterländischen Gesetze. Freylich hat Portugal verhältnissmässig nie so viele grosse Rechtsgelehrte aufzuweisen gehabt, als jedes der benachbarten Länder: doch sind die Namen eines *Ant. Govean, Em. a Costa, Ed. Caldeira, Em. Soares Ribeira, Jo. Altamiranus* und einiger anderer auch im Auslande unvergesslich. Unter den Quellen der portugiesischen juristischen Literatur vermisst Rec. ungern ein zu Lissabon 1781 gedrucktes und in Deutschland wenig bekanntes Werk: *Demetrio moderno, ouo Bibliografo juridico Portuguez*, das gleich nach seiner Erscheinung in Portugal confiscirt wurde. Vielleicht war eben dieser Umstand schuld, dass der Vf. gewisse Notizen daraus nicht schöpfen konnte, die ihm schlechterdings hätten willkommen seyn müssen: Z. B. S. 86. wo der erste Abdruck des Emanuelschen Codex von 1512 aus Demetrio moderno S. 123. supplirt werden kann. Bey *Ant. Govean* S. 127. fehlt die vollständige Ausgabe seiner Schriften von *van Vaassen*; *Arius Pinellus, Pet. Barbosa* und *Jo. Carvalius* stehn am unrechten Orte unter den Theoretikern, so wie S. 134. *Ant. de Soiza de Macedo* und *Eman. Mendes de Castro* unter den Praktikern. Dagegen fehlen unter den bessern Civilisten *Gaspar Rebello, Fernando Paes, Eman. Rodrigues Navarro, Franc. de Soiza* und *Ant. Lopes Leitão*, unter den Kanonisten aber *Mich. Soares Pereira, Augustin Barbosa* und *Bento Cardozo Ozorio*. Auch wäre zu wünschen, dass die portugiesischen Namen wenigstens in Parenthesen neben den lateinischen stünden. Das letzte Kapitel von der Auslegungskunst der portugiesischen Gesetze könnte sorgfältiger ausgearbeitet seyn. Am wenigsten kann Rec. S. 142. die Eintheilung der Interpretation in 1) *grammatica*, 2) *logica, usualis, authentica*, 3) *doctrinalis* billigen. Den Beschluss macht ein dreyfacher Anhang nemlich: 1) der Anfang des Codex Alphons V. 2) eine Inhaltsanzeige von diesem Codex, 3) ein vergleichendes Verzeichniss der Rubriken aus den Gesetzbüchern Alphons V. Emanuels und Philipps II. Die Namen ausländischer, insonderheit deutscher Gelehrter, sind oft äusserst fehlerhaft gedruckt, z. B. S. 141. ff. *Binkershoek, Reynold, Froester, Echard* und *Boehemer*. Auch ausserdem wimmelt

melt das Werk von Druckfehlern, deren Verzeichniss allein am Ende einen halben Bogen einnimmt: ein Uebelstand, der bey der übrigen Eleganz des Druckes und Papiers desto mehr beleidigt.

Prag und Leipzig, in Schönfeld-Meissnerischen Verlage: *Lexicon aller in den östreichischen Staaten wirklich bestehenden landesfürstlichen Verordnungen und Gesetze im geistlichen Fache gesammlet und geordnet von* O. S. v. K. 1790. 332 S. 8. (1 Rthlr.)

Da unter der Regierung Kaiser Joseph II. im Oesterreichischen so ausserordentlich viel kirchliche Veränderungen durch Einführung der Toleranz, Aufhebung vieler Klöster, Einschränkung der Geistlichkeit, ganz neue Pfarrer-Regulirung, Errichtung der General-Seminarien u. dgl. m. vorgiengen, so waren auch von den desfalls erlassenen Gesetzen schon mehrere Sammlungen theils wörtlich, theils Auszugsweise veranstaltet worden. Rec., der sie alle kennt, glaubt aber doch, dass diese gegenwärtige alle vorhergehende an Vollständigkeit, zweckmässig kurzer und doch hinlänglicher Uebersicht und Genauigkeit übertreffe. Ihr Vf., *Otto Steinbach von Kranichstein*, ehmaliger Prälat von Saar, gehört zu den aufgeklärtesten Geistlichen in der ganzen Oestreichischen Monarchie; mehrere vorzüglich zur mährischen Geschichte gehörige Schriften von ihm bezeugen dies, und da er seit sechs Jahren bereits Referent des geistlichen Fachs im Königreich Böhmen ist, so besass er allerdings Quellen genug, alle Verordnungen zu erhalten; hinlängliche Kenntniss, sie zweckmässig zu ordnen und auszuziehn, auch Gelegenheit, manches zu suppliren, was einem blossen Sammler entgangen seyn würde. Dies Werk, wiewohl es nur die Form eines Registers hat, macht ihm daher auch wirklich Ehre und man darf es nur mit dem vier Bande starken *Schwerdlingischen* Werke, das gleichen Endzweck hat, vergleichen, um zu sehn, welche Vorzüge der Prager Sammler vor dem Wiener hat. — Man findet hier den Inhalt aller Gesetze, die von 1669 an, bis im Februar 1790 in Publico-Ecclesiasticis von den Oestreichischen Monarchen erlassen worden; wohlbemerkt, wenn sie 1790 noch ganz oder Theilweise bestanden. Alle völlig widerrufene sind auch hier, zur Vermeidung unnützer Weitläuftigkeit übergangen. Die Gesetze K. Josephs II. sind hier sämtlich, selbst diejenigen, die er bis zum letzten Lebenshauch ergehen liess, befindlich; und der Unparteyische, durch keine Fürstengrösse erbitterte Leser erstaunt wirklich, wenn er hier die schnelle Umwandlung gleichsam in nuce sieht, die mit so vielen Dingen vorging, die aber leider auch schon in den letzten Jahren wieder zurück zu gehen begann. Den Geistlichen und den Beamten in K. K. Ländern darf dies Buch wohl nicht erst empfohlen werden; aber auch der deutsche Geschichtschreiber in genere wird es nicht selten als ein historisches Handbuch brauchen können; er erhält hier manches ihm wichtige Datum zwar nur ins Kurze zusammengezogen, aber doch mit allen legalen Umständen versehn; er findet unter den Rubriken: *Akatholiken*, *Toleranz*, *Klöster*, u. dgl. manche von Josephs zum Theil verkannten, zum Theil gelungnen, zum Theil auch gescheiterten Planen. Unter diesen letztern zeichnet sich auch der Artikel *General-Seminarien* aus. Nach ihrer erstern Anlage hätten diese sicher die Mönchstyranney vernichtet, und die Aufklärung mächtig emporgehoben. Nach und nach nahten sie sich schon wieder dem klösterlichen Zwange; jetzt sind sie leider! ganz aufgehoben. — Im Stil des Werks merkt man zuweilen die gesetzliche Sprache, die nirgends, und zumal im Oestreichischen nicht, wohllautend klingt. Aber öfters ist die Schreibart gebessert und rein. Wenigstens durchgängig besser, als in allen übrigen ähnlichen Werken.

Frankfurt a. M. in der Hermannischen Buchh.: *Von den Werbungen in den deutschen Reichslanden und Städten insbesondere: ob die Reichsstädte berechtiget sind, solche in ihren Territorien zu verbieten, und einzuschränken?* In einigen Briefen beantwortet von *Joh. Bapt. Anthes*, Actuarius der ältern bürgermeisterlichen Audienz der Reichsstadt Frankfurt. 1790. 142 S. 8.

Es ist bekannt, dass die Werbungen den Reichsstädten in vielem Betracht sehr lästig sind. Man hat eine Menge Beyspiele vor sich, dass die vorgesetzten Werbungsofficiere die Werbung nicht als eine blosse Vergünstigung desjenigen Reichsstandes, in dessen Gebiethen sie sich derselben bedienen, sondern als ein zuständiges Recht ansahen, und solches nach Willkühr ausdehnten, ja sogar sich allen Einschränkungen widersetzten. Der Vf. handelt daher hier einen allerdings interessanten Gegenstand ab, der selbst von den neuesten Publicisten bisher nicht umständlich abgehandelt wurde. Alle Stände des Reichs suchen gegenwärtig ihre Reichsständische Befugnisse gegen Eingriffe zu verwahren, und die Reichsstädte scheinen die Last der fremden Werbungen jetzt mehr, als in den vorigen Zeiten zu fühlen. Das vorgesetzte Thema sucht der Vf. in Briefen an seinen Freund auszuführen; er baut den ganzen Grund, warum die Reichsstädte berechtiget seyn, die fremden Werbungen in ihren Gebieten einzuschränken, auf die Landeshoheit, und hält aus den sehr weitschichtig detaillirten Landeshoheitsrechten der Reichsstädte dafür, dass diese die nothwendigen Einschränkungen der fremden Werbungen schon von selbst in sich begreife. Von der Landeshoheit geht der Vf. auf die aus derselben fliessende gesetzgebende Gewalt, und Gerichtsbarkeit über, welcher sich alle in einem fremden Staate befindende Einwohner, wenn sie nicht durch die Reichsgesetze davon befreyet sind, mithin auch die fremden Werbungen unterwerfen müssen. Dieses scheint sich nun aber, mehr auf die persönliche Vergehungen der Werbungscommandirten, als auf das Werbungsrecht, und die damit verbundene Befugnisse zu erstrecken; es entsteht eben aus diesem Satze, so viel der Vf. hierdurch für das Recht, die fremde Werbungen in dem Gebiet einer Reichsstadt einzuschränken, zu erweisen glaubt, ein starkes Bedenken, ob die Reichsstände, ihrer Werbungsabgeordneten wegen, nicht von der Gerichtsbarkeit der Reichsstädte und derjenigen Reichsunmittelbaren eben so befreyt seyn mögen, wie es z. B. die reichsritterschaftlichen Glieder in Ansehung ihrer Person, und sonstigen Befugnisse sind, wovon in dem

dem deutschen Staatsrechte sehr viele Beweise vorliegen. Rec. findet diese Bedenklichkeiten durch die Gründe des Vf. nicht gehoben. Es wäre vielmehr zu wünschen gewesen, dass er gezeigt hätte, woher die Reichsstände das Recht erhalten, ihre Werbungsplätze vorzüglich in den Gebieten der Reichsstädte aufzuschlagen, aus welchem vielleicht der Grund des Einschränkungsrechts besser, als aus den Grundsätzen der Landeshoheit zu entwickeln gewesen wären. Wenn das Recht der Reichsstände, ihre Werbungsplätze in den Reichsstädten aufzuschlagen, sich nicht aus der deutschen Reichsgeschichte erweisen läst, so beruhet dieses Recht auf einem desto leichter erweislichen Reichsherkommen, wovon der Vf. ganz abstrahirt. Dieses mag nun an und für sich vieles beytragen, dass die Reichsstädte die Werbungen fremder Stände ihrer Gerichtsbarkeit nicht so vollkommen, wie andere allda sich niederlassende Fremde unterwerfen können, und ihnen gewisse Exemtionen und Freyheiten gestatten müssen, die auch der Politik gegen einen fremden Reichsstand angemessen sind. Dass eine Reichsstadt berechtigt sey, zum Besten ihrer Bürger zu verordnen, dass keiner derselben mit List, Gewalt, oder ohne Wissen der Obrigkeit zu dem Militärstande gezogen, und überhaupt alle Missbräuche der Werbungen eingestellt bleiben und die Werbung ohne Nachtheil, und Beschwerde des Landesherrn geschehen müsse, hievon ist die Frage nicht; die von dem Vf. in den Beylagen beygebrachte Werbedicte verschiedener Reichsstädte bestätigen auch dieses Einschränkungsrecht hinlänglich, so weit es um Abstellung des Unfugs, oder der Missbräuche zu thun ist. Allein der Hauptanstand, den der Vf. weder erörtert, noch angeführet hat, beruhet nach Rec. Ermessen darinn, ob fremde Werbungen, welche in einer Reichsstadt dem Reichsherkommen gemäss, ihren Werbplatz aufzuschlagen, berechtiget sind, auch können gezwungen werden, sich allen möglichen Einschränkungen zu unterwerfen? Die Werbung muss an und für sich gewisse Freyheiten haben; die Einschränkung dieser Freyheiten würde den Werbungen äusserst nachtheilig seyn, Hindernisse im Werbungsgeschäfte verursachen, und beständige Collisionen und Streitigkeiten erregen. Es kommt also wahrscheinlich bey den fremden Werbungen, weil sie nach dem Reichsherkommen nicht wohl können gehindert werden, mehr auf Verträge, und eine Uebereinkunft, als auf gesetzliche Einschränkungen an. Denn gegen denjenigen, der ein Recht gemäss des Reichsherkommens hat, lässt sich doch eben dieselbe Machtsprache nicht führen, deren man sich gegen Bürger und Unterthanen aus dem Grunde der landesherrlichen Obrigkeit bedienen kann. Ueberhaupt hat der Hr. Vf. mehr eine Apologie für die keinem Streit unterworfene Reichsstädtische Landeshoheit geschrieben, als sein vorgesetztes System von dem Einschränkungsrechte der fremden Werbungen ausgeführt. Man vermisst überdem in dieser Abhandlung alles, was nach Mosers deutschen nachbarlichen Staatsrechte S. 298 — 308. besonders bey den Wahltägen 1741 und den Friedenshandlungen 1761 von den Werbungen vorgekommen ist.

Göttingen, b. Dieterich: *Indices in B. Fratrum Becmannorum,* dum vixerunt J. U. DD. Consil. Reg. Aul. et Profess. Jur. *Consiliorum et Decisionum utramque Partem.* Confecti a *Theodor. Frider. Wilhelm. Gercke.* J. U. D. 1789. 76 S. 4.

Eine Anzeige der wichtigsten, in dem Becmannischen Werke abgehandelten Materien geht voran, dann folgt ein vollständiges Sachen-Register. — — Eine verdienstliche Arbeit, durch welche das Werk selbst an Brauchbarkeit viel gewonnen hat.

OEKONOMIE.

Bern, b. Haller: *Joh. Rudolf Tschiffeli von der Stallfütterung und vom Kleebau in der Schweiz.* 1789. 139 S. 8. (9 gr.)

Die vorangezeigte Schrift ist nur eine zweyte Auflage der bereits im Jahre 1774, ohne den Namen ihres Vf., gedruckten Briefe über die Stallfütterung: wozu nichts weiter, als einige sehr wenige Nachrichten von dem Leben und Absterben ihres Vf., auch von seiner Correspondenz mit dem Pastor Mayer in Kupferzell hinzugekommen sind. Hr. T. hatte sich durch seine Abhandlungen in den *Schriften der Berner ökonomischen Gesellschaft* das Recht zu einer gültigen Stimme in dieser wichtigen ökonomischen Streitsache erworben. Er war ein eifriger Vertheidiger der Stallfütterung, welche er nach physischen Gründen und eigenen Erfahrungen beurtheilte und empfahl: ohne sich, wie ein Schubart von Kleefeld, in einem grenzenlosen Enthusiasmus zu verirren.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Nürnberg: Anderthalbhundertjähriges Kraussisches Jubelfest, d. i. dankbar erneuertes Ehrengedächtniss Frauen Elisabeth, Herrn Conrad Kraussen,* angesehenen Kauf- und Handelsherrn allhier Seel. nachgelassnen Wittwe *und der von ihr errichteten vortreflichen Stiftung.* 1790. 75 S. 4. Die Kraussische Stiftung, eine der ansehnlichsten in Nürnberg, das deren so viele hat, ist aus den Köhlerischen und Willischen Münzbelustigungen und vielleicht auch durch das dankbare Zeugniss der Ausländer, die daran Theil hatten, hinlänglich bekannt. Am 24 Junius 1790. wurde das 150jährige Jubiläum derselben gefeyert, welches die Erscheinung dieser Schrift veranlasste. Ihr Inhalt ist übrigens bloss local; enthält aber in dieser Rücksicht manche gute Nachrichten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 12 März 1791.

ERDBESCHREIBUNG.

Greifswald, gedr. b. Röse: *Patriotische Beyträge zur Kenntniss und Aufnahme des Schwedischen Pommerns, von J. D. von Reichenbach*, königl. Schwedischem Kammerrathe. 1787, Stück VII. S. 160. Stück VIII, S. 143. Nebst einem *Anhange* Nro. I — IV, bestehend aus detaillirten Extracten über die Schwedisch-Pommersche Staatswirthschaft und Finanzen.

Hr. *v. Reichenbach* mit seinen *Patriotischen Beyträgen* ist bereits dem Publico eine alte Bekanntschaft; die *sechs ersten* Stücke liegen zum Theile noch jenseits des Anfanges dieser kritischen Blätter, und auch das hier bemerkte *siebente* und *achte* Stück ist vor einem schon dreyjährigen Zeitraume erschienen. Jene frühern hat ein anderer Gelehrter zu seiner Zeit hier angezeigt; die Anzeige der beyden letztern aber blieb von gegenwärtigen Rec. darum so lange ausgesetzt, weil er die noch anderweitigen interessanten Stücke erwartete, welche dem Versprechen des Hrn. Vf. gemäss, die *Justitzverfassung*, das *Staatsrecht*, und die *Regierungsform* des Schwedischen Pommern, erörtern sollen. Da es indessen den Anschein hat, dass Hr. *v. R.* mit den noch versprochenen Abhandlungen, die seine nützlichen *Beyträge* gewissermaassen zu einem Ganzen gemacht haben würden, auf immer im Rückstande bleiben werde; so kann Rec. mit dem Abtrage seiner Schuld nicht länger weilen, ohne die genannten zwey Stücke für diese Blätter ganz eine literärische Antiquität werden zu lassen. Der Inhalt des VIIten Stücks, über *Pommerns Staatswirthschaft, Finanzwesen und Kameralverfassung*, hebt, ab ovo, von der Nothwendigkeit gewisser Fonds an, die jede Gesellschaft, und so auch ein ganzer Staat, haben müsse, um die Bedürfnisse des Ganzen zu bestreiten; worauf die Verschiedenheit der Quellen öffentlicher Einkünfte im Allgemeinen bestimmt, und die Anwendung davon auf den wirklichen Zustand in Pommern gemacht wird. Wenn hiebey Hr. *v. R.*, zur Empfehlung einer weisen und überdachten Staatswirthschaft, sich auf das Beyspiel von *Baiern* beruft, welches in Schulden vertieft *weit über sein Vermögen (?) dennoch durch die kluge Haushaltung* Maximilian Josephs *in dreysig Jahren völlig davon befreyet worden sey*; so ist dieses Beyspiel so unglücklich aufgegriffen, als möglich, und wenn es der Hr. Vf. auch in einem noch zuversichtlichern Tone vorgetragen hätte. Freylich waren von Karls VII hinterlassenen Schulden bey Maximilian Josephs Tode eine Anzahl Millionen getilgt; aber diess war durch die Sorge der *Landstände* geschehen. Der gute *Churfürst* hingegen konnte in *seiner* Wirthschaft kein Jahr zurechte kommen, und *neue* Schulden wuchsen *seiner Seits* immer wieder nach. Da in den Friedensjahren von 1763 bis 1777. sich andere grosse Kammern Deutschlands fast ohne Ausnahme hoben, so blieb hingegen die *Baiersche* auch während *dieser* Zeit so weit zurück, dass sie ihre ordentlichen Einnahmen und Ausgaben nicht einmal balanciren konnte. Laut *actenmässiger* Beweise, blieb die *Einnahme* innerhalb des Zeitraums von 1763 bis einschliesslich 1772 mit einem *Deficit* von 4,183,000 Gulden gegen die *Ausgabe* zurück. Der gute Fürst nahm diesen Zustand allerdings zu Herzen und wollte helfen; aber ohne die Ursachen des Uebels einzusehen. Er glaubte sie in den Unordnungen der Landesstellen zu finden, deren Einrichtung ihn daher unabläsig beschäftigte, indem er mehrere derselben bald trennte, bald wieder vereinigte, und wieder trennte oder neue anordnete; wodurch im Grunde nichts gebessert, vielmehr der Geschäftsgang nur mehr verwirrt, der Lauf der Sachen gehemmt, und die nöthige Uebersicht nie erhalten wurde bis an seinen Tod. Der Etat des *gemeinsamen Schuldenabledigungswerks* im Jahre 1778. betrug 20,230,871 Gulden; eine triftige Wiederlegung dessen, was der Hr. Vf. (wahrscheinlich in Rücksicht der *Büschingischen* wöchentl. Nachr. Jhrg. 1773, S. 347; welches (aber auch *ebendas.*, im Jhrg. 1779 St. 22, schon wiederlegt ist) so zuversichtlich behauptet! Die *Geschichte* und verschiedenen *Arten* der öffentlichen *Einkünfte* und Abgaben im *Schw. Pomm.*, so wie die *Entstehung* und gegenwärtige *Einrichtung* des dasigen *Cammerkollegiums*, hat übrigens der Hr. Vf. auf eine sehr lehrreiche Weise beschrieben, und besonders auf die Grundsätze und das Verfahren der berufenen *Domanialreduction*, die *Karl* XI. verfügte, genauer, als unsers Bedünkens bisher bekannt war, auseinandergesetzt. Einem mitgetheilten *Extract aus den Pommerschen Etats* zufolge von 1721 bis 86 (*Anhang* Nro. III.), hatte das Ländchen sonst immer *Defecte*, die durch Zubusse von Schweden aus ersetzt werden mussten. Nun aber, und seit 1776. trägt sich der Staat, weil die Nachwehen des siebenjährigen Kriegs verschmerzt, und bessere staatswirthschaftliche Grundsätze eingeführt sind, nicht nur selbst, sondern gewährt auch noch einen, obgleich geringen, Ueberschuss. Die sämmtlichen Revenüen beliefen sich 1786 etwas über 3[illegible],000 Rthlr: wovon der Anschlag zur Unterhaltung des *Civiletats* ein Weniges über 43,000; für das *Militaire* und die *Vestung* Stralsund, fast 139,000; und für *Pensionen*, *Gratificationen* etc. gegen 39,000 Rthal., oder zusammen

zusammen in genauer Summe 210,899 Rthr. betrug. Nach Abzug dieses Totals der Unkosten vom Totale der Revenuen, ergab sich ein Ueberschuss von etwas über 19,300 Rthlr.; wozu noch anderweitige 5000 Rthlr., als überschüssige Renten der Stadt und Herrschaft *Wismar*, kamen. Den Beschluss dieses Stücks machen verschiedene kleinere Auffätze, meist voll Tadels; aber auch hin und wieder voll nützlicher Vorschläge, über: I. *das Magazinwesen und die Vermehrung der königl. Revenuen von dieser Seite*; II. *Die Domainen*; III. *Die Forstwirthschaft*; IV. *Ueber die Zölle im Allgemeinen*; V. *Den Wolgastischen Fürstenzoll insbesondere* (wo es auffallend ist, dass dieser Zoll bis auf den heutigen Tag noch nach einem Tarif von 1580. erhoben wird). VI. *Ueber das Nationalvermögen im Schwed. Pomm.* (Den baaren Geldstock setzt der Hr. Vf. höchstens auf 400,000 Rthlr., wovon ein volles *Viertel* fast immer bey der königl. Renterey entweder vorräthig liege, oder doch ein- und ausfliesse. Diesen Belauf unter Pommerns gesammte Einwohner vertheilt, kommen auf jeden der 100,000 Menschen, die es ungefähr hat, etwa 4 Rthlr.; welches doch, in Vergleichung z. B. mit *Schweden*, noch immer ein günstiges Verhältniss seyn würde.) VII. *Ueber die Creditanstalten* (die Pommern haben könnte, aber nicht hat!) — Das *achte* Stück handelt I. *Vom pommerschen Münzwesen.* Hier wird man für die Geduld gegen die flachen Kenntnisse im historischen Theile *älterer* Zeiten, wo der Hr. Vf. offenbar nicht in seinem Fache ist, und gegen manche Wiederholung bekannter Dinge aus dem deutschen Münzwesen *dieses* und des *vorigen* Jahrhunderts, hinlänglich schadlos gehalten durch das interessante Detail der schwedischen Münzoperationen in Pommern während und nach dem siebenjährigen Kriege; wie nicht minder auch durch verschiedene wichtige Bemerkungen über die Auswanderung des pommerschen *schweren*, und den Einfluss des *leichtern fremden* Geldes. II. *Von den ehemaligen* (Schwed. Pommerschen) *Einrichtungs-Commissionen.* Das Land nemlich war, ehe es an Schweden gelangte, theils durch die Schwäche einiger seiner eingebohrnen letzten Regenten, theils durch den dreyssigjährigen Krieg, überaus verwildert; *besonders kamen*, sagt der Hr. Vf., *unter Bogislav XIV. allerley aristokratische Grundsätze auf*, die nach seinem Tode, wo man nicht zu bestimmen vermochte, wer Koch oder Keller wär, ungehindert fortwucherten. Als daher Pommern durch den westpfäl. Frieden ein Eigenthum der Krone Schweden geworden war, schien es nöthig, eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen, und das geströhrte Verhältniss zwischen Haupt und Gliedern, den veränderten Umständen gemäss, wieder festzusetzen. Die hiezu, unter dem Namen der *Einrichtungs-Commission*, ernannten Commissarien erfüllten zwar die gehabte Absicht nicht *ganz*, doch *einigermaassen*: und so wurden denn solche Commissionen, so oft der Staat entweder wirklich kränkelte, oder für krank gehalten wurde, zu *sechs* verschiedenen Mahlen im vorigen und jetzigen Jahrhundert wiederholt. Hr. *v. R.* erzählt nun hier ihre Geschichte und ihren Erfolg, und theilt die, in der That, heilsamen *Instructionen* der beiden neuesten Commissionen dieser Art, nemlich deren von 1766 u. 70, in einer Uebersetzung aus den schwedischen Originalien mit. III *Gedanken über die Greifswaldsche Akademie in Anleitung der* Patr. Beytr. V St. S. 172 bis 200, *von einem Unbekannten mit Noten eines Unpartheyischen.* Hr. *v. R.* hatte im Vten St. seiner *Beyträge*, unter dem Titel: *„Beschaffenheit unserer Landesuniversität"* ein Bild von dem Zustande der Greifswaldischen Universität entworfen, wodurch diese hohe Schule mehr im Lichte einer *unnützen Pensionsanstalt*, als eines erspriesslichen Lehrinstituts, vorgestellt war. Diess verursachte natürlich auf Seiten des betroffenen Theils Unzufriedenheit und Wiederspruch. Einer von den greifswaldischen Lehrern, Hr. *Weigel*, erliess nicht nur *„Ueber die Akademie zu Greifswald gegen Hrn. Cammerrath von Reichenbach"* eine eigene Schrift, sondern die *Akademie* selbst klagte auch bey ihrem Canzler, dem Fürsten von *Hessenstein*, und bat zu ihrer Rechtfertigung um unpartheyische *Untersuchung*, die zwar erkannt, aber bis jetzt, so viel Rec. weiss, noch nicht ins Werk gesetzt worden ist. Eben diesen Handel nun betreffen auch obige *„Gedanken"* über die wir uns aber aller Erinnerungen enthalten, weil ihr Gegegenstand ausser den Grenzen einer blos literärischen Beurtheilung liegt. Unwillkührlich indessen wurde Rec. versucht zu glauben, dass Hr. *v. R.* bey seinen Aeusserungen und Urtheilen über die missfallende Universität, mit dem Wunsche im Hinterhalt liege, dass ihre schönen Besitzungen zu königlichem *Kammergut* werden möchten. Wäre nun aber dieser Wunsch auch kein *Patriotischer Beytrag*, so enthält doch die im *Ganzen* bisher angezeigte Schrift des Guten und Nützlichen so *viel*, dass Rec. und mit ihm gewiss auch andere, die Hoffnung zu ihrer Fortsetzung sehr ungern fallen lassen.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Crusius: ΛΥΚΟΦΡΟΝΟΣ ΤΟΥ ΧΑΛΚΙΔΕΩΣ ΑΛΕΞΑΝΔΡΑ. *Lycophronis Chalcidensis Alexandra sive Cassandra*, cum versione et commentario *Guil. Canteri*, paraphrasin, notas, indicem graecum, e scholiis auctum, adjecit, ac praefatus est Henr. Godofr. *Reichardus*, Schol. Grimm. Coll. III. 788. LII u. 131. S. gr. 8. (1 Thlr. 12 ggr.)

Der Herausgeber, dessen Bemühungen schätzbar und verdienstlich sind, befolgte bey diesem Abdruck im Ganzen den Canter-Potterischen Text, und fand sich nur selten durch prosodische Gründe gedrungen, davon abzuweichen. Der Text des Lycophron ist nicht sehr und nur in wenigen Stellen verdorben, vermuthlich, weil die Abschreiber, was sie nicht verstanden, desto sorgfältiger copirten und die unerhörten Worte und Ausdrücke mehr nachmalten als nachschrieben. Dennoch giebt es einige Stellen, die eine Verdorbenheit des Textes verrathen, und deren Herstellung erst durch neue Handschriften zu erwarten steht. Der Vf. verglich drey von den vorigen Herausgebern

ausgebern noch ungebrauchte Wittenbergische Handschriften, und erhielt von Hn. Prof. Matthaei eine Collation einer Moskauer Handschrift. Sie sind für die Kritik nicht wichtig und erst im 14 und 15ten Jahrh. geschrieben; aber grösser ist ihr Gewinn für die Dichterauslegung durch kurze exegetische Scholien, welche noch nicht gedruckt waren, und von denen Hr. R. häufigen Gebrauch gemacht hat. Wir bedauern nichts mehr, als dass es dem Herausgeber nicht gefallen hat, Tzetza's Scholien, die er gewiss aus seinen Handschriften hätte berichtigter liefern können, und welche ein unentbehrliches Handbuch für jeden Freund der classischen Literatur sind, mit der Ausgabe des Lycophron abdrucken zu lassen. Einer berühmten Handschrift der königlichen Bibliothek in Paris N. 2218., welche den Lycophron mit Tzetza's Scholien sehr verbessert enthalten soll, wird von Hn. R. nicht gedacht.

Das Hauptaugenmerk bey einem Herausgeber des Lycophron musste die *Auslegung* seyn, und für diesen Zweck hatte auch Hr. R., wie billig, seine Ausgabe eingerichtet. Er hat den ganzen *Canterschen* Commentar abdrucken lassen, der mit Recht als ein Meisterstück einer einsichtsvollen, gelehrten und mit fruchtbarer Kürze abgefassten Erklärung angesehen wird. Das Gute, was in dem Ocean der Potterschen und Meursiusschen Anmerkungen zerstreut war, bringt Hr. R. in eignen Noten bey, die meist grammatisch sind und worin die Erklärungen der vorigen Ausleger entweder geprüft und berichtigt werden oder unerklärte Stellen eine Erläuterung bekommen. Canters Prolegomene und eine sehr sorgfältig gearbeitete tabellarische Uebersicht der Cassandra von Hn. R. ist vorangeschickt. Die Cantersche Uebersetzung ist beybehalten, und eine summarische Angabe des Inhalts von Hn. R., die sehr viel zur Aufklärung des Texts beyträgt, läuft unter diesem fort. In einem *Wortregister* werden die schwersten und dunkelsten Wörter übersetzt und gröstentheils aus den kurzen Scholien der Wittenbergischen Handschriften umschrieben. Ein vollständiges *Sachregister* vermisst man bey einem Gedicht, wie dieses, das man vorzüglich wegen des Sachinhalts liesst, sehr ungern. Zur Einleitung in Lycophrons Geist und Orakelsprache hat der Vf. noch eine *Nachahmung von Lycophrons Cassandra* angehängt, worin er eine begeisterte Jungfrau die Eroberung Magdeburgs durch Tilly in einem ähnlichen Tone, wie Cassandra die Schicksale Troja's, verkündigen lässt. So glücklich dieser Gedanke auch ist, so ist dieser prophetische Gesang doch in der Ausführung weit unter dem Ideal von Dunkelheit in der Sprache, in den Ausdrücken und in den Sachen geblieben, die Lycophrons Cassandra zu dem einzigen Gedichte in seiner Art macht. Wir glauben daher, man würde sich leichter einen anschaulichen und vollständigen Begriff von dem Geiste dieses Gedichts haben machen können, wenn Hr. R. die von *Hn. v. Murr* vor mehrern Jahren versuchte Uebersetzung eines Stücks aus der Cassandra seiner Ausgabe beygefügt hätte.

In einer langen Vorrede werden die Ursachen der Dunkelheit des Lycophron ausführlich und gelehrt auseinandergesetzt, und doch thut das nicht Genüge, was der Vf. darüber beybringt. *Dunkelheit* des Schriftstellers, sagt der Vf., ist entweder eine *natürliche* oder *künstliche*. Jene ist fehlerhaft und hat ihren Sitz in einem dunkeln, verwirrten Kopf, der seine verwornen Gedanken nicht zu entwickeln versteht; diese hingegen kann zu gewissen Zwecken von dem hellsten Kopfe gebraucht und geflissentlich nachgeahmt werden. Der Vf. unternimmt es nun zu beweisen, dass die erstere Art der Dunkelheit gar nicht bey Lycophron statt haben könne, dessen lichvolles Genie schon aus zwey Anagrammen, die er auf den Ptolemaeus und die Arsinoe gemacht, erhelle. Wir halten Lycophrons Sache für sehr schlimm, dass der Vf. sich genöthigt gesehen, mit Canter seinen Geschmack und sein Genie auf ein paar kleine Producte eines verdorbnen Geschmacks und einer kriechenden Hofschmeicheley zu gründen, die uns wenigstens ganz und gar nicht für den Dichter der Cassandra eingenommen haben. Zwar behauptet der Vf., die Natur dieses Gedichts bringe es mit sich, dass es ganz im dunkeln räthselhaften Orakelton abgefasst sey und sucht alle Eigenheiten der Lycophronischen Sprache und der Gedanken desselben aus dieser Quelle abzuleiten; allein wir berufen uns getrost auf alle Orakel und Weissagungen der sogenannten heiligen und profanen Dichter, überzeugt, dass keiner derselben an Dunkelheit, wo nicht der Gedanken, doch des Ausdrucks desselben dem Lycophron gleich kommt. Von diesen grossen Mustern hätte unser Dichter lernen müssen, dass der prophetische Ton zwar Unbestimmtheit und Dunkelheit erlaube, dass die Sprache der Begeisterung einen höhern lyrischen Schwung voraussetze, dass sie sich aber nicht in schwülstige, unverständliche Worte verlieren müsse. Doch gesetzt, aber nicht zugegeben, es wäre der Orakelsprache angemessen, so dunkel und zweydeutig zu reden, so wird man nicht leugnen können, dass es dem Charakter eines Sklaven nicht anstehe, zu Anfang und zu Ende dieses weissagenden Gesangs in einem so gelehrten, hochtrabenden und dunkeln Tone mit seinem Herrn sich zu unterreden. Wer kann überhaupt in der Einkleidung und der Form dieses Stücks verkennen, dass Lycophrons Genie Dunkelheiten liebte und suchte? Diese Dunkelheit wird durch seine pedantische Sucht nach gelehrten Anspielungen, auch durch die seit Alexander dem Grossen herschend gewordne Alexandrinische Mundart vermehrt. Durch diese wurde die griechische Sprache mit einer Menge neuer und anders geformter Wörter und Wortverbindungen überladen. *Saumaise* in verschiednen Schriften, *Valckenaer* über Theokrits Adoniazusen und *Sturz* in zwey Abhh. über den Alexandrinischen Dialect haben das Eigne dieser Sprache erläutert und Beyspiele davon aus den Resten der Alexandriner gesammelt. Ungeachtet nun der innere Werth des Gedichts wohl nicht, wie Hr. R. glaubte, durch eine zehnmalige Lectüre, es sey denn durch Selbsttäuschung grösser erscheinen möchte, so ist doch die

die Cassandra für das gelehrte Studium des Alterthums, besonders der alten Mythen, eine vortreffliche und an Ausbeute reiche Fundgrube; nur möchten wir den Werth derselben blofs auf den daraus zu erkennenden Geist des Alexandrinischen Zeitalters und der gelehrten Sprache, und auf die sonst unbekannten mythischen Nachrichten beschränken, die Lycophron, aus ältern Dichtern, vorzüglich aus den Cyclikern entlehnte, so wie er, nach der mehrmaligen Versicherung seines gestrengen Commentators, Tzetza, viele Redensarten dem Aeschylus, Euripides und Hipponax Jamben abgeborgt hat.

Wir schliessen mit einigen Bemerkungen über einzelne Stellen. Attica wird V. 111 f. Ἀκτὴ διμόρφου γηγενοῦς genannt, *Canter* und *Reichard* verstehen unter dem Erdensohn den Erichthonius, der aus der Erde erzeugt sey und Schlangenfüfse gehabt habe. Aber warum dachte man nicht vielmehr an *Cecrops*, von dem Attica gewöhnlich benennt wird, und dessen gewöhnliches Praedicat διφυὴς ganz mit dem Lycophronischen δίμορφος übereinstimmt. Man vergleiche Apollodors, Worte 3, 14, 1 von ihm: Κέκροψ αὐτόχθων, συμφυὲς ἔχων σῶμα ἀνδρὸς καὶ δράκοντος τῆς Ἀττικῆς ἐβασίλευσε πρῶτος.

V. 154 f. wird von der Ceres, welche Pelops Schulter verzehrte, gesagt: ἄσαρκα μιστύλασ' ἐτύμβευσε τάφῳ, sie zerstückt die fleischigten Theile und begräbt sie in ihrem Magen, wie die letzten Worte erklärt werden. Ἐτύμβευσεν will Hr. R. zu Gunsten des Metrum lesen, welches uns unnöthig scheint, da die letzte Sylbe in ἐτύμβευσε wegen des darauf folgenden harten Consonans lang gebraucht werden kann. Siehe Clark ad Il. α, 51. Dafür hätte eine alte Lesart φάρῳ für τάφῳ angemerkt zu werden verdient. Vgl. Sylburg ad Etymol. M. h. v. Schneider bemerkt Analect. p. 748 f., dafs diese Lesart auch *Meletius* de nat. hominis vor Augen gehabt zu haben scheine. Ist dies die ächte, wie sie denn allerdings gelehrter ist, so wäre das Wort wohl nicht vom Bauch der Ceres, sondern von einem wirklichen Grabhügel zu verstehen, und φάρος wäre der gelehrtere Ausdruck für das gemeine τύμβος, *tumulus*. Wir fügen dieser gleich eine andre Stelle von dem *Agamemnonischen Grabe* V. 335. bey, vor welchem Priamus umgebracht worden. Da Priamus vor dem Altar des Zeus Herkeios fiel, Jupiter aber unter dem Namen *Agamemnon* irgendwo verehrt worden seyn soll, (Vgl. über V. 1123), so verstehen die Ausleger hier unter τύμβος τ' Ἀγαμέμνονος *tumulus* S. *ara Agamemnonis*, diesen Altar des Jupiter selbst. Wir geben zu bedenken, ob es nicht noch gelehrter, folglich Lycophrons würdiger wäre, wenn man Agamemnon hier im eigentlichen Sinn nähme, so dafs der Vergleichungspunkt blos darin läge, dafs Priamus vor seinem Hausaltar, folglich in seinem eignen Pallast, wie Agamemnon, also gleichsam vor dem Agamemnonischen Heerd oder Altar, umgekommen.

V. 216 — 18 Cassandra sieht die Griechen über das Meer herüber kommen. Ich sehe, ruft sie aus, Σπεῖραν ὁλκαίων κακῶν, Σύρουσαν ἅλμῃ κἀπιῤῥοιζοῦσαν πάτρῃ Δεινὰς ἀπειλὰς καὶ πυριφλέκτους βλάβας. — Σπεῖρα übersetzt Canter durch *catena*. *Catenam* dicit classem Graecorum per mare adventantem. Allein die ganze Schilderung zeigt, dafs er die Flotte mit grossen Schlangen vergleicht, die sich in grofsen, furchtbaren Windungen über das Meer herüber wälzen und Troja mit Tod und Verderben bedrohen. Vielleicht dachte er an die beyden grofsen Schlangen, die von Tenedos ans Gestade von Troja kamen. Σπεῖρα ist *Spira*, *orbis*, *volumen*.

V. 549 tadelt der Herausgeber die Auslegung des Worts ἀλφὴ bey den alten und neuen Lexicographen, die es für *inventio* schlechthin nehmen, und führt den Beweis aus zwey Stellen des Lycophron, dafs es *Erwerb oder Gewinn durch List oder Verschlagenheit* bedeute. Wir wünschten, er wäre zu der homerischen Quelle selbst zurück gegangen, wo ἀλφεῖν immer von *Gewinn durch Verkauf des entwendeten Guts* gebraucht wird. Was der Vf. über die beiden Stellen in Lycophron sagt, wollen wir näher beleuchten. V. 1394. sey es gebraucht *de modis vitae sustentandae*, ad quos reperiendos magna sollertia ingenii requiritur, *ut varietas exsistat*. Die letzten Worte verstehen wir nicht. Die Stelle handelt von der Maestra, Erisichthons Tochter, welche durch den Gewinn (ἀλφή), den sie daraus zog, dafs sie sich in alle Thiergestalten wandelte und auf diese Art mehrmals von ihrem Vater verhandelt werden konnte, Erisichthons unersättliche Efslust befriedigte. Hier wird also ἀλφὴ ganz im Homerischen Sinn genommen. Allein in der andern Stelle V. 549 meint Hr. R., ἀλφὴ müsse offenbar *raptus* heissen, und sucht diese mit jener Bedeutung zu vereinigen. Wir glauben dagegen, dafs die erstere Bedeutung auch in dieser Stelle, und zwar besser, als die von Canter in der Uebersetzung ausgedrückte und von R. gebilligte, Statt finde. Leucipps Töchter waren Aphareus Söhnen versprochen. Die Dioscuren aber raubten sie für sich, ohne dem Vater dafür Geschenke darzubringen. Darüber entstand zwischen Aphareus Söhnen und den Dioscuren ein Streit. Die Aphariden suchten die Hochzeit und den Raub (γάμους ἁρπαγάς τε von den Mädchen abzuwenden ἀλφῆς τῆς ἀέδνωτου δίκην. Bezog sich hier ἀλφὴ auch auf den *Raub*, so war derselbe Gedanke zweymal hinter einander wiederhohlt. Da nun ἀλφὴ überdies nirgends *Raub*, wohl aber den durch Raub gemachten Gewinn andeutet, so ist es viel natürlicher so zu verstehen: sie kämpften mit den Dioscuren wegen des Gewinns, den diese, ohne ἕδνον zu bezahlen, gemacht hatten. Der Besitz der Mädgen wird als ein Gewinn, ἀλφὴ, angesehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 14. März 1791.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

EDINBURGH, b. Dickson, u. LONDON, b. Cadell: *Transactions of the Royal Society of Edinburgh.* Vol. I. P. I. History of the Society. 100 S. P. II. Papers read before the Society. 1) of the Physical Class. 336 S. 2) of the literary Class. 209 S. 4. 1788. m. K. (8 Rthlr. 8 gr.)

Edinburg hat schon in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts gelehrte Gesellschaften gehabt. 1731 wurde die dasige medicinische Gesellschaft gestiftet, welcher wir die bekannten medicinischen Versuche zu danken haben. Aus ihr entstand 1739 nach einem von Maclaurin, Professor der Mathematik, entworfnen Plane die philosophische Gesellschaft, deren Arbeiten durch die Rebellion im J. 1745, und nachher durch den Tod ihres Stifters unterbrochen, und erst 1752 wieder angefangen wurden. Sie hat ihre Abhandlungen seit 1756 unter dem Titel: *Essays and Observations, physical and literary* herausgegeben. Sie schien nachher einige Zeit lang einzuschlafen, kehrte aber durch den Eifer ihres Präsidenten, des berühmten H. *Home*, Lord *Kaimes* aufgemuntert, seit 1777 mit erneuerter Thätigkeit zu ihren Beschäftigungen zurück. 1782 wurde bey einer Zusammenkunft der Edinburgischen Professoren auf Antrag des D. Robertson, Präsidenten der Universität, beschlossen, den König um Genehmigung zur Stiftung eines neuen Instituts unter dem Titel der königlichen Edinburgschen Societät zu bitten. Der König gewährte dieses Gesuch in einer Stiftungsurkunde vom 29 März 1783. Die Gesellschaft hat sich in zwey Classen, eine physische und eine literarische, getheilt, von welchen jede vier Präsidenten und zwey Secretarien hat, und ihre Zusammenkünfte besonders hält. Die allgemeinen Geschäfte der Gesellschaft aber werden von einem Präsidenten (dem Herzog von Buccleugh, welcher auch allein die dem ersten Band der Gesellschaftsschriften vorgesetzte Dedication an den König unterschrieben hat), zwey Vicepräsidenten, zwölf Beysitzern, einem Generalsecretair, und einem Schatzmeister dirigirt. Die Mitglieder sind theils brittische residirende oder nicht residirende, theils fremde ordentliche oder Ehrenmitglieder. Nebst diesen Nachrichten enthält die Geschichte der Societät, welche den ersten Theil des gegenwärtigen Bandes ausmacht, einen kurzen Auszug aus den Vorlesungen der Mitglieder, besonders aus denjenigen, welche in dem zweyten Theil nicht mit abgedruckt sind. Aus diesen wollen wir einige ausheben: *J. Russel* bereitete eine gute salzsaure Spiesglasauflösung, indem er die über Braunstein destillirte, und hiedurch dephlogistisirte Salzsäure in Dampfgestalt in eine Vorlage übergehen liess, in welche er gepülvertes rohes Spiesglas geschüttet hatte. Die erhaltne Auflösung hatte alle Eigenschaften der Spiesglasbutter, und das daraus gefällte Algarothspulver war zur Zubereitung des Brechweinsteins nach der Vorschrift des Edinburger Apothekerbuchs sehr gut zu gebrauchen. (M. s. N. Engl. Dispensatorium 3 Th. S. 226. 229.) *Roebuck* vom Reifen des Korns. Nach seinen Versuchen wurde dasselbe durch die Kälte (im October) nicht gehindert. Lord *Dundonald* von der Reinigung des Kochsalzes. Sie gelingt nach seinen Versuchen am besten und leichtesten, wenn man das zu reinigende Kochsalz in ein kegelförmiges an seiner unterwärts gekehrten Spitze mit einem kleinen Loche versehenes Gefäss thut, und darauf eine siedendheisse gesättigte Kochsalzauflösung giesst. Diese nimmt aus dem Kochsalz, worauf sie gegossen wird, das salz- und vitriolsäurehaltige Bittersalz in sich, und tröpfelt mit demselben vermischt unten ab. *Andersons* Vorschläge zur Anwendung des gegossnen Eisens zu verschiednen Absichten. Mühlsteine aus kleinen Stücken von Ziegeln, welche man durch geschmolznes Eisen zusammenkittet: Quadern aus gegossenem Eisen statt gehauener Steine zum Brückenbau und andern Gebäuden, wo man grosse und dauerhafte Schwibbögen anbringen muss etc. Rec. weiss, dass man vor nicht gar langer Zeit in Cornwallis wirklich eine solche Brücke angelegt hat. *A. Duncan* fand die Vitriolsäure mit Krausemünzwasser bey einem hartnäckigen Schlucken sehr heilsam. *Blane* Beschreibung eines Orkans auf der Insel Barbados 1780. Mehr als 3000 Menschen verloren dabey das Leben; er hatte aber auch doch die gute Wirkung, dass der Hafen der Insel dadurch besser und tiefer, und die Luft gesunder wurde; wie denn auch verschiedne Krankheiten, vornemlich Bauchflüsse, Pleuresien und Lungensuchten dadurch geheilt wurden. *W. Smellie* über den Instinct. Der hier gegebne kurze Auszug erregt Verlangen nach dem grösern Werke über diesen Gegenstand, welches der Vf. versprochen hat. Auf diese kurzen Anzeigen folgen die Lebensbeschreibungen einiger verstorbnen Mitglieder der Gesellschaft: des D. *Lothian*, des Sir *Georg Clerk-Maxwell* Bt. und des D. *M. Stewart*. Den Beschluss der Geschichte macht auf 14 Seiten das Verzeichniss aller Mitglieder der Gesellschaft.

Der erste unter den vollständig abgedruckten Aufsätzen der physikalischen Classe ist eine Abhandlung von D. J. *Walker* über die Bewegung des Saftes in den Bäumen. Er wählte zu seinen Versuchen Bäume, welche im Frühjahr thränen, und fand, dass der Saft zuerst nächst der Wurzel ausfliesst, nach und nach aber erst höher hinauf, und endlich bis zu den Spitzen der Zweige steigt, je nachdem die Witterung im Frühjahr kalt oder warm ist;

ist; dass er nie abwärts steigt, dass er weder in der Rinde noch im Marke, sondern nur im Holze und zwischen diesem und der Rinde, und in jungen Zweigen am leichtesten und freyesten sich bewegt; dass eben deswegen die Endknospen an den Spitzen der Zweige zuerst sich entwickeln; dass die Wärme zwar eine viel vermögende, aber doch nicht einzige, Ursache des Steigens des Saftes ist, sondern dass auch andre grossentheils unbekannte Ursachen mitwirken; dass das Mark nicht, wie Linné glaubte, von der Rinde, sondern von dem Holze genährt wird. Dem allen ungeachtet leugnet der Vf. die Existenz eines Kreislaufs in den Pflanzen nicht gänzlich, sondern nur mit Einschränkung auf den Zeitraum zwischen dem ersten Thränen der Bäume und der Entwicklung des Laubes, und vermuthet nach einigen Versuchen, dass späterhin, wenn der Baum nun ganz belaubt ist, der Saft einen ganz andern Weg nehme, und nach andern Gesetzen bewegt werde. 2) *James Huttons* Theorie des Regens. 3) *J. Playfair* von den Ursachen, welche auf die Genauigkeit barometrischer Messungen Einfluss haben. 4) *W. Greenfield* von der Anwendung negativer Grösen bey der Auflösung verschiedner Probleme durch algebraische Gleichungen. 5) *P. Witsons* Versuche und Beobachtungen über den hohen Grad von Kälte, welcher mit der Niederschlagung des Rauchfrosts aus heitrer Luft verbunden ist. Ohne sehr umständliche und für die Grenzen einer Recension allzuweitläuftige Auszüge würde es uns nicht möglich seyn, unsern Lesern die Resultate dieser vier Abhandlungen mitzutheilen. 6) *J. Grieve* von der Bereitung eines Getränks, welches die Tatarn Koumiss nennen, und dessen medicinischem Nutzen. Die Tatarn bedienen sich zur Bereitung dieses Getränks der frischen Stutenmilch, welche sie mit einem sechsten Theil Wasser verdünnen. Um dieselbe in Gährung zu bringen, setzen sie einen achten Theil ganz durchgesäuerte Kuhmilch, oder wenn sie schon Koumiss bereitet haben, ein wenig von diesem zu. Das Gefäss wird sodann mit einem dicken Tuche bedeckt, und an einen mässig warmen Ort gesetzt. Binnen dieser Zeit wird die Milch sauer, und es sammelt sich oben auf eine dicke Materie. Man rührt nunmehr mit einem Stösel alles durch einander, wie wenn man Butter machen wollte, bis das Dicke recht genau mit der dünnen Flüssigkeit vermischt ist. Man lässt sie wieder 24 Stunden ruhig stehen, und wiederholt das Rühren oder Schlagen, bis eine ganz gleichförmige Flüssigkeit daraus wird; und so ist denn der Koumiss fertig, welcher einen aus süss und sauer gemischten Geschmack haben muss. Man hebt ihn in ledernen Schläuchen auf, und schüttelt ihn jedesmal um, wenn davon getrunken werden soll. Wenn er wohlverwahrt an einem kalten Orte steht, so hält er sich wohl ein Vierteljahr und drüber. In einigen Gegenden verfährt man bey der Bereitung etwas anders, und braucht zum Gährungsmittel Laab von Lämmermagen oder Sauerteig von Roggenmehl. Man kann auch aus Kuhmilch Koumiss bereiten, wie Oseretskowsky bewiesen hat. Dieses Getränk ist leicht verdaulich, und doch sehr nahrhaft. Darum werden die Baschkiren, welche zu Ende des Winters sehr mager sind, im Sommer fett und stark, wenn sie wieder Koumiss trinken können. D. G. schreibt ihm auch fäulnisswidrige, herzstärkende und tonische Kräfte zu. Er heilte in Russland eine venerische Auszehrung, eine schwere Nervenkrankheit, eine anfangende Lungensucht, und eine durch langwierige Eiterung entstandne Auszehrung lediglich dadurch, dass er die Patienten geraume Zeit bloss von Koumiss leben liess. Er glaubt, dass eben diese Heilmethode auch in verschiedenen andern Krankheiten nützlich seyn würde. 7) *Th. Elliot* Verbesserung der Methode, die beobachtete Entfernung des Monds von der Sonne oder von einem Fixstern zu recticiren. 8) *Th. Fleming* Nachricht von einer merkwürdigen Aufwallung des Wassers im Loch Tay, einem Landsee bey dem Dorf Kenmore in Schottland. Man bemerkte diese ungewöhnliche Bewegung, welche einer Ebbe und Fluth glich, und in entgegengesetzten Richtungen erfolgte, sechs Tage nach einander, besonders aber am ersten Tage bey ganz heiterer Witterung und vollkommner Windstille. 9) Zehnjährige Witterungsbeobachtungen zu Branxholm angestellt, und von dem Herzog von Buccleugh mitgetheilt. 10) *J. Hutton* Theorie der Erde. Sie ist im Ganzen nicht neu, aber mit Scharfsinn ausgeführt. Manche Lücken und übereilte Schlüsse hat sie mit allen andern bis jetzt erfundnen Geogenien gemein. Der Vf. sucht, zum Theil mit neuen oder doch neu geordneten Gründen zu beweisen, dass alles feste Land und alle Inseln auf der Oberfläche unsrer Erde aus dem Ocean emporgestiegen sind, dass die innere Hitze der Erde sowohl das feste Land in die Höhe gehoben, als auch den Massen, welche die Erdrinde ausmachen, ihre Dichtheit gegeben hat, dass aber das Alter unsrer gegenwärtigen Erdoberfläche eben so wenig als ihre künftige Dauer bis zu einer abermaligen Revolution nach sichern Datis bestimmt werden kann. 11) *J. Robison* auf Beobachtungen gegründete Bestimmung der Laufbahn und Bewegung des Uranus. 12) Witterungsbeobachtungen von *Macgowan*.

Die Aufsätze der literarischen Classe sind schon unter folgendem Titel ins Deutsche übersetzt:

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Philosoph. u. histor. Abhandlungen der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Edinburgh.* Aus dem Englischen übersetzt. Mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von *Johann Gottlieb Buhle*, Prof. der Philosophie zu Göttingen. 1789. 240 S. gr. 8.

Diesem Unternehmen, die philosophischen und historischen Abhandlungen der Edinburger Societät von der physikalischen zu trennen, ist besserer Fortgang zu wünschen, als das ähnliche Unternehmen gehabt hat, eine Uebersetzung der *histoire de l'Académie des Inscriptions* so zu liefern, dass die Abhandlungen in verschiedne Classen gebracht würden, wovon wir die zwey einzigen Bände, die 1781 und 1782 davon erschienen sind, mit wahrem Schmerzen vor uns liegen sehen. Vielleicht hat indessen das gegenwärtige Unternehmen mehr Glück; zumal da die Abhandlungen selbst, theils durch ihre Gegenstände, theils durch die Art des Vortrags, nicht bloss für Kenner, sondern auch für Liebhaber, viel Anziehendes haben.

Die erste Abhandlung, welche mit ungemeinem Scharfsinn und Gelehrsamkeit abgefasst, und vielleicht die

die wichtigste in der gegenwärtigen Sammlung ist, ist *Allan Maconochie's*, Advoc. und Prof. des Staatsrecht zu Edinb., *Versuch über den Ursprung und die Bildung der Europäischen Regierungsformen.* (S. 1 — 122.) Die Abhandlung hat zwey *Abtheilungen*, und jede Abtheilung zwey *Abschnitte.* Die erste begreift die Periode *von der Eroberung des abendländischen Reichs*, und handelt im ersten Abschnitt von der *Regierungsform der deutschen Nationen in ihren ursprünglichen Wohnsitzen.* Die benachbarten *Stämme* der alten Deutschen hatten immer einen gemeinschaftlichen festen Platz (*pagus*), wo sie ihr Eigenthum in Sicherheit bringen, und sich zu Berathschlagungen versammeln konnten. Die Stämme, die zu einem solchen Pagus gehörten, wählten sich ein Oberhaupt auf Lebenslang, und nach demselben gewöhnlich einen aus seiner Familie. Die Häupter der einzelnen Stämme waren seine Rathgeber. Bey bevorstehendem Kriege wählten sich mehrere *pagi* ein gemeinschaftliches Oberhaupt. Die verbundenen Pagi stellen dann Contingente, und das Land erhält also kriegerische Abtheilungen. Das Oberhaupt konnte, wenn das Bündniss lang dauerte, endlich Oberhaupt (König) auf Lebenslang werden. Die *principes pagorum* waren ihm, was die Häupter der Stämme dem Haupte jedes Pagi waren, *Rathgeber.* Nicht nur mehrere *Pagi*, sondern auch mehrere *Nationen* konnten sich auf solche Weise verbinden; die *Sueven* thaten das wirklich. Bey *Versammlungen* erschienen die sämmtlichen *Krieger;* ihr Oberhaupt und seine Rathgeber in der Mitte. Diese deliberirten, die Krieger entschieden durch Zeichen des Beyfalls oder des Widerspruchs. In diesen Versammlungen wurde auch über *Capitalverbrechen* gerichtet, an welche sich einzelne Personen aus Furcht vor der Rache, nicht leicht wagen durften. In gerichtlichen Sachen hatten die Oberhäupter (Könige) nicht die *Fällung*, sondern nur den *Ausspruch* und die *Ausführung* des Urtheils. In *politischen* Angelegenheiten hatten sie das Recht, die jährlichen Wohnplätze der Stämme anzuordnen. Im *Kriege* hatten sie die Leitung der Operationen. Die Entscheidung des Kriegs oder Friedens hieng von dem Volke ab. *Einzelne Personen* waren indessen sehr unabhängig. Sie konnten ohne die Einwilligung des ganzen Stamms oder Volks kleine Kriege anfangen, und übten also, als sie einmal Eigenthum hatten, eine Art von Souverainität in ihren Besitzungen aus. Das Eigenthum wurde dann auch angewandt, sich *Anhänger* zu verschaffen. So erwarben sich die Oberhäupter ihre *Comites.* (Diese Comites vergleicht der Vf. nicht glücklich mit den *Celeres* und *ἱππεῖς* der römischen und spartanischen Könige. Diese Könige zogen dieselben nicht durch *Freyheit* an sich, sondern der Römische legte sich Celeres aus Autorität bey, der Spartanische, der nicht einmal freygebig seyn konnte, bekam die *ἱππεῖς* von dem Staat.) Im 2. Abschnitt wird die Behauptung, dass die *lehenmässige Subordination* und der *erbliche Adel* schon in den Wäldern Deutschlands zu Hause gewesen, dass also die Europäischen Regierungsverfassungen *ursprünglich aristokratisch* gewesen seyn, sehr scharfsinnig widerlegt. Die Deutschen erkannten keine höhere Classe von Menschen, als die mit ihnen verwandten Häupter ihrer Geschlechter. Die Verdienste und Vorzüge der Ahnen warfen aber freylich ohne Zweifel einen Glanz auf ihre Nachkommenschaft. Auch mögen häufig den Söhnen die Würden ihrer Väter ertheilt worden seyn: und die Comites der Könige erhielten grosse Vorrechte, Beleidigungen gegen sie wurden schärfer bestraft, als Beleidigungen gegen andre. Mit der Zeit masstena sich dann bey uncultivirten Völkern die Geschlechter, die ihre Genealogien erhalten hatten, einen Grad von Superiorität an; in reichern Ländern verschafft der Reichthum den Geschlechtern Vorzüge. Bey der Unvollkommenheit der Gesetze führten sie in die Verfassung eine offenbare Tendenz zur Bildung des Patricierstandes ein, ohne dass jedoch eine absolute Trennung der Stände noch Statt gefunden hätte. — Der 4te Abschnitt der 2ten Abtheilung handelt von den Gesetzgebungen der deutschen Nationen in den ersten Jahrhunderten *nach ihrer Niederlassung in den römischen Provinzen.* Bey den Eroberungen derselben musste sich der Anführer grossen Einfluss erwerben, sein Amt musste sich verlängern, musste königlich werden. Die verbündeten Stämme blieben jedoch ihren alten Einrichtungen treu. Das eroberte Land wurde also, wie das alte, in pagos, Hunderte und Zehnte vertheilt. So werden auch die alten militärischen Volksversammlungen noch gehalten: und da Uebung in den Waffen zur Behauptung der Eroberungen nöthig war, so bekam der König das Recht, des Jahres einmal die Nation zu einer Generalmusterung zusammen zuberufen. Hier scheint der König mit den Häuptern der Stämme Berathschlagungen gehalten zu haben. Was sie beschlossen, billigte das Volk wohl meistens, mag es aber auch bisweilen verworfen haben. Die Gewalt des Königs wurde unterstützt und vergrössert, 1) durch seine *Comites*, 2) *durch die Begriffe der überwundnen Römer* von der königlichen Macht, Begriffe, die sich in den Formen der öffentlichen Geschäfte, die meistens von ihnen geführt wurden, äusserten; 3) dadurch, dass dem König nach *Austheilung des eroberten Landes* grosse Stücke davon übrig blieben, wodurch er der reichste Eigenthümer wurde, sein Gefolge grösser machen, und reichlich belohnen konnte. Auch die untergeordneten Häupter bekamen so viel Eigenthum, dass sie durch Verschenkungen ihr Gefolge vergrössern konnten, wobey die natürliche Bedingung auf der einen Seite Schutz, auf der andern Dienstleistung im Kriege war; gesetzliches Ansehen aber hatte diese Verbindung wohl noch nicht. Das Gefolge (die *Beneficiarii*) erhielt also besondere Verbindlichkeiten gegen das Oberhaupt, musste es auch zu den Versammlungen *begleiten*, ohne darum in den *Rath* des Königs und der Oberhäupter gezogen zu werden. Die Verfassung der eroberten *römischen Städte* bewirkte wohl keine wesentliche Neuerung in der deutschen Verfassung, da sie selbst viel ähnliches mit dieser hatte; eine grössere Aenderung wurde durch die *Bekehrung zum Christenthum* verursacht. Seit derselben verrichteten die *Bischöfe* und *Aebte* die religiösen Gebräuche bey den Versammlungen, die sonst die Oberhäupter verrichtet hatten, nahmen dadurch Theil an ihrem Range, und erhielten durch die Ueberlegenheit ihrer Einsichten, durch die geheiligte Würde, durch ihren Einfluss auf das Volk, Antheil an den Berathschlagungen, und präsidirten bey denselben

neben der weltlichen Obrigkeit. Die niedere Geistlichkeit gehörte unter die übrigen freyen Männer; wurde aber allmählig von Kriegsdiensten befreyt und ausgeschlossen. Diese Behauptungen werden durch die spätern Nachrichten von den Reichstagen verschiedener Nationen bestätigt, und daraus geschlossen, dass die europäischen *Reichstage* ursprünglich Nationalversammlungen der Krieger, und die *Provinziallandtage* Versammlungen der Krieger jedes Districts waren. — Im 2ten Abschnitt untersucht der Vf. 1) wer die *rathschlagenden Mitglieder* bey den europäischen Reichstagen, und besonders bey den Angelsächsischen Landtagen, gewesen seyen. Diese letzten heissen bisweilen *Wittenagemot* von *Wites* (Weise.) Es ist also die Frage, wer diese *Wites* gewesen seyen, und der Vf. beweist gegen *Hume*, dass es nicht *begüterte Landeigenthümer*, sondern die weltlichen und geistlichen *Obrigkeiten* waren; 2) untersucht er, ob die *Städte* in den frühern Zeitaltern bey den Reichstagen repräsentirt wurden, (ein *Haus der Gemeinen* machten.) Er widerspricht diesem, weil das Haus der Gemeinen in England nur nach und nach zu seiner politischen Wichtigkeit gelangte, und also kein mit dem Ursprung der Constitution gleichzeitiger Körper ist. Im Allgemeinen beweist er, dass die Städte ehemals genau auf dieselbe Art regiert wurden, und dieselben politischen Einrichtungen hatten, wie das Land, und also auf dem Landtage nicht mehr Einfluss haben konnten, als dieses. Wie die Städte, ungeachtet der Verachtung, in der sie bey dem kriegerischen Theile der Nation stunden, nach und nach in England zu dem Besitz der Repräsentation, und überall zu ihren grossen Vorrechten gelangten, erklärt er so: die Städte erlangten ihre Stärke in den Zeiten der Unruhe durch *Privatassociationen* ihrer Bürger. Der erste Embryo solcher Verbrüderungen sind die *Gilden*, Verbindungen zu einem Commercialzweck. Diese brachten die übrigen Bürger auf die Idee, ähnliche Associationen zu formiren. Auch die *Städte* selbst formirten Associationen unter einander zu gegenseitiger Sicherheit. Bald wurden sie mächtig und furchtbar. Die Könige (und Fürsten) mussten daher oft mit ihnen unterhandeln, mussten ihnen für ihre Hülfe Privilegien und Vorrechte geben, und so bildeten allmählich die Städte einen Körper, der als ein *dritter, unedler Stand* an den Reichstagen Antheil nahm. Die Beweise aller dieser Behauptungen müssen wir hier natürlich unberührt lassen.

Wenn diese Abhandlung, die noch fortgesetzt wird, an Wichtigkeit die übrigen übertrifft, so wird sie dagegen an Scharfsinn, Geschmack und vortrefflicher Darstellung von der folgenden übertroffen: *über die Talente und den Charakter des Geschichtschreibers, mit Anwendung auf die Schriften des Tacitus*, von *John Hill*, Prof. der sch. Wissensch. zu Edinburg. S. 129—194. Tacitus hat an diesem einen Beurtheiler gefunden, der seiner würdig ist, und Hill zeigt durch seine edle, klare und doch gedrängte und gedankenreiche Schreibart, und durch die überraschende Wahrheit und Tiefe seiner Reflexionen, dass *er* nicht nur der Mann ist, der über Tacitus urtheilen kann, sondern auch, wenn er wollte, mit ihm wetteifern könnte. Die erste allgemeine Hälfte ist zu reichhaltig, um einen Auszug zu gestatten. Die Hauptsache ist die Bestimmung der Eigenschaften, die bey dem Geschichtschreiber vorzüglich herrschend seyn müssen: *Gefühl, Einbildungskraft, Urtheil.* (Urtheilskraft.) Auch von dem Theile der zwoten Hälfte, welcher in Beyspielen zeigt, in welchem seltenen Grade Tacitus diese Eigenschaften besass, können wir, um nicht allzuweitläuftig zu werden, keinen Auszug geben; wir schränken uns also auf den Theil dieser Hälfte ein, welcher von den *Fehlern* des Tacitus handelt, die theils Andere an ihm zu finden geglaubt haben, theils sein einsichtsvoller und uneingenommener Verehrer selbst an ihm findet. Der erste ist sein *zu rauher Stil.* Gebildet hat er ihn wohl nicht nach *Sallust;* wiewohl er diesem den Gebrauch mancher Worte und manche Construction abgeborgt haben mag, sondern nach *Thucydides.* Von den Beschuldigungen der *Prahlerey*, der *übertriebenen Energie* im Stil und der *Ungleichheit und Widersprüche in den Charakteren* wird er freygesprochen, und von der letzten gründlich erinnert, dass sie nichts, als eine getreue Schilderung ungleicher und widersprechender Charaktere sey. Auch die Angabe *mehrerer Bestimmungsgründe zu einer Handlung* wird vertheidigt. Dagegen wird zugegeben, dass man in manchen Stellen *spielende Künsteleyen* und eine *kleinliche Eleganz* finde. Auch die *Einbildungskraft* des Tacitus tritt bisweilen über die Schranken, z. E. in der Anmerkung, dass die Röthe in Domitians Gesicht dazu gedient habe, die Zeichen von Schaam zu unterdrücken. Ferner wird erinnert, dass Tacitus häufig Ausdrücke habe, die entweder ihm eigen sind, oder doch keine strenge klassische Autorität für sich haben, und dass er auch solche, die in den besten Klassikern vorkommen, in einem ihm eigenen Sinn gebrauche. Auch die Partikeln: *alias, an, et, penes* gebraucht er unregelmässig. (Die Bemerkungen des Vf. über diese sind sehr scharfsinnig, und erregen grosse Erwartungen von einem eigenen Werke über die lateinischen Partikeln, das er verspricht; bisweilen sind sie aber doch zu spitzfindig, besonders bey *alias* und *an.* Er merkt z. E. an, *alias* beziehe sich eigentlich auf die *Zeit*, dann aber auch, wiewohl schon mit schwächerer Autorität, auf den Ort; Tacitus aber beziehet es sogar auf die *Ursache.* Zum Beweis wird folgende Stelle angeführt: Non *alias* magis — indoluisse Caesarem ferunt, quam *quod* desertor et praedo hostium more ageret; *alias* sey hier offenbar so viel, als ob aliam magis, quam hanc *caussam;* allein es heisst wohl nichts anders, als zu keiner andern *Zeit.* Tacitus hat nur mit seiner gewöhnlichen Kürze, *quam quod* gesetzt, wo ein anderer Schriftsteller *quam tunc, eo quod*, gesetzt haben würde.)

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 15. März 1791.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

(*Beschluss der im vorigen St. abgebrochenen Recension.*)

Göttingen, b. Vandenhoek: *Philosophische und historische Abhandlungen der königl. Gesellsch. der Wissensch. zu Edinburg.* etc.

Die dritte Abhandlung: *über die dramatische Form der histor. Schriften bey den Alten*, von *Wilh. Richardson*, Prof. der Humanioren zu Glasgow, (S. 195 bis 214.) steht; ob sie gleich nicht eben schlecht ist, doch tief unter den beiden vorigen. Der Vf. vertheidigt die *Reden*, welche die Alten ihren Historien eingeflochten haben, aus den bekannten Gründen, macht sich einen richtigen Einwurf, und antwortet nicht einmal auf diesen befriedigend; nimmt auf stärkere, die ihm gemacht werden, keine Rücksicht; macht den neuen Historikern schlecht überdachte Vorwürfe, und verlangt zuletzt, trotz seiner Vertheidigung der dramatischen Form, dass die Neuern keine Reden in die Geschichte einweben sollen.

Die letzte Abhandlung (S. 215—240) von dem Advocaten *Joh. Maclaurin, in welcher gezeigt wird, dass Troia von den Griechen nicht eingenommen worden ist*, wäre sinnreich genug, um die Leser angenehm zu unterhalten, wenn die Hauptgründe gegen die gemeine Meynung neu wären; (so aber sind die Gründe des *Dio Chrysostomus* immer noch die stärksten,) wenn nicht manche falsche, wenigstens grundlose Behauptungen, mit unterliefen, wenn nicht manche von seichten und falschen Erklärungen griechischer Stellen herrührten, und wenn es nicht überhaupt empörend wäre, einen Mann von Talenten seinen Witz verschwenden zu sehen, um eine verwirrte Geschichte noch verwirrter zu machen; aber wir enthalten uns über diese Abhandlung sowohl, als über die vorhergehende aller Anmerkungen, um den Hn. Prof. *Buhle* nicht vorzugreifen, der uns zu beiden ausführliche, hoffentlich berichtigende Zusätze verspricht, wodurch beide erst lehrreich werden können.

Bey dem gegenwärtigen Bande finden sich nur wenige *Anmerkungen* von ihm. Eine sehr gute steht bey S. 144, in welcher er die richtige Erklärung von einer Stelle des Tacitus giebt, die Hill nicht richtig verstanden hatte. Die *Uebersetzung* liest sich gut, und scheint mit Fleiss gemacht zu seyn; doch sind uns einige *Härten* aufgefallen, am stärksten in der eleganten Hillischen Abhandlung, z. E. S. 192: *Scharf, wie* seine Urtheilskraft war, wachte *sie doch* nicht immer über die Ausschweifungen *derselben*. Manche Ausdrücke scheinen auch den Sinn des Originals zu *verfehlen*, z. E. S. 239 „Dann haben Könige und Obrigkeiten keine *Gelegenheit* zu zahlreichen Versammlungen, um ihre Absichten auszuführen," sollte es wohl heissen; „dann *bedürfen* Könige und Obrigkeiten keine zahlreichen Versammlungen," u. s. w. S. 186. „Wenigstens war es seiner *Aufrichtigkeit* würdig, derjenigen die meiste Wahrscheinlichkeit beyzumessen, die dem Plautus am meisten zur Ehre gereichte." Auch wird, um eine Kleinigkeit zu erinnern, die nur bey einer *guten* Uebersetzung erinnert zu werden verdient, das *Wie* bisweilen gebraucht, wo die Sprache *Als* fordert, z. E. S. 53: „Nichts kann man mit *mehr* Sicherheit als (für einen) Beweis gelten lassen — *wie* (als) der Mangel," u. s. w.

Sonst hat Hr. B. noch von den in der zwoten Abtheilung des zweiten Theils vom Original enthaltenen Aufsätzen zwey, freylich nur für England interessante, unübersetzt gelassen, nämlich 1) Ode über den Volksaberglauben der Hochländer von dem verstorbenen Dichter *W. Collins* und von *Alex. Carlyle* mitgetheilt, ein meisterhaftes Gedicht, in wohlklingenden Stanzen voll lebhaft gezeichneter Bilder, und 2) *J. Hunters* Versuch über die Natur und Gattung einiger Verbindungswörter, besonders des griechischen δε, des lateinischen *At* und des englischen *too*.

Berlin, im Selbstverlag: *Fragmente über verschiedene Gegenstände der neuesten Zeitgeschichte*, von *Cranz*. 1790. Heft I. 150 S. Heft II. 112 S. in 8.

Der Hr. Vf., gegen den der Verdacht, als wenn er in neuesten Zeiten in manchen Stücken eine andere Sprache führte, als sonst, wohl schon zum Vorwurf ausgebrochen ist, sucht sich auf alle Weise dagegen zu rechtfertigen, und widmet diesem Zwecke einen besondern langen Aufsatz, welcher der erste des ersten Hefts ist: *Aus meiner schriftstellerischen Geschichte zu meiner Vertheidigung gegen verschiedene Vorwürfe, u. s. w.* Er erzählt darin allerley Ränke, wodurch man seine ihm sehr einträgliche Schriftstellerey habe stören wollen, und vertheidigt sich insbesondere gegen *Mirabeaus memoires secrettes* und die dreyerley Wirkungen. In Ansehung seines Bekennens zu solchen Grundsätzen, wie etwa das Religionsedikt enthält, zeigt er, dass er schon in den letzten (!) Jahren des einzigen Friederichs öffentlich so gedacht und geschrieben habe, und das ist ein neuer, fast überflüssiger Beweis, dass der Hr. Vf. ein kluger Mann ist. Da aber Rec. keinen Beruf fühlt, zu untersuchen, was am Ende doch dem Gewissen überlassen werden muss, so will er aus diesem Aufsatze nur noch ein Bekenntniss zur Beherzigung des Publikums anführen. S. 14 sagt der Hr. Vf. ganz treuherzig, was — D. Bahrdt

Bahrdt denkt: „Mein Plan war, auffallende Dinge zu schreiben, um das Publikum stark in Contribution zu setzen — weil ich Geld brauchte."

2) *Freymüthige Gedanken über die Befugnisse der Landesherren und der Geistlichkeit, kirchliche Bekenntnisse beyzubehalten, oder Veränderungen darin zu treffen.* S. 87. Der Hr. V. geht davon aus, dass Menschen von gleichen Religionsmeynungen ein Recht hätten, in Gesellschaft zusammenzutreten, Zusammenkünfte zu halten, und Lehrer anzustellen, welche sie und ihre Kinder ihre Meynungen rein und unvermischt lehren sollten. Diese Meynungen wären ihr Eigenthum, sie schlössen über deren Vortrag mit den Lehrern einen Vergleich, und die Lehrer übernähmen dadurch eine bestimmte Pflicht. Sie dürften fremdes Eigenthum nicht verletzen, und müssten handeln, wie ein Richter, der ein Gesetz für ungerecht halten könne, und doch darnach sprechen müsse. Ueberdiess gründe sich der Reichsvertrag wegen der Duldung der Protestanten auf das Symbol, worin diese ihre Meynungen vorgelegt hätten, und wenn sie davon abwichen, so wären sie keine Protestanten mehr, und hätten eben so wenig, als Arianer und Socinianer, Ansprüche auf den westphälischen Frieden, welcher nur für Protestanten lautete. Dass also die Zollikofer, Jerusalem u. s. w., wenn sie manches vernünftiger erklären, über manches schweigen, Pflichtwidrigkeit, Ungehorsam, Unduldsamkeit auf sich laden, ist (S. 57) noch ein gelinder Vorwurf. — Es sollte wohl nicht mehr nöthig seyn, das Irrige, welches in diese Sätze verwebt ist, auszuzeichnen. Wer kann in *unsern* Zeiten noch den muthigen Bekämpfern des Pabstes im 16ten Jahrhunderte die Abgeschmacktheit oder Unredlichkeit zutrauen, ihrer Partey, die sie kaum von einem Pabste befreyt hatten, in den symbolischen Büchern einen neuen papiernen zu geben, der freylich nicht so hungrig; aber weit unbiegsamer wäre, als der alte. Dass sie gegen *diesen* und gegen *jeden* Pabst protestirten, *das* war der Punct, auf den es ankam. Das Symbol war nur ein Beleg, dass sie übrigens rechtliche Leute wären, die nicht unbesonnen in den Tag hinein tobten. Ist dieser einzig vernünftige Gesichtspunct im westphäl. Frieden nicht stark genug ins Licht gesetzt, desto schlimmer für seine Verfasser! Dann bleibt uns hierin, wie in so vielen andern Puncten, nichts übrig, als ihn vernünftig auszulegen, und diese vernünftige Auslegung allenfalls für die Schwachgläubigen, wie so manche andere Abänderung des alten Gesetzes, in irgend einer neuen Urkunde, Wahlcapitulation, Friedensschluss u. dgl. heilig machen zu lassen.

Das Uebrige, was der Hr. Vf. vorbringt, würde allenfalls gut und richtig seyn, wenn die Religion ein Ding wäre, etwa wie das Ptolemäische Weltsystem oder wie die Theorie der Kunst, Schnippchen zu schlagen. Dergleichen kann man lehren, ohne Theil daran zu nehmen, und wenn der Schüler, der das System *wissen* will, nur überzeugt ist, dass man es *genau inne hat*, so wird es ihn weiter nicht kümmern, ob der Lehrer es für seine Person *glaubt*; das ist aber bey der Religion etwas ganz anderes. Da ist es von rechtswegen nicht um das *Wissen* zu thun, sondern um das *Ueberzeugtseyn* und um das *Handeln*. Daher nützt *hier* derjenige Lehrer nichts, welcher Sachen vorträgt, die er im Verdacht ist, nicht zu glauben; er ist anstössig, und daher nützt auch der Rath des Hn. Vf. nichts, dass er sich betragen solle, wie ein Richter. Hingegen ist es wieder von der Gemeine *unter solchen Umständen* ungereimt, ihrem Lehrer, den sie für klüger hält, als sich (denn warum wählte sie ihn sonst zum *Lehrer*?) vorschreiben zu wollen, was er sie lehren solle. Will sie den symbolischen Buchstaben, so konnte sie ja wohlfeiler einen Schulmeister oder — Kempelens Sprechmaschine berufen! Will sie aber Wahrheit, so muss sie ja prüfen und prüfen lassen! Es ist wahr, *dazu* kann sich jeder mit gutem Gewissen verstehn, auf der Kanzel die reine Dogmatik nach Hutteri Compendium vorzutragen, wie etwa ein Anderer die reine Mathematik nach Kästner, wenn man jenen nur nicht nöthiget, vorzugeben, dass er daran glaube; aber dann wird auch unfehlbar die Religion am Wagen des Staats das fünfte Rad.

Im zweiten Heft stehn zuerst Reisebemerkungen, in einem Briefe, der, besonders zu Anfange, manches Fremde enthält, welches zum Theil dem Publikum weder verständlich, noch anziehend ist. Uebrigens ist die Rede von Leipzig, von der sächsischen steifen Hoflebensart, und besonders von Rudolstadt. Der Fleiss der Einwohner, ihr Wohlstand, die Schönheit der Gegenden, die milde Regierung und die geringen Abgaben werden sehr gelobt.

Mit Unwillen fand Rec. bey einer Aeusserung über das allenfalls zu weit getriebene Mistrauen gegen Katholicismus den Ausdruck: „es sey ein niederträchtiges Beginnen." Gegen dieses, besonders gegen die Herren Biestler und Nicolai, ist der folgende Aufsatz gerichtet: *„Bruchstück eines Beytrags zur neuern Religions-, Kriegs- und Friedensgeschichte."* (S. 79.) Vom dritten Aufsatze: *das politische Chaos Europens* (S. 106) steht nur die Einleitung in diesem Hefte, und darin ganz gute Gedanken über die Beurtheilung der Staatsangelegenheiten.

Leipzig, b. Büschels Wittwe: *Amalthea*; für Wissenschaften und Geschmack. Herausgegeben von *D. C. D. Erhard*, (Prof. der Rechte zu Leipzig,) Ersten Bandes Erstes bis Drittes Stück. Zweyten Bandes Erstes und Zweytes St. Jedes Stück 8 Bogen in gr. 8. 1780. (das Stück 8 gr.)

Der Raum verstattet uns nur einige der vornehmsten Stücke aus dieser Zeitschrift, die nach dem Versprechen der Herausgeber für das allgemeine Interesse und Bedürfniss unsrer Zeit und Nation sorgen soll, anzuzeigen. Im I. B. I. St. stehen *Ideen über die Ursachen und Gefahren einer eingeschränkten und falschen Aufklärung*, vom *Herausgeber*. Eine mit vieler Wärme und ausnehmender Freymüthigkeit geschriebene Abhandlung, welche zeigt, dass jede Einschränkung der Denk-Red- und Schreib-Freyheit dem wahren Wohlstande der Staaten nachtheilig sey, und in welcher man fast Alles, was über diesen delicaten Gegenstand schon oft gesagt worden ist, in

in gedrängter Kürze und gut gesagt wieder findet. — Eingeschränkte Aufklärung ist dem Vf. die den Bürgern mancher Staaten versagte Freyheit, über alle Gegenstände ohne Ausnahme nachzudenken, und die Resultate dieses Nachdenkens frey und laut zu sagen. Halbe Aufklärung muss da entstehen, wo man sich bemüht, das freye Wirken der Vernunft verdächtig zu machen, oder es auf gewisse Gegenstände und in gewisse Grenzen einzuschränken. Schlimme Folgen der Einen und der Andern sind: Ein eisernes altes Herkommen, und ein lächerlicher Contrast zwischen alten Gesetzen und neuen Sitten: Unfruchtbarkeit des Staats an denkenden Köpfen: überhandnehmende Erschlaffung aller Kräfte, die für das gemeine Beste wirken sollten: Barbarey der Meynungen von Barbarey der Sitten begleitet, Schwärmerey, Glaubenshass, Verfolgungsgeist, Pfaffendespotismus u. s. w. Unter der falschen Aufklärung versteht Hr. E. alle die Unbesonnenheiten, Thorheiten und Betrügereyen, welche unter dem Vorwande, die Aufklärung zu befördern von Menschen begangen werden, die auf diese Art ihre Lüste zu befriedigen, ihre Ehrsucht und Gewinnsucht zu begünstigen, kurz, ihre selbstsüchtigen Absichten zu befördern suchen. Ausser dem Schaden, den dieses unselige Beginnen der Moralität der Nation durch böses Beyspiel bringt, ist auch sehr zu besorgen, dass die Liebe für den guten Geschmack durch die öffentliche Ungezogenheit solcher falschen Aufklärer verdrängt; — dass mancher gutmüthige, aber kurzsichtige, Regent, der einem solchen Kraftgenie sein Ohr leiht, irre geführt werde; dass unter den übeln Folgen des Missbrauchs und der Uebertreibung die wahre Denkfreyheit unschuldiger Weise mit leiden müsse. Das Resultat der Abhandlung ist: Der Stand der Aufgeklärtheit ist der glücklichste Zustand des menschlichen Geschlechts sowohl als jeder menschlichen Gesellschaft und jedes einzelnen Menschen, und diejenigen, welche nach diesem Zustande für sich und für andere streben, thun Etwas sehr Gutes und Lobenswürdiges. Weil aber nicht Alle, die für diesen Zweck arbeiten, die rechten Mittel kennen und anwenden, so entstehen daraus freylich mancherley Uebel. Indessen muss man diese Folgen des Missbrauchs nicht dem rechten Gebrauche zur Last legen, noch sich dadurch abhalten lassen, in der rechtmäsigen Bemühung nach Beförderung jenes Zustandes muthig fortzufahren. — Mehr Bestimmtheit über den wahren Begriff der Aufklärung und ihre verschiedenen Arten, die auch noch manche andre genaue Bestimmuugen über die Folgen veranlasst hätte, wäre diesem Auffatze, wie mehrern andern über diesen Gegenstand, zu wünschen. — *Das Schreiben eines alten Predigers an Se. Excel., den königl. Preussischen Staatsminister von Wöllner, das Religionsedict vom 9 Jul. 1788 betreffend*, behauptet, „dass eine Religion, die sich trotz „Feuer und Schwerdt erhalten und verbreitet hat, zu Behauptung ihres Ansehens keines obrigkeitlichen Machtwortes und keiner Strafgesetze bedürfe; ja, dass das „Einmischen der weltlichen Macht in solche Dinge dem „Geiste dieser Religion geradezu widerspreche." — Mit vieler Würde, mit Ernst und bescheidener Freymüthigkeit, mit kaltblütiger Gründlichkeit! und gerade das ist der Ton, in welchem über diesen Gegenstand, so wie über viele andere von gleicher Zärtlichkeit, geschrieben werden musste. Hiezu gehören im dritten Stück *einige Erinnerungen des alten Predigers zu Hn. D. Semlers Anmerkungen über dies Schreiben.* — 6) *Bemerkungen über einige Gegenstände des allgemeinen und positiven Völkerrechts*, veranlasst durch die neuerlich zwischen Russland und Schweden gewechselten Staatsschriften. Es steht dem Gelehrten frey, die Grundsätze des Völkerrechts nach allgemeinen Grundsätzen der Vernunft zu bestimmen, und sie auf vorkommende Thatsachen anzuwenden. Dieser Maxime zufolge stellt der Vf. Betrachtungen an: 1) über das Recht der Selbsthülfe eines freyen Staats gegen den Gesandten einer fremden Macht, der innere Staatsunruhen veranlasst oder begünstiget; welches Recht der Selbsthülfe der Vf. jedem freyen Staate, selbst in der weitesten Ausdehnung, mit Recht zuerkennt. Indessen kommt es bey Anwendung dieses Satzes auf einzelne Fälle allemal darauf an: ob der Gesandte, gegen den sich ein freyer Staat dieses Rechts bedient, einer solchen Veranlassung oder Begünstigung innerer Staatsunruhen überführt sey, oder überführt werden könne? — Und diese Bedindung leitet den Vf. auf die zweyte Betrachtung: 2) Ueber die Frage: Konnte der russischkaiserliche ausserordentliche Gesandte zu Stockholm, Graf Rasumowsky, durch die von Seiten des schwedischen Hofes gerügten Ausdrücke der am 18ten Jun. 1788 dem Gr. Oxenstierna übergebenen Note seines gesandtschaftlichen Charakters für verlustig und sonst für strafbar geachtet werden? welche der Vf. mit *Nein* beantwortet und schliesst, dass nicht diese Note, sondern eine politische Nothwendigkeit und Gründe, die wir bloss muthmassen dürfen, die Ausweisung des russischen Gesandten bey dieser Gelegenheit veranlasset haben.

Im zweyten St. 2) Ueber die *Principien der Aesthetik*, oder über den Ursprung und die Allgemeingültigkeit der Vollkommenheitsgesetze für Werke der Empfindung und Phantasie, von *Heydenreich.* Ist gegen eine Aeusserung *Kants* gerichtet, aber nun theils durch ebendesselben *Kritik der Urtheilskraft* grösstentheils entbehrlich gemacht, theils auch in Hn. *Heydenreichs* Aesthetik weiter ausgeführt.

Drittes Stück: *Warum urtheilen die Neuern so zweydeutig über die Nützlichkeit der schönen Künste für den Staat und die Menschheit, welche doch die Alten so allgemein anerkannten?* von *Heydenreich.* „Die Neuern," sagt der Vf. (S. 24.) „betrachten den Künstler nicht bloss „als das überflüssigste Geschöpf im Staate, sondern sogar „als einen zweydeutigen, verführerischen Bürger, welcher die Sinnlichkeit herrschender, die Sitten weichlicher, und den Luxus reizender macht; als einen *moralischen Giftmischer*" (*horribile dictu!*) „welcher dem „wohlthätigen Einflusse der Religion, Gesetzgebung und „Moral entgegen wirkt, und nur auf die Vertrocknung „der Lebenskraft in allen Adern des Staatskörpers arbeitet." — Da dieses als Thatsache aufgestellt wird, so sollte sie billig erst bewiesen werden, ehe die Untersuchung ihrer Ursachen anzustellen war. —

Zweyten Bandes Erstes Stück: 3) *Versuch über das Ansehen der Gesetze und die Mittel, dasselbe zu bewirken und zu befestigen.* Vom *Herausgeber.* „Dieser Auf-

„satz," sagt der Vf., „soll bey weitem nicht für ein voll„endetes Werk gelten, sondern bloss zu einer Probe die„nen, nach welcher das sachverständige Publicum zu „entscheiden hat: ob ich zur völligen Ausführung dieser „Materie in einem eigenen vollständigen Werke ge„schickt sey oder nicht." Die Ehrerbietung der Staatsbürger gegen die Gesetze gründet sich auf objective sowohl als auf subjective Erfodernisse. Die Gesetze müssen ehrwürdig seyn, und auf eine ehrwürdige Art bekannt gemacht und angewandt werden. Aber auch die Gemüther des Volks müssen einer solchen Empfindung, als Achtung und Ehrerbietung gegen die Gesetze ist, empfänglich seyn. Diese Empfänglichkeit muss durch die Gewöhnung von Jugend auf gegründet, durch Ueberzeugung aus Gründen gestärkt, und durch Erfahrung von den wohlthätigen Wirkungen der Gesetze unterhalten werden. Dies alles hat Hr. E. sehr gut überdacht, und die zur Ausführung erfoderlichen Sätze unter vier Abschnitte geordnet, deren Erster vom Einflusse der Regierungsform auf das Ansehen der Gesetze; der zweyte von den Eigenschaften der Gesetze; der Dritte von den auf das Ansehen der Gesetze Einfluss habenden Handlungen des Souverains, und der Vierte von der Mitwirkung der Staatsbürger zu Erhaltung des Ansehens der Gesetze handelt. Der dritte Abschnitt ist wieder in drey Kapitel getheilt, nemlich von den Privathandlungen des Regenten; von dessen öffentlichen Handlungen in Beziehung auf die Gesetzgebung und Gesetzverwaltung, und — in Beziehung auf die Bildung der Nation. Die Materien scheinen dem Rec. so wohl geordnet und so gründlich behandelt zu seyn, dass er sich von einem nach diesem Plane ausgearbeiteten vollständigeren Werke viel Gutes verspricht. Er erlaubt sich daher nur wenige Anmerkungen: — S. 78. wird es dem Souverain zur Pflicht gemacht, dass er seine Fehler den Augen des Volks zu entziehen suche: — Ist der Regent so sehr in seine Fehler verliebt, dass er sie nicht verbessern *will;* oder sind sie ihm so sehr zur Natur geworden, dass er sie nicht ablegen *kann;* nun dann möchte, besonders im erstern Falle, das Entziehen vielleicht unter zweyen Uebeln das Kleinere seyn. Strebt aber der Regent ernstlich und eifrig, seine Fehler zu verbessern — welches Streben einer der wesentlichsten Züge im Charakter eines rechtschaffnen Mannes ist; — dann ist es rathsamer, diese Fehler freymüthig zu bekennen, als sie zu verstecken. Ein solches freymüthiges Bekenntniss, eine solche Offenheit macht den Gebieter in den Augen seiner Untergebenen ehrwürdiger, als jenes heuchlerische Verstecken, wodurch er besser scheinen will, als er ist. Die Fehler des Regenten bleiben dem Volke doch nicht verborgen, und die Entdeckung *eines* Fehlers, den man zu verstecken bemüht war, läfst insgemein noch *zehen* andere argwöhnen. Nein, das Volk muss seinen Fürsten ganz kennen! so kennen, wie er ist; und hat er auch Fehler, so giebt die aufrichtige Bemühung, sie zu verbessern, dem Volke ein weit erbaulicheres Beyspiel, als das Streben, die Fehler, welche man zu verbessern nicht Willens ist, zu verstecken. — S. 81. „Er (der Souverain) ver„abscheue die muthwilligen Uebertreter der Gesetze per„sönlich." — Ist wohl zu hart. Die Handlungen zwar, aber nicht die Personen! und er kann sie von seinem vertrauten Umgange entfernen, ohne darum ihre Personen zu verabscheuen. — Sollten Abschn. 3. Kap. 2. §. 2. No. 1 u. 4. nicht einerley seyn? — Endlich würde Rec. vorschlagen, den Artikeln des vierten Abschnittes noch folgenden beyzufügen: *Durch Einführung und vernünftige Verwaltung zweckmäfsiger, haltbarer und ehrwürdiger Gesetze in den öffentlichen Schulen, wie auch durch ein gesetz- und ordnungsmäfsiges Leben in der häuslichen Gesellschaft,* wodurch die Jugend zeitig gewöhnt wird, die Gesetze zu ehren. Gewöhnlich bekommen die Kinder in ihrem häuslichen und Schulleben nicht nur keinen Begriff von Gesetzen, indem sie da wirklich nicht nach Gesetzen, sondern nach den Grillen, Einfällen und Launen ihrer Gebieter zu handeln gewöhnt werden; sondern sie erlangen auch sehr oft eine Fertigkeit in Verachtung der Gesetze und Gesetzgeber. Was ist in öffentlichen Schulen gewöhnlicher, als in Uebertretung der (freylich oft absurden) Schulgesetze eine Ehre zu suchen? und was ist natürlicher, als dass die jungen Menschen diese unselige Fertigkeit aus der Schulgesellschaft in die bürgerliche Gesellschaft mitbringen? — Bey der Ausarbeitung des gröfseren Werks über diesen Gegenstand wünscht Rec. dass es dem Hn. Vf. gefallen möge, das dritte Kapitel des dritten Abschnittes besonders ausführlich abzuhandeln; weil es ausgemacht ist, dass, soviel auch die Würde der Gesetze und des Gesetzgebers dazu beyträgt, beiden Ehrfurcht zu verschaffen, doch die individuelle Stimmung derer, die dem Gesetze unterworfen sind, das wesentlichste Erfodernis bleibt; denn das Gesetz im Buche oder im Patente, so schön es auch seyn mag, thut wenig, wo das Gesetz im Gemüthe fehlt, oder, welches eben das ist: die Ehre der bürgerlichen Gesetze ruht auf den Gesinnungen und Sitten der Bürger - nicht umgekehrt, wie einige wähnen; — da hingegen manche Unvollkommenheit der geschriebenen Gesetze unschädlich wird, wo die Menschen überhaupt geneigt sind, gesetzmäfsig zu leben. —

Zweites Stück: *Ueber den Grundbegriff der schönen Künste,* von *Heydenreich.* Hr. H. findet ihn in der *Darstellung eines bestimmten Zustandes der Empfindsamkeit,* und zeigt dessen vorzügliche Brauchbarkeit nicht nur durch Anwendung auf alle Gattungen der schönen Kunst, sondern auch durch Vergleichung mit allen andern bisher angegebenen und zum Theil angenommenen Grundbegriffen der schönen Künste, deren Unzulänglichkeit er zu erweisen sucht. Am ausführlichsten widerlegt der Vf. den Prof. Moritz, der einen neuen gemeinschaftlichen Begriff für alles Schöne in dem Begriffe des *in sich Vollendeten* zu geben, und es dadurch vom Nützlichen zu unterscheiden versucht hat; welche Widerlegung aber hie und da beleidigende Ausdrücke enthält. — Alle Gedichte, kleinen Aufsätze und Uebersetzungen müssen wir übergehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 16. März 1791.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIDEN, b. Luzac: *F. W. Pestel Brevis Expositio Reipublicae Batavae. In usum Auditorum.* 1789. 142 S. gr. 8.

Pestels Commentarien sind in den Händen aller Staatskundigen und aller Staatsforscher, und dieser Umstand überhebt Rec. der Mühe, etwas mehr von dem Plan des vor ihm liegenden Werks zu sagen, als dass es gerade so viele Capitel, gleichen Inhalts und in eben der Ordnung, als jene Commentarien enthält. Aber nichts weniger als ein Auszug aus jenem grösern Werke, wie man beym ersten flüchtigen Anschauen des Buchs denken könnte, ist diess kleinere. Man findet nicht nur hier mehrere Lücken, in den Commentarien, auf das glücklichste ausgefüllet, mehrere Unvollkommenheiten des ältern Werks hier verbessert, sondern durchaus jeder Abschnitt der zweyten grösern Hälfte des Buchs unterscheidet sich durch neue Gedanken und Sätze, durch vollgültigere Beweise und durch hellere Anordnung ganz auffallend von einem blosen Auszuge. Schade nur, dass der Hr. Vf. den ersten Theil des Werks bey weitem nicht der Aufmerksamkeit würdigte, die dem zweyten zu Theil wurde. Schon mit der 36 Seite hebt die Verfassung an, und alles, was von dem Lande, dem Menschen und dem Bürger, seinen Beschäftigungen, seiner Religion u. s. w. gesagt ist, ist so ganz im allgemeinen gesagt, wie es nur gesagt werden konnte. Es mag immer der Fall seyn, dass sich manches in Holland nicht sagen läst, was man anderswo sagen kann; aber gewiss hätten, wie auch schon das ältere Werk beweiset, hier viel bestimmtere und bessere Nachrichten gegeben werden können. Rec. will es nicht einmal rügen, dass die Bestandtheile der Generalitätslande nicht angegeben, dass kein bedeutendes Wort von den Nachbaren der Republik gesagt ist; aber der Gewürzinseln hätte doch gedacht werden sollen, da ja des Kriegs mit den Macassaren im J. 1667 und des Kriegs mit den Eingebohrnen Ceilans vom J. 1766 erwähnt wurde. Dass der Ackerbau in der Republik, wie in den Colonien, in neuern Zeiten gestiegen, dass nicht alle Manufacturen gesunken seyen, dass ihrer mehrere seit hundert Jahren, wie z. B. die Seegeltuchfabriken in Nord- und Südholland und die Steinbrennereyen merklich zugenommen haben, solche und ähnliche, auch in Holland nicht durchaus bekannte, Angaben hätte Hr. P. immer mittheilen können. Und so sehr Rec. sich gegen alle die Rechner empört, die kein Werk als statistisches Werk gelten lassen, das nicht einer Einmahl Eins Tabelle ähnlich sieht, und so unzuverläsig und selbst lächerlich ihm der bey weitem gröste Theil unsrer statistischen Zahlenangaben zu seyn scheint, so muss er doch gestehen, dass er Verbannung aller Zahlenangaben eben so schädlich für die Wissenschaft hält, und dass der gänzliche Mangel derselben bey unserm Hn. Vf. ihm eine der grösten Unvollkommenheiten des Werks zu seyn scheint. Auch würde Rec. bey dem Abschnitt von den Schulen und Universitäten ganz andere Gesichtspunkte gewählt haben. Was und wie gelehrt wird, scheint ihm nebst den Sitten und der Cultur der Studirenden das wichtigste zu seyn, worauf der Staatsforscher sehen sollte. Dass Staats-Einnahme und Ausgabe der Bundesgenossenschaft, wie der einzelnen Provinzen, die Staatsschulden und die Antheile der Holländer in auswärtigen Fonds ganz fehlen, ist sehr natürlich. Auch sind Angaben der Art von einzelnen Provinzen, wie von Seeland, durchaus unmöglich. Schrecklich gros und weit gröser, wie in irgend einem Lande, müssen die Abgaben in Holland seyn, in Proportion der Volkszahl. Mehr als dreymahl so viel zahlt der Kopf in Amsterdam im Durchschnitt als der Kopf im pariser District, wie Necker vor einigen Jahren angab, welches ohne die 40 bis 50 Millionen Gulden, die die Republik, wie Rec. gewiss weiss, jährlich als Interessen von den Ausländern zieht, unmöglich seyn würde.

Desto vollständiger und alle strenge Forderungen weit übertreffend, ist der zweyte Theil, welcher sowohl die Verfassung der Republik, wie das Staatsrecht der einzelnen Provinzen und der Landschaft Drenthe enthält. Dass aber das Staatsrecht einiger Provinzen ausführlicher dargestellt ist, wie das Staatsrecht einiger andern, wird jeder natürlich finden, der auch nur aus weitester Ferne die Schwierigkeiten kennet, die sich hier dem Forscher entgegen stellen. Am meisterhaftesten ist die Schilderung des Bundes gerathen. Seltsam genug, dass Bundesgenossen sowohl, als Gelehrte so oft und so lange streiten konnten, ob das Bündniss communis imperii sey, und unter andern ein auffallender Beweis, was der Nahme thun kann. Hätte man von jeher statt Generalstaaten, Collegium der Committirten der vereinigten Provinzen gesprochen und nie Republik genannt, was Staatensystem heissen sollte; man würde sicher weniger gestritten haben.

KOPENHAGEN, b. Proft: *Nachrichten von Neapel und Sicilien, auf einer Reise in den Jahren 1785 und 1786 gesammlet* von M. *Friedrich Münter*, Professor der Theologie, bey der Kopenhagner Universität. Aus dem Dänischen übersetzt. Mit Kupfern, 1790. 8. 652 S. u. 18 S. Vorrede (2 Rthlr.)

Das Original, dieses, mit vielem Fleiss und gelehrten Kenntnissen ausgearbeiteten, und zur nähern Kenntniss der

der ältern und neuern Geschichte, und der Alterthümer, so wie der Literatur dieser Länder überhaupt, sehr schätzbaren Werkes, ist schon Nr. 232. d. A. L. Z. von einem andern Rec. beurtheilet, und der Inhalt kurz angezeiget worden. Dem Rec. dieser Uebersetzung sei nur noch ein kleiner Nachtrag einiger Bemerkungen erlaubt.—Belehrend und unterhaltend ist die Vergleichung der Nachrichten unsers Vf., mit den Briefen seines Freundes, Herrn Bartels, über Kalabrien und Sicilien. Gedrängter, aber dabey auch reichhaltig, ist der erstere, in einigen Materien; der letztere, in andern, ausführlicher und unterhaltender. Mit den Werken der alten Geschichtschreiber, Geographen und Dichter in der Hand, wandelt jener, unter des alten Siciliens einsamen Ruinen umher, vergleicht mit philosophischen Forschungsgeist den jetzigen Zustand des Landes, mit dem ehemaligen, und beurtheilt beide mit treffendem Blick. Dieser führt uns, ohne jedoch diese Gegenstände zu vernachläsigen, auch zu andern nicht minder interessanten, unserm Vf. aber nicht so nahe liegenden Gegenständen: zu Menschen, ihren Sitten, häuslichen, geselligen, und politischen Leben, und in die reitzenden Gegenden des Landes. Beide Vf. bestätigen, oder erläutern, oder ergänzen sich wechselseitig: und selbst da, wo ihre Meynungen von einander abweichen, ist die Bemerkung der Verschiedenheit ihres Urtheils, über gleichzeitig beobachtete Gegenstände, sehr interessant. — Im Ganzen hat Hr. M. nur für den eigentlichen Gelehrten und dessen Genuss gesorgt, und, wie es scheint, mit wenigen Ausnahmen geflissentlich alles hinweggelassen, oder doch nur ganz kurz, und im Vorbeygehen berührt, was das Interesse der Lectüre seines Werkes, auch für Nichtgelehrte, mehr hätte heben können. Mehrere aus alten Schriftstellern, und besonders aus griechischen und lateinischen Dichtern angeführte Stellen, welche bestimmte historische oder geographische Beziehungen haben, hätten von dem Vf., allenfalls in den Noten, übersetzt, und so allgemein geniessbarer gemacht werden können. Sogar in dem Vortrag überhaupt, der an mehreren Stellen vernachläsiget, einförmig und trocken ist, finden wir diese Bemerkung bestätiget. — Eine rühmliche Bescheidenheit, eine Eigenschaft, die bey den meisten neuen Reisebeschreibern leider immer seltner, und deswegen auch immer schätzbarer und bemerkenswürdiger wird, zeigt der Vf. überall in seinem Urtheil, bey aller Bestimmtheit und Richtigkeit desselben. Doch sollte eben diese Bescheidenheit, bey dem Fond eines so selbstständigen Urtheilsvermögens, nicht in Furchtsamkeit und Beruhigung bey fremder Entscheidung ausarten; wie das z. B. S. 420 bey des Vf. Nachricht von dem berühmten *Torso im Museo Biscari* zu Catanien, der Fall ist; den er, nach unsrer Meynung, mit Unrecht, für einen *Bacchus* hält, und sich dabey, ohne eigne Gründe anzuführen, auf Riedesel, und auf das mündliche Zeugniss des Prof. Abilgaard in Kopenhagen beruft, der aber dieses Stück nur aus Zeichnungen (vielleicht sehr unvollkommnen) kennt. Aus einigen in Rom gesehenen kleinen Copien in Gips, aus Herrn Bartels ausführlichen Beschreibung, und aus mehrern mündlichen Nachrichten von Künstlern, die über dieses Stück freylich sehr verschiedner Meynung waren, scheint dem Rec. dieser Sturz, die Behandlung des Marmors, die Stellung, und der ganze Charakter, der Idee eines *Bacchus* schlechterdings zu widersprechen. Viel eher würde er geneigt seyn, ihn für einen *Hercules* zu halten, der, unter die Götter aufgenommen, seine Thaten, die ihm diesen Rang erwarben, überdenkt. Dieser Erklärung scheinen die noch übrigen Theile der Statue nicht entgegen zu seyn, und, bey der, von Hn. Bartels übrigens scharfsinnig genug vertheidigten Meynung, es sey der Sturz eines Jupiters, ist der gänzliche Mangel der Spur eines Bartes, ein wichtiger Anstoss, den Hr. B. selbst anerkennt, und nicht heben kann. — Durch Vollständigkeit und vertraute Bekanntschaft mit den Alten, zeichnen sich besonders die Bemerkungen über Syrakus und dessen umliegende Gegenden und Alterthümer, so wie durch Vollständigkeit und Neuheit, die Nachrichten von dem heutigen Zustand der Literatur, der Kirchenverfassung, und der Reformen in denselben, und den Universitäten in Italien, aus. — Was der Vf. in einem eignen, und sehr gut geordneten Abschnitt (S. 95 u. ff.) über die Neapolitanische Justizverfassung, und der bekannten schlechten Justizpflege, sagt, ist bemerkungswürdig, und sehr wahr. Aber der, in der Note S. 117, angeführte Beweis der letztern, ist der sonst bewiesenen gesunden Urtheilskraft des Vf. nicht angemessen, und bloss von einer Furcht erzeugt, die ihm in den schauervollen unterirdischen Gewölben der Katakomben, anwandelte, oder eingejagt wurde, und die ihn an einer nähern Untersuchung der Sache selbst hinderte: denn anders lässt sich die seltsamste Ideenverbindung des Vf., einen ihm aufgestossnen *„unausstehlichen Geruch."* für den Leichengeruch ermordeter Franzosen (die damals aus Neapel verschwunden waren) zu halten, schwerlich erklären. Das von dem Krater des Aetna gelieferte Kupfer soll, wie uns Augenzeugen versichern, der Natur höchst getreu seyn. — Die Uebersetzung ist, einige, nicht bedeutende, von dem Vf. selbst veranlasste Veränderungen ausgenommen, der dänischen Urschrift getreu, aber nicht, wie diese, in zwey Theilen, sondern nur in einem Bande, erschienen. Die oben bemerkten Fehler des Vortrages sind auch in der Uebersetzung sichtbar, und hätten zum Theil mehr, als es geschehen ist, von einem guten Uebersetzer, vermieden werden können.

LONDON, b. Robson, Clarke u. Walker: *A Tour to the West of England;* By the Rev. *S. Shaw* M. A. Fellow of Queen's College, Cambridge. 1789. 602 S. gr. 8.

Eine von mehrern Seiten interessante Reisebeschreibung durch Englands westliche Provinzen, die in dieser Ordnung und so vollständig noch nicht beschrieben sind. Mit vielem Fleiss zusammengetragene historische Nachrichten, (welche zu liefern, der Hauptzweck des Vf. war) unter denen sich besonders die, von alten und noch blühenden Familien, und von ihren Residenzen, vortheilhaft auszeichnen, Beschreibungen malerischer Gegenden, schöner Gebäude und sehenswerther Merkwürdigkeiten der Natur und der Kunst, Bemerkungen über statistische, literarische und andere interessante Gegenstände, über physische Beschaffenheit, und Reichthum

thum des Landes, und über Industrie seiner Bewohner: — alles dieses wechselt in diesem Werke mit einander ab, und macht die Lectüre desselben, wenn gleich nicht immer durch den Werth der Neuheit anziehend, doch, im Ganzen lehrreich und sehr unterhaltend. Einer gewissen Klasse von Lesern zu Gute, sind, bey schicklichen Gelegenheiten gut gewählte, und besonders auf Naturschönheiten sich beziehende Stellen aus englischen Dichtern eingeschaltet. Auch hat der Vf. vermuthlich, eben diesen Lesern zu gefallen, sich zuweilen dichterische Digressionen und Declamationen erlaubt; welche, wie wohl selten vorkommende, Fehler der Schreibart gegen den übrigens ruhigen, einfachen und den bemerkten Gegenständen angemessnen Vortrag, sonderbar abstechen. — Bey der Anzeige der einzelnen von dem Vf. bereisten Provinzen Englands will Rec. sogleich einige der merkwürdigsten Nachrichten kurz berühren. — *London.* Eine allgemeine Uebersicht der Hauptstadt, besonders in Rücksicht ihrer, seit der Regierung der Königin Elisabeth, erhaltenen Erweiterungen und Verbesserungen, und Nachrichten von den derselben nahe liegenden Gegenden von *Middlesex*, *Essex* und *Kent.* — *Buckingham-Shire.* Geschmackvolle Nachrichten von Stowe und Blenheim, den Sitzen des Grafen Temple und des Herzogs von Marlborough, wo sich die Natur mit der Kunst, der feinste Geschmack mit der höchsten Pracht vereint hat, um, was schön und gross ist, darzustellen. Hier, so wie bey ähnlichen Gelegenheiten, liefert der Vf. auch Verzeichnisse von Gemälde Sammlungen, die sich in den Palläften befinden. — *Worcester S.* — In *Hereford*- und *Monmouth Shire*, wählte der Vf. die trefliche malerische Reise Gilpin's zum Führer, und berichtiget einige Stellen derselben. — Bey der dem Herzoge von Beaufort gehörigen Tintern-Abtey, und den dortigen Eisenhütten, findet man gute Nachrichten von den englischen Eisenminen überhaupt, und den Proceduren in den Eisenwerken. — Bey einem Dorf Taynton in *Gloucestershire* ward 1700 eine Goldmine entdeckt, deren Ausbeute aber so beträchtlich nicht war, dass es der Arbeit verlohnt hätte. — *Somersets, S.* Ueber die Bäder zu Bath, ihre Eigenschaften, und Wirkungen. Von den Metall - und besonders von den Kupfer-Manufacturen dieser Provinz und ihrer Geschichte. Ein Deutscher, Namens Demetrius, errichtete, von der K. Elisabeth 1650 berufen, die erste grosse Kupfer Manufactur in Surray. — Okey-Höhle, und die merkwürdigen Natur-Erscheinungen in derselben, die den in der Baumannshöle auf dem Harz ähnlich sind. — Der Vf. nennt die Gegenden von Polgouth und St. Austle in *Cornwall*, wegen ihrer reichen Bergwerke, das Peru von Gross-Brittanien, und theilt manche lesenswerthe Bemerkung über die dortigen Zinn - und Kupferminen, über die Verarbeitung des ausgebeuteten Erzes, dessen Vorzüge u. dgl. mit. Es arbeiten in diesen Bergwerken täglich 40.000 Menschen, und in den sämmtlichen Kupfer-, Bley- und Kohlenminen Englands, wenigstens eben soviel. Rechnet man nun die weit grössre Anzahl von Bergwerken, in Schweden, Deutschland, Ungarn, der Schweiz, und in Amerika, mit jenen zusammen; so kann man einige Millionen Menschen annehmen, die zu dieser schweren Arbeit verurtheilt einen grossen Theil ihres Lebens, in unterirdischer Finsterniss zubringen müssen. — *Devonshire.* Bley - und Silberminen daselbst. Etwas von der Geschichte der Entstehung, und Verbesserung der treflichen englischen Heerstrasen, von den Zeiten der Römer, bis auf die unsrigen. — In *Dorset-S.* finden sich wohlerhaltne Ueberbleibsel eines römischen Lagers, u. a. römische Alterthümer. — Von den romantischen Küsten von *Hampshire*, setzte der Vf. nach der schönen Insel Wight über, die durch viele andre Beschreibungen ausführlicher bekannt ist. Unter den Nachrichten von der eben genannten Provinz, sind die, von den in neuern Zeiten in England ausgegrabenen künstlichen Kanälen die merkwürdigsten, und besonders ist es die Beschreibung des, zur Verbindung des östlichen und westlichen Oceans, durch die Flüsse Trent und Mersey, seit 1766 angelegten Kanals. Er ist 93 englische Meilen lang, 29 Fuss breit und 4½ Fuss tief, und hat 200 Brücken, 75 Schleusen, 3 grose und viele kleine aufgemauerte Wasserleitungen. Die grösten Hindernisse wurden von dem unternehmenden Brindley, der den Kanal anlegte, überwunden. Fünf Berge, die seinem Lauf entgegenstanden, wurden durchgegraben: der grösste dieser Durchgänge, ist unter dem Berge, Hare-Castle-Hill genannt, 2880 Yards lang, 9 Fuss weit und 12 Fuss hoch. In der Mitte des Berges, mussten 500 Yards der Länge, durch harte Felsen gesprengt werden. Bey Basington in Hamp-S. ist, vor einigen Jahren, ein neuer Kanal angefangen worden, der in den Fluss Wye in Surrey führen, und diesen mit der Temse verbinden soll. Ein Unternehmen, das, für die Zukunft, einer viel grössern Ausdehnung fähig ist, und wohl gar eine wichtige Verbindung des Bristoller- und des englischen Kanals, veranlassen könnte. Aber der Vf. selbst giebt diesen Gedanken für eine blosse Speculation aus.

NÜRNBERG. b. Grattenauer: *Geographie der Griechen und Römer.* Zweyter Theil, erstes Heft. Das *transalpinische Gallien*, bearbeitet von M. *Konrad Mannert*, Lehrer am Gymnasium zu Nürnberg. 1789. 240 S. 8. (16 gr.)

Da die alte Geographie neuerlich so viele Bearbeiter gefunden hat, so wagen wir einen Vorschlag zu thun, dessen Ausführung, Ordnung und Licht in dieses sehr verwickelte Studium bringen würde. Für einen jeden griechischen und römischen Schriftsteller, der entweder ein geographisches Werk geschrieben oder beyläufig in seinen Erzählungen die Lage vieler Länder, Oerter u. f. bestimmt hat, sollten besondere Karten gezeichnet und herausgegeben werden, die man auch ohne die Bücher kaufen, und miteinander vergleichen könnte. So sollte man Landkarten von Gallien nach dem Julius Cäsar, Strabo und Ptolemäus haben, worauf nur solche geographische Namen vorkämen, welche von den gedachten Schriftstellern angeführt werden, und worauf die Grenzen und Lagen nach der Vorstellung, die sich die Schriftsteller davon gemacht haben, gezeichnet wären. Die Ansicht dieser Karten würde auf einen Blick zeigen, wie viel dem Autor von dem Lande bekannt gewesen wäre,

wäre, worinn seine Angaben von den späteren unterschieden wären, und wie die geographische Kenntniss allmählig erweitert, aber doch noch hinter der der Neuern zurückgeblieben wäre. Zu allem diesen gebraucht man in Büchern viel Worte, die doch nie den tiefen und bleibenden Eindruck machen, den die anschauliche Darstellung auf Karten bewirken muss. Sollte Hr. *Mannert* den Gedanken des Rec. beypflichten, so würde er freylich der Mann seyn, unter dessen Aufsicht dergleichen Karten am besten herausgegeben werden könnten, und in Nürnberg würde er auch die dazu erfoderlichen Künstler und Verleger am leichtesten antreffen. Doch wir haben von dem vorliegenden Hefte zu referiren. Wie das Land den Römern, hauptsächlich durch Jul. Cäsar, der hierin weit zuverlässiger ist als Strabo, bekannt geworden ist, und nach welchen Grundsätzen Ptolem. die Nachrichten seiner Vorgänger bey seiner Beschreibung gebrauchte, wird gezeigt. Vor den Römern bewohnten das jetzige Frankreich, die Niederlande, den westlichen Strich von Deutschland am Rhein, und den grösten Theil von Helvetien, die Aquitaner, Ligyer oder Ligurer, Belgen und Celten oder Gallier, von welchen allen gehandelt wird. Darauf wird gezeigt, wie die Römer nach Gallien gekommen sind, und das Land als Provinz eingetheilt haben. Der Vf. kehrt alsdann zu den Celten zurück, und beschreibt ihren Charakter grösstentheils nach Cäsar. Die Ordnung der Materien in dieser Einleitung will uns nicht sonderlich gefallen. Da die Absicht ist, Gallien in den blühenden Zeiten des römischen Reiches zu beschreiben; so wird mit der I. Provincia Romana oder Narbonensi der Anfang gemacht. Von den Völkern vor den Zeiten der Römer, von den Producten der Provinz u. f. Darauf Beschreibung der Küste an der Westseite des Rhodanus, alsdann Städte im innern Lande an derselben Seite, der neue Name wird dem alten beygefügt. Die Flüsse und Berge kommen unter den Städten nach der Ordnung ihrer Lage vor. Der Rhodanus mit seinen Nebenflüssen sehr umständlich. Darauf 1) die Küste von diesem Fluss bis an die Ostgrenze der Provinz. Die Geschichte der Stadt Massilia sehr ausführlich. 2) Das innere Land auf der Ostseite des Rhodanus. Endlich Inseln, die zu dieser Provinz gehören, und folglich auf dem mittelländischen Meere sind. Die angeführte Ordnung wird auch bey den übrigen Provinzen beobachtet. II. Aquitania, als Sitz eines ausgebreiteten Völkerstammes, und als eine der 4 Hauptprovinzen Galliens verschieden. Ptol. hat die Küste ziemlich gut beschrieben; weil er aber den Lauf des Liger Fl. von Osten nach Westen zu schmal ansetzt, vieles unrichtig angegeben. III. Provincia Lugdunensis war den Römern, die von dem westlichen Gallien und vorzüglich dem heutigen Bretagne nicht viel wussten, sehr unbekannt. Die Itineraria geben hier den meisten Aufschluss. IV. Belgica. Bey den Mündungen des Rheins, wird Melas Beschreibung zum Grunde gelegt, und darnach die übrigen erläutert. — Dass die Helvetier im Darmstädtischen ihren Sitz hatten, wird bezweifelt. Der Vf. handelt von ihrem Lande nach Jul. Cäsar, und commentirt die in dem Itinerar. vorkommende Strassen. Er schreitet darauf zu Germania diesseit des Rheins, welches von den Römern noch zu Belgica gezogen wurde, und betrachtet erst Germania inferior (secunda), dann superior. Auch hier folgt der Vf. mehr dem, was ihm die Lesung der alten Schriftsteller darbot, als den bisherigen geographischen Handbüchern. Um das Werk nicht zu weitläuftig zu machen, und das Ende desselben auf zu lange Zeit hinaus zu setzen, hat der Vf. weniger von der Geschichte der Länder beygebracht, als er im ersten Theil gethan hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERÄRGESCHICHTE. *Pirmasens*, b. Seelig: *Seybold*, *Correctiones et supplementa Bibliothecae Latinae Fabricio-Ernestianae*, 1790 23 S. 4. Enthält wie schon der Titel besagt, Nachträge und Verbesserungen über die 3 Bände der Fabriciusschen Bibliotheca Latina nach der Ernestischen Ausgabe, die deren immer noch so viele nöthig hat. Vielleicht wird bey dem Supplementband, der zu diesem nützlichen Werke versprochen worden, Gebrauch davon gemacht. Nicht alle sind von gleicher Erheblichkeit. Ein *Bryllinger* hat doch wirklich zu Basel gedruckt, wir haben selbst mehrere Stücke von ihm, so dass Hr. *S.* Ernesti mit Unrecht tadelt, der Bryllinger schrieb. Er nennt sich bald Bryling, bald Bryllinger. Von der *vorgeblichen* Ausgabe des Lucanus, Argentorati 1470, 8. durch Joan Knolouch, die Hr. *S.* S. 6 namhaft macht, konnte wohl der Vf. der Epistola ad Heynium, seinem Plan gemäss, der nur die Ausgaben des XV Jahrhund. umfasst, noch nichts sagen. Durchaus kann diese Ausgabe nicht von MCCCCLXX seyn; sondern sie ist von MCCCCCXX, denn was wohl der Sache auf einmal den Ausschlag giebt, eben dieser Knolouch oder Knoblouch hat um 1517 die Strasburger Ausgabe des Gellius in Folio gedruckt. Sonst ist jene Strasburger Ausgabe des Lucanus ganz ohne kritischen Werth, und folgt, wo sie nicht von einem ungebildeten Corrector verunstaltet ist, meist der Aldina. Auch die zweite Ausgabe, die Hr. *S.* S. 11, 12 beschreibt, ist nichts weiter als die *Juntina* 3. l. e. a., wie Rec. aus genauer Vergleichung zuverlässig weiss.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 17. März 1791.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Gräff: *Gedichte von Selmar.* Erster Band. 410 S. Zweyter Band. 474 S. 8. 1789. (2 Rthl. 6 gr.)

Wenn es gegründet ist, was man uns versichern will, dass der Vf. dieser Gedichte ein junger Schwede sey, (welches auch verschiedene Stellen derselben zu bestätigen scheinen); so sind sie in dieser Rücksicht allerdings eine merkwürdige Erscheinung, und der Vf. ist vielleicht der erste, der die schwere deutsche Sprache sich so zu eigen gemacht hat, dass er zwey starke Bände voll Verse darinn schreiben können, ohne auch nur durch die mindeste Kleinigkeit den Ausländer zu verrathen. Er hat sich in mehreren Gattungen versucht, doch zur Zeit noch in keiner mit entschiedenem Glück. Das Mechanische der Poesie hat er sehr in seiner Gewalt, seine Verse fliessen sanft und leicht, er ist in unsern besten Dichtern sehr belesen; allein in dem grossen, weiten Garten, den er hier dem Publico aufschliesst, blühen wenig Blumen, die der Boden durch eigne Kraft hervorgetrieben. Den grössten Theil von beiden Bänden nehmen fünf Bücher *vermischter Gedichte*, Oden, Lieder, Elegien, ein; ernsthaft ist von allen der Inhalt, und der Ton feyerlich. Die meisten Stücke könnten um die Hälfte kürzer seyn; die wenigsten haben einen festen, keins einen hervorstechenden Plan. Durchgehends herrscht in Stoff und Behandlung eine solche Einförmigkeit, dass es fast unmöglich ist, in der Erinnerung ein Stück von dem andern zu unterscheiden. Ueberhaupt ist die Phantasie des Dichters sehr beschränkt; sie dreht sich in einem engen Kreis von Bildern umher, und wenn man alle *Blüthen*, *Blumen*, *Rosen*, *Veilchen*, *Kränze*, *Haine*, *Quellen*, alle *Morgen*- und *Abendröthen* aus beiden Bänden hinwegnehmen wollte; so würde es sehr öde darinn aussehen. In die doppelt und dreyfach zusammengesetzten Wörter hat sich der Vf. sehr verliebt; allein dieses Mittel, den poetischen Ausdruck über die gemeine Sprache zu erheben, muss mit grosser Mässigung gebraucht werden, wenn es ihn nicht frostig und steif machen soll. Und nun gar Compositionen, wie diese: *unumkörperte Seelen*, *sanftbewellte Fluthen*, *Wermuthsbitterkeit*, *Ozeanschrecken*, *hellerbeschattete Lorbergänge*, *ehrfurchtsgraue Tempelgipfel*, *Zukunftsprophezeihungston*, *wolkenhinanstrebende Ehrbegier*, und hundert ähnliche! Die Uebergänge sind meist gezwungen und dunkel. So heisst es in einem Gedicht an Klopstock:

> Oft zwar ruht' ich im Hain Deiner Begeisterung,
> Und mit bebender Hand rührt' ich das Saitenspiel,
> Doch die Töne verhallten;
> Allzuferne von Deinem Ohr.
> Tief im dämmernden Thal hänget die Muse drum
> An die Weiden den Kranz frommer Geständnisse
> Ihres Dankes, und weihet,
> Deine Schülerinn, sich dem Ruhm.

Wie hängt dies zusammen, und was soll man sich unter einem *Kranz frommer Geständnisse*, der sich an Weiden hängen lässt, denken? — Wie kann man von der Zärtlichkeit sagen, dass sie das Herz *durchpflüge*? Was versteht der Vf. unter den *Blumen der holden Weisheit*, mit denen die *Leyer* umschlungen ist, die ihm *die hohe Begeisterung des Tugendgefühls* reicht? Lauter schwankende, in die Luft gemalte Bilder, die bey näherer Ansicht wie die Farben des Regenbogens verschwinden. Wie wohl thäten, vorzüglich junge, Dichter, wenn sie mit jedem zum Druck bestimmten Gedichte zuvor den Versuch machten, es von Wort zu Wort in schlichte Prosa aufzulösen. Vielleicht würden sie dann zu ihrem Erstaunen finden, dass mancher sehr volltönende Vers nur lieblicher Nonsens, und manches schimmernde Bild ein täuschendes Irrlicht sey. — Die *Episteln* unterscheiden sich fast bloss durch das Metrum von den vermischten Gedichten. Der Ausdruck ist hier weniger gesucht, aber auch desto prosaischer. Ueberhaupt sollten angehende Dichter sich an diese Gattung so leicht nicht wagen. Sie erfodert gerade das am meisten, was sie am wenigsten haben, und haben können, einen reifen Verstand, viel Erfahrung und Kenntniss der Welt und des menschlichen Herzens. Was lässt sich also von ihnen (denn die *Pope* sind selten) anders erwarten, als gereimte Trivialitäten, und, wenn es gut geht, glückliche Reminiscenzen?

Philosophische Ideen mit den Reizen der Poesie zu paaren, und abstracte Wahrheiten durch Bilder zu versinnlichen, ist selbst für den geübten Dichter von bewährtem Talent eine der schwersten Aufgaben; kein Wunder also, wenn der Vf. in seinen sogenannten *philosophischen Rhapsodieen*, mehr als sonst wo, den Anfänger zeigt. Z. B. S. 371. II. Th.

> Wie der Hauch die leichten Lüfte theilet,
> Und mit Tönen, die die Laute schallt,
> Zu der Echo fernen Klüften eilet,
> Die sie dann vervielfacht wiederhallt —
> *Also schwimmt in immer weitern Kreisen*
> *Späte Wirkung um die Ursach her*,
> Und aus edlem *Thatenschweiss* der Weisen
> *Quillt* der Enkelwelt ein *Seegensmeer.*

Von den *Sinngedichten* (und auch deren sind nicht weniger, als drey Bücher) sagt der Vf. zwar selbst, sie wären zu

zu stechen, oder liebzukosen
gleich aufgelegt.—

allein, wenn auch schon einige einen Stachel haben, so hat doch der Stachel gewöhnlich keine Spitze. Wenigstens kann Rec. in Epigrammen, wie nachstehendes, die Pointe nicht fühlen, wenn auch, statt eines, hundert Gedankenstriche darauf hindeuteten:

Lass immer Recensentenneid
Zum Feuer dein Gedicht verdammen,
Und glaube mir, es trotzt den Flammen
Gewiss durch innre — Wäsrigkeit.

Die *liebkosenden* sind um vieles besser: z. B.

Selig, wer dem Gesang, von deinen Lippen, o Schöne,
Mit dem feinen Gefühl froher Bewunderung horcht,
Dreymal seliger, wenn einst unter dem Kusse der Liebe
Dieses zärtlichen Munds zaubernde Suada verstummt.

Die Absicht dieser strengen, aber nicht ungerechten Kritik, ist keinesweges, den Vf. niederzuschlagen, oder von der betretenen Bahn zu verscheuchen. Vielleicht kann er mit der Zeit noch sehr gute Gedichte von bleibendem Werthe liefern; nur muss er seine Ideen erst reifen lassen, eh er an die Arbeit geht, und nicht jeden flüchtigen Gedanken gleich ausführen, geschweige drucken lassen. Geläufigkeit des poetischen Ausdrucks, und wohlklingende Versification, sind allerdings sehr schätzbare Dinge; allein wenn sie die einzigen, oder doch die Haupttugenden eines Dichters ausmachen, so muss er sich mit dem Lobe begnügen, das jener Spötter in der italienischen Komödie einem solchen Versekünstler giebt:

Tu fais des méchans vers admirablement bien!

Breslau, b. Korn: *Marc Aurel.* Erster Theil. 260 S. Zweyter Theil. 436 S. gr. 8. (2 Rthl. 16 gr.)

Der Vf., Hr. Doctor *Fessler*, wie man aus der Zuschrift des ersten Theils sieht, will durch die Darstellung der Grundsätze und Handlungen *Marc Aurels*, nicht in einer Biographie, sondern in einem historischen Roman des Musters der Fürsten, der nur für die Tugend und für das Glück der Menschen lebte, die Grösse und Glückseligkeit zeigen, zu welcher eine über Vorurtheile erhabene Vernunft, und die auf menschliche Natur gegründete Tugend den Menschen erhebt. Marc Aurels Geschichte ist hier bis zu Kayser Antonius, seines Vorgängers Tod, fortgeführt.

Bey einem historischen Roman kann man entweder die Absicht haben, ein *Ideal*, z. B. eines guten Regenten, aufzustellen, und dazu einen Mann aus der Geschichte wählen, der demselben einigermassen entspricht, und der sich also mit nicht allzugrosser Unwahrscheinlichkeit idealisiren läst; oder man kann die Absicht haben, den *wirklichen Charakter* eines merkwürdigen Mannes getreu darzustellen, und nur die Lücken auszufüllen, welche die Geschichte in der Ausbildung und Aeusserung desselben läst. In die erste Klasse scheint dem Rec. *Xenophons Cyropädie* zu gehören, und in die zweyte gehört augenscheinlich unser *Marc Aurel.* Wir tragen kein Bedenken, die historischen Romane von der zweyten Klasse, denen von der ersten vorzuziehen. Die Entwickelung des Charakters eines wirklichen Menschen, mit seiner Mischung von Grösse und Schwäche, ist nicht nur weit schwerer, sondern auch weit lehrreicher, und sogar weit anziehender, als die Entwerfung eines Ideals. Der Vf. konnte die getreue Darstellung seines Helden um so eher zu seiner Absicht wählen, da derselbe ohnehin an das Idealische gränzt. Ein historischer Roman von dieser Klasse kann wieder auf zweyerley Art ausgeführt werden: er kann den Stoff ganz aus der *Geschichte* nehmen, und nur die wahren Begebenheiten nach der Imagination motiviren und detailliren, etwa so, wie *Wieland* es in dem apologetischen Aufsatz für die übelberüchtigte *Julia* gethan hat, und dann kommt der Roman der wahren Geschichte am nächsten, und kann, wenn der Vf. hinlängliche Kenntniss der Geschichte und des menschlichen Herzens besitzt, die Stelle einer historischen Untersuchung vertreten, und falsche Urtheile über historische Facta und Personen berichtigen: er kann sich aber auch weiter von den Gränzen der historischen Wahrheit entfernen, und *ganze Begebenheiten* ohne allen historischen Stoff *erfinden.* Freylich verliert er dadurch an Glaubwürdigkeit und an Brauchbarkeit für den Geschichtsforscher, aber er gewinnt in der Entwickelung, Ründung und Darstellung des Charakters, und in der Unterhaltung für den Leser, die besonders dann sehr erhöht wird, wenn der Leser wahrnimmt, dass selbst die erdichteten Begebenheiten nicht ganz aus der Luft gegriffen sind, sondern flüchtige Winke der Geschichtschreiber zum Grunde haben. Hr. *F.* hat sich dieser poetischen Freyheit bedient, und meistens sehr glücklich. Die Jugendgeschichtchen von Marc Aurel sind zur Geschichte der Bildung seines Characters sehr zweckmässig, und bey andern erdichteten Begebenheiten sind einzelne Winke der Alten mit so vieler Einsicht und Feinheit benutzt, dass wir wünschten, er hätte in den Anmerkungen öfter darauf hingewiesen. Marc Aurels Betragen gegen Moderatus, den Geliebten seiner Gemahlin, z. B., ist ganz dem gemäss, was *Julius Capitolinus* von ihm sagt: *Crimini ei datum est, quod adulteros uxoris promoverit — ad varios honores.* Eben so ist es, wenn wir uns nicht ganz irren, bey seiner Neigung zur *Domitilla* darauf angelegt, in der Folge die Nachricht eben dieses Capitolinus: *Concubinam sibi adscivit*, auszuführen. Eben so glücklich sind die Gauckeleyen der damaligen *Theosophen*, die der Vf. nicht alberner und nicht schlauer malt, als die Alten sie uns beschreiben, in Aurels Erziehungsgeschichte eingewebt, und sie haben über das durch ihre nur zu grosse Aehnlichkeit mit der Geschichte unserer Tage, ein ganz besonderes Interesse, das der Vf. durch einige feine Züge sehr geschickt verstärkt. So werden wenige Leser den Ausdruck *Olympuswächter* ohne Lächeln (1. B. S. 167) lesen können, wenn sie anders nicht selbst auf einem ähnlichen Posten stehen.

Unter den Erfordernissen der historischen Romane von der zweyten Klasse ist der unnachlässigste, die historische Treue in den *Charakteren* der Hauptperson, und der wichtigsten unter den historischen Nebenpersonen. Der Vf. hat uns in diesem Punkte befriedigt. Der Charakter *Marc Aurels* ist, wie uns dünkt, richtig gefasst, und nicht zu sehr, wenigstens nicht bis zum Unwahrsche-

scheinlichen, verschönert. Eben so übereinstimmend mit der Geschichte sind die Charaktere der *Freunde* Marc Aurels und anderer historischer Personen, besonders des Kaysers *Antonius Pius* und des zweyseitigen *Hadrians* gezeichnet, dessen Charakter wohl der schwierigste unter allen ist. Indessen haben wir an Marc Aurel u. a. einige Züge bemerkt, über welche wir mit dem Vf. rechten möchten. Marc Aurels *Philosophie* erscheint, wie uns dünkt, in seinem Werke über sich selbst, doch dem *stoischen System* getreuer, als der *Lebensweisheit des Diognet*. Der Dank gegen den *Catilius Severus*, dass dieser ihm die Last der Regierung habe ersparen wollen, scheint uns unnatürlich; von einem andern Manne würde man ihn für eine Grimasse halten. Seine Bestrafung des *Mesomedes*, für die er freylich auch derbe Verweise bekommt, harmonirt nicht nur, nach unserm Gefühle, zu wenig mit seinem Charakter, sondern ist auch schlecht ausgesonnen. Und noch weniger sind wir mit der Rolle zufrieden, die er bey der Entdeckung von *Faustinens Untreue* spielt. Die Scenen, die von dieser Entdeckung veranlasst werden, sind in *Shakespearischen* Tone, nicht eben unglücklich, aber doch auch nicht recht natürlich. Wenn Marc Aurel in so heftige Leidenschaft gesetzt wurde, wie konnte er sich in dem ersten Augenblick gegen Faustinen und ihren Buhler so unschlüssig betragen? Auch ist es uns aufgefallen, dass der *weise* M. Aurel so stolz darauf ist, ein *Römer*, und ein Glied des *edlen Annischen Geschlechts* zu seyn. Unter den Charakteren der Nebenpersonen sind wir mit dem Charakter des *Pertinax* am unzufriedensten, den der Vf. zwischen der Pflicht, eine Verschwörung anzuzeigen, und der Bedenklichkeit, seinen Eid zu brechen, schwanken, und endlich die kindische Ausflucht treffen läst, der *Hypatia* zu *verbieten*, was er will, dass sie *thun soll*. Wenigstens erinnern wir uns keiner Nachricht der Alten, die eine solche Schwachheit von Pertinax glaublich machte. Und bloss um der *Hypatia* Gelegenheit zu geben, eine *edle* Rache an dem doch wirklich unschuldigen Marc Aurel zu üben, war es nicht der Mühe werth, sich an Pertinax Charakter zu versündigen. — Ein anderes Erforderniss historischer Romane, ist genaue Kenntniss und Beobachtung der *Staatsverfassung*, der *Sitten* und der *Alterthümer:* und auch hierinn finden wir den Vf. *in der Hauptsache* sorgfältig und getreu. Doch entschlüpfen ihm hier mehrere kleine, und zum Theil unangenehme Fehler. Er läst den Marc Aurel manche Sachen vor dem *Volke* ausmachen, die zu seiner Zeit nicht mehr vor dasselbe gebracht wurden. Einmal spricht Marc Aurel sogar im *Senat* von der *Rednerbühne* (2. B. S. 260). Kleinere Verirrungen finden sich öfters. So konnte z. E. M. Aur. nicht sagen, ein Sklavenhändler habe ein Kind *im Spoliarium* zum Krüppel machen wollen; denn man *verglich* bloss die Winkel, in welchen solche Unmenschlichkeiten getrieben wurden, mit den *Spoliarien* in den *Amphitheatern*, wo die getödteten *Gladiatoren* entkleidet wurden. — Was die *Anordnung* der Reihe von Begebenheiten betrift, so hat es uns wehe gethan, dass der Vf. nicht die klassischen Alten, z. E. den *Xenophon* in der *Cyropädie*, zum Muster sich gewählt hat, die mit versteckter, aber grosser Kunst, die Begebenheiten mit einander zu verbinden und an einander zu reihen lieben, deren Erzählung, gleich einem stillen Bache, ungetrennt fortläuft; sondern dass er dafür die Erzählungsart einiger neuerer Schriftsteller, besonders deutscher, gefolgt ist, die zu glauben scheinen, dass die selbstständige Kraft des Genie, sich ohne Sprünge und Uebertretung der Regeln des guten Geschmacks, nicht bemerkbar machen könne. Wir begreifen nicht, wie ein Mann von so festem Geschmack die Anmuth einer zu einem schönen Ganzen unvermerkt sich fortwindenden Erzählung, die unter einer geschickten Hand gewiss nicht einförmig und langweilig wird, der flüchtigen Ueberraschung aufopfern konnte, die der unerwartete Wechsel der Scenen hervorbringen kann, der doch immer der ganzen Erzählung das steife Ansehen einer Abhandlung giebt, die in *Paragraphen* zerschnitten ist, in die der Vf. die verschiedenen Punkte bringt, die er vorzutragen denkt. Dass dieser Fehler (denn das ist er gewiss, so vorzüglich auch einige Schriftsteller sind, die ihn auch begangen haben) bey dem Vf. nicht zu widerlich ausfällt, und das Vergnügen nicht zu sehr stört, das seine Darstellung erzeugt, ist bloss der *männlichen*, *edlen*, *correcten Sprache* des Vf. zuzuschreiben, durch die sich sein Werk vor so vielen, die eben diese Anordnung haben, rühmlich auszeichnet. Indessen scheint uns die *Kunst* und das *Mühsame* zu sehr aus seiner Schreibart hervorzuleuchten, und wir finden die *natürliche* und *gefällige Grazie* nicht in ihr, durch welche die Musen selbst den flüchtigen Arbeiten ihrer Lieblinge den anziehenden Reiz mittheilen, der sich leichter empfinden, als entwickeln läst. Daher kommt es, dass der Vortrag des Vf. hin und wieder *hart*, *gesucht*, und *pretiös* wird. Nur ein paar Proben: 1. B. S. 212, bricht sich M. Aur. von der Eiche, unter welcher Curius die Geschenke der Samniten ausschlug, einen Zweig ab, und ruft aus: „Heilig sey mir dieser Zweig! „heiliger, als dem blühenden Mädchen der süssduftende „Blumenstrauss ist, mit welchem der wonnetrunkene „Jüngling ihren jugendlichen Busen schmükt, wenn „für ihn das Wort Liebe das erstemal ihren Lippen entfährt." 2. B. S. 12. „Hypatia war schön; denn die „schaffende Natur vollendete an ihr ihren Ruhm; sie „spiegelte sich zufrieden in ihrem Meisterstücke, und „sah sich selbst." 2. B. S. 243. „*Nie* scherzte sie *ohne* „*mit kunstlosem* Witze." Einigemale, wiewohl sehr selten, verunglückten die Phrasen, z. B. 1. B. S. 242. „Schwöre nicht, denn du bist unfähig, einen *Eid zu* „*brechen*." 2. B. S. 357. Z. 5. v. u. mag „*der Lobende*" ein Druckfehler seyn; der Zusammenhang fordert „*der* „*Gelobte*." „Den zweyten *Anblick* wagen" (2. B. S. 12) ist ein falscher Ausdruck. „*Anciforn*" für *Anfeuern*, dünkt uns unrichtig, und „*nur mehr*" für *nur noch*, ist nicht deutsch. — Der *Dialog* des Vf. ist oft sehr schön, und selten verkünstelt. Die *Reflexionen*, die er seiner Geschichte einwebt, sind fast durchaus vortreflich, enthalten viele Lebensweisheit, und zeigen den Vf. als einen geübten Denker und als einen Kenner des menschlichen Herzens. Unter vielen andern Raisonnemens hat uns vorzüglich auch das S. 215—217

des

des 1. B. gefallen, durch welches er den Hang zu mystischen Narrheiten zu bestreiten, widerräth. Dieser philosophische Geist ist es auch, verbunden mit wirklicher Beredsamkeit, der die vielen, oft viel zu langen *Reden*, nicht nur erträglich, sondern meistens sogar unterhaltend macht; doch würde das Buch noch unterhaltender seyn, wenn die Reden seltner und kürzer wären. Es ist überhaupt ein Wagestück, seinen Helden Reden halten zu lassen, und dann die grosse *Wirkung* zu rühmen, die diese Reden gehabt haben; der Schriftsteller macht dadurch immer mehr sich selbst ein Compliment, als seinem Helden: und man muss seiner Sache so gewiss seyn, als es unser Vf. seyn konnte, wenn man nicht besorgen soll, dass die Leser solche Compliment̄e übel angebracht finden dürften. — Das *Aeusserliche* des Werks ist schön, und macht der Verlagshandlung Ehre. Ausser zwey Titelvignetten *sollen* auch zwey Titelkupfer von *Malvieux* es zieren, und zieren es wirklich, wenn man bloss auf die Schönheit des *Stichs* sieht; aber auf die *Wahl des Sujets* und auf die *Zeichnung der Hauptfiguren*, darf man wenigstens bey dem zum zweyten Bande nicht sehen, denn *gewählt* ist — Marc Aurels *Schäferstunde* mit Hypatia, und *gezeichnet* ist diese Situation — für den ersten Blick ehrbar genug, denn keine Seele würde dabey auf eine Schäferstunde rathen, wenn nicht darunter stünde: „*Deine Tugend verlässt Dich!*" Wenn man nun aber einmal weiss, was das Blatt vorstellen soll, so macht Aurels rechter Arm eine Bewegung, die ziemlich plump ist, und gegen die feyerlichen und weinerlichen Gesichter seltsam genug absticht, — und der linke Arm muss von Aurels Leibe abgelösst seyn, um so weit um Hypatiens Leib herum reichen zu können. Das Titelkupfer zum 1. B., das den sterbenden *Annius Verus* vorstellt, ist in allem Betracht viel besser; doch macht der Ausdruck des Schmerzens die Gesichter der Frauenzimmer hässlich.

HALLE, b. Hendel. *Gedichte dreyer Freunde. Mit einigen Melodien.* 1789. 13½ Bog. Text, 1 Bog. Noten. (12 gr.)

Die Vorrede, die, in einem witzelnden Tone, nichts sagt, das der Mühe, gelesen zu werden, irgend werth wäre, liess uns schon nichts Gutes vermuthen. Die drey Vf. haben sich mit —*d*, —*s* und —*er* bezeichnet. Um keinem von allen dreyen Unrecht zu thun, müssen wir wohl von dem Machwerke eines jeden eine Probe geben. Wenige Zeilen werden genug seyn, die Leser der A. L. Z. in den Stand zu setzen, selbst urtheilen zu können, wie ohngefähr das Ganze beschaffen sey. Rec. versichert nur noch, dass er, nachdem er das Ganze durchgelesen, diese Pröbchen ohne lange Wahl herausgenommen habe. Also zuerst Hn. —*d's* Manier:

An meinen Freund W. N.

O wär' ich nur der kleinste Hirt im Thale!
Führwahr! bey dieses Morgens erstem Strale
Eilt' ich vergnügt zu meiner Heerde hin,
Und suchte, reicher als ich jetzo bin,
Das schönste Lamm für Dich heraus,
Schmükt' es mit Laub und Bändern aus,
Und ging' auf meine Wiese dann, und bände
Aus tausendfarbgen Blumen Dir behende
Den stattlichsten und feierlichsten Kranz!
Du nähmst dann mein Geschenk, und o wie ganz
Wär' ich alsdann beglückt! —

Rec. glaubt, er könne hier füglich schon aufhören. Hr. —*er* macht sich das Epistelschreiben noch bequemer, wie man aus folgender Probe sehen wird:

Epistel an meinen Freund J. H.

Es sind nun schon so viele lange Wochen —
Zu zählen sie, fehlt mir jetzt Lust und Zeit. —
Dass ich umsonst auf Briefe von Dir hoste,
So sehnlich, wie die Neuverlobte sich
Nur sehnen mag, zu sehen den Geliebten,
Der von ihr fern, und ihr so theuer ist:
So harr' ich auch mit jedem jungen Tage,
Zu sehen einen Zeugen Deiner Freundschaft,
Die mir in dieser Welt das Liebste ist —
Indess, was hülf es mir, wenn ich noch länger
Voll Sehnsucht harrte? — statt Dich zu erinnern
An das, was Du jüngst so gewiss versprachst,
Und nicht erfüllet hast. — Etc.

Auch hier hoft Rec. nicht zu früh abgebrochen zu haben. Hr. —*s* hat die mehresten Stücke zu dieser Sammlung geliefert, mit unter leidliche Verse; aber das Ganze ist selten besser, als folgendes Lied, das wir ganz abschreiben.

Wein und Liebe.

Liebe machte glücklich? Nein!
Glücklich macht uns nur der Wein,
Wenn aus glänzendem Pokale,
Duftend, er beym frohen Mahle
Uns entgegen blinkt.

Liebe! ha sie reizt mich nie!
Wenig Freuden schenket sie,
Und aus ihren hohlen Augen,
Die zu nichts als Weinen taugen,
Kuckt der blasse Tod.

Wenn die Gläser angefüllt,
Und das Herz von Freude schwillt,
Ha! so lache ich der Liebe,
Spotte ihrer Macht und Triebe,
Lach' und trinke Wein.

Freunde! drum so trinket Wein,
Freudenquell kann er uns seyn!
Trinkt und lacht mit mir der Liebe,
Spottet ihrer Macht und Triebe,
Lacht und trinket Wein.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 18. März 1791.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Züllichau, b. Frommanns Erben: *Predigten über Epistolische Texte*, von *Christian Friedrich Karl Herzlieb*, königl. Preuss. Inspector und Oberprediger in Züllichau. Nebst einer Zuschrift an den Hn. Probst *Teller* über die Popularität im Predigen. 1790. S. 331. Die Zuschrift, S. 34 8.

Da mit der Popularität, mit dem Worte wie mit der Sache, seit einiger Zeit so viel Missbrauch, und man darf wohl sagen, Unfug getrieben wird; da so viele, welche sich dieses Ausdrucks zu bedienen pflegen, gewiss keinen richtigen bestimmten Sinn damit verbinden; da einige das populär nennen und als populär anpreisen, was im Grunde fade und wässerigt heissen sollte; da endlich oft gerade diejenigen Prediger und Predigtbeurtheiler, welche am meisten auf Popularität dringen, und am lautesten über Mangel derselben schreyen, die Gabe der Popularität am wenigsten besitzen, weil sie in einer veralteten, wahrscheinlich ihnen selbst unverständlichen, Sprache reden: so war es uns ein grosses Vergnügen, hier eine Abhandlung über die Popularität im Predigen und die Erwartung, mit welcher wir dieselbe in die Hand nehmen, so gut befriedigt zu finden. Schon hierinn liegt das Bekenntniss, dass wir mit dem Hn. Vf., im Ganzen genommen, völlig übereinstimmen, und ihm unsern ganzen Beyfall geben; und wenn wir uns einige Anmerkungen über seine Schrift erlauben, so sollen es blosse Anmerkungen über uns aufgestossene Zweifel und Bedenklichkeiten, keinesweges aber Beweise unsers Tadels seyn. Wir streiten nie gerne, und nie über Worte; hier aber ist es uns unmöglich, einem Streite, wenn man es so nennen will, auszuweichen, der beym ersten Anblicke einem Wortstreite ähnlich sieht, und vielleicht doch nicht bloss und ganz Wortstreit ist. Hr. *Herzlieb* sagt: „ich glaube, dass die Popularität im Predigen bey weitem nicht allein im Ausdruck und in der Sprache, sondern vorzüglich in der Wahl der Gegenstände liege, die man behandeln will.“ Eigentlich und nach dem deutschen allgemeinangenommenen Sprachgebrauche, — denn dieser, und nicht die Bedeutung des lateinischen Worts *popularis* kann hier entscheiden — bezieht sich doch wohl die Popularität *hauptsächlich* und *zunächst* auf Ausdruck und Sprache, auf die Art und Weise, *wie* man die Wahrheit der Vernunft und Religion in Worte einkleidet, Wenigstens ist der Ausdruck *Popularität bisher* in diesem Sinne genommen worden, und wir glauben, dass man sich auch künftig an diesen Sinn vorzüglich halten müsse, wenn nicht immer neue Verwirrungen und Missverständnisse daraus entstehen sollen. Zwar hat der Hr. Vf. hinterdrein auch dieser Art von Popularität erwähnt; aber es scheint uns doch, als ob er gar zu wenig darüber gesagt, und ihren Sinn, der bloss *relativ* ist, nicht in seinem ganzen Umfange und nach den verschiedenen Rücksichten, welche dabey statt finden, angegeben hätte. Nun sind wir zwar in Absicht der *Erfodernisse*, welche er zur Popularität *in der Wahl der Gegenstände* rechnet, völlig seiner Meynung; der Prediger muss sich in sein Publicum hineinstudiren; er muss wissen, welche Bedürfnisse es hat, welche Vortheile, Irrthümer, Laster in demselben herrschen, was und wie es über diesen und jenen Gegenstand denkt; er muss den moralischen Ton seiner Gemeinde kennen, und über jede Sache so reden, dass er gerade seinen Zuhörern nützlich wird; dies alles muss der gute Prediger schlechterdings beherzigen, darauf muss er immer die erste Rücksicht nehmen: aber wir zweifeln nur, ob diese Eigenschaften *zur Popularität* gehören; ob sie nicht vielmehr, wie man bisher geglaubt hat, die Kunst, *praktisch* zu predigen, ausmachen. Wir glauben behaupten zu dürfen, dass man wirklich im gewöhnlichen Sinne des Worts *populär* reden könne, ohne deswegen *praktische* Predigten zu halten; und daher wäre es doch wohl besser, das *Praktische* und *Populäre* nicht mit einander zu verwechseln, sondern dies letzte hauptsächlich auf Ausdruck und Sprache einzuschränken. — Den Mangel der wahren und edeln, den Ursprung der falschen und pöbelhaften Popularität schreibt der Hr. Vf. dem Verfalle der Gelehrsamkeit und dem Einflusse derer zu, welche behaupten, dass der Volkslehrer keiner eigentlichen Gelehrsamkeit bedürfe. Auch hier sind wir der Sache nach mit ihm einverstanden; aber wir möchten gern einem gewissen Missverständnisse vorbeugen, welches wohl zur Erregung und Fortsetzung dieses Streits das meiste beygetragen hat und beytragen musste. Hr. *H.* hat Recht, wenn er verlangt, dass der Prediger seiner Sprache mächtig, dass er mit dem Sinne der Bibel vertraut seyn, dass er tiefere und gründlichere Einsichten in der Religion besitzen, dass er sich ein reiches Maass von Welt- und Menschenkenntniss erwerben soll; denn wem *diese* Eigenschaften fehlen, dem fehlt unstreitig der Beruf zum Volkslehrer: nur sollte man die angeführten Kenntnisse *nicht Gelehrsamkeit* nennen, weil dieser Ausdruck zu unbestimmt, zu wenig begränzt, zu weitschichtig ist, und weil man dann, wenn man einmal Gelehrsamkeit von dem Prediger zu fodern berechtigt ist, alle mögliche Sach- und Sprachkenntnisse von ihm verlangen kann. Und in diesem Sinne könnten ja wohl diejenigen Recht haben, welche behaupten, dass der Prediger als Prediger kein eigentlicher Gelehrter seyn müsse. Und so wäre denn leicht ein gewisser Vereinigungspunct zu finden, wenn man nemlich demjenigen, was

was der Prediger wissen soll, einen andern und zweckmässigern Namen gäbe, wenn man es *philosophische Kenntniss der Religion*, *praktische Philosophie*, oder im Allgemeinen *Predigerwissenschaft* nannte. Eben das hat wahrscheinlich der Hr. Vf. sagen wollen; denn alle seine Foderungen sind unter diesen Rubriken enthalten. Eben das wollen wahrscheinlich auch die Gegner der Gelehrsamkeit, wenigstens die Vernünftigen unter ihnen, sagen; denn soviel ist und bleibt ausgemacht, und man kann es mit genug Beyspielen belegen, dass theils gewisse einzelne Felder der Gelehrsamkeit, theils die Begierde, sich in mehrern Fächern zugleich auszeichnen zu wollen, *solche* Beschäftigungen erfodern, und den Geist *so* stimmen, dass der *Wahrheitssinn* und der *praktische Sinn* — Woran es doch schlechterdings keinem Prediger fehlen sollte — dadurch unterdrückt werden und verloren gehen müssen. —— Was die vor uns liegenden Predigten selbst betrifft, so sind sie, um unser Urtheil darüber kurz zu fassen, ein neuer Beweis davon, dass der Hr. *Vf.* der Sache nach mit uns übereinstimmt; denn sie haben das Verdienst des Praktischen, der Anwendbarkeit, der Popularität und Fasslichkeit, und man würde es, wenn es auch Hr. *Herzlieb* nicht ausdrücklich gesagt hätte, dennoch bald merken, dass er sich vorzüglich nach dem Muster eines *Tellers* gebildet hat.

GÖTTINGEN, b. Dietrich; *Predigten, vorzüglich in Rücksicht auf den Geist und die Bedürfnisse unsers Zeitalters.* In der Universitätskirche zu Göttingen gehalten von *J. G. Marezoll.* 1790, 416 S. 8. (1 Rthlr.)

Funfzehn Predigten, alle über interessante Materien gehalten: 1) *Der Geist und die Bedürfnisse unsers Zeitalters* über Eph. 5, 15, 16. Dieser Geist ist ein Geist der Veränderlichkeit, der Kleinheit, der Täuschung und der Gleichgültigkeit; dagegen sind Festigkeit und Beharrlichkeit, Ernst und Würde, Sinn für Wahrheit und lichtvolle Wärme Bedürfnisse unsrer Zeit. 2) *Die Wirkungen und Folgen der Sinnlichkeit* über Gal. 5, 16 17. 3) *Warum bringt die Religion unter den höhern und gesittetern Ständen nicht mehr gute Wirkungen hervor?* über 1 Cor. 1, 26—28. Die angegebenen Ursachen sind, weil viele aus diesen Ständen die Religion nicht für wichtig genug halten, sowohl was den Unterricht darinn, als die nachmalige Beschäftigung damit betrifft, weil sie sich zu weise, als dass sie des Unterrichts der Religion bedürften, und für gut und tugendhaft genug halten; falsche Schaam in Absicht guter Eindrücke und tieferer Rührungen, welche die Religion hervorbringt: und Geringschätzung der öffentlichen und häuslichen Religions- und Andachtsübungen. 4) *Wie man sich die Religion recht wichtig machen könne,* über Ps. 119, 72. 5) *Das Bild einer christlich frommen Familie* über 1 Mos. 18, 19. (Der Text scheint zu dem Beysatz *christlich* fromm nicht ganz passend, Abrahams Familie war *patriarchalisch* fromm.) 6) *Die Kunst, sein Leben zu geniessen,* über Pred. Sal. 3, 13. 7) *Die Nachahmungssucht* über 1 Thess. 5, 21. 8) *Unter welchen Bedingungen kann die gegenwärtige so weit getriebene Verfeinerung der Sitten unschädlich bleiben?* über Röm. 10, 2. 9) *Wie viel dazu gehört, ein ehrlicher Mann zu seyn?* Math. 22, 16. 10) *Ueber menschliche Freuden und Leiden,* Pred. Sal. 11, 8. 11) *Worinn besteht die wahre Aufklärung?* Luc. 11, 34. 35. 12) *Dürfen wir eine grössere und allgemeinere Aufklärung, als die gegenwärtige ist, erwarten?* Math. 13, 31, 32. Der Vf. sagt: „Daraus, dass die Aufklärung etwas Gutes und Wünschenswürdiges ist, folgt „noch lange nicht, dass sie allgemein und herrschend „seyn müsse, und daraus, dass dieselbe zur Zeit noch „nicht allgemein und herrschend ist, folgt keinesweges, „dass sie bloss Traum und Einbildung sey. Nein, so zu„versichtlich wir den Verächtern der Aufklärung unter „die Augen treten, und dieselbe das Glück und die Zier„de der Menschheit nennen können, so freymüthig wol„len wir es auch gestehen, dass sie gegenwärtig noch „lange nicht vollendet, dass sie in unsern Tagen nur noch „schwacher Anfang und noch blosse Dämmerung ist." Dann *bejaht* er obige Frage aus folgenden Ursachen oder Grundsätzen: a) Die Aufklärung ist offenbar in dem göttlichen Regierungsplane gegründet. b) Die ganze Geschichte der Menschheit, die Geschichte aller Nationen und Zeiten ist Geschichte der von Gott veranstalteten und immer wachsenden Aufklärung der Menschen. c) Das Christenthum ist das allgemeinste und wirksamste Mittel, Aufklärung zu schaffen, und das Menschengeschlecht zu veredeln. d) Das Wachsthum der Aufklärung geht sehr langsam von statten, und sie kann auch, ihrer Natur nach, nur sehr langsam und stufenweise bewirkt werden, denn Aufklärung ist *erworbene*, nicht bloss nachgesprochene und ererbte, Wahrheit. 13) *Dass noch viel für Menschenwohl zu thun übrig sey* Math. 9, 37 38. *Anhang.* Erste Predigt. *Jesus, das sichtbare Bild der Gottheit* über Joh. 14, 8, 9., eine vorzüglich gute Predigt, in der gezeigt wird, wie Jesus die Menschen liebte und beglückte, so auch der Vater; wie Jesus die irrenden, fehlerhaften Menschen behandelte, so der Vater; wer Jesum ehrt, der ehret den Vater, wer Jesum kennt, der kennt den Vater. 2te Predigt. *Das Beruhigende und Trostvolle in der Geschichte Jesu.* Durchdachte Gründlichkeit herrscht in allen diesen Predigten. Der Stil ist ungekünstelt, aber edel; zuweilen lebhaft und rednerisch, aber am rechten Ort; zuweilen etwas zu weitläufig und wortreich. Jede fängt mit einem langen Anfangsgebete an, davon einige doch nicht im eigentlichen Tone des Gebets abgefasst sind, sondern in Anreden an Gott dogmatisiren. Wenn der äussere Vortrag des Vf. eben so gut ist, wie seine Predigten unter die vorzüglichen gehören, wird er auf der Universität als Muster zur Bildung guter Prediger gewiss überaus viel Nutzen stiften.

LEIPZIG, b. Crusius: *Predigten, gehalten in der Thomaskirche zu Leipzig,* von D. *Joh. Georg Rosenmüller. Zweytes Bändchen.* 1788. 184 S. 8.

Die acht Predigten in diesem Bändchen behandeln folgende Materien: *Warum uns Jesu Auferstehung wichtig ist; Von der Vereinigung aller wahren Christen in der Welt unter ihrem Oberhaupte J. C.; von schädlichen Vorurtheilen in der Religion; von der wahren Aufklärung, deren vornehmsten Hindernissen und Beförderungsmitteln;* und *dass Jesus allenthalben, gleichwie wir, doch ohne Sünde versucht ist;* in des Vf. bekannter deutlicher und lehrreicher Manier.

nier. Von wahrer Aufklärung in der Religion oder deutlicher und richtiger Belehrung und Erkenntniss wichtiger Wahrheiten, die das N. T. Erleuchtung nennt, wird viel Gutes vorgetragen, sonderlich was Jugendunterricht und Bibellesen betrifft. Von der Versuchung Christi wird sehr richtig gesagt, dass, wenn gleich der Versucher der Teufel genannt wird, man doch weder eine sichtbare Erscheinung noch Eingebung jenes bösen Geistes, sondern wie Jesus den Judas Ischar. Joh. 6, 10. und sogar den Petrus Matth. 16, 13. einen Teufel nennt, hier nur einen listigen boshaften Verführer annehmen dürfe, der ihn teuflisch zu Entschliessungen überreden wollte, die dem Plan Gottes und der Reinigkeit seines Herzens zuwider waren, und dass diese 3 Versuchungen zu 3 verschiedenen Zeiten geschehen seyn können. Im zweyten Theil wird eine sehr praktische Anwendung auf jeden Christen gemacht.

Hamburg, in eignem Verlage: *Christliche Predigten*, von *Johann Otto Thiess*, Doctor der Weltw. und Nachmittagsprediger an der Paulskirche auf dem Hamburgerberge. 1788. 455 S. und 2 B. Vorrede in 8. (1 Rthr.)

Diese Predigten (an der Zahl 17) verdienen empfohlen zu werden, und es ist dem Hn. Vf. wohl zu glauben, was er in der Vorrede versichert, dass er den grossen Zweck, *christliche Aufklärung und Besserung* unter unsern *Zeitgenossen* zu befördern, immer vor Augen gehabt, und dass an allen diesen Predigten sein Herz mitgearbeitet habe. Die Materien sind gut gewählt, auch ist der Vortrag deutlich (nur bisweilen zu wortreich) und herzlich. Mit anständiger Freymüthigkeit spricht der Hr. Vf. in der dritten Predigt vom *Spiel, besonders in Zahlenlotterieen.* (Sie ist nach der dawider erschienenen obrigkeitlichen Verordnung gehalten.) Auch in der 13ten Predigt ist *über das Vorurtheil, dass es mit der Religion immer beym Alten bleiben müsse*, viel Wahres und Gutes gesagt. Einige Stellen aus *Luthers* Werken, welche wörtlich angeführt werden, verdienen bey dem jetzt erneuerten Streit über *symbolische Bücher* von manchen Eiferern wohl beherzigt zu werden. „Darum gilts nicht, (schreibt unter andern dieser grosse Mann,) wenn man sagt, man müsse glauben, was die *Concilia* beschlossen, — sondern man muss einen Ort anzeigen, da man Christum finde, und kein anders. — Dass man aber in Sachen Gottes Wort betreffende, durch *Präscription* und *Verjährung der Zeit*, oder aber durch die *Menge* und *Grösse* der *Menschen Lehre*, (wie heilig dieselben Menschen immer gewesen sind,) etwas vermeynt zu probiren, *ist je schimpflich zu hören.*" Diess sollten doch manche Leute, die allein γνησιως Lutherani heissen wollen, bedenken! Weniger hat uns die vierte Predigt (über 1 Thess. 4, 13—18,) *Trost am Grabe unserer Lieben*, gefallen. Die vom Vf. empfohlnen Trostgründe sind: *Unsere Lieben schlafen sanft; Jesus Christus wird sie wecken, einst werden wir wieder mit ihnen vereinigt werden, und das auf ewig.* Die Vergleichung der Verstorbenen mit *Schlafenden* ist zu gedehnt, und nicht überall passend. Was in den zwey ersten Theilen mit grosser Weitschweifigkeit gesagt ist, würde Rec. kürzer gefasst, und in einer einzigen Abtheilung mit den Worten ausgedrückt haben: *Es gehet unsern Lieben unmittelbar nach ihrem Hinscheiden vollkommen wohl.* Die 8te Predigt: *über das Thörichte und Unchristliche in den ängstlichen Sorgen für die Zukunft*, hat manche gute Stellen; sie ist über die Epistel am 4ten Adventsonntage (Phil. 4, 4—7) gehalten; aber des Textes wird nur mit wenigen Worten erwähnt, und in der ganzen Predigt wird das Evangelium am 15ten Sonntage nach Trinit. zum Grunde gelegt. Das Thema der 16ten Predigt, über 1 Cor. 15, 1—10, heisst: *der ädle Stolz.* Der Vf. entschuldigt sich in einer Anmerkung, dass er in einer *Predigt* einen *neuen* Sprachgebrauch beliebt habe, und sagt in der Abhandlung, wir hätten kein Wort, womit wir die ädle Eigenschaft bezeichnen könnten, die eben so weit von Hochmuth, als von der Niederträchtigkeit entfernt, und mit der wahren Demuth so nahe verwandt sey; aber was Hr. T. *ädlen Stolz* nennt, scheint im Grunde nichts anders zu seyn, als was die Moralisten (nach des Rec. Einsicht richtiger) *Achtung gegen sich selbst, Werthschätzung seiner selbst* zu nennen pflegen. Hierauf kommt der Vf. selbst zurück, wenn er S. 413 sagt: Stolz und Demuth seyen nur verschiedene Aeusserungen einer Tugend, nämlich *der richtigen Kenntniss und unpartheyischen Schätzung seiner selbst.* Wenn auch einige neuere Schriftsteller jenen Sprachgebrauch angenommen haben, so scheint es doch nicht rathsam zu seyn, ihn in Predigten vor einem vermischten Haufen, wo man so leicht misverstanden werden kann, nachzuahmen. Doch das sind Kleinigkeiten, worüber wir mit dem Vf. nicht hadern wollen. Im Ganzen sind die Predigten gut, und werden nicht ohne Erbauung gelesen werden.

Leipzig, b. Crusius: *Predigten an Fest- und Busstagen, ingleichen über verschiedene andere Gegenstände des praktischen Christenthums*, von K. G. Bauer, der W. W. M. und Pfarrer zu Frohburg. 1790. 486 S. in 8.

Der ächte Schüler Zollikofers würde in diesen Abhandlungen unverkennbar seyn, wenn sich auch der Vf. nicht in der Vorrede dankbar dafür bekannt hätte. Die gewählten Materien sind durchaus praktisch, und nicht alltäglich, ungezwungen und doch überraschend, aus dem Texte hergeleitet und erläutert, ohne diesen bloss als Motto, oder auch ohne ihn als die einzige Fundgrube einzelner Gedanken zu betrachten; die Eintheilungen richtig, natürlich, nicht ohne Noth vervielfältigt, und immer für die Aufmerksamkeit bestimmt genug angedeutet. In der Ausführung herrscht genaue Bestimmung der Begriffe, strenge Ideenfolge, Deutlichkeit, sanft eindringende Ueberzeugung, zugleich zweckmässige und richtige Bibelerklärung. (In einigen Erklärungen können wir freylich dem Vf. nicht beystimmen, z. B. dass μαμων της αδικιας Luc. 16, 9. ex hebraismo für Schätze der Unwahrheit, d. h. *trügliche, hinfällige, irrdische* Schätze stehen sollte, denn so sehr diess auch der Zusammenhang mit dem Folgenden zu begünstigen scheint, und so sehr nach dieser Erklärung auch alle sonstigen Schwierigkeiten verschwinden, so ist es doch wi-

wider das vorhergehende οικονομος της αδικιας und wider die Sprache, indem es ex hebr. dann eher heissen würde: μαμων της απωλειας etc. Allein wer kann in der Auslegung je *allgemeine* Uebereinstimmung erwarten?) Die Schreibart endlich ist fliessend, populär und doch nicht ohne Würde. Auch die angehängten *Homilien* haben unsern ganzen Beyfall. Die biblischen Abschnitte werden darin populär erklärt, und der Vf. verweilt mit seinen Betrachtungen nur bey solchen Umständen, die wirklich für praktisches Christenthum fruchtbar sind. —

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Memmingen*, b. Seyler: *Theophili Ehrhart*, M. D. civ. Memming. Phys. extr. et Med. obstetr. *Tractatus de Asphyxia neonatorum.* 1789. 50 S. 8. — Es ist nicht zu zweifeln, dass unter den Kindern, welche als todtgeboren in den Sterbelisten aufgeführt werden, viele sind, die nur dem Anschein nach todt waren, und durch sorgfältige Bemühungen der Welt und dem Staate hätten erhalten werden können, für welche sie durch Vernachlässigung, und weil man sie für wirklich todt hielt, verloren gehen. Wenn das Concilium zu Langres für alle diejenigen, welche den Kaiserschnitt bey einer unentbunden gestorbenen Schwangern machen, oder auch nur dazu rathen würden, um das Kind zu retten, die Schätze der geistlichen Macht aufthat, und ihnen vierzigtägigen Ablass verhiess, so sollten billig auch die weltlichen Polizeygesetze denjenigen Belohnungen versprechen, die sich durch Wiederbelebung todtscheinender neugeborner Kinder um den Staat verdient machen. — Hr. *E.* hat diesen aller Beherzigung werthen Gegenstand grösstentheils recht gut abgehandelt. Er nimmt zwey Hauptgattungen des Scheintodes bey neugebornen Kindern an: den Scheintod mit Zufällen des Schlagflusses, und der Erstickung von Anhäufung und Zurückhaltung des Blutes im Gehirn: und den Scheintod von Erschöpfung der Lebenskräfte durch grosse Ausleerungen und andre schwächende Ursachen. Die Ursachen des Scheintodes der ersten Gattung sind: Zusammendrückung der Nabelschnur, Krümmung oder Einklemmung des in der Geburt vorliegenden, oder eingetretenen Halses, sehr schiefe Lage der Gebärmutter und des Kindskopfes, Queerlage des Kopfes, Eindrückung dieses letztern durch die vorgeschobnen Knochen oder Knochengeschwülste des Beckens, Verengerung und allzugrosse Tiefe des Beckens, unvorsichtiger Gebrauch der Zange, übermässige Grösse des Kopfs, allzuschnelle Abbindung der Nabelschnure, Anhäufung des Schleims im Schlund und der Luftröhre des Kindes, verdorbene Luft. Zu den Ursachen des Scheintodes der zweyten Gattung zählt der Vf. allzuhäufiges Aderlassen der Mutter während der Schwangerschaft, Blutstürze aus der Gebärmutter, Zerreissung der Nabelschnure vor der Geburt, heftige Gemüthsbewegungen, Zuckungen, Tod der Mutter vor und in der Geburt, Knoten in der Nabelschnure, allzufrühzeitige Geburt. Hiernächst werden die Kennzeichen, wodurch sich der scheinbare von dem wirklichen Tode unterscheidet, und die Mittel, welche die Geburtshülfe und die Arzneykunst hat, um den Scheintod des neugebornen zu verhüten, und die scheintodten Kinder ins Leben zurückzubringen, (wohin auch das auf die Herzgrube applicirte kalte Tropfbad nach Aeplis Rath gezählt wird,) angeführt. — Man wird in dieser Schrift zwar keine neuen Bemerkungen, aber das bekannte mit vielem Fleiss und Belesenheit gesammelt und deutlich und in guter Ordnung vorgetragen finden, hin und wieder aber der Schreibart mehr grammatische Richtigkeit wünschen.

Erdbeschreibung. *Leipzig*, b. Breitkopf: *Oryctographia Carniolica*, oder *physikalische Beschreibung des Herzogthums Krain, Istrien und zum Theil der benachbarten Länder.* Vierter Theil. 1789. 4to. 91 S. (mit dem Register.) — Hr. *Hacquet* unterzeichnet sich in der Vorrede als Vf. dieses Werks, und beschliesst es mit diesem Theile, welcher das Königreich Croatien zum Hauptgegenstande hat. So weitläufig aber dies Land ist, so wenig Interessantes hat es für den Gebirgs- und Steinkundigen. Alle Ebenen und die meisten Anhöhen, die zum Theil den Fuss der Julischen Alpen ausmachen, sind mit Thon und Leim bedeckt, und nur auf Bergen kommt bisweilen Thonschiefer, uranfänglicher u. Flötzkalkstein und auch rother Porphyr über die Oberfläche desselben. An solchen Orten findet man auch fast durchgängig Spuren von alten Bergwerken, in deren Halden und Pingen noch Bleyglanz, Kupferkies und spätiger Eisenstein gefunden wird, die in quarzigen Gängen gebrochen haben. Nach des Hn. Vf. Urtheil sind sie nicht sowohl wegen Mangel an Bauwürdigkeit, als wegen der gefährlichen türkischen Nachbarschaft auflässig werden, daher sie eines neuen Angriffs nicht unwerth wären. Eisenminen von aller Art finden sich überall sehr häufig. Der Gebirgsfuss *mali Kapola* bestehet fast ganz aus uranfänglichem Kalkstein, der aber dergestalt ausgewittert ist, dass herabgefallene Stücke, in Form der Eiszapfen, häufig umherliegen, bey der Auflösung aber einen röthlichen mergelartigen Lehm zurückgelassen haben. In der Gegend des Dobraflusses herrschen bisweilen so fürchterliche Stürme, dass selbst der Vf. in Gefahr kam, an den Felsenwänden zerschmettert zu werden. Die stärksten Bäume werden ausgerissen und fortgeweht, und oft werden so viel Kalksteine in die Luft gehoben, dass sie wie Platzregen wieder niederfallen. Das Gebirg *Kuseza - Steina* bestehet ebenfalls aus uranfänglichem Kalkstein, und steigt in senkrechten Absätzen empor. An seinem Fusse liegt schieferiger Sandstein, und zwischen beiden steigen zwey warme Quellen, *Topla Potoki*, hervor. S. 40. beschreibt er die Höhle bey *Cornial*, die sich im Kalkstein befindet, mit den schönsten und mannichfaltigsten Tropfsteinen geziert ist, und für die schönste im Krainlande gehalten wird. In eben dieser Gegend giebt es auch bituminösen übelriechenden Kalkstein mit vielen einschaligen Versteinerungen. Er wird meistens dergestalt hart angetroffen, dass er am Stahle Funken giebt, dagegen aber mit Säuren nur ganz schwach aufbraust. Hr. *H.* ziehet hieraus den Schluss, dass dieser Stein wirklich auf dem Wege sey, aus Kalkstein in Hornstein verwandelt zu werden, ohne zu bedenken, dass ihm diese Härte ursprünglich eigen seyn konnte. In Istrien fand er nichts als Flötzkalk mit sehr vielen Versteinerungen, die er mit vieles Kenntniss beschreibt. Bey Treviso waren diese Kalkhügel meistens kahl, daher sie von allen Seiten die Wasser verschlingen. Ueberraschend war dem Hn. Vf. (S. 28.) der Anblick des Flusses Szluinchicsza, welcher sich in beträchtlicher Breite zwischen senkrechten Felsenwänden, wohl 60 bis 90 Fuss hoch herabstürzt, und sich mit der *Corana* vereiniget. Auf den mitten in diesem Wasserfall hervorspringenden Felsen sahe er gegen 40 kleine türkische Mühlen, deren Anzahl ehedem hundert überstiegen. Die meisten waren mit Weiden und anderm Buschwerk umpflanzt, und das Ganze that eine so ungemeine Wirkung, dass Hr. *H.*, der auch den Rheinfall kennt, nichts schöners gesehen zu haben versichert. — Ausser mineralogischen Gegenständen findet man hin und wieder auch Schilderungen des Volkscharakters, der Sitten und Kleidertracht, wie auch nicht unwichtige geographische Berichtigungen. Alle vier Theile sind mit saubern Karten und Kupfern geziert, und der letzte enthält noch einen Anhang zu Berichtigung und Vervollständigung der vorhergehenden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 19. März 1791.

SCHOENE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Eduard*, erster Theil. 1789. 341 S. 8.

In den ersten Bogen geräth man in Versuchung, an der Sittlichkeit, oder doch an der Nützlichkeit dieses Romans zu zweifeln. Man sieht nemlich bald, dass sein Endzweck dahin geht, einen jugendlichen Feuerkopf zu charakterisiren, dem die gewöhnliche Welt zu enge ist, weil er sie nur aus Büchern, und insbesondre (S. 157) aus Romanen kennt, und der mit ihr und mit sich selbst misvergnügt wird, weil er von allen Seiten unangenehme Erinnerungen erhält, nicht oben hinaus zu fahren, sondern fein, wie andre, im ordentlichen Gleise zu bleiben. Wenn dann der Vf. anfangs sich zuweilen so ausdrückt, als wenn er selbst mit *Eduards* Gesinnungen sympathisirte, wenn er (S. 6.) vom Anschnarchen gemästeter Müssiggänger, von der Nothwendigkeit, Versorgungen zu erbetteln u. s. w. redet: so vermuthet man, er wolle denen eine Lobrede halten, die sich in die gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnisse zu fügen weigern. Wenn man aber dann bald sieht, dass er gerade seinen Roman dazu bestimmt, einen Jüngling zu schildern, den solche Gesinnungen zum Märtyrer machen, junge Leute zu warnen, die durch die Menge ihrer Luftschlösser die Zeit verscherzen, in der sie sich zu nützlichen Bürgern bilden könnten, und (S. 215.) das Vorurtheil hegen, es sey nicht rathsam, sich vor dem dreyssigsten Jahr für einen gewissen Beruf zu fixiren; wenn der Vf. (S. 240) mit so vieler Wärme den Satz ausführt, dass das stete Hinlenken auf die Verhältnisse der Gesellschaft, die uns bey unsrer Geburt zuerst aufnahm, die wahre Erziehung sey; wenn er die Mängel der so genannten philantropinischen Erziehungsmethoden rügt, wenn er (S. 223) die nachtheiligen Folgen der einige Zeit Mode gewesenen Theatermanie beschreibt: so muss man sein Buch unter jene nützlichen Werke rechnen, die dadurch doppelt nützen, dass sie Worte zu rechter Zeit gesagt enthalten. Theils *Eduard's* Leichtgläubigkeit und Unerfahrenheit, theils die verschiednen Mischungen in seinem Charakter, in dem Heftigkeit und Gutmüthigkeit, Enthusiasmus und kaltes Nachdenken, Starrsinn und Biegsamkeit gepaart sind, oder doch abwechseln, theils die Einrichtung durch das Ganze, dass alle seine Plane scheitern müssen, sind Ursache, dass sich der Leser alle Augenblicke in seinen Erwartungen hintergangen findet. Man glaubt, *Eduard* wird einen Liebeshandel mit seines Freundes Frau unterhalten, und er wird seiner Leidenschaft Meister; man glaubt, er finde eine zärtliche Geliebte, und das Mädchen, das ihn im Grunde gar nicht liebt, spielt eine, in der That zu weit gehende, Komödie mit ihm, die dem Verblendeten endlich von einem Freunde auf eine sehr übereilte Art endeckt wird; man glaubt, er werde der Betrügerinn eine blutige Rache schwören, und er straft sie mit kalter Verachtung; (dass das Mädchen, nachdem sie jenes alles gethan, S. 212 im Stande ist, sich in seine Stube einzudringen, und ihm zu Füssen zu fallen, geht zu weit) man glaubt, er werde durch einen Prinzen, der in der Kindheit sein Freund gewesen, glücklich werden, und er wird mit kalten Gnadenbezeugungen abgespeist. Dies alles hat der Vf. so angelegt, um, nach dem Motto des Titelblattes, den *Eduard* in solche Situationen zu bringen, die *Vernunft und Phantasie in ewigem Streit*, und *eitles Hoffen auf Genuss des Lebens* darstellen. So sehr die Melancholie, die dadurch bey ihm genährt werden muss, verbunden mit seiner lebhaften Phantasie, seinen Briefen und Reden einen Anstrich von Schwärmerey geben: so gehört doch dieser Roman nicht zu den tragödirenden, oder empfindelnden. Denn der Vf. fällt zu rechter Zeit mit kaltblütigen und heilsamen Betrachtungen ein, die das Feuer des jugendlichen Lesers, das etwa durch *Eduards* Aeusserungen erhitzt worden, wieder abkühlen können. Nur sind einige zu lang; holen zu weit aus, (S. 99. gar von dem Augenblick da der Mensch zum erstenmal die Augen öffnet) und dringen sich dem Leser durch ein *O möchten doch* (S. 315) zu sehr auf. In verschiednen Selbsttäuschungen, womit sich *Eduard* hintergeht, in solchen Zügen, wie S. 60., wo der Vater seinen Gram verbirgt, in der Schilderung des phlegmatischen Rechnungsraths, in der Antichambrescene, u. mehrern andern Stellen zeigt sich der Vf. als einen glücklichen Copisten der Natur, so, dass man es ihm gern verzeiht, wenn er den Leser auch mit manchen Personen überhäuft, die zur Haupthandlung nicht viel beytragen. — Nur solche Episoden, wie S. 275, wo gar eine Skizze einer Nationalepopee vorkömmt, sind ganz überflüssig. — Der blühende Stil des Vf. würde noch angenehmer seyn, wenn er weniger nach Blumen zu haschen schiene.

Leipzig, b. Gräff: *Leidenschaft und Liebe*, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen, von *C. A. Vulpius*. 1790. 112 S. 8. (6 gr.)

Ein sonderbarer Titel! Ist denn Liebe nicht auch Leidenschaft? Zumal eine solche Liebe, wie sie in gegenwärtigem Stücke Francesko für Zoradinen, Zoradine und Brianda für Franzesko, und Saffar für Brianden fühlt? Wenn noch sanfte Zärtlichkeit einer stürmischen, wilden Liebesglut entgegen gesetzt worden wäre; so könnte man glauben, der Dichter habe diesen Unterschied bey der Taufe seines Söhnleins im Sinne gehabt; aber

so —? Wiewohl, was macht der Titel viel zum Stück selbst? Doch leider ist es nach Hn. Vulpius gewöhnlicher Art; viel Klingklang, wenig Wahres; überall Bestreben ohne Kraft, genau betrachtet, eitel Schaum; zuweilen eine einzelne, nicht unglückliche Periode unter einem Schwall von Bombast; nicht selten eine Scene, die ihrer Anlage nach hätte werden können, aber nicht geworden ist. — Franzesko, ein tapfrer, schwärmerischer portugiesischer Jüngling, ist ein Gefangner am Hofe des Königs von Camboya, Saffar. Dieser edelmüthige Fürst hat ihn zu seinem Freund gemacht, und er spinnt ein Liebesverständniss mit derjenigen Prinzessin an, die der König sich zur Braut erkohren hat. Er wird ertappt, und da eben ein portugiesischer Gesandte ankömmt, so überträgt der Monarch diesem die Vollmacht über den Verräther nach portugiesischen Gesetzen zu richten. Francesco wird herbeygeführt und der Richter ist — sein Vater, der gleichwohl das Todesurtheil über ihn ausspricht. Eine edle Portugiesinn war mit dem Vater gekommen, um ihren ehemaligen Geliebten die Hand zu reichen; sie findet ihn untreu; der König wird verliebt in sie; sie kann ihren Treulosen retten. Dies ist die Grundlage des Stücks, und es fand sich fürwahr Stof genug zu grossen Situationen, als dass der Vf. erst zu solchen Flickgeschöpfen als sein romantischer Rinaldo, sein geschwätziger Derwisch, und sein pedantischer Aschar ist, hätte seine Zuflucht nehmen dürfen. Aber das Ganze ist ein Wirrwar von Abentheuerlichkeiten; und nirgends mislingt es dem Vf. mehr, als wenn er hier und da sich die Miene geben will, philosophiren zu können. Lächerlich ist es, wenn er im Vorbericht sagt: Er habe die Sitten der damaligen Zeit geschildert. Sein König von Camboya spricht gerade wie ein Europäer: seine Portugiesen haben auch nicht das geringste auszeichnende. Es *sollen* Ritter seyn. Man setze sie ins eilfte oder ins funfzehnte Jahrhundert, nach Lissabon oder Diu; sie passen gleich gut überall — oder nirgends. Eine Bescheidenheit hat uns gleichwohl gefallen. Im zweyten Akt wird der gefangne Francesco vor seinen Richter gestellt. Indem sich Vater und Sohn erkennt, — fällt die Gardine. Dies erinnert an den Timanthes, der das Haupt des Agamemnons verhüllte, weil er sich fühlte, es nicht schildern zu können. Warum ist Hr. V. nicht öfterer, — warum nicht mit ganzen Stücken so bescheiden, wie mit einzelnen Auftritten?

Berlin u. Cüstrin, b. Oehmigcke: *Gedichte von Karl Gottfried Wilke.* 1790. XVI u. 248 S. 8. (ohne Vorrede.)

Die Gedichte sind von verschiedener Art. Der Vf. hat sich im Liede, in Anakreontischen Einfällen, in der Ode und Elegie, in der Romanze und Ballade, in der poetischen Beschreibung, in der bürgerlichen kleinen Epopöe, auch in der Fabel und im Sinngedichte versucht, ohne eben in einer von diesen Arten sonderlich glücklich zu seyn. Die Fabel: *das Huhn und der Pfau* zeigt weder von Erfindungs-, noch Ausbildungs-Vermögen. Zu witzigen und launigen Stücken hat er nicht genug Geschmack und Kraft. Eines von den Sinngedichten mag hier zur Probe dienen:

Herr von Witz.

Herr von Witz sucht bey den Damen
Seinen *Witz* stets auszukramen,
Und jede ist von seinem Lobe voll!
Zwar fehlt's ihm sehr an *Witz*; doch weiss er selber wohl,
Dass *Herr von Witz*, wenn er das *witzig seyn* vergisst,
Als *Herr von Witz* doch immer *witzig* ist.

Die Romanze *Adolph und Röschen* wird die deutsche Dichtkunst nicht bereichern; die Ballade *Albrecht und Adelheid* aber ist durchaus ungeschickt und matt erzählt. Es sollte sich doch jeder junge Dichter hüten, seine Uebungen in einer so gefährlichen Dichtart, wie Romanzen und Balladen sind, sogleich vors Publicum zu bringen, und sich selbst muthwilliger Weise bey den deutschen Meisterstücken dieser Art in Schatten zu stellen. Die vorliegende ist noch überdies keiner Vergleichung fähig. Man urtheile aus der nächsten besten Stelle, z. B. S. 116:

Drauf brachten *sie ihn in* sein Schloss,
Indess der Seinen Freude,
Die zwar bey seiner Ankunft gross, (war)
Ward bald zu bitterm Leide,
Aufs schmerzenvolle Siechbett sank
Er, nicht allein durch Wunden krank,
Auch warf des Ritters Glieder
Ein zehrend Fieber nieder.

Das aufsteigende Ungewitter hält vielleicht der Vf. für eine schöne poetische Beschreibung; allein uns kommt sie vor wie ein Mensch ohne Kopf und Füsse. Sie hat weder Zweck noch Plan. Daher ärgert sich der Leser am Ende, dass er der Leyer des Sängers umsonst zuhörte. *Die Feuersbrunst* ist etwas leidlicher wegen vieler kleinen gutgerathenen Züge, die den Leser, durch die Erinnerung an ähnliche bey solchen Vorfällen, interessiren. Mehr poetische Talente zeigt *die Maskenschlittenfahrt* (schon aus der *N. Lit. u. Völk. K.* bekannt) und verräth besonders einige Anlage zur bürgerlichen Epopöe. Aber des Hexameters ist der Vf. noch nicht mächtig, und schadet dem manichfaltigen Wohlklange desselben sehr, indem er sich durchweg im 1. und 4. Fusse des Trochäus bedient. *Die Anakreontischen Einfälle* haben mit Anakreon nichts als die Versart gemein. Im kleinen Liede und in der niedern Ode scheint uns Hr. W. noch das beste geliefert zu haben. Das Lied *am 6ten April* ist ein artiges Stückchen, ob es gleich viele Flecken hat. *Der gefrorne Bach* und *das Lied eines Jägers* könnten es werden, wenn sich der Vf. das Drehen und Wenden nicht verdriessen liesse. Die Ode *an die Gesundheit* und *der Schleyer* sind nicht ganz ohne Verdienst. In den elegischen Oden: *Julianens Tod*, *eine Freundin bey Julianens Grabe* und der *Kirchhof* herrscht eine sanfte und liebenswürdige Empfindung, auch sind Sprache und Versart passend. Alle Anlage zur Dichtkunst ist also Hn. W. nicht abzusprechen; nur fehlt ihm noch zu sehr das Studium der Kritik und der besten Muster, und richtige Sprachkenntniss nicht minder.

Zum

Zum Beweise des letztern setzen wir einige Beyspiele her: *des Nebels sein Kleid*, *baldigst*, der häufige Gebrauch der Partikel *jedoch* statt *aber* und *indess*, *für* statt *vor*, *eine getollete Krause*, *eh'r* statt *eh'*, u. s. w. Ein 10 Seiten langes Subscribenten-Verzeichniss dient ihm übrigens, wenn auch nicht als Dichter, zur Ehre. Die Titelvignette von *Halle* aber würde selbst bey einem Anfänger im Zeichnen kein grosses Lob erlangen können.

Berlin, b. Unger: *Andreas Hartknopfs Predigerjahre.* 1790. 140 S. 8.

Hartknopf, der seit 1786 keinem Leser von Gefühl und Geschmack unbekannt seyn kann, wird hier Prediger und Ehemann. „Hier war es, sagt der Vf., wo der „Knäuel seines Lebens sich in labyrinthische Knoten ver„wickelte, die nur die Schärfe des Schwerdtes wieder „lösen konnte, wo seine Kraft, die sonst freyen Spiel„raum hatte, zum erstenmal in sich gedrängt, allerley „Sprünge und wunderbare Verziehungen in sich selbst „machte, weil sie sich selbst nicht kannte. Durch die„se Klemme musste *Hartknopf's* Leben selbst noch durch„gehen, ehe es ungehemmt in seinem vollen Glanze „leuchten, und wohlthätige Klarheit um sich verbreiten „konnte. Der, welcher die Nebel der Täuschung so oft „verscheucht hatte, musste noch einmal durch Selbsttäu„schung von der edelsten Art geprüft, zu einem höhern „Daseyn vorbereitet, und jeder Keim einer unruhigen „Wirksamkeit in ihm ausgerottet werden." Kaum glaubt der Leser seine Glückseligkeit fest gegründet zu sehen, so hört man S. 155 auf einmal, dass *Hartknopf* von seiner Pfarrey abgesetzt, und von seiner Frau geschieden ist. Das erste wird ganz kurz daraus erklärt, dass der Küster, dessen hämischer Charakter sich schon zur Genüge an den Tag gelegt, die Gemeinde angestiftet hat, ihren Pfarrer bey dem Consistorium der Ketzerey anzuklagen; aber die Scheidung von der Frau bleibt noch unerklärt. Doch wir haben noch *Hartknopfs* vertrauten Briefwechsel zu erwarten, durch den unstreitig über das alles weiterer Aufschluss gegeben werden wird. Bald hoch einherfliegende Phantasie, bald weisheitsvolle Aphorismen, jetzt Rührung des Herzens, und dann Erschütterung des Zwerchfells, Naturzüge und Bizzarrerien der Laune, Neuheit der Bilder und Kühnheit der Gedanken geben auch dieser Fortsetzung der *Hartknopfischen* Biographie das Gepräge der Originalität.

Prag, in der von Schönfeld Meissnerischen Handl.: *Eigenmächtige Reisen in eine andre Welt*, vom *Verfasser der Lauretta Pisana*, 1ter Theil mit 1 Kupfer, 8. 194 S. (12 gr.)

Hr. D. Albrecht hat sich durch einige seiner neusten Schriften, vorzüglich durch seinen *Ehebruch* und *Lauretta Pisana*, bey einem grossen Theil des Publicums (vorzüglich desjenigen, das nur zum Zeitvertreib liesst) beliebt gemacht. Er hat auch würklich in ihnen Erfindungsgeist Beobachtungsgabe, und Mannichfaltigkeit gezeigt: Schade nur, dass die ausserordentliche Leichtigkeit, mit welcher er arbeitet, ihn abhält, seinen Schriften die letzte Feile und Vollendung zu geben. Unter seine neuesten Arbeiten gehören auch die Biographien der Selbstmörder, in welchen er seinen Vorgänger, Hn. *Spiess*, nicht ganz, doch theilweis, erreichte; und eben diese Biographien sind es, die er hier unter diesem (etwas gesucht klingenden) Titel fortsetzt. Wenn Biographien dieser Art nicht bloss auf Erdichtung, sondern auf Wahrheit sich gründen, so können sie Stoff zur Menschenkenntniss liefern, und in sofern wichtiger als zehn Romane seyn. Alle hier in diesen Bändchen befindlichen Erzählungen dürften wohl nicht aus der Wirklichkeit genommen seyn; aber einige sind es wenigstens; und Rec. glaubt selbst, von zweyen die unglücklichen Helden zu kennen. Es sind deren in allen sieben; nemlich 1) *Franziska, Kindes- und Selbstmörderin*, das erstere durch Abtreibung, das zweyte mittelbar durch jenen ersten Schritt. 2) *Brunilde von Vineis, Selbstmörderin aus Verzweiflung*, aus einem neuern, schon an und vor sich bekannten, kleinen Roman, und daher nicht ganz hieher passend. 3) *Selbstmörder, weil er nicht rechnen konnte*; seltsam und doch glaublich! Eine von den besten! 4) *William und Walli*, spielt grösstentheils unter Wilden; etwas romantisch, doch nicht ohne Interesse. 5) *Chiuli, Vater- und Selbstmörder durch seinen Vater*, Eine japanische, sehr unwahrscheinliche Erzählung. 6) *Franz, Selbstmörder aus Gewissensangst*; einfach und gut! 7) *Einsmann, Selbstmörder aus Furcht einer unerträglichen Arbeit.* Eine der besten; soll zuverläsig seyn, und bey der Böhmischen Steuerregulirung sich zugetragen haben. 8) *Feitner, Hausdieb und Selbstmörder.* Mässig! Originell ist der Einfall des Wirths S. 192, der sein ganzes Wirthshaus von einem Reisenden bezahlt haben wollte, weil dessen Bedienter sich daselbst die Kehle abgeschnitten hatte.

Breslau u. Brieg, b. Gutsch: *Ptolomäus*, ein Trauerspiel in 8 Aufzügen, und *die Schulwittwe*, ein Schauspiel in 5 Aufzügen, herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von *Schummel*. 1790. 8. 264 S. (14 gr.)

Beide hier angegebne Schauspiele sind von einem jungen Mann zum Besten der Schlesischen Schulwittwenkasse bestimmt worden; und Hr. *Schummel* bittet jeden billigen Kunstrichter, diesen wohlthätigen Zweck wenigstens historisch zu berühren. Wir wollen nicht nur dieses thun, sondern auch ein andres Urtheil des Herausgebers: „dass man in dem ersten Stück die unverkennbar gute Anlage eines jungen Mannes zum theatralischen Dichter finden würde" — willig unterschreiben; nicht etwa, weil Hr. *S.* uns darum bittet, sondern weil unser eignes Gefühl uns dazu bestimmt. Der Dialog des Vf. ist leicht und doch kräftig, die Sprache seiner Helden edel, und verschiedne Scenen gehen ans Herz. Freylich haben wir auf der andern Seite auch manches zu erinnern. Das Schicksal des jungen Ptolemäus, (so sollte der Name heissen) der bey soviel Edelmuth so oft in Fesseln und wieder loskömmt; wozu? — um endlich doch von hinten zu erstochen zu werden; die abscheuliche Ermordung seiner jüngern Brüder, verbunden mit dem vollständigsten Triumph eines unglaublich schwarzen Bösewichts — ein solches Sujet ist eigentlich kein glücklich-

tragisches zu nennen. Es empört selbst das moralische Gefühl derjenigen, die es mit der poetischen Gerechtigkeit nicht allzugenau nehmen. Viele Stellen erinnern überdies sichtlich an Lessings *Philotas*, zumal im Anfange; und an andern hascht der Vf. zu sehr nach Sentenzen, die nicht einmal immer richtig sind.

Uebrigens ziehen wir dennoch den Ptolemäus weit der Schulwittwe vor. In dieser ist offenbar zuviel Erzählung; zu lange einzelne Reden, und oft wenig Wahrscheinlichkeit. Wer wird einem Fremden so sein ganzes Leben erzählen, wie Frau Gutmann im 6ten Auftritt des 1sten Acts thut? Wie schwankend ist der Charakter des Grafen? Wie alltäglich die letzte Erkennungs-Scene zwischen Vater und Sohn? — Kurz, hier sieht man, dass der Vf. arbeitete, weil er darum gebeten ward; und weil er ein moralisches Stück liefern sollte. Beides Umstände die dem Gelingen einer dramatischen Arbeit keinen grossen Vorschub thun! Daher gleicht auch das Ganze einem Schlegelischen oder Gellertischen Uebungsstück. Doch lassen sich hie und da einzelne Blicke eines guten Kopfes, und überall die Spuren eines edeldenkenden Herzens bemerken.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *München*: *Ueber anmassliche Bestreitung der Reichsvicariatsrechte.* 1790. 35 S. 4. Diese kleine Schrift von nicht geringem Werth ist nach zuverlässigen Nachrichten aus der gelehrten Feder des Hn. von Tröltsch, Vicariatsassessors in München, eines in Reichssachen sehr bewanderten Mannes. Den Anlass hiezu sollen die Schwierigkeiten gegeben haben, die dem Rheinschen Vicariat von Kurmainz hauptsächlich in 3 Puncten erregt worden sind: nemlich 1) die Widersprüche von Kurmainz gegen die von Pfalzbayern als Reichsvicar verfügte Abordnung eines Wahlcommissars zu den sich währendem Zwischenreiche ergebenen Bischofswahlen zu Freisingen und Regensburg; 2) der Kurmainzische Widerspruch gegen die von dem Rheinischen Vicariat geschehene Verleihung des erledigten Mufflischen Reichslehen Eckenheit, und 3) die verschiedene Hindernisse gegen die Verabfolglassung der Wahlcapitulationsmässig requirirten reichshofräthlichen Acten aus der Reichskanzley. Die hier beygebrachten wichtigen Gründe dürften bey dem hohen Kurhofe von Mainz fast die Ueberzeugung bewirket haben, dass dessen Einsprüche nicht wohl ohne wesentliche Kränkung der Vicariatsbefugnisse durchzusetzen seyn; wenigstens blieb die von dem Rheinischen Vicariat eben so herzhaft unternommene Beschickung eines Commissars zu der Eichstättischen Bischofswahl fernerhin ungestört. Der beste Rechtsgrund, womit der Hr. Vf. S. 16. dieses Beschickungsrecht vertheidigt, bestehet darinn, dass es kein kaiserliches Reservatrecht, und also dem Reichsvicar ex provisione imperii unstreitig gebühre. Bey dem zweyten Kurmainzischen Wiederspruch in Betreff der Vergebung des Reichslehen Eckenheit setzt Hr. v. T. seine ganze Stärke darauf, dass es eines der kleinen Reichslehen sey, mithin das vicariatische Verleihungsrecht auch nicht mit Grund konnte angefochten werden. Die Präjudicialfälle, welche der Hr. Vf. aus den Vikariatsacten vom Jahr 1612. S. 2. 6. angeführt hat, sind in allem Betracht Probehaltend. Ueber den Punct der Actenauslieferung an das Reichsvikariat ist zwar das Interesse der Parteyen, die hierunter zu leiden hatten, augenscheinlich benachtheiliget worden; allein der Hr. Vf. gestehet selbst ein, dass gewisse Formalitäten bey der Requisition der Acten nicht beobachtet worden; durch dergleichen Versehen geräth nun bey unserer deutschen Verfassung oft der Fortgang der wichtigsten Geschäfte in Stockung; diese lässt sich nun weder durch Streitschriften, noch durch die allzubuchstäbliche Vertheidigung der Gesetze, am besten hingegen durch eine feine und geläuterte Politik hemmen, wobey freylich ein geschmeidiger Hofmann insgemein schneller und glücklicher als ein ganzes Rechtsgelehrten-Collegium durchgreifen kann.

Pädagogik. *Berlin*, b. Unger: *Einige Recepte wider Langeweile in kleinen Schulen.* Ein Neujahsgeschenk für Schulmeister, von *J. H. Lorenz*, Prediger in Biesdorf. 16 S. 8. 1790. Der Vf. will, nach kluger Aerzte Weise nur wenig auf einmal geben, macht uns aber für die Folge auf ein mehreres Hoffnung. Der Recepte sind diesmal drey. Das erste: Der Schulmeister hat in der Schule Langeweile. Das 2te. Die Kinder haben in der Schule Langeweile. Das 3te. Man muss die Kinder beschäftigen. Hier der Anfang des ersten Recepts. „Unsre Seele „ist ein *beständig* thätiger Geist, und will immer etwas zu thun „haben. Wenn ihr also Gegenstände fehlen, womit sie sich be„schäftigen könnte, so entstehet Langeweile. Dies erfahren sehr „oft die Lehrer in kleinen Schulen bey ihrem Unterichte. Wenn „sie die Kinder lesen lassen, haben sie kein Buch in den Händen, wo„rinn sie nachlesen könnten etc." Sollten die Schulmeister, denen diese Recepte nützen könnten, diese Sprache verstehen, die dem Rec. gesucht und preciös zu seyn scheint? Es scheint ihm auch ein ganzer Bogen zu viel zu seyn, um den Rath zu geben, dass man die Kinder in der Schule beschäftigen muss.

Erbauungsschriften. *Breslau*, b. Löwe: *Tod und Begräbnis des Johannes verglichen mit dem unsrigen*, Am Gedächtnistage der Enthauptung Johannis gepredigt, und zum Besten der Stiftung des Breslauischen Prediger-Wittwenhauses dem Druck übergeben, von *Hermes* jun. Probst etc, 16 S. 8. 1790.

Breslau, gedruckt mit Kreuzers Schriften: *Zur Beruhigung bey einer nicht ganz fröhlichen Erndt-Feier.* Als zweyter Versuch zum Behuf des Prediger-Wittwenhauses zu Breslau, mitgetheilt von *Hermes* jun. 16 S. 8. 1790.

Hamburg, (wird zum Besten der Armen verkauft.) *Ueber wahre, christliche Mildthätigkeit, als eine Aussaat auf die Ewigkeit*; in Beziehung auf das Armenwesen der Stadt Harburg. Eine Predigt am funfzehnten Trinitatisfonntage, 1790. von *Karl August Moriz Schlegel*, Archidiaconus in Harburg. 32 S. 8. 1790.

Wenn Gelegenheitsschriften, welche die Beförderung irgend eines wohlthätigen Instituts zur Absicht haben, schon deswegen eine besondere Empfehlung verdienen, so sind vorzüglich diesen 3 Predigten recht viele Leser zu wünschen, weil die Gegenstände der Liebe, womit sie sich beschäftigen, gewiss die gemeinnützigsten sind. Diese Predigten kaufen, ist also ein Beytrag zur Erreichung edler Absichten; und sie gelesen zu haben, wird, wie wir im voraus überzeugt sind, niemanden gereuen. No. 1. u. 2. sind in der bekannten Hermesischen, und No. 3. ist in einer recht guten, dem Kopfe und Herzen des Vf. Ehre machenden Manier.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags den 21 März 1791.

SCHÖNE KÜNSTE.

PARIS, b. Buisson: *Alcibiade. Enfant*; orné des Planches en taille douce. Premiere Partie. 248. p. *Alcibiade, jeune homme*, II. P. 264. p. *Alcibiade, homme -' fait*. III. P. 224. p. *Alcibiade, Vieillard*. IV. P. 170. p. 1789. 8.

Wir find nichts weniger als unempfindlich gegen die mannichfaltigen Schönheiten des deutschen Alcibiades, aber auch nicht blind für die nicht weniger zahlreichen Unvollkommenheiten desselben, worunter wir die durchgehends gesuchte, antithesenreiche und undialogische Sprache oben an setzen müssen. Die öftere Ermattung der Aufmerksamkeit gleich bey der ersten Lectüre liessen keinen Zweifel, dass das schwache Interesse des Ganzen, und besonders der letztern Hälfte, durch einen raschern Gang und gedrängtere Erzählung, durch die Verwerfung ganz entbehrlicher, und Verkürzung zu gedehnter Scenen sehr viel gewonnen haben müsste — und durch diese französische Nachbildung finden wir uns in dieser Ueberzeugung durch den Augenschein bestärkt. Hier ist jenes alles geschehen, wenigstens so, wie es für *Franzosen* geschehen musste. Doch selbst diese, nur für den Pariser Horizont berechneten, Aenderungen würden Hrn. *Meissner* manchen lehrreichen Fingerzeig geben, wenn er sich von der Nothwendigkeit und Verdienstlichkeit einer ähnlichen Umarbeitung seines Werks für Deutsche überzeugen könnte. Der ungenannte französische Vf., wofür einige den bekannten *Mercier* ausgeben, urtheilt mit Einsicht und Billigkeit von dem Originale, und von seiner eignen Arbeit mit Bescheidenheit. „Je déclare d'avance, que toutes les idees appartiennent à Mr. *M.* et je n'y réclame que le trés-petit mérite de les avoir quelquefois resserrées, et d'avoir cherché á adapter au gout de notre Nation l'Ouvrage qu'il a composé pour la sienne." Auch die Gründe für seine Veränderungen wird man nicht unbefriedigend finden. Nur selten ist er wörtlicher Uebersetzer, gewöhnlich freyer, und zwar sehr freyer Nachahmer. Am allerwenigsten hat er sich, und uns dünkt, mit Recht, im vierten Theile an sein Original gehalten, wo die immer wiederkehrenden, einförmigen, kriegerischen Vorfälle schon die Geduld eines zum Ausharren gewöhnten Deutschen ermüden, und, man kann sich leicht denken, was für eine Wirkung auf den lebhaftern Franzosen gethan haben würden. Dieser vierte Theil ist fast ganz eigne Arbeit des Ungenannten. Verschiedene von diesen Scenen, besonders die, welche die Anklage und Verurtheilung des Socrates betreffen, sind ungemein wohl gerathen, aber freylich nur Episoden, die in sehr schwacher Verbindung mit der Hauptgeschichte stehen: und in so fern möchte der Vf. wohl nicht das rechte Mittel gewählt haben, *pour sautenir le quatrieme au niveau des trois autres*. Warum mussten es eben *vier* Bände seyn? — Von der Manier und dem Stil des französ. Vf. verstattet der Raum nur einige kleine Proben.

1. Th. S. 6.	T. I. p. 3.
Der Rache des beleidigten *Ehrgeizes* entgeht man *selten*; der Rache vernachlässigter *Liebe nie*. Je länger sie schlummert, desto lebhafter erwacht sie. Auch Klinias erfuhr dies! der vierzigjährige Mann fühlte in aller Jugendglut das, was er als Jüngling hätte fühlen sollen.	On parvient à comprimer la nature, mais jamais à l'etouffer; plus elle reste longtems assoupie, plus elle est vive à son reveil: c'est ce qu'éprouva ce guerrier quadragenaire. A l'instant qu'il y songeoit le moins, l'etincelle tardive s'alluma et tout son coeur fut enflammé.
S. 12. Jetzt erst bekam das *Entzücken* des Klinias die *Kraft der Sprache*. — „Tochter der Grazien, rief er, was du mir gabst, war *unendlich* viel. Aber *freylich — freylich genügt* es mir *Ungenügsamen* nicht! *Freylich* bist du es selbst, um die ich bitte.	S. 9. O fille des graces, s'écria-t-il, ce que tu viens de me donner est l'ambroisie pure; mais c'est encor trop peu pour mon coeur. C'est toi, c'est toi-même que je demande,

Es begegnet Hrn. *M.* nicht selten, dass er durch allzu üppige Wortfülle die Wirkung eines schönen Zuges schwächt. Die Amme des Alcibiades machte ihm einst den Vorwurf, er beisse wie ein Weib. „O, dass ihr gesehn hättet, wie schnell sich hier seine Farbe verwandelte! Eine Thräne — als widerführe ihm der grösste Schimpf — trat in sein *Auge*, das sich so gleich wieder *fasste* (!) Wie ein Weib? sprach er; *du hättest wohl noch passender sagen können*, wie ein Löwe." Wie viel besser im Französischen: Comme une femme! je te mordrai comme un lion. —— Rec. gehört gewiss nicht unter die übertrieben ängstlichen Sittsamkeitspedanten; allein er kann nicht bergen, dass manche Stellen des deutschen Alc. ihm gegen die Gesetze der wahren Delicatesse zu sündigen scheinen. Alle diese hat der franz. Vf., der überhaupt durchgängig feinen Tact verräth, ganz hinweggelassen, oder den Anstoss, oft durch sehr glückliche Aenderungen gehoben. Nur ein Beyspiel. Alcibiades wird in seiner Liebe zu Aspasien dringend; sie ist im Begriff sich zu ergeben; doch auf einmal will sie sich losreissen. Alc. hält sie zurück, „Ich flieh dich nicht! ich kehre zurück! „ruft sie aus, und nun lässt sie Hr. *M.* hingehn und — die Thüre verriegeln! Rec. gesteht, dass ihm dieser Zug unerträglich ist. Im französ. sagt Aspasia

Etourdi! *va* donc au moins fermer les portes! Es ist wirklich zu bedauern, dass selbst manche unsrer guten Schriftsteller auf solche Dinge, die man in Werken des Geschmaks fälschlich Kleinigkeiten nennt, so gar wenig achten. — In Paris muss man die Idee eines *vierzigjährigen Greises* nicht so widersinnig finden, als in Deutschland, sonst würde der Vf. das Wort *Vieillard* gewiss nicht gebraucht haben, bloss wie er sagt, *pour marquer les dernières années d'Alcibiade.*

Leipzig, b. Klein: *Unterweisung für Anfänger beyderley Geschlechts im Zeichnen, auf die fasslichste und leichteste Art vorgestellt*, von *Johann Salomon Richter.* Erster Theil, in 12 Blättern in Fol.

Diese zwölf Blätter vermehren in der That den Ueberfluss elender Zeichnungsbücher, den wir schon besitzen. In der Vorrede sagt der Vf., es sey seine Abendarbeit, die er in diesem Buche den Anfängern reichen wolle. Sollte nun ein zweyter Theil folgen, so wünschen wir, dass es Tagesarbeit seyn möge, die dann vielleicht etwas besser ausfallen wird. Die grosse Härte, mit welcher alles gestochen ist, gehört, besonders bey einem Buche für Anfänger, nicht unter die unbeträchtlichsten Fehler. Auf der neunten Tafel findet sich eine anti-Preislersche Eintheilung des Kopfes, über deren Erfindung der Vf. einigen Stolz verräth.

Berlin, b. Vieweg: *Epigrammenlese, oder Sammlung von Sinngedichten aus den vorzüglichsten ältern und neueren Epigrammatisten der Deutschen; nebst einem Anhange über das Epigramm.* 1789. (17 B. in klein 8.)

Der Herausgeber ist, wie er im Vorberichte sagt, schon vor mehreren Jahren Willens gewesen, eine Blumenlese deutscher Sinngedichte zu sammeln, sie nach chronologischer Ordnung der Verfasser, auf einander folgen zu lassen, und die Theorie dieser Dichtungsart, verbunden mit einer Geschichte derselben, voran zu schicken. Schade, dass dieser Plan nicht ausgeführt worden ist! Eine solche Sammlung würde uns noch viel wilkommener gewesen seyn, als die gegenwärtige, die nur eine Nachlese dessen enthält, was in unsern bisherigen Sammlungen nicht enthalten ist. Indess muss man ihm doch auch für diese danken, da sie mit ziemlicher Auswahl gemacht ist. Nur bey sehr wenigen haben wir uns gewundert, warum der Herausgeber sie aufgenommen hat, z. B. S. 21. das Epigr. No. 56. und einige andre. Es scheint, der Herausg. hat hin und wieder an der Urschrift geändert, die indess fast immer dadurch gewonnen hat. — Diese Nachlese ist in vier Perioden abgetheilt; die erste von Opitz bis Hagedorn, enthält 184 Sinngedichte; die 2te, von Hagedorn bis Lessing, 122; die 3te von Lessing bis Goekingk, 107; die 4te von Goekingk bis Hensler, 129. Die Epigrammen eines jeden Dichters folgen zwar auf einander, (diess ist indess nicht einmal angezeigt,) und da, wo die eines andern Dichters anfangen, ist ein Strich zum Unterschiede gemacht; allein wir sehen nicht ein, warum nicht der Herausg. jeder Unter-Abtheilung den Namen des Vf. vorgesetzt hat, welches eine so kleine Mühe gewesen wäre, und dem Leser das Vergnügen gewährt hätte, immer zu wissen, von wem das Sinngedicht sey. — Der Anhang über das Epigramm geht von S. 173 bis 266. Wir fanden hier aber etwas anders, als wir eigentlich suchten. Nur die 5 ersten Seiten beschäftigen sich mit den verschiedenen Erklärungen der Kunstrichter vom Epigramm, und wie diese Dichtungsart unter andern Nationen bearbeitet worden. Dann folgen kurze Biographien und Charakteristiken von folgenden Dichtern, aus deren Gedichten diese Nachlese entstanden ist: *Opitz, Logau, Wernike, Tscherning, Olearius, Hagedorn, Kleist, Kästner, Ewald, Lessing, Gockingk, Blum, Pfeffel, Hensler,* — Von Hrn. v. *Ewald* wird hier gesagt, (S. 237.) dass sein jetziger Aufenthalt nicht auszumachen sey; einigen Nachrichten zu folge solle er schon seit vielen Jahren in Italien leben. Sollte denn keiner von den vielen Lesern der *A. L. Z.* etwas bestimmteres von diesem unserm schätzbaren Landsmanne zu melden wissen? Ohnstreitig würde der, welcher genauere Nachricht von seinen Schiksalen seinem und Aufenthalt zu geben wüsste, sich viele Leser verbinden.

Schmiedberg, b. Krahn: *August Wilhelm Leopold von Rahmelt sämtliche Gedichte.* 1789. (1 Alph. 1 B. gr. 8.) (1 Thlr.)

Der Hr. Vf. erzählt S. 202. einige Lebens-Umstände von sich. Sehr jung ist er in das Cadetten-Haus nach Berlin gekommen, wo Hr. Prof. *Ramler* zuerst dass schlummernde Gefühl für das Schöne in seinem Busen geweckt hat. Aber bald darauf ward er als Fähnrich bey ein Regiment gesetzt, dessen Chef oder Commandeur, (der Vf. erklärt sich nicht deutlich darüber,) den Musen eben so gefährlich war, als die Inquisition in Spanien dem Ketzer ist. Vierzehn Jahre hat er in dieser ecclesia pressa zugebracht. Er dient noch jezt als Subaltern-Officier.

Rec. vermuthet sich immer nicht viel gutes, wenn ein neuer Dichter gleich zum ersten male mit einem ganzen Alphabet Gedichte auftritt, und auch diessmal ist seine Vermuthung so ziemlich bestätiget worden. Es ist in dieser Sammlung nicht alles schlecht; vielmehr hat der Vf. gute Anlagen zur ernsthaften Satire und zum Lehrgedicht. Epigrammatischer Witz ist hingegen nicht sein Talent, daher denn auch unter der grossen Menge seiner Sinngedichte, kein einziges vortreflich ist; kaum sind ein Paar gute darunter; die übrigen alle schlecht. Um völlig gute lyrische Gedichte zu machen, muss man Sprache und Versification sehr in seiner Gewalt haben; beides ist aber bey dem Vf. noch nicht der Fall. Indes fehlt es den Gedichten dieser Art nicht an einzelnen guten Zügen, z. B. in dem Liede (*Ode* nennt es der Vf.) *an den Pantoffel*, und in dem: *an den Wind.* Liebe für Religion und Tugend athmen viele dieser Gedichte, in denen überhaupt ein guter moralischer Charakter liegt. Desto mehr hätte Rec. gewünscht, dass der Vf. sich solcher

Scherze

Scherze, wie S. 118., und einiger in den Sinngedichten vorkommenden Zweydeutigkeiten, enthalten hätte.

Dem Vf. scheint es ganz an einem kritischen Freunde gefehlt zu haben, sonst würde er nicht solche Sprachfehler, wie die folgenden, haben stehen lassen: S. 53. Ausgespeit, S. 87. Z. 14. für, st. vor, S. 204. erwachte über *mir* der Groll; S. 215. frug, st. fragte; umfäst f. umfasst. Der unreinen Reime kommen nur wenige vor, doch findet man schlafen mit schaffen, weg mit keck, gereimt. Noch fehlerhafter ist es, Polidor mit Amor zu reimen, wie S. 253; oder Zusammenziehungen wie Orig'nal, S. 358. Wenn endlich der Dichter sich einmal für die Strophen seines Liedes ein bestimmtes Silbenmaass verschreibt: so muss er diess auch beobachten. Allein in des Hrn. V. Sammlung ist nicht selten davon abgegangen, als S. 48. 2te Z. der letzten Strophe; S. 81. 3te Z. der 2ten Str.; S. 13. 4te Str.

Um von der Versification des Vf. eine Probe zu geben, setzen wir das Lied S. 148. her, das dem Rec. unter den Liedern am besten gefallen hat.

An eine Freundin,

bey Uebersendung eines Stück Leinwands zu Windeln.

Fessle früh mit diesen Schnüren
Einen Amor jung und klein,
Thränen müssen Dich nicht rühren —
Freundin! lass den Losen schrein!

Kommt er einst herausgeflogen,
Wird er männlich, kühn und gross;
Dann geht er mit Pfeil und Bogen
Auf der Mädchen Herzen los.

Doch verdanken eine Schwester
Dir die Grazien einmal —
Freundin! binde sie noch fester —
Ach! sie droht noch herbre Qual.

Gleichen würde sie Helenen,
Setzen jedes Herz in Brand;
Rollen würden Ströme Thränen
Oft auf ihre Schwanenhand.

Doch nach ihrer Schwestern Bilde,
Schaffe nur ihr Herz noch klein —
Mitleid, Dankbarkeit und Milde;
Senk in ihren Busen ein.

Schmiegen wird dann selbst der Weise
Sich *mit Wollust* in ihr Joch —
Wird am Ende seiner Reise
Segnen seine Laufbahn noch.

Man sieht, dass dem Liede noch manches fehlt, um völlig correct zu seyn. Die Inversionen, die in kleinen lyrischen Gedichten dieser Art, eine so üble Wirkung thun, sind bey dem Vf. nichts ungewöhnliches und oft läst er die Hülfswörter selbst da aus, wo sie durchaus nicht fehlen dürften, denn nicht selten wird bey ihm der Sinn dadurch dunkel.

Folgende kleine Fabel ist zwar etwas correcter versificirt, aber die Erfindung ist in dieser, so wie in den übrigen, nicht weit her.

Der Hecht und der Aal.

Die Angel wirft ein Fischer übers Boot.
Viel schöne Würmer hangen dran.
Ich danke für diess Abendbrod!
So spricht ein Hecht, der weiter sann.
Warum verschmähst du diese Speise?
Frägt ihn ein Aal ganz in der Still,
Weil ich, versetzt der Hecht ganz leise,
Nicht selbst mich fressen lassen will.

O denke, wenn dir Höfe winken,
An das, was hier ein Hecht dich lehrt.
Wo Silber, Gold und Sterne blinken,
Da blinkt auch oft ein blankes Schwert.

Da der Hr. Vf. in einem Stande lebt, worin er Musse hat, seine Neigung zur Poesie zu befriedigen, so wünschen wir, dass er Satire und Lehrgedicht allein zu seinem Felde sich wählen möge. Ohnehin wird diess von den Deutschen izt fast gar nicht bebauet. Mit Vergnügen hat Rec. in den von dem Hn. Vf. gelieferten Proben, glückliche Anspielungen auf Geschichte dieses Jahrhunderts, und auf jetzt lebende Personen, bemerkt. Nur muss er mehr für correcte, edle Sprache sorgen.

LITERARGESCHICHTE.

ULM, in Komm. der Stettinischen Buchh. *Verzeichniss alter Druckdenkmale* der Bibliothek des uralten *Benediktiner-Stifts zum h. Mang in Füessen.* Mit literarischen Anmerkungen begleitet von *Joseph Maria Helmschrott*, Bibliothekar 1790. XXVIII. S. Vorr. 1. Th. 236. S. 2. Th. 123. S. 4. 3 Fl.

Abermals ein schätzbarer Beytrag zur ältern Bücherkunde von einem thätigen Gelehrten, der sich zu diesem Geschäfte, wozu nur wenige Lust, noch weniger aber die nöthige Geschicklichkeit haben, durch das vor uns liegende Werk, hinlänglich legitimirt hat. Schon die Vorrede, die einen helldenkenden Mann verräth, erweckt für denselben das günstigste Vorurtheil. Um die seinem Stifte, so wie andern Klöstern gemachten Vorwürfe, wo nicht ganz zu widerlegen doch einigermasen zu entkräften, schildert er, den literarischen Zustand desselben, bis auf die neuern Zeiten und sucht sowohl aus dem vorgefundenen Büchervorrath, als aus andern Documenten zu beweisen, dass man das Feld der Wissenschaften in demselben nie ganz vernachlässiget habe; und in der That verrathen die, besonders aus dem 15. 16 u. 17. Jahrhunderte vorhandenen, und von dem Hn. Vf. zum Theil angezeigten Bücher Männer, die den Wissenschaften

ten gewifs nicht abgeneigt gewefen feyn müffen. Auch an Handfchriften fehlt es diefem Klofter nicht, wie wohl daffelbe das Unglück hatte, die älteften und fchätzbarften derfelben, die, wie Hr. H. fagt, *in der Hälfte des jetzigen Jahrhunderts einem grofsen und bekannten Gelehrten*, auf Treu und Glauben gegeben —, von demfelben aber nie wieder zurück gefchickt worden waren, zu verlieren. Schande für diefen *grofsen Gelehrten*, er fey auch wer er wolle! In den neuern Zeiten ift die Bibliotheck, durch die rühmliche Fürforge der Prälaten, befonders des gegenwärtigen, immer mit den beften und wichtigften Werken bereichert worden. Die ganz vortrefliche Anftalt, welche die *Niederfchwäbifche Congregation* vor kurzem getroffen hat, vermöge welcher in den fämtlichen Klöftern, eine zweckmäsfigere Einrichtung der Studierzeit und des Chorgebetes eingeführet, der mitternächtige Chor ganz aufgehoben worden u. f. w. fetzet die würdigen Männer diefes Stiftes nun auch in den Stand, den nützlichften Gebrauch davon für fich und andere zu machen. Das Verzeichnifs felbft enthält im erften Theil diejenigen Bücher, welche mit einer Anzeige des Druckjahrs u. f. w. verfehen find, nach chronologifcher Ordnung. Die Befchreibungen der Bücher find durchgehends zweckmäfsig und fo eingerichtet, dafs nichts Wefentliches übergangen worden ift. Viele, die fchon von andern z. B. Hrn. *Seemiller, Braun, Panzer, Zapf* u. a. in ähnlichen Werken hinlänglich befchrieben worden find, werden, zur Erfparung des Raums, mit nöthiger Zurückweifung auf gedachte Schriften, nur ganz kurz angezeigt, welches fehr zu loben ift. Wir theilen hier nur einige wenige Bemerkungen mit, blofs als Beweifs, dafs wir diefe Befchreibungen mit Aufmerkfamkeit durchgelefen haben. Die S. 14. N. 25. 26. angezeigte äufserft feltene Ausgabe von Jul. Caefar. Comment. ift ficher aus der *Heinrich Eggenfteinifchen* Preffe gekommen, und alfo nicht von *Arnold Terhurrnen* zu Cöln, wie *Crevenna* vermuthet hat. Rec. hat fie felbft in Händen gehabt, und genau unterfucht. Das voranftehende Leben des Jul. Caefar, dafs fich auf der 1ten S. des 82 Bl. endiget, wird dem *Julius Celfus* zugefchrieben. *Graevius*, der in der Vorrede zu feiner Ausgabe von 1697. 8. von diefer Seltenheit Nachricht giebt, hat gedachtes Leben abdrucken laffen S. 19. u. f. führt der Hr. Vf. einige Gründe an, die ihn veranlaffen, an einer *eigenen Druckerey*, die das Klofter *zu S. Ulrich und Afra* in *Augfpurg* gehabt haben foll, zu zweifeln. Nach feiner Meynung hat das Klofter blofs die Koften zu dem Druck derjenigen Bücher, die demfelben insgemein zugefchrieben werden, hergefchoffen. Rec. will nichts entfcheiden: doch ift es ihm allezeit bedenklich gewefen, dafs gerade diejenigen Bücher, welche diefer Klofterdruckerey zugeeignet werden, in Anfehung der Typen von einander abweichen, woraus beynahe folgen mufs, dafs das Klofter von den damals beftehenden Druckereyen eine nach der andern an fich gekauft hätte. Auch ift diefes fonderbar, dafs fich diefe Klofterdruckerey nie genannt hat, welches doch von andern Druckereyen in Klöftern gefchehen ift. S. 40. wird Hn. *Brauns* Vermuthung, dafs *Ludwig Hohenwang* zu *Augfpurg* gedruckt habe, wiederholet. Rec. glaubt Gründe zu haben, diefen Drucker in *Ulm* zu fuchen. S. 42. vermuthet Hr. *H.*, dafs die Ausgabe von *Wolfr. von Efchenbachs* Heldengedichten von 1477 eher aus *Johann Mentelius* als aus *Günthers Zainers* Preffe gekommen fey. Und in der That haben auch die Mentelifchen runden Typen viel ähnliches mit jenen. Doch ift auch einer Ausgabe von *Ifidori Etymologico* ohne Jahr mit diefen *Mentelifchen* Typen vorhanden. S. 64 u. f. wird ein merkwürdiges Fragment eines 1481 zu Nürnberg gedruckten Kalenders befchrieben. Das S. 87. angeführte und 1487 zu Bamberg von *Joh. Senfenfchmid* gedruckte *Miffale Ecclef. Frifing.* ift bisher ganz unbekannt geblieben. Dafs *Joh. Bämler* noch 1495. gelebt habe, beweifet ein S. 156 von demfelben angezeigtes Buch. Die in dem *zweyten Theil* diefes Verzeichnifses befchriebenen Bücher, hat der Hr. Vf. nach den Druckern, denen fie insgemein zugefchreben werden, geordnet. Nur möchten bey den Schriften, die dem *Chriftoph Valdarfer* zu *Mailand* S. 46. u. f. zugetheilt worden find, noch manche Zweifel ftatt finden können. Rec. kennt verfchiedene Bücher, die mit eben diefen Typen gedruckt find, und die fich befonders durch die Figur der *S.* unterfcheiden, die aber doch *Valdarfern* unmöglich zugeeignet werden können. Erlaubte es der Raum, fo würde diefes leicht zu beweifen feyn. Die *Gr.* und *Mich. Reyferifchen* laffen fich leicht unterfcheiden. Die S. 75. u. f. von N. 166 — 172 angezeigten, mit römifchen Typen gedruckten Werke, hat Rec. fämmtlich nebft noch verfchiedenen andern vor Augen gehabt. Sie unterfcheiden fich durch die fonderbare Figur des Buchftaben *R*, auch des *N.* Der Drucker, den Rec. aller angewendeten Mühe, bisher noch nicht mit Gewifsheit entdecken konnte, mufs einer der wichtigften der damaligen Zeit gewefen feyn, weil es meiftens grofse Werke find, die feine Preffe lieferte. Vielleicht war es *Johann Mentelin* zu Strafsburg? Die S. 83. angezeigte Ausgabe von Ptolem. Cosmogr. ohne Jahr, verdiente mit der *Ulmer Ausgabe* von 1482. verglichen zu werden. Hoffentlich wird das von Hn. *H.* befchriebene Exemplar complet feyn. Zum bequemern Gebrauch ift ein doppeltes Regifter über die Drucker und Verfaffer beygefügt worden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 22. März 1791.

SCHOENE KÜNSTE.

GOTHA, b. Ettinger: *Gedichte von Friedrich Wilhelm Gotter.* Zweyter Band, 1788. 518 S. in 8. mit 2 Kupfert. von Chodowiecki.

Dieser Band enthält 1) *die* bereits bekannten und aufgeführten *Uebersetzungen* des Vf. von Voltairens *Oreste, Merope* und *Alzire.* Man weiss, dass sie metrisch, die des *Orest* (Hr. Gotter giebt dieses Stück, wir wissen nicht weshalb, unter der Aufschrift *Electra*, da es sein Vf. von der Hauptperson der Handlung *Orest* nannte,) und der *Alzire* sogar in Reimen gearbeitet sind. — Der Vf. konnte bey der jetzt herrschenden Stimmung des theatralischen Publikums ahnden, dass seine Bearbeitung und Empfehlung französischer Trauerspiele für die Aufführung unter uns auffallen, und die gedoppelte Frage in Anregung bringen würde: 1. ob denn wohl das französische Trauerspiel seinem ganzen Charakter, Geiste und Tone nach einen günstigen Einfluss auf den Geschmack der Deutschen haben könne, und würdig sey, unsere Nation mit Interesse zu vergnügen; 2. ob besonders Versification und Reim, welche demselben wesentlich sind, ohne Beleidigung des Sinnes für Wahrheit und Natur wieder eingeführt werden können? Die Vorrede ist bestimmt, dieselben zu beantworten. Der Vf. ist weit entfernt, jenen blinden Enthusiasmus für das französische Trauerspiel zu hegen, wovon noch immer so viele deutsche Herren und Damen irregeführt werden; er ist lebhaft von den Mängeln überzeugt, die Lessing und nach ihm mehrere scharfsinnige Kunstrichter an einzelnen französischen Trauerspielen in Rücksicht auf die zu ängstliche Beobachtung conventioneller Regeln gerügt haben. Er stimmt ganz in die Behauptung ein, dass die dramatischen Meisterstücke, die wir theils vom Shakespeare auf unser Theater übergetragen, theils einigen unserer vortrefflichsten Köpfe zu danken haben, reichhaltiger an Dichtungskraft, Menschenkenntniss und Philosophie sind, und eben darum ungleich tiefer wirken können, als die besten Stücke der Franzosen. Allein er ist darum nicht partheyisch gegen die ganze Manier der französischen Tragiker, findet vielmehr in derselben Vollkommenheiten, welche ihr den gerechtesten Anspruch auf das Interesse jeder gebildeten Nation geben, und glaubt besonders, dass das deutsche Publikum durch gute Aufführung der besten französischen Trauerspiele, weder in seiner Geschmacksbildung zurückgehen, noch an wahrem Vergnügen verlieren werde. Rec. kann nicht anders, als dem Vf. beystimmen, wenn er darüber klagt, dass man die Intoleranz gegen die tragische Muse der Franzosen bis zur Ungerechtigkeit getrieben habe. Vielleicht haben selbst einige grosse Kritiker der Deutschen diese Ausschweifung durch den unwürdigen Ton verursacht, welchen sie sich gegen die berühmtesten französischen Tragiker erlaubten; vielleicht ist sogar Lessing hierinn nicht von allem Vorwurfe frey. Der Grundfehler des französischen Tragikers scheint Rec. darinn zu liegen, dass er beym Dichten und Darstellen die Sphäre des dramatischen Gegenstandes seiner Phantasie von der Sphäre seiner eigenen Individualität nicht gehörig sondert, und durchaus die Rührung *seiner* Empfindsamkeit auf die Darstellung Einfluss haben lässt, *sein* Gefühl (welches hier ganz aus dem Spiele gelassen werden soll,) in derselben zugleich ausdrückt; daher die idealische Ausbildung so vieler Charaktere, daher der unnatürlich erhöhte Styl des Ganzen und die ununterbrochene Sprache der Begeisterung, selbst bey kältern Situationen, daher der Gebrauch des Sylbenmaasses, welches, psychologisch betrachtet, für das Drama gar nicht passt, daher die unnöthige Ausdehnung handlungsarmer Scenen, daher die Einwebung von Sentenzen, welche den handelnden Personen unmöglich einfallen konnten, mit einem Worte, das beständige Durchschimmern des Dichters in der ganzen Composition des Werks. Ein anderer vorzüglicher Fehler betrifft diejenigen Trauerspiele, wo der vaterländische und bürgerliche Charakter der Personen auf die Handlung einen wichtigen Einfluss hat. Rec. kann es nicht in allen Fällen tadeln, wenn der französische Tragiker die Nationaleigenthümlichkeiten der Personen verwischt, und nur mit allgemeinen Zügen der Menschheit zeichnet; denn wie wenige vom theatralischen Publicum besitzen die Fähigkeit und Kenntniss, jene zu fassen, und sich in Charaktere zu versetzen, welche durch sie individualisirt sind. Allein sobald die ganze Handlung eines Stücks oder ein Theil derselben ohne den vaterländischen und bürgerlichen Charakter der Personen nicht begriffen werden kann, hält er es für nothwendig, die Züge desselben vollständig und anschaulich darzustellen. Von dieser Seite scheinen ihm die französischen Trauerspieldichter in den meisten Fällen zu fehlen; allein bey diesen und mehrern andern hier nicht anzuführenden Mängeln besitzt das französische Trauerspiel einige Vollkommenheiten, wegen deren es sich gewiss vor den meisten tragischen Theatern der Neuern erheben kann. Wir haben hier nicht etwa die Regelmässigkeit im äussern Zuschnitte, die Beobachtung der berühmten Einheiten und ähnliche kleinliche Vorzüge im Sinne; wir meynen die Einheit und Homogeneität der Empfindungen, welche durch dieselben erregt werden, eine Vollkommenheit, welche eben so sicher für die Seelenkunde der Dichter jener Nation bürgt, als

als die bunte Heterogeneität der Empfindungen, welche so manche neue deutsche Tragödien erregen, für den unphilosophischen Geist ihrer Verfasser, ferner die feine Delicatesse in der Entfernung alles dessen, was die Hauptführung stören könnte; eine Vollkommenheit, welche keinesweges, wie Hr. G. annimmt, die Innigkeit und Stärke des Eindrucks hindert, sie vielmehr ausserordentlich befördert; endlich die Einheit und Harmonie des Stils, wovon man in neuern Tragikern nur einige wenige Beyspiele findet. Wenn wir alles dieses überrechnen, so können wir nicht anders, als in Hn. G's. Behauptung einstimmen, dass das französische Trauerspiel es nicht verdiene, vom deutschen Theater ganz verbannt zu werden, dass vielmehr gute Darstellungen davon dem Geschmacke unserer Nation sehr vortheilhaft seyn könnten. Vielleicht würden durch kritische Betrachtung der so verschiedenen Wirkungen gleich gut dargestellter englischer oder anglogermanischer und französischer Trauerspiele, mehrere Deutsche Genien gestimmt, durch Weglassung beyderseitiger Fehler und Vereinigung der eigenthümlichen Vollkommenheiten jeder Manier in ihren Werken, die liebenswürdige Mittelgattung unter uns einzuführen, welche die Ansprüche der Phantasie und des Geschmacks in gleichem Grade befriedigt, und der menschlichen Empfindsamkeit gewiss den edelsten Genuss giebt. — Was die Ursachen des unter uns gesunkenen Geschmacks am französischen Trauerspiele anbetrifft, so giebt Rec. Hn. G. vorzüglich die erste sehr gern zu: nämlich „die alten gereimten Uebersetzungen „wurden nach Verhältniss des täglich sich verfeinern„den poetischen Geschmacks völlig unbrauchbar, und „unsern Dichtern fehlte es entweder an Willen oder an „Vermögen, (??) ihnen ein modischeres Gewand zu „geben;" allein in die folgenden kann er unmöglich ohne Einschränkung einstimmen. Hr. G. führt den überhandgenommenen Geschmack an dem Unnatürlichen und Riesenmäfsigen Shakespeares und seiner Nachahmer an. „*Wir* suchten, sagt er, den erstaunenden Beyfall, mit dem jene Stücke allgemein aufgenommen worden, nicht in der Kunst, eine Reihe von Begebenheiten in ein grosses Ganzes zusammenzudrängen, und so zu ordnen, dass eine jede zu Erreichung eines gemeinschaftlichen Endzwecks beytrage; nicht in der unnachahmlichen Gabe, durch Entwickelung der geheimsten Falten des Herzens, die ansprechenden Saiten des unsrigen zu treffen, die Sprache dem Charakter, das Colorit der Situation anzupassen, und der immerfortschreitenden Handlung, durch glückliche Einflechtung kleiner, oft unbeträchtlichscheinender, oder mit dem Hapttone gewissermasen contrastirender Nebenumstände mehr Wärme, Abwechselung und Wahrscheinlichkeit mitzutheilen; *wir* suchten ihn in der Umstosung aller Regeln, in der Ueberladung an Personen und Vorfällen, Maschinerie und Gepränge, in der geschmacklosesten Mischung des Schrecklichen und Lächerlichen, des Schwülstigen und Pöbelhaften, in der Kühnheit, ungesehene Dinge in einer unerhörten Sprache vorzutragen." Ist denn diess wirklich erwiesen? So allgemein und ganz erwiesen, dass man es laut und hart sagen kann, ohne zu befürchten, ungerecht gegen seine Nation zu werden? Wer sind denn die *wir*? Der gebildetere Theil der Nation, oder der Pöbel, oder beide zugleich? Vom gebildeteren Theile wird es der Vf. doch nicht ohne Einschränkung behaupten; meynt er den Pöbel? dieser ist nicht Gebieter über das Schicksal der Theaterstücke, und in diesem Falle könnte man ja ebenfalls sagen: die französischen Trauerspiele haben vor der Shakespearischen Epoche Beyfall gefunden, weil der Pöbel die Reime liebe; meynt er den gebildeteren Theil und Pöbel zusammen, so weiss Rec. nicht, mit welchem Grunde er sich diese Zusammenwerfung erlaubt. Nein, wir wollen nicht ungerecht seyn, wollen zugestehen, dass vorzüglich *Wahrheit* und *Natürlichkeit* das deutsche Publicum an den Shakespearischen Stücken einnahmen, dass diese Eigenschaften es um so mehr in Enthusiasmus setzten, da sich von ihnen in den französischen Trauerspielen, besonders nach den deutschen Uebersetzungen, so wenig Spuren fanden, und dass dieser Enthusiasmus den Hauptantheil an der herrschend gewordenen Vorliebe für die englische Manier hat. Dass *viele* Deutsche gerade am Unnatürlichen und Riesenmäfsigen Shakespearischer Stücke Geschmack fanden, ist um nichts seltsamer, als dass es nun einmal in der Welt Thoren giebt, und dass zu *der* Zeit, wo unter Eckhof französische Trauerspiele aufgeführt wurden, viele Deutsche bloss über das Geklingel der Reime Thränen vergiessen konnten. Hr. G. provocirt auf die Kraftgenies und ihre Beliebtheit. Rec. ist kein Freund dieser Creaturen; ist aber überzeugt, dass ihre Anzahl und ihr Einfluss nie so gross war, um ein Geschrey zu verdienen, wie es so oft von unsern kritischen Tripoden erschallt. Die Ursache, welche Hr. G. in der Bequemlichkeit der Schauspieler findet, ist eben so wenig völlig gegründet. „Und die Schauspieler? sagt er: Wie hätten sie nicht die Gelegenheit ergreifen sollen, (das französ. Trauersp. gegen das Shakespearische zu vertauschen;) Lorbeeren einzuärndten, die ihnen gröfstentheils mehr Anstrengung der Lunge, als des Geistes kosteten?" Welche Schauspieler meynt Hr. G.? die Schauspieler von Genie und Kunst, oder die Stümper? Die Schröder, Reineckes, oder die Ilgener und Consorten? Meynt er die erstern, (und diese bestimmten in der That vorzüglich das Glück jener Stücke,) so wissen wir nicht, ob die Behauptung nicht etwas vermessen seyn sollte; der grosse Schauspieler fürchtet das schwerere Problem nicht; meynt er die letzteren, diese thun ohnehin nichts weiter, als Lunge und Hände anstrengen, und es ist ihnen gleich viel, in welchem Stücke sie es thun; das gereimte Trauerspiel ist ihnen indessen am willkommensten, weil sie es leicht memoriren. Welche aber auch von beiden G. meyne, so ist nur zu gewiss, dass für Declamation und Action das französische Trauerspiel das leichteste ist, dass der Schauspieler von Einsicht die Rollen der Voltairischen Helden insgesammt eher fasst und in der Darstellung erschöpft, als die einzige Rolle des *Hamlet* oder die des *Lear* oder des *Othello*. Bequemlichkeit der Schauspieler konnte also kein Grund des Uebergangs vom französischen Geschmacke zum englischen seyn. — Doch Rec. kehrt von dieser Abschweifung zurück, und fügt seiner Einstimmung in Hn. G. Empfehlung des französischen

fischen Trauerspiels nur die Einschränkung hinzu, dass ihm, wenn er auch tolerant gegen das Sylbenmass in Schauspielen seyn könnte, doch der Gebrauch des Reimes immer geschmacklos scheinen wird, und dass er es für eine Versündigung an der dramatischen Aufklärung in Deutschland hält, gereimte Stücke wieder einführen zu wollen.

Was die *Gotterische* Bearbeitung selbst anbetrifft, so kann man hier mit Wahrheit sagen, dass der Name des Vf. für ihre Güte bürge. Wir besitzen zwar von Hn. G. wenig grösere Werke, allein alles, was er geliefert hat, selbst jedes kleine, dem Inhalte nach oft minder bedeutende, Gedicht, ist in allen seinen Theilen mit dem reinsten Geschmacke ausgebildet, und in dieser Rücksicht nimmt er unter den wenigen klassischen Dichtern unsers Vaterlands einen ehrenvollen Platz ein. Man bemerkt an seinem Beyspiele, welche Vortheile der deutsche Dichter von einem kritischen Studium der französischen Literatur ziehen kann. Hr. G. wollte die in diesem Bande enthaltenen Voltairischen Stücke keinesweges nach dem unter uns jetzt herrschenden Geschmacke umwandeln, sie sollten französische Trauerspiele bleiben, den ganzen Geist und Charakter des tragischen Theaters der Franzosen beybehalten. Rec. würde hierinn das Verfahren des Vf. billigen müssen, und wenn er auch nicht mit ihm über das Interessante französischer Tragödien für unser Theater einig wäre. *Aecht französische* Trauerspiele werden Carricatur, sobald man sie anglisirt, oder anglogermanisirt. Sie müssen, wenn sie irgend nur den Mann von Geschmack befriedigen sollen, in ihrer Nationalmanier dargestellt werden. Eine grose Menge von Missgeburten für das deutsche Theater bearbeiteter französischer Stücke bestätigt diese Wahrheit. Hr. G. hat daher im *Ganzen* fast gar keine Veränderungen vorgenommen. Nur in der Merope finden sich einige, wie Rec. scheint, sehr zweckmäsige Abweichungen, welche die Organisation des Stückes selbst angehn. Der Ton des französischen tragischen Theaterstils ist in der Copie vollkommen wiedergegeben; ein gröseres und schwereres Verdienst, als viele glauben dürften. Jener Ton ist der zwar leicht zu treffende, aber nicht eben so leicht durch Werke von längerm Athem zu haltende, Mittelton zwischen der gangbaren Sprache des Lebens und dem lyrischen Stile. Ueberspannung desselben hat Rec. in keiner Stelle gefunden. Herablassung vielleicht in einigen Wenigen, z. B. S. 29:

— — o das Ungefähr
Ist Abentheurern hold; legt Sieger oft in Banden;
Und macht der Politik geprüfte Kunst zu Schanden.

Im Einzelnen hat der Vf. freyer gearbeitet, nicht bloss übersetzt. Er erlaubte sich nöthigen Falls Erweiterungen, Ausführungen interessanter Stellen und Züge, auch wohl kleine Aenderungen. Fast durchgängig verdienen sie Beyfall. So hat in der Elektra die bekannte Scene, wo Elektra den Aschenkrug Orests vor sich zu haben glaubt, in der Bearbeitung gewonnen. Hr. Gotter hat sie nach Sophocles geändert. — Eben so sehr hat in demselben Stücke die Scene gewonnen, wo Elektra den Orest erkennt; dies geschieht bey Voltaire etwas plötzlich, Hr. G. lässt es allmähliger geschehen. Einige Aenderungen indessen kann Rec. nicht ganz billigen. So scheint ihm in der Elektra die erste Scene des dritten Acts beym deutschen Vf. entstellt. In der 3. Sc. d. IV. A. scheint ihm ohne Grund, ja zum Nachtheile der Scene, Iphisens lebhafte Ahndung, der Fremde sey Orestes, gemildert. In der 5ten Sc. ebendesselben Aufzugs, wo Elektra den Orest als den vermeynten Mörder des Orests ermorden will, lässt Voltaire Oresten ihr in den Arm fallen; Hr. G. lässt durch ein Wunder, ihr den Arm sinken, und den Dolch entfallen. In der letzten Scene des Stückes lässt Voltaire den Muttermörder Orestes eine Reue ausdrücken, welche sich der Verzweiflung nähert, ohne doch seinen Verstand zu verwirren. Hr. G. stellt ihn als völlig rasend dar, und scheint hier der Wirkung des Stückes zu Begünstigung eines herrschenden Geschmacks der Deutschen zu schaden, den er selbst nicht billigt. — Viele Stellen sind fast wörtlich, und doch so schön übersetzt, dass man Hn. G's Genie, Fleiss und Geschmack in gleichem Grade bewundern muss. — Ausser den bearbeiteteten Voltairischen Stücken enthält dieser Band noch: 2) das bekannte *Melodram Medea,* in lyrisches Sylbenmaass gesetzt. Der Werth dieses Stückes *in seiner Art* ist anerkannt genug, und muss es immer bleiben, wie viel man auch gegen *die Art* selbst mit Grund einwenden kann.

PHILOLOGIE.

HANNOVER, b. Ritscher: *Erklärende Anmerkungen zum Homer,* von *J. H. J. Köppen. Dritter Band.* 1790. 334 S. 8.

Nach einer ausführlichern Anzeige der ersten Bände dieses Commentars über die Iliade bedarf die Fortsetzung weder einer umständlichen Beurtheilung, da wir uns bloss auf unser ehmaliges Urtheil zu berufen brauchen, noch einer besondern Empfehlung, die ihr der anerkannte Werth der erstern Bände von selbst giebt. Die Anmerkungen begreifen vier Bücher, IX bis XII, in sich. Wir könnten eine Anzahl vortreflicher Bemerkungen sowohl über den Wortverstand und die Aechtheit einzelner Stellen, als über den Geist des Gedichts, über alte Vorstellungsarten, Mythen, Vergleichungen, Episoden u. s. w. auszeichnen, die aber zu viel Raum erfodern würden, den wir zu einigen Erinnerungen aufsparen müssen. Der Hr. Vf. bemerkt an verschiednen Stellen, auf welcher Stufe der Cultur diejenigen stehen, welche Homer schildert. Einige Beyspiele vom Mangel an Cultur schienen uns doch so beschaffen zu seyn, dass nicht das, was der Vf. will, daraus folgen würde. Wenn ein Held in der Volksversammlung einen Vortrag hält, und nach der Vollendung desselben eine Zeit lang allgemeine Stille herrscht, so wird dies von dem Erstaunen über einen zusammenhängenden Vortrag, dergleichen der an Ideen dürftige Uncultivirte nicht anders als im Affect vorbringen könne, und von dem Unvermögen, das ganze der Rede schnell zu fassen, und darauf zu antworten, einzig hergeleitet, (zu Il. ι, 431.) Der Fluss der Rede, den wir bey so vielen Homerischen Helden bewundern, widerlegt den ersten Grund dieses Urtheils, und das Unvermö-

gen zu antworten folgt auch nicht aus dem Verstummen, welches Ehrfurcht, Bewunderung des Redners, Traurigkeit u. a. Ursachen zum Grunde haben kann, und einen jeden hinreissenden, erschütternden Vortrag zu begleiten pflegt. Auch *Klopstock* folgt in diesem Stück oft Homers Beyspiel, gewiss, ohne durch das Schweigen der bewegten oder in tiefe Gedanken versunknen Zuhörer Dummheit und Unwissenheit bezeichnen zu wollen! — Zu viel beweist auch, was der Vf. (zu Il. ϰ. 226.) bemerkt, der Uncultivirte übersehe sehr langsam die verschiednen Seiten einer jeglichen Sache; daher komme es, dass er gern mit andern Gehülfen ein Geschäft gemeinschaftlich betreibe, und dass er sehr überzeugt sey, *vier Augen sehen besser wie zwey!* Dieses würde beweisen, dass wir alle bey demselben Glauben eben so *uncultivirt* wären!

Ueber die grammatische Erklärung einzelner Stellen rechten wir auch da nicht mit dem Vf., wo wir seiner Meynung nicht seyn können. Il. ι. 225. folgt der Vf. der Lesart ἐπιδεύεις, die aber einen sehr unbequemen Sinn giebt, und der andern ἐπιδευεῖς nachzusetzen ist. V. 378. macht die Schwierigkeit, dass χάρος oder κῆρος vom *Tod* vorn kurz gebraucht wird, dass wir lieber lesen möchten: τίω δ' ἐ κηρός ἐν αἴσῃ. Den Beweis dafür, dass Phönix *verheirathet* gewesen, welches dem Vf. zu Il. ι. 486 offenbar scheint, vermissen wir; von seiner Vermählung findet sich nicht nur im Homer keine Spur, sondern sie ist auch nicht einmal wahrscheinlich, da er doch, zufolge der väterlichen Verwünschungen, nur einer kinderlosen Ehe, welche für ein grosses Unglück gehalten wurde, entgegen gesehen haben würde. Sehr gut hat der Vf. eingesehen, dass Il. λ, 26. δράκοντες τρεῖς ἑκάτερθε zu verbinden ist, welche an Agamemnons Harnische ὀρωρέχατο προτὶ δειρήν, d. h. nach unserm Erklärer, oben am Rande des Harnisches, statt eines Bandes, vom Rücken nach der Brust her liefen. Wir geben dem Vf. zu bedenken, ob nicht vielleicht folgende Erklärung; *Surgebant cervicum tenus s. sublato pectore* noch natürlicher und der Sache angemessner ist. Die Schlangen mit aufgerichtetem Halse standen einander wahrscheinlich gegen über im Kampfe. Wahrscheinlicher dünkt es uns auch, die Gorgo mit der Furcht und dem Schrecken in das mittelste und Hauptfeld des Agamemnonischen Schildes, nicht in ein entferntes Feld, zu stellen. Wir fühlen uns gedrungen, noch folgendes beyzufügen. Der Vf. hat oft glücklich in Heynens Geiste seinen Dichter erklärt; möchte er im Ausdruck auch Heynens gedrungene Kürze zu erreichen beflissen seyn!

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Ex C. Plinii Secundi Historia naturali excerpta, quae ad artes spectant.* Lectionibus academicis accommodata a *Chr. G. Heyne.* Ad calcem subjiciuntur ejusdem Annotationes. 64 S. 8. 1790.

Wir freuen uns über diesen angefangenen Auszug der Nachrichten von der alten Kunst aus der Naturgeschichte des Plinius, als den Vorboten eines künftigen Commentars darüber, auf den der Name der Vf. schon sehr begierig macht. Aus dem 34ten Buche, mit dem der Auszug sich anfängt, sind der Absicht des Hn. Vf. gemäss, alle die Abschnitte weggefallen, welche von dem Gebrauche der Metalle in der Medicin, ihrer Bereitung u. s. w. handeln; Sectio 22 bis 39, 44 — 46. und 50 bis zum Ende des Buchs. Was den kritischen Werth dieser Ausgabe betrifft, so zeigen wir jetzt nur überhaupt an, dass an vielen Orten die richtigere Leseart aus Mscr. und älteren Ausgaben in den Text selbst aufgenommen, die Interpunction verbessert, und eine zweckmässigere Abtheilung der Abschnitte, jedoch mit Bemerkung der Sectionen und Capitel, in den vorigen Edd. gemacht worden ist.

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Sämmtliche Briefe des Plinius, nebst dem Leben desselben. Zweyter Band.* Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von E. *A. Schmid.* 1789. 365 S. 8.

Das Verdienst der Richtigkeit und Treue hat diese Uebersetzung in vorzüglichem Grade, und als fortlaufenden Commentar können wir sie Lehrern und Schülern mit Ueberzeugung anpreisen. Nur die Politur, die Abgemessenheit des Ausdrucks, nach welcher Plinius so ängstlich strebt, ist noch lange nicht in der Uebersetzung erreicht. Die Sache hat ihre grossen Schwierigkeiten, die zum Theil selbst von dem verschiedenen Genius beider Sprachen abhängen. Doch lässt sich allerdings noch weit mehr hierinn leisten, und Hr. S. ist selbst der Mann, der es könnte. Proben und Beweise lassen sich ohne grose Schwierigkeit hier nicht geben. Die Anmerkungen sind nicht zahlreich, aber gut und zweckmässig.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Züllichau,* b. Frommanns Erben: *Dic, cur hic, oder lateinische Fibel zur allerersten Uebung des Lesens, Uebersetzens, Sprechens und Schreibens der lateinischen Sprache,* für di (die) unterste Klasse der lateinischen Schulen und den häuslichen Unterricht. Nebst einer Anweisung zum Gebrauche. 1790. gr. 8. Fibel 2 Bogen (2 gr.) Anweisung 2 Bogen (3 gr.) Diese Anweisung, die übrigens nichts neues enthält, muss man in der Schrift selbst sehen. Auffallen muss es indess, dass der Vf. bey der Rede von den *Versus memoriales,* die Worte schreibt: „Statt aller Vertheidigung der altfränkischen Mode, V. M. (d. „h. *Versus memoriales*) zu gebrauchen, sehe man Matth. XIII, „52. Die Stelle heisst: *Ein Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt, ist gleich einem Hausvater, der aus seinem Schatz neues und altes hervorträgt.* Man kann sich einen Begriff von der Fibel selbst machen. — Kinder, die noch die Buchstaben, nach ihrer Entstehung, i. n. m. etc. kennen lernen müssen, lateinisch lehren, und zwar sogleich bey in, inde, inter, ibi etc. anfangen; das verräth eine grosse Brauchbarkeit der Methode. Dazu schreibt der Vf. qis, qid, qomodo. Dum ferrum candet cudere qemqe decet. etc.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 23. März 1791.

RECHTSGELAHRTHEIT.

CÖTHEN u. LEIPZIG, in d. Glandenbergischen Buchh.: *Handbuch über die gesamten deutschen Steuerrechte I Theil, Chursachsen von Joh. Christian Spendelin,* Churf. Sächs. bestalt gewesenen (m) Steuer-Revisor. 1790.

auch unter dem Titel:

J. Christ. Spendelin (s) Handbuch über die gesammten Chursächsischen Steuerrechte I Th. 206 S. *II Th.* 214 S.

Auch dieses Buch dürfte leicht das Schicksal vieler der heutigen Schriften über Länderverfassungen erfahren. Ein Theil des Publicums, der die Sache genauer kennt, findet zu wenig neues und tadelt alles; ein andrer Theil, der gar nichts davon weiss, erhascht begierig auch das wenige, findet sich hinlänglich unterrichtet und lobt alles. Hr. Sp. giebt ein alphabetisches Verzeichnis des Inhalts der Kursächsischen Steuer-Ausschreiben, Generalien und einer Menge einzelner Befehle, und der Gedanke war an sich nicht übel, ein ähnliches Werk über Steuersachen zu liefern, wie d'Anieres Versuch einer Anleitung zur praktischen Kenntniss der in Accis- Zoll- und Contreband-Sachen für die Kur- und Neumark ergangenen Verordnungen, Berlin 1783. Allein es fehlt Hn. Sp. Verzeichniss das, was bey Steuer-Sachen vorzüglich vor einer solchen Arbeit vorhergehen muss, nemlich eine zusammenhängende Uebersicht des eigentlichen Kursächsischen Steuersystems, der Verschiedenheit der Grund- Gewerbs- Personen- und vermischten Steuern, ihrer Grenzen gegen General- und Land-Accisen, der Grundsätze, nach welchen bey Erhöhungen, oder Verminderungen der Steuer-Abgaben diese, oder jene derselben vermehrt, oder herabgesetzt wird, der Art der Bewilligung und Einbringung der Steuern und der Administration des Steuer-Fonds, kurz alles, was zur eigentlichen Steuer-Verfassung und Statistik gehört, und der Leser gern wissen möchte, ausser dem einzelnen Falle, wenn er gerade über einen bestimmten Umstand ein Gesetz sucht. Rec. hätte gewünscht, dass wenigstens den Hauptrubriken, besonders denen, die als Kunstwörter des Sächsischen Steuer-Wesens anzusehen sind, einige Erklärungen beygesetzt worden wären. Der Vf. verspricht in der Vorrede noch eine eigne Abhandlung über die Steuer-Verfassung und Errichtung der Flur-Bücher, und Rec. würde sich freuen, wenn obige Bemerkungen den Vf. veranlassten, seine Bemühung mehr auf jene hier ermangelnden Gegenstände, als auf die blosse Darstellung des Ganges der Steuersachen zu verwenden. Uebrigens ist das neueste angeführte Gesetz das Generale d. 22. Apr. 1784, und fehlt die wichtige neue Einrichtung wegen der Remisse der Abgebrandten, welche durch das Generale d. 3 Jul. 1789 getroffen wurde. Indess kann Rec. gegen alles dieses doch nicht bergen, dass auch dieses Handbuch für Kursächsische Steuer-Officianten von grossem, wohlthätigem Nutzen seyn könne. Selten möchten ihre Archive vollständig, gehörig geordnet und mit Repertorien versehen seyn; und wie wenig ist es jeden Falls mit Billigkeit von gering besoldeten Leuten zu verlangen, dass sie ihren unentbehrlichen Nebenverdienst verabsäumen sollen, um sich aus den Archiven von dem Inhalt so vieler einzelner Gesetze zu unterrichten. Jeder neue angestellte Steuerbediente findet in Hn. Sp. Handbuch so viel Anleitung und Nachrichten, als bisher wohl nur der kleinere Theil nach mehrjähriger Erfahrung erlangt haben möchte, und der Unterthan ist nicht so sehr der Willkühr ausgesetzt, sondern kann sich selbst von seiner Schuldigkeit belehren. Ob der Vf. mit hinlänglichen Hülfsmitteln versehen sey, um auch die Steuerverfassungen anderer deutscher Länder mit Zuverlässigkeit und Vollständigkeit zu bearbeiten, muss der Erfolg zeigen.

TÜBINGEN, in der Cottaischen Buchh.: *Von Aufsätzen über Verträge überhaupt, von Schuld und Pfandverschreibungen insbesondere.* Nebst Formularien von D. *Christian Gottlieb Gmelin,* Herzogl. Wirtemb. Rath u. d. Rechte ord. öff. Lehrer zu Tübingen. 1790. Mit dem Register 426 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Gegenstand, welchen der Vf. hier bearbeitet hat, verdient wegen seiner Wichtigkeit und Gemeinnützigkeit alle Aufmerksamkeit. Wer nur einigermasen mit der Rechtspraxis bekannt ist, weiss, und die tägliche Erfahrung, besonders in Gerichten, beweist es, wie undeutlich und zweckwidrig oft die Aufsätze über Verträge, Schuld und Pfandverschreibungen u. s. w. abgefasst; mit welchen unnützen, unschicklichen und zahllosen Clauseln besonders die letztern verpanzert und wie oft die besten Regeln der Vorsicht dagegen aus der Acht gelassen werden. Was für ein Nachtheil daraus sowohl für den Darleiher als Schuldner entstehen kann und häufig entsteht, ist denen leider mehr als zu bekannt, welche über den Inhalt solcher Aufsätze und deren rechtliche Folgen zu urtheilen haben. Der Vf. erwirbt sich daher ein wahres Verdienst, dass er die Schuld- und Pfandverschreibungen von dem Unrathe überflüssiger und ungereimter Cautelen gesäubert und das, was dabey wesentlich und nützlich ist, mit Deutlichkeit, Gründlichkeit

und zweckmäſsiger Vollständigkeit in dieser Schrift vorgetragen hat. Von S. 1 bis 315. sind die Grundsätze und Regeln, sowohl nach dem gemeinen Rechte, als dem Gerichtsgebräuche und mit Hinsicht auf die Wirtembergischen Rechte, abgehandelt, welche bey Aufsätzen über Verträge überhaupt und Schuld- und Pfandverschreibungen insonderheit, beobachtet werden müssen. Darauf folgen bis S. 397. CXIII. Muster, welche den vorausgeschickten Grundsätzen gemäſs eingerichtet und mit Deutlichkeit abgefaſst sind. Sie zeichnen sich durch vollständige Kürze, wobey jedoch die nöthigen und nützlichen Vorsichten nicht vergessen sind, eben so vortheilhaft aus, als durch die Hinweglassung der für Nichtjuristen allezeit unverständlichen Kunstwörter, welche in jedem guten juristischen Aufsatze, so viel als möglich, vermieden werden sollten. Nur würde Rec. in den Formeln einige Ausdrücke z. B. in *gleicher Münzgattung bezahlen, heimbezahltes Capital, abgelöste Schuldverschreibung* u. dgl. mit andern vertauscht, auch der ehrwürdigen Namen eines *Böhmer*, *Stryck*, *Lauterbach*, *Berger* u. a. sich nicht bedient haben, um durch sie die Namen der Contrahenten zu bezeichnen. Es macht wirklich einen widrigen Eindruck, wenn man hier lieset: daſs D. *Bartholomäus Caepolla* an D. *Samuel Stryck* sein Haus verkauft, *Lauterbach* eine Pfandverschreibung und *Susanna Cujaz* einen Bürgschein ausgestellt hat, wobey *Just Henning Boehmer* und *Peter Ludewig* als Zeugen aufgeführet werden. Weit angemessner und mit mehr Ernst, dünkt uns, bedient man sich bey dergleichen Mustern, entweder fingirter, unbekannter Namen oder des sonst üblichen N. N., um jenes Auffallende zu vermeiden.

Um übrigens die Reichhaltigkeit der in dieser Schrift entwickelten Materien darzulegen, dürfen wir nur noch dem Inhalt anzeigen. Nach vorausgeschickten allgemeinen Regeln von Aufsätzen über Verträge in Rücksicht auf das Aeusserliche der Schrift, auf Rechtschreibung und Schreibart, Eingang, Hauptinhalt, Beschluſs, Unterschrift, handelt der Vf. von Cautelen und Clauseln überhaupt, dann von nützlichen, unnützen, unerlaubten und unbilligen, vom Verzichtsclauseln, von besondern Clauseln der Schuldverschreibungen, von Verpfändungen überhaupt, von Antichretischen Vertrag und dessen Vorsichtsregeln, vom allgemeinen und besondern Unterpfand und Vorsichtsregeln, von Verbindung des allgemeinen und besondern Unterpfands, von öffentlichen Unterpfändern nach römischen und deutschen Rechten, von Verpfändung eines Capitals, vom commissarischen Vertrag, von Versicherung durch Bürgschaft und vom Bürgschein, Vorsichtsregeln in Rücksicht auf die Person des Bürgen besonders der Frauenspersonen, von der Correalverbindlichkeit, von Anlehen auf Fideicommiſs und Lehngüter, von der Einwilligung des Lehnherrn der Stammsvettern und Mitbelehnten, von Anlehn auf Erbzins und andern dergl. Güter, von besondern Fällen des Darlehns in Rücksicht auf die Person des Darleihers besonders der Juden und Verwalter von öffentlichen Cassen, von verheyratheten Schuldnern, von der Verbindung der Frau für ihres Mannes Schulden, von weiblichen Rechtswohlthaten, vom Geldanlehn einer Frau an ihren Mann, vom Darlehn an Söhne, welche unter väterlicher Gewalt stehen, vom Darlehn an Minderjährige, an andere Pflegschaften, Handlungsgesellschaften, Factors und andere Bevollmächtigte, an souveraine Regenten, an Reichsstände besonders an deren Landstände, an Cammercollegien, Beamte, geistliche Reichsfürsten, Klöster, Corpora und Collegien, an Reichskreise, reichsritterschaftl. Cantone, unmittelbare Reichsstädte, Landstädte und Dörfer, an Kirchen, Spitäler, hohe Schulen, Handwerkszünfte u. dgl. endlich wird von Abtretung einer Schuld, von Anweisungen derselben, von der Expromission, Delegation, von Quittungen, Mortificationsscheinen und Gegenquittungen ausführlich gehandelt.

MÜNCHEN, b. Lentner: *Proben von Relationen und Vorträgen als Vorübungen für angehende Rechtsgelehrte*, von dem Hofrath *von Eckartshausen*. 1789. 336 S. kl. 8.

Als Muster zu schriftlichen Vorträgen aus vollständigen Civil- und Criminalacten, können wir diese Proben nicht empfehlen, wenn sie gleich für junge Rechtsfreunde des Vf. nicht ohne allen Nutzen seyn mögen. Auf deutlichen Vortrag, auf Rechtschreibung, Schreibart und Ausdruck — z. B. *Erkanntnuſs*, *Strittsache*, *Stritts-* und Exmissions*köſten*, *Bräuhaus*, *sein Intent erproben* u. dgl. — ist nicht allezeit die gehörige Sorgfalt verwendet; Hauptpuncte sind nicht immer, wie doch durchaus nothwendig ist, wenn der Referent die übrigen Beysitzer in den Stand setzen will, über die Sache richtig und bestimmt zu urtheilen, von Nebenpuncten abgesondert worden; und ein vollständiges Factum, ein deutlicher Status controversiae, findet sich fast bey keiner Relation. Dagegen sind einige derselben in §§. abgetheilt, wodurch aber in den wenigsten Fällen der schriftliche Vortrag, welcher im versammelten Collegio abgelesen wird, an Deutlichkeit gewinnt, die unstreitig weit gewisser erreicht wird, wenn der Referent nach einem vollständigen, aktenmäſsigen, gut angelegten Plane arbeitet, die zu entscheidenden Puncte sorgfältig separirt, Gründe und Gegengründe gehörig bemerklich macht und das Resultat derselben, mit Bemerkung seines Gutachtens, dem Collegio vorlegt. Da indeſs der Vf. in der mit vielem Selbstgefühl geschriebenen Vorrede, ausdrücklich äussert: daſs alles das, was man in dem Buche finde, (also auch die Art und Weise, wie er seinen Vortrag eingerichtet,) *seine* Meynungen wären; so ist Rec. auch nicht so stolz sich einzubilden, etwas weiteres dagegen einwenden zu wollen, oder in geringstem bezweifeln zu können, daſs derselbe sehr wichtige, groſses *Nachdenken* erregende Rechtsfälle, zu gegenwärtigen Proben von Relationen möge ausgewählt haben.

LEIPZIG, b. Böhme: *Theorie des ordentlichen Processes*. Zum Gebrauch akademischer Vorlesungen, entworfen, von D. *Ernst Gottfried Schmidt*, ausserordentlichen Professor der Rechte und Hofgerichts-Advocaten zu Jena. 1790. 232 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Weil die in den Procefs einschlagende Materien in den Pandecten so unordentlich und unvollständig enthal-

halten sind, auch in den Vorlesungen, die eigentlich der gerichtlichen Praxi gewidmet sind, die theoretischen Wahrheiten nicht wohl wiederholet werden können, (welche Verbindung doch mehrern akademischen Lehrern, und auch Rec., sehr möglich und vortheilhafter scheinet,) hat der Vf., wie er in der Vorrede sagt, zum Besten seiner Vorlesungen über die Theorie des Processes, diese systematische Darstellung entworfen. Er handelt, nach vorausgeschicktem Begriffe und Eintheilungen des Prozesses, von dem Gegenstande des Streites, von den Personen welche bey dem Process vorkommen, von den prozessualischen Nebenhandlungen, und endlich von den prozessualischen Haupthandlungen. — Hr. S. nennet selbst seine Darstellung eine systematische, und doch ist es auffallend unsystematisch, dass die prozessualischen Zwischenhandlungen vor den Haupthandlungen abgehandelt worden. — Von den Quellen des Processes wird hier kein Wort gesagt, und zu den Hülfsmitteln werden bloss gerechnet: 1) „eine genaue Kenntniss der Wissenschaften „von den Gesetzen. 2) Die Lesung guter juristischer, „besonders hierher gehöriger, Schriften. 3) Eine ächte, „reine juristische Schreibart." Die Lehre von dem Gegenstande des Streites ist in fünf kurzen Paragraphen abgehandelt, und von den Vorbereitungs- vorläufig und beyläufig auszumachenden, und connexen Sachen im engsten Sinne stehet hier kein Wort. Die ganze, so wichtige Lehre von der Legitimation ist so vorgetragen: „Legitimation zur Sache, ist eine Handlung, wodurch „man den Richter überzeugt, dass uns die Sache selbst „betreffe und angehe. Die Legitimation zum Process „ist eine Handlung, wo jemand darthut, dass ihm von, „einem von den streitenden Theilen die Macht, dessen „Sache vor Gericht zu besorgen, sey aufgetragen worden. „Es geschiehet solches durch die Vollmacht, wovon im „folgenden." Von den vermutheten Sachwaltern findet man nichts, als eine Verweisung auf Hellfeld und Knorr, und die stillschweigende Auftragsertheilung ist gar nicht berühret. Von dem Syndicate heisst es bloss, dass es eben die Eigenschaften, wie eine andere Vollmacht, haben müsse, nur dass darinn der Erben keine Erwähnung zu geschehen brauche. Die ganze Lehre von dem Gerichtsstande ist auf drey Blättern abgehandelt. Von der Rechtshängigkeit der Prävention, der Klagenhäufung, den befreyeten und nicht befreyeten, liquiden und illiquiden, Processhindernden und gemeinen zerstörlichen Einreden, und vielen andern Materien der Art findet man entweder gar nichts, oder höchstens eine Verweisung in die Vorlesungen. Von der Replik, Duplik u. s. w. stehen nur die Namen hier, der Vf. scheint also den Unterschied zwischen der Replik im römischen Sinne, und derjenigen nach dem heutigen Gerichtsbrauche eben so wenig zu kennen, als den Unterschied zwischen der directen und subsidiarischen, und der mittelbaren und unmittelbaren Ladung. Hier heisst es: „Der Richter der Streitsache ist entweder selbst derjenige, welchem der Citirte für seine Person unterwürfig ist, oder ein anderer: der Citirte steht unter eines „anderen Gerichtsbarkeit. Wäre jenes; so heisst die Ladung eine unmittelbare; wäre dieses aber; so wird es „eine mittelbare genennet. Wobey der Richter der Streit„sache den persönlichen Richter zu ersuchen hat, dass „dieser die Inquisition der Ladung gehörig veranstalten „möge. Die Ursache liegt darinne, weil solches eine „Handlung *der persönlichen Gerichtsbarkeit* „ist." Von der Kriegsbefestigung sagt der Vf.: „Bey der „Einlassung erklärt sich der Beklagte auf die von dem „Klägern wiederholte Klage entweder dergestalt, dass „er überhaupt alles läugnet, oder insbesondre auf ein„zelne Punkte derselben antwortet. Im ersten Fall wird „es eine allgemeine, im zweyten eine besondere Ein„lassung genannt. Die neueste Literatur scheinet Hn. S. ein ganz unbekanntes Feld zu seyn, und seine Schreibart trägt das Gepräge des vorigen Jahrhunderts.

Ohne Druckort: *Sach- und Process-Geschichte nebst Ausführung der Apellations-Beschwerden und rechtlicher Blicke*, in Sachen *Johann Georg Barthold Dreyer* zu Hamburg, wider *Jürgen Schulz*, oder dessen angeblichen Curator, *Mark Grave*. Mit Beylagen unter der Ziffer 1 bis 11 einschliesslich. 1790. 12 Bog. Fol.

Der Beklagte, ein älternloser kaum majorenn gewordener Jüngling von ansehnlichem Vermögen, hatte sich mit dem Kläger in einen Handlungs-Societäts-Contract eingelassen, der auf 20 Jahre dahin bestimmt war, dass er, Bekl. ein Capital von 140,000 Mark einschiessen, dieses Kapital ihm jährlich mit 2½ Procent verzinset werden, Vortheil und Schaden zu gleichen Theilen gehen, der Kläger die alleinige Direction der Handlung haben, und dafür ein Praecipuum von jährlichen 1500 Mark Banco geniessen, der Beklagte aber, so lange er unverheyrathet bliebe, nicht aus des Klägers Hausung ziehen solle. Den Tag nach Unterschrift dieses Contracts liess Bekl. auf Eindringen seiner Verwandte gegen dessen Erfüllung *ex capite laesionis* protestiren, und erklärte sich kurz nachher der Administration seines Vermögens unfähig, mit freywilliger Erbittung eines *Curatoris perpetui*. Von diesen verlangt der Kläger itzt die Gelobung des Contracts, und da vom Hamburgischen Obergericht auf Cassation des Contracts, Entbindung von der Klage und Erstattung der Kosten erkannt worden, so hat er hievon an das Reichs-Kammergericht appellirt, und sucht in der gegenwärtigen Deduction sein Recht zu Erfüllung des Contracts aus der Natur des Societäts-Contracts und aus mehreren seiner Meynung nach überzeugenden bekannten Rechtsgründen zu erweisen, wobey er zugleich zu seiner eventuellen Sicherheit auf die ziemlich unjuristische Prätension anträgt, *per Mandatum S. C.* zum Curator des Bekl. constituirt zu werden. Als Vf. dieser, weder durch den Inhalt, noch durch die Einkleidung, sich im mindesten auszeichnenden Deduction hat sich ein gewisser Hr. *Weber* unterschrieben.

TECHNOLOGIE.

Freyberg u. Annaberg, in der Crazischen Buchh.: *Bergmännischer Calender* (auch ohne Calender Bergmännisches Taschenbuch) für das Jahr 1790 und 1791. von *A. W. Köhler*, Oberbergamtssecr. und

und öffentlichen Lehrer der Bergrechte bey der Bergakademie zu Freyberg. 290 u. 544 S. in 12. (21 gr.)

Der Jahrgang 1790 dieses nützlichen Taschenbuchs enthält ausser dem Kalender und sieben Tabellen über alle beym Bergbau vorkommende Längen - Tiefen - Feld - Gefäfs - Gewicht - und Geldmafse, ingleichen über die Freybergische Erztaxe und über die zum Verkauf ausgesetzten Erzstufen, 1) *das Personale* (der Dienerschaft) *beym sämtlichen Bergbau in Kursachsen.* Es beläuft sich beynahe auf 250 Personen. 2) *Die Erklärung der illuminirten sechs Monatskupfer*, welche einen Oberberghauptmann, einen Bergmeister, einen Knappschaftsältesten, einen Oberhüttenbeamten und einen gemeinen Hüttenarbeiter in der Kursächsischen Paradeuniform darstellen. Die ungezwungene Stellung des Häuers auf dem Titelkupfer, welcher mit Schlägel und Eisen die Jahrzahl ins Gestein hauet, hat indessen doch bey vielen Lesern den Wunsch rege gemacht, auf ähnliche Art auf den Monatskupfern mehr Bergmännische Arbeiten abgebildet zu sehen, als die Stellung eines Wäschers auf dem Stossherde, die Lage eines Schieferhäuers oder Krummhälsers vor seiner Strebe u. s. w. Diesem folgt 4) *Eine kurze Uebersicht der Bergwerksverfassung in Kursachsen und den dazugehörigen Landen.* 5) *Kurzer Entwurf einer Gebirgslehre*, von Hn. *Hoffmann.* Dieser Auffatz ist gröstentheils nach dem Plane entworfen, nach welchem der Hr. Inspector *Werner* diese Wissenschaft vorträgt, und zum Theil in seiner kurzen Classification etc. bekannt gemacht hat. 7) *Erklärung der zu diesem Auffatze gehörigen Kupfer.* Den Beschluss macht ein Fahrlied, und Bergmannslied mit Melodie.

Der Kalender für das laufende Jahr, übertrifft jenen noch an äusserlicher Nettigkeit. Seine Monatskupfer stellen einen Steiger, einen Bergakademisten, einen gemeinen Bergarbeiter, wie er von der Grube kommt, einen Bergmeister in alter Tracht und einen nächtlichen Bergaufzug dar. Die Auffätze darin sind: 1) *Tabellen über die Bezahlung der Schichten beym Sächs. Bergbau.* 2) *Verzeichniss einiger Sächs. Eisenhammer - und Hohofenwerke*, nebst Anzeige der Fabricationssorten und deren Verkaufspreise. 3) *Personale beym Kursächs. Bergbaue.* 4) *Gegenwärtige Verfassung wegen der Accis - und Zollgefälle von den Bergwerks - und Hüttenproducten, und des Handels damit, in den Königl. Preuss. Staaten.* 5) Erklärung der (obenangezeigten) illuminirten Kupfer. 6) *Nachricht von der Verfassung und Einrichtung bey der Bergakademie in Freyberg*, für Freunde und Einheimische. 7) *Erste Gründe der Bergbaukunst.* 8) *Kurze Beschreibung des Bergbohrers.* 9) *Lied eines Bergmannes*, mit Melodie. Die mit Kupfern begleiteten Abhandlungen unter 7 und 8. sind so vortreflich, als man sie von Freyberg aus nur erwarten kann; doch ist die erstere noch unvollendet, und vielleicht künftiges Jahr eine Fortsetzung davon zu erwarten.

MAINZ, in der Universitätsbuchh.: *Bernh. Sebastian Nau's*, Kurf. Hofgerichtsraths und Prof. der Cam. Wiss. in Mainz etc., *Anleitung zur Bergbauwissenschaft.* 318 S. 8. 1790.

Hr. N. fasste diese Schrift zum Gebrauch für seine Vorlesungen ab, wobey er hin und wieder in einzelnen Theilen dieser Wissenschaft andere Bücher mit vieler Auswahl benutzte. Er theilt die ganze Wissenschaft in die allgemeine und in die besondere, wodurch sein Werk in zwey Hauptabtheilungen zerfällt. In dem besondern Theile handelt er von der äussern Gestalt der Erde, den Gebirgen, den Lagerstätten der Fossilien, und weiter in sieben Kapiteln vom praktischen Bergbaue. Einige dieser Gegenstände sind sehr ausführlich und gut bearbeitet, andere hingegen unverhältnissmässig kurz. So sind besonders die Kapitel über die allgemeinen und besondern Lagerstätten der Fossilien vortreflich ausgearbeitet, und enthalten weit mehr, als Delius und Oppel (in seinem Bericht vom Bergbaue,) davon sagen konnten, obwohl auch die vulkanischen Gebirge, auf anderthalb Seiten kaum berührt werden. Noch nicht zwey Seiten füllet das Kapitel von den Hebezeugen, die zur Ausförderung der Grubenwasser dienen, an, und kaum Eine Seite das Kapitel von Aufbereitung der Erze. In dem allgemeinem Theile der Bergbauwissenschaft wird von Berggebäuden, mit Innbegriff des Bergrechtlichen, von den bey Bergwerken nöthigen Personen und endlich von der Bergwirthschaft gehandelt, für welche sich jedoch kaum allgemeine Regeln bestimmen lassen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Berlin*, b. Lagarde: *Mathematisches und physikalisches Kunst-Cabinet, dem Unterricht und der Belustigung der Jugend gewidmet.* Mit 216 Figuren auf neun Kupfertafeln. Nebst einer zweckmässigen Beschreibung der Stücke, und Anzeige der Preise, für welche sie beym Verfasser dieses Werks P. *F. Catel* in Berlin zu bekommen sind. 1790. 96 S. gr. 8. (16 gr.) Der Verleger sagt in einem Vorbericht, den er dem Werke voran schickt: „Der Hr. Kaufmann C. machte schon seit vielen Jahren „die Bemerkung, dass die Spielsachen und Figuren, mit welchen „man die Kinder beschenkt, gemeiniglich ganz ohne Ebenmaass „und ausser der natürlichen Proportion verfertigt sind: ferner, „dass die Lehrer ihnen von verschiedenen Instrumenten und Experimenten aus Mangel an Mustern, nur unvollständige Be„griffe beybringen konnten." Diesen Mängeln suchte er durch eine dazu eingerichtete Handlung abzuhelfen; und seine Versuche werden um so mehr bey dem Publicum Zutrauen erwecken, da er selbst bereits als ein erfinderisches Genie in der Mechanik, z. B. durch seinen Hodometer bekannt ist, und da man auch schon Proben seiner Geschicklichkeit in Modellen und Instrumenten für Kinder gesehen hat. Er liess alles, was in gemeinen Leben vorkommt, nach einem verjüngten Maasstabe machen, und hiervon findet man in gegenwärtiger Schrift die Beschreibung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 24. März 1791.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Fleischer: *Commentarii de Litteris et auctoribus graecis atque latinis scriptorumque editionibus*, auctore *Christiano Daniele Beckio*, Prof. Ord. *Pars prima*, historiam litterarum graecarum et scriptorum graecorum complectens. *Sectio prima*. 1789. 118 S. gr. 8.

Da doch wohl noch einige Zeit bis zur Erscheinung des andern Abschnittes, wozu in der Vorrede baldige Hofnung gemacht ist, hingehen dürfte, so mögen wir die Anzeige des vorliegenden ersten Abschnittes dieses neuen Handbuchs der classischen Literatur nicht länger verschieben. Um es aus keinem unrechten Gesichtspunct zu beurtheilen, muss man eingedenk seyn, dass es, seines weit ausgedehnten Plans ungeachtet, doch nur ein bequemer, aber auf mannichfaltigen Wegen zum Ziele des philologischen Unterrichts führender. Leitfaden seyn soll, und dass es zugleich nur in Verbindung mit einer bereits erschienenen kleinen Schrift, der vor 3 Jahren abgedruckten Skizzen der Kritik u. Auslegungskunst, so wie mit einigen noch erscheinen sollenden Ausarbeitungen des Hn. Vf. erst ein vollständiges Ganzes ausmachen wird. Jene Skizze, oder die *Monogrammata institutionis philologicae*, Lips. 1787. 8. bestimmten den Begriff und die Grenzen der gesammten Philologie, und trug in kurzen, zum Theil aus blossen Hindeutungen und Nachweisungen bestehenden, Sätzen dasjenige vor, was zur Geschichte der Kritik und classischen Auslegungskunst gezogen, und bey der Ausübung dieser beiden Wissenschaften beobachtet werden muss. Diese Commentarien behandeln nun mit mehrerer Ausführlichkeit die Geschichte der classischen Literatur selbst, und zwar dieses Stück des 1. Th. die Geschichte der Wissenschaften bey den Griechen. Ein zweytes Stück, das diesem folgen wird, soll die Geschichte der griechischen Schriftsteller nach gewissen Perioden vortragen, wozu in der Vorrede der Plan vorläufig in der Kürze angegeben ist. Dann wird ein zweyter Theil die Geschichte der Wissenschaften bey den Römern und der römischen Schriftsteller auf gleiche Art behandeln, und nach diesem wird vermuthlich das, in der Vorrede zu den Monogrammen versprochene, Werk über den Genius der griechischen und lateinischen Sprache den Beschluss dieser Arbeit machen, und dem beabsichtigten Ganzen seine Vollständigkeit gewähren. In Ansehung der Behandlung unterscheidet sich gleich dieser erste Abschnitt von ähnlichen Handbüchern und selbst ausführlichen Werken dadurch, dass hier nicht bloss ein Verzeichniss der Schriftsteller nach der Zeitfolge mit eingeschalteten Bemerkungen über den Werth derselben und mit Anzeige der Ausgaben vorgelegt ist; sondern die Aufführung der Schriftsteller und alle auf die Vorzüge und Verdienste derselben, auf ihre vorhandenen oder verlorenen Schriften, auf die Ausgaben und Uebersetzungen derselben Bezug habende Anmerkungen mit nichts destoweniger beybehaltener Ordnung der Zeitfolge der durch 30 §§. fortlaufenden Erzählung von dem Ursprung, Fortgang und Schicksalen der Wissenschaften bey den Griechen in Noten untergeordnet werden. Diese sind mythische Dichtkunst, Hymnus, Epische, Lyrische, Didactische Poesie; hier die Gnomen-Fabel-Griphen- und Räthseldichter; Satyre, Drama, Elegisches, Bukolisches Gedicht. Nun die alexandrinischen Dichter, die durch gesuchte Dunkelheit oder armseligen Witz und Figurenspiele bekannt sind, das bessere Epigramm, griechische christliche Poesie, die versus politici u. s. w. Geschichte, älteste mythische Geschichte, Geschichte von den Zeiten der Kriege mit den Persern, des peloponesischen Kriegs bis zum Verlust der griechischen Freyheit, Geschichte von den Zeiten Alexander des Grossen und seiner Nachfolger, Geschichte von den Zeiten unter der Herrschaft der Römer, Geschichte der Byzantiner. Erdbeschreibung, Philosophie, Beredsamkeit, prosaische Schreibart, Epistel, Dialog, Milesische Fabel, die ungefähr mit unserm Roman verglichen wird, Progymnasmen, Chrienschreiber, Grammatik, Kritik, Philologie, Astronomie, Physik, Geometrie, mathematische Chronologie, Algebra, Astrologie, Arzneykunde, Vieharzneykunde, Chemie, Naturgeschichte, Oekonomie, Landwirthschaft, Musik, Staatswissenschaft, Kriegswissenschaft, Rechtswissenschaft u. Gesetze, Hieroglyphik, Cärimonielwissenschaft. Bey einigen dieser Paragraphen ist der Vf. weitläuftiger gewesen, als bey andern, und z. B. über Grammatik, Kritik, Philologie, Philosophie, Mathematik, Medicin, Musik, Staatswissenschaft u. s. w. gleich hier ins ausführlichste Detail gegangen, weil er im zweyten Abschnitte, der mehr für die Schriftsteller der schönen Wissenschaften offen bleiben soll, weniger auf jene zurückzukommen Veranlassung nehmen wird. Bey der Verknüpfung dieser §§. und bey dem mittelst der Erzählung angedeuteten fortschreitenden Zusammenhang der auseinander abgeleiteten Künste und Wissenschaften fürchten wir dennoch, dass zwar wohl für den gewöhnlichen Leser auf eine nicht unangenehme und bequeme Ableitung gedacht, für den Kenner u. spähenden Literator aber bey weitem nicht immer eine in erkannter Wirklichkeit und in der progressiven Ausbildung der Wissenschaften selbst gegründete Verkettung sichtbar sey; es ist oft mehr ein Zusammenhang des Systems, als ein Zusammenhang von Wirkungen und Ursachen. Auch kann eine solche Darstellung nur das Werk eines so langen und die kleinsten

ſten Details zuſammenfaſſenden Studiums ſeyn, daſs ſie faſt von einem einzelen Manne nicht ganz zu erwarten ſteht. Zuweilen hätten ſich aber doch wohl Winke geben laſſen, die auf etwas mehr als bloſsen dem Syſtem zu Gefallen ausgeſponnenen Vermuthungen beruhen; ſo z. B. S. 18. nach §. 14. über die Vernachläſſigung der hiſtoriſchen Schriftſteller der Attaliſchen und Aegyptiſchen Begebenheiten, die ſchon alt ſeyn muſs, da auch Pauſanias darüber Klage führt, der ihre Schriften fleiſsig zu Rathe gezogen zu haben verſichert. Man vergleiche Attic. cap. 6. Mit den Ableitungen aus dem Mythus wird die Sache auch öfters zu weit getrieben; *„Hiſtoriae naturalis ſtudia,“* ſagt Hr. B. S. 103. *„ut plerumque alia, a mythis profecta ſunt.“* Wenn dies heiſsen ſoll, ſie haben ihre Veranlaſſung dem Mythus zu danken: ſo würde der Beweis gewiſs äuſserſt gezwungen ausfallen; wie vorſichtig aber überhaupt bey der Annahme und Anwendung ſolcher Mythen auf die Geſchichte verfahren werden müſſe, lehrt ſchon dieſes, daſs nach dem ausdrücklichen Zeugniſs des Quinctilian die alten Grammatiker, wenn ſie ſich in die Enge getrieben ſahen, willkührliche Mythen erdichteten, ſo daſs nichts ſchlüpfriger ſeyn kann, als bey der Entwicklung des Urſprungs und der Veranlaſſung der Künſte und Wiſſenſchaften dieſen Standpunct in jeder Lage zu wählen. Die Literatur in den untergeſetzten Noten iſt ſo fleiſsig zuſammengetragen, daſs wir eher fürchten, es möchte in Ermangelung ſtrenger Auswahl beym mündlichen Vortrag der Zuhörer überladen, als zu ſparſam mit Nachrichten verſorgt werden. Wenigſtens ein andrer, als der Vf. ſelbſt, dürfte nicht immer der vorliegenden Materie Meiſter ſeyn. Auch gut geſichtet ſcheint ſie an den meiſten Orten; auſser etwa da, wo die Gegenſtände dem Vf. fremdartig und von ſeinem Hauptfach wohl zu weit entfernt waren; ſo z. B. S. 93. unter den Schriftſtellern über die Geſchichte und Literatur der Chirurgie ſtehen nur der dürftige höchſt unbedeutende Gölicke mit ſeiner *Hiſtoria chirurgiae antiquae* und Riegel da, als ob keine Portal und Dujardin in der Welt wären; (wir meynen: *Hiſtoire de l'anatomie et de la chirurgie* par M. *Portal.* Paris, Tom. I — VI. in 8. 1760 — 1773., wozu er aus den Schätzen der königlichen Bibliothek ſchöpfen konnte, u. *Hiſtoire de la Chirurgie depuis ſon origine jusqu'à nos jours* par *Dujardin.* Paris, 1774 und 1780, von Peyrilhe fortgeſetzt.) Das etwa bemerkte Fehlende verſpricht der Vf. bey dem zweyten Abſchnitt nachzuholen; ein Paar Anzeigen trägt er ſchon itzt in der Vorrede nach. Vollkommen eingedenk deſſen, was er den Beurtheilern ſeiner Schrift zur Beherzigung anempfiehlt, und was wir, auch ohne dieſes Pronotitia, gewiſs beherzigt haben würden, wird man es uns doch nicht für Mangel der Urbanität auslegen, wenn wir noch durch einige Bemerkungen zeigen, ſein Buch mit Fleiſs geleſen zu haben. S. 7. ſollten auſser den Namen Calliſtratus, Hybrias, Ariphron in der Note zu §. 4. wohl noch die Namen der Skoliendichter Clitagoras und Telamon genannt ſeyn, deren Ariſtophanes in der Lyſiſtrata v. 1237 (to. I. Brunck p. 68.) gedenkt, und von denen jener dieſem vorgezogen worden ſeyn mag; auch Cludius hat ihrer mit keinem Worte gedacht. S. 8. Unter den erſten Gnomenſammlern, unmittelbar nach der Collection des Aldus Manutius, verdient wegen der im 1. Buch befindlichen ſpruchreichen Auszüge aus mehreren geiſtlichen Dichtern, der ſelbſt von Fabricius übergangene, auch ſonſt ungemein verdiente, Nicolaus Marſcalcus Thurius mit ſeinem höchſt ſeltenen *Enchiridion poetarum, Erphordiae* 1502, 4. aufgeführt zu werden. Rec. beſitzt davon die erſten zwey Bücher; daſs aber die vollſtändige Sammlung aus vier Büchern beſtehe, iſt aus Gesners Nachrichten zu erſehen, die er in der Vorrede zu *Heinzens Chreſtomathia poetica* von dieſem Buche gegeben hat. S. 9. *Sillographi.* Sollte wenigſtens Timon angeführt ſeyn, von dem wir Iſaac Friedr. Langheinrichs 3 ganz brauchbare *Diſſ. de Timone Sillographo,* Lipſ. 1720. nicht unangezeigt gelaſſen hätten. S. 11. Da Gesners und Vollborths Chreſtomathien und die Wolfiſche Tetralogie aufgeführt ſind, ſo hätte doch gewiſs mit weit mehrerm Rechte *Pentalogia Tragica* von Burton und Burgeſs (Oxonii 1779. 2 Tomi gr. 8.) hier eine Stelle verdient, da ſie ſich ſogar durch kritiſche Collectionen nach Handſchriften und andre Vorzüge auszeichnet. S. 12. Oben wären bey den Namen Hermeſianax und Phanocles, van Santen's *Tentamen Hermeſianacteum* und *Fragmentum Phanoclis* anzuführen geweſen, der beide Stücke in die elegiſche Versart übergetragen, und ſeiner Ueberſetzung des *Hymni homerici in Cererem* angehängt hat. S. 14. Ausgaben der *Anthologia graeca.* Wir zweifeln, daſs die Ausgabe Baſileae 1521. 8. zuverläſſig vorhanden ſey. Fabricius III, 28 pag. 698. citirt ſie zwar dem *Catalogo Bibliothecae Bigotianae* nach; aber vielleicht iſt es ein Miſsverſtändniſs, und es ſind die *Selecta Epigrammata graeca latine verſa ex ſeptem epigrammatum Graecorum libris, Baſileae ex aedibus Joannis Bebelii, menſe Aug.* 1529. 8. ein 422 Seiten ſtarker Octavband, den Rec. vor ſich hat. Zu den von Hn. B. übergangenen Auszügen aus der Anthologie gehören noch die, von Fabriz nicht namhaft gemachten: *Selecta Epigrammata ex florilegio et alia quaedam ex veteribus poetis comicis potiſſimum, Latino item carmine converſa Romae, apud Bartholomaeum Zannettum,* 1608 12mo. in 6 Bücher vertheilt; der Herausg. hat ſich nicht genennt. Die S. 16. unten angeführten *Supplementa et Obſervationes ad Voſſium* von dem Herausgeber Fabricius kennen wir nur in 8., nicht in 4. S. 18. heiſst es in der Note von den Geſchichtſchreibern Alexander des Groſsen und ſeiner Nachfolger: *„Unus Hieronymus Cardianus fide dignior.“* Dies iſt, wenn wir dem Urtheil des Pauſanias Glauben beymeſſen dürfen, nicht ohne Einſchränkung anzunehmen. Nach ihm hieng Hieronymus Cardianus in der *hiſtoria* διαδοχων zu ſehr auf die Seite des Antigonus mit offenbarer Parteylichkeit gegen Lyſimachus u. andre. Vergleiche Attica c. IX. p. 23, 24. S. 25. müſſen zu den Recherches des Dutens noch die ſcharfſinnigen Erinnerungen aus Engels Philoſophen für die Welt zu Rathe gezogen werden. S. 33. Die Abhandlung des Boivin über die Streitigkeiten der neuern Griechen, das Anſehen des Plato und Ariſtoteles betreffend, ſteht ſchon ganz gut und lesbar überſetzt in *Heumanns Actis philoſophorum.* 2 Band, S. 537 — 579. S. 41. Von den Verfaſſern moraliſcher Schilderungen äuſserſt wenig. Niemand, der den Gang der Wiſſenſchaften bey den Griechen bezeich-

zeichnen will, darf hier den gedachten Versuch über die charakteristische Schreibart, die der gelehrte Engländer, *Gally*, seiner englischen Uebersetzung der Charaktere des Theophrastus beygefügt, ungelesen lassen: *The moral Charaters of Theophrastus, translated from the Greek, with Notes, to which is prefixed a Critical Essay on Characteristic Writings.* By Henry Gally. M. A. London. 1725. in 8. S. 52. Von den Glossensammlern. Da der Vf. auch auf versprochene, aber ungedruckte, Arbeiten der Gelehrten verweist, wie z. B. S. 59 auf des Grafen von Bünau Hephästion, S. 65. auf *Hadriani Junii Animadv. in Suidam;* so hätte hier Val. Ernst Löschers versprochnes und vielleicht ausgearbeitetes *opus de Glossis, Glossographis* etc., das er in der *Epistola de statuprogressuque scriptorum abs se promissorum* erwähnt, genennt zu werden verdient. Diese Papiere müssen unstreitig noch vorhanden seyn, und dürften in der neuen Ausgabe der Bibliotheca graeca des Fabricius keine unschickliche Stelle einnehmen. S. 113. Julius Africanus (κεσου) wenigstens die französische Uebersetzung derselben: *Les Cestes de Jules Africain traduits du Grec*, die der Oberste Guichard dem 13ten Bande seiner *Mémoires critiques et historiques sur plusieurs points d'antiquités militaires* (à Berlin 1774. 8.) von S. 273—392 mit Anmerkungen eingerückt, wäre anzuführen gewesen. S. 116. Die Leges Rhodiorum navales sind auch der Sammlung von Petri Peckii und Arnoldi Vinnii *Commentariis et Observationibus ad rem nauticam pertinentibus* vorgedruckt, Amstälod, 1668. 8. Ebendas. Ist Agylaei lateinische Uebersetzung der Novellen auch in einer Ausgabe, Basel, 1560 8., vorhanden? Rec. kennt zur Zeit nur die Ausgabe Basel, 1561. 4., die er selbst gebraucht.

GÖTTINGEN, b. Ruprecht: *Psyche*: ein Feenmärchen des Appuleius. Lateinisch nach Oudendorps und Ruhnkens Recension. Mit Anmerkungen. 1789. 167 S. in 8.

Die Einleitung enthält eine kurze Nachricht von dem Vf., seinen W[illegible] den Ausgaben und von dem Zusammenhange der Episode mit dem Ganzen. Der Text selbst ist in Capitel abgetheilt, die eine Ueberschrift im Geschmack der Romanschreiber erhalten haben. Z. B. Cap. 1. *Was das für eine wunderschöne Princess war, die Psyche!* Diese Idee ist sehr gut, da dadurch die Aufmerksamkeit des jungen Lesers gereizt wird; aber die Ausführung ist misglückt, denn der Witz und die Laune ist oftmals frostig und matt, z. B. Cap. 9. *So etwas muss crepiren. Beschlossene Weiberrache.* Die Noten unter dem Texte sind meistens kritische, in denen die verschiedenen Lesearten angeführt, und mit Kenntniss und Geschmack beurtheilt sind. Die Erklärungen sind selten; kurz, aber treffend gefasst, und verweisen zuweilen auf die Dichter, aus denen Apuleius seine Pfauenfedern gestohlen hatte. Wir wünschten, dass dies letztere öfter geschehen wäre. Der Druck selbst ist nicht ganz fehlerfrey.

GIESSEN, b. Krieger d. J.: *Johann Friedrich Roos Versuche über Klassiker.* 1790. 150 S. in 8.

Diese kleine Sammlung enthält mehrere Einladungsschriften, welche bereits bekannt sind. Nur des Vf. Antrittsrede, worinn gezeigt wird, *quibus se finibus continere debeat institutio scholastica; quaeve academicorum doctorum industriae sint servanda*, erscheint hier zum erstenmale öffentlich. Hr. R. durchgeht die Disciplinen nach der Reihe, und sagt bey jeder, wieviel davon für den Schulunterricht gehöre, und was dem akademischen Lehrer aufbehalten seyn soll. Von S. 194 folgen *Proben einer neuen Uebersetzung von Horazens Oden* in sogenannter *metrischer Prose*. Für diese metrische Prose gesteht Rec. kein Ohr zu haben. Die Uebersetzung selbst ist bey wörtlicher, oft ängstlicher Treue, von Feuer und lyrischem Geiste beynahe gänzlich entblösst. Hier eine kleine Probe:

Nun so müsse die Göttin, die Cyprus beherrschet,
Nun so müssen der Helena Brüder, das Glanzgestirn
Dich leiten, und der Vater der Winde,
Er fessle sie alle, nur nicht den Japyx, u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Leipzig*, bey Weidmanns: *Entdeckungen über die Theorie des Klanges*, von *Ernst Florenz Fr. Chladni*, der Phil. und Rechte Doctor in Wittenberg. Mit 11 Kupfertafeln. 77 S. in 4. Der Vf. beschreibt hier eine von ihm gemachte sehr wichtige Entdeckung, jede Art des Klanges solcher Körper, bey denen elastische Krümmungen ganzer Flächen nach mehrern Dimensionen zugleich in Betrachtung kommen, nicht nur hörbar, sondern auch sichtbar darzustellen. Ein *Euler*, *Dan. Bernoulli*, Graf *Jord. Riccati* sind ihm mit der Untersuchung der zitternden Bewegungen, worein klingende Blechstreifen, Stäbe, Zylinder, Ringe und Glocken gerathen, zuvorgegangen.

Zuerst untersucht er die Umstände, unter welchen ein und derselbe elastische Blechstreif oder Stab verschiedene bestimmte Folgen von Tönen hören lässt, und folglich verschiedentlich gestaltete krumme Linien beschreibt, und berichtigt hier und da Behauptungen *Eulers*, z. B. dass bey einem an beiden Enden freyen Stabe keine Klänge möglich wären, wobey die Axe in einer ungeraden Zahl von Puncten durchschnitten wird; dass die absolute Elasticität der Blechstreifen im zusammengesetzten Verhältnisse der Steifigkeit ihrer Materie, ihrer Breite und der Quadrate ihrer Dicke stehe, u. s. w. Er bemerkt, dass die Erfahrung von alle dem abweicht, was über die Klänge *elastischer Ringe* bisher gesagt worden ist, denn sie lehrt, dass die Theile eines nicht allzubreiten elastischen Ringes, wenn man seine Lage als horizontal annimmt, geneigter sind, *auf-* und *niederwärts*, als *aus-* und *einwärts*, wie Euler, Golovin u. a. m. annehmen, zu schwingen. Die gleichartigen Klänge an 2 aus der nehmlichen Materie verfertigten Ringen verhalten sich, wie deren Dicke und umgekehrt, wie die Quadrate der Durchmesser. — Bey diesen Arten des Klanges kommt es nur auf elastische Krümmung einzelner Linien an, und selbst ein *Euler* behauptete bisweilen davon Sätze, welche der Erfahrung schlechterdings widersprachen. Wie viel grösser wird die Gefahr zu irren bey der Beurtheilung solcher Klänge seyn, bey welchen ganze Flächen nach verschiedenen Dimensionen zugleich elastische Krümmungen annehmen! Der Vf. liefert *zuerst* brauchbare Versuche hierü-

hierüber: möchten nun auch die nöthigen Berechnungsarten dafür von unsern Kästnern, Klügeln u. a. gefunden und bekannt gemacht werden! —

Die Methode des Vf., dergleichen Klänge dem Auge sichtbar darzustellen, besteht darinn, dass man die klingende Fläche an einer oder mehrern Stellen, die bey der verlangten Art des Klanges in Ruhe bleiben, mit den Fingern oder auf eine andere Art befestige, auf die Oberfläche feinen Sand streue, und nun den Rand an einer schicklichen Stelle unter einem rechten Winkel mit dem Violinbogen streiche. Der Sand wird von den in Schwingung gerathenen Stellen heruntergeworfen, bleibt auf den nicht schwingenden ruhig liegen, und bildet nach der grossen Verschiedenheit der hervorgebrachten Klänge eine ungemein vervielfachte Abänderung oft sehr regelmässiger Figuren. Die vier-, sechs-, acht-, zehnzackigen Sternfiguren lassen sich leicht, die sechszackigen am allerleichtesten hervorbringen: unter den übrigen sind viele, welche durch eine ausharrende Geduld und nach dem Anhören mancher, das Gehör äusserst beleidigender Klänge endlich doch herausgebracht werden; manche hat aber Rec., aller angewendeten Mühe ungeachtet, nicht darstellen können; dafür sind ihm auch wieder einige erschienen, welche in dieser Schrift wenigstens nicht abgebildet worden sind. — Die Flächen, welche zu diesen Versuchen gebraucht werden, können 1) an ihrem ganzen Umkreise frey, oder 2) an einem Puncte dieses Umkreises bald locker, bald fest, befestiget, oder endlich 3) an zwey einander entgegengesetzten Puncten ihres Umkreises mit den eben angegebenen Modificationen eingeklemmt seyn. Die angestellten Versuche sind zwar noch nicht hinlänglich, um die Tonverhältnisse bey jeder Schwingungsart genau zu bestimmen; allein demungeachtet bleibt die Entdeckung dieser Klangfiguren wichtig, und es ist dem Vf. eine glücklichere Lage und davon abhangende literarische Musse zu wünschen, um diese Entdeckung weiter zu verfolgen und nutzbarer zu machen.

Bey allen Arten des Klanges, wo sich sternförmige Figuren zeigen, machen nicht die dem Rande am nächsten liegenden Stellen die weitesten Schwingungen, sondern der Punct, wo die Schwingungen am weitesten sind, oder der Mittelpunct der Schwingungen ist in jedem schwingenden Theile in einiger Entfernung vom Rande, und eine an diesem Puncte auf die natürliche Lage der Fläche senkrecht gezogene Linie wird als der Durchmesser der elastischen Flächenkrümmung anzusehen seyn. Das tiefe C als den Grundton einer geraden Scheibe angenommen, lässt sich bey den sternförmigen Figuren ungefähr folgende Reihe von Tönen antreffen:

Zahl der Linien:	2	3	4	5	6	7	8
Töne:	C	d	c̄	g+	eis (2 Striche)	fis (2 Striche)	b (2 Striche)

Hieraus erhellet, dass der Vf. sowohl von Eulern, als von Golovin, in Ansehung der Verhältnisse der Töne der Glocken, und zwar deswegen merklich abweicht, weil diese Schriftsteller die Schwingungsarten der Glocken aus den Schwingungen elastischer Ringe zu erklären gesucht haben, welche Erklärungsart der Vf. aus verschiedenen (S. 35) angeführten Gründen verwirft. Eine zwote Art von Klangfiguren sind solche, bey welchen die natürliche Gestalt des klingenden Körpers in 1, 2, 3 oder mehreren Kreisen, entweder allein, oder auch zugleich in geraden und krummen Linien, durchschnitten wird. Wenn sich mehr als ein Kreis zeigt, so ist dieses merkwürdig, dass die Kreise bey jedem Klange eine bestimmte Anzahl von Biegungen haben, den innern Kreis ausgenommen, welcher bisweilen ganz zirkelförmig, mehrentheils aber oval ist. Eine Tabelle giebt mit Verweisung auf die gezeichneten Figuren eine Uebersicht von der Anzahl sowohl der bey jedem Klange gebildeten Kreise, als der Linien, wodurch sie durchschnitten werden, als endlich der Beugungen, welche jeder Kreis hat. Eine zwote Tabelle liefert eine Uebersicht der vom Vf. beobachteten Tonverhältnisse dieser verschiedenen Schwingungsarten einer runden Scheibe; eine dritte zeigt die Zahlen an, mit deren Quadraten die angegebenen Tonarten *einigermassen* übereinkommen. Aus dieser Tabelle ergiebt sich, dass wenn K die Zahl der Kreise und L die Zahl der Linien bedeutet, jeder Ton der nämlichen runden Scheibe ungefähr gleich ist $(2.K + L)^2$. Zuletzt giebt der Vf. von den Klängen einer viereckigen, gleichseitigen Scheibe Nachricht, und bringt die beobachteten Tonverhältnisse zu desto leichterer Uebersicht in eine Tabelle. — Gleichartige Töne an Scheiben, Glocken und Gefässen von gleicher Gestalt und Materie verhalten sich wie ihre Dicke, und umgekehrt, wie die Quadrate ihrer Durchmesser, gegen *Karsten*. Aus den blossen gegebenen Gewichten dieser klingenden Körper lässt sich schlechterdings nicht mit Sicherheit auf die Höhe und Tiefe ihrer Töne ein sicherer Schluss machen. Die bekannte Erzählung vom Pythagoras, welcher die Töne der Hämmer in einer Schmiede eben so, wie ihre Gewichte, mit den Zahlen 12, 9, 8 und 6 übereinstimmend gefunden haben soll, scheint sehr unrichtig zu seyn. — Es ist irrig, dass man bey *jedem* Klange *allezeit* mehrere Töne zugleich höre, und dass sich eben dadurch ein Klang von einem blossen Schalle oder Geräusche unterscheide. Und wenn gleich eine Saite durch ihre eigenen Schwingungen veranlasst werden kann, die höhern Consonanzen, welche sie einzeln zu geben im Stande ist, mit dem Grundtone zu gleicher Zeit hören zu lassen, so sind doch diese coexistirenden Schwingungsarten nicht etwa als ein einziger Klang oder als wesentliche Bestandtheile des Grundtones, sondern als mehrere von dem Grundtone und von einander verschiedene Klänge anzusehen, die an der nämlichen Saite zu gleicher Zeit eben so, wie an mehrern Saiten, statt finden können. Auch bey Stäben, Scheiben, Glocken und andern klingenden Körpern können mehrere Töne zugleich hörbar werden; aber es sind schlechterdings keine andern, als die, welche der klingende Körper einzeln geben kann. Man kann aber in diesen Fällen den Ton durch Anbringung von Dämpfern an solchen Stellen, welche bey dem verlangten Klange in Ruhe bleiben müssen, ganz rein darstellen. — Die wesentliche Eigenschaft eines *Klanges* besteht in der Gleichzeitigkeit der Schwingungen. Ein *Ton* hingegen ist ein Klang, bey dem man nur auf seine Höhe und Tiefe, oder auf die grössere oder geringere Geschwindigkeit der Schwingungen Rücksicht nimmt. — Eine ganz unbemerkte Schwingungsart hat der Vf. an etwas starken parallelopipedischen Stäben, deren eines Ende in einem Schraubenstock festgespannt war, bemerkt. Es zeigte sich nämlich, wenn man eine von den vier Kanten des Stabes mit dem Violinbogen streicht, mitten auf jeder Fläche eine, durch die ganze Länge derselben sich erstreckende feste Linie, welche durch Aufstreuung von Sand sichtbar gemacht werden kann. Dieser Körper wird also von zwo sich rechtwinklicht durchschneidenden festen oder ruhenden Flächen in vier schwingende Parallelopipeda zerlegt. — Auch an Saiten, wenn sie lang und dünn sind, und mit dem Violinbogen unter einem spitzigen Winkel gestrichen werden, hat Hr. Ch. eine neue Folge von Schwingungsarten bemerkt. Denn wird dieses Streichen in der Mitte, oder doch nicht weit davon, vorgenommen, so entsteht ein Klang, welcher den Grundton der Saite ungefähr um 3 bis 5 Octaven übertrifft, wird die Mitte der Saite mit dem Finger gedämpft, und eine von beiden Hälften auf die vorige Weise gestrichen, so erhält man einen Ton, welcher eine Octave höher ist, als der vorige, u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 25. März 1791.

SCHOENE KÜNSTE.

London, b. Payne, u. a. auf Kosten des Vf.: *A General History of Music from the earliest Ages to the present Period. By Charles Burney,* Mus. D. F. R. S. *Vol. III.* 622 S. *Vol. IV.* 685 S. in gr. 4. m. K. 1789. (2 Guineen.)

Schon 1776 erschien der *erste Band* dieses interessanten Werks, wozu sich der Vf. besonders auf seiner, auch von ihm beschriebenen, musikalischen Reise durch Italien, Frankreich und Deutschland, und durch nachherige Forschungen und Briefwechsel, einen reichhaltigen Stoff gesammelt hatte. Jener erste Band enthielt, ausser einer vorläufigen, auch von Hn. Hofr. *Eschenburg* ins Deutsche übersetzten, Abhandlung über die Musik der Alten, die Geschichte dieser Kunst bey den Aegyptern, Hebräern, Griechen und Römern, nebst einem Anhange über die musikalischen Instrumente des Alterthums. In dem zweyten Bande, der 1782 herauskam, erzählt der Vf. vornemlich die Schicksale der Musik, während des Mittelalters, und setzte diese Erzählung bis um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts fort. Dem *dritten Bande* hat der Vf. auf 11 S. einen *Versuch über die musikalische Kritik* vorausgeschickt, worinn verschiedene feine Bemerkungen über den Antheil vorkommen, welchen Verstand und Nachdenken an dem Genuss musikalischer Schönheiten haben. Die Materie ist indess in diesem kurzen Versuche mehr nur angegeben als ausgeführt; und es wäre zu wünschen, dass sich der Vf. oder ein andrer Musikkenner von Einsicht und Geschmack auf ihre weitere Erörterung einlassen möchte. Die Eigenschaften einer guten musikalischen Composition, worauf die Kritik vornemlich zu sehen hat, sind: Melodie, Harmonie, Modulation, Erfindung, Grösse, Feuer, Pathos, Geschmack, Anmuth und Ausdruck. Bey dem Vortrage würden Genauigkeit, Accent, Nachdruck, Lebhaftigkeit und Empfindung, dann auch in den meisten Fällen Stärke, Klarheit, Annehmlichkeit, das Brillante bey geschwinden, und das Rührende bey langsamen Tactbewegungen, in Betrachtung kommen. Ausserdem aber hat auch jede Gattung musikalischer Stücke ihre eigenthümlichen Erfodernisse, wovon hier die vornehmsten angezeigt werden.

Die in diesem Bande enthaltne Geschichte selbst betrifft zuerst die weitern Fortschritte der Musik in England während der Regierung Heinrichs VIII, Edwards VI, und der Königinnen Marie und Elisabeth. Der erste war ein grosser Beschützer der Tonkunst, und componirte selbst. Edward spielte die Laute, und unterhielt eine ansehnliche Kapelle und Orchester. Während der kurzen Regierung der, gleichfalls musikalischen, Königin Marie wurden wieder lateinische Worte bey der Kirchenmusik eingeführt. Sehr glänzend aber war die Aufnahme dieser Kunst in England unter der K. Elisabeth, die auch selbst sang und die Laute spielte. In *Queen Elizabeth's Virginal Book,* wovon der Vf. in der Note zu S. 86 nähere Nachricht giebt, kommen sehr schwere Stücke vor, die eine grosse Fertigkeit voraussetzen, wenn diese Königin sie wirklich gespielt hat. Im gottesdienstlichen Gesange gingen bald nach dem Antritt ihrer Regierung beträchtliche Veränderungen vor. Sowohl über die damals eingeführte figurirte Kirchenmusik, als über die gewöhnliche Psalmodie in den Pfarrkirchen Englands hat der Vf. sehr gute Nachrichten und Bemerkungen gesammelt; und S. 31. kommt er auf den Einfluss, welchen die Kirchenverbesserung, und besonders *Luther's* Antheil an derselben, auf die Kirchenmusik und den Kirchengesang hatten. Wenn aber S. 32. gesagt wird, er habe seinen Katechismus und die augsburgische Confession in Verse gebracht und in Musik setzen lassen; so ist das doch wohl nur von Kirchenliedern dieses Inhalts zu verstehen. Auch wurde der deutsche Kirchengesang sogleich von Luther eingeführt, und nicht, wie der Vf. S. 33. glaubt, erst lange hernach. Die von dem Vf. angeführte Baseler Agende von 1565 war gewiss nicht die erste. Hier und bey dem, was hernach über die aus Deutschland nach England gekommene metrische Psalmodie, und die Uebereinstimmung einiger alten Kirchenmelodien, gesagt wird, liesse sich noch manches berichtigen und hinzusetzen. S. 35. ff. findet man vier Melodien von Luthers ältesten Kirchenliedern, die drey letzten mit dem deutschen Text, abgedruckt. Der eintönige, schläfrige Psalmengesang, den *Calvin* einführte, war seiner finstern und störrigen Sinnesart gemäss. *Goudimel* und *Claude le Jeune* verfertigten zu *Marot's* Psalmenübersetzung die Melodien. In englische Verse wurden verschiedne Psalme unter Heinrich VIII von *Tho. Wyatt* übersetzt, und 1549 gedruckt. In eben dem Jahre kamen auch *Sternhold's* 51 Psalmen heraus; und die ganze Sammlung erschien erst 1562. Die meisten Melodien waren aus deutschen Lutherischen Gesangbüchern entlehnt, wie man unter andern aus *Wisdome's* Uebersetzung von *Luther's* Liede: *Erhalt uns, Herr, bey deinem Wort* sieht, wovon man hier S. 53. die bekannte Melodie, mit deutschem und englischen Text, abgedruckt findet. (Bischof *Corbet* machte folgendes, an *Wisdome's* Geist gerichtete drollige Epigramm darauf:

Thou, once a body, now but ayre,
Arch-botcher of a Psalm or Prayer,
From Carfax come!
And patch us up a zealous lay,
With an old ever and for ay,

Or all and some.
Or such a spirit lend me.
As may a Hymn down send me
To purge my braine:
But Robert, look behind thee,
Lest TURK or POPE should find thee,
And go to bed again.

Die vollständigste Sammlung der Psalmen, mit durchgängigen Melodien, kam erst 1594 heraus. Von dieser und den folgenden ertheilt der Vf. umständliche Nachrichten. Damals wurden alle Melodien psalmodisch, selbst die zu Opern und andern theatralischen Vorstellungen. Selbst in Italien machte *Diodati* Versuche dieser Art. Zuletzt erwähnt und beantwortet der Vf. noch die Einwürfe, die man in England wider die Einführung eines bessern gottesdienstlichen Gesanges, und einer zweckmäfsigen Kirchenmusik, gemacht hat, und redet dann von der Beschaffenheit dieser letztern zur Zeit der Königin Elisabeth. Die hier charakterisirten Tonsetzer sind: *White, Tallis, Bird, Morley* und *Bull*, von deren Compositionen auch Proben, in Kupfer gestochen, beygefügt sind. Endlich noch von dem damaligen Zustande der weltlichen Musik in England, besonders von den damals sehr üblichen Madrigalen mit Musik, die dem Vf. zu verschiednen, in die Geschichte der Poesie einschlagenden, Bemerkungen Gelegenheit geben. Von Instrumentalsachen sind blofs die für die Laute und das Virginal merkwürdig.

Das *zweyte Kapitel* dieses Bandes betrifft den Zustand der Musik in *Italien* während des sechszehnten Jahrhunderts. Es gab daselbst schon zu Anfange desselben geschickte Spieler und Sänger; die Hauptepoche aber machte *Palestrina*, dessen Beyspiel den Gebrauch des Contrapuncts allgemeiner machte. Die vornehmsten damaligen Theoretiker waren: *Gafforio, Aaron, Fogliano, Spataro, Lanfranco, Vanneo, Doni, Picitono, Dentice, Vicentino, Zarlino, Galilei, Artusi, Tigrini, Pontio* und *Zacconi*. Die von diesen Theoristen und ihren Werken S. 150 bis 181 ertheilten Nachrichten sind schätzbare Beyträge zur musikalischen Literatur. Die Componisten dieses Jahrh. werden nach den vornehmsten Kunstschulen vertheilt. Zuerst von der *römischen Schule* der Composition, aus welcher verschiedne Tonkünstler vor dem *Palestrina* noch dem Namen nach bekannt sind. Dieser Componist aber steht mit Recht an der Spitze der römischen Schule, ob sie gleich nicht durch ihn zuerst gestiftet wurde. Vor ihm war schon *Giov. Animuccia* Kapellmeister der Peterskirche, der die ersten *Laudi*, oder geistlichen Gesänge in Stimmen setzte. Vom *Palestrina* selbst redet der Vf. S. 185 ff. umständlich, und giebt eine Anzeige von der Ausgabe seiner so berühmten musikalischen Arbeiten. Die Vorzüge seines überaus fruchtbaren Genies, und die Verdienste seiner Composition werden hier sehr gut und gründlich auseinander gesetzt. Die übrigen Meister dieser Schule, von welchen der Vf. Nachricht ertheilt, sind: *Nanino, Anerio, Cifra, Giovanelli* u. *Marenzio*, welcher letzte den Madrigalstil zur höchsten Vollkommenheit brachte. An die Spitze der *Venetianischen Schule* setzen die Italiener selbst den *Adrian Willaert*, aus Flandern gebürtig. Der Vf. ergänzt die unvollständige Angabe seiner Werke im Waltherischen Wörterbuche. Die *Neapolitanische Schule* hat sich um den Contrapunct vorzüglich verdient gemacht, und sie nahm schon bald nach der Mitte des funfzehnten Jahrh. ihren Anfang. Unter den vielen Tonkünstlern dieses Zeitpuncts zeichneten sich *Gafurio, Tinctor, Guarnerio, Tearte* und *Rodio*, am meisten aus. Es giebt noch eine Menge kleiner Musikstücke der damaligen Zeit, die zu Neapel verfertigt wurden, unter andern eine Gattung, welche *Vilotte* oder *Vilanelle* hiess, wovon man S. 215 ff. zwey Proben findet. Am berühmtesten war *Don Carlo Gesualdo*, Prinz von *Venosa*. Der Vf. zeigt indess, dass seine Madrigale, von denen er eins mittheilt, die ihnen so häufig, und von berühmten Männern, gegebenen Lobsprüche nicht verdienten. — Auch die *Lombardische Schule* war damals an Tonsetzern sehr ergiebig, worunter der Pater *Constanzo Porta*, ein Cremoneser, vorzüglich merkwürdig ist. S. 227 ff. steht eine siebenstimmige Fuge von ihm; und S. 231. ein fünfstimmiges *Ballet* von *Gastoldi* von Caravaggio, aus einer Sammlung seiner *Baletti à 5; coi versi per cantare, suonare e ballare;* ein Beweis, dass auch das Wort *Ballade* ursprünglich ein Stück zum Singen, Spielen und Tanzen bedeutete. Ausserdem gehören *Biffi, Cima, Vecchi* und *Monteverde* hieher, welcher letztere viele gewagte, aber glückliche, Neuerungen einführte. — Aus der *Bolognesischen Schule* kennt man nur die Arbeiten weniger Meister des 16ten Jahrh. Bekannt daraus sind z. B. *Bottregari, Artusi* u. *Rota*. — Die *Florentinische Schule* ist schon deswegen denkwürdig, weil die älteste Sammlung componirter Texte, welche der Vf. in Italien auftreiben konnte, ein Mspt. von Laudi Spirituali für eine zu Florenz schon im J. 1310 errichtete, und noch fortdauernde, Musikgesellschaft war. *Corteggia, Striggio* und *Galilei* sind die bekanntesten dortigen Meister dieser Zeit. — Ausserdem aber giebt es noch manche Componisten Italiens, deren Geburtsort und Aufenthalt nicht bekannt ist; z. B. *Constanzo Festa*, von dem der Vf. S. 245. ff. eine Motete und ein Madrigal mittheilt.

Im *dritten Kap.* erzählt der Vf. den Fortgang der Musik in *Deutschland* während des sechszehnten Jahrhunderts; und zu Anfange desselben ertheilt er der Aufnahme dieser Kunst in unserm Vaterlande ein sehr rühmliches Zeugniss. Nur klagt er, dass wir die Arbeiten unsrer ältern Componisten zu sehr in Vergessenheit gerathen lassen; und diese Klage ist wohl nicht ohne Grund. Die Sammlung des Kurfürsten von Baiern hält er für die zahlreichste in dieser Art. *Geo. Reischii Margarita Philosophica*, 1503, worinn ein Buch von der Musik handelt, ist die älteste musikalische Schrift, die der Vf. von einem Deutschen auftreiben konnte. Im J. 1519. gab *Mich. Roswick* zu Leipzig ein Compendium musicae; und das Jahr darauf *Joh. Galliculus* ebendaselbst eine weitläuftigere Anleitung zur Musik, *Libellum de Compositione Cantus*, heraus. Noch ausführlicher aber war der *Micrologus* von *Andreas Ornithoparchus*, welcher zu Köln. 1535, vielleicht aber, wie *Walther* glaubt, schon in einer frühern Ausgabe, erschien, und 1609 von *Douland* ins Englische übersetzt wurde. Kurz hernach erschienen in Deutschland mehrere theoretische Werke über die Musik, die man S. 248 angeführt findet. Länger verweilt sich

sich der Vf. bey der Musurgie des *Ottomarus Luscinius*, wegen der darinn befindlichen Abbildungen musikalischer Instrumente in Holzschnitten. Aehnliche Bilder findet man in mehrern alten Büchern dieser Art; z. B. in der, hier nicht mit angeführten, Musica Instrumentalis in deutschen Reimen, von *Martin Agricola*, die 1545. 8. zu Wittenberg herauskam. Eine der wichtigsten Schriften dieser Zeit war das *Dodecachordon* von *Loris* oder *Glareanus*, einem Schweizer. Dies Werk ist wegen der darinn enthaltenen theoretischen Ideen, historischen Nachrichten, und aus ältern Componisten gegebenen Beyspielen, noch immer schätzbar und merkwürdig. Hernach werden noch verschiedne Theoretiker und Componisten damaliger Zeit angeführt. Auch hat der Vf. aus *Montagne's* Reisen einige dahin gehörige Umstände gesammelt, die für die Geschichte der Kirchenmusik nicht ganz unerheblich sind. Die übrigen Nachrichten dieses Kapitels sind, wie es scheint, meistens aus *Walthers* Lexicon gezogen; und sie verdienten freylich eine noch genauere Nachforschung und vollständigere Bearbeitung. Vermuthlich haben wir diese von Hn. *Forkel* zu erwarten. *Adlungs* Anleitung zur musikal. Gelahrtheit scheint von unserm Vf. nicht benutzt zu seyn.

Frankreichs Fortschritte in der Musik waren während des sechszehnten Jahrhunderts nicht sehr beträchtlich Es wird davon im *vierten* Kapitel gehandelt. Das Spinett scheint damals das Lieblingsinstrument der Damen gewesen zu seyn. Von dem Tode des Königs Franz I bis zur gänzlichen Unterdrückung der Ligue, unter Heinrich IV waren die Unruhen in Frankreich zu anhaltend, um eine so friedliche Kunst sehr in Aufnahme zu bringen. Der erste hier angeführte französische Componist ist *Clement Jannequin*, von dem man zehn Bücher französischer Arien hat, deren zehntes die Nachahmung einer Bataille enthält. Die übrigen Namen sind zum Theil aus dem im *Rabelais* vorkommenden Verzeichnisse von Tonkünstlern genommen; indess waren viele ihrer Arbeiten dem Vf. selbst zur Hand, und er war daher im Stande, sie genauer zu charakterisiren. *Goudimel* und *Claude le Jeune* gehören unter die berühmtesten. Beide setzten *Marot's* Psalmen in Musik. Der erste war jedoch mehr ein Mann von Gelehrsamkeit als Talenten. S. 267 ff. findet man eine Motette und einen Chanson von ihm. Sehr gewöhnlich, aber ziemlich unbedeutend, waren damals in Frankreich die Ballet-Compositionen, mit Worten begleitet, dergleichen man von *Beaujoyeux* hat. *Du Caurroy* war gleichfalls ein berühmter Musiker dieser Zeit, und königl. Kapellmeister. Ein *Nöel* oder *Carol* von ihm, der S. 285. zur Probe steht, erregt keine sonderlichen Begriffe von seinem Genie. Auch die Lobsprüche, welche *Mersennus* dem *Jaques Mauduit* ertheilt, sind ziemlich unverdient.

In *Spanien* (Kap. V.) war die Musik in diesem Zeitalter blühender, als man gemeiniglich glaubt. Es giebt verschiedne, S. 289 ff. angeführte theoret. Schriftsteller noch vor dem *Salinas*, dem berühmtesten damaligen spanischen Theoristen, dessen sieben Bücher über die Musik (Salamanca, 1577.) sehr selten, und in mancher Rücksicht noch immer schätzbar sind. Aus ihr giebt der Vf. S. 294. ff. einige charakteristische Fragmente lateinischer u. spanischer Versarten, in Noten gebracht. Ausser ihm war *Morales* einer der vornehmsten Musiker; und in dem Verzeichnisse der damaligen Sänger der päbstlichen Kapelle findet man eine Menge Spanier, von denen einige auch sonst rühmlich erwähnt werden.

Kap. VI. betrifft den Zustand der Musik in den *Niederlanden* während des sechszehnten Jahrhunderts. Verschiedne daher gebürtige Musiker, *Tinktor*, *Akenheim*, *des Pres*, *Mouton* und *Willaert*, welche dieser Schule vorzüglich Ehre machten, sind von dem Vf. schon mehrmals angeführt worden. Ausser diesen werden nun noch *Verdelot*, *Gombert*, *Arkadelt* und viele andre, besonders charakterisirt, und Proben ihrer Setzart mitgetheilt. Zuletzt noch von dem so berühmten *Orlando de Basso*, der aus Mons gebürtig war.

Je reichhaltiger von nun an die Nachrichten werden, welche der Vf. von den Musikern des vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderts giebt, desto mehr sehen wir uns genöthigt, uns bey unserm Auszuge nur auf die wesentlichsten und vornehmsten einzuschränken. Im *siebenten* Kapitel wird der Fortgang der Musik in England, vom Tode der Königin Elisabeth an, bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts erzählt. Dr. *Giles*, *Tomkins*. *Bevin*, *Gibbons* zeichnen sich zuerst vorzüglich aus. S. 331. giebt der Vf. eine genauere Beschreibung von den damals in England so sehr beliebten *Masques*, einer glänzenden und kostspieligen Gattung von Schauspielen, vor der Einführung regelmäsiger Singspiele; und S. 334. wird in der Note die bey französischen und deutschen Schriftstellern gewöhnliche Vermengung der *Masques* mit den *Maskeraden* und der *Interludes* mit den italienischen *Intermezzo's*, gerügt. Ungewiss aber bleibt es doch, ob jene eigenthümlich englische Schauspielgattung von der Erscheinung der Schauspieler mit Masken, nach Art der Alten, oder von den blos imaginären Charaktern, und der Verkleidung der Schauspieler, ihren Namen erhalten habe. Auch die Leser *Shakespeare's* finden hier S. 334 ff. brauchbare Erläuterungeu der von diesem Dichter mehrmals benutzten musikal. Beyhülfe, und der Stellen, welche in seinen Schauspielen die Musik betreffen. Die englischen *Masken* haben schon allerdings eine grosse Aehnlichkeit mit der *Oper*; nur fehlt ihm Ein wesentlicher Bestandtheil derselben, das *Recitativ*. Sie wurden gemeiniglich zur Belustigung des Hofes geschrieben: einer ihrer vornehmsten Vf. war *Ben Jonson*, dessen Stücke von dem jüngern *Ferrabosco* und von *Nic. Laniere* in Musik gesetzt wurden. Die damalige Kammermusik für die Stimme bestand hauptsächlich aus Madrigalen, aus *Canons*, *Rounds* und *Catches*. Von der Instrumentalmusik dieser Zeit, die meistens aus sogenannten *Fantasien* bestand, konnte der Vf. desto bestimmtere Nachrichten ertheilen, da er ansehnliche handschriftliche Sammlungen derselben von den berühmtesten Meistern besitzt. — König *Karl I* war ein grosser Liebhaber dieser Kunst, und selbst musikalisch. Dr. *Child*, *Batten*, *Tomkins* der Jüngere, *Pierson*, *Deering* u. a. m. werden hier charakterisirt, und dann verschiedne, zur Geschichte des englischen Theaters gehörige, Nachrichten eingeschaltet; z. B. von *Milton's* berühmter Maske. *Comus*. S. 380 ff. Die Kirchenmusik erlitt indess im J. 1643. durch die gänz-

liche Abschaffung des Kathedral - Gottesdienstes einen grosen Verlust; und die innern vielfältigen Unruhen, die grosse Rebellion und das Interregnum, würde der Tonkunst überhaupt ungemein nachtheilig. *William* und *Henry Lawes* genossen jedoch um diese Zeit einer allgemeinen Bewunderung. Auch zeichnen sich Dr. *Wilson*, ein treflicher Lautenspieler, und *John Hilton*, sehr vortheilhaft aus; und in der Folge *John Jenkins*, *John Playford* und *Christ. Simpson*. Während des bürgerlichen Krieges blühte die Musik in England fast nirgend, als in Oxford, und der bekannte Geschichtschreiber dieser Universität, *Anton Wood*, der selbst ihr groser Beförderer war, giebt davon die genauesten Nachrichten, die der Vf. benutzt und ausgezogen hat. — Unter *Karl II* sind zuerst die mit der Kirchenmusik und dem Kirchgesange gemachten Abänderungen merkwürdig, und die Erbauung neuer Orgeln, besonders durch *Smith* und *Harris*. Unter den hier angeführten Kirchencomponisten ist besonders Dr. *Blow* merkwürdig, von dessen *Cruditäten* S. 449, einige Proben vorkommen. Unterhaltend sind die hierauf folgenden Nachrichten von den zunftmäsigen Einrichtungen und Privilegien damaliger Tonkünstler in England; von der Würde des *King of the Minstrels*, die in Frankreich noch im J. 1741 durch *Guignon* wieder erneuert wurde; von dem Einfall K. *Karls II*, deutsche, spanische, italienische, französische und englische Sänger zusammen zu hören und zu vergleichen; von seiner Vorliebe zum französischen Geschmack; und von den damals gedruckten theoretischen und praktischen Werken. (*Alstedii* Encyclopädia, woraus das 1664 zu London gedruckte Templum musicum genommen zu seyn scheint, erschien zuerst zu Herborn, 1630.) Epoche in der Geschichte der englischen Musik machte *Henry Purcell*, der für sie, nach des Vf. Urtheil, das war, was *Shakspeare* für die Bühne, *Milton* für die Epische Poesie, *Locke* für die Metaphysik, und *Newton* für die Naturkunde waren. Sein Genie umfasste alle damals bekannte musikalische Gattungen mit gleicher Leichtigkeit. Ueber sein Leben und seine Werke, worunter vornemlich das *Te Deum* und *Jubilate* sich auszeichnen, findet man hier ausführliche Nachrichten und Zergliederungen. Auch werden die vornehmsten Fehler in seinen Compositionen bemerkt. Er ist wirklich als Wiederhersteller der Musik in England anzusehen, die daselbst während des siebenzehnten Jahrhunderts sehr in Verfall gerathen war. Gegen das Ende derselben kamen besonders die Arbeiten für die Violine, und dies Instrument selbst, in grosse Aufnahme, wovon daher S. 512 ff. in einem eignen Abschnitte gehandelt wird.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Jena*, im Verl. der Cunoischen Erben: *Chemische Versuche mit einer grauen salzigten Erde, welche bey Jena gefunden wird, und dem daraus ausgelaugten Salze*, angestellt und beschrieben von *Georg Friedr. Christian Fuchs*, d. A. W. Doct. u. derselben ausserordentl. Lehrer zu Jena. 1788. 24. 8. — Das Salz, von welchem in diesen wenigen Blättern — deren Anzeige zufällig sich verspätet hat, — die Rede ist, findet sich in Hölen eines Gipslagers unweit Jena, die Teufelslöcher genannt, theils in Krystallen, theils mit Thonerde gemengt. In der Vorrede nennt der Vf. einen jungen Arzt, Hn. *Urban*, als dessen Entdecker; obgleich, wie er auch selbst anführt, Hr. Hofr. *Suckow* bereits im Jahr 1772 in seiner Abhandlung *de aquis Jenensibus*, nicht allein dieses Salz selbst, sondern auch seine damit angestellten chemischen Prüfungen, erwähnt hat. — Aus 7 Unzen, 3 Quent. 11 Gran der grauen Erde erhielt Hr. *F.*, durch Auslaugen mit Wasser, in 5 Anschüssen 1 Unze 1 Quent. 32 Gran Salz, von welchem er sagt: er hoffe, aus seinen Versuchen behaupten zu dürfen, dass es in seinen Eigenschaften dem Seidlizer Salze *sehr nahe* komme. Von öffentlich dargelegten chemischen Untersuchungen erwartet man heutiges Tags bestimmtere Resultate. Auch ist es bey bey der angegebenen bittersalzigen Natur derselben, nicht zu erklären, dass dessen wäsrige Auflösung nicht durch Weingeist präcipitirt worden; im Fall nicht der Vf. zur Auflösung des Salzes eine grössere Menge Wasser, als zu solcher Probe schicklich war, angewendet hat. — Im §. 5. erfolgt die nähere Angabe, dass jenes Salz ein vitriolsaures Mittelsalz, dessen Basis aber eine mit beynahe zur Hälfte *Kalkerde* vermischte Magnesie sey. Hat der Vf. in dieser Vermuthung von der Kalkerde sich nicht geirrt, — denn *geprüft* hat er sie weiter nicht, — so kann die Säure, womit sie verbunden war, nicht Vitriolsäure gewesen seyn: das Salz würde sonst fast zur Hälfte aus Selenit bestanden haben, und wäre alsdann in so wenigem Wasser, (z. B. S. 11. 1 Loth 2 Quent. 23 Gran in 4 Loth Wasser,) nicht auflöslich gewesen. Ein etwas geübterer Chemiker würde Kalksalpeter oder Kalkkochsalz vermuthet, und darnach geforscht haben. — Die nach dem Auslaugen des Salzes übrige Erde übergoss der Vf. mit Vitriolsäure, und erhielt zuerst Alaunkrystallen, hierauf ein weisses spiesigtes eisenhaltiges Salz, welches er für wirklichen Eisenvitriol hält, wahrscheinlich aber im eisenschüssigen Bittersalze bestanden haben wird. Zu seinen Versuchen bedient er sich eines Vitriolöls, dessen Stärke (Schwere) sich gegen destillirtes Wasser, wie 1 gegen 3 verhält. Von *der* Schwere hat, ausser Hn. *F.*, noch niemand das Vitriolöl gesehen!! — Mit der, nach Ausziehung durch Vitriolsäure, übrigen Erde versuchte der Vf. eine Probe auf Eisen, indem er 1½ Unzen, 30 Gr. derselben mit 1 Loth, 1 Quent. 15 Gr. schwarzen Fluss versetzte, und 1 Stunde in starkem Feuer hielt; allein er erhielt nichts, als eine pulverichte Masse. Diese Eisenprobe erweckt eben keine grosse Meynung von des Vf. docimastischen Kenntnissen und Fertigkeiten. —

Eine aus den Teufelslöchern entspringende Quelle untersuchte der Vf. ebenfalls; überläst es aber dem Leser zur Beurtheilung, in wie weit deren Wasser mit dem Seidlizer übereinkommt. Wenn, bey seinem, mit Seidlizer Bitterwasser angestellten Gegenversuchen, das Kalkwasser davon nicht zersetzt worden ist, so hat sicherlich sein Kalkwasser nichts getaugt. — Den aus Bitterwasser, so wie den, aus dem Wasser der Teufelslöcher, durch *Sauerkleesalz* erzeugten Niederschlag siehet der Vf. für *Selenit* an, und zwar darum, weil er mit Vitriolsäure nicht brauste!! — Zum Schluss wünscht der Vf. nichts mehr, als dass seine Versuche, die er: „nach den neuern Grundsätzen der Chemie angestellt," nennt, jedem, der sie liest, befriedigend seyn mögen. Rec. beklagt aber, bekennen zu müssen, dass, bey ihm wenigstens, dieser Wunsch des Vf. unerfüllt geblieben sey.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 26. März 1791.

SCHÖNE KÜNSTE.

London, b. Payne, u. a. auf Kosten des Vf.: *A General History of Music, from the earliest Ages to the present Period. By Charles Burney* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Das VIII. Kap. betrifft die Geschichte der *italienischen* Kirchen- und Kammermusik im vorigen Jahrhundert. Einer der berühmtesten damaligen Kirchencomponisten war *Ludovico Viadana;* und ausser ihm machten sich *Cima*, *Soriano*, *Micheli Romano*, *Turini*, *Agostini Paolo*, *Valentini*, als solche, und am meisten durch ihre Canons, bekannt. Die gelehrtesten Kirchencomponisten dieses Zeitpunkts aber waren *Allegri*, *Benevoli*, *Bernardi* und *Bernabi*. Diese Meister, und manche andre gute Harmonisten, versahen damals die Kirchen Italiens mit einer fast unzählbaren Menge von Compositionen, und belebten dieselben noch mehr durch Melodie, Modulation und Ausdruck. Der Kirchenstil erlitt merkliche Veränderungen, sowohl durch die Nachahmung der dramatischen Musik, als durch Einführung der Instrumente, der Schreibart in transponirten Schlüsseln, und Erweiterung der Tonleiter. Am meisten aber gelang die Verbindung der angenehmsten Melodie mit der reizendsten Harmonie den beiden grossen Meistern, *Carissimi* und *Stradella*. Die von *Kapsberger* zu Rom 1612 herausgegebnen Motetti Passegiati waren, wie es scheint, die ersten Solomotetten, worin Läufe oder Passagen vorkamen. Auch wurden die Psalme, das *Stabat Mater*, die *Miserere's* und *Salve Regina's*, mit Solo-Arien, jetzt sehr gewöhnlich, obgleich oft ziemlich geschmacklos und unschicklich bearbeitet. Die *Madrigale* waren zwar nicht so beliebt mehr, wie vordem; indess fanden sich noch verschiedene Componisten, die sich mit denselben beschäftigten, worunter *Mazzocchi* einer der glücklichsten war. Er führte auch die Bezeichnung des crescendo, diminuendo, piano und forte ein. Viel Possenhaftes ist in den Arbeiten des *Tarquinio Merula* anzutreffen, der unter andern die Declination von Hic, Haec, Hoc, in eine Fuge brachte. Es giebt wenig Instrumentalmusik von Belang aus dem vorigen Jahrhundert; nur die Orgel erhielt durch *Frescobaldi*, und seine meisterhaften Fugen, grössere Vollkommenheit. Auch wurde gegen das Ende des vorigen Jahrh. eine Art von gelehrten und ausgearbeiteten Kammerduetten für Singstimmen beliebt, z. B. von *Bononcini*, *Steffani*, u. a. m. *Steffani* war nicht (wie man gemeiniglich glaubt,) ein Deutscher; sondern aus dem Venetianischen gebürtig. Während seines Aufenthalts in Hannover setzte er seine Opern, die man verdeutscht auf das Hamburgische Theater brachte. Seine Duette sind meisterhaft, und dienten den grössten Sängern, als Solfeggi, zur Uebung ihrer Stimme. So zeichnen sich auch die Duette von *Clari*, und vorzüglich die von *Durante*, ungemein aus. S. 537 ff. ertheilt der Vf. noch Nachricht von einigen musikalischen Schriften der Italiener; und S. 543 ff. giebt er verschiedene Fragmente mehrerer Componisten, woraus sich die Beschaffenheit der Melodie zu Anfange des vorigen Jahrh. beurtheilen lässt.

Im IX. Kap. wird der Fortgang der *Violine* in Italien, von sechszehnten Jahrhh. an bis auf unsre Zeiten, besonders beschrieben. Der erste Violinist von Bedeutung war *Baltazarini*, von den Franzosen *Beaujoyeux* genannt, der 1577 an den Hof der Königin Katharine von Medices kam. Von der allmähligen Einführung der verschiedenen Stücke für dies Instrument findet man hier ganz merkwürdige Anekdoten; am längsten verweilt sich der Vf. bey dem berühmten *Corelli*, der hier Epoche macht, und theilt verschiedne Anekdoten von ihm mit, die *Geminiani* einem seiner Freunde erzählte, der sie gleich darauf niederschrieb. *Corelli's* Beyspiel und Talente brachten die Violine überall, durch ganz Europa, in Gang. Unter seinen Nachfolgern erlangte *Tartini* mit Recht den grössten Ruhm, und bildete viele berühmte Schüler. Auch *Veracini*, *Barbella* u. a. m. werden hier näher charakterisirt.

Von den zahlreichen *deutschen* Musikern des vorigen Jahrhunderts führt der Vf. (*Kap. X.*) nur die vornehmsten an. In Deutschland herrschten Harmonie und fugirte Musik länger, als in Italien, weil sie nicht so früh von dem theatralischen Stil verdrängt wurden. Zuerst von den berühmtesten Orgelspielern: *Klemme*, *Froberger*, *Hammerschmidt*, u. a. m. Dann von den Theoretikern, *Kepler*, *Kircher*, *Krüger*, *Prinz*, u. s. f. Ferner, von den *Opern* in Deutschland, und ihren Componisten. Was *Riccoboni* von den Schauspielern auf der Hamburgischen Opernbühne zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts sagt, es wären lauter Handwerker, Obsthändlerinnen u. dgl. gewesen, bezweifelt der Vf. mit Recht; und es ist offenbar ohne Grund. Die Violine war im vorigen Jahrh. vielleicht nirgend so beliebt, als in Deutschland; und unter allen deutschen Virtuosen auf diesem Instrument scheint *Biber*, in Salzburg, der beste gewesen zu seyn. Zuletzt erhält noch der verdienstvolle *Keiser* sein gebührendes Lob. „Er konnte, heisst „es unter andern, sobald er nur die Feder ansetzte, eben „so sicher auf glückliche Einfälle und Originalität rechnen, als es *Haydn* gegenwärtig kann."

Kap. XI. In *Frankreich* war unter *Ludwig XIII*, der die Musik liebte und beförderte, *Arthur aux Couteaux*, der vornehmste Kirchencomponist; und von den weltlichen Hofcomponisten war *Boesset* der beliebteste. Die vollständigste Nachricht von dem damaligen Zustande der französischen Musik findet man in den Schriften des *Paul Mersenne*, besonders in seiner *Harmonie Universelle*, die in manchem Betrachte merkwürdig ist. *Michel Lambert* war um die Mitte des vorigen Jahrh. der Lieblings-Componist für die leichtere Singmusik. Die Oper wurde daselbst durch Italiener, vornemlich durch *Rinuccini*, eingeführt; und die erste im J. 1645 gespielte scheint eine komische Oper gewesen zu seyn. *Perrin* brauchte zuerst französische Texte zur dramatischen Musik. Und 1672 erschien die erste Oper von *Lulli: Les Fêtes de l'Amour et de Bacchus*. Von diesem so berühmten Componisten wird S. 587 ff. ausführliche Nachricht ertheilt, wobey auch von der Sängerin *Maupin* unterhaltende Anekdoten vorkommen. Sodann von den vornehmsten Orgelspielern und andern Tonkünstlern dieses Landes.

Kap. XII. In *England* gab es nach *Purcel* verschiedne geschickte Kirchencomponisten, *Clarke*, Dr. *Holder*, *Crofts Boyce*, u. a. m., deren Verdienste hier genauer auseinander gesetzt werden. Zuletzt noch von einem neuern englischen Kapellmeister, *John Stanley*.

Vierter Band.

Als Einleitung steht hier ein kurzer *Versuch über die Euphonie, oder Anmuth der Sprachen, und ihre Fähigkeit zur Musik.* Unstreitig macht der Reichthum der Selbstlauter, und die Menge von Wörtern, die auf einen Vocal ausgehen, eine Sprache zur Musik vorzüglich geschickt. Es ist ausgemacht, dass die französische Sprache *nasal*, die deutsche *guttural*, und die englische *zischend*, mit Consonanten, Nasalsylben in *ng*, und andern harten Endungen, überladen ist, und ausserdem viele Wörter hat, die auf stumme Consonanten ausgehen. Die italienische Sprache behauptet in musikalischer Rücksicht ohne Zweifel die grösten Vorzüge. Der Vf. lässt sich indess am meisten auf die Prüfung der englischen Sprache, in Hinsicht auf lyrische Poesie und Gesang ein, und empfiehlt den lyrischen Dichtern seiner Nation eine sorgfältige Wahl und Anordnung der Sylben umso mehr, da selbst *Dryden's* meisterhafte Ode, *Alexanders Fest*, von dieser Seite nicht ohne Tadel ist. Zuletzt noch eine Erinnerung über die Fehler, die *Händel*, als Ausländer, in der Accentuirung englischer Worte nicht selten begieng.

So reichhaltig, belehrend und unterhaltend übrigens dieser vierte Band ist; so müssen wir uns doch, um nicht zu weitläuftig zu werden, blos auf die Aushebung seines vornehmsten und wesentlichsten Inhalts einschränken. Gleich das *erste* Kapitel, über die Erfindung des *Recitativ's*, und die Einführung der *Oper* in Italien, enthält viel Merkwürdiges und Unterrichtendes; und gleich Anfangs eine Zergliederung des *Orfeo* von *Politiano*, welches der erste Versuch eines eigentlichen Singspiels war. Förmliche Opern und Oratorio's kamen erst zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts in Gang; und das erste Stück dieser Art, welches durchgängig in Musik gesetzt war, und worin der Dialog weder tactmässig, noch ganz ohne musikalische Begleitung vorgetragen, sondern *recitativisch* gesungen wurde, war die *Dafne*, von *Rinuccini* geschrieben, und von *Peri* gesetzt. Beide waren Florentiner, und zu Florenz wurde dies Schauspiel 1597 mit grossem Beyfall in dem Pallaste *Corsi* aufgeführt. Indessen masste sich auch *Emilio del Cavaliere*, ein Römer, diese Erfindung des Recitativ's an. Von den ersten zu Florenz gespielten Opern werden S. 20 ff. ganz merkwürdige Nachrichten des *Doni* ausgezogen. *Monteverde* ist als einer der vornehmsten Gesetzgeber der Oper anzusehen; und besonders hat ihm das Recitativ viel zu verdanken. Von seinen Recitativen und Ritornellen findet man hier S. 31 ff. einige Proben in Kupfer gestochen. Weitere Nachrichten von dem Fortgange des Recitativ's werden aus einer Abhandlung des *Pietro della Valle* entlehnt, woraus sich unter andern der sonderbare Umstand ergiebt, dass die erste zu Rom gespielte Oper, eben so, wie das erste Trauerspiel in Griechenland, auf einem *Karren* gespielt wurde. Auch findet man hier merkwürdige historische Erörterungen über die Einführung der *Castraten* als Sänger in der päbstlichen Kapelle. *Rossini* war im J. 1601 der erste darunter. Hierauf von einigen berühmten italienischen Sängern, von den weitern Fortschritten der Oper in Rom, Venedig und Neapel.

Das *zweyte* Kap. erzählt den Ursprung und Fortgang des geistlichen musikalischen Drama, wobey man auf die sogenannten *Mysterien* zurückgehen muss, dergleichen in Italien gegen die Mitte des 13ten Jahrh. aufkamen. Die eigentlichen *Oratorien* aber nahmen erst gegen die Mitte des 16. Jahrh. ihren Anfang, nachdem *San Filippo Neri* 1540 die Congregation der Priester des Oratorii zu Rom gestiftet hatte, von welchem *Laudi* oder geistliche Gesänge beym Gottesdienste gesungen, aus der heil. Geschichte gezogen, und dialogirt wurden. Das erste Stück dieser Art, worinn durchgehends gesungen, und das Recitativ zuerst eingeführt wurde, war die *Rappresentatione di Anima e di Corpo* von *Emilio del Cavaliere*, im J. 1600, wovon S. 86 ff. genauere Meldung geschieht, und musikalische Proben mitgetheilt werden. S. 100 ff. hat der Vf. Nachricht von des berühmten und unglücklichen *Aless. Stradella* Lebensumständen, und von seinem Oratorio di S. Gio. Battista, eingeschaltet. Ueberhaupt findet man hier sowohl von vielen Oratorien, als von ihren Componisten, sehr gute Notizen.

Kap. III. Von der *Opera Buffa*, oder komischen Oper, und den *Intermezzi*, oder musikalischen Zwischenspielen, im siebzehnten Jahrhundert. *Muratori* hält irrig den Antiparnasso von *Vecchi*, der 1597 zu Venedig aufgeführt wurde, für das erste komische Singspiel in Italien; es giebt ihrer mehrere, die älter sind; ob sich gleich die erste komische Oper mit Recitativen nicht mit Gewissheit angeben lässt. Die *Intermezzi* entstanden schon beynahe funfzig Jahr früher, als die in Arien und Recitative vertheilten Opern; und sie waren nicht immer von der niedrigkomischen Art.

Kap. IV. Von den *Cantaten*, oder der Kammermusik im erzählenden Vortrage. Sie entstanden aus den Opern; waren anfänglich fast blosses Recitativ; hernach mit gleichförmigen Stanzen, nach einerley oder ähnlicher Melodie, untermischt. Das *Da Capo* scheint um 1660 aufgekommen zu seyn. *Caccini*, ein sehr beliebter Sänger aus Rom, brachte eine ganz einfache Art von Sologesängen auf, die sehr gefiel. Auch entstanden zu Anfange des vorigen Jahrh. erzählende *Cantaten;* diese Benennung selbst aber hat der Vf. nicht früher, als in einer 1638 herausgekommenen Sammlung, gebraucht gefunden, obgleich es schon viel früher, um 1314, von Kirchenstücken in eben dem Sinne gebraucht wurde, wie es bey uns Deutschen noch jetzt üblich ist. Der gegenwärtige Unterschied, den die Italiener zwischen geistlichen Cantaten und Motetten machen, scheint blos das Recitativ zu seyn. *Carissimi* und *Stradella* gaben für das letztere erst gehörige Regeln, und ertheilten dem Vortrage des Recitativs seinen wahren Charakter. Aus *Carissimi's* Cantaten giebt der Vf. S. 147 ff. verschiedene auserlesene kleine Beyspiele von Melodie und Modulation. Merkwürdig ist auch die Beschreibung einer handschriftlichen Sammlung von vermischten Singstücken, die Dr. B. vor zwanzig Jahren in Rom von der Urenkelin des berühmten Dichters, Mahlers und Musikers, *Salvator Rosa*, kaufte, worin unter andern acht von ihm verfertigte, in Musik gesetzte, und mit eigner Hand abgeschriebene, Cantaten befindlich sind. Gegen das Ende des vorigen, und in der ersten Hälfte des jetzigen Jahrhunderts gelangte indess diese Musikgattung erst zu ihrer Vollkommenheit. Kein Tonsetzer aber hat so viele Cantaten geschrieben, als *Alessandro Scarlatti*. Von seiner eignen Handschrift besitzt der Vf. eine Sammlung von 35 Stücken, woraus er einige Stellen zur Probe mittheilt. Nächst ihm war wohl *Cononcini* darinn am fruchtbarsten. In den neuesten Zeiten hat man die Bearbeitung der Cantaten ziemlich hintangesetzt, und pflegt dafür Scenen oder Arien aus Opern für die Kammermusik zu wählen, die doch so zweckmäsig nicht sind, selten Zusammenhang haben, und meistens nicht hinlänglich besetzt werden können.

Kap. V. VI. Ueber die einzelnen Versuche *dramatischer Musik* in *England*, vor Einführung der italienischen Oper daselbst. Dergleichen machte zuerst Sir *William D'Avenant*, im J. 1656 mit seinem *Entertainment of Declamation and Musik after the Manner of the Ancients*, welches aber meistens nur zur Declamation ohne Musik bestimmt war. Seine Theaterunternehmung währte auch nach seinem Tode fort; man spielte *Shakspeare's Sturm, Macbeth*, und andre Stücke, mit Musik untermischt, und nannte sie *Opern*. Der Dialog wurde ohne Begleitung blos gesprochen, und die zu den Liedern oder Arien gesetzte Musik war ziemlich in *Lulli's* Manier. *Dryden* schrieb eine Oper, deren Inhalt der Sündenfall war; sie wurde aber nie componirt noch ausgeführt. — Die italienische Musik hatte schon lange in England Beyfall gefunden, ehe man dort *italienische Opern* aufzuführen anfieng. Gegen das Ende des vorigen Jahrh. liessen sich einzeln verschiedne italienische Sänger und Sängerinnen zu London öffentlich hören. Im J. 1705 wurde eine italienische Oper, *Arsinoe*, ins Englische übersetzt, und von *Clayton* in Musik gebracht; und von dieser Art folgten mehrere. *Addison* schrieb seine *Rosamunde*, die 1707, von eben dem *Clayton* componirt, zuerst gegeben, aber nur dreymal aufgeführt wurde. In der Oper *Pyrrhus und Demetrius* liess sich 1709 der unter dem Namen *Nicolini* damals so berühmte *Nicolino Grimaldi* zuerst hören. Die Operntexte wurden, wie ehedem bey uns Deutschen, zuerst ein Gemisch aus beiden Sprachen; hernach gab man sie ganz in der italienischen. Gegen das Ende des 1710ten Jahrs kam *Händel* nach England; und mit seiner Ankunft begann eine merkwürdige Epoche für die dortige Oper. Im Februar des folgenden Jahr wurde seine erste Oper, *Rinaldo*, zuerst auf die Bühne gebracht, deren vorzüglichste Schönheiten man S. 223 ff. zergliedert findet. Sie erhielt grosen Beyfall, obgleich *Steele* und *Addison* allen ihren Witz aufboten, diese Schauspielgattung überhaupt lächerlich zu machen. Wir müssen das ausführliche chronologische Verzeichniss übergehen, welches der Vf. von den folgenden in London aufgeführten, von *Händel* u. a. in Musik gesetzten, Opern giebt. Es ist durchgehends kritisch und zergliedernd; auch sind gelegentlich biographische Nachrichten und Anekdoten von den berühmtesten Sängern und Sängerinnen, z. B. der *Robinson, Cuzzoni, Faustina, Farinelli, Caffarelli*, u. a. m. eingeschaltet. S. 480 kommt der Vf. auf den verdienstvollen *J. C. Bach*, der 1763 nach London kam, und lässt seinem ausgezeichneten Talent und Geschmack volle Gerechtigkeit widerfahren. Die neuesten glänzenden Epochen für die Oper in London machten die berühmten Sänger: *Manzoli, Guadagni, Tenducci*, und die grossen Sängerinnen: *Gabrielli, Agujari, Bernasconi*, die *Todi, Mara*, u. a. m. Vorzüglich werden *Pacchierotti's* Talente gerühmt. Auch von verschiednen neuern Componisten und Virtuosen, die sich in London aufhielten, von *Bertoni, Sacchini, Giardini, Anfossi*, und von den Sängern, *Rubbinelli, Marchesi*, u. a. m. findet man hier kritische Nachrichten und Charakterisirungen.

Hierauf wird im *siebenten* Kapitel dieses Bandes der Fortgang des musikalischen Drama in *Venedig*, während des gegenwärtigen Jahrhunderts, erzählt. Unter den vielen dortigen Operncomponisten zeichneten sich *Caldara, Lotti, Vivaldi, Orlandini, Vinci, Porpora, Galuppi, Marcello*, vorzüglich aus.

Kap. VIII. enthält die Geschichte des Singspiels zu *Neapel*, und Nachrichten von den berühmtesten Componisten dieser Stadt, und der dortigen Schule des Contrapuncts. Der erste dortige Operncomponist des jetzigen Jahrhunderts war *Mancini*, von 1700 bis 1731; hernach wurden mehrere Meister in Neapel berühmt, z. B. *Leo, Scarlatti, Vinci, Hasse, Pergolesi*, u. a. m. Den letztern nennt unser Vf. einen Sohn des Geschmacks und der Eleganz, und einen Zögling der Grazien; und die Nachrichten, die er S. 551 ff. von ihm giebt, sind desto schätzbarer, da man bisher, so viel Rec. weiss, noch wenig Befriedigendes über diesen schätzbaren und gefühlvollen Componisten hat. Eine der glänzendsten Zierden der neapolitanischen Schule aber war *Jommelli*, von dem hier gleichfalls S. 561 ff. umständlich gehandelt wird.

 (Der

(Der vor sieben Jahren zu Stuttgard entworfne Plan, die sämmtlichen Singstücke dieses grofsen Meisters herauszugeben, dessen S. 562 in der Note gedacht wird, ist nicht zur Ausführung gediehen.) Zuletzt findet man hier noch Nachrichten von *Perez;* die neuesten zahlreichen Künstler dieser Schule hingegen werden nur blofs genannt.

Kap. IX. Von den Operncomponisten in *Rom*, und den in Italien herausgekommenen neuern Schriften über die theoretische und praktische Musik. Hier findet man die in Rom aufgeführten Opern und ihrer Meister chronologisch verzeichnet; und man sieht daraus, dafs die besten unter ihnen, nachdem sie sich schon anderswo Beyfall erworben hatten, ihr Verdienst dort vollends zu bewähren und zu krönen suchten. Unter den Schriften der Italiener über die Musik hätte vielleicht des Padre *Martini* unvollendete Geschichte dieser Kunst eine etwas umständlichere Recension verdient.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Leipzig, in der Weidmannschen Buchh.: *Weiber machten ihn weiser, und — glücklich.* 1790. 478 S. 8. (1 Rthlr.)

Dafs unter zehn Personen, welche dieses Buch in die Hand nehmen, um es zu lesen, wenigstens neune (wenn sie nicht vorher gewarnt werden) sich getäuscht sehen werden; darauf ist Rec. mit jedem, und wäre es mit dem Vf. selbst, zu wetten erbötig. Zwar das möchte noch hingehn, dafs man dem Titel nach einen Roman vermuthen sollte, und drinnen ein biographisches Werk findet; denn eine unterhaltende Biographie wiegt oft zehn Romane auf; doch dafs diese Biographie wieder blofs ein Rumpf ohne Kopf und Füfse ist; das heifst, dafs sie in gegenwärtigen Buche weder anfängt noch schliefst; das können wir unmöglich billigen und die Entschuldigungen des Vf. in der Vorrede überzeugen uns keinesweges. Er konnte seine Biographie bey einem andern Verleger anfangen, bey einem andern fortführen und wohl gar bey noch einem andern endigen. Er konnte auch im Titel etwas ändern, aber auf demselben gar keinen Fingerzeig zu geben, dafs es blofse *Fortsetzung* sey; — Fortsetzung, die unverständlich bleibt, wenn man das erstere Werk nicht hat! — Das heifst *Autor-Kunstgriff* und zwar keiner von den ganz unschuldigen.

Viele unsrer Leser kennen vielleicht eine Schrift, die 1787 und 88. in zwey Theilen unter dem Titel: *Geschichte meiner Kinder- und Jünglingsjahre in psychologischer Rücksicht* erschien. Hier erhalten sie solche fortgeführt. Die eigentliche Geschichte ist nicht reichhaltig; sie liefse sich, zumal wenn man die Episode von Albertinen (325-75) ausnähme, recht gemächlich auf zwanzig Octav-Seiten bringen. Aber die Untersuchung der geheimern Triebfedern, die psychologische Zergliederung macht bey weiten das Vorzüglichere des Bandes aus. Oft hat diese ihre vortheilhaften Seiten. Der Charakter Friederikens, noch mehr der Charakter der Frau H. hat Neuheit und Interesse. Albertinens Schilderung hat Züge, welche zu sagen scheinen: dies Portrait ist getroffen. Reflexionen, da und dort, gelingen ebenfalls dem Vf. und wir könnten als solche einige S. 97, wo er sich Friderikens Vater zum Gehülfen anbittet, S. 120. wo er seinen Freund, der ihn wahrhaft abschildert, behorcht hat, vorzüglich die S. 241. wo er von Geschenken, die man früh Morgens erhält, spricht, und wohl noch zwanzig bis dreyfsig andre ausheben. Gleichwohl ist der Gang des Ganzen etwas zu sehr gedehnt; zu oft wird statt Psychologie etwas theologisches aufgetischt, verschiedne Dinge werden drey bis viermal wiederholt (z. B, gleich S. 428. 425. 443. mit einander verglichen!) und das Buch ist daher nicht als Muster einer untersuchenden Selbst-Biographie, ja nicht einmal als sehr *unterhaltend* zu empfehlen. Endlich verspricht der Titel auch weit mehr, als das Buch leistet. *Weiser* können den Vf. allerdings zwey Frauenzimmer gemacht haben; aber das *glücklich* bleibt er noch schuldig. Er verspricht davon wieder in einem neuen Buche zu handeln. — Hat er wohl genugsam überdacht: dafs *vollständig* und *weitläuftig* zwey sehr verschiedne Begriffe sind: in denen man sich freylich oft vergreift? Die Beziehung auf *Reisers* und auf *Stillings* Leben schützen hier nicht. Denn viele unsrer bisherigen Vorwürfe treffen auch diese beiden Werke, wiewohl in etwas geringern Grade. Am Scharfsinn gebricht es übrigens dem Vf. nicht, und er wird ihn vielleicht auch dadurch bewähren, dafs er in künftigen Werken die bisherigen Flecken wegwischt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. Ohne Druckort: *Warum wollen in den österreichischen Staaten so wenige Priester werden?* beantwortet *von einem freymüthigen Katholiken.* 1789. 78 S. 8. Die Ursache, warum in den östr. Staaten so wenige Beruf zu dem geistlichen Stande fühlen, findet der Vf. theils in der Herabsetzung des Priesterthums, theils in der Erziehung der Jünglinge. Der geistliche Stand verspricht keine Bequemlichkeiten, keine Ehre und Ansehen, keine Reichthümer. (Durften das sonst die Gründe seyn, diesen Stand zu wählen?) Die Erziehung ermuntert den Jüngling nicht mehr, die schweren Pflichten desselben, Beten, Arbeiten, Enthaltsamkeit, zu übernehmen. Der Vf. hat hier besonders das Cölibatgesetz vor Augen, und gesteht, dafs es dem Jüngling, der so Vieles, nach der heutigen Erziehung, lesen, sehen und hören darf, unbegreiflich vorkommen müsse. Was wäre aber hier zu thun? Entweder müsse sich der einmal herrschende Geist der Erziehung, oder das Cölibatgesetz ändern. Ist nun das Erste nicht zu erwarten, nicht zu wünschen; so müsse die Kirche eine ohnehin unnütze Bürde dem Geistlichen abnehmen. Zuletzt findet der Vf. die Bildung in den Generalseminarien durchaus verderblich. Man höre die Ursachen! „Hier lehrt man theologische Toleranz, setzt das Concilium von Trient herab, spricht wider die innere Gnade, wider die Sacramente, wider die Beichte, wider Aberglauben und die Heiligen, wider Ordensstände, Fasten, Büfsen, die Gerichtsbarkeit des Pabstes, wider Erbsünde und Ewigkeit der Höllenstrafen; man macht Jesus zum Professor *juris naturae purioris;* man empfiehlt die Logik von Feder, dem Allbezweifler"!!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 28. März 1791.

SCHOENE KÜNSTE.

London, b. Payne, u. a. Kosten des Vf.: *A General History of Music, from the earliest Ages to the present Period. By Charles Burney* etc.

(Beschluss der im vorigen St. abgebrochenen Recension.)

Bey dem *zehnten* Capitel, welches die Fortschritte der Musik in *Deuschland* während des jetzigen Jahrhunderts betrifft, verweilten wir uns gern etwas länger, wenn es der Raum dieser Blätter und die schon so sehr angewachsene Länge der gegenwärtigen Anzeige verstattete; theils um eins und das andere zu berichtigen, theils auch, um unsern Landsleuten, deren vielleicht nur Wenige das Werk selbst lesen werden, mit den Notizen und Urtheilen eines ausländischen Kenners und emsigen Forschers bekannt zu machen. Also nur das Vornehmste. Der Vf. versichert, dass seine Materialien zur Geschichte der deutschen Musik seit seiner musikalischen Reise dergestalt angewachsen sind, dass er darüber einen ganzen Band liefern könnte. Er glaubte jedoch nur seinem Vaterlande ein vollständiges Detail schuldig zu seyn. Zuerst von den ältern Opern zu Anfange dieses Jahrh: besonders den Hamburgischen und ihren Componisten *Keiser, Händel, Telemann* und *Mattheson*. Dann auch von den zu Wien aufgeführten italiänischen Singstücken und ihren beiden berühmten Dichtern, *Apostolo Zeno* und *Metastasio*, auch von *Gluck, Ditters, Haydn* u. a. m.; aber alles nur ganz summarisch. Hierauf von der Oper zu Dresden, Berlin, München, Manheim, Stuttgard und Leipzig. Von Braunschweig wird nur mit ein Paar Worten die neuere Epoche des Singspiels erwähnt, und die ältere ganz übergangen. G. *Benda* gehörte dahin nicht; *Schwanbergers* Name aber, der nur ganz im Vorbeygehen genannt wird, hätte doch in dem S. 583 f. gegebenen Verzeichnisse deutscher Opernsetzer nicht fehlen sollen. Auch die Aufzählung der Instrumentscomponisten ist nicht vollständig. Unter den musikalischen Schriften erhält *Walthers* Lexikon verdientes Lob, und die eben so verdiente Erkenntlichkeit des Vf., dessen Wunsch einer Fortsetzung auch der unsrige ist, den wir auch erfüllt zu sehen Hoffnung haben. *Scheibens* angefangenes grosses Werk über die musikalische Composition scheint dem Vf. nicht bekannt gewesen zu seyn. Auf die jetzigen deutschen musikalischen Zeitschriften, (die denn doch nicht, wie Hr. B. meynt, *unzählich* sind,) und die darinn geführten Streitigkeiten werden die Verse im *Hudibras* angewandt:

As if their Music were intended
For nothing else but to be mended.

Dass die Religion in die Urtheile und in den Beyfall musikalischer Werke in Deutschland Einfluss haben, und die Katholiken ungerecht gegen die Arbeiten protestantischer Componisten, und umgekehrt, machen sollte, können wir uns doch unmöglich überreden. Eher möchte folgende allgemeinere Bemerkung Grund haben: *There seems to be a mutual rivalry between the German Protestants and Catholics still subsisting since the long religious wars in that country, which, though diminished by political arrangements and philosophy, is still lurking in the hearts and habits of the several inhabitants.* — Ziemlich zahlreich; aber doch bey weitem nicht vollständig, ist das Verzeichniss der deutschen Tonkünstler des gegenwärtigen Jahrhunderts. Von dem jetzt so beliebten *Pleyel* urtheilt der Vf., dass er fast zu ergiebig an Erfindung, zu sehr *Haydns* Nachahmer, und im Gebrauch der Semitonien, der Pausen und Ralentado's zu gesucht sey, um sich lange in diesem Beyfall zu behaupten. — Was S. 592 von *Telemann's* zahlreichen Kirchenstücken, vermuthlich aus dem Catalog seines Nachlasses, angegeben wird, sind nur Tropfen aus einem weiten Meere. — S. 598 kommt ein in Deuschland selbst wenig bekannter deutscher Componist, *Eckard*, vor, der sich funfzig Jahre hindurch in Paris soll aufgehalten haben, und dessen wenige bekannt gemachte Arbeiten einen Mann von Genie und einen grossen Meister auf seinem Instrument (vermuthlich dem Clavier,) verrathen. — Sehr rühmlich werden *Fleischer, Wolf, Schmidt* u. a. erwähnt; am rühmlichsten aber, und mit Recht, *Haydn, the admirable and matchless Haydn!* sagt der Vf., und setzt hinzu: er habe aus seinen Arbeiten mehr Vergnügen in seinen ältern Jahren, von der mehresten andern Musik ermüdet, geschöpft, als er jemals in der unerfahrensten und schwärmerischsten Zeit seiner Jugend genossen habe, als ihm noch alles neu, und die Empfänglichkeit zum Vergnügen bey ihm noch nicht durch Kritik oder Ueberdruss geschwächt war. Die Lebensumstände und verschiedenen Anekdoten von diesem jetzt auch in England so allgemein beliebten Künstler wurden dem Vf. von dem englischen Minister zu Wien, *Sir Roberth Keith*, mitgetheilt. — Wie ausgebreitet sein Ruhm ist, sieht man unter andern daraus, dass ihn der Vf. eines vor zehn Jahren zu Madrid gedruckten spanischen Gedichts, *die Tonkunst*, zum Helden desselben gewählt hat. — Noch ein Paar Proben der hier vorkommenden kürzern Charakterisirungen setzen wir mit des Vf. eigenen Worten her: *Schulz, of Berlin, is a nervous and excellent composer, as well*

as an elegant writer on Music. — *And* Reichardt *is an animated and rapid writer and composer, a great admirer of Handel, and a patriotic and decisive critic.* — *The Music-director of Goettingen*, Forkel, *is a composer, voluminous musical critic, and historian.* Hiezu eine Note, die wir um Hn. Dr. *Burney* auch bey unsern Landsleuten volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, lieber deutsch hersetzen: „Ich bedaure, dass der „dritte Band von dieses Vf. allgemeiner Geschichte der „Musik, welcher sich vorzüglich auf die deutsche Musik einschränken wird, nicht schon heraus war, ehe „ich diess Capitel schrieb, weil er mir vermuthlich eben „so viel Mühe in der Aufsuchung, Auswahl und Anordnung der Materialien würde gespart haben, als „mein erster Band ihm bey dem, was er von seinem „Werke geliefert hat, gespart zu haben scheint. Wegen „der grossen Aehnlichkeit seines Plans mit dem meinigen kann ich diess Werk nicht wohl mit Anstand loben." Auch Prof. *Cramer* und *Eschenburg* werden hier als musikalische Dilettanten und Schriftsteller angeführt; umständlicher aber der vorige König von Preussen, der S. 604 unter den besonders classificirten Musikliebhabern oben an steht. Zuletzt noch die Namen der vornehmsten Musikdrucker und Verleger in Deutschland. Gleich rühmlich für uns Deutsche und für die Wahrheitsliebe des Vf. ist der Schluss dieses Abschnitts, worin er die in seiner musikalischen Reise geäusserten ungünstigen Urtheile von dem Genie unserer Nation zur Musik völlig widerruft und zurücknimmt.

Cap. XI erzählt die neuere Geschichte der *französischen* Musik, welche wegen der langen Anhänglichkeit an *Lulli* nicht so schnelle Fortschritte that. Die Sensation, welche *Rameau* um 1733 machte, dauerte nicht lange; aber eine grosse Revolution machte 1752 die Aufführung der Serva Padrona von *Pergolesi* in Ansehung des musikalischen Geschmacks der Pariser, die nun grossentheils Proselyten der italiänischen Musik wurden. Daher die vielen Streitigkeiten zwischen *Rameau's* Anhängern und jenen, unter denen vornehmlich *Rousseau* sich auszeichnete, den man vor der Thür des Pariser Opernhauses in effigie verbrannte. *Duni, Philidor, Monsigny* und *Gretry* führten unvermerkt den italiänischen Styl immer mehr ein. *Gluck*, der 1774 zuerst nach Paris kam, machte, wie bekannt, dort Epoche in der Musik, und sein Beyfall war ausserordentlich, und wegen der Congenialität seines Styls mit dem von *Lulli* und *Rameau* fast allgemein. *Glucks* Musik ist so völlig *dramatisch*, dass die Arien und Scenen, welche auf der Bühne die grösste Wirkung thun, in einem Concerte kalt und leer ausfallen. Nur wurden durch *Piccini's* Ankunft in Paris die Partheyen wieder getheilt. Fast jeder Fremde, der in ein Haus zum Besuch kam, ward erst gefragt: *Monsieur, êtes-vous Piccinifte ou Gluckifte?* Bey dieser Gelegenheit giebt der Vf. nähere Nachricht von *Piccini* und seinen Compositionen. Die französischen von ihm gesetzten Opern sind: *Roland, Atis, Iphigenie en Tauride, Adele de Ponthieu, Didon, Diane et Endymion* und *Penelope.* Im Jahr 1783 fing auch *Sacchini* an, für die französische Oper zu schreiben: auch wurden Stücke von *Anfossi, Paesiello* und *Salieri* aufgeführt. Ungeachtet der unter *Piccini's* Aufsicht zu Paris errichteten Singschule ist doch immer zu fürchten, dass die Franzosen in ihrer Singemethode immer viel Eigenes und mit dem Geschmack der übrigen Nationen Unverträgliches behalten werden. Hierauf werden andere neuere Componisten, praktische Tonkünstler und musikalische Schriftsteller Frankreichs angeführt, worunter des *de la Borde Essai sur la Musique*, Paris, 1780, in 4 Quartbänden, eine der neuesten und vorzüglichsten ist; nur dass es von *Rameau's* System allzu ausschliessend in Grundsätzen und Urtheilen abhängt. Ihm scheinen die Franzosen den Italiänern in der Harmonie eben so sehr, als diese jenen in Absicht der Melodie, überlegen zu seyn. Mit Recht aber erinnert der Vf., dass wahre und vollkommene Musik in der Vereinigung beider besteht. Auch glaubt er, dass es jetzt in Frankreich, wie fast überall, mehr musikalische Kritiker, als unpartheyische Hörer, giebt. „Ich habe oft, sagt er, französische und deutsche seynwollende Kenner das ausgesuchteste Musikstück mit eben dem kalten Blute anhören sehen, womit der Anatomiker eine Leichenöffnung zusieht. Es ist alles Zergliederung, Berechnung und Parallele. Wohl dem Volke, dem seine Musik, so unvollkommen sie ist, Vergnügen schafft! Ist sie aber ein ewiger Gegenstand des Zwistes, stellt jeder, wie Nebukadnezar, sein eigenes besonderes Götzenbild auf, vor dem Alles niederfallen und anbeten, oder in den feurigen Ofen seines Hasses und seiner Verachtung geworfen werden soll; dann verwandelt sich der Seegen in Fluch."

Im *zwölften* und letzten Capitel entwirft Hr. B. noch ein allgemeines Gemälde von dem Zustande der Musik in *England* während des gegenwärtigen Jahrhunderts. Zuerst von der Theatermusik, und besonders vom Gesange und den von Zeit zu Zeit aufgeführten englischen Singspielen. Hierunter auch Nachrichten von *Papusch, Galliard* und andern Componisten; auch von den Virtuosen *Veracini, Geminiani, San Martini* u. a. m. Natürlich musste hier auch *Händel* mehrmals wieder erwähnt werden, von dessen Oratorio's man S. 666 ein chronologisches Verzeichniss findet; dann auch von den verschiedenen öffentlichen Concerten zu London, von denen im Vauxhall, Ranelagh u. s. w. S. 678 ff. wird dem verdienstvollen deutschen Tonkünstler *Abel* ein rühmliches Ehrengedächtniss gestiftet, und S. 688 geschieht des vor zwey Jahren verstorbenen jungen *Schröders* ehrenvolle Erwähnung. Zuletzt noch ein Paar Worte über das in London durch den Grafen *von Sandwich* im J. 1776 veranlasste und noch fortwährende sehr musterhafte *Concert für alte Musik*, worin die Arbeiten ehrwürdiger alter Meister, vornehmlich die von *Purcell* und *Händel*, von einem auserlesenen starken Orchester, mit einer Correctheit und Stärke vorgetragen waren, wie sie ihre Urheber selbst nie zu hören das Glück hatten; und endlich noch von der 1784 angestellten und von D. B. in einer eigenen auch ins Deutsche übersetzten Schrift beschriebenen *Händelschen Gedächtnissfeyer*, die seitdem jährlich, und mit jedem Jahre nc glänzender, wiederholt wird.

So viel — und hoffentlich nicht zu viel — von diesem interessanten Werke, mit dessen Veranstaltung sich der Vf. seit dreyssig Jahren beschäfftigte, und woran er schon seit mehr als zwanzig Jahren schrieb und drucken liess. „Wenn, sagt er, der erste Band dieser Geschichte nur aus wenigen und dunkeln Materialien gesammelt, und Muthmasung und Speculation zur Ausfüllung ihrer Mängel zu Hülfe genommen war, und wenn der zweite den Leser zu sehr mit Alterthümern eines barbarischen Zeitalters und einer noch mehr barbarischen Musik unterhielt, so werden ihn hoffentlich diese beiden letzten Bände wieder dafür schadlos halten, da sie alle musikalische Verdienste des vorigen und jetzigen Jahrhunderts zum Inhalt haben.“ — Ueberhaupt macht diese Arbeit dem Fleisse sowohl, als der Gelehrsamkeit und dem Geschmacke des Vf., die grösste Ehre, und wird in ihrer Art immer das Verdienst und den Rang eines klassischen Werks behaupten.

Hamburg, auf Kosten dreyer Freunde; eigentlich bey Matthiessen: *Allgemein gesellschaftliches Liederbuch zum Nutzen und Vergnügen.* 1790. 288 S. in 8. (22 gr.)

Wenn diess Büchlein wirklich wäre, was es dem Titel nach seyn will und seyn soll: eine vollständige Sammlung des *guten*, gesellschaftlichen deutschen Gesanges, so müsste es noch manche Eigenschaft haben, die ihm jetzt abgeht. — Es müsste erstlich *reicher an Liedern* seyn, denn viele von Deutschlands besten Dichtern haben hier — wir wissen nicht warum — gar keinen Platz gefunden. Sollte man es glauben, dass hier, wo Claudius, Voss, Langbein, Miller u. a. fast alle ihre Lieder (sie mochten nun gesellschaftlich seyn, oder nicht,) hergeben mussten; von *Hagedorn* ein einziges, von Götz ein einziges, von *Lessing* auch nicht eines aufgenommen worden; dass Schillers *Freude* fehlt, dass die Musenalmanache wenig, fast alle deutsche Journale gar nicht benutzt worden? — Es müsste ferner *strenger in der Auswahl* seyn. Wer gleich die erste Strophe des ersten Liedes von einem gewissen Hn. *Unger* liest, die also lautet:

Hört ihr meine deutschen Brüder;
Oeffnet weit und hoch eu'r Herz!
Ha! mich drängt der Gott der Lieder.
Schweig, Philosophie und Scherz!
Schweig, Philosophie und Scherz!
Wie die Stimme sing das Herz.

der kann wahrlich nicht begreifen, wie ein solches Stümperwerk neben Liedern von Gleim und Bürgern stehen kann. Aber freylich finden sich dergleichen Schönheiten im Verfolge noch mehrerer, und das Ganze ist daher nichts anders, als eine geschmacklose Chrestomathie, ein Vehiculum, dessen sich wahrscheinlich einige junge Männer bedienten, um eigene Versuche in guter Nachbarschaft abdrucken zu lassen.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Jacobäer: *Abrégé de la Grammaire allemande* de M. *Adelung* traduit de l'Allemand et suivi de *Remarques à l'usage des Etrangers* par *Chrétien Henri Reichel.* 1789. 436 S. 8. (1 Rthlr.)

Hn. A's Sprachlehre ist bekannt, und ihr vorzüglicher Werth längst entschieden. Hauptsächlich besteht ihre Stärke in der philosophischen Behandlung der Theorie unserer Muttersprache, und das ist der Bestimmung zum Unterricht der Jugend und solcher Erwachsenen, die sich auf eine gelehrte und kritische Art damit bekannt machen wollen, sehr angemessen. Aber für Ausländer, welche erst deutsch lernen sollen, ist eine solche Sprachlehre eben deswegen minder bequem. Sie gebrauchen mehr praktischen Unterricht und eine durchgängige Anweisung der Gleichheit und des Unterschiedes beider Sprachen. Eigentlich bedarf daher auch jede fremde Nation einer besondern Sprachlehre, und eine lateinische oder französische, dergleichen für unsere Sprache viel geschrieben sind, kann den übrigen Ausländern nur mittelbar dienen, in so fern sie mit jenen Sprachen bekannt sind. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, ist die gegenwärtige Uebersetzung von Hn. R. schon überhaupt nicht so zweckmäsig, als wenn er mit Benutzung der Adelungschen Grundsätze und neuen Vorstellungsarten selbst eine Sprachlehre ausgearbeitet hätte. Die Mühe wäre freylich grösser gewesen; aber auch ungleich rühmlicher und nutzbarer, denn jetzt werden Franzosen und andere Ausländer sich bey Erlernung der ihnen ohnehin meist so schweren deutschen Sprache gewiss durch eine eigen für sie eingerichtete praktische Anweisung, wie besonders *Junkers principes*, besser helfen können, als mit diesem nur übersetzten Lehrgebäude, das zwar an sich schön und kunstgerecht ist; aber für sie bey dem Mangel aller Zusammenstimmung und Vergleiche mit den ihnen geläufigern Begriffen und Grundsätzen doch oft schwer, fremd, steif und trocken bleiben muss. Hr. R. scheint diesen Fehler zum Theil selbst eingesehen zu haben, und handelt deswegen in seiner langen Vorrede zuerst von den Schwierigkeiten unserer Sprache für Ausländer in Absicht des Geschlechts und der Abänderungen, sonderlich der Beywörter, der zumahl mit trennbaren Redetheilchen zusammengesetzten Zeitwörter, der Versetzungen und Verbindungen und des Gebrauchs der Vorwörter; allein im Grunde wird damit gar nichts erleichtert und gebessert, denn alles, was er darüber sagt, besteht in Widerlegung einiger Hauptregeln mit Verweisung auf das grösere Lehrgebäude Hn. A's. Das Uebrige betrifft die Lehrart der deutschen Sprache, und ist aus *Basedows elementarischer Grammatik* hergenommen, also wieder hier nicht recht passend, weil B. vielmehr für die einheimische Jugend arbeitete. Auch durch die hinzugefügten Anmerkungen ist wenig für Ausländer gesorgt, denn sie sind überhaupt sparsam, kurz, und die meisten blos Ermunterungen zur Aufmerksamkeit auf wichtige Lehren oder Schwierigkeiten, Verweisungen auf das Wörterbuch und das grösere Lehrgebäude, oder einzelne Erinnerungen gegen Hn. A. Durch manche werden seine Eigenheiten mit Grunde berichtiget. Dahin gehört die Vertheidigung des Genitivs *Maria's*, *Vaterunsers*, der Namen *Franz*, *Hans*; der Ausdrücke *unterdessen, unterweges*. Bisweilen ist die Kritik auch selbst feh-

fehlerhaft, z. B. giebt A. *sehen* mit Recht als ein Beyspiel des geschlossenen è; Hr. R. aber setzt hinzu: *sehen*, se prononce comme *sähen*, mais *säen* semer, se prononce comme seen. Jenes ist freylich in Schlesien, und dieses in Niedersachsen gewöhnlich; aber beides gewiss nicht hochdeutsch. Einige beträchtlichere Zusätze sind in der Wortfügung über den Unterschied des Dativ und Accusativ, die erzählende Schreibart, die Participien u. s. w. Doch reicht alles bey weitem gewiss nicht zu, eine Menge, den Ausländern gewöhnliche, Fehler vermeiden zu lehren. Am Ende sind in dieser Absicht noch Aufsätze zur Uebung im Verbessern von Basedow mit angedruckt; die aber meistens Fehler der Niedersachsen und Dänen enthalten, und also hier auch nicht recht schicklich sind.

LEMGO, in der Meyerschen Buchhandl.: *John Richardsons orientalische Bibliothek, oder Wörterbuch zur Kenntniss des Orients. Ein in vielen Artikeln durch Zusätze stark vermehrter Auszug aus dem kostbaren persisch-arabisch-englischen Wörterbuch von 1777 und 1780.* Erster Band 1788. 366 S. Zweiter Band 1790. 386 S. in 8.

Richardson's Dictionary, Persian, Arabic and English, Oxford, 1777, enthält mancherley brauchbare, historische, geographische, literarische, mythologische u. a. Notizen, z. B. bey Emir, Bagdad, Feridun, Fakir, Soliman; bey Mah, Monat, steht eine mehrere Seiten lange Nachricht von der Einrichtung des Kalenders bey den Persern. Das Werk ward zunächst, da Meninsky nicht mehr wohl zu haben war, für die englisch-ostindische Compagnie bestimmt, auch der Preis desselben scheint für Ostindien berechnet zu seyn; in Deutschland wird es immer eine Seltenheit bleiben. Es war also kein unrechter Gedanke, einen Auszug für deutsche Liebhaber daraus zu machen. Wäre er auf das Eigenthümliche eingeschränkt worden, so würde er kaum einen mäsigen Band betragen haben, selbst wenn die voranstehende sehr bequeme Tabelle der christlichen und mohammedanischen Zeitrechnung, von dem Anfang der Hedschra an, bis J. Chr. 1900, beygefügt worden wäre; allein Hr. Prof. Wahl wollte es, wie es scheint, nicht auf ein kleines Buch, sondern auf ein grosses anlegen; er hat aus einigen andern, eben nicht seltenen und unzugänglichen Schriften, vornehmlich aus Herbelot, Niebuhr u. a. so viele und so reichliche Zusätze gemacht, dass man vor lauter Zusatz kaum mehr sehen kann, was John Richardsons Schrot und Korn ist. So hat der ganz kurze Artikel: أبو الفرج Name of the author (of) an universal History, called مختصر الدول *mukhtasseru' d' doual* (the Compendium of Times) published with a latin translation by the learned Pocock, eine Zugabe von einigen Seiten, und der Artikel القرآن, eine von vielen Seiten erhalten: und die Eine, wie die Andre, enthält zwar gute, aber doch bekannte Dinge. Bey Bengkâle, Bengalen, (S. 268.) steht ein Auszug aus Dow's Geschichte von Hindostan, bis S. 276. Gar zu freygebig, beynahe unerschöpflich, ist der Hr. Vf. mit seinen Zusätzen aus dem Zendawesta, Artik. Abesta, Bâb, Behram u. a., Mihr, Mugh, u. a., was man gerade bey einem Auszug aus Richardson um so weniger erwarten konnte, da er in der vorgesetzten Dissertation die von Anquetil herausgegebenen Schriften so tief herabwürdigt, und nicht für ächte Geisteswerke von Zoroaster erkennen will. Artikel Hhâkhem ist das im XIV B. des Repertorium befindliche Stück aus Abulfaradsch syrischer Chronik nach des Hn. Prof. Bruns deutschen Uebersetzung vollständig, nur mit Weglassung der wenigen Anmerkungen, eingerückt. Art. Mûsa, Moses, II. B. S. 309 heisst es: „Siehe Herbelot Bibliotheque orientale, titre Moussa. Wir wollen dasjenige hier nicht wiederholen, was Herbelot aus der Tradition des Orients mit vielem Fleiss gesammelt hat; dagegen dürfte es verschiedenen unserer Leser nicht unangenehm seyn, wenn wir einer Abhandlung hier Platz geben, welche uns den Gang des Mosaischen Geistes zeichnet, und uns einen Wink giebt, wie der Gesetzgeber überhaupt, und vornehmlich in seiner vortrefflichen Schöpfungsgeschichte, verstanden und ausgelegt seyn will." Rec. war noch treuherzig genug, auf dieses Exordium eine Originalarbeit des Hn. Prof. W. zu erwarten; er las, und war im Begriff, um dieses Aufsatzes willen sich mit der ganzen unförmlichen Compilation auszusöhnen. Aber bald, und noch ohne den bedächtigen Wink, der erst S. 340 gegeben ist, erkannte er die Sprache und den Geist eines Andern. Eichhorns Urgeschichte ist vollständig; nur mit Weglassung des Eingangs zum zweiten Theil und der Anmerkungen, zwey bis drey ausgenommen, wieder abgedruckt, und reicht von S. 309—384.

Der erste Band endigt sich mit Dhulem, Dunkelheit, der andere mit Muzul, Mosul. Der dritte soll der letzte seyn, und zugleich die in der Vorrede zum ersten versprochene Vorabhandlung oder Einleitung nachliefern.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERARGESCHICHTE. *Danzig*, b. Wedel: Memoria Viri Excell., M. *Caroli Gottl. Straussii*, Philos. Prof. Publ. Ord. et Magn. Senat. Biblioth. D. 11. Jul. a. 1790. rebus humanis exemti Athenai Gedanensis civibus commendata a Rectore et Professoribus. 23 S. 4. Ein Programm, welches ausser einer kurzen Betrachtung über die Pflicht und den Nutzen, die Verstorbenen zu ehren, und ihrer Thaten und Tugenden zu gedenken, den Lebenslauf des verstorbenen Hn. Prof. Strauss erzählt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 29. März 1791.

STAATSWISSENSCHAFT.

Göttingen, b. Vandenhöck und Ruprecht: *Göttingisches Magazin für Industrie und Armenpflege.* Erster Band. Herausgegeben von *Ludwig Gerhard Wagemann*, Pastor zu Göttingen. 1789. 506 S. Zweyten Bandes 1s u. 2s Heft. 1790. 236 S. 8.

In unsern Zeiten, wo fast in allen deutschen Staaten die Anordnung zweckmäsigerer Armenanstalten, und die Verwandlung der Volksschulen in Industrieschulen, der allgemeine Gegenstand obrigkeitlicher Fürsorge und patriotischer Bemühungen ist; wo wir auf deutschen Grund und Boden Muster dieser Anstalten entstehen sehen, die alle ausländische, hinter denen wir noch vor wenig Jahren weit zurück waren, an Vollkommenheit übertreffen, und die durchdachtesten Grundsätze mit der unermüdetsten Administration, und mit der rühmlichsten Publicität verbinden, war ein zur gegenseitigen Mittheilung aller dahin einschlagenden Anstalten, Vorschläge, Versuche und Erfahrungen, zur Sammlung und Vergleichung der aus diesen mannichfaltigen Erfahrungen entstehenden Resultate, und zur Verbreitung der auf diese Weise entwickelten und bewährten Grundsätze der zweckmäsigsten Armenpflege und Industriebildung, bestimmtes Journal, ein sehr wesentliches Bedürfniss; und dieses Journal konnte, wenn es seinen Zweck ganz erfüllen sollte, nur von einem Manne geschrieben werden, der selbst an der Bildung einer Armenanstalt und einer Industrieschule mitgewürkt, und die Administration von beiden fortdauernd unter Augen hatte, indem hier durchaus ein praktischer und durch Erfahrung geübter Blick erfodert wird, um das Scheinbare von dem Wahren, das Anwendbare von dem Nichtanwendbaren unterscheiden zu können. Aeusserst angenehm war es uns daher, ein solches Journal von Hn. Past. *W.* angekündigt zu sehen, dessen Verdienste um das Göttinger Armenwesen, und um die dortige von ihm angelegte und administrirte Industrieschule, allgemein bekannt sind. Ueber die Ausführung des Plans werden unsre Leser am besten urtheilen können, wenn wir ihnen aus den vorliegenden sechs Heften, eine nach der Verwandtschaft der Materien geordnete Uebersicht mittheilen, und solche hie und da mit unsern Anmerkungen begleiten.

Die Gegenstände, mit denen das Magazin sich bis jetzt beschäftigt, sind:

I. *Theorie der Armen-Fürsorge.* Dahin gehören: 1) *Hr. Past. Wagemann, über Ursachen des Verarmens und Bettelns, und über anwendbare Mittel dagegen.* Hr. *W.* sucht die Quellen der Verarmung in der Angewöhnung des geringen Mannes an das Caffeetrinken, in Lüderlichkeit, Schwelgerey, Faulheit, Ueberhäufung mit zu vielen Kindern, Vernachlässigung der Erziehung, Krankheit oder Tod des Broderwerbers, zu grossen Concurrenz in einzelnen Gewerben, und periodischen Ab- und Zunahme des Broderwerbs. Als Mittel dagegen schlägt er vor: Bessere Schulanstalten, Abnehmung der Kinder, oder Zuschuss zu deren Versorgung, Kranken-Verpflegungsanstalten für den geringen Mann und zweckmäsig eingerichtete Werkhäuser, unter möglichster Vervielfältigung der Arbeitszweige. (Hinlänglich erschöpft scheint Rec. denn doch dieser äusserst wichtige Gegenstand hier beyweitem nicht, und zwey der wichtigsten Quellen der Verarmung, besonders in grössern Städten, scheinen ihm ganz mit Stillschweigen übergangen. Diese sind übermäsiger Luxus der Dienstboten, und Anfang eigner Wirthschaft, ohne Aussicht eines sichern Broderwerbs, und ohne einen zureichenden Nothpfennig. Der Gesindestand ist die Haupt-Pflanzschule der Armuth; der Staat sorge dafür, diesem Stand durch Polizeygesetze den Luxus zu nehmen, und durch die Vorschrift, dass jeder Ueberschuss des Dienstlohns in eine öffentlich verbürgte Sparkasse niedergelegt werden müsse, denselben an Geldwirthschaft und Frugalität zu gewöhnen; er erlaube nur denen die Heyrath, die einen sichern Broderwerb erweisen können, und die in jener Sparkasse einen für unvorhergesehene Nothfälle hinreichenden Sparpfennig stehen haben. So lange dies nicht geschieht, bleibt immer die Hauptquelle der Verarmung unverstopft.) 2) *Hirtenbriefe des Bischofs von Wirzburg, v. J.* 1788 *und* 1790. Der erste ermuntert zur *Wohlthätigkeit*, der zweyte zur *Arbeitsamkeit*. Letzterer ist ein treffliches Meisterstück, sowohl an Wahrheit der Grundsätze selbst, und an richtig geordneter Darstellung derselben, als an Würde und Kraft des Ausdrucks, aber keines Auszugs fähig. Nur den Beschluss zur Probe: „Möchten Wir es doch während unsrer Regierungstage noch „sehen, wie alle Hände beschäftigt, alle Werkbänke „belebt sind, wie jedes Feld zeuget von Fleiss und „Cultur, wie Handel und Wandel sich mehren, die „Kunst sich erhöht und verfeinert, die Wissenschaft „Neues entdeckt und Altes ans Licht bringt! Wie viele „Klagen der Nothdurft würden dann nicht verstummen! „wie viele Bilder der Armuth verlöschen! wie viel im „Ganzen die leidende Menschheit erleichtert seyn! Schon „*der* Gedanke erquickt Unser Herz, wenn Wir ihn denken: was würde es, wenn mit dem Fleiss der Wohlstand zurückkehrte; die Familien blühten; verdienter „Gewinn die Herzen nicht mehr verderbte; dem Armen „nie fehlte noch Arbeit noch Muth; dem Reichen nie das „Verlangen, nützlich zu seyn. — Welch eine reiche „Erndte fürs Vaterland und fürs gemeine Wohl! welche Summe von Glück und Zufriedenheit!" Und noch *eine* in dem Munde eines katholisch-geistlichen Reichsfürsten

fürsten äusserst merkwürdige Stelle: „Ein Theil wird „durch irrige Religionsbegriffe zur Vernachlässigung „seines Hauswesens missleitet, und will alsdann seinen „Hang zur Bequemlichkeit mit der Andacht bedecken; „er widmet sich also einem frommen Nichtsthun, ohne „zu bedenken, dass vielleicht eine Familie seine Sorg- „falt erfodert, ein Armer seine Hand zu ihm ausstreckt, „und das Wohl seiner Mitbürger vielleicht seiner Ta- „lente und seiner Kräfte bedarf." 3) Hn. Cand. *Wagemann Anfrage über Versorgung der Armen und Abstellen des Bettelns auf dem Lande.* Der Vf. wünscht Erfahrungen und Vorschläge über diese wichtige Aufgabe von mehreren Orten her. Zur Antwort auf diese Anfrage folgt S. 591 ein (nach Rec. Ueberzeugung schlechterdings unausführbares) *Ideal einer Land-Armenanstalt*, von einem Ungenannten. Der Plan soll erst dann realisirt werden, wann mehrere Jahre ein so beträchtlicher Capitalfond gesammelt worden, dass dessen *Zinsen* zur Armenversorgung hinreichen. (Wer den Gang des Armenwesens kennt, wird sich überzeugt fühlen, wie unmöglich es hält, eine Anstalt, deren Würksamkeit erst für die folgende Generation eintritt, durch freywillige Beyträge zu begründen. Weit lehrreicher über diesen Gegenstand sind die 1789 von Hn. *v. Rochow* herausgegebenen, im 304ten Stück der vorjährigen A. L. Z. angezeigten Aufsätze, und die von Hn. *v. Oeder* vorgeschlagenen treflichen Einrichtungen im Herzogthum Oldenburg, von 1786.) 4) *Was von öffentlichen Versorgungshäusern in der Armenpflege zu halten?* von Hn. Cand. *Wagemann*. Im *ersten* Stücke bloss von *Krankenhäusern*. Hr. *W*. ist gegen die Privatverpflegung, und glaubt, dass der Kranke nicht nur im Hospital weit besser aufgehoben, sondern, dass auch die Cur hier weit wohlfeiler sey. (In Absicht langwieriger Krankheiten ist Rec. gleicher Meynung, nicht aber bey bald entschiedenen. Bey diesen letztern hält Rec., ungeachtet alles dessen, was besonders *Hensler* in seiner bekannten Schrift über *Krankenanstalten* Hamb. 1785) so schön und so kräftig gegen die Privatverpflegung sagt, sich aus einer *sehr entscheidenden* Erfahrung, (über die er nächstens an einem andern Ort ausführlicher reden wird,) vom Gegentheile überzeugt, nicht nur in Rücksicht einer sehr überwiegenden Kostenersparung, sondern auch in Rücksicht auf den Kranken selbst. Officiantengeist, vernachlässigte Aufsicht und Mangel der Freyheit, reduciren die in der Theorie so scheinbaren Vorzüge der Hospitalverpflegung in der Praxis um ein sehr Beträchtliches; und dem Armen selbst ist, unter gehöriger Fürsorge, weit mehr wohl bey seiner gewohnten Einrichtung und im Schooss seiner Familie, von der er doch immer in den meisten Fällen noch bessere, wenigstens herzlichere und willkommnere Pflege erhält, als im Hospital; der er doch immer noch einige Dienste leisten kann, hauptsächlich in Absicht der Wartung der Kinder, die so gut wie verwaist sind, so bald die Mutter ins Hospital geschafft wird; bey der er doch fast immer noch einen Theil seines Broderwerbs fortzusetzen im Stande ist; wo seine Habseligkeiten nicht, wie bey dem Aufenthalt im Hospital, fremden oft ungetreuen Händen überlassen bleiben; wo man durch die Erstreckung der freyen Cur auch auf solche Familien, die nicht eigentlich arm, aber doch dieser Hülfe bedürftig sind, künftiger Verarmung kräftig vorbeugen kann; und wo das Beyspiel baldiger und unentgeldlicher Herstellung, kräftiger zur Störung der Quacksalberey würket, als alle Polizeyverbote.) Im 2ten Stück von *Versorgungshäusern für alte Personen*. Hier räth der Vf., nach Hn *Garvens* Vorschlägen, zur Verbindung der Privatverpflegung mit der Hospitalverpflegung, und will letztere nur auf ganz isolirt lebende, oder zur Administration des Ihrigen ganz unfähige Alte eingeschränkt wissen. (Hier treffen Rec. Erfahrungen mit Hn. *W*. zusammen, in so ferne nemlich der isolirt lebende Arme zum eignen Broderwerb gänzlich, oder doch meistens unvermögend ist.) Als wesentliche Erfordernisse solcher Versorgungshäuser, empfiehlt der Vf. mit Recht, Simplicität und Frugalität der Einrichtung und Administration, möglichste Benutzung aller noch übrigen Arbeitskräfte der Versorgten, und unnachsichtliches Verbot der Betteley.

II. *Nachrichten von der Einrichtung und dem Geist einzelner Armenanstalten, und Resultate einzelner Armenadministrationen.* (Rec. folgt hier und in den folgenden Rubricken dem Alphabet.) 1) *Cassel*. (1. B. S. 103) Die dortige Armenversorgung kostete im J. 1787 für 728 Arme 5866 Rthlr. (Also jeder Arme im Durchschnitt jährlich 8 Rthlr. 1½ Gr., wöchentlich 4 Ggr. Wahrscheinlich sind hier bloss Familien, nicht Personen gerechnet; auch ist bloss von Geldalmosen und von Administrationskosten, aber weder von sonstigen Bedürfnissen, noch von Arbeitsanstalten die Rede.) 2) *Coburg*. Im Jahr 1787 Armenanzahl 161; wöchentliche Armentaxe 3 bis 10 Ggr. nebst Brod; wöchentlicher Durchschnitt des Almosens 6 Ggr.; Beschäftigung, Flachs- und Wergspinnerey. (Die erst seit 1787 bestehende Anstalt ist auf richtige Grundsätze gebaut; nur die Eintheilung aller Armen in 4 Klassen, zu 3, 5, 8 und 10 Ggr., ist nach Rec. Ueberzeugung nicht zweckmässig. Das beynahe unmerkliche Mehr und Minder der Bedürfnisse, und die ewige Ebbe und Fluth in denselben, leidet ohne Ungemächlichkeit überall keine feste Taxe, und noch weniger Classification. 3) *Göttingen*. Eine trefliche Entwickelung der Geschichte des dortigen Armenwesens seit Errichtung der Universität, von Hn. Past. *Wagemann*. Der Vf. berechnet die Ausgabensumme nach den verschiedenen Decennien. Die Ausgabe des ersten Decenniums (1737 bis 1746) war 5700 Rthlr., die Ausgabe des letzten Decenniums (1777—1786) 17500 Rthlr. (Schade, dass das Verhältniss der Armenanzahl zu diesen Summen fehlt; es würde dies zu wichtigen Reflexionen leiten!) Im J. 1780 wurde zuerst eine auf richtige Grundsätze gebaute, verbesserte Anstalt eingeführt, und 1785 übernahm der Vf. die Administration derselben. (Durchaus musterhaft sind die hier von ihm entwickelten Grundsätze seiner Administration, und äusserst lehrreich die Geschichte des allmäligen Fortschritts in der Bildung der Armen, und besonders der Kinder zur Industrie, sie verdienen das aufmerksamste Studium jedes Armenvorstehers.) Angehängt ist der Rechnungsabschluss von 1788, aber gleichfalls ohne beygefügte Armenanzahl, ohne welche dergleichen Rechnungen

für den Ausländer allen Werth verlieren. Nach Rec. Einsicht kömmt es bey Nachrichten dieser Art auf drey Hauptpunkte an, nemlich auf Mittheilung von Grundsätzen, von Erfahrungen und vom Kassenverhältniss. Der jährliche oder wöchentliche Durchschnitt von dem Bedürfniss jedes einzelnen Armen, von den Kosten der Krankenfürsorge, und von dem Arbeitsertrag der Erwachsenen sowohl, als der Kinder, und deren Vergleichung unter mehreren Armenanstalten, führt zu wichtigen und allgemein interessanten Resultaten. Rec. kann sich daher nicht den öffentlichen Wunsch versagen, dass bey allen dergleichen Nachrichten, so viel immer möglich, auch hierauf Bedacht genommen werden möchte.) 4) *Hamburg*. Der Hr. Herausgeber behandelt die dortige, im J. 1788 errichtete Armenanstalt mit einer dem ausgebreiteten Umfang dieser Anstalt, ihrem vielumfassenden Plan, und ihren musterhaften Grundsätzen und Einrichtungen angemessenen Auszeichnung, und liefert ausführliche Auszüge, theils aus dem 1788 erschienenen *1sten Band der Einrichtungen der Hamb. Armenanstalt*, theils aus den heftweise erscheinenden *Nachrichten über den Fortgang dieser Anstalt*. Die Einnahme in den ersten sechs Monaten betrug 160,000 Mark, die Ausgabe in eben diesem Zeitraum 194,000 Mark; die Ausgleichung des beträchtlichen Deficits, erwartete man mit Zutrauen von der Wohlthätigkeit des dortigen Publicums. Die hauptsächlichsten Ausgaberubriken waren wöchentliches Geldalmosen, Hausmiethe, Spinnanstalt, Industrieschulen, Medicinalanstalt, Krätz-Curhaus, Armenpolizey, Leibesbedeckung und Feurung. Die den Armen gegebene Leibesbedeckung allein, hatte 24000 Mark gekostet. Jede der versorgten 3900 armen Familien, kostete im Durchschnitt an Geldalmosen (die übrige Unterstützung ungerechnet) wöchentlich 12 3/4 Schill. (etwa 6 3/8 Ggr.); jeder Kranke kam an Gehalt des Arztes und Wundarztes, Arzney, Krankenspeisen, Bandagen und Entbindungskosten, auf die äusserst geringe Summe von etwa 2 1/2 Mark (20 Ggr.); zur Arbeit wählte man das Flachsspinnen. 5) *Magdeburg*. Im dortigen freywilligen Arbeitshause werden seit 1787 arme Mädchen, vier Nachmittage wöchentlich, 2 1/2 Stunden lang im Nähen, Stricken und Spinnen unentgeldlich unterwiesen. (Wöchentlich, nicht mehr als 10 Arbeitsstunden, scheinen Rec. doch zu wenig.) Die Anzahl dieser Kinder belief sich 1789 auf 200. In eben diesem Jahre wurden in den 1786 errichteten Arbeitshause 292 Menschen mit Wolle- Baumwolle- und Flachsspinnen beschäftigt; ihr reiner Verdienst war 1370 Rthlr., (mithin wöchentlich doch nicht mehr, als 2 1/2 Ggr.) 6) *Marburg*. Nicht sehr merkwürdig. An Arbeitsanstalten fehlt es dort noch gänzlich. Die wöchentliche Sammlung geschieht durch besoldete Bürger. Die Armentaxe steigt durch 8 Klassen, von 5 bis 40 Kreuzer wöchentlich. Die Armenrechnung bleibt Geheimniss! 7) *Merseburg*. Betrift hauptsächlich die Störung der fremden Bettler auf dem Lande. Jede Gemeinde, die einen fremden Bettler nicht arretirt, wird um 8 Ggr. gestraft. Durch diese Einrichtung ist *ohne Zuchthaus und ohne Krankenhaus*, (beide existiren nicht in dem kleinen Lande,) nun schon das 5te Jahr der Betteley glücklich gewehrt worden! 8) *Rotenburg* in Hessen. Besteht seit 1786, und ist auf ganz richtige Grundsätze gebaut. Zur Arbeit wählte man Wollspinnen, weil dies dort den sichersten Absatz verspricht. Das höchste wöchentliche Almosen ist 8 Ggr., und wird den Armen wöchentlich baar bezahlt. (Wohlthätiger scheint es Rec. doch, einen Theil des Almosens in Hausmiethe zu verwandeln, weil diese den Armen am schwersten drückt; auch kömmt der *ganz* unvermögende Arme, schwerlich mit 8 Ggr. wöchentlich, aus, und bedarf wenigstens die Hälfte mehr.) Für kranke Arme sowohl, als für verwaiste Kinder, wird durch Privatverpflegung gesorgt, beides mit sehr gutem Erfolg. Dem Geben an Bettler sucht man bey den Subscribenten durch eine conventionelle Strafe zu wehren. (Der Nicht-Subscribent giebt also ungestraft. In dieser Hinsicht wäre doch wohl gesetzliches Verbot vorzuziehn. — Durchschnitte der Kostenverhältnisse fehlen.) 9) *Stade*. Besteht seit 1787, und beruht gleichfalls auf sehr richtigen Grundsätzen. (Nur bemerkt Hr. *W*. mit Recht, dass die den Gebern vorbehaltene Anweisung ihrer Beyträge an einzelne benannte Arme, die gleichförmige Anwendung fester Grundsätze störe, und dass es hart sey, die Einfindung der Armen bey ihren Pflegern an bestimmte Tage und Stunden zu binden.) Zu Ende des ersten Jahrs war bey einer Einnahme von 11000 Mark ein Ueberschuss von beynahe 3000 Mark. (Durchschnitte der Kostenverhältnisse fehlen auch hier.) 10) *Weimar*. Die gesammte Ausgabe der Armenanstalt betrug im J. 1786, 2894 Rthlr. 6 gr. 2 pf. (Die Zahl der Armen ist nicht angegeben, folglich keine Angabe des Kostenverhältnisses möglich.)

III. *Einzelne Gattungen der Armenversorgung*. a) *Krankenanstalten*. 1) *Kranken-Gesellen-Institut zu Wirzburg*. Jeder Handwerksbursche contribuirt wöchentlich einen Kreuzer, und erhält dafür, ohne Unterschied der Religion, das Anrecht auf unentgeldliche Krankenpflege im fürstlichen Hospital. Diese wird dem Hospitale von der Kasse, die noch andre Nebeneinflüsse hat, täglich für jeden Kranken mit 25 Kreuzern vergütet; 1787 waren 117 Kranke 2023 Tage im Hospital, und kosteten 842 Fl. 55 Xr. (Also jeder im Durchschnitt die sehr hohe Summe von 7 Fl. 12 Xr.) Das Institut besteht seit 1786; die ganz mitgetheilte Vorschrift desselben ist mit vieler Weisheit und Sorgfalt abgefasst, und für die Kranken im dortigen Hospital aufs beste gesorgt. b) *Waisenverpflegung*. 1) *Aufhebung des Waisenhauses zu Memmingen, vom J. 1782*. Ganz im Geist der so unläugbaren Gründe *gegen* die Waisenhaus-Erziehung (Nur wünschte Rec. itzt von dorther sowohl, als von andern Orten, wo man die Aufhebung der Waisenhäuser versucht hat, das unpartheyische Resultat mehrerer Jahre über den Erfolg der eingeführten Privatverpflegung. Nach Rec. Erfahrung hält es, wenigstens in grössern Städten, äusserst schwer, gute und zugleich hinlänglich wohlfeile Gelegenheit zur Privatverpflegung zu finden.)

IV. *Industrieschulen*. 1) *Böhmen*. Nähere Auseinandersetzung der bereits aus den *Schlözerschen Staatsanzeigen* bekannten grossen Verdienste des würdigen Probstes *von Schulstein* um das dortige Schulwesen, schon seit 1773. Die Verbesserungen wurden sehr im Kleinen und in der Stille angefangen, und mit fester Beharrlichkeit nach den wichtigsten Grundsätzen ausgeführt, und so allmälig

allmälig über das ganze Land verbreitet. Der Kinder, die nach diesen Grundsätzen gebildet wurden, waren im Sommer 1787 abereits 142,425; die Anzahl aller schulfähigen Kinder aber 239,424. 2) *Göttingen.* Lauter äusserst lehrreiche Aufsätze von Hn. *W.* Zuerst allgemeine Bemerkungen über die Bildung der Jugend zur Industrie, und über die Vorzüge der Privaterziehung vor den Waisenhäusern. Die Hauptgrundsätze des Vf., die er auch bey der von ihm angelegten Göttingischen Industrieschule, ganz zum Grunde legte, sind folgende: Kinder überhaupt, und hauptsächlich Kinder dieses Standes, dürfen nie mehrere Stunden nach einander mit Büchern beschäftigt werden; in den Arbeiten der Kinder muss möglichste Mannigfaltigkeit seyn; jeder Zwang zur Theilnahme an Anstalten dieser Art, würkt dem Zwecke gerade entgegen. Alsdann folgen Rechnungsresultate über den Erwerb der Kinder, die Rec. aber hier auszuzeichnen Bedenken trägt, weil nur vom Erwerb fleissiger und hurtiger Kinder, nicht vom allgemeinen Durchschnitt des Arbeitsfleisses die Rede ist. Die Anzahl dieser Kinder beträgt itzt 360. Im 2ten Band fernere Erfahrungen über Industrieschulen. Unendlich schwerer ist, nach des Vf. Urtheil, die Einrichtung und Direction solcher Anlagen in Städten, als auf dem Lande, unendlich viel mehr dem Misslingen ausgesetzt, aber auch unendlich viel nothwendiger, und unendlich viel würksamer, wenn sie wirklich gelingt. (Eben dieses Verhältniss gilt nach Rec. Erfahrung ganz auf gleiche Weise zwischen kleinen und zwischen sehr grossen Städten.) Die besten Mittel, Industrieschulen in Städten gelingen zu machen, sind, nach des Vf. Urtheil, Conscription sämmtlicher Einwohner; Versorgung der Eltern, auf den Fall, wenn sie die Kinder ordentlich zur Schule schicken; Vorenthaltung des Almosens im Fall des Wegbleibens der Kinder; (noch kräftiger würkt es, nach Rec. Erfahrung, das ganze Almosen der Eltern in Prämien für das ordentliche Hinkommen der Kinder zu verwandeln; die jeden Tag, wo das Kind gar nicht, oder zu spät in die Schule kömmt, wegfälle;) ferner Prämien des Fleisses, besonders in nothdürftigen Kleidungsstücken, genaue Aufmerksamkeit auf das Betragen der Kinder sowohl, als der Eltern, und ausgezeichneter Vorzug der Ordentlichern und Fleissigern. Der Vf. erläutert dies alles mit Beyspielen aus seiner Erfahrung. Die beygefügte Zeichnung des Schulsaals, und dessen Erläuterungen, hätten ohne Schaden wegbleiben können. 3) Industrieschulen im *Hannöverischen* um Göttingen. 4) Industrieschulen im *Hessischen* um Göttingen. Sehr erfreuend ist es, zu sehen, wie das Beyspiel der Göttingischen Industrieschule, unter der Leitung würdiger Landgeistlichen und Landschullehrer, auf die umliegenden Gegenden würkt. Diese würdigen Männer, deren Namen auch in unserer A. L. Z. öffentlich genannt zu werden verdienen, waren im *Hannöverischen* 1785 Hr. Past. *Steinhötel* zu *Wacke*; 1786 Hr. Cantor *Fromme* zu *Rosdorf*; 1787 Hr. Past. *Rittmeier* zu *Ballenhausen*; im *Hessischen* Hr. Past. *Martin* zu *Wilhelmshausen*, Herr Landrath *v. C.* zu *Ihringshausen*, und Herr Metropolitan *W.* zu *Hofgeismar*; die ökonomische Gesellschaft zu Cassel verwilligte den Kindern der Indrustrieschulen eine Prämie von 2 Ld'or. 5) *Magdeburg.* Ist bereits vorhin unter den Armenanstalten erwähnt. 6) *Würzburg.* Die treffliche Verordnung des Bischofs vom 26. May 1789, worinn Landprediger und Beamte zu näheren Vorschlägen über die Anlegung von Industrieschulen auf dem Lande aufgefodert, und ihnen die wesentlichsten Grundsätze dieser Anstalten bekannt gemacht werden, ist im Geist der vorhin erwähnten Hirtenbriefe. 7) *Trankebar.* Auch die dortigen Missionsberichte vom J. 1783 bis 85, enthalten erfreuliche Nachrichten von den Bemühungen der dortigen Missionarien für die Bildung der Jugend zur Industrie. Auch dort sind die Hauptarbeiten Strumpfstricken und Wollspinnen; ausserdem Mattenflechten, und aus eingeweichten Cocusschaalen bereitetes Bindgarn. Diese Arbeiten werden auch denen zur Pflicht gemacht, die sich als Proselyten anmelden, und dadurch alle diejenigen, die sich vordem bloss der müssigen Almosen wegen zum Christenthum drängten, mit dem sicherlten Erfolg zurückgehalten.

V. *Patriotische Gesellschaften und Anstalten zur Beförderung nützlicher Kenntnisse und Gewerbe.* — Für diesmal für diese nützliche und vielumfassende Rubrike, die dem Zweck dieses Journals so sehr nahe liegt, und für die wir also den Herausgeber künftig um mehrere und möglichst detaillirte Beyträge bitten, (man sehe z. B. die A. L. Z. von 1790. No. 53. S. 535.) nur *ein* Artikel, nemlich *Nachricht von der Gesellschaft zur Beförderung und Aufmunterung des Guten und Gemeinnützigen in Basel.* Sie wurde 1776 von dem sel. *Iselin* gestiftet, und besteht bloss durch jährliche Privatbeyträge, von denen die Hälfte zu Preisen und Belohnungen, die andre Hälfte aber zu sonstigem gemeinem Gebrauch angewendet wird. In den hier eingerückten Reden der Hn. *Sarasin* u. *Merian* von 1786 u. 89 werden als Früchte der Gesellschaft erwähnt: Vorschläge zur Verbesserung des Armenwesens, Einführung des Wollspinnens unter den Armen, Unterricht der Landschullehrer, Stiftung sogenannter moralischer Nähschulen, Vorschläge über Prachtgesetze, Einrichtung einer (bald nachher wieder eingegangenen) Töchterschule, Auffoderung zur Vorschlagung neuer Nahrungszweige, Anlegung einer (aus Mangel an Schülern gleichfalls wieder eingegangenen) geometrischen Schule, Veranlassung einer Krankenanstalt für Arme, Errichtung einer Freyschule, und Errichtung eines französischen Sprachunterrichts für arme Studirende. Wahrlich eine reiche segenvolle Aussaat für das Wohl der Menschheit!

Rec. hofft durch die Reichhaltigkeit dieses Auszuges, und durch seine nahe Beziehung auf eine Hauptangelegenheit unsers Zeitalters, für die Ausführlichkeit desselben Verzeihung zu finden, und zugleich hinlänglich bewährt zu haben, welch ein wichtiges und unentbehrliches Handbuch dieses Magazin, besonders für Armen- und Schulvorsteher, und für alle diejenigen sey, die sich mit der Anordnung von Armenanstalten und Industrieverbesserungen beschäftigen. Bis itzt ist es freylich meistens nur Sammlung von Materialien: aber wenn Vorsteher von Armenanstalten, Volksschulen und patriotische Gesellschaften aus allen Theilen Deutschlands es zur gemeinsamen Nationalangelegenheit machen wollten, ihre Einrichtungen, die Grundsätze, nach denen sie verfahren, die von ihnen versuchten Verbesserungen, die Schwierigkeiten, die sich dabey in den Weg stellten, die Art, wie diese Schwierigkeiten überwunden wurden, die Ursachen manches Misslingens, (in so ferne solches nicht in äussern Verhältnissen, sondern in der Sache selbst liegen,) und zuverlässige Rechnungsresultate mehrerer Jahre über Kostenverhältnisse und Personenanzahl, Arbeitsfleiss, Krankenanzahl und Mortalitäts- sowohl, als Genesungsverhältnisse der Armen und ihrer Kinder, mit brittischer Offenheit und mit deutschem Fleiss dem Herausgeber mitzutheilen; wenn dieser alsdann es sich zum Geschäft machen wollte, diese Materialien nicht bloss zu sammeln, sondern auch zu verarbeiten, und aus deren Zusammenstellung die äusserst interessanten Resultate zu entwickeln, wie in den verschiedenen Gegenden Deutschlands die Armenanzahl sich zur Volksmenge überhaupt, die Zahl männlicher Armen zu den weiblichen, unvermögender zu den arbeitsfähigen sich verhalte, wie hoch man das Bedürfniss eines ganz unvermögenden Armen rechne, wie viel jeder Arme, jedes Kind, jeder Kranke, in und ausser Hospitälern im Durchschnitte koste, wie in beiden Fällen Mortalität und Genesung sich verhalten, mit welchen Arten von Arbeiten man Erwachsene und Kinder beschäftige, wie viel Arbeit dem Armen lohne, wie sich die Anstalt dabey stehe, wie hoch in den verschiedenen Arbeitszweigen der Durchschnitt des Arbeitsfleisses und der Durchschnitt des reinen Erwerbes zu rechnen sey, und endlich, was für Anstalten für Aufklärung, Menschenwohl und Industrievermehrung in den verschiedenen Gegenden Deutschlands nöthig oder überflüssig erachtet, verbreitet und würklich ausgeführt, unterstützt oder hintertrieben werden, gelingen oder misslingen: so könnte dieses Magazin sich dadurch zu einem sehr classischen Repertorium über das Fortrücken der physischen, politischen und moralischen Nationalbildung erhöhen, und es liesse sich nach einigen Jahren auf diese mannichfaltigen Resultate ein noch zur Zeit gänzlich fehlendes, und nach Rec. Ueberzeugung auch noch zur Zeit nicht mögliches, allgemeines und vollkommenes System der Armenpflege und der Industriebildung begründen, um an demselben die reichen Erfahrungen unsers Zeitalters auf feste und bewährte Grundsätze zu reduciren, und so über dieses alles der künftigen Generation einen sichern Leitfaden zu übergeben, der, wenn wir ihn itzt hätten, bey den itzigen allgemeinen Bestrebungen für Reform des Armenwesens und der Industriebildung, uns nicht nur manche vergebliche Arbeit, sondern auch unsern Armencassen und Industrieanstalten manche vergebliche und misslingende Versuche und Aufopferungen ersparen würde. Rec. würde sich sehr freuen, wenn er durch diesen öffentlichen Aufruf hiezu, einigermassen mitwürken, und die rühmlichen Bemühungen des für das Wohl der Menschheit so unermüdet und praktisch-thätigen Herausgebers, dadurch auch an seinem Theile die Hand bieten könnte.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 30. März 1791.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Crusius: *Versuche zur Aufklärung der Philosophie des ältesten Alterthums*, von *Friedr. Vict. Leberecht Plessing*, d. W. W. Doctor zu Duisburg. *Zweyten Bandes zweyter Theil.* 1790. gr. 8. 537 Seiten.

Hiemit beschliesst der Vf. seine gelehrten und mühvollen Untersuchungen über die Philosophie des Alterthums, denen das Verdienst, zur Berichtigung und Aufklärung mancher streitigen Fragen vieles beyzutragen, selbst der nicht absprechen wird, der in den Hauptresultaten dem Vf. nicht beytreten kann. Dieser Band ist grossentheils bestimmt, durch Widerlegung mancher gegen das vorhergehende gemachten Erinnerungen in der Geschichte der Philosophie eine andre Denkart zu bewirken. Das fünfte Buch beschäftigt sich damit, zu zeigen, dass im alten und neuen Testament, auch bey den jüdischen Schriftstellern und Kirchenvätern, die Hauptbegriffe der ältesten metaphysischen Philosophie, von der Materie, als einem μη ον; der Gottheit, als einem Lichtwesen; dem λογος und Geiste, als Ausstrahlungen der Gottheit gefunden werden; dass also die Theorie vom Ausflusse aller Kräfte, und alles Geistigen, nebst allen Formen aus Gott, allgemeine und älteste Lehre des Menschengeschlechts gewesen ist. In dem, was er vom Juden *Philo*, und mehreren Kirchenlehrern beybringt, treten wir völlig dem Vf. bey, und glauben, er habe dies so befriedigend entwickelt, dass schwerlich etwas von Erheblichkeit dagegen aufgebracht werden dürfte. In Ansehung des alten Testaments aber, spätere Bücher desselben ausgenommen, hat unsers Ermessens, die Sache nicht hinlängliche Evidenz. Wenn der Vf. schliesst, die Mosaische Materie scheine Wasser, also mit der Platonischen stets wandelbaren einerley: die Welt sey aus Nichts erschaffen, also sey das Nichts das Platonische μη ον, das ist, die Materie: so dünkt uns die Folgerung zu gewagt. In jedem niedern Begriffe liegt allemal ein höherer, mithin läfst jeder Ausdruck, der einen niedern Begriff bezeichnet, sich auf den höhern deuten. Daraus aber folgt nicht, dass der Schriftsteller diesen höhern gekannt, oder gemeynt habe, so lange er selbst nicht auf ihn hinzeigt. Vielmehr, da die niedern Begriffe allemal vor den höhern hergehen: so ist es glaublich, dass die Begriffe eines Volks oder eines Schriftstellers desto niedriger sind, je älter das Volk oder der Schriftsteller ist. Daher können wir auch, trotz der Auslegungen späterer Griechen, uns nicht überreden, Hesiodus, oder Thales, haben unter dem Chaos oder Wasser, Materie im allgemeinen verstanden; und der alten Aegypter Wasser sey formlose Materie gewesen. Wie der Begriff von Materie allmählich erweitert, zuerst durch Plato, hernach durch Aristoteles, zu völliger Allgemeinheit ist erhoben worden, lehrt die Geschichte der Philosophie deutlich. Eben, wenn der Vf. schliesst, das erste Licht in der Mosaischen Schöpfungsgeschichte, welches vor den Gestirnen hergeht, sey kein physisches Licht: und, da Gott im alten Testamente als Lichtwesen beschrieben wird, von welchem Licht ausströmt, so sey dies Licht der λογος: so dünkt uns auch dies nicht völlig einleuchtend. Sey immer hier das Licht nicht physisch: wie folgt, dass es gerade der λογος ist? In allen biblischen Büchern vor Plato findet sich keine deutliche Spur, dass das von Gott ausströmende Licht, als eine von seiner Quelle verschiedene Substanz, und von seinem Princip, in den Wirkungen und der Natur, verschieden gedacht wird.

Das sechste Buch beschäftigt sich mit der Widerlegung verschiedener, dem Vf. gemachter, Einwendungen, und darunter auch derer, die Rec. gegen den ersten Band in dieser Zeitung vortrug. Was uns an dieser Widerlegung nicht Genüge thut, wollen wir kürzlich darlegen. Zuerst bemüht sich der Vf., das umzustossen, was über die Platonischen Ideen angemerkt wird. Irren wir nicht, so ist über die Sache selbst hier kein Streit, sondern nur über des Vf. Vortrag. Im Anfange beweist er, dass die Platonischen Ideen nicht Vorstellungen, oder blosse Modificationen des Verstandes sind, sondern Substanzen. Dass hier zu viel behauptet werde, erinnerte Rec. Am Ende wird eingelenkt, und den Ideen, Ursprung aus dem göttlichen Verstand, Hervorbringung durch Denken zuerkannt. In beiden Stücken treten wir dem Vf. bey, können also nicht absehen, warum er unsere Gegenbeweise, dass die Ideen vom Verstande nicht unabhängig sind, mit solchem Eifer angreift. Der Rec. hatte diese Gegenbeweise angeführt, weil in einem der vorhergehenden Bände der Vf. den Ideen ihren Ursprung aus dem Verstand, und ihre Natur, Veränderungen im Verstande, Denkactus zu seyn, nicht schien lassen zu wollen.

Da dennoch hier über der Beweise Gültigkeit Zwist bleibt, so wollen wir auch hierauf einiges erwiedern. Dem Einwurfe, dass in Plato's Lehren von den Ideen, als Substanzen und zugleich Gedanken ein Widerspruch liegt; mithin, da Plato mehrmals sich widersprochen hat, hieraus nicht kann gefolgert werden, die Ideen seyn nicht zugleich blosse Begriffe: begegnet der Vf. damit, dass dieser Widerspruch von der Art sey, dass Plato ihn nothwendig hätte bemerken müssen. Wer da weiss, wie gross und allgemein in frühen Zeiten der Hang war, den Gedankenbildern zugleich Daseyn ausser dem Verstande zu-

zuzueignen; wer da weiss, dass eben daher Demokrit, und noch lange hernach Epikur, gewisse Bildchen von aussen in unsre Seele dringen, und des Nachts die Träume verursachen liessen; wer da weiss, dass eben daher der von beynahe allen ältesten Philosophen, selbst von Plato, angenommene Grundsatz entsprang: gleiches wird erkannt und empfunden durch gleiches; wer mithin weiss, dass das Seelenwesen von ihnen eben darum aus allen Elementen und Principien bestehend angenommen ward: dem wird dieser Widerspruch nicht so ungeheuer erscheinen, dass er unbemerkt sich nicht einschleichen konnte. Und dann, ob Plato seine Behauptungen über die Ideen so nahe zusammenrückt, ist sehr die Frage: an keiner Stelle seiner Schriften wenigstens handelt er diese, ihm so wichtige, Lehre vollständig ab. Das Daseyn dieses Widerspruchs im Plato, selbst nach des Vf. Erklärung der Ideen hatte Rec. dadurch zu erweisen gesucht, dass die Ideen das Allgemeine zum Inhalt haben, und ohne Widerspruch das Allgemeine nicht Substanz seyn kann. Dieser Folgerung, entgegnet der Vf., rührt daher, dass Rec. die Platonische Philosophie nach Begriffen heutiger Philosophie zu denken gewohnt ist; nicht das, was wir allgemein nennen, nicht das in mehreren Gegenständen existirende Gemeinschaftliche, wurde für Substanz gehalten, sondern die intelligiblen Ideen das intelligible Urbild, allgemein darum genannt, weil es alle Dinge in der Sinnenwelt, als Nachahmungen, zum *allgemeinen* Urbilde denke; das sinnlich Gemeinschaftliche, aus welchem die Aehnlichkeit mit dem intelligiblen *Allgemeinen* bestand, war hievon ganz verschieden. Also *allgemein* bleiben die Urbilder doch immer, und stehen bleibt der Schluss des Rec. auch immer; denn auch das intelligible Allgemeine kann ohne Widerspruch Substanz nicht seyn. Als Substanz muss doch das intelligible auch ausser dem Denken existiren; und nun versuche, wer Lust hat, ob er den intelligiblen Menschen ohne bestimmte Grösse, bestimmte individuelle Gestalt, bestimmtes Verhältniss aller seiner Theile, existirend denken kann.

Aus dem Parmenides hatte Rec. einen Beweis geführt, dass die Ideen Gedanken sind; den stösst der Vf. dadurch um, dass er Rec. vorwirft, die Stelle im Zusammenhange nicht gelesen zu haben. Parmenides bestreite nicht das Daseyn der Ideen an sich, er sage sogar, dass es irrig sey, das Daseyn der Ideen als Substanzen aufzugeben, sondern nur eine gewisse Vorstellungsart derselben; Sokrates mache in der Verlegenheit die Voraussetzung, wie, wenn die Ideen Begriffe des Verstandes wären? woraus erhelle, dass nach der gewöhnlichen Vorstellung die Ideen nicht für Begriffe gehalten wurden. Ueberhaupt lasse aus dieser Unterredung sich kein beweisendes Zeugniss nehmen, weil Plato nicht seine eigentliche Meynung mittheile. Ob diese Darstellung der Sache angemessen ist, mag folgendes lehren: Parmenides hatte im vorhergehenden behauptet, alles sey Eins; sein Schüler Zeno hatte zur Unterstützung dessen gezeigt, dass Widersprüche folgen, wenn alles nicht Eins sey. Dagegen erinnert Sokrates: diese Widersprüche seyn nur scheinbar, sie treffen bloss das Concrete, nicht die allgemeinen Begriffe selbst, im Concreto könne dasselbe Ding zugleich Eins seyn und vieles; er habe also darzuthun, dass die Einheit selbst Vielheit, die Aehnlichkeit selbst Unähnlichkeit seyn müsste, wenn er wahre Widersprüche behaupten wolle. Diese allgemeinen Begriffe, Ideen, Muster, greift nun sein Gegner an, und zieht Folgerungen, dass sie gar nicht Statt haben, ohne Widersprüche, und weder Substanzen, noch blosse Gedanken seyn können. Sokrates also redet wirklich im Ernste, und Parmenides ist weit entfernt, die Ideen zuzugeben; ihm ist nach dem Gang der Unterredung alles daran gelegen, die Ideen, in jedem Sinne, zu vernichten, weil durch sie alle seine Schlüsse vereitelt werden sollten.

Rec. hatte aus dem Timäus einen Beweis daher ferner geführt, dass Plato die Ideen, Gottes Ueberlegungen (λογισμους) nennt; wogegen der Vf. erinnert, hier sey von den Ideen gar die Rede nicht. Der Zusammenhang mag das darthun; vorher sagt Plato: Gott habe die Welt nach einem Muster, einer Idee, gebildet, bald hernach: dies Muster sey ein thierisches Wesen, der Inbegriff aller Thiere; woraus folgt, dass diesem Muster zufolge die Welt ein thierisches Wesen werden musste. Das nemliche beweist der Philosoph auch dadurch, dass Gott erwogen habe (λογισαμενος), ein denkendes Wesen sey besser denn ein verstandloses; Verstand könne ohne Seele, und Seele ohne Körper, nicht existiren; dass er also vermöge dieser Ueberlegung (λογισμον), die Welt zu einem lebenden, denkenden Wesen gemacht habe. Wozu war diese Uebelegung nöthig, wozu dieser besondere Beweis nöthig, wenn nicht das Muster der Welt, ihrer Ideen, Folge von göttlicher Ueberlegung, göttlichem Denken seyn soll? Ob des Vf. Art, hier sich loszuwickeln, dadurch, dass er in Gott ausser dem νοῦς, noch ein besonderes Denken annimmt, dem, der mit den Vorstellungen, auch neuerer Platoniker bekannt ist, einiges Genüge thun werde, muss die Zeit lehren. Die neuern Platoniker, an mancherley Unsinn reicher, als Plato, haben doch so etwas zu behaupten sich nicht erkühnt; ohne Zweifel, weil sie den Widerspruch fühlten, ausser der göttlichen Denkkraft, wodurch substantielles dargestellt wird, noch eine andre anzunehmen, die nichts substantielles bewirkt.

Des Vf. Behauptung, dass der νους von Plato als eine von der obersten Gottheit verschiedene Substanz gedacht wird; hatte Rec. dadurch bestritten, dass ohne Widerspruch dann Plato dem Verstande allgemeine Herrschaft und Regierung nicht könne beylegen. Solchen Widerspruch bemüht er sich dadurch zu heben, dass der Verstand Herrscher der Sinnenwelt, also Beherrscher von Himmel und Erde ist. Allein ganz wird er hiedurch nicht entfernt; denn Plato sagt ausdrücklich: der Verstand beherrscht alles, also mehr als die Sinnenwelt; der Verstand ist die *alles* ordnende, und einrichtende Ursache; womit doch wohl sichtbar die erste Weltanordnung soll gemeynt seyn. Ferner hatte Rec. darauf sich berufen, dass Plato der Anaxagorischen Lehre vom Verstande, als weltbildender Ursache ausdrücklich beytritt, wogegen der Vf. einwendet, eben so wenig als Plato die göttliche Weltseele, die er zur Ursache dieser Sinnenwelt machte, für die allererste und oberste Ursache

fache erklärt; eben so wenig brauchte er auch den νου, des Anaxagoras für die allererste Ursache zu halten. Dies geschehen wir gern, nicht völlig zu begreifen; wenn Plato Anaxagoras Ausspruch billigt, ohne Einschränkung billigt, und wenn Anaxagoras den Verstand für allererste Ursache der Weltbildung erklärt, so folgt ja wohl, dass auch diesem Plato Beyfall giebt. Aber, setzt er hinzu, Plato tritt dem Anaxagoras nicht uneingeschränkt bey, indem er ausdrücklich anfügt, gewissermassen sey richtig, dass der Verstand allgemeine Ursache genannt werde. Dieser Zusatz, wie der Verfolg lehrt, geht nicht dahin, die Allgemeinheit des Wirkens zu beschränken, denn Plato wendet hiegegen nichts ein, sondern bloss dahin, diese Allgemeinheit weiter auszudehnen, als Anaxagoras gethan hatte; denn Plato tadelt am Anaxagoras, dass er dem Verstande zu wenig Antheil an der Weltbildung gegeben, also seinen Satz: der Verstand ist aller Dinge Ursache, nicht so verstanden hatte, wie er müsse verstanden werden. Endlich hatte Rec. auf den Ausdruck Platos: der Verstand ist eine Gattung von allgemeiner Ursach (γενος), sich bezogen, welches dadurch soll entkräftet werden, dass γενος auch Abkömmling bezeichnet, ja dass Ficini ausdrücklich γεννωντης liest, welches keinen als diesen Sinn hat. Allein eben dies Wort bedeutet auch einen blossen Verwandten, mithin wird nichts dadurch entschieden. Noch mehr, an der angezogenen Stelle spricht Plato von mehreren zur allgemeinen Ursache gehörigen Dingen, so dass er nichts anders als eine Gattung hier füglich kann gemeynt haben.

Die Platonischen Stellen, worinn von Erzeugung des νου, nebst dessen hierauf sich gründenden Verhältnissen, bey Plato geredet wird, hatte Rec. so erklärt, dass damit blosse logische Abstammung eines niedern Begriffs vom höhern, oder auch Abstammung eines Prädikats von seinem Subjecte, gemeynt ist; Plato also physische Zeugung, mit logischer Herleitung verwechselt hat. Solche Verwechselung, meynt der Vf., sey wegen zu grosser Verschiedenheit der Begriffe nicht möglich; und setzt zu dem Ende diese Verschiedenheit des breitern auseinander. Lasst uns einmal die Sache umkehren, und die Aehnlichkeit aufsuchen; vielleicht erscheint diese grösser, als der Vf. vermuthet. Bey der physischen Zeugung sind zwey verschieden *empfundene* Substanzen, die erzeugende, und erzeugte: bey der logischen Entwickelung, zwey verschieden *gedachte* Begriffe, das Subject und das daraus zu folgernde Prädikat, das Geschlecht, und die daraus herzuleitende Gattung. Bey der physischen Erzeugung hat eins im andern Grund des Daseyns: bey der logischen Ableitung auch; bey der physischen Erzeugung geht eins aus dem andern hervor, bey der logischen Folgerung gleichfalls; kurz, was in der Sinnenregion Erzeugung, das ist in der Region des reinen Denkens, logische Ableitung. Sollten diese beide zu verwechseln durchaus unmöglich seyn? Haben wir nicht davon noch Jahrtausende nach Plato, bey weit mehr geläuterten Begriffen und bey den scharfsinnigsten Männern, sichtbare Beyspiele? Was meynt Mallebranche anders, wenn er Gott das Wesen überhaupt nennt (*l'etre en general*)? Was meynten einige Araber, und David de Dinanto anders, wenn sie sagten: Gott ist die erste Materie? Wenn zum Schluss der Vf. in dieser Auslegung Widerspruch findet, weil es ungereimt wäre, zu sagen, wie Plato sagt: das Gute selbst kann ich dir nicht erkennbar machen, aber doch dessen Kinder, das ist, dessen Eigenschaften: so erwägt er nicht, dass das ein gar denkbarer Fall ist. Der Satz soll sagen: das Gute in seinem ganzen Umfange, nach seiner ganzen Erhabenheit, kann ich dir nicht deutlich machen, wohl aber seine Eigenschaften; gerade wie wir noch täglich lehren, Gott selbst in seiner ganzen Majestät zu erkennen, sey uns unmöglich, durch einzelne seiner Eigenschaften ihn kennbar zu machen, sey gar wohl möglich.

Wir haben uns hiebey, da der Vf. alle Einwendungen so genau durchgeht, zu lange verweilen müssen, als dass zu Bemerkungen über des Buchs übrigen Inhalt, noch Raum übrig bliebe.

Wien, b. Gräffer und Comp.: *A. Kreils*, ordentl. öffentl. Lehrers der Philosophie an der kön. Hungarischen hohen Schule zu Ofen, *Handbuch der Logik für seine Zuhörer*. 1789. 391 S. 8. (18 gr.)

Wenn man dieses Lehrbuch auch nicht für ein systematisches Gebäude in strengem Sinn erklären kann, so ist es doch voll nützlicher und guter Bemerkungen, und verräth an vielen Stellen den denkenden Kopf. Der Vf. zieht noch mehr specielle Regeln in die Logik, als in den bisherigen Lehrbüchern dieser Wissenschaft üblich gewesen ist, indem er nicht nur Anleitung giebt, wie man *reine* Erkenntnisse, nämlich Arithmetik, Algebra und Metaphysik bearbeiten müsse, und den Unterschied dieser verschiedenen Arten der Erkenntnisse untersucht, §. 174—182, sondern selbst Vorschriften ertheilt, wie Naturgeschichte und Naturlehre zu betreiben sey. §. 161—166. Ob nun die Wissenschaft sowohl an sich, als in Absicht auf die Zuhörer durch dergleichen fremde Zusätze, deren sie so schon in Menge hat, gewinnen werde, daran ist sehr zu zweifeln. Denn nicht zu gedenken, dass durch eine solche Behandlungsart die systematische Form dieser Wissenschaft fast gänzlich verloren geht, so werden auch hier Regeln gegeben, die derjenige, welcher die materialen Wissenschaften selbst schon betrieben hat, längst bekannt seyn müssen, demjenigen aber, der die Wissenschaften selbst noch nicht kennt, eben so unverständlich als unbrauchbar sind. Man verschafft überhaupt der Logik gar keinen Vortheil, wenn man die Regeln in derselben zu sehr vervielfältiget. Denn die Menge derselben erschwert nur ihre Anordnung, und verwirrt selbst einen guten Kopf. Der allgemeine Grund, wodurch die mehresten Verfasser logischer Lehrbücher getäuscht zu werden scheinen, ist immer noch die Idee, als ob die Logik ein *Organon* und also eine allgemeinere Erfindungskunst der Wahrheit sey, wozu freylich die allgemeinen Verstandesregeln nicht hinreichen. Auch der Vf. lässt sich von diesem Begriffe §. 3. leiten, und hat an mehreren Orten so wohl allgemeine als specielle Versuche von einer Topik aufgestellt, die zwar an sich ganz richtig sind, aber schwerlich mehr Nutzen stiften werden, als die des *Raymundus Lullus*. Man sehe S. 95—114—232—248—

259—273 u. f. w. Die Lehre von den Begriffen, Urtheilen, Eintheilungen u. f. w. ist wie gewöhnlich behandelt. In der Lehre von den Schlüssen hat der Vf. einige Aenderungen gemacht, wozu der Grund zwar richtig war, wodurch aber doch die Theorie der Vernunftschlüsse nicht aufs Reine gebracht zu seyn scheint. Er theilt S. 72. die mittelbaren einfachen Schlüsse in *unbedingte*, *Bedingungsschlüsse*, *Bedingte*, *Aufrechnungsschlüsse* (aus Induction) *disjunctive* und *remotive*. Das Princip dazu findet er in den Urtheilen. Aber wo liegt nun das Princip, dass es nicht mehr und nicht weniger Urtheile gebe? Die Lehre von der *Wahrscheinlichkeit* S. 210 ff. ist viel zu einseitig, wie sie denn auch nicht anders seyn kann, wenn sie *allgemein* seyn soll, und doch dabey materielle Vorschriften gegeben werden. Das Meiste, was hier gesagt ist, gilt bloss von der *mathematischen* Wahrscheinlichkeit. Die *Qualität* der Gründe läst sich aber nicht mit Zahlen berechnen, denn oft wägt einer tausend andre auf. Es ist zu verwundern, dass der Vf. diese Schwierigkeit gar nicht in Erwägung gezogen hat, sondern die Gründe durchgehends als gleichartig behandelt, da doch *Reimarus* u. a. die Sache schon so richtig beschrieben haben. Nach des Rec. Meynung kann die Logik gar keine allgemeine Theorie des Wahrscheinlichen enthalten, weil in derselben eine Prüfung der Natur der Gründe erfodert wird, die jederzeit speciell ist, und wozu Einsicht in die Natur der besonderen Art von Gegenständen erfodert wird.

Uebrigens ist es sehr zu billigen, dass der Vf. die psychologischen Fragmente, die man seit einiger Zeit in die Logik zu ziehen angefangen hat, wieder ausgemerzt, und die Grundsätze der Psychologie als Lehnsätze benutzt hat, wo es darauf ankam, den früheren Gebrauch der Verstandesregeln unter den subjectiven Einschränkungen der menschlichen Natur zu zeigen. Der Vf. fängt seinen Unterricht mit der empirischen Psychologie an, und so muss es auch, nach des Rec. Meynung, seyn. „Sollte „man wohl," urtheilt der Vf., „eine natürliche Vereini„gung von Kenntnissen und Wissenschaften vorgenom„men haben, da man die Psychologie zerstückte, einen „Theil davon in die Logik warf, und den andern der so „genannten praktischen Philosophie einverleibte, und „dadurch Disciplinen zusammenschmelzte, die in Zweck „und Mitteln (und, setzt Rec. hinzu, besonders in der „Erkenntnisart,) so weit von einander entfernt sind? „Hiedurch geschah es, dass entweder die Logik, wie bey „*Meiners*, oder die Psychologie, wie bey *Feder* und an„dern ihr wissenschaftliches Daseyn verlor etc." Es wäre nur noch zu wünschen, dass die eigentlichen logischen Grundsätze, die bloss in dem Verstande anzutreffen, und von der empirischen Seelenlehre ganz unabhängig sind, besonders vorgetragen worden wären; da, wenn sie sogleich unter die empirischen gemischt werden, ihre Gewissheit und systematische Ordnung nicht einleuchtend genug vorgetragen werden kann.

FRANKFURT a. M.. *Vom Erfinden und Bilden.* 1791. 77 S. gr. 8.

„*Der denkende Künstler ist noch eins so viel werth.*" Als einen solchen zeigte sich der Vf., Hr. Fr. *v. Dalberg*, schon ehemals; einen solchen findet man auch in dieser Schrift mit Vergnügen wieder, worinn er seinem Freunde, *Verschaffelt*, in Neapel, die Begeisterung des Tonkünstlers zu erklären sucht. Interessant ist die Geschichte seiner musikalischen Ausbildung. Mit der bilderreichen Beredsamkeit eines Plato, aus dessen Phädrus hier auch eine Stelle angeführt wird, strebt der edle Künstler die Geheimnisse der Kunst in Begriffe zu fassen, und durch Sprache darzustellen. Es gelingt ihm oft, eine schöne Analogie zu finden, wie S. 31. zwischen der Harmonie in der Musik und dem Colorit in der Mahlerey. In der Musik, sagt er, sind wie in allen Künsten, *Form* und *Umriss* die vorzüglichsten Eigenschaften; was Contour u. Zeichnung in den *plastischen* (s. h. zeichnenden) Künsten, ist Melodie und Gesang in der Musik; alles andre enthält mehr sinnlichen Schein, als Wahrheit. Farben und Colorirung sind Wirkungen der Lichttäuschung; eine Sache kann ohne sie dargestellt werden, aber nicht ohne Form. Was Colorit der plastischen Künste ist, ist Harmonie in Musik. Sie hat einen unendlichen Reiz, und gehört zu ihren Eigenschaften, wie die Wirkung des Lichts und die Farbenbrechung zu den Körpern; doch ist sie *entbehrlicher* als die Melodie, darum auch am Werthe ihr untergeordnet, und deswegen steht der reine Melodist so viel höher, als die grössten Harmonisten." — Der Vf., der von der schaffenden Kunst auf die schaffende Natur übergeht, erklärt sich für das Evolutionssystem: *es sey wenigstens der Natur gemässer, als das der Epigenesis*: wie viel sagt dieser Satz, aber wie schwer ist er zu beweisen? Doch, der ganze Aufsatz muss mehr nach den Gesetzen einer lieblichen Phantasie, als nach den Regeln eines auf deutliche Begriffe und strenge Ueberzeugung hin arbeitenden Raisonnements beurtheilt werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Hamburg* u. *Kiel*, b. Bohn: *Anleitung zu einer vernünftigen Andacht beym Genusse des heiligen Abendmahls für den Bürger und Landmann, von einem Landprediger.* 1790. 83 S. 8. (7 Schillinge.) Es fehlt uns zwar jetzt an guten Communionbüchern nicht, und auch in Absicht auf Popularität ist das Rosenmüllerische für den gemeinen Mann brauchbar, aber deswegen ist die gegenwärtige Schrift gewiss nicht überflüssig. Sie enthält in wenigen Bogen die wichtigsten Belehrungen über das heil. Abendmahl in einem überaus fasslichen und überzeugenden Vortrage. Hauptsächlich hat der Hr. Vf. den gewöhnlichen Vorurtheilen auf eine geschickte Weise entgegen gearbeitet. Er zeigt sich als einen helldenkenden Mann und selten war der Rec. mit ihm nicht einerley Meynung, als S. 39., wo er bey Erklärung der Feindesliebe noch zu sehr Empfindung als Pflicht vorstellt, die doch nicht in unserer Gewalt steht. Freylich ist diese Schrift mehr für den Verstand als das Herz, aber die Wirkungen aufs Herz werden auch desto vernünftiger und weniger schwärmerisch seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 31. März 1791.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Leroy: *Voyage de Mr. le Vaillant dans l'intérieur de l'Afrique, par le Cap de Bonne Espérance, dans les années* 1780, 81, 82, 83, 84 *et* 85. — 1790. I B. 383 S. II B. 403 S. 8.

Der Vf. sagt in der Vorrede: was er ist, was er gesehen, gethan und gedacht hat, das habe er geglaubt, in seiner Erzählung darlegen zu müssen, und um das vollständiger zu entwickeln und den Leser auf den Standpunct zu führen, wo seine Neigungen nebst allen Anlagen und Eigenheiten seines Wesens ihm klar vor Augen liegen, giebt er in einem so betitelten *précis historique* eine Uebersicht seiner früheren Lebensjahre. Er ward zu Paramaribo in Surinam geboren, machte mit seinen Aeltern einige Reisen in der dortigen Gegend, sammelte Insecten, und nachdem ein zahmer Affe ihm seine Sammlung zernichtet, dabey aber an den verschluckten Nadeln das Leben eingebüsst hatte, fing er an, Vögel zu sammeln. So ward er ein entschlossener und geübter Jäger, ehe noch seine Aeltern im Jahr 1763 mit ihm nach Europa zurückkehrten. Während eines zweyjährigen Aufenthalts in Deutschland und eines siebenjährigen im Elsass und Lothringen setzte er seine ornithologischen Beobachtungen unablässig fort und erwarb sich dadurch seltene practische Kenntnisse von den Sitten, Geschlechtsunterschieden und Verwandschaften der Vögel. Erst im J. 1777 kam er nach Paris, und blieb drey Jahre daselbst, allein dieser glänzende Aufenthalt genügte ihm nicht; er fühlte ein unwiderstehliches Verlangen, mit eignen Augen die Erzeugnisse entfernter Welttheile an Ort und Stelle zu beobachten und fiel zuerst auf die Untersuchung des innern Afrika. Um zu seinem Zwecke zu gelangen, ging er nach Holland, wo ihn bald der Schatzmeister der O. I. Compagnie, Hr. Temminck, der Besitzer eines sehr kostbaren Vogelkabinets, nachdrücklich unterstützte, ihm die Erlaubniss, nach dem Vorgebürge der guten Hofnung zu gehen, auswirkte, und alle Erfodernisse zur Vollführung seines Vorhabens verschafte.

Den 19 Dec. 1780 (durch einen Druckfehler liest man 1781) ging er endlich unter Seegel. Unterwegs ward das Schiff, worauf er sich befand, von einem englischen Kaper angegriffen, wobey er das Benehmen des holländischen Capitains sehr lächerlich schildert. Von der Capstadt und ihren Einwohnern spricht er nur mit wenigen Worten, denn hier war alles bekannt. Die so oft erwähnte Erscheinung des Gewölks, welches sich zuweilen an den Tafelberg hängt, wenn der Südostwind stürmisch werden will, sieht man hier auf einer Kupfertafel abgebildet. Bald nach Hn. *le V's*. Ankunft erhielten alle Schiffe der Compagnie den Befehl, sich nach der Bay Saldanha zurück zu ziehen, wo man sie mehr gegen einen Angriff der Engländer gesichert glaubte. *Le V.* hoffte dadurch seinem Ziele näher zu kommen, indem diese Bay eine grosse Strecke nordwärts liegt, und schiffte sich nebst allen seinen Habseligkeiten mit ein. Das Vergnügen, hier bald am festen Lande, bald auf den Inseln, zu jagen, einmal vor Pantherthieren zu erschrecken, ein andermal sie zu erlegen, oder Robben, Pinguine, Kaninchen und kapische, fälschlich sogenannte, Dächse (*Hyrax*) zu sammeln, nahm ein trauriges Ende durch die Ankunft der englischen Flotte unter Commodor Johnstone, dem ein nach Ceylon abgegangnes und in seine Hände gefallenes Schiff den Aufenthalt der übrigen verrathen hatte. Le V. war eben am Lande auf der Jagd. Alle Schiffe wurden eine Beute der Engländer; nur der einzige Capitain desjenigen, an dessen Bord er seine Effecten hatte, that seine Schuldigkeit und sprengte sein Schiff in die Luft. In einem Augenblick also, sah sich le V. von allem entblösst, am unwirthbaren Strande eines wenig bewohnten Welttheils. Er ging sogleich zu einem ehrlichen Colonisten, den er in der Nähe kennen gelernt hatte. Der Fiscal am Cap, Hr. Boers, entdeckte seinen Aufenthalt, begab sich zu ihm und rüstete ihn zum zweytenmal mit allem zu seiner Absicht Nothwendigen aus. Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt bey seinem Colonisten kehrte er nach der Capstadt zurück, wo er die umliegende Gegend mit Inbegriff der Hout-Bay, der Bay Falso und einiger jenseits derselben gelegenen Pflanzörter beschreibt und insbesondere, ausser einigen naturhistorischen Bemerkungen, auch Beyträge zur Geschichte der Sitten liefert.

Der Zug ins Innere von Afrika wird endlich angetreten, und diese Abreise sowohl als die ganze Einrichtung des Vf. mit Laune geschildert. Hr. *le V.* hatte zwey grosse Frachtwagen, auf denen er seinen vollständigen Naturforschersapparat und seine Lebensmittel mit sich führte. Die Botanik hatte er zwar nicht studirt; doch sammelte er Kräuter, Zwiebeln und Gesäme, und zeichnete auch, was ihm bemerkenswerth schien; es wäre indessen besser gewesen, wenn er einen Kräuterkenner zum Gesellschafter gehabt hätte, so wenig auch dieser sonst in seinen Plan gehörte. Er wollte keine andere Bedienung und Begleitung, als Hottentotten, deren er anfangs nur fünf, in der Folge aber bis vierzig bey sich hatte, und vermied es sogar, sich den Wohnungen der Colonisten zu nähern, um sich bey den Eingebohrnen des Landes, an denen jene nicht selten grosse Ungerechtigkeiten verüben, auf keine Weise

Weise verdächtig zu machen, und zugleich den doppelten Zweck einer genaueren Kenntniss dieser Völker und eines sichern Umgangs mit ihnen, zu erreichen. Ausser diesen Menschen, ausser den Zugochsen, den Jagdpferden und Hunden, die sein Gefolge ausmachten, hatte er noch ein paar ungewöhnlichere Begleiter, einen Hahn, der ihn wecken und im Fall, wenn seine Uhr zerbräche, die Stunden des Tages anzeigen könnte, und einen Pavian, dessen Wachsamkeit ihn des Nachts von der Annäherung reissender Thiere vergewisserte, und dessen Possen oft dazu dienten, ihn in traurigen Anwandlungen zu zerstreuen und zu seiner gewöhnlichen Heiterkeit zurückzuführen. *Kees* (so hiess dieses Thier) musste auch Früchte und Wurzeln, die man nicht kannte, kosten, und wenn er etwas verwarf, so war es ein untrügliches Zeichen, dass es zur Nahrung nicht taugte. Die Hunde sogar erkannten in ihm ihren Anführer und Wächter und verliessen sich auf seinen vollkommneren Instinct. Er grub Wurzeln mit seinen Pfoten aus, und wenn er müde war, liess er sich von einem Hunde tragen. Vor Schlangen und demnächst vor den wilden Pavianen von seiner eignen Gattung hatte er eine unüberwindliche Furcht, obwohl er sich nicht enthalten konnte, auf ihr Geschrey zu antworten und sie dadurch heranzulocken. Selbst sein unverbesserlicher Hang zum Naschen gereichte seinem Herrn zum Zeitvertreib, wiewohl er ihm oft seinen Milchvorrath ausschlürfte, wenn er dessen zur Erquickung am meisten benöthigt war. Mit eben dieser Anschaulichkeit schildert der Vf. einige seiner Hottentotten und seine Unterhaltungen mit ihnen, wenn er am Abend ausrastete, ihre treue Anhänglichkeit und Liebe für ihn; und sein eignes glückliches Talent, bey den Aeusserungen dieses Gefühls unter den rohen Bewohnern der Wildnisse zu vergessen, was die zarte Bildung des Geistes zur Erhöhung und Veredlung desselben beytragen kann. Die einförmigen Begebenheiten der Reise durch jene unermesslichen Wüsteneyen, wo man sonst nur aufzeichnen kann, welche Thiere man unterweges angetroffen und erlegt habe, gewinnen auf diese Art unter den Händen des Vf. ein Interesse, welches man in den trocknen Tagebüchern seiner Vorgänger nur zu sehr vermisst.

Seine erste Reise, die er in diesen beiden Bänden beschreibt, ging zuerst ostwärts, so weit und weiter als Hr. Prof. Sparrmann gekommen ist, nämlich bis ins Land der Kaffern. Auf dem Wege dahin war Pampoenkraal, im Lande Houtniqua, eine Hauptstation, die er als eine paradiesische Gegend beschreibt. Von diesem Orte zog er nordostwärts hinauf nach Agterbruyntjes-hoogte, wo er sich in der Nähe einer Horde Gonaquas lagerte. Wegen der damals zwischen den Colonisten und den Kaffern herrschenden Verbitterung, wovon er gänzlich den erstern die Schuld beymisst, weigerten sich seine Leute, ihn ins Kafferland zu begleiten. Er fand indessen doch einen sogenannten Bastard-Hottentotten, der lange unter den Kaffern gelebt hatte, und sich anheischig machte, einen Trupp von dieser Nation aufzusuchen, um derselben den Unterschied zwischen Hrn. *le V.* und den Colonisten begreiflich zu machen. Wirklich kam er auch nach Verlauf einiger Wochen mit einer Horde Kaffern ins Lager des Vf. zurück, und verschaffte ihm dadurch Gelegenheit, dieses Volk kennen zu lernen. Die Furcht vor den Grausamkeiten der Colonisten trieb sie indessen bald wieder in ihr Vaterland zurück. Hr. *le V.* verliess sein Lager, unter der Aufsicht eines alten, treuen und verständigen Hottentotten, und machte in Begleitung einiger Wenigen, eine Excursion ins Kaffernland, um die Naturproducte desselben einzusammeln. Auf dieser Streiferey, welche ihn mehrere Tagereisen weit in das Gebiet der Kaffern führte, fand er überall nur verlasne, und zum Theil von den Colonisten verbrannte Kraals oder Wohnplätze. Endlich begegneten ihm einige Hirten, von denen er erfuhr, dass ihre Landsleute, ausser den Weissen, von einer Seite noch die Buschmänner, ein zusammengerottetes Gesindel von entlaufenen Sklaven und Hottentotten, von der andern aber das Volk des Tambuckis zu Feinden hätten. Hierauf nahm er wieder den Weg nach seinem Lager, ohne den Kaffernkönig *Pharoo* gesehen zu haben, der dieser erblichen Würde ungeachtet, keine grössere Macht, als die gewöhnlichen Oberhäupter bey den Hottentotten haben soll. Nachdem er seine Leute zu sich genommen hatte, zog er über die hohe, innere Gebirgskette, welche unter dem Namen der Schneeberge diesen Theil von Afrika durchstreicht, nach der westlichen Küste, und kehrte über den Bauerhof seines Freundes, bey Saldanhabay, nach einer Abwesenheit von mehr als fünf Vierteljahren in die Capstadt zurück.

Ohne sich ängstlich an die Form eines Tagebuchs zu binden, liefert der Vf. in einer ununterbrochenen Erzählung den Verlauf aller während dieses Zuges ihm zugestossenen Begebenheiten, und webt seine Beobachtungen, sowohl was die Nationen, als auch, was die Naturgeschichte betrifft, so künstlich ein, dass man sich hingerissen fühlt, ihm bis ans Ende, ohne zu ermüden, zuzuhören. Sein Enthusiasmus für seine Wissenschaft, giebt sogar den Beschreibungen neuer Naturalien, (die er jedoch nur sparsam einstreut,) ein eignes Feuer, und wenn man erst gesehen hat, wie viel Mühe und welche Künste es ihm gekostet habe, ehe er diesen oder jenen seltenen Vogel habe schiessen können, wie er oft im Eifer, sein erlegtes Wild zu haschen, bald mit Lebensgefahr in eine für Elephanten gegrabene Grube fällt, bald in tiefen Flüssen dem Ertrinken kaum entgeht, bald sich unter den Stamm eines umgestürzten Baums verkriecht, und einen wüthenden Elephanten über sich wegspringen lässt, so ist man hernach auch desto begieriger, die auszeichnenden Merkmale der Geschöpfe kennen zu lernen, deren Besitz ihm um diesen Preis willkommen war. Mit Vergnügen lernt man, wie er kleine Vögel geschossen habe, ohne ihr Gefieder zu beschädigen, indem er ein Stück Talglicht auf das Pulver in seinem Flintenlauf setzte, und diesen dann mit Wasser füllte; an seinen Ruheplätzen sieht man seine Ochsen umher grasen, sich verirren, und wieder von seinen Hottentotten beygetrieben werden; die Freude dieser guten Kerle, als er ihnen Maultrommeln austheilte, den Scherz, wodurch

er

er seinem Affen das Branndtweintrinken auf immer abgewöhnte, den Nothbehelf, aus seinen Halstüchern sich Dochte für die Nachtlampe zu bereiten, den Schmauss von Elephantenrüsseln und noch schmackhafteren Elephanten- und Flusspferdsfüssen, die Ankunft eines Expressen mitten in der Wüste, den Hr. Boers mit Briefen aus Frankreich, von der Capstadt abgefertigt hatte, selbst die Toilette, die der Vf. macht, um einen feyerlichen Besuch bey den Gonoquas abzulegen, und endlich seinen kleinen Roman mit der naiven Narina, einer jungen Gonaqua-Hottentottin, den er vielleicht mit verschönernden Farben ausmalt; — dies alles empfindet man mit, indem man sich durch die Anmuth und Einfalt der Darstellung, gleichsam auf jenen entfernten Schauplatz versetzen läfst. Man kann nicht sagen, dass so gar viel Neues in seiner Beschreibung dieser Gegenden enthalten wäre; allein sie hat den Vorzug, dass sie alles recht anschaulich macht, und das lebhafte Gefühl des Vf., das Eigenthümliche seiner Denkart, die jugendlich-gutmüthige Schwärmerey, womit er gegen die Missbräuche der Sittenverfeinerung declamirt, und sich im Lobe der ungekünstelten Natur ergiesst, fesseln den Leser an sein Kunstwerk. Es kann wohl seyn, dass diese ästhetische Vollkommenheit zuweilen einen dichterischen Flor über die Gegenstände zieht, denn die Kunst, und der innere bildende Trieb, der zu ihr führt, wollen diese Verschmelzung der äussern Natur mit dem Wesen des Künstlers; allein, wo dieses Aneignen fehlt, dort werden auch die grossen charakteristischen Züge selten so scharf gefasst und ausgehoben, und man hat bey der mühsamsten Zergliederung und Aufzählung der einzelnen Theile, keine lebendige Vorstellung vom Ganzen. Wer zu beurtheilen versteht, was er liest, wird jenen zarten Dichterschleyer leicht durchschauen, und das Wahre der Natur in der idealischen Schilderung zu finden wissen. Wer das nicht kann, läuft immer Gefahr, sich bey mechanischen Beschreibungen, es sey nun die *Instructio Peregrinatoris*, oder sonst eine fremde Vorschrift die Richtschnur des Beschreibers gewesen, sich ein unrichtiges, in den sprechendsten Hauptzügen verfehltes Bild zu machen. Wenn aber auch das nicht wäre, so kann es unmöglich anders, als zur bestimmteren Kenntniss eines Gegenstands gereichen, dass man ihn durch das Medium verschiedener Beobachter kennen lernt; man müsste denn noch nicht über die Ungereimtheit hinaus seyn, in allen Dingen nur für *eine* Meynung die allgemeine Beystimmung zu fodern. Beyspiele, dass dieses nicht bloss von Gegenständen der vernünftigen Beurtheilung, sondern auch der sinnlichen Erfahrung, gelten könne, finden wir in *le V's* Erzählung, verglichen mit seinen Vorgängern. Ueber Kolbens Monorchiden und seine abgeschmackte Fabel von einem natürlichen Schurz der Hottentottinnen, ist genug gespottet worden; unser Vf. behauptet aber, dass verschiedene Horden auch verschiedene Gebräuche beybehalten haben; bey den *Geissiquas* und *Koraquas* ist, nach seiner Aussage, die Semicastration noch üblich, so wie die Gewohnheit, sich bey gewissen Veranlassungen einige Glieder von Zehen und Fingern abzuschneiden, und bey einer andern Horde fand er, zwar nicht den erdichteten Schurz, aber doch eine durch Kunst hervorgebrachte Verlängerung der äussern Schaamlefzen, die er auch abgebildet hat. Gegen Sparrmann, der geneigt ist, zu glauben, dass die Beschneidung bey den Gonaquas statt finde, versichert er, es sey vielmehr ihr auszeichnender Charakter, dass sie eine ungeheuer grosse Vorhaut haben. Er nimmt sogar die Hottentotten einigermassen in Schutz, wenn von ihrer Unreinlichkeit die Rede ist, und führt ihre grosse Geschiklichkeit im Schwimmen zum Beweise an, dass sie den Körper öfters rein waschen, wenn sie gleich durch eine verkehrte Vorstellung von Putz sich an ihrem ganzen Leibe so mit Fett beschmieren, wie die Europäer es mit ihrem Haupthaar thun. Auch er bestätigt das Daseyn der gelben, oder sogenannten chinesischen Hottentotten, einer Horde, die sich eigentlich *Houswaana* nennt, und die hottentottische schnalzende Sprache mit einigen beygemischten eignen Wörtern spricht. Das Schnalzen ist nach ihm eigentlich dreyerley, das erste, leicht nachzumachen, ist der Ton, den auch wir hervorbringen, wenn uns etwas verdriesst und lange Weile macht, mit der Zunge gegen den Gaumen und die Vorderzähne gedrückt, von denen sie losgezogen wird, indem man den Mund öffnet. Das zweyte ist lauter, wie wenn ein Fuhrmann seinen Pferden zuschnalzt, um sie rascher in Bewegung zu setzen; das dritte ist das lauteste und schwerste, weil es aus der Kehle kommt. Die Kaffern schnalzen nicht, und unterscheiden sich auch sonst von den Hottentotten darinn, dass sie neben der Viehzucht auch Ackerbau treiben. Hr. *le V.* liefert Abbildungen von ihnen, wie von den Gonaquas und von den näher am Cap befindlichen eigentlichen sogenannten Hottentotten, welche zwar sehr merkliche Unterschiede zu erkennen geben, aber doch immer noch den Wunsch übrig lassen, einst genaue, porträtmässige Abbildungen zu bekommen. Er zeichnet lauter ganze Figuren auf ein Octavblatt. Die Kaffern, scheint es, sind schwärzer, grösser, schöner und stärker, als die Hottentotten, und selbst die Gonaquas, denen sie am meisten ähneln; sie haben nicht die schmalen Unterkiefer und hervorstehenden Jochbeine der Hottentotten. Sie wohnen besser, aber gehen öfter ganz unbekleidet. Von den Sitten und der Lebensart dieser drey verwandten Völkerschaften, handelt der Vf. ausführlich an mehreren Stellen; er rettet die Hottentotten von dem Vorwurf der Gefühllosigkeit gegen ihre Kinder, und läugnet die ihnen von den Colonisten angedichtete Gewohnheit, dass sie von Zwillingen allemal nur eins aufziehen; überhaupt tadelt er mit einem Eifer, der beynahe beleidigend wird, Hn. Sparrmann wegen seiner Leichtgläubigkeit. Seine zoologischen Bemerkungen verspricht er in einem besondern Werke zu liefern, welches noch nicht erschienen ist, und vielleicht nicht sobald erscheinen wird, wenn es wahr ist, dass er seiner Vorliebe für Afrika nicht länger hat widerstehen können, und zum zweytenmal dahin abgegangen ist. Die zerstreuten Bemerkungen über einzelne Säugthiere und Vögel in seiner Reisegeschichte, erregen grosse Erwartungen. Sehr charakteristisch schildert er z. B. das verschiedene Betragen der zahmen

 Thiere

Thiere gegen verschiedene Raubthiere. Von den Bienenweisern hat er drey verschiedene Arten kennen gelernt. Zur Naturgeschichte des Strausses bemerkt er, dass diese Vögel neben das Nest und die zum Bebrüten bestimmten Eyer, noch einige andre Eyer legen, welche vermuthlich die erste Nahrung der ausgebrüteten Jungen werden; bemerkenswerth ist es auch, dass mehrere Strausse ihre Eyer zusammenlegen und sich beym Brüten ablösen. Anhangsweise anticipirt er aus seiner zweyten Excursion, auf welcher er bis an den Wendekreis (an der Westküste von Afrika) vordrang, die Beschreibung und Abbildung der Giraffe, sowohl des Männchens, als des Weibchens, wovon ersteres 16 Fuss 4 Zoll hoch war. Es ist uns aufgefallen, dass Hr. *le V.* an einer Stelle (1 B. S. 246) von Elephanten spricht, die *zu hunderten* unweit seines Lagers vorbeydefilirten, da man doch am Cap von einem so zahlreichen Trupp dieser Thiere in jener Gegend (es war am Ufer des Gamtoosflusses) nichts wissen will. Vielleicht ist dies eine blosse Redensart, um einen grossen Haufen anzudeuten. Einige harte Ausdrücke, die sich der Vf. gegen den damaligen Gouverneur vom Cap, Hrn. von Plettenberg, erlaubt hätten füglich unterbleiben können, da sie wohl schwerlich auf eigne Erfahrung gegründet sind, sondern den leidenschaftlichen Schilderungen einer beleidigten Gegenparthey zugeschrieben werden müssen; — diese und einige andere kleine Flecken können den Werth dieses im Ganzen so lesenswürdigen Werks nicht verringern.

SCHÖNE KÜNSTE.

STOCKHOLM, b. Holmberg: *Samlade Arbeten af Lidner. Forsta Delen* 250 S. *Andra Delen* 79 S. in 8. 1789. Mit Kupf.

Eine ausserordentlich feurige Einbildungskraft und viele Empfindung herrscht in der Poesie dieses glücklichen schwedischen Dichters. Das Jahr 1783, ist ein herrliches malerisches Stück, und soll auch ins Französische und Deutsche übersetzt seyn. Der Tod der Gräfin *Spassara*, die im Erdbeben zu Messina, mit ihrem Kinde in dem Arm, ohne gerettet werden zu können, umkam, steht dem vorigen zur Seite. *Medea*, eine Oper, ist ganz nach einem neuen Plan ausgearbeitet, voller Maschinerie. Der Vf. lässt *Medea*, ungeachtet der Regel des Horaz:

Ne pueros coram populo Medea trucidet,

ihre Kinder auf dem Theater umbringen, und Hr. *L.* versichert, dass er wegen dieses seines Fehlers niemand um Vergebung bitte. Eine einzige Zeile, sagt er, stark genug, Thränen auszupressen, sey unendlich mehr werth, als alle Regeln des Aristoteles. Ewig sey der zum Schulstaube verdammt, der Worte wiegt, wo er Gelegenheit hat, zu weinen. (Ein starker poetischer Fluch!) In London soll diese *Medea* aufgeführt seyn; in Paris wäre es gewiss nicht möglich gewesen. Die Scene aus der Sündfluth, da *Adim* und *Elma*, gerade an ihrem Hochzeittage, von der Fluth einander aus den Armen gerissen werden, ist rührend; der Idyllenton aber scheint nicht so recht in des Vf. Genie zu seyn. Das Oratorium, die *Zerstörung Jerusalems*, hat etwas Grosses und Schauderhaftes. Im Gedicht über das *jüngste Gericht*, herrscht viel Poesie; das, was von einer grossen Monarchin gesagt wird, ist aber hart. Doch giebt es auch grosse Scenen, mehr des Gottes der Liebe, als des Zorns würdig.

Dehoss förläta lärt ej sjelf af vrede brinner,

ist herrlich und gross gesagt. Aber im *Messias in Gethsemane*, auch ein Oratorium, machen verschiedene Ausdrücke, besonders in dem Munde des Todesengels, damit einen ziemlichen Contrast, so schöne Stellen letzteres auch hat. Verschiedene kleinere Gedichte, Cantaten, Fabeln, die Ode an die Finnischen Soldaten, u. d. gl., gehen wir mit Stillschweigen vorbey. Bisweilen wird der Faden der Gedanken, durch die starke poetische Begeisterung des Dichters, fast zu sehr abgebrochen. Man sieht, er will ganz ungebunden seyn. Gewisse Ausdrücke, besonders das Wort *swalla*, gehören unter die Lieblingsausdrücke des Vf. Hin und wieder spricht er so, als wenn er hiemit der Muse Abschied geben wolle; das wäre Schade bey seinem Genie, das nur zuweilen des Zügels bedarf. Die beygefügten Kupfer sind schlecht gestochen, man ist sie von daher sonst besser gewohnt.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Drey Fragen an den Verfasser der Freyburger Beyträge, zur Beförderung des alten Christenthums und der neuesten Philosophie.* Von einem Pfarrer in *Schwaben* 1789. 96 S. 8. Aus was für einem Grunde schreiben Sie ihre Beyträge? Warum wählen Sie gerade solche Materien? Welche Frucht können Sie vernünftiger Weise von ihrer Arbeit hoffen? Diese Fragen in einem bescheidnen und ernsthaften Tone, die allein dem Freunde der Wahrheit ansteht, an den würdigen Verfasser der Beyträge gerichtet, hätten die Aufmerksamkeit desselben und des Publicums erregen können; aber in der plumpen, trivialen und schimpfenden Manier dieses schwäbischen Pfarrers vorgetragen, verdienen sie nur verachtet zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 31. März 1791.

GOTTESGELAHRTHEIT.

JENA, b. Cunos Erben: *Ueber den Geist der Sittenlehre Jesu und seiner Apostel*, von D. *Johann Wilhelm Schmid*, der Gottesgel. ordentl. öffentl. Lehrer zu Jena. 1790. 428 S. in 8.

Die Hauptabsicht des Vf. geht dahin, die Uebereinstimmung der Kantischen Moralphilosophie mit der christlichen Sittenlehre zu zeigen. Freuen muss es doch einen jeden, der in den Kantischen moralischen Schriften Wahrheit und Ueberzeugung gefunden hat, und sein Herz zugleich von innigster Hochachtung gegen die göttlichen Belehrungen Jesu und seiner Schüler durchdrungen fühlt, seine Bemühungen so herrlich belohnt zu sehen, in beiden die Wahrheit in ihrer reinen Gestalt, und die verschiedenen Arten moralischer Anweisungen in der schönsten Harmonie zu erblicken. Die Schranken der Aehnlichkeit werden natürlicherweise einem jeden durch die Schrifterklärung, welche er für die beste und richtigste anzunehmen beliebt, verschiedentlich abgesteckt werden, und Rec. gesteht, dass er nach seinen exegetischen Grundsätzen lieber da stehen bleiben würde, wo *ein Kant* und *Reinhold* stehen geblieben sind; doch erlaubt sich der Vf. bey weitem die Freyheiten so mancher neuen Schrifterklärer nicht, und man kann also nicht sagen, er habe *bloss dem Kantischen Systeme zu Liebe* sich von dem grammatischen Sinne der Bibel hier und da entfernt. Man mag im übrigen exegisiren, wie man will, so wird man mit Vergnügen das Räsonnement des Vf. über die Kantische Sittenlehre, welches einen so hellen Blick in dieselbe verräth, und sich dabey über alle, Manchen so anstössige, eigenthümliche Terminologie hinwegsetzt, ohne, unsers Bedünkens, den Geist der Kantischen Moral im mindesten zu verfehlen, von S. 39—204 durchlesen, und darinn den besten Commentar über Hn. M. *Schmids* vortrefflichen *Versuch einer Moralphilosophie* finden. Diesen, wie es uns scheint, vorzüglichsten Abschnitt des gegenwärtigen Buchs, empfehlen wir mit vollkommenster Ueberzeugung jedem Lehrer der philosophischen Sittenlehre, der seinen Schülern wenigstens das Wesen der Kantischen Moral beybringen will, und ihnen für die ganze Sprache des Königsberger Philosophen noch nicht genug metaphysischen Kopf zutraut. Auch wird im Ganzen der Vortrag des Vf. sehr beförderlich werden, das Uebereinstimmende der Kantischen Moraltheorie mit der Sittenlehre Jesu einzusehn. Denn was war doch bey den Juden, für welche Jesus eigentlich und zunächst Sittenlehrer wurde, die Ursache ihrer verderbten moralischen Beschaffenheit? Nichts anders, als das, dass sie, ohne Rücksicht auf die Gebote der Vernunft, bloss ihrer Sinnlichkeit folgten. Jesus, indem er wider die Sinnlichkeit (σαρξ) eifert, und Herrschaft über dieselbe durch die Vernunft (πνευμα) empfiehlt, lehrt also nichts anders, als eben die unbedingte Verbindlichkeit, welche die Vernunft gegen ihre Gebote jedem vernünftigen Menschen auflegt. Ob nun die Schriftstellen, womit dieses bewiesen wird, *alle* hieher passen, in wie weit insbesondere (Jud. 19) hier anwendbar sey, (S. 60) darüber möchten die Urtheile der Kenner sehr getheilt seyn. — Was S. 77 ff. über die Freyheit im Kantischen Sinne und über die christliche insbesondere gesagt wird, ist vorzüglich hell und lesenswerth. Ob wir uns vernünftige oder moralische oder freye Wesen nennen, es bedeutet eines so viel, als das andere. — Höchster moralischer Grundsatz! (S. 102) Ist er nöthig, wo ist er zu finden? (S. 104) Welches ist er? (S. 109) Er liegt α) nicht in der Selbstliebe; sie giebt nur Klugheitsregeln, keine eigentlich moralischen Gesetze, (S. 111) sie giebt keine befriedigende Begriffe von Tugend, Pflicht, Gewissen, Reue. (S. 125, 126.) Auch Zufriedenheit beweist nichts. Ihre Regel wird sehr treffend und bündig gefasst, ihre Unzulänglichkeit entschieden, durch den Cirkel, welchen sie in unserer Definition vom *Guten*, *Moralischguten*, veranlasst. (S. 134.) Selbst Hinsicht auf ein höheres Glück nach diesem Leben, das mit Recht noch unter dem Princip der Selbstliebe begriffen wird, gründet noch keine Moral. (Sehr wahr an sich; aber unüberwindlich scheinen uns die Schwierigkeiten, wenn man das Princip der Selbstliebe *auch von dieser Seite her* der christlichen Sittenlehre absprechen will: *seyd fröhlich und getrost, es soll euch im Himmel wohl belohnet werden*, wird gar zu rund herausgesagt, und wir getrauen uns wenigstens keine gute That des vornehmsten Apostels zu nennen, bey welcher nicht der Lohn des Himmels den entscheidendsten Einfluss gehabt hätte.) Der höchste Grundsatz der Moral liegt auch nicht im abstracteren Ausdrucke der Selbstliebe, der da heisst: *perfice te!* (S. 141.) Nicht besser passt für ihn β) das *perfice alios*, die Vollkommenheit *des Ganzen*, denn wir haben keinen deutlichen und vollständigen Begriff vom *allgemeinen* Besten, auch sagen wir ja selbst, der Erfolg bestimme nicht den Werth unserer Handlungen. (S. 157.) γ) Das moralische Gefühl wird beleuchtet und verworfen. δ) Das *dictamen rectae rationis*, oder *folge deiner Vernunft*! wird für allzu unbestimmt erklärt. (S. 164.) ε) *Allgemeinheit des Gesetzes* gilt, und gilt allein! Diess wird erwiesen, auf die bekannten Formeln ganz nach Hn. M. *Schmids* Moralphilosophie zurückgeführt, in möglichster Popularität dargestellt, gegen Einwürfe gesichert, v. S. 176—204.

Nun läuft erst das Ganze in die christliche Sittenlehre hinüber, und der Anfang wird mit der Beantwortung der Frage gemacht: Was liegt bey der Sittenlehre Jesu für ein höchster Grundsatz der Moralität zum Grunde? — Wille Gottes ist der höchste Grundsatz der christlichen Sittenlehre, aber nicht *aller* Moralität; dieser ist: *seyd vollkommen!* (S. 209. 210.) (Wie sich das mit dem Vorhergehenden reime, sehen wir nicht so ganz ein.) Spuren vom Gebrauche des Gesetzes der Allgemeinheit werden (S. 212—214) Spuren von der Anwendung der Kantischen Formel: behandle Andere als Zweck, nicht aber als Mittel, werden S. 215 aufgesucht und gefunden unter anderem — im göttlichen Ebenbilde. Liebe ist das oberste *Gesetz* der christlichen Sittenlehre. (S. 222.) Liebe Gottes wird ganz richtig von allem Pathologischen gesaubert, und mit Widerlegung einiger christlichen Sittenlehrer genau auf praktische Liebe eingeschränkt. (S. 225—233.) Der Begriff der Tugend wird (S. 283) ganz rein und musterhaft dargelegt, auch zwischen *Willigkeit* und *Gernethun* (S. 306) sehr schön unterschieden. Die dazwischen hineinfallenden Erklärungen von Geist Gottes und Geist Christi, so, wie die Gedanken des Vf. von der Satisfaction, (S. 219.) möchten zwar manchen nicht völlig in die Schranken des Systems zu passen scheinen; allein schadlos halten könnten sie sich etwa für ihren kleinen Unwillen auf S. 335. 336, so wie auf S. 383, wo dem Vf. vom Satanas und seinem Reiche einiges entwischt. Angenehm überrascht findet man sich übrigens, wenn in den letzten Abschnitten dieses empfehlungswürdigen Buchs noch mehr gethan wird, als anfänglich versprochen war, und manche ins Einzelne gehende Betrachtungen über Glauben, Tugend, Verhältniss der Tugend zur Glückseligkeit und zum Glauben, über Reich Gottes und Christi, über den Begriff der Kirche und die christlichen Bewegungsgründe zur Rechtschaffenheit angestellt werden.

Weimar, b. Hoffmanns Wittwe: *Acten, Urkunden und Nachrichten zur neuesten Kirchengeschichte. Erster Band, erstes bis siebentes Stück.* 1788. *Achtes bis zehntes Stück.* 1789. 876 S. 8. 3 B. Vorr. und Register. (Jedes Stück 3 gr.)

Ueber den Zweck und Plan dieser neuen Sammlung hat sich der Hr. Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent *Schneider* zu Eisenach schon in der Vorrede zum zwölften Bande der Acta historico - ecclesiastica nostri temporis, deren Fortsetzung die itzt anzuzeigenden Acten sind, hinlänglich erklärt: sie soll die *wichtigsten* Documente u. Nachrichten von dem neuesten Zustande der verschiedenen kirchlichen Gesellschaften und Partheyen der Christen und von den vornehmsten Begebenheiten derselben vorlegen, und also die Actenstücke liefern, die der *Kirchengeschichtschreiber* einmal *benutzen* und *pragmatisch bearbeiten* kann, wodurch sie sich auch von einem andern Werke, dessen Vf. sich diesem Geschäft gleich als Referent unterzieht, absondert. Auf besonderes Ersuchen verschiedener Leser wird sie aber auch diejenigen Nachrichten zur neuesten Kirchengeschichte aufnehmen, die in neuen Reisebeschreibungen, Zeitschriften vermischten Inhalts und andern Schriften, wo man sie nicht sucht, enthalten sind, dergleichen Auszüge schon itzt beynahe die Hälfte dieses ersten Bandes anfüllen; wobey aber doch wohl mit so allgemein gelesenen Büchern, wie Meiners und Bartels Briefe sind, eine Ausnahme zu empfehlen wäre. Das in der Ankündigung dieser Acten gegebene Versprechen, in der Vorrede eines jeden Bandes die neuesten Schriften aus der Kirchengeschichte, wie in den vormaligen Actis, kurz anzuzeigen, nimmt aber der Vf. jetzt zurück, weil die während des Abdrucks des erstern Bandes erschienenen Rintelischen Annalen schon auf diesen Gegenstand mit gerichtet sind, und also seine Anzeige solcher Schriften überflüssig seyn würde. Dafür wird er vielleicht in Zukunft am Schlusse eines jeden Bandes in einem besondern Anhang einige ungedruckte Actenstücke und Documente liefern, welche die Kirchengeschichte der vorigen Jahrhunderte betreffen, welches Vorhaben wir, falls der Vf. mit ausgesuchten und interessanten Materialien hinreichend versehen ist, mit Fleiss, und nicht als ein blosses πάρεργον, ausgeführt zu sehen wünschen; auch könnten auf den Fall die diese Documente enthaltende Anhänge mit besondern Titeln, Seitenzahlen u. Registern versehen werden, für die, welche die Acten selbst nicht anschaffen. Ist der für die diessmaligen Acten Beyträge aus Polen einsendende Correspondent derselbe, der dergleichen für die Acta hist. eccl. geliefert hat, so müssen wir hier anmerken, was kürzlich der Vf. der Schrift: Ueber die Schulen der Augsburgischen Confessionsverwandten in Polen S. 141 an letzterm getadelt, dass seine, die Kirchenverfassung der Lutheraner in Polen angehende, Nachrichten nicht immer die zuverlässigsten seyn. Den Inhalt einzelner Stücke anzugeben, würde von keinem Nutzen, wenigstens hier nicht zweckmässig seyn. Wir ziehen daher nur Einiges aus, was zur Charakteristik dieser Sammlung dienen kann. Bey Gelegenheit des *Circularbefehls des hochfürstl. Badenschen Consistoriums zu Karlsruh, die symbolischen Bücher betreffend,* 1788. sagt der Herausgeber, II. S. 182 — 184. „Manchem würde wohl die Lust, die symbolischen Bü„cher und den in demselben angegebenen Lehrbegriff „zu tadeln und zu verwerfen, sehr benommen werden, „wenn er schriftlich anzeigen sollte, *was seit der „Abfassung derselben in ihnen genauer be„stimmt, mehr aufgeklärt und durch stärke„re Beweisgründe unterstützt worden sey.* „Eine grosse Arbeit, welche manchen, die sich für wei„se halten, ihren Eigendünkel benehmen, und sie zu „einem heilsamen Selbstgefühl bringen würde.“ Damit soll doch wohl nicht so viel gesagt werden, dass seit der Abfassung dieser Bekenntnisbücher Fortschritte dieser Art nicht statt gefunden, denn diess hiesse wohl die uns zur Dankbarkeit verpflichtenden Bemühungen der aufgeklärtesten und scharfsinnigsten Gottesgelehrten unsers Jahrhunderts vorsetzlich miskennen. Ueberhaupt ist diese Aeusserung von mehr, als einer Seite, sehr sonderbar. Ueber das preussische Religionsedict lässt sich Hr. S. also vernehmen: „Heil dem grossen und wei„sen preussischen Monarchen, der durch dieses mit „eben so vieler Liebe und Mässigung, als Weisheit und Ernst

„Ernst abgefaſste Edict die ſchrecklichen Verwirrungen, „die durch verſchiedene in dieſem Edict §. 7. ſehr richtig charakteriſirte deutſche und ſociniſche Modelehrer, „unter dem gemiſsbrauchten Namen der *Aufklärung*, „bisher ſind verurſacht worden, mit Nachdruck ſteuert. „Wenn dieſes mit der gröſsten Würde und der Wichtigkeit der Sache gemäſs abgefaſste Edict, wie es von „der Weisheit des Preuſsiſchen Monarchen und Höchſtdeſſelben erleuchteten Miniſter gewiſs zu erwarten ſteht, aufrecht gehalten und befolgt wird, ſo wird das „auf die Wiederherſtellung und Erhaltung der urſprünglichen (!!) Reinigkeit und Aechtheit der chriſtlichen „Religion nicht nur in Preuſsiſchen Staaten, ſondern „auch in den andern proteſtantiſchen Ländern einen ſegensvollen Einfluſs haben; die bis zum Entſetzen, zur „Läſterung und Verſpottung Gottes, der theuerſten Religionswahrheiten, und der Fürſten und Obrigkeiten, „und zur Verbreitung der Sittenloſigkeit gemiſsbrauchte „Preſsfreyheit wird wieder in ihre Schranken zurückgewieſen; und das wahre Chriſtenthum und chriſtliche Sittlichkeit befördert werden. Das waren bisher „die Wünſche vieler Tauſende, frommer, edler und „rechtſchaffener Männer unter Proteſtanten und Katholiken. Dieſe Wünſche ſind nun zur Hoffnung worden, „und dieſe Hoffnung wird durch die weiſe und gnädige „Regierung Gottes, die ſich an der chriſtlichen Religion von ihrer Stiftung an ſo ſehr verherrlicht hat, gewiſs zur Erfüllung gebracht werden." —

Frankfurt u. Leipzig, ohne Namen des Verlegers: *Unumſtöſslicher Beweis, daſs Kleuker ſo wenig als Michaelis, Leſs und Semler, die Wahrheit des Chriſtenthums gerettet haben.* 1789. 196 S. 8. (12 gr.)

Schon der Titel dieſer Schrift giebt zu verſtehen, daſs ſie mit einer gewiſſen Rückſicht auf das bekannte Buch: *Hierokles, oder Prüfung und Vertheidigung der chriſtlichen Religion, angeſtellt von den Herren Michaelis, Semler, Leſs und Freret*, abgefaſst iſt. Hr. *Kleuker* ſetzte, wie man weiſs, dieſem *Hierokles* den erſten Theil ſeiner *neuen Prüfung und Erklärung der vorzüglichſten Beweiſe für die Wahrheit und den göttlichen Urſprung des Chriſtenthums* entgegen, und ſuchte in demſelben insonderheit die von den Wundern und Weiſſagungen hergenommenen Beweiſe in ein vortheilhafteres Licht zu ſtellen, und ihre Gültigkeit darzuthun. Dieſe neue Vertheidigung einer Offenbarung, und der damit verknüpften Wunder und Weiſſagungen nun beſtreitet der Vf. der Schrift, welche wir hier anzeigen. Er folgt Hn. *K.* gleichſam Schritt vor Schritt, um zu beweiſen, die Sache einer übernatürlichen, durch Wunder und Weiſſagungen unterſtützten Offenbarung habe durch die Unterſuchungen dieſes Gelehrten nicht das Geringſte gewonnen, und was *Hierokles* dagegen eingewandt habe, ſey noch keineswegs widerlegt. Man könnte bey ſolchen Umſtänden ſehr natürlich auf die Vermuthung gerathen, der Vf. des *Hierokles* ſey auch der Urheber dieſes angeblich unumſtöſslichen Beweiſes, und wolle ſich hier gegen Hn. *K.* vertheidigen. Allein wenn man bedenkt, daſs im Hierokles nicht bloſs das Chriſtenthum, ſondern faſt alle Religion in einem ſehr entſcheidenden Tone verworfen wird; *dieſer* Vf. hingegen mehrmals ausdrücklich erklärt, er ſey kein Feind Jeſu und ſeiner Lehre, er halte ſie vielmehr für eine gute Grundlage zur moraliſchen Beſſerung und religiöſen Erkenntniſs: ſo wird man jene Vermuthung nicht eben wahrſcheinlich finden. Was es indeſſen auch damit für eine Bewandniſs haben mag, ſo darf man doch darum, weil dieſer Vf. einen *unumſtöſslichen* Beweis verſpricht, nicht etwan denken, er wiſſe etwas Neueres und Beſſeres anzuführen, als bisher wider Offenbarung, Wunder und Weiſſagungen vorgebracht worden iſt. Auch bey ihm läuft alles auf die ſo oft vorgetragenen Behauptungen hinaus, eine übernatürliche Offenbarung ſey weder möglich, noch nöthig; die Erzählungen von Wundern verdienten keinen hiſtoriſchen Glauben, auch ſeyen Wunder überhaupt nicht geſchickt, die Wahrheit irgend einer Lehre zu begründen; wirkliche Weiſſagungen aber gebe es nicht, weil die Propheten des alten Teſtaments, und Jeſus ſelbſt, lauter Dinge vorhergeſagt hätten, die überall eintreffen, und von jedem klugen und eifrigen Patrioten eben ſo leicht angekündigt werden könnten. Das Einzige, was dieſe, bereits bis zum Ekel wiederholte, Einwendungen bey unſerm Vf. noch unterſcheidendes haben, beſtehet darinn, daſs er hier und da einen Gebrauch von einigen Sätzen der *Kantiſchen* Philoſophie macht, und in derſelben eine ganz vorzügliche Beſtätigung der Meynung wahrzunehmen glaubt, daſs eine übernatürliche Offenbarung gar nicht möglich ſey. Alles übrige hat der Vf. mit vielen andern ſeines Gleichen gemein. Er ſpricht nemlich überall ſehr entſcheidend. Er erklärt die Schrift ſehr gewaltſam und gezwungen, und wäre er in der Kunſt, ſie auszulegen, etwas geübter, ſo würde er manche weitläuftige Declamation, z. B. alles, was er S. 47 ff. wider die Fürbitte Chriſti im Himmel ſagt, ſich haben erſparen können. Er iſt auch, wie alle Streiter ſeiner Art, dreiſt genug, unrichtige Behauptungen als ausgemachte Wahrheiten hinzuſetzen, und daraus zu ſchlieſſen. So ſagt er ausdrücklich, die Schriften des N. Teſt. ſeyen erſt am Ende des zweyten Jahrhunderts angenommen, oder vielmehr von der herrſchenden Partey als allgemein aufgedrungen worden; Jeſus habe ſeine Wunder nur vor dem unwiſſenden Haufen, nie aber zu Jeruſalem in Gegenwart heller Köpfe gethan, weil er wahre Wunder nicht habe thun können u. ſ. w. Dabey ſtimmt auch er in den gewöhnlichen Ton ſeiner Mitbrüder ein, nach welchem die Lehrer des Chriſtenthums als Dummköpfe vorgeſtellt werden, die, (wir borgen gleich einige ſeiner feinen Ausdrücke) *gar zu gerne Staatsräthe Gottes vorſtellen, und ihre gläubigen Unterthanen wie ſtumme Schafe ſcheeren und ſchinden möchten*, S. 37 und 100. Er iſt endlich eben ſo wenig, wie der Vf. des Hierokles, und andre Leute dieſer Art, fähig, eine ruhige unparteyiſche Unterſuchung anzuſtellen, und ſich über Gegenſtände, die ſo vielen Millionen ſeiner Mitmenſchen noch immer ehrwürdig und heilig ſind, ſo auszudrücken, wie es der Wohlſtand und die ganz gemeinen Geſetze der Höflichkeit bey geſitteten Völkern verlangen. Kein verſtändiger Chriſt wird den Vf. lieblos verurtheilen,

wenn er äusert, er fühle sich gedrungen, die gewöhnliche Lehre von der Menschwerdung des Sohnes Gottes zu bezweifeln; aber was kann ihn zu der Unbescheidenheit berechtigen, eben diese Lehre S. 17. *gotteslästerlichen Unsinn* zu nennen, und zu behaupten, *der stupide Feuerländer könne sich keine elendere Vorstellung von Gott machen?* Merken denn die Bestreiter des Christenthums, die sich nicht entblöden, sich auf eine so ungezogene Art über die wichtigsten Gegenstände zu erklären, nicht, dass dergleichen Aeusserungen eine wahre Satire auf ihren eignen Kopf und auf ihr eignes Herz sind, und dass sie auf diese Art wohl Niemand für ihre Partey gewinnen werden, als rohe leichtsinnige Menschen, die derselben wenig Ehre machen können?

Mülheim am Rhein, b. Hertel in Remscheid zu haben: *Religionsbuch zum Gebrauch in Schulen, zum Unterricht für Confirmanden, und zu häuslicher Erbauung für Erwachsene.* Eingerichtet und herausgegeben von *Diederich David Bunge*, Prediger in Remscheid. 1790. 244 S. 8.

Man sieht schon aus dem Titel, dass dieses Buch nicht ganz die eigene Arbeit des Hn. Vf. ist. Er hat, (wie er in der Vorrede meldet,) aus dem *Bergschen Katechismus*, aus *Cramer, Tittmann, der Ordnung des Heils* und andern in seiner Gegend bisher gewöhnlichen und gebrauchten Lehrbüchern das wichtigste genommen, nach seinem Plan geändert, und daraus nicht ein *ganz neues*, sondern ein, so viel möglich, nach seinen Absichten, *Ganzes* gemacht. Damit aber dieses Buch nicht zu sehr von den schon von der Jugend in den Schulen erlernten Kenntnissen, in der Vorstellungs- und Erläuterungsart der Religionswahrheiten abgehen möchte; so hat er es für seine Pflicht gehalten, immer auf diese schon gebrauchten Lehrbücher Rücksicht zu nehmen, und so viel zu benutzen, als es sein Zweck zuliesse. Uebrigens hat er sich bemühet, dieses Religionsbuch so einzurichten, dass es in seiner Gemeine nicht allein in den *Schulen* zum Grunde gelegt, sondern auch als ein *Leitfaden* zum Unterricht für *Confirmanden*, und dann auch als ein kleines *Hand*- und *Lesebuch* für *Erwachsene* zur Unterhaltung in den häuslichen Erbauungsstunden gebraucht werden könne. Nach dieser Absicht ist die Arbeit des Vf. billig zu beurtheilen. Wer die Denkungsart des gemeinen Haufens kennt, und aus Erfahrung weiss, wie viele Schwierigkeiten mit der Einführung neuer Lehrbücher verbunden sind, der wird es dem Verfasser eines Katechismus, welcher in Schulen eingeführt werden soll, nicht verdenken, wenn er die Schwächern schont, und manches stehen lässt, was eine strenge Kritik nicht aushält. Aber Hr. B. hat doch wirklich zu viel aus der gewöhnlichen Schuldogmatik in seinen Katechismus aufgenommen, was er ohne Bedenken hätte weglassen können, zu viel eingemischt, was der Jugend und dem gemeinen Mann unverständlich, zum Theil auch falsch, und aus der h. Schrift nicht erweislich ist. Auch sind die Begriffe nicht allemal richtig auseinandergesetzt. Einige Beyspiele mögen unser Urtheil rechtfertigen: — Was versteht man unter dem *Wort Gottes*? A. Die *ganze* heilige Schrift etc. *Testament* (wenn von Schriften des A. und N. T. die Rede ist,) ist ein Inbegriff von Vermächtnissen und Verheissungen. Die *H. Schrift* redet von drey *Personen* Gottes, und nennt sie: Vater, Sohn und heil. Geist. Dies wird bewiesen aus Jes. 48, 16. Ps. 33, 6. Matth. 18, 19. (Marc. 16, 15 ist ohne Zweifel ein Druckfehler,) 1 Joh. 5, 7. Hiebey wird die Anmerkung gemacht: Die drey Personen in Gott sind nicht nach ihrem Wesen, ihren Eigenschaften und Vollkommenheiten, sondern nach ihren persönlichen Verhältnissen unterschieden. Ps. 2, 7. Joh. 15, 26. Wodurch hat der himmlische Vater uns den Erlöser der Welt bekannt gemacht? A. Er hat ihn theils durch deutliche *Weissagungen*, theils durch *Vorbilder* genau kenntlich gemacht und verheissen. — Jeder Abschnitt ist in Betrachtungen eingetheilt, die durch Fragen und Antworten zergliedert werden. Die einer jeden Betrachtung vorgesetzten Liederverse sind meistentheils gut gewählt, und beynahe das Beste in diesem Buch.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Leipzig*, b. Fleischer: *Accurate Kapital-Zins-Ausrechnung nach verschiedenen angenommenen Prozenten.* Bearbeitet von *Joh. Christoph Luthardt*, dermalen Secretarius bey dem kurfürstl. Sächs. Neustädtischen Kreiskommissariat zu Schwarzbach bey Neustadt an der Orla. 1790. 68 S. 4. (9 gr.) Tafeln, welche die jährigen, halb- und vierteljährigen, monatlichen und täglichen Zinsen, zu 6, 5, 4 und 3 pro Cent Zinsenfuss, für ein Capital von $\frac{1}{16}$, $\frac{1}{24}$ Pfennig an u. s. w. bis auf 500,000 Rthlr., und eben so vollständig auch für die Rechnung nach Meissnischen Gulden — in reinen und deutlichen Ziffern anfangen, auch nach unserm Exemplar zu urtheilen, auf sehr gutes Papier gedruckt sind. Da schon aus diesem Aeusserlichen zu schliessen ist, dass dergleichen Instrumente, sonst so genannte Zinsenknechte, ihr Publicum finden; und sie allerdings auch manchen Rechnungsführern, besonders bey Kirchenkassen und Vormundschaften, nöthige Dienste leisten mögen, so wollen wir noch ein Paar Bemerkungen hersetzen: 1) Der Vf. sollte nicht bloss versichern können, dass er für seine Person im Manuscripte alle Rechnungsfehler vermieden habe, jede etwa noch vorhandene Unrichtigkeit daher dem Setzer und Corrector beyzumessen sey; sondern er muss dergleichen Sachen auch nach dem Abdrucke revidiren, und die dabey vorgefundenen Fehler sorgfältig anzeigen — welches das rathsamste ist; oder wenn sie etwa in allen Exemplaren, wie in dem unsrigen, mit der Feder verbessert sind — auch dieses ausdrücklich versichern. 2) Muss man solche Tafeln so licht als möglich zu drucken suchen. Auf mancher Quartseite kommen hier zwey- bis dreyhundert Repetierstriche vor, die gar keinen Nutzen haben, sondern nur das Auge verwirren und ermüden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 31. März 1791.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Fleischer: *Gust. Aug. Heinr. Baron von Lamotte ausführliche Abhandlung von den Landesgesetzen und Verfassungen, welche die Landstrassen und Wege in den Königlich Preussischen Staaten betreffen.* 1789. 238 S. gr. 8. (22 gr.)

Der weite Umfang und die Wichtigkeit des Gegenstandes hat vermuthlich Hn. v. L. bewogen, diese Abhandlung besonders herauszugeben, welche sonst schicklich in seine bekannten praktischen Beyträge zur Kameralwissenschaft gehört hätte, da sie ganz nach eben der Art verfasset ist. Ein kurzer Vorbericht handelt von der Nothwendigkeit und dem Nutzen guter Wege und von ihrer Einrichtung mit besonderer Anwendung auf die Kurmark. Die gemeinen Beweise und Grundsätze der ältern Schriftsteller sind hier wiederholt, so wie z. B. der 16te §. fast wörtlich aus dem 428ten im 1sten Band *von Justi's* grösserer *Polizeywissenschaft* abgeschrieben ist. Verstehet Hr. v. L. dieses darunter, dass er in der Vorrede sagt, er habe die Erfodernisse und den Werth guter Wege aus den besten in seinem Vaterlande noch zu wenig benutzten Schriften dargethan, so giebt er damit den Preussischen Kameralisten ein schlechtes Lob, und bedenkt nicht, dass so etwas blos von der Natur der Dinge abhängendes, gar nicht historisches, eben so wenig aus Schriftstellern bewiesen werden kann und darf, als die berauschende Kraft des Weins aus dem 1. B. Mose. Auch selbst die Anwendung auf die Kurmark ist durch dieses Nachschreiben schief geworden. Denn was Justi von den tiefen Gleisen in starkem lehmigten Boden sagt, passt dort gar nicht. Welch eine *Uneinstimmigkeit!* hätte man darüber mehr Grund auszurufen als der Vf. über die Strasse von Charlottenburg nach Berlin durch den Thiergarten, *welcher dieser Stadt zum Vorzuge vor andern schönen Städten in Europa verhilft,* und die *grundlosen* und *gefährlichen Wege,* welche dem Fremden das vom Anblick einer der *prächtigsten* Städte *auf dem Erdboden* gehoffte Vergnügen *verbittern.* Dieses ist zugleich eine Probe von des Vf. Schönschreiberey wenn er sich über den ihm sonst anklebenden Actenstil zu erheben sucht.

Die Abhandlung selbst ist in sechs Abschnitte getheilt, 1) *von den Verordnungen wegen der Landstrassen und Wege in der Kurmark.* Diese werden von 1652 her angeführt und die vornehmsten aus dem Mylius und den Acten ganz eingerückt. 2) *Von den nicht zu Stande gekommenen Wege-Reglements für die Kurmark.* Hier ist ein 1742, nach dem Muster einer Hannöverschen Instruction und ein von der Mindenschen Kammer 1755 gemachter Entwurf abgedruckt. Beide sind ziemlich vollständig und gut, aber durch den siebenjährigen Krieg ins Vergessen gerathen. 3) *Von den Damm-, Wege-, und Brückengeldern.* Ihr Ertrag ist aus den Städten 5164 Rthlr. für den König und 3168 Rthlr. für die Kämmereyen, vom Lande aber und den Adlichen nicht berechnet. Die Kammer schlug vor, dass zu den Ausbesserungen ein Fünftel der Kosten aus der Postcasse, zwey aus der Zollcasse und zwey aus der Steuercasse des Kreises beygetragen, ausserdem aber noch von den Unterthanen die Fuhren geleistet werden sollten. Allein wegen des Geldmangels hätten die Wegegelder gleich erhöhet werden müssen und deswegen blieb es gar liegen. Hr. v. L. lobt hiebey den Grund der Bedenklichkeit, keine Beschwerde veranlassen zu wollen, meynet aber doch, auf so ungegründetes Murren dürfe die Kammer nicht achten. Ist es aber nicht wirklich schreyend ungerecht, für Erhaltung guter Wege-Abgaben zu erheben, wenn sie noch schlecht sind? reichten sie wirklich nicht zu oder wurden sie vielleicht mit auf andere Art verwendet? und wäre nicht allenfalls noch der Ausweg übrig geblieben, das Geld auf Zinsen zu nehmen oder in einem so reichen Staat, als der Preussische ist, aus dem Schatz herzugeben, und nachdem bey verbesserten Wegen durch die erhöheten Abgaben allmählich wieder abtragen zu lassen? Dieses Mittel hat wenigstens nun die Güte und Weisheit der jetzigen Regierung erwählet. 4) *Von der kurmärkischen Verfassung und einigen Praejudiciis juris in Wegesachen.* Aus *Müllers Practica civilis Marchica, Scheplitz Consuetud. Brandenburg. Behmeri Jus Controversum,* einem Urtheil des Kammergerichts und einigen Verordnungen der Kammer, sind einige Entscheidungen über den Unterschied des eigentlichen Zolls und Wegegeldes, das Zollrecht und die Freyheit der Edelleute und Neuanbauer beygebracht, welche aber das märkische Wege- und Zollrecht bey weitem nicht erschöpfen. 5) *Von den Verordnungen wegen der Landstrassen und Wege in den übrigen Provinzen.* Hier sind theils einzelne Stellen der Gesetze, theils ganze Reglements für Magdeburg, Pommern, Ostfriesland, Preussen, Geldern, Schlesien, Cleve und Halberstadt aus dem Mylius abgedruckt. Zur Geschichte und Erläuterung derselben aber ist fast gar nichts hinzugekommen. Dieser Abschnitt ist daher der längste und doch der unnützeste. Denn der in Wegesachen arbeitende Geschäftsmann, Landesbediente, Baumeister u. s. w. muss die Gesetze ohnehin schon haben. Für diejenigen Leser aber, welche sich überhaupt nur unterrichten wollen, hätte ein vergleichender Auszug gemacht werden müssen. So finden sie natürlich fast durchgängig von Seitengraben, Knüppeldämmen, Hohlwegen u. d. g. viel-

vielmahl eben das wieder gesagt, und müssen zuletzt über eine Methode verdriesslich werden, die immer so sehr für die Bequemlichkeit des Schriftstellers auf Kosten der ihrigen sorget. 6) *Von den Meilen- und Wegweisern und Säulen*, worüber nur Auszüge einiger Verordnungen und der Kostenanschlag eines elenden hölzernen Dinges für 3 Rthlr. 14 gr. auf einigen Blättern mitgetheilt sind. Ueberhaupt ist fast zu bedauren, dass Hr. v. L. die Ausgabe seines Werks nicht noch einige Jahre aufgeschoben hat, um sogleich die Verordnungen über den jetzigen Wegebau mit liefern zu können. Bisher sind zwar davon, ausser den Preisschriften, noch keine Nachrichten öffentlich bekannt gemacht. Aber es wird gewiss die Aufmerksamkeit aller Kameralisten anziehen. Nach der Erzählung eines zuverlässigen Reisenden beträgt der Anfang bey Magdeburg jetzt schon über eine Meile. Der vorhin äusserst schlimme Weg ist ohne ängstliche und gar zu kostbare Genauigkeit gerade und eben gemacht. An den Seiten sind tiefe Graben, Fussteige und eine Sommerstrasse. Das Pflaster ist drey Wagen breit, in der Mitte erhaben und durchgängig tief gelegt. Die Steine sind zwar in der Gegend meistens thonig und weich, aber sie werden durch den aufgeschütteten Kies und die Veränderung der Spur geschonet. Auch sind überall schöne Brücken und Meilensäulen von Werkstücken angebracht. An den Häusern der Aufseher ist eine Tafel mit dem Tarif des Wegegeldes und der Strafen für allerley Frevel. Die eine Meile soll zwar jährlich etwan 1800 Rthlr. eintragen, aber das ist doch immer nur wenig gegen das Anlage-Capital, welches auf 70,000 Rthlr. gerechnet wird, und die künftigen Reparaturkosten. Daher wird auch gezweifelt, ob der jetzige Minister Graf von Schulenburg die von seinem unglücklichen Vetter mit Liebhaberey betriebene Anlage, weiter fortsetzen wird, als bis zur Bernburger Grenze, wozu schon die Steine angefahren sind. Es ist wohl überhaupt noch eine unentschiedene Aufgabe, ob nicht die wohlfeilere gemeine Wegebesserung durch Erhöhung mit Erde und Sand, wie etwan im Dessauischen, vortheilhaft sey. Denn bey guter Aufsicht und Erhaltung thut sie wenigstens in ebenen Ländern, dem Endzweck völlige Genüge, wenn es aber daran fehlt, so werden die Steindämme noch viel schlimmer und also können die übrigen Kosten, welche sich nicht durch die Einnahme verzinsen, in solchem Fall immer noch besser zum Landeswohl angelegt werden.

BERLIN, b. Maurer: *Ueber Gesinde, Gesinde-Ordnung, und deren Verbesserung.* Ein Beytrag zu des Herrn *von Hoff* Abhandlung über diesen Gegenstand. Von einem Bedienten. 1790. 86 S. 8.

Hn. v. H. Vorschläge sind in No. 307 der A. L. Z. v. J. 1789 geprüft werden. Eben das, was Rec. dort an diesen Vorschlägen vermisste, Simplicität und Achtung für Freyheit, Eigenthum und Menschenrechte, ist der Gesichtspunkt, von dem auch die gegenwärtige Prüfung ausgeht. Die Grösse des Gesindelohns, meynt der Vf., sey im Ganzen nicht übertrieben, gesetzliche Bestimmung desselben nach einem gleichen Maasstab sey nicht denkbar, ohne Industrie, Ertragung höherer Dienstbeschwerde, Erstrebung höherer Dienstfähigkeit und aufmunternde Belohnung höherer und besserer Dienstarbeiter in die nachtheiligsten Fesseln zu legen. Die Bestimmung der Dienstzeit auf eine gesetzlich vorgeschriebene Anzahl von Jahren würde für Herrschaften und Gesinde gleich lästig seyn. Die überhandnehmende Vermehrung des herrnlosen Gesindes liege hauptsächlich in dem unüberlegten Hereinholen derselben vom Lande, und hier sey es, wo sich am ersten eine gesetzliche Grenz-Bestimmung denken liesse. Die Herrschaften für die Folgen der von ihnen gegebenen Zeugnisse verantwortlich zu machen, würde zu der kränkendsten Niederdrückung aller aus dem Dienst entlassenen Bedienten den Weg bahnen. Von dem überhandnehmenden Luxus der Dienstboten liege die Hauptquelle in der von den Herrschaften selbst veranlassten Geringschätzung der Livree, und in der dadurch entstandnen allgemeinen Herabwürdigung eines jeden der Livree trägt. (Der Vf. spricht hier bloss von männlichen Bedienten, und auch bey diesem bloss vom Kleider-Luxus, mit Uebergehung der weit wichtigern Rücksicht auf den Kleider-Aufwand weiblicher Bedienten, auf den Verfall der Bedienten beiderley Geschlechts in jede Art des höheren Wohllebens, und auch ihr grossentheils bloss hiervon abhängendes moralisches Verderben. Nach Rec. Ueberzeugung ist dies der schwerste Punct, von dem jede praktische Untersuchung dieses noch immer zu wenig erschöpften Gegenstandes ausgehen müsste.) Zuletzt kömmt der Vf. auf das Betragen der Herrschaften gegen ihr Gesinde, und die davon abhängenden Folgen, worüber er sehr viel praktisches sagt; auf die Apologie der Aufklärung in den niedern Ständen, und der so allgemein gewordnen Vervortheilung der Herrschaften, deren Grund er hauptsächlich in der nicht genug beförderten Aufklärung der niedern Stände, und in dem herabwürdigenden und niederdrückenden Betragen der meisten Herrschaften zu finden glaubt, auf einen sehr nützlichen Vorschlag zu einer allgemeinen Gesinde-Casse, um durch Einlagen in den blühendsten und kraftvollen Jahren sich ein Anrecht auf Verpflegung im Alter und Krankheiten zu versichern, und schliesst mit Ermunterungs- und Beruhigungs-Gründen für gute Dienstboten über den Druck ihres Verhältnisses.

Rec. gesteht sehr gerne, dass er den meisten dieser Erinnerungen und Urtheile von ganzem Herzen beytritt, und ihnen reichliche Beherzigung aller derjenigen Leser wünscht, die zum weitern Nachdenken über diesen täglich wichtiger werdenden Gegenstand nähere Veranlassung haben. Sie verdienen dies um desto mehr, da sie mit Ordnung und Präcision, in einer einfachen, aber edlen, Sprache, und mit vieler Bescheidenheit vorgetragen sind. Ob wirklich ein Bedienter Vf. dieses Aufsatzes sey, oder ob irgend ein Biederman aus der höhern Volksklasse gerathen gefunden habe, diese Maske zu wählen, thut eben so wenig zur Sache, als es für die Prüfung der Kritik gehört. Im ersten Fall macht der eben so gründliche als bescheidne Apologist seinem Stande Ehre; und im andern Fall ehrt diese Einkleidung eben so sehr, als die in derselben vorgetragenen Grund-

Grundsätze, das warme Gefühl des ungenannten Vf. für Menschenrechte und Menschenglückseligkeit, und ist ein sehr wohlgewähltes Vehiculum, um nützlichen Wahrheiten und wichtigen Beherzigungen in einer Angelegenheit, worinn der gröfste Theil der Leser leicht zu rasch Partey nimmt, auf die anziehendste und am meisten Aufmerksamkeit erregende Weise Eingang zu verschaffen.

Nürnberg, b. Grattenauer: *Ueber die zu verbessernde Erziehung unsrer Künstler und Handwerker, besonders in Rücksicht auf die in den Gesetzen ihnen vorgeschriebenen Wanderungen in die Fremde.* 1788. 95 S. 8.

Dieser Auffatz steht bereits im *Journal von und für Deutschland*, verdiente aber seiner Gemeinnützigkeit und guten Ausführung wegen diesen besondern Abdruck. Der Vf. entwickelt das Mangelhafte und Unzweckmäfsige in der Erziehung angehender Handwerker, und in der Anwendung ihrer Wanderjahre, mit Ordnung und Sachkenntnifs. Unter seinen Verbesserungs-Vorschlägen wünscht Rec. vorzüglich folgenden die Aufmerksamkeit denkender Staatsmänner: Eine Anleitung zur zweckmäfsigen Benutzung der Wanderjahre, in einem anziehenden dieser Klasse von Lesern angemessenen Vortrag geschrieben. (S. 23.) — Mündlicher Lehrvortrag in allen denjenigen Kenntnissen, die mit der Bestimmung künftiger Handwerker als Mensch, als Bürger und Professionist, in näherer Beziehung stehen. (S. 26 ff.) Diese könnten am besten in den Feyerstunden und am Sonntag in den ordentlichen Stadtschulen gegeben, und in mehrere Klassen vertheilt werden. Die Kosten wären durch Subscription aufzubringen. Auch die Geistlichen müfsten die Hand dazu bieten. Ueber die politischen Vortheile einer solchen Anstalt bezieht der Vf. sich auf das Beyspiel der Brüdergemeinden. Er erwartet von ihr vermehrte Industrie, befsre Wirthschaftlichkeit, gröfsre Vollkommenheit der Arbeiten, wohlfeilern Arbeitslohn, und Ausrottung der Handwerksmifsbräuche und Handwerksthorheit, die nicht durch Gesetze, nur durch Aufklärung bewirkt werden kann. — Ferner: Aussetzung eines Preises auf die besten Vorschläge zur Erziehung und Ausbildung des Künstlers und Handwerkers (S. 57.) — Ganz zuletzt kömmt der Vf. auf die Bedenklichkeiten und Einwürfe, welche die Kälte mancher Obern, Handwerksneid, Neckerey der verschiedenen Gewerbe gegen einander, Verketzerungssucht über Entweihung des Sonntags, verminderte Nahrung der Herbergsväter, und Besorgnifs von falscher Aufklärung der niedern Stände in den Weg legen könnten, und widerlegt diese Einwendungen mit überzeugender Bündigkeit. Nicht genug kann das beherzigt werden, was der Vf. in Absicht des erstern Einwurfs S. 65. mit eindringender Wahrheit und unter Verweisung auf die Geschichte der vom Kaiser *Joseph* bewirkten Reformen sagt: dafs obrigkeitliche Verbesserungen in den niedern Ständen nur da gelingen, wo diese Stände selbst die Hand dazu bieten, und dafs jede Verbesserung, welche aus eigenem Antrieb von den niedern Ständen selbst ausgeht, ungleich ausgebreiteter und sicherer ist, als die, welche durch gesetzlichen Zwang bewirkt werden soll. Uebrigens behauptet der Vf. S. 52 mit Unrecht, dafs für die befsre Ausbildung der Handwerker in Deutschland noch *nirgends* etwas geschehen sey. Auser der von ihm selbst angeführten *Kranken-Gesellen-Institut zu Wirzburg* will Rec. nur der bereits 1767. von der *Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe* angelegten Unterweisung junger Handwerker in Baurissen und Handzeichnungen (einiger ähnlichen Institute im Weimarischen u. dgl. zu geschweigen) und des itzt mit dieser Anstalt verbundenen Lehrunterrichts für Handwerker in gemeinnützigen Kenntnissen aus der Mathematik, Physik und Chemie, und der treflichen *Oettingischen Wander-Ordnung für Handwerksgesellen* erwähnen, die vor einigen Jahren in *Wekhrlins Chronologen* gedruckt erschien, und die ganz vorzüglich verdient, von Hn. Hofrath *Beckmann* in seine *Sammlung von Policey-Gesetzen* aufgenommen zu werden.

Bamberg u. Wirzburg, b. Göbhardt: *Von den Vortheilen der Krankenhäuser für den Staat. Adalbert Friedrich Markus*, Leibarzt, und erster dirigirender Arzt des allgemeinen Krankenhauses in Bamberg. 1790. 114 S. 8.

Man erwartet unter diesem Titel (dessen grammatische Abfassung da der Name des Vf. im Nominativ steht, ganz sonderbar und sprachwidrig ist) nicht das zu finden, was das Buch wirklich enthält, eine detaillirte Geschichte der zahlreichen und treflichen von dem jetzigen Fürsten-Bischof seit 10 Jahren in der Stadt Bamberg gegründeten gemeinnützigen und wohlthätigen Einrichtungen. Die voranstehende nicht mehr als 16 S. betragende Rede bey der Einweihung des neuen Krankenhauses ist blofses Vehiculum zu den angehängten Beylagen, und sagt über den auf dem Titel bemerkten Gegenstand nichts besonders Auszeichnendes. Rec. beschränkt sich also auf eine nähere Anzeige dieser Beylagen. No. 1. *Geschichte und Einrichtung der Bambergischen Armen-Anstalt.* Sie wurde bereits seit 1779 vorbereitet, aber erst 1786 eröffnet, und ist auf sehr richtige Grundsätze gebauet. Zur Vergleichung mit andern ähnlichen Anstalten, (m. s. unsre Anzeige von *Wagemanns Magazin* im 96sten Stück dieser Blätter,) kann Rec. nicht umhin folgende Data auszuzeichnen: Das ganze Bedürfnifs eines einzelnen Armen ist jährlich auf 36 Fl. 48 Kr. angeschlagen, also wöchentlich auf 42 ½ Kr, oder nicht völ ¼ Thaler. Im J. 1787—88 kosteten 1854 Arme an allen Arten von Unterstützung 21913 Fl., folglich jeder im Durchschnitt 11 Fl. 49 Kr. In einer der folgenden Beylagen rechnet der Vf. die Volksmenge der Stadt Bamberg auf 20851, nach diesem Anschlag geniefst also, (da an jener Armen-Anzahl 114 durchreisende Fremde abgehen,) der 11te aller Einwohner Armen-Versorgung. Zur Beschäftigung der Armen hat man das Wollespinnen gewählt, wobey eine fleifsige Spinnerin ihren Spinnerdienst täglich auf 7 Kr. bringen kann; auch werden dabey die Räder mit doppelten Spuhlen mit gutem Erfolg benutzt. Anfangs wollte man die ganze Armen-Fürsorge durch das Armen-Directorium unmittelbar

bar bewirken, man fand aber auch dort sehr bald, dass für das Detail Unter-Commissionen oder Armen-Pfleger nöthig wären. *No. 2. Aufhebung des Lotto.* Dies geschah 1787. *No. 3. Schulverbesserung.* Hauptsächlich bessre Fürsorge für Mädchenschulen, in denen gleichwohl die Bildung zur Industrie noch immer zu sehr Nebensache zu seyn scheint. *No. 4. Ackerbau, Viehzucht, Kunstfleiss, Wissenschaften.* Hauptsächlich Verbesserung des Contributionswesens; Anlegung einer herrschaftlichen Landwirthschaft, nicht, wie der Fürst in einem darüber publicirten Rescript erklärte, um Privatvortheile für die Kammer daraus zu ziehen, sondern um den Landmann durch Beyspiele zum Kleebau, zur Stallfütterung und zu andern Landwirthschafts-Verbesserungen aufzumuntern; Ferner Beförderung des Bergbaues, und Errichtung einer eignen Lehrstelle für die Vieharzneykunde. *N. 5. Gesetzgebung.* Abfassung eines neuen Criminal-Gesetzbuchs, an dem bereits seit 1787 gearbeitet, und von welchem nächstens der erste Band erscheinen wird. Der *Quistorpsche* Entwurf wird dabey zum Grunde gelegt. Die hier eingerückte Ankündigung dieses Gesetzbuchs ist mit vieler Weisheit und in einer trefflichen Sprache abgefasst, und erregt grosse Erwartungen. *No. 6. Folgen der mildern Gesetzgebung.* Der Vf. liefert hier vollständige Listen der Zuchthaus-Gefangnen, der Criminal-Verbrechen und der Hingerichteten von den letzten 20 Jahren. In dem Decennium von 1769 bis 1779 war die Anzahl der Zuchthausgefangnen 1523; in dem folgenden von 1779 bis 1789 nur 765. Eben so auffallend ist der Unterschied in Absicht der Criminal-Verbrecher und der Hingerichteten. *No. 7. Anstalten, Getraide- und Holzmangel zu entfernen.* Möglichst gelinde Beschränkung der Getraide-Ausfuhr, und nie gänzliche Sperre; ingleichen Anlegung von Holz-Magazinen, aber unter steter freyer Concurrenz des Privat-Verkaufs. *No. 8. Hebammen-Schule.* Diese ward 1788 errichtet. *No. 9. Verbesserung der Wundarzney-Wissenschaft.* Anordnung zweckmäsiger Prüfungen, und einer theoretischen sowohl als praktischen Anleitung für junge Wundärzte; Bemühungen zur Ausrottung des Zunftgeistes unter den Wundärzten; Anlegung eines anatomischen Theaters. *No. 10. Kranken-Verpflegung für Stadt-Arme.* Die Kranken erhalten nicht bloss in ihren Wohnungen freye Kur durch angestellte Armen-Aerzte und Wundärzte, sondern auch Krankenspeisen. Die Anzahl der Kranken, und deren (sehr glückliches) Genesungs- und Mortalitäts-Verhältniss war folgendes:

Jahr.	Kranke.	Genesen.	Gestorben.
1786—87.	579.	314, d. i. 89. von 100.	41, d. i. 7 von 100.
1787—88.	849.	763, d. i. 96 von 100.	39, d. i. 4½ von 100.
1789—90.	666.	609, d. i. 91½ von 100.	35, d. i. 5¼ von 100.

Die Kosten für Arzney und Nahrung waren (laut Beyl. No. 1.) im Jahr 1787—88, 2230 Fl. 54 Kr. folglich für jeden Kranken im Durchschnitt 2 Fl. 38 Kr. *No. 11. Einrichtung des allgemeinen Krankenhauses.* Die Anstalt ist 1789 vollendet, und deren vom Vf. ausführlich beschriebene Einrichtung durchaus musterhaft. Jetzt wird ein Institut für kranke Handwerks-Gesellen, nach dem Muster des bekannten Wirzburgischen, und ein Institut für kranke Dienstboten mit demselben in Verbindung gesetzt. *No. 12. Volksmenge der Stadt Bamberg.* Noch zur Zeit keine vollständige Liste; eine ungefähre Zählung gab im Jahr 1789 eine Anzahl von 20851 Einwohnern. *No. 13. Erthalsche Stiftung.* Sie besteht in einem Capital von mehr als 100,000 Fl. zur Unterstützung von Kranken und Hausarmen, von einem im Jahr 1760 verstorbenen Onkel des jetzigen Fürsten. — Sehr erfreuend und aufmunternd ist es, in einem der wichtigsten katholisch-geistlichen Staaten unsers deutschen Vaterlandes unter der Leitung eines weisen und guten Fürsten, solche Fortschritte der Aufklärung und Volksbeglückung zu sehen, und die Merkwürdigkeit dieser Nachrichten wird hoffentlich die Ausführlichkeit dieses Auszugs entschuldigen.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Göttingen*, b. Dieterich: Academiae Georgiae Augustae Prorector — *anniversaria inaugurationis sacra LIII. in a. d. XVII. Sept. 1790. celebranda indicit, simulque — Ge. Lud. Boehmero sacrum semisaeculare muneris professorii per L. annos gesti gratulatur.* Inest: *Honores JCtis habiti ab Impp. Romanis, quibusque de caussis.* fol. — Selten findet man über einen schon mehrmals bearbeiteten Gegenstand so viele neue Aufschlüsse und Berichtigungen in einem so engen Raume beysammen, als in der gegenwärtigen Gelegenheitsschrift, an welcher die Meisterhand eines *Heyne* unverkennbar ist. Vom Unterschiede des Ansehns, in welchem die Römischen Juristen während des Freystaats und unter den Kaisern standen, urtheilt der Hr. Vf. sehr treffend, wenn er behauptet: jene gaben der Wissenschaft Würde, diese verdankten ihre Würde der Wissenschaft. Als Ehrenbezeugungen, die die Kaiser den Juristen erwiesen, werden namentlich folgende aufgeführt: Autorisirung ihrer Aussprüche und Gutachten, Anstellung beym kaiserlichen Gerichtshofe und Staatsrathe, Erhebung zur *Praefectura Urbi* und *Praetorio* und zu andern wichtigen Hofämtern, eigene juristische Professuren, Statüen, Gemählde und Inschriften, die ihre Verdienste um Gesetzgebung und Rechtswissenschaft verewigen sollten. Höchst interessant sind die ganz neuen Bemerkungen über die Absonderung der Regierungs- und Justizsachen im kaiserlichen Staatsrathe, und über die Ursachen des Verfalls der Jurisprudenz seit Alexander Severus, wo die gemeine Meynung von der nachtheiligen Anhäufung der Rescripte über entschiedenes Recht berichtigt wird. Uebrigens dürfte die Schwierigkeit, welche der Hr. Vf. S. 4. in der allgemein anerkannten Veränderlichkeit des *Jus Honorarium* vor Hadrian zu finden glaubt, vielleicht gehoben werden, so bald man annimmt, dass die *Edicte* der Prätoren unter den ersten Kaisern unabhängiger vom Einflusse der Rechtsgelehrten gewesen sind, als ihre *einzelnen Entscheidungen* in Processsachen.

JENA, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

